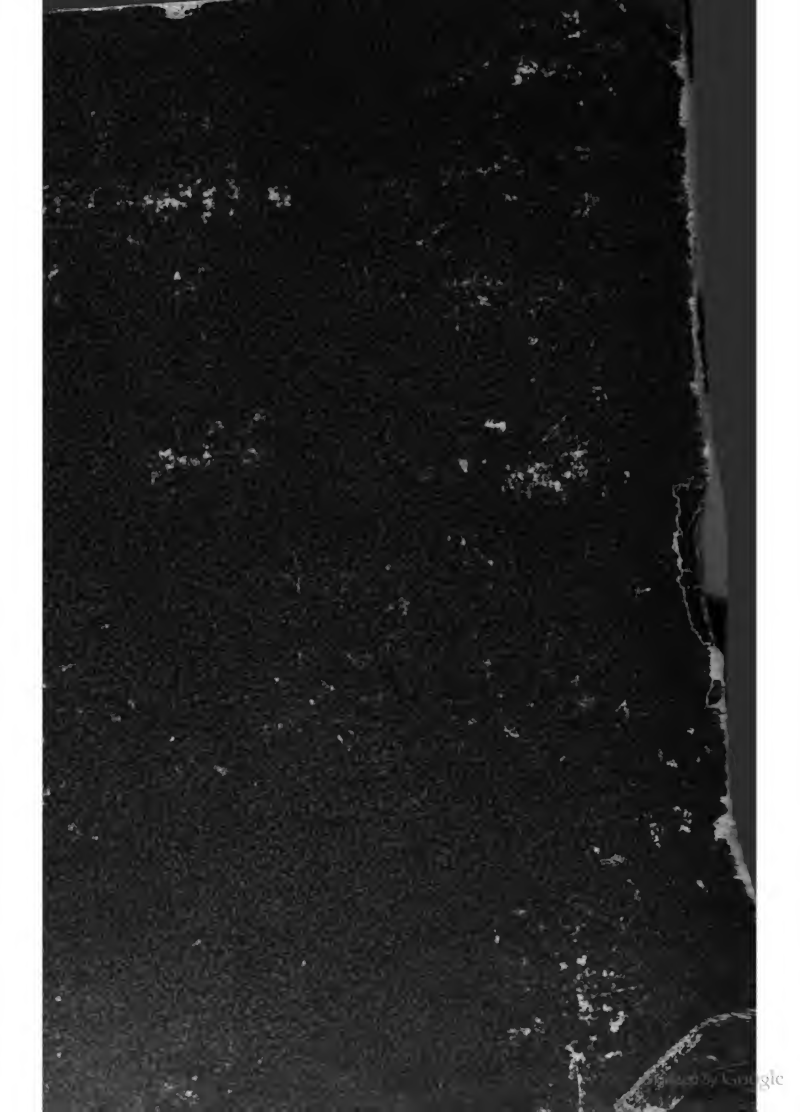






Nº 27. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Balbina.

Sittenbild aus unsern Tagen.

Von Franz Hedrich.

1.

Die Burgsau ist ein lachendes Hochthal, im länglichen Kreise von majestätischen Bergkolossen eingeschlossen. Da, wo das Thal allein einem Fuhrwerke zugänglich ist, an einem steilen Hohlwege liegt der Markt gleichen Namens. Der kleine, allem Weltverkehr entlegene Ort besteht aus lauter hölzernen Häusern, von welchen sich die vornehmsten entweder nur durch die geringere Baufälligkeit oder eine größere Fülle primitiver Ornamentik und mehr hingekleckster, als gemalter Heiligenbilder auszeichnen.

Seitwärts auf einer Anhöhe, in der Gestalt einer abgestumpften Pyramide, erhebt sich eine alterthümliche, graue Mauermasse, einer Citadelle vergleichbar und groß genug, um dem ihr zu Füßen liegenden Orte ein solideres Material zum vollständigen Umbaue zu liefern.

Es ist das fürstliche Schloß, ein Ueberbleibsel aus der Feudalzeit, welchem von seiner ehemaligen Herrlichkeit nichts übrig geblieben ist, als der Besitz der Patrimonial-Gerichtsbarkeit, und selbst diese war zur Zeit, da die nachfolgende Geschichte gespielt, ihrem Verscheiden schon sehr nahe.

Der Fürst, kein Freund eines idyllischen Gebirgsaufenthaltes, hatte, obgleich er schon seit dreißig Jahren Majoratsherr war, seine schöne Herrschaft Burgsau noch nie betreten und auch nur selten seinen übrigen Schlössern die Ehre seines Besuches erzeigt, da er sich nur in dem Luxus der Weltstädte behaglich fühlte. Sein Hofrath, Herr von Zintner, schaltete und waltete diese ganze lange Zeit über als oberster Verwaltungschef und Gerichtsherr, so daß sich die Bevölkerung daran gewöhnt hatte, den Stellvertreter des Fürsten gewissermaßen als den regierenden Herrn anzusehen.

Der Hofrath, bereits ein Siebenziger, war ein feiner, ästhetischer Epikuräer; Wohlleben war für ihn das höchste menschliche Ideal, welches er aber auch vollständig erreichte. Geschäftssorgen kannte er nicht, er ließ Alles beim Alten und seine Berufspflichten waren damit erfüllt, daß er die Maschine durch die nöthige Zahl von Unterbeamten im Gange erhielt und zu Zeiten eine seiner Mußestunden opferte, um eingelaufene Gesuche, die unmöglich länger aufzuschieben waren, zu erledigen und angeklagte Unterthanen zu verhören und zu richten.

Dieser bureaukratische und richterliche Theil der Stellung war derjenige, welcher dem Hofrath am schwersten fiel, nicht weil er ihn mit Arbeiten überbürdete, sondern weil der gestrenge Herr für die bagatellmäßigen Anliegen der Bauern gar kein Verständniß hatte und im Gefühle seiner Vornehmheit und seines Ranges fast die Berührung mit dieser schlichten Menschenclasse scheute. In einer Gegend, deren Bevölkerung das vollkommenste Still- und Gewohnheitsleben führte und in ihrem primitiven Zustande nächst Gott den Pfarrer und den Hofrath als die höchsten Wesen verehrte, gab es wahrlich keinen Luxus von Streit- und Justizfällen, welche überhaupt nicht in der Abgeschlossenheit der Berge, sondern da, wo reger Handel und Verkehr ist, ihren fruchtbaren Boden haben. Hier in der Burgsau ging man nur selten und nur nothgedrungen zu Gericht, und was da vorkam, bewegte sich in dem alltäglichsten Geleise, gerade wie das einfache und anspruchslose Gebirgsleben der Bewohner, ohne die Obrigkeit zu belästigen oder in besonderem Maße geistig anzustrengen.

Der Himmel weiß aber, wie der Hofrath mit diesem Theil seiner Amtspflichten fertig geworden wäre, wenn ihm das Schicksal nicht in der Person seines Gerichtsdieners einen Mann an die Seite gestellt hätte, welcher seine Gensd'armerie, sein Instructionsrichter, sein Staatsanwalt, seine Jury, sein Strafvollstrecker, oft Alles gleichzeitig bei einem und demselben Gerichtsfalle war.

Dieser Mann hieß Grüneisen und war ein alter, ausgedienter Corporal von dürrer Mittelgestalt, einem ordinären, aber biedermännischen Gesichte, welchem der borstige Schnurrbart, die buschigen Augenbrauen und die zerrauft über die Ohren herabhängenden Büschel, welche sein Kopfhaar vorstellten, einen Ausdruck von Wildheit verliehen. Er war auch ein Choleriker, aber streng rechtlich und gerecht, insoweit Heftigkeit und eine nicht geringe Beschränktheit, wie die seinige, jederzeit gerecht sein können. Seinen messingbeschlagenen Stock, den er beständig schwang und zwischen den Händen drehte, schien er sich von seiner militärischen Vergangenheit her als organischen Bestandtheil seines Wesens angeeignet zu haben.

Es war ein heißer Julitag. Der Hofrath hatte sich bequemt, wieder einmal im Gerichtssaale zu erscheinen. Seit frühem Morgen hatte er sich geplagt und auch die Streithändel einer bedeutenden Anzahl von Parteien entschieden. Mittagszeit war vom Kirchthurm längst verkündigt worden, aber es war ihm noch immer nicht vergönnt, sich in die liebliche Stille seiner Gemächer zurückzuziehen, denn es war noch der peinlichste Rest der Gerichtssession, mehrere Erkenntnisse rein strafrechtlicher Natur zu Ende zu führen.

Ein Handwerksbursche, der es gewagt hatte, mit einem abgelaufenen Wanderbuche in der Fremde zu existiren, sollte in seinem wilden Freiheitslaufe noch auf die Bahn der Polizeiordnung

zurückgebracht werden; ein Knecht, welcher, der Vorschrift entgegen, einen Abhang ohne Radschuh hinabgefahren war, mußte für die mißkannte Fürsorge der Obrigkeit, welche nur seinem eigenen Halse und seinen eigenen Knochen gegolten, exemplarisch bestraft werden, und endlich war noch eine Verbrecherin da, ein altes Weib, welches im herrschaftlichen Walde eine Schürze voll Laubstreu gesammelt hatte, um der Hausziege ein weiches Lager zu bereiten.

Als auch diese aufregungsreichen Verhandlungen mit des Himmels und Grüneisen's Hülfe überstanden waren, schloß der Hofrath die Schubläden seines Secretairs für längere Zeit wieder zu und warf sich, nur Grüneisen's Rückkehr erwartend, der die Waldfrevlerin escortirt hatte, in den weiten Lehnstuhl. Sein glatt rasirtes, wohlerhaltenes und wohlgeformtes Gesicht und seine nicht dicke, doch abgerundete Gestalt verriethen eine eigenthümliche Verweichlichung; indeß blieb es nicht räthselhaft, warum der alte Herr den ganzen Tag lang fahren, jagen und bis in die späte Nacht tafeln konnte, aber der geringsten ernsten Arbeit erlag. Stirn, Wangen bis an's Kinn hinab waren mit Runzeln bedeckt, doch hinter jeder derselben schien schmunzelndes Wohlbehagen zu lagern.

Die Thür that sich nach ein paar Minuten auf, Grüneisen erschien. Der Hofrath erhob sich wie auf ein Signal zur Mittagstafel.

„Euer Gnaden,“ sprach Grüneisen eintretend mit sehr verdrießlicher Miene, „wir sind noch nicht fertig —“

„Was?“ rief der Hofrath zusammenfahrend.

„Eine Partei wartet noch draußen,“ fuhr der Gerichtsdiener fort, „eigentlich gesagt, zwei.“

„Daraus kann nichts werden,“ rief der Hofrath im vollsten Schrecken und wollte aus dem Gerichtssaale fliehen.

„Euer Gnaden haben zu befehlen,“ sprach Grüneisen mit scheinbarer Ergebung, „aber dann werden wir die Leute jeden Tag auf dem Halse haben; es sind Brautleute und die haben es sehr dringend.“

„Wer ist es denn?“ fragte der Hofrath sehr desperat.

„Der Stegwirth und Leonhard vom Unteranger,“ begann Grüneisen, als ihm der Hofrath schon dazwischenfuhr, indem er ausrief:

„Die haben ja bereits ihre Heirathsbewilligung, womit kommen sie denn noch? um mich todtzuplagen?“

„Ich weiß nicht,“ brummte Grüneisen, welcher es wirklich nicht wußte, aber doch die Audienz zu Stande bringen wollte, nicht aus Amtseifer, sondern aus Rücksicht auf den Stegwirth, bei welchem er des Jahres manches Gläschen Bier und Schnaps unentgeltlich leerte. „Etwas wegen Grundstücken, so habe ich halb und halb gehört; die Leute haben sich so rasend lieb und wollen sich vermuthlich noch Etwas zuschreiben.“

„Die Angelegenheit hat mir schon so viel Mühe gemacht,“ sprach der Hofrath, die Stirn reibend, „doch weiß ich nicht mehr, wen die beiden Burschen heirathen! Helf' Er meinem Gedächtniß ein Bischen auf die Beine!“

„Na,“ erwiderte Grüneisen, „der Stegwirth nimmt die Balbina vom Oberanger, das schönste Mädchen im ganzen Pfarrbezirk, und Leonhard nimmt die Brigitte, die Tochter vom Stegbauer, über die sich nur sagen läßt, daß sie nicht übel ist und eine eben so schöne Aussteuer hat, wie die Andere.“

„Richtig, richtig,“ murmelte der Hofrath.

„Da dächt' ich nun,“ fügte Grüneisen wärmer hinzu, „Euer Gnaden sollten die Leute doch vorlassen, damit die Sache in Ordnung kommt; sie haben sich so lieb und haben eine höllische Mühe gehabt, ehe sie es so weit gebracht haben!“

„Ich sehe,“ versetzte der Hofrath einlenkend, „daß ich doch nicht früher zum Mittagstisch komme! Also schnell herein mit ihnen, aber, hör' Er, wir wollen es kurz machen, recht kurz!“

Er nahm seinen Richterstuhl wieder ein. Der Gerichtsdiener ging, mit seinem Erfolge zufrieden, an die Thür und rief laut, nachdem er geöffnet:

„Ihr dürft hereinkommen, aber müßt Euch kurz fassen, sonst kommt unser gnädigster Herr vor lauter Verhören heute nicht zum Mittagsessen!“

Die beiden Brautpaare traten mit dem gedrückten Ernst, der den Bauern in der Kirche und im Amtssaale eigen ist, ein. Die Mädchen blieben dicht an der Thür, die Männer hatten sich kaum zwei Schritte weiter vorgewagt. Der Anzug Aller bezeugte, daß sie aus wohlhabenden Häusern waren. Die beiden Männer, ungefähr dreißig Jahre alt, hatten schwarze Sammtjacken mit dicken Seidenschnüren und funkelnagelneue Filzhüte mit schweren, echten Goldtroddeln, die Mädchen waren gleichfalls im Sonntagsstaate, sie trugen seidene Jacken, weite Schürzen von schwerster Seide, Hauben von Golddraht, der Hals war mit Perlenschnüren und Goldmünzen überladen.

Der Hofrath war plötzlich aufgestanden und näher gekommen. Seine Mienen waren die freundlichsten, doch war es nicht herablassendes Entgegenkommen gegen die schüchternen Unterthanen, sondern eine Folge der Anziehungskraft, welche Balbina's hohe, reizende Gestalt und ihr madonnenähnliches Gesicht auf den hochbetagten Kenner weiblicher Reize ausgeübt hatten.

„Was giebt es noch immer?“ redete der Hofrath die Leute überaus leutselig an. „Ich hätte geglaubt, daß Ihr Euere kirchlichen Aufbietungen schon längst gehabt habt!“

„Wir haben es ganz verkehrt angefangen, Euer Gnaden,“ erwiderte der Stegwirth, ein unansehnliches Männchen, mit einem gewissen Humor, „und kommen auch deshalb, um zu bitten, daß Sie es, Euer Gnaden, mit ein paar Federstrichen wieder repariren!“

„Was denn, was denn?“ fragte der Hofrath, der in dem Gesagten keinen Sinn fand, stutzig.

„Ich muß nämlich Leonhard's Mädchen, die Brigitta, heirathen,“ fuhr der Stegwirth fort, „und Leonhard die meinige.“

„Macht Er Spaß oder ist Er verrückt?“ rief der Hofrath, Grüneisen, der hinter ihm stand, einen Blick größter Verwunderung zuwerfend.

„Kein Spaß!“ versetzte der Stegwirth sehr ernst. „Wie würde sich unser Einer erfrechen, vor Euer Gnaden einen Spaß zu machen! Es ist so. Ich muß die seinige und er die meinige kriegen, und so hätte es von allem Anfang an gekommen sein sollen, damit Euer Gnaden selbst die kleine Mühe erspart worden wäre, welche es kostet, um in unseren Heirathsgesuchen die Namen der beiden Mädchen umzuschreiben.“

Er zog bei den Worten die betreffenden Papiere aus dem Innern der Jacke hervor.

Leonhard, ein bildschöner Mann von sehr hoher Gestalt, der bisher mit eigenthümlicher Apathie dagestanden hatte, rührte sich in dem Augenblicke und zog gleichfalls seine Papiere hervor.

Die Mädchen blickten stumm und reglos, wie bisher, vor sich auf den Boden. Diese Haltung aller Vier verrieth offenbar das vollkommenste Einverständniß.

„Wenn ich Euch nicht so vor mir dastehen sehen würde,“ sprach der Hofrath, die Hände zusammenschlagend, „so würd' ich glauben, daß ich falsch und ganz unrecht gehört habe! Jetzt versteh' ich erst, was Ihr verkehrt angefangen heißt! Das ist doch — aber ich fahre schon darüber so auf, ehe ich noch weiß, was Euch dazu gebracht hat! Die Gründe! die Gründe! —“

„Sie haben es errathen, gnädigster Herr,“ versetzte darauf der Stegwirth rasch und erfreut, „und darum werden Sie uns gewiß Recht geben. Ja, die Gründe! Ganz recht, deswegen geschieht's! Meine Gründe grenzen gerade an die des Stegbauers, und der Unteranger, der dem Leonhard gehört, und der Oberanger, wo Balbina her ist, hängen aneinander und sind zwei Hälften, die eigentlich ein einziges Stück sein sollen. Der Gründe wegen sind wir für die Kreuzheirath und ich muß die Brigitta heirathen und mein Camerad Leonhard meine frühere Braut Balbina. Dann ist unser Besitzstand schön beisammen und wir sind, wie man im gelehrten Hochdeutsch sagt, ganz und gar arrondirt.“

„Ist Er zu Ende?“ schrie der Hofrath, welchem vor Aufregung die Zähne gegeneinander anstießen und die Hände zitterten. „Wo hat Er die Unverschämtheit her, einen solchen gemeinen Tauschhandel hier in der fürstlichen Amtsstube vor meinen Augen aufzudecken und mir in's Gesicht zu sagen, daß ich Euch Recht geben werde? Ihr zeigt einen Stumpfsinn und eine Habgier, daß so Etwas nicht unter den Wilden vorkommen könnte! Aber das scheint Ihr weder zu fühlen, noch zu wissen! Wenn man Euch sieht und hört, glaubt man Klötze, nicht Menschen, vor sich zu haben!“

„Aber ich begreife nicht —“ fing der Stegwirth an, indem er mit stupider Verwunderung seine Genossen anblickte, als ihm der Hofrath das Wort heftig abschnitt.

„Genug!“ rief er. „Ich werde heute vor Aerger keinen Bissen mehr hinabbringen! Und das hätt' ich mir erspart, wenn ich mir nicht von Grüneisen so viel hätte zureden lassen! Was hat Er mir vorhin vorgeschwätzt?“ wandte er sich an den Gerichtsdiener, der seither mit offenem Munde, vor Ueberraschung starr, dagestanden hatte. „Was soll ich künftighin von Seiner Ansicht und

Fürsprache halten, wenn Er versichert, daß sich diese Leute so rasend lieb haben —"

„Ich hab' es halt so gemeint," fuhr Grüneisen in desperater Selbstvertheidigung heraus: „Was, um des Himmel willen, soll der Mensch meinen, da ich doch selbst mit eigenen Augen gesehen habe, daß der Stegwirth alle Hebel angesetzt hat, um die Balbina zu kriegen, die lange Zeit gar nicht darangehen wollte? Was soll der Mensch meinen, wenn er sieht, daß sich Leonhard seit einem Jahre die Füße abläuft, um beim Stegbauer zu hocken; wenn er der Brigitta auf allen Jahrmärkten die theuersten Sachen kauft und zehnmal des Tages am Zaun mit ihr steht? Ja, wenn man das nicht für Liebe halten kann, so müßte man auch einen Hund für keinen Hund halten, wenn man ihn blos sieht und nicht auch bellen hört! Ich hab' es halt gemeint und das hat auch die ganze Ortschaft gemeint!"

„Habt Ihr denn gar keine Religion?" wandte sich der Hofrath sehr eindringlich an die Brautpaare. „Habt Ihr in der Kirche nicht oft genug gehört, daß die Ehe ein Bund der Herzen, ein heiliges Sacrament, nicht ein elender Güterschacher ist? Zu Eurer Ehre will ich glauben, daß Ihr in Euch gehen und Euch noch besinnen werdet! Auch der Herr Pfarrer wird —"

„Wir sind schon entschlossen," sprang der Stegwirth mit plötzlichem Trotz in's Wort, „und sind nicht hierher gekommen, um das hohe Gericht zum Narren zu halten. Wir wissen, was wir wollen, und bleiben dabei!"

„Auch kann uns Nichts daran hindern," fügte Leonhard, der sich bisher so still verhalten, zur Unterstützung des Stegwirths energisch hinzu. „Uebrigens ist es viel besser, man thut einen solchen Schritt vor der Hochzeit zurück, als man bereut nachher."

„Du triffst den Nagel — sehr wahr!" bekräftigte der Stegwirth diese seltsame Logik.

„Ich kann und will Euch nicht mit Gewalt zurückhalten," versetzte der Hofrath darauf, „aber Ihr würdet verdienen, daß sich jeder Priester scheue, Euch einzusegnen! Und Du, Balbina!" er richtete an die Genannte, die hinten wie eine Bildsäule stand, in freundlich zusprechendem Tone das Wort, „Du bist ein so schönes Mädchen! Deine Gesichtszüge sind so sanft und weich, daß man annehmen sollte, daß Du Herz und Gemüth in Dir hast. Deine großen Augen blicken so freundlich und, ich möchte beinahe sagen, so lieb, daß man Gefühl und weibliche Sitte bei Dir vermuthen dürfte. So oft Dich meine Frau in der Kirche sieht, erzählt sie mir mit wahrem Vergnügen, wie Du ihr gefällst und welchen besonderen Anstand Du immer zeigst! Du bist so häuslich, man sieht Dich nicht, wie Andere, bei allen Lustbarkeiten herumtoben, Du lebst nur für die Arbeit und Deine Mutter. Könntest Du das Ansehen, das Du bei allen besseren Leuten mit Recht genießest, so mit Füßen treten und, ohne von der äußersten Noth gedrängt zu sein, eine Heirath eingehen, welche keinen Zweck hat, als die Güter zweier Nachbarn zusammenzulegen? O pfui, das kann ich nicht — das kann ich nicht von Dir glauben!"

Balbina blieb wie ein Stein, ihre Augen hatten weder während der eindringlichen, sympathievollen Anrede des Hofraths, noch nachher den Boden verlassen, auf welchen sie die ganze Zeit über starr und fix geheftet waren.

In Brigitta dagegen, welche wahrscheinlich von den ihrer Mitbraut gespendeten Lobsprüchen gekränkt und verletzt war, erwachte plötzlich Leben, und sie sagte zum Hofrath in sehr lebhaftem und schnippischem Tone:

„Sie ist schon entschlossen, und wir denken da Eine wie die Andere! Ich heirathe den Stegwirth oder will Klosterfrau werden!"

„Dann bin ich mit Euch fertig!" sprach der Hofrath mürrisch und unwirsch. „Reicht neue Gesuche ein, und wenn das Unglück über Euch kommt, das sich schon vorhersehen läßt, so hab' ich Euch in letzter Stunde gewarnt und Ihr werdet kein Mitleid verdienen. Geht!"

Die Brautpaare machten auf das Geheiß Kehrtum und waren im Nu draußen.

„Hat man so Etwas erlebt!" rief der Hofrath, als er mit Grüneisen allein war.

„Wie die Thiere," brummte Grüneisen, „wie die Thiere!"

„Was sag' ich immer über die Bauern?" fuhr der Hofrath fort. „Meine Frau glaubt, daß ich zu hart und zu lieblos urtheile! Es fehlt an tüchtigen Schulen, und die Kirche allein macht Nichts aus ihnen, Schulunterricht muß mithelfen —"

„Und ein derber Stock," fiel der ehemalige Corporal ganz wild in's Wort. „Euer Gnaden sind zu nachsichtig, zu gnädig, zu fein. In der Armee hab' ich es gesehen, aus welchen Lumpen der Stock die vortrefflichsten Menschen gemacht hat! Wenn ich der Herr Hofrath wäre, ich würde unter die Bauern dareinfahren, wie unter die Türken! Dann ging's!"

„Nun, Gott bessre es!" murmelte der Hofrath mit einem Seufzer. „Ich muß den Vorfall meiner Frau gleich erzählen."

Er bewegte sich mit großer Eile nach seinen Gemächern.

2.

Der höhere Theil einer mächtigen Halde, welche, mit schönen Hochwiesen und Buchengehölzen bedeckt, ungefähr fünftausend Fuß hoch hinaufsteigt, wo die schroffen Wände des Gebirgskammes die Vegetation nicht mehr aufkommen lassen, heißt der Oberanger, der untere Theil der Unteranger. Ein Fußpfad und ein steiniger Hohlweg, dem trockenen Bette eines Wildbachs ähnlich, beide sehr steil, führen zu Leonhard's Hofe, eine starke halbe Gehstunde über der Thalsohle gelegen, und von dort, mehr als doppelt so hoch, zu Balbina hinauf. Das Haus der Letzteren ist der höchste Bauernhof im ganzen Kessel der wildromantischen Burgsau, und von dem Markte gleichen Namens dritthalb Stunden weit entfernt.

Zu Mittag, mehrere Tage nach der geschilderten Gerichtssession, als die Sonne der Hundstage mit wahrhaft grausamen Strahlen herabglühte, kam Leonhard von einem Ausgange zurück. Von Weitem schleuderte er schon den Hut von der schweißbedeckten Stirn auf den hölzernen Tisch, der unter einer großen Buche stand, und warf sich selbst auf die Bank daneben, wie wenn ihn die Kräfte in solcher Hitze nicht bis in's Innere des Hauses zu tragen vermöchten.

„Hansel, Hansel!" rief er mit seiner Löwenstimme seinem Stallknecht.

Hansel kam, ein mittelgroßer, dürrer, aber nerviger Mann im besten Alter, von jenem traurigen Phlegma des Ausdrucks und Wesens, welches die Gewohnheit, die niedrigsten Arbeiten zu verrichten, häufig erzeugt.

„Warst Du im Oberanger-Hof?" fragte ihn der Herr.

„Gleich in aller Frühe," versetzte Hansel, „kaum, daß Du mir es angeschafft hast."

„Wo sind die Papiere?" fragte Leonhard hastig.

„Die hab' ich in die Backstube hingelegt," war die Antwort.

„Bring' sie her!"

Als sie Hansel gebracht hatte, griff Leonhard rasch darnach und sah sie durch.

„Dummer Kerl," rief er, einen der Bogen in den Händen auseinanderfaltend, „bei dem Gesuche fehlt die Unterschrift! Weßwegen hab' ich Dich zur Balbina geschickt?"

„Ein dummer Kerl bin ich," gab Hansel mit der ruhigsten Ueberzeugung zur Antwort, „aber ich weiß nicht, ob sie unterschrieben hätte, wenn Du einen viel Gescheidteren, als mich, hingeschickt hättest!"

„Schweig, Strohkopf," herrschte ihn Leonhard an. „Sie hat auf die Schrift gewartet und gewußt, daß sie sie unterschreiben muß. Du mußt sie aber mit Deinem Zungengedresch ganz irre gemacht haben!"

„Hat sie es gewußt und nicht gethan," versetzte Hansel überaus gelassen, „so wird sie am besten wissen, warum, und ich kann da Nichts verdorben haben."

„Wie hast Du ihr also meinen Auftrag ausgerichtet?" fragte Leonhard.

„Gar nicht," lautete die seltsame Antwort, „kein Sterbenswörtlein habe ich gesagt und kann sie also nicht irre gemacht haben."

„Da hat man es! Was hab' ich gesagt?" rief Leonhard mit einer vor Zorn mißtönenden Stimme, indem er sich wild erhob und auf den Knecht mit geballten Fäusten losstürzte. „Deine Ohren sollt' ich Dir abreißen, Dummkopf!"

Hansel blieb unbewegt stehen, wie ein Meilenzeiger, wiewohl er nicht wissen konnte, daß die Drohung ohne alle Folgen bleiben werde.

„Was hätt' ich sagen sollen?" sagte der Knecht mit seiner vorigen Ruhe. „Was hättest Du gesagt? Sie ist oben am Fenster gestanden und hat mich in den Hof hineintreten sehen. ‚Du bringst gewiß die Papiere,' hat sie mir gleich heruntergerufen. Das hat sie sich freilich leicht denken können, denn sie hat gesehen,

daß ich sie in der Hand trage. ‚Geh wieder,‘ hat sie in einem Athem gesagt, ‚ich unterschreibe nichts, sag's zu Hause, ich unterschreibe nichts!‘ Dann ist sie vom Fenster gleich fortgelaufen.“

Leonhard's Augen zuckten, seine Züge veränderten sich, wie wenn er von einem Schreckensgedanken gefaßt worden wäre, und er stierte stumm vor sich hin.

„Gelt,“ rief Hansel mit einer gewissen Selbstzufriedenheit, „jetzt kannst Du nichts mehr sagen! Ich habe meine Sache doch ganz gut gemacht.“

Er begab sich wieder in den Stall zurück.

„Hätte sich Balbina anders besonnen?“ murmelte Leonhard, „so wollt' ich nur an dieser Buche gleich die Stirn einrennen! Nein, nein, sie ist vor Gericht darauf bestanden, ich habe sie erst gestern gesprochen, nein, nein — dahinter wird nichts stecken, als eine kleine, lumpige Ursache!“

Er lehnte sich an einen Baumstamm, und wiewohl er noch in Gedanken versenkt blieb, klärten sich seine Züge wieder auf und nahmen ihren gewöhnlichen Ausdruck heiterer Sorglosigkeit und liebenswürdigen Leichtsinns an.

Er war ein ungewöhnlich schöner Mann von sehr hoher, aber gefälliger Gestalt, ein Bild der Kraft. Ein paar lebenslustige, feurige, dunkle Augen blitzten aus dem jugendfrischen, ebenmäßigen Gesichte einnehmend hervor. Der Teint war männlich gebräunt, die Nase fein und edel gebogen, die Stirn, wie nach dem Vorbild der Antike geformt, mit glänzend schwarzen, gelockten Haaren geschmückt; der Mund schön geschnitten, voll der herrlichsten Zähne, von einem sich kräuselnden Schnurrbärtchen überschattet. Wie er dastand in der Joppe, dem leicht gebundenen Halstuch, den nägelbesetzten Bergschuhen, den Wollstrümpfen und Kniehosen, unter welchen die Kniee frei vorschauten, war er das wahrhafte Künstlermodell eines schönen Gebirgsmannes.

Der stehende Ausdruck seines Gesichtes, sorglose Jugendlust, wurde aber von Zeit zu Zeit von seinem wahren Gegensatze durchbrochen, nicht allein, wenn Leonhard in einen Affect gerieth. Die freundlichen Augen wurden stier, die bacchusgleiche Stirn runzelte sich, die Nasenflügel öffneten sich, wie bei einem scheuen Pferde, der Mund zog sich wie zum Schnappen und Beißen in die Breite. Es war das Portrait eines schönen Banditen, der einen Anschlag brütete oder gar ausführen wollte. Es verrieth sich eine wilde Thatkraft, welche zwar noch niemals zum Ausbruch gekommen war, obschon es in Leonhard's Leben nicht an Proben der Leidenschaft fehlte. Dennoch ließ sich dem Manne nichts nachsagen, als daß er aus übergroßer Lebenslust zu leichtsinnig, sehr verschwenderisch und, von Getränk erhitzt, händelsüchtig war.

Ein paar Wucherer hätten ihm freilich ärgere Dinge nachzusagen gewußt, welche ihn in der öffentlichen Meinung todtgemacht hätten. Er galt für einen der Wohlhabendsten in der Burgsau; man wunderte sich über seine großen Ausgaben, weil man dieselben für luxuriös hielt, aber man glaubte nicht, daß sie den Grundstock seines Besitzes untergrüben. Das war indeß längst der Fall. Leonhard's Hof war hoch überschuldet und sein gänzlicher Bankerott konnte nicht länger als noch vier bis sechs Wochen auf sich warten lassen, wenn er nicht bis dahin bedeutende Mittel zur Deckung gefunden hatte.

Dieser schlechte Vermögenszustand erklärt auch seine Liebe zu dem reichsten Mädchen des Ortes, der Stegbauerstochter Brigitta, welche auch trotz des langen Widerstrebens der Eltern zur Heirath geführt haben würde, wenn der Stegwirth nicht vor Kurzem mit dem Plane der Kreuzheirath aufgetreten wäre.

Den Stegwirth, der ein sehr industriöser, aber bis zum Geize knauseriger Mann war, leiteten dabei zwei sehr nüchterne und einträgliche Motive. Brigitta war etwas reicher, als Balbina, und ihr Hof hing mit seiner Wirthschaft gerade so zusammen, wie der Ober- und Unteranger. Ihm war es daher mit der Arrondirung vollkommenster Ernst.

Anders verhielt es sich mit Leonhard, als er auf den Vorschlag des Stegwirths so rasch und unbedingt einging. Er verzichtete auf das reichere Mädchen, welches noch einen sehr energischen Vater hatte, und entschied sich für Balbina, die den großen Vorzug besaß, nur noch eine alte, gute und schwache Mutter zu haben, welche ihn nicht gehindert hätte, nach Belieben zu schalten und zu walten und über das angeheirathete Gut zur Deckung seiner Schulden mit rücksichtsloser Freiheit zu verfügen.

Bei dieser Sachlage hatten die Ueberraschung und der Schrecken nicht gering sein können, nachdem der Knecht die auf die neue Heirath bezüglichen Papiere ohne Balbina's Unterschrift wieder zurückgebracht hatte.

Leonhard hatte lange Zeit an dem Baumstamme gelehnt. Seine Gesichtszüge hatten ihre Aufheiterung nicht lange behalten und waren seitdem wie von bösen Ahnungen und finsteren Zweifeln überflogen. Ein schwerer Kampf ging in ihm vor und die innere Unruhe zeigte sich durch das rastlose Trampeln der Füße.

Urplötzlich griff er nach seinem Hute und den Papieren, die auf dem Tische lagen, machte einen Seitensprung zum Brunnen, wo er an der Wasserröhre einige rasche und starke Züge that, setzte über den Hofraum und sprengte, trotz der wachsenden Tageshitze, den Fußsteig zu Balbina hinan.

Eine Magd war vor dem Hause, als er oben angekommen war.

„Wo ist Balbina?“ fragte er heftig, da sich seine innere Aufregung mit der physischen verstärkt hatte.

„Beim Bleichen,“ war die Antwort, „hinten bei den drei Kreuzen.“

Leonhard bog blitzschnell um die Ecke und sah schon Balbina keinen Büchsenschuß weit auf einem grünen Rundplatze, wo drei ungeheure Kreuze — Christus und die zwei Schächer — standen und mehrere Riesenblöcke lagen, wie sie die weit umher ausgebreitete Leinwand mit der Gießkanne emsig überspritzte.

Das Mädchen wurde seine Ankunft nicht früher gewahr, als bis er dicht hinter ihm stand und es angeredet hatte.

„Warum hast Du nicht unterschrieben?“

Balbina wandte sich überrascht, ja betroffen um und setzte die Gießkanne nieder, faßte sich aber sogleich und sagte, indem sie das lose gewordene Kopftuch dabei band, fest und ruhig:

„Das könntest Du Dir schon denken!“

„Denken?“ lispelte ihr Leonhard zusammenzuckend mit ausgehender Stimme nach.

„Da willst Du es nicht verstehen,“ sprach Balbina, indem sie die hohe Gestalt aufrichtete und alle Verlegenheit mit einem Male abschüttelte, „darum sag' ich Dir, daß ich von dem ganzen Handel nichts mehr wissen will!“ (Fortsetzung folgt.)

Ein treuer Freund der Freiheit und der Gartenlaube.

• Es giebt noch Richter in Berlin.

Wer das alte Dictum kennt, welches wir als Motto an die Spitze dieser Charakterschilderung stellen, wird nicht ohne ein bitteres Lächeln des Windmüllers von Sans-Souci und seines Zwistes mit Friedrich dem Großen gedenken. Vor einem Jahrhundert, wo überall in Europa der Wille des Herrschers höchstes Gesetz war und speciell in Deutschland eintausend zweihundert kleine Tyrannen die Macht über Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen ausübten, damals lebte im preußischen Volke noch jenes sprüchwörtlich gewordene kindliche Vertrauen in die Heiligkeit und Unwandelbarkeit des Rechts. Mit vielen andern mehr oder weniger kostbaren Gütern ist ihm wohl heutzutage die Kindlichkeit jenes Vertrauens entwichen und wie so mancher fromme Glaube auch der an die Gerechtigkeit merklich erschüttert worden.

Dürfen wir stolz hierauf sein? Sind wir jetzt etwa Männer deshalb, weil wir gelernt haben, unser Vertrauen vorsichtig abzuwägen?

Seitdem wir täglich erfahren und es im preußischen Abgeordnetenhause öffentlich constatirt worden ist, daß Richter durch Richter zum Märtyrerthum ihrer politischen Gesinnung verurtheilt werden; seitdem im preußischen Justizministerium der Grundsatz gilt, daß der Jurist ein treuer Anhänger des herrschenden Systems sein müsse, und jeder Andersdenkende als ein Feind betrachtet und als solcher verfolgt wird — seitdem muß wohl der unbefangene Bürger die Befürchtung hegen, daß auch das Recht, das wie das Licht der Sonne jedem Sterblichen in gleichem Maße leuchten soll, zur Dienerin der kleinen, aber starken Partei erniedrigt werde und daß an Stelle der leidenschaftslosen Ruhe, in politischen Processen mindestens, die Leidenschaftlichkeit und der Parteihaß beim Urtheil mitreden.



J. D. H. Temme.

Die Bestrafung von Justizbeamten wegen öffentlicher Aeußerung oder Geltendmachung ihrer politischen Ueberzeugungen ist seit der Vertagung des vorletzten Landtags stehender Artikel in den preußischen Zeitungen geworden. Während der Eine mit einem Verweise davonkommt, trifft den Andern Versetzung mit oder ohne Gehaltsverminderung, den Dritten eine Geldstrafe, den Vierten Absetzung xc. Die Mannigfaltigkeit der Strafmaße wird zwar immer überraschender, doch die Zahl der Opfer des Systems auch täglich größer, und hierin anerkennen wir einen wichtigen Fortschritt, insofern man allen unabhängigen Justizbeamten, wenn auch nicht in gleichem Maße, gerecht zu werden versucht.

Schreiender war das System in seinen Anfängen, als man noch einen Einzigen aus der großen Anzahl Gleichbetheiligter sich herausholte und ihn mit der ganzen Wucht langgenährten Hasses niederwarf. Ein solcher war der preußische Abgeordnete und ehemalige Oberlandesgerichts-Director Temme, dessen Leben wir den Lesern der „Gartenlaube“ erzählen wollen, denen er ja durch so manchen novellistischen Beitrag ein alter, lieber Bekannter ist.

Wem Vorrechte der Geburt oder erbliche Anlagen von vornherein seine besondere Stellung in der Gesellschaft angewiesen, der hat keinen Anspruch darauf, ein außerordentliches Gewicht auf seine lange Ahnenreihe von Regenten, von Musikern, Schauspielern oder Malern zu legen. Die Erscheinung solcher Successionen ist zu alltäglich. Sie erfolgen fast unabhängig von dem Willen der betreffenden Personen, die gewissermaßen einem unabweisbaren Schicksalsspruch gehorchen. Doch hat es eine höhere Bedeutung, wenn von Jahrhundert zu Jahrhundert in bürgerlichen Familien Generationen von Aerzten, Predigern, Naturforschern, Pädagogen, Richtern aufeinander folgen. In diesem Falle wird der Beruf des Vaters vom Sohne als eine geheiligte Würde bevorzugt, welche mit der Würde und Ehre der Familie in innigstem Zusammenhange steht und ihr ein so stolzes Bewußtsein verleiht, wie nur je eine Reihe königlicher Ahnen es vermöchte.

Jodocus Temme stammt aus einer alten westphälischen Familie, welche der rothen Erde schon eine große Anzahl angesehener Juristen gestellt hat. Am 22. October 1799 wurde er zu Lette in der Grafschaft Rheda geboren. Sein Vater, Amtmann des Klosters Clarholz, in Gemeinschaft mit seinem Onkel, einem gelehrten katholischen Geistlichen, ertheilte ihm einen so vortrefflichen Privatunterricht, daß Temme schon im Jahre 1813 in die Prima des Gymnasiums zu Paderborn eintreten und im Herbste 1814 die Universität besuchen konnte. Er studirte in Münster und Göttingen und wurde 1817, im Alter von achtzehn Jahren, Auscultator bei dem Oberlandesgericht zu Paderborn und um Ostern 1819 Referendar. Im Jahre 1821 wurde er zum Assessor bei dem fürstlich Bentheim'schen Land- und Stadtgericht zu Limburg

bestellt, folgte aber bald dem Prinzen von Bentheim-Tecklenburg bis zum Jahre 1824 als Erzieher auf die Universitäten Heidelberg, Bonn und Marburg. Um sich einen ausgedehnteren Wirkungskreis zu verschaffen, bestand Temme 1832 die dritte juridische Prüfung und wurde alsdann als Assessor an das damalige Hofgericht von Arnsberg versetzt.

Von hier aus beginnt sein Beamten-Wanderleben, das ihn, den verschiedenen Stufen der richterlichen Hierarchie folgend, in alle Provinzen des preußischen Staates führte, bis er bald nach der Märzrevolution von seinem Posten als Director des Land- und Stadtgerichts zu Tilsit als Staatsanwalt an das Criminalgericht zu Berlin berufen wurde.

In demselben ereignißvollen Jahre 1848 wurde Temme im Kreise Ragnit zum Abgeordneten in die National-Versammlung erwählt, und hiermit tritt er in seine politische Laufbahn. Es ist bekannt, wie ernsthaft er seine Aufgabe als Volksvertreter nahm, mit welcher Entschiedenheit er die Sache der Demokratie gegenüber der Junker- und Hofpartei wie dem kleinen Häuflein der ewig vertrauensvollen Altliberalen vertrat. Das Ministerium Auerswald-Hansemann hatte mit seinem Amtsantritt die Verpflichtung übernommen, Temme und einige andere mißliebige Abgeordnete, welche hohe Richterposten bekleideten, aus ihren Aemtern zu entfernen. Während Temme Staatsanwalt am Criminalgericht zu Berlin war, wurden von der Reactionspartei an seine amtliche Thätigkeit Anforderungen gestellt, welchen er unmöglich entsprechen konnte. Man brauchte gefügigere Werkzeuge, und darum wurde er im Juli trotz seines Protestes zum Director an das Oberlandesgericht zu Münster befördert. Doch kaum hatte er sein neues Amt vier Wochen lang verwaltet, als er wieder in Ragnit zum Abgeordneten gewählt wurde und in Folge dessen sofort nach Berlin zurückkehrte, wo er bekanntlich den thätigsten Antheil an den Sitzungen der National-Versammlung nahm, bis sie am 5. December aufgelöst wurde.

„Daß wir in Preußen nicht mehr im constitutionellen Staate leben," hatte er auf der Tribüne gesagt, „ist wohl kein Geheimniß mehr. Man weiß es in Preußen, man weiß es in Deutschland. Wir haben einen kurzen constitutionellen Traum geträumt; das ist das Ganze. Der Traum ist vorüber, der crasseste Absolutismus ist wieder da."

Die Reaction warf ihre Larve ab, die Epoche der Verfolgungen und der Demokratenhetze war gekommen. Mehrere preußische Justizcollegien begannen den Reigen mit der Denunciation derjenigen ihrer Mitglieder, welche in der Kammer für die Volkssache gesprochen und gestimmt hatten. Man erinnert sich der Schritte, welche damals die Oberlandesgerichte zu Ratibor und Bromberg in Betreff ihrer Präsidenten Kirchmann und Gierke gethan, des Briefes, welchen der Obertribunalspräsident Mühler an Waldeck gerichtet, um ihn zum Rücktritt zu bewegen. Auch das Oberlandesgericht zu Münster hatte sich in einer Immediateingabe an den König gewendet, mit der Bitte, „sich außer aller amtlichen Beziehung zu dem Director Temme gesetzt zu sehen".

Diese Eingabe wurde vom Justizminister Rintelen dem auf seinen Posten nach Münster zurückgekehrten Volksvertreter „zur Entschließung" mitgetheilt. Man wollte ihn veranlassen, freiwillig aus dem Amte zu treten. Als Antwort erklärte Temme in der Sitzung des Collegiums, er sei der Meinung, daß Männer, die Kraft und Muth in sich fühlen, dem Unrechte überall entgegenzutreten, in der gegenwärtigen Zeit doppelt und dreifach die Verpflichtung hätten, auf ihrem Posten auszuharren.

Und nun geschah das Außerordentliche, daß das Oberlandesgericht zu Münster, dasselbe, welches in einer Eingabe an den König als Ankläger gegen seinen Director aufgetreten war, sich auch die Rolle des Richters über ihn zutheilte und, gestützt auf seine Theilnahme an dem bekannten Steuerverweigerungsbeschluß der Nationalversammlung, eine Untersuchung wegen Hochverraths gegen ihn eröffnete. Temme wurde verhaftet und in eine Zelle des Zuchthauses gesperrt, die unmittelbar vorher von fünf darin detinirten gemeinen Verbrechern hatte geräumt werden müssen. Das Oberlandesgericht zu Münster hatte für seinen Director kein anderes Arrestlocal zu seiner Verfügung. Als dies Factum im Parlamente zu Frankfurt zur Sprache kam, war Herr von Vincke kühn genug es als unwahr zu erklären. Der edle Freiherr hat sich leider für zu vornehm gehalten, eine Behauptung zu widerrufen, von deren Falschheit er sich seither sicher überzeugt hat.

Ohne Angabe irgend eines gesetzlichen Grundes und dem Wortlaut des Art. 86 der Verfassung zuwider, beschloß zugleich dasselbe Gericht, einen Tag nach der Verhaftung des Angeklagten, dessen Suspension vom Amte, welche Maßregel das Justizministerium später mit Entziehung der Hälfte des Gehalts begleitete. Temme protestirte. Er berief sich auf die unbestreitbare Incompetenz des Gerichts, welches durch seine Immediateingabe an den König im Voraus seine Parteinahme gegen ihn bekundet habe und nach den Gesetzen unfähig sei, sein Richter zu sein. Er berief sich zugleich auf die Unverletzlichkeit der Abgeordneten, die jede gerichtliche Untersuchung wegen der von ihnen in dieser Eigenschaft vorgenommenen Handlungen verbiete. Der Justizminister verweigerte die Entlassung aus dem Kerker, doch ging er auf das Perhorrescenzgesuch des Angeklagten ein und übertrug die Untersuchung dem Oberlandesgericht zu Paderborn. Dieses erklärte sich, wie vorauszusehen war, für incompetent und schickte dem Minister die Acten zurück. Der Minister sendet sie ein zweites Mal nach Paderborn und erhält sie ein zweites Mal zurück. Temme bleibt indessen im Zuchthaus und kann keinen Richter erhalten! Alle Beschwerden sind nutzlos. Dabei war er unter den 220 Abgeordneten zur Nationalversammlung, die mit ihm den Steuerverweigerungs-Beschluß gefaßt, von denen sogar mehrere im Münsterschen Gerichtsbezirk wohnten, der Einzige, der so behandelt wurde. Kein Anderer außer ihm war nur zur Voruntersuchung, geschweige zur Haft gezogen worden.

Am 8. Januar 1849 wurde indessen Temme vom Kreise Neuß zum Abgeordneten nach Frankfurt gewählt, trotzdem aber erst am 28. Januar aus dem Gefängniß entlassen. Die Untersuchung wurde nun dem Kammergericht zu Berlin übertragen. Eine Entscheidung auf Niederschlagung des Processes und Aufhebung der Amtssuspension erfolgte jedoch erst, als Temme von Neuem im Kerker saß, angeklagt wegen Theilnahme am Stuttgarter Rumpf-Parlament. Nachdem letzteres durch Waffengewalt aufgelöst worden, war Temme zu seiner Familie nach Berlin zurückgekehrt. Auf seine Anfrage beim Minister Simons wurde ihm von diesem das Temme bereits unterwegs bekannt gewordene Gerücht seiner bevorstehenden zweiten Verhaftung bestätigt und er aufgefordert, sogleich nach Münster zurückzukehren. Temme wollte nicht, wie man es wahrscheinlich gehofft, seinem Processe aus dem Wege gehen. Ungeachtet der traurigsten Verhältnisse, in denen er sich von den Seinigen trennen mußte, begab er sich nach Münster und wurde wiederum im Zuchthaus untergebracht.

Es versteht sich von selbst, daß er wie beim ersten Processe und aus denselben Gründen gegen das Oberlandesgericht zu Münster Recusation einlegte und sich zugleich wiederum auf seine Unverletzlichkeit als Abgeordneter stützte. Seine Einwendungen blieben diesmal vollständig unbeachtet. Nachdem er schon ein halbes Jahr im Gefängniß gewesen und die Untersuchung noch gerade so stand wie am ersten Tage seiner Verhaftung, gab er endlich den dringenden Bitten seiner Frau und aller seiner Freunde nach und beschwerte sich beim Justizminister Simons über die Verzögerung seiner Sache. Eine Antwort wurde ihm nicht zu Theil. Dagegen wurde er vierzehn Tage darauf, nach Verlauf von beinahe fünf Monaten seit dem letzten Verhöre, wieder einmal vernommen. Man behielt ihn nun noch volle drei Monate im Gefängniß, ehe man seinen Proceß zur Entscheidung brachte.

Mußte er sich in seiner einsamen Zelle nicht von aller Welt verlassen wähnen? Doch er war es nicht ganz. Das Volk, das ihn schon einmal aus dem Zuchthause befreit hatte, sollte jetzt wenigstens zur Beschleunigung seiner Befreiung mitwirken. In der That war Temme schon kurze Zeit nach seiner Verhaftung im Kreise Coesfeld zum Abgeordneten in die erste Kammer gewählt worden. Allein dadurch wurde diesmal seine Freilassung nicht bewirkt. Nachdem Waldeck, Jacobi, Grün und mehrere andere politische Angeklagte von den Geschworenen freigesprochen waren, drängte die gesammte Reaction auf Errichtung eines Staatsgerichtshofs für politische Verbrecher hin. Der Gedanke lag nahe, daß Temme zu einem der ersten Opfer dieses Gerichtes ausersehen sei. Die ganze Provinz Westphalen gerieth in eine Bewegung, die sich nicht blos den demokratischen, sondern in gleicher Weise den conservativen Kreisen mittheilte. Von allen Seiten vereinigte man sich zu Adressen für eine Beschleunigung der Untersuchung. In Folge dieser Kundgebungen fand man sich endlich bewogen, den Termin zur öffentlichen Verhandlung vor den Geschwornen

auf den 6. April 1850 anzusetzen. Temme wurde freigesprochen und endlich seiner Haft entlassen.

Leider war er damit noch nicht am Ziel der gegen ihn verhängten Verfolgungen angelangt. Das vermeintliche Verbrechen der Betheiligung am Stuttgarter Parlament mußte nun, in Verbindung mit des Verfolgten Beschwerdeschriften an den Justizminister gegen das Münstersche Gericht, zu einer Disciplinaruntersuchung gegen ihn dienen. Man machte ihm zugleich den Vorwurf, seine Amtspflichten verletzt zu haben, weil er während seiner Suspension sich zur Ertheilung von Rechtsgutachten angeboten. Man zog einen bei Waldeck gefundenen Brief herbei, der schon im früheren Processe figurirt hatte; kurz, man wollte nun einmal den mißliebigen Staatsdiener aus dem Amte entfernen, und man fand die Mittel dazu.

Die auf den Fall bezüglichen Gesetze reichten freilich nicht hin, doch es existirte eine Verordnung vom 10. Juli 1849. Wie das Obertribunal selbst erklärte, waren sämmtliche Handlungen des Angeklagten vor der Publication dieser Verordnung vorgefallen; dennoch verurtheilte ihn dasselbe Gericht auf Grund jener Verordnung zur Dienstentlassung und dem vollen Verlust seiner Pension und lieferte damit ein Beispiel der Rückanwendung eines späteren Strafgesetzes auf einen frühern Fall, das in den Annalen der gesammten europäischen Rechtspflege bis dahin unerhört war und auch seitdem einzig und allein geblieben ist. Ja, dasselbe Obertribunal zu Berlin erkannte wenige Monate später in einem gleichliegenden Falle gegen den Oberlandesgerichts-Assessor Martiny, daß, da die sämmtlichen diesem Angeschuldigten zur Last gelegten Handlungen vor der Publication des Disciplinargesetzes vorgefallen seien, dieses nicht zur Anwendung kommen könne und Martiny außer Verfolgung zu setzen sei. Die Entscheidung wurde freilich auf Veranlassung des damaligen Justizministers lange geheim gehalten, und Martiny selbst erfuhr erst nach einigen Jahren jenen rechtlichen Grund des Fallenlassens der Anklage wider ihn von Seite der Staatsanwaltschaft. Das verdammende Urtheil gegen Temme ließ man bestehen. Von diesem Urtheil des höchsten Gerichtshofs zu Berlin datirt jene Epoche der preußischen Rechtspflege, die überall ebenso sehr mit Erstaunen wie mit Schmerz erfüllt.

Dreiunddreißig Jahre hatte Temme seine Kräfte dem Dienste des Staates gewidmet. Er war vor allen Justizbeamten Preußens dadurch ausgezeichnet worden, daß man ihn beinahe regelmäßig von zwei zu zwei Jahren in schwierige Aemter beförderte, die jedesmal, wie der Justizminister Mühler selbst bemerkte, besondere Rechtskenntniß, Energie, Fleiß und Eifer erforderten. Zu einer Zeit und in einer Lage, wo er auf Pension Anspruch machen konnte, wurde er wegen seiner Liebe zum Volke, wegen seiner unbeugsamen Gesinnung der gesetzlichen Ansprüche auf einen Ruhegehalt beraubt.

Er übernahm die Redaction der Oderzeitung. Man wußte ihm jedoch durch polizeiliche Haussuchungen rc. seinen Aufenthalt in Breslau so sehr zu verleiden, daß er mit Freuden eine Professur an der Universität in Zürich annahm, welche ihm die republikanischen Schweizerbehörden bereitwilligst anboten. Im Jahr 1863 bekanntlich von Neuem in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt, legte er ein Jahr später sein Mandat freiwillig nieder.

Schon frühe hatte Temme sich literarischer Thätigkeit gewidmet. Seine juridischen Schriften sind sehr zahlreich und haben ihm den Ruf eines bedeutenden Rechtsgelehrten erworben. Allgemein bekannter ist Temme durch seine Romane und Criminalgeschichten, die ihn in die Zahl unserer gelesensten und geschätztesten Erzähler einreihen. Vor mehr als dreißig Jahren erschienen seine ersten Novellen und sein erster größerer Roman „die Kinder der Sünde“ unter dem angenommenen Namen H. Stahl. Mit seinem wirklichen Namen trat Temme erst 1831 in die Oeffentlichkeit als Verfasser der westphälischen Sagen und Geschichten. An dieselben schießt sich eine Sammlung Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens, welche er gemeinschaftlich mit T. von Tettau 1837 herausgab. Ihr folgten 1839 die Volkssagen der Altmark und endlich 1840 die Volkssagen von Pommern und Rügen. So wußte dieser echt deutsche unermüdliche Arbeiter auch auf seinen Beamtenwanderungen durch alle Provinzen des preußischen Staates überall duftige Sträuße unvergänglicher Volkspoesie zu sammeln. Bedeutender wird seine schriftstellerische Thätigkeit mit seiner Uebersiedlung in die Schweiz, namentlich seit er durch die „Gartenlaube“ dem größten deutschen Leserkreise bekannt und lieb geworden ist. Von hier aus eroberte er sich trotz aller Ungunst äußerer Verhältnisse und der Camaraderie in den literarischen Kreisen seiner Heimath einen festen Platz unter den deutschen Erzählern.

„Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux“ (alle Arten sind gut, nur nicht das langweilige), ist ein bekannter Ausspruch Voltaire's. Wenn man von Temme sagen kann, daß er niemals langweilig ist, so ist dies ein um so größeres Lob, als leider nur wenige deutsche Novellisten es verdienen. Temme besitzt eine reiche, wir dürfen sagen unerschöpfliche Phantasie. Von der allgemeinen Krankheit unserer deutschen Romanschriftsteller, Mangel an Erfindungsgabe, hatte er nie Etwas zu befürchten. Sein wechselvolles Leben, sein langjähriges Amt als Criminalrichter, brachten ihn in tägliche Berührung mit allen Kreisen der Gesellschaft. Er hatte wohl das Laster in seinen entsetzlichsten Erscheinungen beobachten müssen, aber das „Steinige! Steinige!“ der Pharisäer war ihm stets verhaßt geblieben. Sein Gemüth hatte ihn vielmehr immer dazu geführt, die ersten Irrwege des Verbrechers aufzusuchen, die leitenden Fäden seines Geschickes zu verfolgen, den finstern Schleier wegzuheben, der uns wehrte, in der schrecklichen Gestalt des Missethäters die ursprüngliche gottähnliche Menschengestalt zu erkennen. Sein tiefes Mitleid begleitet den Gefallenen bis zum Moment der Sühne.

Wir sind lange genug mit den romantisch-verschwommenen Gebilden einer geträumten Welt genährt worden und wissen es der gegenwärtigen Literatur Dank, daß sie es wiederum versucht, uns die wirkliche Welt in idealem Bilde vorzuführen. Eine heftige realistische Reaction macht sich unter den heutigen Schriftstellern geltend. Es ist dies eine gesunde Erscheinung, die wohl da und dort das rechte Maß verliert, aber hoffentlich zu einer Erneuerung der großen Tage deutscher Dichtkunst führen wird.

Die Literatur der zwanziger und dreißiger Jahre bildete ein Volk von Träumern, das den Augenblick verpaßte, den die Geschichte ihm einmal geboten. Diejenige der Gegenwart soll Männer bilden und deshalb muß sie realistisch sein, das Leben unserer Generation mit seinem allseitigen Ringen und Streben, seinen Genüssen und seinem Jammer in allen Gesellschaftsschichten ergreifend und nachwirkend schildern. Mit manchem andern deutschen Schriftsteller hat Temme diese Aufgabe begriffen und redlich verfolgt. Schnell fortschreitende und dabei spannende Handlung ist freilich die charakteristischste Seite seiner Erzählungen, doch diese Handlung ist nicht nur eine äußerliche, willkürlich ersonnene; sie entwickelt sich durchgängig aus lebendigen, vor unsern Augen wirkenden Charakteren, bei denen der Dichter es an dem unentbehrlichen Salz der Contraste nicht fehlen läßt. Seine Scenerie ist außerordentlich mannigfaltig, wie die Welt, welche er schildert. Er bewegt sich nicht etwa vorzugsweise in den abstoßenden Schlupfwinkeln des Verbrechens, in Gefängnißräumen und Gerichtssälen; auch im schimmernden Paradesaal des Geburts- und Börsenadels wie im nüchternen Wohnzimmer des Handwerksmanns, im duftigen Boudoir einer Weltdame wie in der ärmlichen Dachstube einer Nähterin ist er zu Hause, und wenn er schonungslos der Heuchelei ihre Larve abreißt, der prangenden Niederträchtigkeit ihre bunten Lappen zerfetzt, stets führt er uns doch mit Vorliebe in den Kreis bürgerlicher Thätigkeit, wo unberührt vom Getriebe wilder Leidenschaften ein genügsames Glück sich aufbaut durch regen Fleiß und fromme Menschenliebe.

Temme hat sich einen ihm eigenthümlichen Styl geschaffen, er ist ein Feind langer Perioden. Die kurzen, knappen Sätze (manchmal etwas gar zu knapp) verleihen seiner Darstellung eine Lebendigkeit, welche in den Novellen und kleineren Erzählungen, die ihrer Natur nach jedes unnütze Beiwerk ausschließen, die Wirkung außerordentlich erhöht, seinen größeren Romanen dagegen Eintrag thut. Hier gelüstete uns manchmal, uns an einem stillen, schattigen Plätzchen auszuruhen und traulich ein Wörtchen mit dem Dichter zu plaudern. Doch der reißt uns unaufhaltsam fort mit dem Strome seiner Erzählung und läßt uns nicht eher los, als bis wir am Ende sind.

Möge es Temme vergönnt sein, noch recht viele Bilder menschlicher Wirrsale und Kämpfe dichterisch darzustellen. Das Volk wird seine Erzählungen stets dankbar aufnehmen, denn es fühlt dabei, daß hier Einer spricht, der mit ihm gelitten und gestritten hat.

Mein Affe.

Vortrag, gehalten in der naturforschenden Gesellschaft in Zürich

vom Prof. B.

Meine Herren!

Wenn ich es heute versuche, Ihre Aufmerksamkeit für kurze Zeit auf meinen kleinen Freund, meinen Affen, zu lenken, so geschieht dies nicht ohne einiges Bedenken, weil die Behandlung meines Themas keine streng wissenschaftliche ist, wie dies in diesen Kreisen zu der Regel gehört, sondern Ihnen nur das Bild eines individuellen Thierlebens vorführen kann, welches ich durch eine achtmonatliche Beobachtung kennen gelernt habe. Beschäftigt sich doch auch die Zoologie nicht allein mit der anatomen Zerlegung und systematischen Einreihung der Thiere, sondern auch mit dem Studium ihrer animalischen und geistigen Eigenthümlichkeiten, mit ihrem Charakter, ihren Gewohnheiten, ihren Sitten, kurz mit Allem, was uns die Thiere lieben, schätzen, fürchten und bewundern macht, und so mag es denn auch gerechtfertigt sein, wenn ich Ihnen von einem Thiere erzähle, das, obwohl von Ihnen Allen gekannt, doch vielleicht von Keinem von Ihnen so lange und so genau beobachtet wurde, wie von mir. Wie alle Leute, die viel mit Thieren umgegangen sind, an ihnen Das und Jenes entdecken, was ihnen die Thiere lieb und schätzenswerth macht, so ist es auch mir gegangen, und vielleicht verdient meine Liebe zu meinem Affen den Vorwurf, daß sie eine — Affenliebe ist.

Mein Affe, zu der großen Gruppe der Meerkatzen (Cercopithecus) gehörend, ursprünglich Bewohner des sonnedurchglühten afrikanischen Festlandes, stammt zunächst aus einer wandernden Menagerie, aus welcher ich ihn im vorigen Herbste acquirirte. Er ist männlichen Geschlechtes, und man bezeichnet die Art, welche er repräsentirt, als die graugrüne Meerkatze. Sein Alter kann ich nicht genau bestimmen; er ist jedenfalls noch ein junges Thier, da er gegenwärtig im Zahnwechsel begriffen ist. In der Menagerie soll er sechszehn Monate gewesen sein, ich selbst besitze ihn seit acht Monaten. Nehmen wir an, daß er als halbjähriges Thier in Gefangenschaft gerathen sei, so wäre er jetzt dreißig Monate alt. Ist diese Altersbestimmung richtig, so ist sie insofern von Interesse, als der Zahnwechsel verhältnißmäßig spät erscheint, aber doch um beinahe vier Jahre früher, als gewöhnlich beim Menschen. Dieser relativ späte Zahnwechsel läßt auf ein ziemlich langes Leben schließen. Wie groß die durchschnittliche Lebensdauer der Affen sein mag, darüber ist meines Wissens nichts bekannt. Sie sterben ja in der Gefangenschaft meist bald, da unser Klima und vielleicht die Art unserer Fütterung ihnen wenig zusagt. Bis jetzt befindet sich mein Affe, kleine vorübergehende Störungen der Verdauung abgerechnet, im Vollgenusse seiner Gesundheit, und die geraubte Freiheit suche ich ihm dadurch zu ersetzen, daß ich ihm, während er den größten Theil des Tages in einem geräumigen Käfig zubringt, zuweilen erlaube, auf dem Corridore oder im Zimmer auf Tischen und Schränken seine flüchtigen Excursionen zu machen.

Mein Affe ist ein Vielfresser und zugleich ein Gutschmecker. Es ist erstaunlich, welche Quantitäten von Speisen das kleine Thier zu sich nimmt und wie wählerisch es dabei zu Werke geht. Als Getränk liebt er am meisten Milch, die er mit großem Behagen unter gurgelnden Tönen einschlürft, Kaffee und Thee verschmäht er, mit einigen Schlucken Wein und Bier befriedigt er mehr seine Neugierde als seinen Durst. Vegetabilische Kost sagt ihm am meisten zu, Früchte aller Art, feine, junge Gemüse, wie gelbe Rüben, Salat, Rettige, ferner Brod und Conditorwaaren, aber auch animalische Kost, wie Eier und Fleisch, sucht er per fas et nefas zu erlangen, während ihm alles Fette zuwider zu sein scheint. In der Freiheit genießen diese Affen wahrscheinlich auch sehr verschiedene Dinge und mögen wohl auch hie und da die Eier aus Vogelnestern ausnehmen und kleinen Vögeln oder Mäusen und dergleichen den Garaus machen. Ihre Schnelligkeit befähigt sie dazu, die Art ihres Gebisses weist darauf hin, daß sie mit fleischfressenden Raubthieren etwas Gemeinschaftliches haben.

Nicht weniger, als der Geschmacksinn, sind die übrigen Sinne entwickelt. Das Auge scheint vortrefflich zu sein, auf große Entfernungen sowohl wie auf kleine Distanzen, man erkennt an seinen Aeußerungen leicht, daß er z. B. vom Fenster aus Gegenstände auf der Straße oder in der Luft nicht blos verfolgt, sondern sie wohl unterscheidet. Diese Art der Neugierde, mit welcher er die Bewegung auf der Straße beobachtet, hat etwas ganz Eigenthümliches, weil sie beweist, daß ein solches Thier nicht blos mit dem Nächstliegenden sich beschäftigt, sondern auch Entfernteres in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. Nur sehr intelligente Hunde pflegen Gleiches zu thun, aber auch dann nur, wenn sie besonders aufgelegt oder aufgeregt sind. Ueber die Feinheit seines Gehörs ist mein Urtheil weniger bestimmt; es zu prüfen, ist weniger Gelegenheit vorhanden. Musik scheint ihn heiter zu stimmen; einen besondern Eindruck davon auf ihn habe ich nicht wahrgenommen. Der Geruchssinn wird von ihm hauptsächlich dann in Anwendung gebracht, wenn er über Genießbarkeit gewisser Speisen in Ungewißheit ist. Eigen ist, daß er dann in der Regel seine Nase nicht dem Gegenstande nähert, den er beriechen will, wie z. B. ein Hund, sondern mit seinen Händen einen solchen Gegenstand seiner Nase nahezubringen sucht, wie wir Menschen gewöhnlich dies zu thun pflegen.

Erstaunlich ist die Thätigkeit und Kraft seiner Muskeln. Wenn er sich z. B. mit Gewalt aus einer ihm unlieben Liebkosung von Seite einer fremden Person, oder wenn er Strafe fürchtet, loszumachen sucht, so muß man schon einen nicht unbedeutenden Grad von Kraft entgegensetzen, um das kleine Thier zu halten, und man begreift, wie kolossal stark große Affen, wie z. B. der Gorilla, sein müssen, wenn schon dieses Aeffchen mitunter schwer zu bändigen ist. Mit der Stärke ist die größte Behendigkeit verbunden. Springen und Klettern sind seine Hauptpassionen. Man sieht, wie es dem Thiere Freude macht, seine Gelenkigkeit zu produciren, indem er die verwegensten Salti mortali ausführt. Sprünge von neun Fuß Weite fast ohne Anlauf gehören nicht zu den größten, man glaubt, er habe Flügel, wenn er sich von einem Gegenstande zum andern schwingt. Sein langer Schwanz dient ihm gewissermaßen als Steuerruder, er vermag mit Hülfe desselben, wie es mir schien, während des Sprunges noch seine Richtung zu verändern. Unglaublich ist dabei seine Sicherheit; er verfehlt fast nie sein Ziel und wenn er auf einem mit Gläsern, Tellern und Gegenständen aller Art gefüllten Tische sich herumtummelt, so wirft er selten Etwas um und weiß die kleinsten Plätzchen zu benutzen, um seine Füße zu stellen. Kein Wunder, wenn das Thier bei der großen Uebung seiner Muskeln und bei der gewöhnlich bis zu einhundert und dreißig und einhundert und vierzig in der Minute steigenden Contraction seines Herzens einen beträchtlichen Stoffumsatz erfährt und eine verhältnißmäßig reiche Quantität guter Nahrung zu sich nehmen muß, die bei ihm auch kaum eine leise Spur von Fettbildung erzeugt. Eigenthümlich ist die Art seiner Ruhe und seines Schlafes. Bei Tag fand ich ihn nur ruhen, aber nie schlafen. Wenn er im Sitzen auf einer Stange in seinem Käfig schläft, so beugt er den Kopf an die Brust, faltet die Arme übereinander und legt seine Hinterfüße in der Höhe des Kopfes oder noch höher an das Gitter des Käfigs. Dabei sucht er in seinem Schwanz, den er um die Stange, auf welcher er sitzt, oder um einen tiefer liegenden Gegenstand spiralförmig windet, einen weiteren Stützpunkt zu gewinnen, der ihn im Gleichgewicht hält. Dem Schlafen im Käfig zieht er aber entschieden das Schlafen in meinem Bett vor, wo er unter der Bettdecke und nahe an mich angeschmiegt die größte Behaglichkeit findet. Sehr oft kann ich ihm indeß dieses Vergnügen nicht gewähren, denn sein Schlaf ist kein ganz solider und ruhiger. Er verändert oft seinen Platz, vielleicht weil sein Gehirn lebhafte Träume durchkreuzen, und er ist im Stande, mitten in der Nacht oder ganz früh am Morgen mich zum Spielen und Scherzen herauszufordern, wozu ich nicht immer um diese Zeit Lust habe.

Soviel von den körperlichen Eigenschaften und Functionen meines Affen; was nun seine mehr geistigen Lebensäußerungen betrifft, so steht in erster Linie seine außerordentliche Munterkeit, sein guter Humor, seine Schalkhaftigkeit, sein Witz, seine Neckerei. Dies ist der hervorragendste Zug seines Charakters. Er ist ein kleiner Kobold, stets zu allen Tollheiten und dummen Streichen aufgelegt. Wenn er mit meinen Kindern spielt, so geschieht es nicht in der anschmiegenden gemüthlichen Weise eines Hundes oder selbst einer Katze, sondern stets neckend, schelmisch, mitunter auf

eine etwas plumpe und zu handgreifliche Art, wobei er ihnen auf die Köpfe springt und sie an den Haaren zerrend sogar zu Boden wirft. Er liebt meine Kinder und unterscheidet sie sehr wohl von einander. Gegen das schwächste derselben ist er auch am frechsten und läßt sich von den Kindern überhaupt nichts gefallen. Unbedingten Gehorsam kennt er nicht; er folgt meinem Rufe nur, wenn es ihm gefällt; blos Androhung von Strafe oder diese selbst in Form von körperlicher Züchtigung kann ihn z. B. bewegen in seinen Käfig zurückzukehren, wenn er im Zimmer frei herumspringt. Gegen alle andern Leute mit Ausnahme von mir, den er als seinen Herrn erkennt, ist er rachsüchtig und im höchsten Grade jähzornig. Selbst wenn ich ihn strafe, werde nicht ich der Gegenstand seines Zornes, sondern er überträgt ihn auf andere zunächst stehende Personen, mögen dieselben an der von ihm erlittenen Strafe schuld gewesen sein oder nicht.

Mein Affe liebt sehr die Geselligkeit und stößt klägliche Töne aus, wenn er sich allein und verlassen sieht. In neuerer Zeit habe ich ihm zur Beschäftigung und Unterhaltung ein Kaninchen in den Käfig gegeben, mit dem er sehr schnell, so bald er sich von seiner Superiorität und des Kaninchens duldender Gutmüthigkeit überzeugt hatte, Freundschaft schloß.

Er ist neugierig und diebisch. Alles will er sehen und untersuchen, er öffnet Schränke und Zimmerthüren, letztere indem er auf die Thürklappe springt, bis die Thüre aufgeht. Er stiehlt, um zu stehlen, und wenn er auch ganz gesättigt ist, so raubt er doch von Tisch und Teller, was er nicht nehmen soll, bewahrt es eine Zeit lang in seinen Backentaschen auf und entzieht sich der Verfolgung durch die schleunigste Flucht. So wenig vortrefflich nun im Ganzen auch seine Eigenschaften sind, so geben doch gerade der Widerspruch und der Streit, in welchem man sich mit dem kleinen Thiere befindet, stets neuen Stoff zur Unterhaltung. Seine Sprachäußerungen sind nicht sehr mannigfaltiger Natur, indeß kann man doch ungefähr ein halbes Dutzend articulirter verschiedener Laute unterscheiden. Für gewöhnlich ist er stumm und nur bei besonderer innerer Bewegung und Erregung vernimmt man seine Stimme, die bald gurgelnd, bald bellend, kreischend und pfeifend ist und mitunter etwas Weinerliches hat, z. B. wenn er am Abend, nachdem er auf dem Canapee an meiner Seite eingeschlafen, aus seiner Ruhe aufgeschreckt in den Käfig zurückgebracht wird. Jedenfalls ist sein Stimm- und Sprachregister sehr viel reichhaltiger als das anderer hochstehender Thiere. Auf welch hoher intellectueller Entwicklungsstufe er steht, geht auch aus der Art und Weise hervor, wie er das Bild, das sich ihm in einem Spiegel bietet, zu betrachten pflegt. Während gewöhnlich selbst die intelligentesten Hunde gar keine Notiz von dem Spiegelbild nehmen, so geräth mein Affe vor ihm in große Aufregung, macht die komischsten Bewegungen und scheint in Zweifel zu sein, was er von dem sich ihm darbietenden trügerischen Bilde halten soll. Er langt und sieht, wie es auch kleine Kinder zu thun pflegen, hinter den Spiegel, offenbar um Aufschluß zu erhalten, ob er getäuscht ist, oder ob sich in Wirklichkeit Etwas hinter dem Spiegel befindet. Von Nachahmungssucht, wie sie die menschenähnlichsten Affen z. B. der Orang-Outang in so merkwürdiger Weise besitzen, habe ich nie etwas an meinem Affen beobachtet; ob er fähig ist gewisse Kunststücke zu lernen, weiß ich nicht, ich habe es nicht versucht und glaube, daß man nur durch Strenge und Strafen dazu kommen könnte, was seinen Charakter wahrscheinlich verderben und seine Zutraulichkeit und Zahmheit vernichten würde.

Die Schilderung meines Lieblings ist keine vollständige, aber sie mag Ihnen, meine Herren, doch die wesentlichsten Züge eines mannigfaltig gestalteten Thierlebens geben. Ich bin nicht der einzige in meiner Affenpassion; selbst von berühmten Männern wird erzählt, daß ihnen die Gesellschaft eines Affen unentbehrlich geworden und sein Tod sie auf's Tiefste betrübt hat. So hat auch mich schmerzlich der Tod meines ersten Affen berührt (der gleichen Art angehörend wie mein jetziger), der im vorigen Jahre, nachdem ich ihn einige Monate besessen hatte, als Opfer seiner Naschhaftigkeit gefallen ist. Er fraß ein Stückchen arsenikhaltige Farbe und ging unter den Erscheinungen einer acuten Arsenikvergiftung zu Grunde. Seine Liebe konnte ich mir nie erringen; er war meiner Frau und meinen Kindern sehr attachirt, aber vor mir hatte er eine nicht zu überwältigende Furcht und einen unüberwindlichen Haß, vielleicht weil ich ihn einmal, gleich im Anfange, nachdem ich ihn in Marseille gekauft hatte, tüchtig züchtigte, oder weil er in mir meines großen Bartes wegen einen ihm feindlichen stärkeren Affen zu erblicken glaubte, der ihm nichts Gutes erweisen könne. Sein Gehirn ist der Wissenschaft nutzbar gemacht worden, indem es Herr Professor C. Vogt untersuchte und, wie er mir schrieb, manche interessante Aufschlüsse sich dadurch verschaffte, die er wohl gelegentlich mitzutheilen nicht versäumen wird.

Es war doch schön auf Hochschulen!

Von einem alten Burschenschafter.

In der Mitte des August dieses Jahres feiert die deutsche Burschenschaft das fünfzigjährige Jubiläum ihrer Stiftung. Wer kennt nicht die Bedeutung dieser einfachen Studentenverbindung in der Geschichte Deutschlands seit den Befreiungskriegen? Waren es nicht wirklich diese aus dem Kampf gegen das Frankenkaiserreich zu den Hochschulen zurückgekehrten jungen Männer, die nach jenem Kriege allein noch den weit gefährlicheren Kampf gewagt mit der unpatriotischen Selbstsucht der Dynastien, mit der Schreckensmacht der heiligen Allianz, mit dem volksfeindlichen Freiheitshaß des Adels und der obersten Beamtenkreise, den Kampf gegen die Gleichgültigkeit der großen Masse, gegen die Angst des wohlhäbigen Philisterthums? Ja, die kleinen einzelnen Studentenhäuflein der Burschenschaft auf den Hochschulen waren es, die für die Zukunft der Nation das heilige Feuer der Vaterlandsliebe hüteten, wie sie des Reichs verbotene Farben wahrten! Dreimal unterdrückt und verfolgt und in Menge den Kerkern überliefert, erhoben sie sich dreimal wieder vom Untergang, bis endlich Deutschland, zu einer großen nationalen Ermannung erstarkt, aus der Hand der Burschenschaft die Fahne nahm, die seitdem als deutsches Banner selbst auf dem Bundespalast und allen Fürstenschlössern geweht und welche die Nation nimmermehr sich wieder entreißen läßt.

Dieses Jubiläum lenkt von selbst unsere Blicke nach Jena, wo die Burschenschaft gegründet wurde, wo sie ihren festesten Sitz hatte und wo auch das fünfzigjährige Stiftungsfest gefeiert wird. Nehmen wir die schöne Gelegenheit wahr, uns an dem Burschenbild zu erquicken, in welch' origineller Weise die dritte Erhebung der verbotenen Verbindung zum öffentlichen Leben geschehen ist.

Die Hochschule von Jena hat, das weiß jeder denkende Deutsche, allezeit dem freien Geist gedient, und darum hat sie auch allezeit das Schicksal des freien Geistes getheilt. So oft die schwache Brust des Bundestags an Beklemmung litt, wenn ein frischer Zug des deutschen Lebens sie berührt hatte, so oft schob sie die Ursache dieses Unwohlseins auf die Universitäten, und so oft dies geschah, mußte Jena die Folgen der üblen Laune spüren, die nach solcher Erkältung einzutreten pflegte. Am schlimmsten äußerte sich dieselbe nach den dreißiger Julistürmen, und es ist offenbar ein Zeugniß mehr für die schwächliche Constitution besagter hoher Stelle, daß dieselbe in jener Westluft, welche die ganze deutsche Nation bis zur Glühhitze hinauf brachte, ganz allein den Schnupfen bekam.

Es ist auch den „Philistern" nicht unbekannt, daß man gegen solche freien Luftzüge das gewöhnliche Hausmittel der Verschließung der Fenster und der Verstopfung jeder zerbrochenen Scheibe anwandte, unbesorgt darum, ob mit der Luft den Bewohnern des alten Hauses „Deutschland" auch das Licht entzogen werde. Kein Wunder, daß die Atmosphäre dumpf und drückend wurde und daß sich in ihr nur Diejenigen wohl befanden, deren Hauptsorge die Erhaltung schwacher Constitutionen war. Diesmal ging die Vorsicht noch weiter, man verschloß auch die Thüren nach der Schweiz, nach Frankreich, nach Belgien hin, sogar im Innern des alten Hauses sperrte man gewisse Riegel vor, so von Preußen und Baiern nach Jena hin, weil man das Saalthal noch immer für ein unverbesserliches Wetterloch ansah.

Aber Polizeigucklöcher waren durch alle diese verriegelten Thüren geschnitten, und mißtrauische Augen beobachteten jeden Profes-

sor auf dem Katheder und jeden Studenten auf der Straße, sie schielten in jede Kneipe und späheten nach jedem Zipfelchen eines Verbindungsbandes, vor Allem lüstern äugelten sie in dem alten Ehrensitz der Burschenschaft, im „Burgkeller“ umher, denn hier ging noch das Schwarzrothgold um, aber nur nächtlicher Weile und in der Manier der Geister, die sich nicht ertappen lassen.

Das arme Schwarzrothgold! Kein krankes Kind ist je sorglicher gepflegt worden, als die Farbe der Burschenschaft und des deutschen Reichs in jener Zeit. Das Licht der Sonne sah es nie. Bei jedem wackelnden Drohfinger aus Preußen oder von Frankfurt her verbargen es die burschenschaftlichen Eigenthümer in dem sichersten Winkel des Pultes oder des Hauses, viele trugen es auf bloßem Leibe und erfreuten sich eines beseligenden Gefühls, wenn sie es von Zeit zu Zeit, im Colleg, auf dem Markt, in der Kneipe, mit den Fingern betasten konnten. Das ist keine Uebertreibung, daran werden sich Hunderte jetzt erst wieder erinnern, die das heute, wo die Farbe ihres geheimen Bundes zur allgemeinen deutschen geworden, längst vergessen hatten.

Da, in dieser magern Zeit für das Burschenherz, machte der Humor sich auf und führte innerhalb der Burschenschaft einen kleinen Kreis von Gleichbegabten zusammen, die in Wort und Bild und lebendiger Rede die Zustände des Welt- wie des Studentenlebens geißelten. Das war die „Unsinnia“. Ihre Sitzungen fanden bald bedeutenden Zulauf innerhalb der Burschenschaft, und selbst die Presse nahm sich freudig ihrer an, ohne daß von der Unsinnia selbst Etwas dem Druck übergeben worden wäre. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß durch diese öffentliche Anerkennung die bisherige Gedrücktheit wich und daß sie endlich sogar einem blühenden Uebermuth Platz machte, der den von politischer Aengstlichkeit, von Bundestags- und Preußenscheu aufgestellten Pferch übersprang und mit gleichen Beinen mitten in die grüne Weide akademischer Freiheit hineinhüpfte. Diese schöne Geschichte möge nun Einer von der Unsinnia uns erzählen.

Wir saßen eines Morgens auf der Stube (denn Studiosus sitzt auf, nicht, wie der Philister, in der Stube) des langen Schwarzen, eines Braunschweiger Landeskindes, und lauschten so eben einer Rede, die er an die Wanzen seines Bettes hielt. „Liebe Mitgeschöpfe,“ sprach er, den rechten Zipfel seines Schlafrockes mit ciceronianischer Anmuth über die linke Schulter werfend, „still dahin lebende, treueste Hausgenossen! Im Angesicht dieser zukünftigen Männer deutscher Nation muß ich, wie weh es mir auch thut, Eure nächtlichen Schandthaten aufdecken und ein Wort an Euer Gewissen richten. Wer hat die Milch der frommen Denkart Euch vergiftet? Ich ahne es, denn zu grimmig habt Ihr mich gebissen, als daß dies nicht auf höhere Einflüsterung geschehen sein sollte. Ihr selbst seid nicht so schlecht, wie Ihr aussieht. Aber sitzen nicht in Wien die Minister unserer Landesväter um Metternich herum und verschwören sich auf's Neue gegen die akademische Freiheit?

Akademische Freiheit! — Biedere Richtwanzen dieses Rammes, an Euch wende ich mich in meiner akademischen Zerbissenheit: kann unsere Freiheit noch weiter herunter kommen, als auf den Hund, auf dem sie ist? Ist nicht jede öffentliche Aeußerung unserer jugendlichen Kraft auf das Maß jungfräulicher Zimperlichkeit niedergedrückt? Was ist uns von der Herrlichkeit unserer großen burschenschaftlichen Verbindungs-Vorfahren, der „Germanen“ geblieben, die, beinahe sechzig Mann stark, als sogenannte Demagogen alle Throne des deutschen Bundes hinter ihren 700,000 Bajonneten so erschütterten, daß um jeden derselben ein Schutzwall von kaiserlichen, königlichen, großherzoglichen, kurfürstlichen, herzoglichen, hochfürstlichen, landgräflichen und freistädtischen Immediat- und Centraldemagogenverschwörungsunterfuchungscommissionsactenstößen aufgethürmt werden mußte? Und gäbe es eine würdigere akademische Aufgabe für Euch, Ihr irre geleiteten Wanzen meiner friedlichen Kneipe, als diese Acten gründlich zu studiren, um Euch von dem Unrecht zu überzeugen, das Ihr mir allnächtlich anthut? Ja, durchwühlt das ungeheure Werk dieser Untersuchungsrichter, denn wahrlich, wenn das nicht gut für Euch ist, für wen soll's besser sein!“

So schloß diese schöne Wanzenrede, und der Zipfel des Schlafrocks entsank der bedeutungsvoll zuckenden Achsel. Wir waren gerührt.

Die große Gemüthsbewegung führte zu der stolzen Frage: „Sollen wir, wie die „Corps“, alltäglichem Ulk uns hingeben? Dürfen wir wieder in die Oeffentlichkeit treten mit einem schlechten Witz, den nicht eine politische Färbung veredelte?“

„Nimmermehr!“ so schüttelten sämmtliche Lockenhäupter, die braunen Mitteldeutschlands und die blonden des Nordens.

Aber der weise Schwarze sprach: „Beginnen wir mit Bescheidenheit! Ziehen wir uns von den Grenzen der Bundestagsgeschäftsthätigkeit auf das Land Weimar oder auf Jena zurück! Hat nicht irgend eine neue große That unser engstes Staatsleben bewegt?“

„Ja! Herr von Ziegesar (damals Universitäts-Curator), unser oberster Gesetzeswächter, hat einen höheren Orden erhalten.“

„Heureka!“ rief Jettchen, Weimars noch ungeahnter Volksvertreter, „lasset uns die Verherrlichung dieser neuesten Ordensverleihung öffentlich feiern!“

„Aber wie?“ fragte Schtah, der berühmte Nationalökonom der Zukunft. „Vorsicht ist für jedes politische Verbrechen gut, seitdem man um solcher willen auf die Blüthe der Nation tritt und sie in den Casematten verkümmen läßt!“

„Suchen wir für solches Auftreten eine wissenschaftliche Grundlage, so wird die rechte Form sich von selbst geben,“ rieth die philologische Cravatte.

„Alsdann abermals Heureka!“ rief Lips, der Geiger: „da die ochsenäugige Juno eine mythologische Person war, die Mythologie aber ein gar schönes Stück Wissenschaft ist, so sollen wir heute mit Ochsen spazieren fahren.“

Wer konnte dem Reiz des Gedankens einer Spazierfahrt mit Ochsen widerstehen? Die neue „wissenschaftliche Form“ des ersten neuen Auftretens war gefunden; aber sofort fühlte man, daß ihr Rahmen zu groß sei, als daß die Feier einer „Ordensverleihung“ ihn ausfüllen könnte, und so erhob sich die „Unsinnia“ einmüthig zu ihrem kühnsten Entschluß, dieser ersten Festfahrt durch die Gründung eines ihrer allein würdigen Bierstaats,* eines „Papstthums in Ziegenhain“ eine weltgeschichtliche Bedeutung zu verleihen.

Die Unsinnia gestaltete sich augenblicklich zu einem Conclave, aus welchem der Schwarze als Papst hervorging und sich feierlich den Namen „Niger I.“ beilegte. So war denn der große Beschluß gefaßt, und die Theilnehmer eilten von dannen, um die Vorbereitung zur Ausführung sogleich für den Nachmittag zu treffen.

Was rennt das Volk durch die Gassen von Saal-Athen? Was toben die Heiden und Philister? Die Fensterflügel aller Häuser fahren auf und flattern fröhlich zur Straße heraus in ihren Angeln, — Kopf an Kopf in wunderbarer Unterschiedlichkeit schießt Haus um Haus weiter, wie der Pulverknaul eines Rottenfeuers, als Straßenwandschmuck hervor. Bald steckt des Auges Thätigkeit auch die des Mundes und der Hände an. „Bravo!“ — „Halloh!“ — „Hoch!“ braust es zwischen den hohen Häusern der engen Gassen auf. Es ist bei allem Volk eine große Freude.

Da kommt der Zug. Voran zwei Reiter, in dem damals in den Straßen Jena's nicht auffälligen Studentenwichs, mächtige

* „Im deutschen Studentenleben spiegelte sich seit den Zeiten der Befreiungskriege das deutsche Volk in seinen besten und schlimmsten Eigenschaften theils verklärt, theils carikirt wieder, denn wie das Ideale nirgends glühender angebetet wurde, so fand auch die materialistische Richtung nirgends energischere Vertreter, als in der Studentenwelt. Zwischen dem ernsten, ja schwärmerischen Streben und der rohen Genußjagd trat nun vermittelnd und in der That auch versöhnend der deutsche Humor auf in den sogenannten Bierstaaten, und diese wurden mit großer Vorliebe namentlich in Jena gepflegt. Jede Verbindung besaß (und besitzt noch heute) ihre Herzogthümer, Grafschaften, Comthureien, Abteien in den berühmten Kneipdörfern Lichtenhain, Ziegenhain, Wöllnitz, Ammerbach, Zwetzen &c., und daß diese endlich bis zu Kaiser- und Papstthum hinaufgipfelten, war ganz natürlich. Mit köstlicher Gewissenhaftigkeit ordnete sich hier der Hof-, Civil- und Militärstaat um das erkorene Oberhaupt, kein Amt, weder geistliches noch weltliches, war vergessen, ja, für besondere Feierlichkeiten der „Hoftage“ stand sogar das entsprechende Costüm den hervorragendsten Charakterpersonen zu Gebote, und öffentliche Aufzüge, Festlichkeiten, Processionen und dergleichen fanden in jedem Bierstaate von Zeit zu Zeit statt. — Wenn ich nun eine Schilderung dieses fröhlichen Treibens in Jena versuche und dazu gerade den ersten Anlaß zur Gründung des Papstthums in Ziegenhain (das wohl noch jetzt besteht) wähle, so muß freilich der Leser selbst so viel gesunden Humors zu diesem Artikel mitbringen, daß er nicht in dieses glückliche Spiel jugendlicher Harmlosigkeit eine verletzende Absicht gegen den Kirchenstaat und das Papstthum hineinlege, denn darinnen liegt sie nicht.“ So schreibt uns der Herr Verfasser. Trotzdem lassen unsere Erfahrungen in den letzten Jahren uns befürchten, daß die bigotten Erzfeinde der Gartenlaube dennoch neues Verdächtigungscapital selbst aus dieser Studentenfahrt gegen uns machen, weshalb wir es nicht für unnöthig halten, auch in dieser Sache an den verständigeren Sinn unserer deutschen Leser in jeder Kirchengemeinschaft zu appelliren.

D. Redaction.

Kanonen, die Schlafröcke untadelhaft zerrissen, die Tabakspfeifen von echt burschikoser Länge; die Reiter waren der in schönster Jugendherrlichkeit blühende Coburger „Louis" und die schmucke „kleine Cravatte", zwei Prachtjungen. Und nun sind beide schon todt.

Hinter den Reitern stolzirte ein Ziegenhainer Bäuerlein, die lange Peitsche in der Hand und das Angesicht voll einer Glückseligkeit, wie sie noch kein Mensch erlebt hat, denn neben ihm schritt sein Ochsenpaar im höchsten Festschmuck: die vergoldeten Hörner seiner Ochsen waren es, die dem Bauer so in's Herz lachten. Und auch die Thiere fühlten sich bedeutend geschmeichelt, sie wandelten daher wie über ihren Stand erhoben, kurz, wie frisch geadelt. Ich hätte nie geglaubt, daß ein geputzter Ochse so stolz sein kann.

In der ersten viersitzigen Chaise saß Niger I. allein und im rothen Talar, den er als zukünftiger guter Hausvater höchst billig dadurch herstellte, daß er seinen rothgefütterten Mantel umgekehrt umlegte. Sein Alltags-Hakenstock war, zugleich mit den Ochsenhörnern, vergoldet worden und dadurch zum einflußreichen Krummstab umgewandelt. Neben ihm saß sein Hund, den er als Oberhirte nicht entbehren konnte. Der liebe heilige Vater arbeitete an einer Verschmelzung von Priesterwürde und Leutseligkeit in seinem erhabenen Antlitz; die Freude des Volks über seinen Anblick that seinem gerührten Herzen wohl, und er würde die Menge „Gläubiger", die ohne Zweifel hier vertreten war, auch mit milder Hand gesegnet haben, wenn die Hast, mit der einige Pudel (Pedelle) den Zug umschwänzelten, ihn nicht bewegen hätte, dies zu unterlassen. Aber sein theures Haupt neigte er oft vor den Grüßen der Begeisterung.

Auf dem Tritt hinter dem Sitze des Papstes standen zwei Kammerherren, schwarz vom Hut bis zum Stiefel, mit Fräcken von verschiedenem Styl und ungewissem Eigenthum. Auf der linken Brust trug Jeder einen Stern von Goldpapier, zur Feier der großherzoglich weimarischen Bedeutung des Tags, und hinten am Frack, zwischen den beiden Schößen, seinen hier angenäheten Hausschlüssel. Wer weiß, was ein alter Jenenser Hausschlüssel besagen will, der weiß auch, daß dieses Zeichen sichtbar und gewichtig war.

Hierauf folgte, nach angemessenem Zwischenraum, der zweite Wagen. Die Ochsen desselben trugen ihre versilberten Hörner mit einem Anstand, den man des großen Augenblicks würdig nennen konnte; das Bäuerlein hatte den Kutschersitz der stattlichen Chaise eingenommen und lenkte von hier mit der langen Peitsche und dem Bedürfniß entsprechenden „Hot hüjoh!" sein vornehmes Gespann.

Im zweiten Wagen saß, ebenfalls in einen Mantel gehüllt, blaß und angegriffen, Jettchen. Das unwissende Ketzervolk dieser lutherischen Studentenstadt hielt das glattgesichtige, lockenköpfige und schmachtende Bild, wegen seiner besonderen Zartheit und Anmuth, für des Papstes Gemahlin. Um nicht durch Widerspruch die Gemüther zu reizen, ließ man die Volksstimme vor der Hand gelten; hatte doch Niger I. selbst im Conclave, man vermuthet, um die Stimme der Mehrzahl der Cardinäle für sich zu „keilen", bereits die Aufhebung des Cölibats in nahe Aussicht gestellt.

Jettchens Kammerherren zeichneten sich durch blaue Fräcke mit silbernen Sternen auf der Brust aus; die Kammerherrenschlüssel entsprachen hinsichtlich des Kalibers denen ihrer goldigen Collegen.

Es war am Vormittage Wochenmarkt in Jena gewesen. Gar mancher Landmann hielt noch mit seinem Geschirr in der Stadt, und alle sahen von den Seiten der Gassen und den Winkeln der Plätze her, wohin sie zurückgedrängt waren, fast neidisch auf die vom Glück dieses Tages so bevorzugten Genossen. Nur Einer war klüger, als Alle; er schloß sich mit seinem Leiterwagen dem Festzug an, und kaum bemerkte dies der Bruder Studio des Burgkellers, so hatte auch dieser Wagen seine akademische Ladung und theilte die Ehren des Tages. Diese kühne That ermuthigte ein Bäuerlein um das andere, es schloß sich wieder ein Wagen und noch einer an, alle mit Studenten belastet, und endlich fuhr die Lust auch in die Philister, und es wuchs die Anerkennung des großen Gedankens mit der wachsenden Länge des Zuges. Daß die Ochsen an diesen Leiterwagen nicht gold- und silbergeschmückt, sondern mit ihrem werkeltägigen Schmutz angethan waren, gehörte sich so, weil sie ja doch nur „das Volk" trugen.

So ging die bunte Wagenreihe in feierlich gemessenem Ochsenschritt und mit vieler topographischer Kenntniß durch alle Straßen und Gassen der Musenstadt und kam auch auf den Marktplatz. Siehe, da widerfuhr ihr die höchste Genugthuung: auf dem Prangersteine am Rathhauseck ragten über vieles Volk hoch empor die Häupter mehrerer der geliebtesten Professoren Jena's; da standen die ewig jungen Studentenfreunde Scheidler und Göttling, da stand der alte Fries und der alte Kieser, der alte Schott sogar, also manches ehrwürdige Mitglied des akademischen Senats, und sie Alle blickten so freudig auf die seltsame Procession, daß man in ihren Augen den Ausspruch lesen konnte: Gott Lob, daß die Jugend noch immer so jung ist! —

So ziehe denn hin, du frommer Zug! Ihr glücklichen Fest-Ochsen, lebet wohl! Als simple Alltags-Geschöpfe sehen wir uns wieder. — Wir geleiten Euch bis zum Saalthore hinaus, wo die Leiterwagen „des Volks" größtentheils umkehren, ja, wir gehen bis auf die Saalbrücke mit, weil es von da gar schön aussieht, wie die Reiter und Festwagen, wenn sie hinterm Geleitshaus hervor auf das hohe Ufer der Saale gelangen, sich so stattlich im Strom spiegeln, wie die Hörner der Ochsen in der Sonne funkeln und die Kammerherren ihre kurzen großköpfigen Pfeifen anstecken und wie endlich Papst Niger I. von seinem Sitze sich erhebt und, mit jeder Hand einen Flügel seines rothen Talars fassend, die Arme ausbreitet, also daß er wie der Samiel der Wolfsschlucht dasteht, und mit nun pudelfreiem Gemüthe die Stadt und das Thal segnet, und die Weinberge, die's so nöthig haben, und alle Söhne der Musen und die Töchter der Philister und dahinter, soweit es austrägt, die ganze übrige Welt.

Wir verrathen für diesmal Nichts von Allem, was im Vatican zu Ziegenhain vorging, auch nicht, wie Papst und Cardinäle am andern Morgen heimzogen; wir sehen nur, wie sie daheim für ihren gestrigen öffentlichen Frevel die Citation vor das Universitätsgericht empfangen, und finden sie, Jeden mit seinem Papierlein in der Hand, kurz nachher auf der Stube des Schwarzen wieder beisammen. — Etwas Untersuchung mußte ja doch sein! — Die neue akademische Freiheit kostete jedem Genossen der Ochsenfahrt 19 Groschen 8 Pfennige weimar. Courant; dazu erhielt Jeder einen entsprechenden Verweis und nur ich außerdem noch eine herzoglich Sachsen-Coburgische Consistorialnase. Kein späterer öffentlicher Aufzug der Burschenschaft wurde wieder bestraft.

Fünfundzwanzig Jahre hat seitdem Jenas alter Marktbrunnen Tag und Nacht fortgerauscht, und er rauscht noch wie damals. Aber wohin seid Ihr zerstreut, Ihr Ochsenfahrtgenossen? Wie sucht man Dich zusammen, selige Unsinnia? Wer lebt noch, und wo und wie? Machen wir erst die Kreuze in's Stammbuch: für den fröhlichen Papst, Bente in Braunschweig, der zuerst starb; für Ludwig Braun in Coburg; für Philipp Gerber aus Sonneberg, einst in Sachsen-Meiningen, Kroatien und England als Theolog, Mediciner und Geiger heimisch und nun in Nordamerika begraben; für Paul Ingwersen, der, von den Dänen aus seinem Schleswig-Holstein vertrieben, Publicist in Wien und Kaffeewirth in Constantinopel war und 1862 starb; für Adolf Trützschler, den sie zum Märtyrer begnadigt haben. — Und die Lebendigen, wo sind sie? Es sind eitel Schriftsteller geworden: Strackerjan in Oldenburg, Jäde in Weimar, Friedrich Hofmann aus Coburg, jetzt in Leipzig, Heinrich Schmidt in Hermannstadt, Siebenbürgens Nationalgraf beim Reichstag in Wien, Lorenz Stein, der Nationalökonom, Ludwig Häusser in Heidelberg, der Historiker; letztere Drei sind dazu unter die Professoren, nur Wydenbrugk ist unter die Diplomaten gegangen, was ihm Gott verzeihe, wenn's möglich ist. Und die Andern? Badhaus, Rosenhagen &c., wo seid Ihr?

Werden all' die noch lebenden deutschen Burschenschafter sich beisammen sehen an den Tagen des 14., 15. und 16. August, denen ganz Jena mit echter Burschenlust entgegenjanchzt? O, kommt, kommt Alle, ihr Treuen und Lieben, Fernen und Nahen! Wahrlich, zu beklagen ist Jeder, den das Herz dazu drängt und den die Verhältnisse fesseln! Aber noch weit mehr ist der zu beklagen, dem es nicht an Mitteln, sondern dem das Herz dazu fehlt! Möchte ein solches Unglück von den Tausenden der alten und jungen Burschenschafter auf allen deutschen Hochschulen, die alle zum Feste geladen sind, nur wenige betroffen haben! Und meldet Euch dem Festcomité in Jena zu rechter Frist (bis 15. Juli), denn die philisterhaft Säumigen sollen, wie der Fest-Ausschuß droht, verdonnert werden zu der gerechten Strafe, auf den Heuhaufen der Wöllnitzer Wiesen campiren und beim Festmahle eine ganze Flasche Jenenser 64er Schattenseite allein leeren zu müssen, wofür uns Alle gütig der Himmel bewahre!



Den deutschen Schützen!*

Wer ist ein echter, deutscher Schütz'? Die graue Joppe macht's nicht aus,
Nicht auf dem Hut der Federbusch, nicht vor der Brust der Blumenstrauß,
Auch nicht die Büchse nur allein, nicht nur die Hand, die sicher zielt!
Der ist kein echter, deutscher Schütz', der nur bei'm Fest den Schützen spielt!

Dem Manne Heil, dem Schützen Heil, der Waffen trägt und weiß, wozu!
Für ihn den deutschen Händedruck, mit ihm den Trunk auf Du und Du!
Den Rücken jedem zugewandt, der ob dem Spiel den Ernst vergißt!
Dem Schützen nur die Bruderhand, der auch ein rechter Schützer ist!

O Schütze, sei ein Schützer du für Alles, was da groß und gut!
Trag' eine freie, stolze Stirn, du Schütze, unter'm Schützenhut.
O, sei ein starker Schützer du des Vaterlands an jedem Tag,
Und sei des Rechtes Stütze du bis zu des Herzens letztem Schlag!

Um Silberbecher gilt das Spiel auf festlich buntem Tummelplatz,
Doch gilt es einst ein höh'res Ziel, ein Schießen um viel bess'ren Schatz!
Ein ernstes Schießen gilt es dann, es wird ein Ringen, wild und heiß.
Der Freiheit Kelch, du deutscher Mann, ist dann der hohe Ehrenpreis!

Der Freiheit Kelch! Wann wird credenzt dem deutschen Volke der Pocal?
O Herr der Welten, wann erglänzt des rechten Morgens Sonnenstrahl?
Wann geht der Kelch von Mund zu Mund, draus neues, frisches Leben sprosst?
Wann steh'n vereint im Bruderbund der Nord, der Süd und West und Ost?

O thöricht Fragen! Nimmermehr, so lang ihr duldet fromm und still,
So lang man leis „Ich bitte" spricht und nicht zu sagen wagt „Ich will!"
So lang verstohlen nah und fern nur feige Jammerthränen thau'n!
Des neuen Tages Morgenstern wird nur ein Volk in Waffen schau'n!

Gewehr zur Hand! O, übe dich im Waffenspiel, du deutsche Schaar.
Was heute still die Sehnsucht träumt, der Geist der Zukunft mach' es wahr!
Heut perlt der Wein im Becher hell, heut' schießt ihr noch am Scheibenstand,
Doch einst — Dies Glas, stoß an, Gesell'! der Freiheit und dem Vaterland!

Emil Rittershaus.

* Der Gartenlaube erster Gruß an die zum zweiten deutschen Bundesschießen nach Bremen ziehenden deutschen Schützen. D. Red.

Die Moderatoren.

Erzählung aus Texas.

Von **Friedrich Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

6. Der Marsch.

Mit diesen Vorberathungen, während die Leute an dem mitten auf dem Platze entzündeten mächtigen Feuer ihre mitgebrachten Provisionen zubereiteten und Jenkins' große blecherne Kaffeekanne brodelte und zischte, rückte die Zeit des Aufbruchs heran. Billins sammelte die ihm zugetheilten Männer, schüttelte Jenkins und Ashley noch einmal die Hand und rüstete sich zum Marsch.

„Und denkt daran, Billins," rief ihm der Alte nach, „daß wir die Burschen lebendig haben wollen, spart Euer Blei soviel als möglich, denn eine Kugel ist zu gut für sie!"

„Habt keine Angst, Jenkins," sagte der junge Mann finster, „nur im äußersten Fall schießen wir, mir liegt selber daran, daß ich die Schufte hängen sehe. Und nun kommt, Cameraden, wir haben noch einen ziemlichen Ritt und wollen machen, daß wir den Platz erreichen."

Und fort trabten die sieben dunkeln Gestalten durch den Wald, während Ashley jetzt seine Schaar sammelte, um zuerst auf Netley's Haus zu marschiren und von da den Bruch vorzunehmen. Auch diese waren beritten, um den noch ziemlich weiten Weg rasch zurücklegen zu können und dann lieber bis zur Morgendämmerung im Hinterhalt zu bleiben.

Jenkins behielt, da Ashley ebenfalls sechs von den Männern mitgenommen, noch sechs für sich, und mit Sip, der in Ermangelung anderer Waffen nur ein Beil und ein Messer bekam, waren sie jetzt acht Mann, aber sie ließen ihre Pferde bei Jenkins' Haus, da sie kaum mehr als anderthalb englische Meilen zu gehen hatten, bis sie die Slew erreichten, und dort mit den Thieren doch nicht gut weiter konnten. Jenkins hätte auch wohl noch eine gute Stunde Zeit gehabt; allein es ließ ihm keine Ruhe. Was jeden Andern vielleicht ermattet und niedergeworfen, seine körperlichen Schmerzen, trieb ihn nur um soviel rückhaltloser zur Rache an, und er konnte den Moment nicht erwarten, wo er auf die Verbrecher einstürmen und Vergeltung, furchtbar blutige Vergeltung, an ihnen üben durfte.

Nicht weniger eifrig waren seine Bundesgenossen in der Ausführung der ihnen ertheilten Weisung, und noch lange vor Tag erreichte Billins „Joe's Ferry", wie der Platz genannt wurde. In Sicht der Häuser schon zügelte der kleine Trupp seine Pferde ein. Am Wasser konnten sie mit den Thieren doch nichts anfangen und es war besser, sie hier frei zu lassen, daß sie die Zeit zur Weide benutzten. Rasch und leise wurde der Befehl gegeben, denn der wahre Jäger macht nie gern viel Lärm im Walde. Die Sättel und Decken mit dem Zaumzeug legten die Männer dann zusammen unter einen Baum und schritten zu Fuß den Häusern zu, um Joe zu wecken und Rücksprache mit ihm wegen der Canoes zu nehmen.

Im Haus schlief noch Alles. Lichter waren wenigstens nirgends zu sehen, auch der Schein keines Feuers, aber am Fluß selber, der etwa fünfzig Schritt weiter entfernt lag, hörten sie Stimmen. Billins horchte hoch auf, denn es schien fast, als ob sich dort ein paar Leute miteinander zankten.

Einen Moment horchte er und flüsterte dann leise:

„Da sind Leute an den Booten, beim Himmel, was ist das?"

Der Fluß war ziemlich hoch, da in dieser Jahreszeit das Schneewasser aus den Felsengebirgen noch herunterkam, die Uferbank aber doch noch zu steil, als daß sie von hier aus die Stelle, wo die Canoes lagen, hätten erkennen können. Die Stimmen kamen jedoch jedenfalls vom Wasser herauf, und die kleine Schaar der Moderatoren glitt jetzt, ohne weiter ein Wort miteinander zu wechseln, rasch und geräuschlos der Landungsstelle zu, an der sie, auf ein Zeichen von Billins, einen Augenblick hielten.

„Gemmen," sagte die Stimme des alten Negers Nero, die Billins gut genug kannte, „Massa hat Schlüssel zu Canoe, muß erst Massa wecken, wenn Sie Canoe haben wollen, und ist jetzt noch dunkle Nacht, Massa wird schimpfen."

„Aber ich habe Dir ja gesagt, Wollkopf," rief der eine der Männer, „daß wir nur unser eigenes Canoe haben wollen, das am anderen Ufer liegt, in einer halben Stunde sind wir mit dem zurück."

„Ach, mach' keine Umstände, Bob," sagte der Andere, „dreh die verfluchte Kette ab. Die Zeit vergeht und wir können uns mit dem Nigger nicht die halbe Nacht herumstreiten."

„Das sind Regulatoren und wollen die Canoes stehlen," flüsterte einer der Schaar Billins zu.

„Zwei von Euch rechts, zwei links die Bank hinunter," drängte Billins „daß wir sie in die Mitte bekommen, rasch, sowie sie Wind kriegen, sind sie fort und geben Alarm."

Wie Schatten glitten die Jäger rechts und links ab, und von allen drei Seiten zugleich sprangen sie jetzt hinab, daß sie die drei Personen unten am Ufer in die Mitte bekamen.

„Halt! was geht hier vor?"

„Law de Mussy," rief der alte Neger erschreckt, „gar nichts, Gemmen wollen meine Canoes nehmen."

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr mit den Fahrzeugen?" rief Billins, indem er, die Büchse im Anschlag, an die Canoes hinuntersprang.

„Gehören sie Euch?" frug der eine der Burschen finster.

„Ich will Dir etwas sagen, Camerad," entgegnete Billins, „komme einmal hier an's Land, denn wir möchten Deine nähere Bekanntschaft machen. Die erste Bewegung zur Flucht und ich lasse den Mond durch Deinen Schädel scheinen."

„Was wollt Ihr von uns? Wir sind friedliche Ansiedler," rief der Andere, „und wohnen gegenüber am Strom."

„Gut, wenn das wahr ist, habt Ihr auch nichts zu fürchten," entgegnete ihm Billins, „aber da draußen können wir Euch nicht so gut erkennen, also kommt an's Land. Bei Gott, ich verstehe keinen Spaß und mein Finger liegt am Drücker."

Seine Gefährten hatten indeß die Boote umzingelt, Flucht der Fremden war nicht mehr möglich, wenn sie sich nicht durch Schwimmen und Tauchen retten konnten, wozu sie aber keine Lust zu haben schienen. Es blieb ihnen deshalb nichts Anderes übrig, als dem Befehl Folge zu leisten, denn nicht einmal mit Feuergewehr versehen, hätten sie sich gar nicht widersetzen können. Mürrisch und mit leisen, zwischen den Zähnen durchgemurmelten Flüchen verließen sie die dicht nebeneinander hängenden Canoes, von denen schon Jeder eines betreten hatte, und sagten:

„Nun, Sir, was giebt's, daß Sie friedliche Leute in solcher Art überfallen?"

„Das sollt Ihr gleich hören, meine Burschen," sagte Billins, der noch immer mit der Büchse zum Schuß fertig am Ufer stand und jetzt nur ein paar Schritt zurücktrat, um ihnen Raum zu machen. „Ihr seid vor der Hand unsere Gefangenen, sträubt Euch nicht, denn Keiner von uns ist aufgelegt, viel Umstände zu machen."

„Euere Gefangenen? Weshalb?"

„Steven und Brawny, Ihr habt ja wohl die Seile," fuhr Billins fort, ohne sie einer Antwort zu würdigen, „bindet ihnen einmal die Hände auf den Rücken. Bei dem geringsten Widerstand habt Ihr eine Kugel durch den Schädel — halt, rührt Euch nicht!"

„O Massa Billins," rief jetzt der Neger, der den jungen Mann erkannte, „sehr gut, daß Sie gekommen sind. Böse Kerle wollten armen Nero die Canoes wegnehmen."

„Sie werden sie dalassen müssen, Nero," sagte Billins ruhig, „nun, wird's bald? Glaubt um Gotteswillen nicht, daß wir Scherz mit Euch treiben; ich zähle drei, und wenn Ihr bis dahin nicht gutwillig die Arme ausstreckt, gebe ich Feuer — eins — zwei —"

„Ihr werdet uns Rechenschaft geben müssen, Sir, daß Ihr friedliche Männer so behandelt," sagte der Eine, während er aber doch die Arme ausstreckte, denn zu furchtbar nah' und drohend war das tödtliche Rohr auf ihn geheftet, und Widerstand gegen die sieben Bewaffneten, mit keiner Aussicht zur Flucht, wäre hoffnungslos gewesen.

„Darauf könnt Ihr Euch verlassen," lächelte Billins ingrimmig in sich hinein, „so ist's recht, bindet sie nur fest und gut. Wenn Ihr zu der Gesellschaft gehört, der wir jetzt auf den Fersen

sitzen, sollt Ihr auf die Rechenschaft nicht lange zu warten brauchen. Sie wird vielleicht früher kommen, als Euch lieb ist."

„Zu der Gesellschaft?" sagte der Zweite erschreckt, „wir wissen von keiner Gesellschaft."

„Gut, das findet sich Alles, ich habe aber keine Lust, hier noch länger mit Euch zu verhandeln. Führt sie hinauf zum Haus, Leute. Thut mir leid, daß wir den alten Joe so früh im Schlafe stören müssen, läßt sich aber einmal nicht ändern."

Joe schlief indeß nicht mehr, sondern hatte die lauten Worte, schon wach in seinem Bett liegend, gehört und kam jetzt heraus, um zu sehen, was es gäbe. Billins, der ihn bei Seite nahm, theilte ihm mit kurzen Worten das Vorgefallene und ihre jetzige Absicht mit, und der Alte ließ sich denn auch nicht lange bitten, von der Partie zu sein, ja, wollte nicht einmal davon hören, selber am Hause zu bleiben und auf die beiden Gefangenen acht zu geben, und erst, als ihm der junge Backwoodsman die Gefahr vorstellte, der sie Alle ausgesetzt sein könnten, wenn die beiden Gefangenen entsprängen und vorzeitig Alarm gäben, verstand er sich dazu. Aber seine vier Neger mußten mit, alle miteinander, sie konnten die Canoes rudern und Nero sollte als Pilot dienen.

Die Canoes waren eigentlich sogenannte Piroguen, wohl gearbeitet wie ein Canoe und aus einem einzigen Baumstamme ausgeschlagen, aber aus großen Cypressen, deren Holz sich ganz vortrefflich dazu eignet, und groß genug, jede von ihnen zehn Personen mit Leichtigkeit zu tragen. Die Neger wußten außerdem vortrefflich mit ihnen umzugehen und Billins fühlte sich jetzt überzeugt, daß sie mit diesen Fahrzeugen ihren Auftrag genügend ausführen konnten. Wenn die Männer im Wald drin ebenso ihre Schuldigkeit thaten, so waren die Verbrecher verloren. Allerdings versuchte er jetzt, von den Gefangenen Etwas über die Stärke des Trupps zu erfahren, fand aber das bald vergebene Mühe, denn die Burschen leugneten Beide standhaft das Geringste von einer im Schilf versteckten Schaar zu wissen und blieben bei ihrer Behauptung, daß sie friedliche Ansiedler von der anderen Seite des Stromes wären. Es war nichts weiter aus ihnen herauszubringen, verdächtig machte sie aber, daß sie sich in der Angabe der Gegend, wo ihre Hütten stehen sollten, verwirrten, und Joe, der fast jeden Fußbreit Raum am anderen Ufer kannte, hatte sie bald so fest gefahren, daß sie endlich erklärten, sie wären erst seit drei Tagen in der Nachbarschaft und wüßten noch nicht recht Bescheid im Walde. Das Canoe eines vorbeikommenden Flachbootes habe sie übergesetzt, weil sie sich hier einmal umsehen wollten.

Das Alles war viel zu unwahrscheinlich, als daß es den schon gefaßten Verdacht nicht noch hätte verstärken sollen. Joe versprach deshalb auch, gute Wacht über sie zu halten, bis die Boote zurückkehren würden; daß ihm Keiner entwischte, dafür stand er ein, und als die Nachbarn erst noch einen Becher Kaffee getrunken, den ihnen die alte Dame schnell bereitete, wie sie sich auch dagegen sträubten, sie zu belästigen, machten sie sich zum Einschiffen fertig. Die Whippoorwills sangen schon ihren monotonen Ruf im Walde, ein sicheres Zeichen, daß der Morgen nicht mehr fern, und über die Wipfel der Bäume im Osten trat die Venus und sandte ihr blitzendes Licht herüber.

Nach Nero's, des alten Negers, Aussage mochten sie etwa eine gute Viertelstunde brauchen, um mit der ziemlich raschen Strömung des Red River niedertreibend jenen Platz zu erreichen, auf dem unfern von einander zwei dieser Slews oder Bayous ausmündeten. Die obere war die, an welcher Netley sein Haus hatte, die untere die nämliche, an der Jenkins die Spuren entdeckt, und zwischen den beiden sollte Nero's Beschreibung nach die Stelle liegen, auf der eine alte Shanty oder Hütte stand und wo sich also auch jetzt wahrscheinlich diese sogenannte Regulatorenbande festgesetzt hatte. Dicht über der oberen Bayou lief aber eine kleine Landzunge aus, unter deren Schutz sie liegen bleiben und, selber unbeachtet, Alles überwachen konnten, was an jener Stelle im Wasser vorging. Dorthin ruderten sie denn auch, um mit vollem Tagesanbruch gleich am Ort zu sein und keine Zeit zu versäumen.

Ashley hatte indessen ebenfalls sein Ziel erreicht und Netley's Hütte vorsichtig und geräuschlos umzingeln lassen; aber der Vogel war nicht allein ausgeflogen, sondern sie fanden auch in der Hütte, in der sie rasch ein Feuer anzündeten, keine Spur, daß dieselbe in den letzten Tagen überhaupt bewohnt gewesen. Die Ueberreste von angebrannten Holzstücken im Kamin waren jedenfalls mehrere Tage alt, und sonst schien der frühere Besitzer auch nicht das Geringste von seinem Eigenthum zurückgelassen zu haben.

Ashley hatte das übrigens kaum anders erwartet, denn daß sich der Mann bei einem Ueberfalle, wie der bei Jenkins, betheiligen und dann noch in einem nahebei gelegenen Hause geblieben sein solle, war zu unwahrscheinlich. Jedenfalls hatten sie die Vorsicht brauchen müssen, sich darüber vorher Gewißheit zu verschaffen, und jetzt konnten sie hier im Hause in aller Bequemlichkeit die Morgendämmerung abwarten, da gerade von hier aus auch der Pfad in den Schilfbruch einmündete.

Nicht so geduldig erwartete der alte Jenkins mit seinem Trupp diesen Augenblick, ihm brannte der Boden unter den Füßen. Noch war es finstere Nacht, als er mit den Seinen die Slew erreichte, und da hier das Schilf schon begann, mußten sie sich Schritt vor Schritt den mühsamen Weg hineinbahnen, der dadurch gefährlich wurde, daß sie ihre Augen kaum genug vor den überall vorstehenden Rohrstümpfen hüten konnten. Aber er ließ deshalb nicht nach, und mit dem Wasser zur Rechten, das ein Verirren in der Dunkelheit unmöglich machte, rückten sie, wenn auch langsam, doch stet vor, bis sie die Stelle erreichten, wo die Slew jene Biegung machte.

Hier half nun kein weiteres Beeilen ihres Marsches, denn erreichten sie in der Dunkelheit noch ihr Ziel, so konnten sie eher den gut angelegten Plan verderben, als fördern. Wohl oder übel, sie mußten hier liegen bleiben und durften dabei auch nicht einmal ein Feuer anzünden, weil sie gar nicht wissen konnten, wie nah vielleicht die Shanty lag, und der Morgenwind, der sich jetzt erhob, strich scharf nach jener Richtung zu und schüttelte das Schilf, daß es wogte und rauschte. Kein lautes Wort wurde darum noch gesprochen, die Männer verkehrten flüsternd miteinander und kauerten sich endlich, Jeder in seine Decke gewickelt, die sie bis dahin zusammengerollt auf dem Rücken getragen, hinter irgend einen Busch oder Baum, um den Morgen zu erwarten.

Länger war ihnen freilich noch keine Stunde ihres Lebens vorgekommen, als die, welche sie hier, dicht vor der Entscheidung, thatenlos und ruhig verträumen mußten. Und wie kalt dabei der Wind durch den Wald zog! Dem alten zerschlagenen Mann zitterte es mit Fieberfrost durch die Glieder und wirre, blutige Bilder tauchten auf in seinem Hirn und flimmerten und blitzten ihm vor den geschlossenen Augen. Aber das Bewußtsein, bald, sehr bald Vergeltung an denen üben zu können, die ihn und sein Weib mißhandelt und sein Eigenthum geraubt, ließ kein Gefühl der Schwäche in ihm aufkommen. Ingrimmig biß er die Zähne aufeinander und fühlte an seinem Puls die Secunden, die ihn noch von seiner Rache trennten.

Da horchte er empor. Der Whippoorwill lockte im Busch, rasch richtete er sich auf. Schilf und Holz verbargen wohl die Aussicht, standen aber nicht so dicht, um den mattgrauen Schimmer zu verdecken, der sich schon im Osten zeigte, und wie hoch war der Morgenstern gestiegen, ohne daß er ihn bis jetzt bemerkte. Der Tag graute, die Dämmerung in diesen Breiten ist kurz, und bald durften sie hoffen den Pfad erkennen zu können, der sie dem Feind entgegenführen sollte.

Leise und vorsichtig weckte er seine Leute, die nur den Schlaf von den Wimpern schüttelten und dann eben so lautlos wieder ihre Decken zusammenschnürten, um im Marsch nicht von ihnen behindert zu werden.

Der graue Streifen im Osten wurde heller und breiter, schon goß sich ein mattes Dämmerlicht über den Wald und die Leute öffneten die Pfannen ihrer Büchsen, das durch die Nachtluft vielleicht feucht gewordene Pulver durch frisches zu ersetzen, denn ihrer Waffen mußten sie sicher sein.

Jetzt graute der Tag, der alte Jenkins hatte im Dunklen den richtigen Platz getroffen, kaum zehn Schritt vor ihnen lief der braune Pfad durch den Bruch, den er gestern Morgen hier zuerst gefunden, und nun war auch keine Zeit mehr zu verlieren, denn möglicher Weise mußten sie ja noch diesem eine lange Strecke folgen.

Jenkins hob den Arm — kein Laut sollte mehr gesprochen werden, und die Büchse, den Lauf nach vorn, in der Hand, um sie augenblicklich zum Gebrauch bereit zu haben, drängte er sich durch das Schilf, das ihn noch von dem Pfad schied, und schritt

rasch auf diesem hin, während die Seinen ihm in indianischer Reihe* — Einer hinter dem Andern — folgten.

Eine Viertelstunde und vielleicht nicht so lange mochten sie so marschirt sein, als Jenkins plötzlich überrascht stehen blieb, denn vor seinen Füßen theilte sich der Pfad, und während eine Abzweigung mehr rechts dem Strome zulief und auf dieser waren die Pferde transportirt worden, lenkte der andere mehr links ab, oder zog sich vielmehr gerade in den Bruch hinein.

Welchem sollten sie folgen? denn er durfte nicht daran denken seine überdies schon schwache Schaar zu theilen. Sie wären verloren gewesen, wenn sie auf den ihnen jedenfalls weit überlegenen Feind trafen. Schon wollte er sich zurück zu den ihm Folgenden wenden, um einen kurzen Kriegsrath zu halten, als ein trockenes Schilf knickte — jetzt noch eins — als ob Jemand durch das Rohr schlüpfe. Hatten sie ein Stück Wild aus seinem Lager aufgescheucht, oder war es einer der Feinde, der ihnen hier in den Weg lief? Der alte Mann hob unwillkürlich die Büchse und lag im Anschlage, lebend hätte Jener den Platz nicht wieder verlassen. Ha — dort erkannte er eine dunkle Gestalt, die durch das Dickicht schlüpfte — gerade auf sie zu — warnend hob er die linke Hand, sie Alle hatten das Geräusch ebenfalls gehört, aber Keiner rührte sich. Wie aus Stein gehauen standen die dunklen Gestalten und näher und näher kam der Flüchtige.

(Schluß folgt.)

* Die nordamerikanischen Indianer gehen auf dem Marsch, und besonders auf einem Kriegszug, stets einer unmittelbar hinter dem anderen, damit ein Feind, der ihre Fährten kreuzt, oder Verfolger nie wissen können, wie stark ihre Schaar gewesen.

Blätter und Blüthen.

Das erste Debut der Sontag. Bei seinem duftenden Morgenkaffee und einem wohlschmeckenden Pfeifchen saß der Oberregisseur des Prager Theaters, Holbein, aber beide sonst so beliebten Genüsse wollten dem armen Manne heute nicht munden, und auf seiner Stirn ruhten dunkle Wolken. Die Stellung eines Oberregisseurs ist auch wahrlich keine so anmuthige, um immer rosiger Laune zu sein. „Eine Sängerin! ein Königreich für eine Sängerin!" rief der arme gequälte Mann, der versprochen, eine solche an Stelle der erkrankten Primadonna zu schaffen, und nicht wußte, wie er sein Wort halten sollte. Der hochberühmte Tenorist Gerstäcker — der Vater des bekannten und beliebten Touristen und Schriftstellers und langjährigen treuen Mitarbeiters der „Gartenlaube" — war zu einem Gastspiele eingetroffen, dessen Ausführung durch die plötzliche Erkrankung der ersten Sängerin fast zu scheitern drohte, mindestens sehr gehemmt wurde. Der Ruf, welcher dem Künstler vorausging, war ein so vortheilhafter, daß trotz der glühenden Hitze des Hochsommers und bei der Zusammenstellung eines jener wenig erquicklichen Quodlibets aus verschiedenen Opern, das Theater bei Gerstäcker's Auftreten ganz gefüllt war. Und als man erst die reizende Stimme gehört und das feine Spiel bewundert hatte, verlangte das Publicum die Aufführung einer ganzen Oper. Hierzu nun sollte von dem Oberregisseur Rath geschafft werden, was Wunder, daß ihm sein Mokka nicht schmeckte und seine Stirn umwölkt war?

Auf ein Klopfen an die Thür trat sein Freund, der Kapellmeister und vortreffliche Operndirigent Triebensee, ein, und das Erste, was diesem entgegentönte, war der fast verzweiflungsvolle Ruf: „Gut, daß Ihr kommt, helft mir, steht mir bei. Ein Königreich für eine Sängerin und sei es nur für eine Rolle!"

„Gebt erst das Königreich, dann schaffe ich die Sängerin!" entgegnete der Angeredete freundlich lächelnd. „Und für welche Partie?"

„Der Gerstäcker hat sich bereit erklärt, den Johann von Paris zu singen. Es soll eine seiner vorzüglichsten Leistungen sein; die Aufführung muß ermöglicht werden, es ist auch ziemlich Alles vorhanden, es fehlt nur die Prinzessin von Navarra."

„Nur Donna Clara, die Prinzessin von Navarra, ist nicht vorhanden? ich möchte sagen, somit fehlte so ziemlich Alles," scherzte Triebensee, als er aber des Andern jammervolle Miene sah, fuhr er zwar immer noch heiter, doch tröstend fort: „Kopf oben, Holbein! Ich besorge die fehlende Kleinigkeit, ich schaffe eine durchlauchtigste Prinzessin, ich habe eine unter meinen Schülerinnen."

„Wer, wer ist diese Perle?"

„Das Jetterl, der Sontag ihr hübsches Töchterlein. Es ist ein Blitzmädel, voll Klugheit und Talent, voll Verständniß und Begeisterung für die Kunst. Sie studirt just bei mir die Partie der Prinzessin von Navarra. In fünf Tagen — zu lange? Mann, Ihr seid anspruchsvoll! nun denn, in drei Tagen könnt Ihr die Oper geben, wenn Gerstäcker nämlich mit der Kleinen singen will; denn jung ist sie, sehr jung noch."

„Und Ihr meint, es wird mit ihr gehen, sie wird uns keine Schande machen?"

„Die? Schande machen? Gewiß nicht."

„Dann ist es entschieden. Euer Wort genügt. Gott sei gelobt, daß die Sorge vom Herzen ist!" Und der beglückte Regisseur sprang freudig empor, während der Kapellmeister schnell Abschied nahm und zu seiner Schülerin eilte.

Schon auf dem Hausflure drang ihm Henriettens silberheller, glockenreiner Gesang entgegen, und der alte Lehrer fühlte sich angenehm berührt, seine Lieblingsschülerin schon in der Morgenfrühe und da sie keine Ahnung von seinem Kommen hatte, so fleißig studirend zu finden. Leise öffnete er die Thür des Zimmers und ungesehen von dem reizenden Mädchen, das am Clavier saß, stand er eifrig lauschend, vergnügt schmunzelnd, wenn sie eine Passage immer von Neuem sang, bis sie ganz tadellos gelang; aber als sie plötzlich eine sehr schwierige Coloratur mit einer fast an Kühnheit grenzenden Fertigkeit und Sicherheit vollendet, klopfte er zustimmend in die Hände und rief fröhlich:

„Bist ein Prachtmädel, Jetterl, und von heute an in drei Tagen trittst Du auf als Prinzessin im Johann von Paris!"

Das junge Mädchen, das schnell aufgesprungen und vor Freude über das Lob und den Beifall erglühend dem Lehrer entgegengeeilt war, fuhr bei der gewichtigen, überraschenden Kunde schreckensbleich zurück, keines Wortes mächtig, aber ihr ausdrucksvolles Gesicht und vornehmlich ihre schönen, blauen Augen redeten eine beredte Sprache.

„Mein liebes Kind, faß doch Muth," sagte Triebensee tröstend herantretend, als das Mädchen noch immer bleich und bebend dastand, „glaubst Du, ich hätt' gesagt, Du könntest die Prinzessin singen, wenn's nicht ginge? Und willst Du Deinem alten Freunde und Lehrer nicht Ehre machen, soll er nicht stolz auf Dich sein?"

Ein freudiges Beben durchzitterte jetzt die reizende Gestalt des jungen Mädchens. Auf den so plötzlich erblaßten Wangen blühten die Rosen wieder empor, die Rosen der ersten frischesten Jugendzeit, welche noch dicht an die Kindheit grenzt, die Augen strahlten von Muth und Begeisterung, ja, das ganze Antlitz leuchtete wie von der Weihe der Kunst verklärt, und mit fester Stimme sagte Henriette:

„Ihr habt es gesagt, Meister, daß ich's könne; Euer Wort soll nicht zu Schanden werden! In drei Tagen bin ich bereit als Prinzessin von Navarra aufzutreten."

„So geb' Gott seinen Segen!" —

„Wissen Sie schon, morgen singt der Gerstäcker den Johann von Paris?" rief ein Vorübergehender dem andern zu, „ich eile die Billets zu holen, es soll ein stürmisches Drängen an der Casse sein."

„Aber die erste Sängerin ist ja krank, wer giebt denn die Prinzessin?"

„Die kleine Sontag — die Tochter der Schauspielerin."

„Die? Es ist ja aber noch nicht lange her, daß sie die Kinderrollen machte — war immer ein liebes herziges Dingl — doch muß sie noch gar sehr jung sein."

Solche und ähnliche Bemerkungen hörte man am Tage vor der Aufführung, sie flogen auch hin und wider, als der Raum des Theaters schon die dicht gedrängte Menge aufgenommen, die trotz der glühenden Hitze begierig auf den Kunstgenuß wartete, den berühmten Gast als Johann von Paris zu sehen. Endlich erschien der Ersehnte und sang und spielte, daß es eine Lust war und das Publicum in begeisterter Weise seinen Dank, seine Anerkennung kund gab. Hier und dort wurde zwischen Bekannten wohl einmal die Bemerkung ausgetauscht: „Die arme kleine Henriette — das arme Mädel, es kann kein glückliches erstes Debut werden neben solch einem Künstler!" Jetzt wurde die Ankunft der Prinzessin verkündet. Aller Augen richteten sich nach der Thür, in deren Rahmen plötzlich eine der holdseligsten Erscheinungen sich zeigte, welche wohl je über die Bühne geschwebt. In dem kurzen Zeitraume von vielleicht zwei Jahren, in denen man Henriette Sontag nicht mehr auf den Bretern gesehen, war aus der lieblichen Knospe eine zaubervolle Blüthe geworden, eine Fülle von Anmuth und Liebreiz mit jungfräulicher Hoheit vereint umfloß sie, daß unwillkürlich alle Herzen diesem Engelsbilde entgegenflogen. Und als Johann, hingerissen von der Erscheinung der edlen Donna, singt:

„Welcher Reiz in frischer Blüthe,
Welche Sanftmuth im Blick,
Jeder Zug bezeichnet Güte,
Strahlet Frohsinn zurück —"

da richteten sich die Augen der versammelten Menge auf sie, die als die Verkörperung dieser Worte dastand, und ein leises Beifallsmurmeln machte sich mehr und mehr bemerklich.

Schüchtern und echt weiblich, doch weder linkisch noch ängstlich, trat die Prinzessin vor und ihrem rosigen Munde entperlten die ersten Töne, von einem Wohlklange, einer süßen Innigkeit, welche die Macht besaßen, Todesstille in dem erst so aufgeregten Hause zu verbreiten. In Henriettens großen blauen Augen, die ein Spiegel ihrer reinen Seele waren, flammte ein helleres Leuchten auf, als das erste, ganz leise Bravo ertönte, es hatte für sie mehr Werth, als ein lauter Beifallssturm, denn es kam von ihrem Lehrer, dem alten Kapellmeister, der entzückt sowohl über die Reinheit der Intonation, als über den edlen Anstand seiner Schülerin, seine Freude nicht mehr zu unterdrücken vermochte; er hatte wahrlich nicht geahnt, daß dieser leise Beifallsruf das Signal sein würde zu einem Ausbruch stürmischer Anerkennung, wie er einem so jungen Talente wohl kaum jemals zu Theil geworden sein mag. Diese ungewöhnliche Kundgebung des Beifalls schien das junge Mädchen nicht nur zu überraschen, sondern zu verwirren, einen Moment bebte ihre Stimme, doch bald hatte sie die innere Bewegung bekämpft, und nun, ermuthigt durch die Anerkennung, erklangen die Töne noch voller, klarer und frischer, bis ein wunderbar schöner Triller von einer

Rundung und ungewöhnlicher Dauer — so daß dem Kapellmeister fast der Athem stockte — die herrliche Arie: „Wie begeisternd wirkt das Reisen“ beendete. Von diesem Moment an war der Sieg entschieden, mit dieser einen Arie hatte sich die junge Kunstnovize in die Reihe der Künstlerinnen emporgeschwungen und der gefeierte Gast mußte die Triumphe des Abends mit der kleinen Anfängerin theilen.

Hinter den Coulissen empfingen Henriette am Schlusse des ersten Actes die beglückte Mutter und der tiefbewegte Lehrer.

„Ich wußt' ja, daß mein wackeres Mädel mich nicht würde zu Schanden werden lassen, daß Dein Lehrer aber so stolz auf Dich sein könnte, hätt' ich kaum gedacht. Der Daus! war das ein Triller, der wollt' ja gar kein Ende nehmen, ich hätt' mich schier bangen können, wenn ich vor unbändiger Freud' dazu gekommen wär. Solch ein Backfischle noch und kann so singen, daß man die Mütz' vor ihm ziehen muß. Hör', Jetterl, Du wirst viel Ruhm und Ehre ernten, und wenn sie Dir einst die Lorbeerkränze auf die Stirn drücken und ich vielleicht längst in meinem Grabe ruh', dann denk' zuweilen noch an Deinen alten Lehrer!“

Das tiefgerührte Mädchen konnte nur stumm die Hand des Hochverehrten an ihre Lippen führen. Beide mußten auch wieder auf die Bühne. Im zweiten Acte machte das so beliebte Troubadourlied Furore; Johann von Paris war genöthigt, seine Strophe noch einmal zu singen, aber bei der Prinzessin genügte das nicht. Da capo und wieder da capo, zum dritten Male also mußte Henriette die ihrige wiederholen; das Publicum wurde von einem immer wärmeren Enthusiasmus ergriffen, und doch war es kein gemachter Beifall, keine erkünstelte Begeisterung, sondern das reine Ausströmen innerster Befriedigung, dem sich in Hinsicht auf Henriette Sontag noch ein freudiges Staunen beigesellte, daß ein so junges Mädchen schon so Herrliches zu leisten vermochte. Unter dem größten Jubel und dankbarer Anerkennung für einen selten hohen Kunstgenuß, denn nie erinnerte man sich Gerstäcker vorzüglicher gesehen zu haben, fiel der Vorhang, und den Gast ehrend, wie sich's gebührte, erklang zuerst nur sein Name. Der Vorhang rollte auf, zögernd erschien der Gerufene, ihm selbst schien Etwas zu fehlen; nach kurzer Verbeugung zog er sich zurück, um nun auf den noch dringenderen Ruf nach ihm und der Sontag wieder zu erscheinen. Wie im Triumph führte der Gast das junge, jetzt sehr schüchterne Mädchen heraus und ein endloser Jubel begrüßte Beide, der erst auf ein Zeichen Gerstäcker's, daß er sprechen wolle, sich legte.

Ganz dicht bis zum Rande der Bühne tretend, sagte Gerstäcker auf seine Begleiterin deutend: „Obwohl es sich heute auf die beste Weise selbst empfohlen, so möchte ich dieses junge Mädchen auch für die Folge Ihrem Wohlwollen empfehlen, meine hochgeehrte Versammlung. Mit prophetischem Auge in die Zukunft blickend, sage ich Ihnen, diese Kunstnovize wird einst als die erste Sängerin Deutschlands gefeiert werden und Ruhmeskränze werden sich um den Namen Henriette Sontag winden.“

So endete das erste und eigentlich ganz unvorbereitete Debut der jugendlichen Sängerin. Daß jene Weissagung sich erfüllt, weiß Jeder, der nur etwas in der Kunstgeschichte bekannt ist. Wohl keine Sängerin hat größere und verdientere Triumphe gefeiert, wohl keiner Frau Name hat heller geleuchtet unter dem dreifachen Strahlenkranze: die erste Sängerin, die treueste, vorzüglichste Gattin, die beste Mutter zu sein.

Jetzt ruht sie aus von dem reichen, wechselvollen Leben in kühler Gruft, in jenem stillen Kloster, aber der Name Henriette Sontag lebt in Unsterblichkeit fort.

S. B.

Johnson und die Kinder. Wie das gesunde, klare Urtheil, den praktischen, staatsmännischen Blick, so scheint der gegenwärtige Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Andrew Johnson, auch den originellen Humor, die natürliche Beredsamkeit, welche in heiterer Wendung das ernste Ziel, den Nagel auf den Kopf trifft, und das kindliche Gemüth von seinem unvergeßlichen Vorgänger überkommen zu haben. Dies ebenso wie die ungemeine Popularität, deren er sich bereits erfreut, sprach sich sehr bezeichnend in einer allerliebsten Feierlichkeit aus, die vor einigen Wochen in Washington stattfand. Ein Verein sogenannter Sonntagsschulen der Stadt Washington und Umgegend beging am 25. Mai das Gedenkfest seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens. Etwa fünftausend Schüler und Schülerinnen und siebenhundert Lehrer und sonstige Schulbeamten bildeten den Festzug. Vor der eigentlichen Feier wallte diese stattliche Menge hinaus nach dem Weißen Hause, der officiellen Residenz des jedesmaligen Präsidenten, brachte Johnson ein endloses Hurrah und defilirte dann in wohlgeordneten Reihen an ihm vorbei, während ihm Tausende von Kinderhänden Blumenstrauß auf Blumenstrauß in den Hut warfen, bis dieser die duftende Last nicht mehr fassen konnte und ein mächtiger Korb die weitere Blumenfülle bergen mußte. Der Anblick der frischen fröhlichen Kindergesichter, ihre Lust, die unerschöpflichen Vivats, die aus den kleinen Kehlen hervorjubelten — es muß entzückend gewesen sein. Der hübscheste Moment aber war gewiß, als der Präsident vor dem äußeren Gitter seines Amtssitzes Posto faßte, die kleinsten Mädchen neben sich auf herbeigeschaffte Tische und Stühle stellte, sämmtliche Kinder um ihn herum einen Kreis schließen ließ und dann, helle Freude in den Augen, eine Rede an die jugendliche Versammlung begann, welche bewies, daß der Ruhm des alten Stump-Orators kein unbegründeter gewesen ist.

Diese Rede, die uns ein Freund in Amerika zum Theil in ihrem Wortlaute wiedergiebt, ist so charakteristisch, daß wir uns nicht versagen mögen, den Lesern der „Gartenlaube“ mindestens einige der merkwürdigsten Stellen daraus mitzutheilen, ihnen überlassend, naheliegende, und nicht eben erfreuliche, Parallelen selbst zu ziehen.

„Wenn ich recht verstehe,“ hob Johnson an, „so seid Ihr hier versammelt, einmal um zu zeigen, wie viele Kinder die Schule besuchen, und sodann und hauptsächlich, um dem höchsten Beamten der Nation Euere Achtung zu erweisen. Und diese Achtung, Ihr bringt sie heute einem Manne dar, der sehr wohl die Lage armer oder unscheinbarer Kinder zu würdigen weiß. Zeit meines Lebens ist es mir zuwider gewesen, wenn ich Menschen über ihr Verdienst und Gebühr schätzen und ehren sah, und ich will hier in meinen Worten an Euch, meine jungen Freunde und Freundinnen, die Ihr mir die Ehre Eueres Besuchs erweist, ausdrücklich hervorheben, daß ich ein Feind bin jedweder Vergötterung oder Kanonisation irdischer Dinge und sterblicher Personen, daß ich dem wahren Verdienste aber jederzeit die gerechte und geziemende Achtung und Würdigung gezollt zu sehen wünsche. Meine kleinen Töchter und kleinen Söhne — ich darf Euch ja wohl so nennen? — lernt also zeitig unterscheiden zwischen Werth und Unwerth, Ihr sowohl, welche das Schicksal in besserer Lebenslage aufwachsen läßt, wie Ihr, die Ihr in minder günstigen Verhältnissen lebt.

Ihr, denen größere Vortheile geboten sind, werdet nicht eitel und geckenhaft, weil Euere Eltern Euch ein klein wenig besser kleiden oder etwas besser erziehen können; wisset vielmehr und fühlet, daß Euere Eltern und Euere Lehrer allein Euch nicht zu erziehen vermögen. Ob Euere Angehörigen arm oder ob sie reich sind, ob Ihr begabt seid oder nicht — Ihr müßt Euch selbst erziehen! Eltern, Lehrer und sonstige Vorzüge, deren Ihr Euch erfreut, sind nichts als die in Eure Hand gegebenen Mittel, mit denen Ihr selbst Euch die Bahn durch das Leben gestalten und ebnen müßt. Allein nimmermehr bildet Euch ein, daß Ihr irgend etwas Besseres seid, als Euere weniger günstig situirten oder minder befähigten Cameraden. Anstatt daß Ihr sie erniedrigt und ihre Lage noch drückender macht, muß es Euer Stolz sein, sie zu dem Niveau emporzuziehen, auf welchem Ihr selbst steht. — — — Meine Ueberzeugung ist es immer gewesen, daß die große Masse unseres amerikanischen Volkes emporgehoben werden kann. Und wenn dies Ziel erreicht ist, alsdann werden wir die größte und erhabenste Nation dieser Erde sein. — — — —

Meine kleinen Töchter und Söhne, merkt wohl auf das, was ich Euch in Wahrheit und Aufrichtigkeit sage: wäre ich im Stande, Euch Etwas zu lehren, was Euch Alle alsbald auf einen höheren geistigen und sittlichen Standpunkt heben könnte, ich würde stolzer sein, als wenn ich vierzig Male zum Präsidenten erwählt worden wäre! Schaut Euch um, hier steht das Haus des Präsidenten und dort drüben das Capitol einer mächtigen Nation, und Ihr blickt auf Die, welche die Gesetze geben und handhaben, als auf überlegene und erhabene Personen. Denkt aber einmal einen Augenblick nach. Ihr seid der Nachwuchs, die Ernte hinter uns. Alle diese Gebäude und die ganze Regierung, eines Tages werden sie unter Euere Controle fallen und Euer Eigenthum werden, und Ihr werdet die Principien der Staatskunst, der Religion und Menschlichkeit zur Ausführung zu bringen und zu überwachen haben. Ihr Knaben, wie Ihr da um mich steht, jeder Sohn seiner Mutter, Jeder von Euch ist geborener Candidat für den Präsidentenstuhl. Warum wollt Ihr mithin nicht sofort anfangen, Euch für diesen Präsidentenstuhl zu erziehen? Und Ihr, meine kleinen Töchter, Ihr könnt zwar keine Präsidenten werden, aber Jede von Euch ist geborene Candidatin für die Würde einer Präsidentenfrau. Dessen müßt Ihr Euch bewußt werden und darum müßt Ihr Alle sonder Verzug Euch auf so hohe Stellungen vorbereiten. — — — — — — Alles, was der Mensch unternimmt, muß die Billigung Dessen gewinnen, welcher die Geschicke und Ereignisse der Welt behütet. Das ist mein Glaube, wenn ich einen habe. — — — Die Zeit ist gekommen, wo die erste Frage sein muß, nicht was der Mensch glaubt, sondern ob er ein guter Mann oder ein gutes Weib ist. Wenn der Mensch gut ist — dann kommt wenig darauf an, welcher Kirche oder welcher Religionsgenossenschaft er angehört. — — — Noch einmal, meine Kinder,“ lautete der Schluß der Rede, „erzieht Euch selbst! Seid fleißig und beharrlich; füllt Euere Geister mit Allem, was gut ist; stapelt Alles, was der Aufbewahrung werth, auf in Eueren Köpfen und Euere Erkenntniß wird wachsen und groß werden!“

Der Präsident wollte nun in die innern Räume seiner Wohnung zurückkehren, allein die Menge versperrte ihm den Weg. Sämmtliche Damen und Herren, die sich um die Procession geschaart hatten, wollten ihm die Hand schütteln und der gutmüthige Johnson wehrte ihnen nicht, so daß sich bald ein förmliches Lever improvisirte.

Schiller in Kriegsängsten. Der Besitzer des Hauses am Markt in Jena, in welchem Schiller von 1790 bis 1794, ehe er sein eigenes Haus bezog, wohnte, Herr Seilermeister Retz, hat folgende charakteristische Anekdote in der Erinnerung. Bekanntlich entfaltete zu der genannten Zeit die französische Revolution ihre ganzen Schrecken und überschritt in ihren Ausläufern zum Oeftern die deutschen Grenzen. Schiller, der gerade mit Abfassung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges sich beschäftigte, hatte keine geringe Furcht vor der Verbreitung dieser Revolution über Deutschland. „Ich zittre,“ schrieb er, der Bürger der französischen Republik, an Freund Körner, „vor diesem Kriege, der mehr und mehr an Ausbreitung gewinnt.“

Mit Bezug darauf machte er eines Tages einen jungen Studenten der Theologie, der mit in seinem Hause wohnte und durch sein gefälliges, bescheidenes Wesen seine Freundschaft erworben hatte, zum Mitwisser eines sehr wichtigen Geheimnisses. „Wenn der Krieg zu ihnen käme, für diesen Fall sei er vorbereitet.“ Er führt den Student in das hinterste Zimmer, hebt daselbst ein paar von ihm zu diesem Zwecke locker gemachte Dielen in die Höhe und zeigt dem Erstaunten ein tiefes Loch. „Hierinnen verberge ich meine Werthsachen, wenn der Krieg zu uns kommen sollte. Da werden sie diese Sansculotten nicht finden.“ Dann fügte er die Dielen langsam wieder ein. So konnte also der Dichter der „Ideale“ auch praktisch sein. Die Sansculotten kamen indeß nicht, aber die Erfindung Schiller's sollte sich doch noch bewähren. Schiller ruhte schon anderthalb Jahr im Schooß der Erde, als die Soldaten des gewaltigen Corsen Jena sechs Tage lang plünderten. Erst in neuerer Zeit ist der Versteck in den Dielen entfernt worden.

Fr. Hg.

Zur Rettung Schiffbrüchiger. Bereits sind uns verschiedene Beiträge für das angestrebte neue Nationalwerk, den Verein zur Rettung Schiffbrüchiger, eingesandt worden, wir bemerken aber, daß wir dafür nicht sammeln, vielmehr bitten wir etwaige Gaben an das Comité in Bremen übermitteln zu wollen, dem wir auch die uns gewordenen Gelder zugehen lassen werden.

D. Red.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 28. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Balbina.

Sittenbild aus unsern Tagen

Von **Franz Hedrich**.

(Fortsetzung.)

„Mich trifft der Schlag!“ rief Leonhard aus, den Balbina's Antwort außer sich gebracht hatte.

„Weshalb?“ entgegnete das Mädchen ruhig. „Deine Liebe kann nicht so weit her sein!“

„Liebe hin, Liebe her,“ rief Leonhard. „Eine fest abgemachte Geschichte bricht man nicht! Das ist erzschlecht, elend — Du mußt!“

„Ich muß?“ versetzte Balbina mit einem Ausdruck des Stolzes in allen Mienen. „Mir ist nicht zum Lachen, daß Du solches Zeug sprichst.“

„Ja, Du mußt,“ schrie Leonhard unbändig. „Deinetwegen hab' ich Brigitta fahren lassen!“

„Hättest Du es nicht gethan!“ warf Balbina mit der kühlsten Gleichgültigkeit hin. „Mach' aber keinen solchen Lärm über Etwas, worüber sich auch ruhig sprechen läßt. Ich will Dir sagen, wie es so gekommen ist, und Du wirst mir nicht bös sein können, aber wenn Du es wärst, so würde es Dir auch nichts helfen.“

„Also heraus damit!“ rief Leonhard in größter Bestürzung über die sich immer steigernde Entschiedenheit des Mädchens. „Gewiß muß mich Jemand bei Dir angeschwärzt haben!“

„Glaub' es nicht,“ versetzte Balbina. „Es liegt anderswo. Du weißt, daß es mir vor und nach dem Tode meines Vaters nicht an Bewerbern gefehlt hat, ich aber von keinem Etwas wissen wollte —“

„Ich weiß,“ fiel ihr Leonhard mit einer gewissen Beziehung höhnisch in's Wort. „Ich weiß auch, warum!“

„Unterbrich mich nicht!“ fuhr ihn das Mädchen heftig an.

„Wie Dich das aufbringt!“ rief Leonhard lebhaft mit schadenfroh funkelnden Augen. „Aber sprich nur weiter.“

„Am letzten Lichtmeß,“ fuhr Balbina nach einer kleinen Pause fort, „war ich schon zweiundzwanzig Jahre. Da sagte meine Mutter, als ich aus der Kirche kam: ‚Warum Du nicht heirathest! Gar so jung bist Du auch nicht mehr. Ich bin alt und kann für die Wirthschaft nichts mehr leisten, ich bin kränklich und Du kannst früher, als Du denkst, ganz allein dastehen. Unser Hof braucht längst einen Mann, heirathe, folge mir! Der Stegwirth ist ein kreuzbraver, thätiger Mann, und ich habe gehört, daß er ein Auge auf Dich hat, aber sich gar nicht hervortraut, weil gar kein Mann weiß, was er aus Dir machen soll!‘ So hat sie den ganzen lieben Tag in mich hineingeredet, ich habe es mir überlegt und endlich der Mutter den Willen gethan, einen Mann in unsere Wirthschaft zu bringen. So kam es, daß ich den Stegwirth geheirathet hätte, wenn Du mit ihm nicht am letzten Sonntag den neuen Plan ausgeheckt hättest. Der Stegwirth wollte auf einmal die Brigitta, und sie wollte ihn, und ich habe nichts dagegen gehabt, Dich zu nehmen, aber merke Dir ja gut, daß ich der Mutter versprochen habe, für unsern Hof einen Mann zu schaffen!“

Sie hatte den letzten Satz mit einer besonderen Betonung gesprochen, damit der für Leonhard unschmeichelhafte Sinn durchaus nicht mißverstanden werden könnte.

„Und was bringt Dich davon ab?“ fragte Leonhard mit der peinlichsten Spannung.

„Sieh,“ fuhr Balbina fort, „es ist mir damit Ernst gewesen. Im Gerichtssaale hab' ich mich bis in den Boden hinein geschämt, bin aber nicht abgesprungen; noch gestern hab' ich es Dir zugesagt. Mir war dabei, als wär' ich bei den Haaren fortgezogen, aber ich wollte mich so fortziehen lassen; heute geht es nicht mehr, heute denk' ich anders, himmelweit anders! Ich habe eine Nacht gehabt zum Verrücktwerden und kann es nicht mehr thun und thäte es nicht, wenn mein seliger Vater im Leichentuch vor mir erscheinen und mich bitten würde, Dich zu heirathen, damit ich seine arme Seele aus dem Höllenfeuer erlöse!“

Ihre wunderschönen Gesichtszüge, welche immer liebliche Ruhe und süße Sanftmuth waren, und ihre großen, von langen schwarzen Wimpern beschatteten, tiefblauen Augen hatten sich durch den Ausdruck einer wild kämpfenden Energie ganz verändert, aber ihre Schönheit war so vollständig und unverwüstlich, daß dieselbe auch in einem solchen Affect auf eine unerwartet neue Art leuchtete und fesselte.

„Du sprichst schrecklich,“ erwiderte Leonhard klagend und eine Hand in die Haare einwühlend, von dem Aussehen des Mädchens gepackt und von den vernommenen Worten zerschmettert. „Aber,“ fuhr er mit aufsteigendem Zorne fort, „warum Du plötzlich so wortbrüchig wirst, geht mir doch in den Kopf, es wäre denn, daß Du bei Gott und allen Heiligen Dein Seelenheil verpfändet hast, auf den Veit so lange zu warten, bis er auf dem Schub wieder heimgekommen ist!“

„Fängst Du schon wieder an?“ ermahnte ihn Balbina gereizt und böse.

„Nun,“ versetzte Leonhard rasch darauf, „warum thust Du so über Nacht Deiner Mutter den Willen nicht mehr?“

„Weil ich in mich gegangen bin,“ sprach das Mädchen im Tone der Reue, ja der Zerknirschung; „weil mir neulich die Rede des Herrn Hofraths in's Herz gefahren ist.“

„Da muß ich lachen!“ entgegnete Leonhard, „Du weißt so gut, als ich, daß der Geistliche immer predigen und der Amtsherr immer schelten muß! Wenn Du sagst, daß der Herr Hofrath Recht gehabt hat, so will ich nicht einmal Nein sagen, denn auf mich haben seine Ermahnungen nicht gepaßt. Ich habe eine himmelweit verschiedene Ursache, als der Stegwirth gehabt!“ Er ging in einen liebhabermäßigen Ton über. „Du hast mir immer besser gefallen, als Brigitta, und der wäre ein stockblinder Narr, dem Du unter Allen nicht am besten gefallen würdest! Sieh, bin ich denn meinem wahren Nutzen nachgegangen, als ich Brigitta fahren gelassen habe, die doch weit reicher ist, als Du, und zu einer Anderen hinübergelaufen bin, blos weil unsere Güter aneinander grenzen? Meine Liebe ist weiter her, als Du gemeint hast und vielleicht noch immer meinst. Ich aber sage Dir, daß Du mir so sehr gefällst, daß ich Dich heirathen möchte, wenn Du nichts weiter im Vermögen hättest, als hier diese Gießkanne!“

„Und ich,“ gab Balbina sofort zur Antwort, „würde Dich nicht zum Manne nehmen, wenn Du alle Höfe und Almen besitzen würdest, wie sie in der ganzen Burgsau liegen!“

Das war dem verzweifelten Freier zu stark. Sein Grimm wollte losbrechen und es kostete einen mühseligen Entschluß, in der Heuchlerrolle noch auszuharren.

„Ich kann es nicht glauben,“ sprach er. „Du mußt Dich noch einmal besinnen.“

„Du sprichst in den Wind,“ war die kurze Antwort.

„Wir passen so gut zu einander,“ flehte er unerschütterlich weiter. „Du bist groß, ich bin groß; was Du zu ernst bist, bin ich zu lustig; unsere Höfe liegen so, daß sie nur ein einziger Hof sein sollten; sieh, wir sind wie für einander geschaffen! Ich gebe Dir noch bis morgen Bedenkzeit!“

„Ich brauche keine,“ warf das Mädchen hin.

„Gute, beste Balbina!“ seufzte Leonhard.

„Du richtest nichts aus,“ versetzte das Mädchen, indem es auf ein haushohes Felsstück, das in länglicher Würfelform in nächster Nähe dalag, mit dem Finger zeigte. „Diesen Block wälzest Du mit gleicher Mühe weiter!“

Leonhard konnte sich nicht länger halten. Die schreckliche Ueberzeugung, daß seine Sache hier verloren sei, entzügelte seine Wuth und der schöne, aber nicht heimliche Bandit kam auf allen seinen Gesichtszügen zum Vorschein.

„Du Meineidige!“ fuhr es aus ihm heraus. „Nicht umsonst hast Du den Ruf, daß Du ein gar eigenes Ding bist, ich aber habe die Meinung, daß Du so einsam und traurig lebst, weil Dich eine böse Ursache dazu zwingt und irgend ein Fluch plagt! Darum heirathest Du nicht, doch warst Du kaum aufgeschossen, da warst Du den Männern nicht so spinnefeind, wie heute, da hast Du den Veit gern gesehen und bist auch mit ihm weit gegangen. Ich und Andere haben es gesehen, wie oft er zu Dir des Nachts hinaufgeschlichen ist! Dort drüben an den Sandgruben, um nicht an den Häusern vorüber zu müssen, ist er hinauf und herunter, knapp, ehe es Tag geworden ist! Der steckt Dir im Kopf, und wenn auch Niemand weiß, warum er davongelaufen und ganz verschwunden ist, Du wirst es wissen. Erwart' ihn, erwart' ihn, aber ehe er kommt, soll aus Dir ein altes, runzliges Weib werden und längst zuvor bei Eurer elenden Weiberwirthschaft Hof und Vieh zu Grunde gegangen sein!“

Er machte eine Bewegung, als ob er über Balbina herfallen wollte, ließ aber die Wuth auf einen todten Gegenstand aus, indem er mit einem gewaltigen Fußtritte Balbina's Gießkanne weit hinschleuderte, worauf er wild umkehrte und nicht auf dem gewöhnlichen Rückwege, sondern der Schneide des Bergrückens entlang am Abhange hinlief.

Die Sonne warf ihre letzten Strahlen aus und vergoldete nur noch die höchsten Bergspitzen, als Leonhard nach langem, angestrengtem Laufe im Markte Burgsau angelangt war. Am äußersten Ende desselben, ein Stück hinausgerückt, liegt das Wirthshaus des Stegwirths. An diesem ging er, ohne sich umzusehen, vorüber und überschritt unweit davon einen ziemlich breiten Steg, der über einen wilden Bergbach führt und dem Wirthshaus am rechten Ufer sowohl, als dem Bauerhof auf dem linken den Namen giebt. Nachdem er eine mäßige Anhöhe hinaufgestiegen war, befand er sich beim Stegbauer.

Brigitta, ein Mädchen von zwanzig Jahren, klein, gewöhnlich, doch nicht ungefällig, kniete in einem Beete und war mit dem Ausjäten des Unkrautes beschäftigt. Ihre Laune war die beste, sie sang mit weitschallender Stimme ein lustiges Liedchen.

„Wer kommt denn da?“ rief sie mit einer scherzhaften Verwunderung.

Leonhard hatte nicht so viel Zeit, um bis an die Gartenthür weiter zu gehen. Er blieb, dem Mädchen gegenüber, gleich an den hölzernen Planken, welche den Hof eine halbe Mannslänge hoch umgaben, stehen und rief hinüber:

„O Brigitta! Ich bin der unglücklichste Mensch!“

Brigitta sprang auf den Wehruf empor und stellte sich auf der inneren Seite der Planke vor ihn hin.

„Was fehlt Dir denn?“ fragte sie, als sie die tiefe Röthe und das hochaufgeregte Aussehen seines Gesichtes wahrgenommen hatte. „Du mußt einen tüchtigen Rausch haben!“

„Nur Du,“ wimmerte Leonhard, „nur Du kannst mir helfen!“

„Soll ich Dir vielleicht zur Ader lassen,“ erwiderte Brigitta muthwillig, „damit Dich nicht der Schlag trifft?“

„O, Du bist lustig,“ rief Leonhard, „ich Dummkopf könnte es auch sein, wenn der verwünschte Stegwirth sein Maul gehalten hätte!“

„Was hat er Dir gesagt?“ fragte Brigitta ahnungslos. „Bring's einmal heraus und geh' nicht so lang' um die Kirche herum!“

„Ach, Brigitta,“ sprach Leonhard, bereit seinen ganzen Schmerz zu entladen, „ich bereue die Geschichte, welche wir am letzten Sonntag zusammen angezettelt haben, schrecklich und möchte mir alle Haare ausreißen! Jetzt erst seh' ich, wie ich an Dir hänge, da ich eine Andere nehmen soll! Diese Balbina, die immerfort ein Gesicht macht, als wäre das ganze Jahr Charfreitag, und Du, so lieb und herzig, voll Späße und Narrenstreiche — Ihr seid so grundverschieden, wie der Tod und das Leben! Ich kann sie nicht heirathen, ich habe es ihr bereits gesagt, es wird nichts daraus werden.“

„Du brauchst sie nicht zu heirathen,“ gab Brigitta, ihm in's Wort fallend, zur Antwort. „Der Priester hat noch nicht den Segen gegeben.“

„Du aber auch nicht den Stegwirth,“ bemerkte Leonhard rasch.

„Ich muß freilich nicht,“ sagte Brigitta, „aber ich will und nehm' ihn!“

„Ei, das wäre!“ rief Leonhard, sich schüttelnd. „Einen solchen Knirps, einen solchen Pfennigfuchser, einen so habgierigen Kopfhänger könntest Du mögen?“

„Er ist nicht so schön, wie Du,“ versetzte Brigitta hitzig, „aber arbeitsam, sparsam, ordentlich, was Du Alles nicht recht bist! Aber ich heirathe ihn besonders darum, weil ich in's Wirthshaus komme, wo ich immer andere Menschen sehe und es immer eine andere Unterhaltung giebt. Bäuerin bin ich seit Kindheit gewesen und habe die Plage satt und will nicht, sobald ich aufhöre, mich für die Eltern lahm zu arbeiten, für meinen Mann solch ein freudloses und einsames Leben fortführen. Wirthin, hab' ich mir immer gedacht, ist das Schönste und Lustigste, was sich denken läßt, und jetzt, da ich eine werden kann, sollt' ich mein Glück fortstoßen? Besser sterben! Ich will Wirthin sein, je eher, je lieber! Glaubst Du, Narr, daß ich zu dem Tausch Ja gesagt hätte, wenn der Stegwirth nicht ein Wirthshaus hätte? Da wären wir nicht auseinander gekommen, Leonhard!“

„Hast Du schon unterschrieben?“ fragte Leonhard erblassend mit zaghafter Stimme.

„Längst,“ war die Antwort, „die Papiere sind schon ein paar Tage auf dem Amte!“

„So!“ stieß Leonhard hervor, während ihm die erhaltene Antwort einen Stoß gab, daß die zwei Latten des Gartenzaunes, welche er mit den Händen gehalten hatte, krachten und aus den Fugen gingen.

„Du reißest den ganzen Hof ein,“ rief Brigitta überrascht. „Wie kann Dich das aufbringen? Abgemacht ist abgemacht!“

„Da bist Du auf dem Holzwege!“ rief Leonhard ganz wild, daß er nur halb und halb wußte, was die Wuth aus ihm hinausredete. „Ich habe unsere frühere Heirathsbewilligung noch in Händen und fange einen schrecklichen Proceß an!“

„Da kommst Du weit!“ hohnlachte Brigitta. „Da wirst Du ausgelacht, so viel verstehe ich auch.“

„Nein, nein,“ fuhr Leonhard fort, „ich kann sagen und be-

weisen, daß mich der Stegwirth betrunken gemacht hat, um handelseinig zu werden. Ich war auch ganz berauscht, als ich Ja gesagt habe."

„Aber," versetzte das Mädchen schlagend, „am andern Morgen warst Du auf dem Amte vor dem Herrn Hofrath ganz nüchtern! Plappre nicht so! Du hast mir gekündigt und ich Dir. Jetzt kriegst Du mich nicht!"

„Das wäre der Teufel!" brüllte Leonhard, wie besinnungslos um sich schlagend.

„Nein," versetzte Brigitta. „So lasse ich mich nicht aus einer Hand in die andere schieben. Thue jetzt, was Du willst, komm aber nicht wieder. Hier ist es für Dich vorbei."

Sie entfloh mit eiligen Sprüngen in's Haus.

Wie im Taumel trat der Verzweifelte seinen Rückweg an. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er am Stegwirthshaus vorübergegangen war, ohne dort einzukehren.

3.

Der Stegwirth, seiner Braut sicher, hatte bereits alle Anstalten zur Feier seiner bevorstehenden Vermählung mit Brigitta zu treffen begonnen, und er war insoweit so glücklich, wie es ein Mensch bei einem Naturell wie das seinige sein kann.

Er war ein kleines, dürres, doch sehr flinkes Männchen von dreißig Jahren, sehr fleißig und industriös, aber auch sparsam und genau bis zum Geiz. Seine flachen Gesichtszüge erinnerten an einen Knaben, welcher nun ein alter Sauertopf geworden war; in seinen Augen und Mienen lag ein beständiger Kummer, welcher die unbefriedigte Gier ausdrückte, alle Tage noch mehr Geld zu verdienen, als thatsächlich einlief. Nur, wenn das Wirthshaus so vollgepfropft war, daß er durch das unaufhörliche Einschenken und Auftragen von Athem kam und von Schweiß triefte, konnte er Späße, sogar gute, machen, aber wenn er nur eine Stunde dastand, ohne daß ein Glas Bier verlangt oder eine Zeche gezahlt wurde, versank er in die tiefste Melancholie.

Sein verschossener und abgewetzter Anzug, aus einer Jacke, farblosen Hosen und groben Schuhen bestehend, war nicht im Stande, seine armselige Erscheinung aufzuputzen, sondern erinnerte immerfort an den blutarmen Bierzapfer, der er noch vor zwei Jahren in der fürstlichen Brauerei gewesen, ehe er das Wirthshaus übernommen hatte.

Mit der Uebernahme des Stegwirthshauses hatte es folgende Bewandtniß.

Der frühere Besitzer starb, als er kaum die Frau verloren hatte, im besten Alter und hinterließ ein zweijähriges Kind als natürlichen Erben. Dieses Umstandes halber hatte er die testamentarische Verordnung gemacht, daß der gegenwärtige Stegwirth, der ein entfernter Anverwandter war, das Wirthshaus und die nicht unbedeutende Oekonomie mit allen Rechten des Eigenthümers zu übernehmen, aber nach Eintritt der Großjährigkeit des leiblichen Erben dem letzteren im Statu quo ante wieder zu übergeben habe.

So weit war der ehemalige arme Bierzapfer mit dem Testamente höchst zufrieden, denn es sicherte ihm für zweiundzwanzig Jahre, also ein halbes Menschenalter lang, den einträglichsten Besitzstand in der Burgsau, aus dessen jährlichen Einkünften sich im Laufe einer so langen Zeit ein selbstständiges Vermögen leicht erwirthschaften ließ. Weniger war der im Testament vorhergesehene Fall, wenn das Kind vor zurückgelegter Großjährigkeit sterben sollte, nach seinem Geschmacke, ja geradezu ein Gegenstand ärgster Unruhe, denn an demselben Tage, wo diese Katastrophe eintrat, hatte er alle Besitzrechte verloren, und diese gingen an eine Muhme des Verstorbenen, als Universal-Erbin, über.

Der Erblasser hatte absichtlich oder zufällig ein weises Testament zu Wege gebracht, denn die angeführten Bestimmungen sicherten dem allein stehenden, hülflosen Kinde eine gute, schonende Behandlung. War es wirklich Absicht gewesen, so wurde sie über alle Erwartung erreicht. Der Stegwirth liebte das Kind, dessen Vormund und Pflegevater er zugleich war, über die Maßen. Sonst nicht zärtlicher Natur, war er hier der trefflichste Vater, ja beinahe schon die sorgsamste und ängstlichste Mutter. Bei Tag und Nacht sah er nach dem Kinde, obgleich er ihm sogar eine eigene Wärterin hielt, ohne es einmal im größten Tumult des Geschäftes zu vergessen, und scheute keine Plage und kein Opfer, damit es wohlgedeihe und die Großjährigkeit erreiche.

Diese maßlose Liebe hatte aber gräßliche Prüfungen zu erdulden, da das Kind ein sehr schwächliches und gebrechliches Wesen war, dessen Zustand beständig Besorgnisse einflößte und das Herz des Pflegevaters mit grausamen Aengsten erfüllte.

Es war ein Knäblein, Toni mit Namen, gegenwärtig vier Jahre alt, von einem angenehmen, doch blassen und schmalen Gesichte, welches, mit den spindeldürren Gliedern der Gestalt zusammengehalten, die äußerste Nervenschwäche bekundete. Für diesen feinen Körper war die größte Ruhe die erste Nothwendigkeit, wenn sich die Kräfte entwickeln und sammeln sollten, allein diese Vorschrift war bei Toni's krankhafter Lebhaftigkeit und Aufgeregtheit gar nicht zu erfüllen. Da ihm das Weinen und alle Aufregungen sehr schadeten, blieb der Umgebung Nichts übrig, als alle seine Launen auf das Rascheste zu befolgen, und da diese Methode bei der Liebe des Stegwirths keine Grenzen kannte, wurde Toni das verzogenste und eigensinnigste Kind, das in seinem gegenwärtigen Alter sich schon klar bewußt war, daß es mit Lärm und Thränen Alles ausrichte. Das gewöhnliche Mittel, sein Toben zu beschwichtigen, waren Näschereien, namentlich Zucker, den es leidenschaftlich liebte, weshalb es auch allgemein im ganzen Orte mit einer auf den Stegwirth gemünzten Ironie nur Zucker-Toni genannt wurde.

Es war ein sehr heißer Nachmittag. Unter den Anstalten, die der Stegwirth bereits zu seiner Hochzeit traf, befand sich auch die frische Uebertünchung des Wirthshauses. Diese Arbeit war schon vollbracht und es blieb noch die Ausführung der Frescogemälde übrig, womit man hier zu Lande die Außenseite der Häuser schmückt. Auch dieser künstlerische Theil der Aufgabe ging seiner Lösung entgegen, denn der Dorfmaler, dem das Werk übertragen war, malte mit derselben raschen Virtuosität, mit welcher er kurz zuvor getüncht hatte.

Es war Peter Auringer, ein alter, aber lustiger Kauz, der Schöpfer einer Unzahl von gräßlichen Madonnen und der verschiedensten Heiligen, welche alle durch ihr bengelhaftes Aussehen die Individualität des Künstlers unverkennbar kennzeichneten. Vom Landvolke, das die Schlagwörter liebt, wurde er nie anders als Schmier-Peter genannt, eine Bezeichnung, welche er durch seine Leistungen vollständig rechtfertigte und hier und da sogar auf sich selbst anwandte, nicht aus Mangel an Künstlerbewußtsein, sondern aus Pfiffigkeit, um die Wohlfeilheit anzudeuten, wenn er die Leute plagte, sich noch mehr Gemälde hinschmieren zu lassen, als sie ursprünglich im Sinne gehabt hatten.

Schmier-Peter saß auf einem Gerüste über dem Hausthor und malte an einem von vier schweren Pferden bespannten Fuhrmannswagen. Seinem Gesellen, der seitwärts hoch auf der Leiter arbeitete, hatte er die Ausführung der schablonenmäßigen Arabesken und Borduren vertrauensvoll überlassen.

Da kam der Stegwirth zum Vorschein. Sein erster Blick fiel auf die vielen Tische und Bänke, die von alten Ahornbäumen beschattet und sämmtlich unbesetzt waren.

„Gar keine Seele da!" seufzte er zum Gerüst hinauf. „Kein Mensch, als Ihr Beide, und Euch halt' ich noch dazu frei! Aber es sei Euch vergönnt — da trinkt!"

Er reichte dem Maler einen Labetrunk empor, der in einem Glase zusammengegossenen Bieres bestand.

Schon wollte er sich wieder in das Haus begeben, als er bemerkte, daß eben zwei Gäste in der nächsten Nähe an einem Tische Platz genommen hatten. Hurtig rannte er auf sie zu, um sie zu bedienen.

Einer der Gäste war der Gerichtsdiener Grüneisen, der andere der Chirurg des Bezirks, Namens Weißbart, welcher mehr auf Grund seiner angekauften Gerechtsame, als seiner medicinischen Kenntnisse Menschen und Thiere curirte.

„Wo steckst Du denn?" rief der Stegwirth dem Gerichtsdiener auf das Freundschaftlichste zu. „Wenn ein so alter Stammgast ausbleibt, das thut weh!"

„Ich war Dir recht bös!" gab Grüneisen zur Antwort. „Du weißt auch, warum! Ich hätte Dir es nicht zugetraut! Der Hofrath hat ganz Recht gehabt, und wie er denkt, denke ich auch. Das verdaue ich schwer und es wird mir noch lang im Magen stecken," schloß er, sich in die Entrüstung über die Kreuzheirath hineinredend.

„Geh," erwiderte der Stegwirth oberflächlich, „Du mußt immer Etwas haben, worüber Du brummst! Deshalb wird Dir mein delicater Kaiserkümmel doch bei mir schmecken!"

„Erst will ich einen Krug Bier," erwiderte Grüneisen, während Augen und Mienen fortgrollten, „dann ein Gläschen von dem Kaiserkümmel!"

„Mir ein Gleiches!" sagte der Chirurg Weißbart und wandte sich, sobald sich der Stegwirth entfernt hatte, an Grüneisen neugierig mit der Frage:

„Was habt Ihr denn mit einander gehabt?"

„Die Heirath!" gab Grüneisen zur Antwort. „Das ist ja eine Geschichte, die nicht unter den Wilden vorkommen könnte, ohne daß sich die Polizei hineinmengen und dareinschlagen würde! Aber unsere Gesetze sind zu mild —"

Der Chirurg besann sich, wessen Partei er ergreifen sollte, da er eben so sehr dem Hofrath, als dem Stegwirth gram war. Mißgunst und Uebelwollen waren die Grundzüge seines Wesens. Seine kleine, überdicke Gestalt, der große Schädel, der auf einem sehr kurzen Halse saß, das grobe Gesicht, welches, von einem graugesprenkelten Barte eingerahmt, noch voller aussah, als es war, und die zwei starr hervortretenden Augen gaben ihm auch äußerlich die Aehnlichkeit mit einem bösartigen Büffel, welche er indeß nicht minder in seinem Berufe an den Tag legte, denn er war ein geschworener Feind der Zähne, des Blutes und aller jener Leute, welche sich selbst rasirten.

„Höre, Grüneisen," sprach er nach kurzem Besinnen, „es ist doch nicht ganz so, daß man darüber gleich herfahren und den Stab brechen kann! Nein, nein, bei Gott nicht!"

Grüneisen verschluckte die Antwort, weil der Stegwirth soeben das Bier und den Kümmel brachte, aber Weißbart war nicht willens, das Gesprächsthema einschlafen zu lassen.

„Du strengst Dich aber an," sagte er zum Stegwirth, auf die Tüncharbeiten hindeutend. „Dein Wirthshaus wird jetzt ein nobles Gesicht kriegen! Sapperment! Du beschämst den Leonhard! Ich bin schon heute bei ihm vorübergegangen, aber sein Wohnhaus sieht noch immer so schmutzfarbig aus, wie wenn seine Hochzeit gar nicht vor der Thür wäre!"

„Es wird auch Nichts daraus!" platzte der Stegwirth heraus. „Ich stehe gut dafür!"

„Was Teufel!" rief Weißbart überrascht.

„Nichts wird es!" wiederholte der Stegwirth.

„Geh," wunderte sich Weißbart. „Daß ich noch Nichts gehört haben sollte?"

„Der Stegwirth hat Recht," ergriff der Gerichtsdiener mit einer gewissen Prätension das Wort. „Das ist eine ausgemachte Sache. Balbina will nicht —"

„Könnte sein," rief der Maler von seinem Gerüste herunter, „daß sie auf den Veit noch wartet, aber da könnte ich eben so gut warten, daß mir die Zähne wieder nachwachsen, welche mir Herr Weißbart seit ein paar Jahren gerissen hat!"

„Versteht sich!" rief der Stegwirth. „Vom Veit wird kein Stäubchen mehr da sein! Am nächsten Himmelfahrtstag werden es sechs Jahre sein, daß er verschwunden ist. Hätte man nicht schon eine Silbe über ihn gehört? Wo sollte er hingerathen sein?"

„Das denk' ich auch!" versetzte der Gerichtsdiener. „Wir haben ihm gleich Steckbriefe nachgeschickt, weil er ohne Wanderbuch davongelaufen ist, aber wenn wir es nicht gethan hätten, so wüßten wir eben so viel!"

„Drum mein' ich das!" sagte der Stegwirth entschieden. „Er ist verunglückt und in eine Felsscharte hineingefallen, wo ihn die Geier und Füchse gefressen haben."

„Das ist nicht dumm!" rief der Maler von oben herab. „Er war ein fideler, kreuzlustiger Kerl und hat die Balbina gern gesehen, wie sie ihn. Das ist weltbekannt. Er war in das Mädchen gerade vernarrt, das muß ich am besten wissen. Da läuft man nicht ohne Ursache davon und eine Ursache war nicht dagewesen!"

„Keine Spur davon!" rief der Stegwirth.

„Sonderbar," sagte Weißbart verwundert. „Vor sechs Jahren, kurz vor Himmelfahrt, hab' ich mich hier ansäßig gemacht und so hab ich den Veit ein paar Mal nur noch gesehen. Ich erinnere mich an ihn und doch wieder nicht so recht, das weiß ich aber, daß er ein sehr schöner Kerl gewesen ist —"

„Wie der Leonhard," bestätigte der Stegwirth, „wenn nicht weit schöner, und müßte auch jetzt in seinem Alter, den Dreißig nahe, sein!"

„Ihr könnt glauben," hob der Chirurg wieder an, „daß ich seither mit keinem Gedanken auf ihn verfallen bin. Was geschieht mir aber, als ich einmal in diesem Frühjahr zu meinen Patienten nach Steinkirch in meinem Einspänner fahre? Auf halbem Wege begegnet mir ein zugedeckter Einspänner, der nach Burgsau hinfährt, und darin sitzt ein junger Franciscaner. Sobald ich den erblicke — es war freilich im Flug, mein Pferd ist gar scharf — kommt mir der Gedanke, wie wenn es in mich eingeschlagen hätte: Das ist der Veit!"

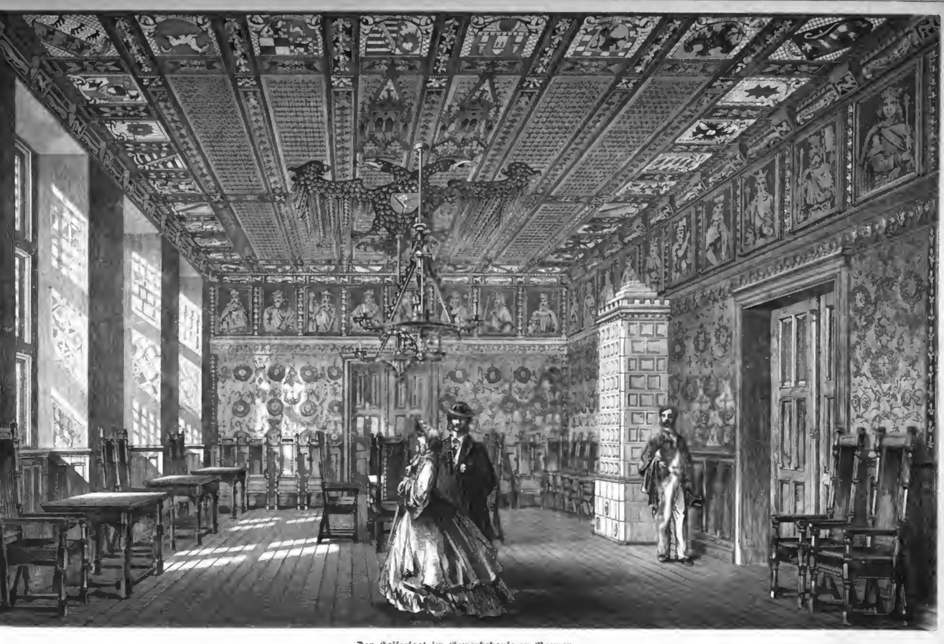
(Fortsetzung folgt.)

Ein Kaisersaal in einer Republik.

Die Augen von ganz Deutschland richten sich jetzt auf die alte Hansestadt an der Weser, wo in wenigen Wochen ein gut Theil von deutscher Männerkraft, und darunter sicher gar viele Leser der Gartenlaube, zum ernsten Spiele versammelt sein wird. Darum wird Jeder gern jetzt von dieser alten Weserstadt erzählen hören und erfahren, was dort vor Anderm seine Aufmerksamkeit verdient. Unter den mancherlei Sehenswürdigkeiten und historischen Denkmalen, die Bremen zu bieten hat, steht unstreitig der Bau oben an, dessen Inneres man vor einigen Jahren umzuschaffen begann und der nun nach Vollendung dieser Umgestaltung zum sogenannten „Gewerbehaus" bestimmt worden ist.

Noch im vorigen Jahrhundert hatte fast jede irgend bedeutende Stadt ihre eigenen „Hochzeitshäuser". Die Räume der Privatwohnungen waren damals noch zu eng und klein für den Kreis der Freunde und Verwandten, die bei den verschiedensten freudigen Gelegenheiten gern sich versammelten, bei Brautfesten und Taufen, wie an Gedenktagen mancher Art. Welches Haus eines gewöhnlichen Bürgers hätte früher wohl in einer einfachen norddeutschen Stadt alle die Männer und Frauen der Sippe fassen können, die oftmals geladen wurden, bei frohem Gelage, bei heiterem Tanz einige Stunden beisammen zu verleben? Kaum waren die Wohnungen einzelner Vornehmen für solche Zwecke geräumig genug; die Meisten mußten in's städtische Hochzeitshaus gehen, wenn sie Feste feiern wollten, in's Ballhaus, Festhaus, oder wie die Namen sonst lauten. In diesen Gebäuden befanden sich die Säle für prangende Tafeln, für bunte Reigen, da genügte der Hausrath für das Bedürfniß Vieler, da gab es die erforderlichen Einrichtungen in Küche und Keller. Allein selten war in früheren haushälterischen Jahrhunderten ein Ort Norddeutschlands so üppig, blos zu diesem Zwecke einen Prachtbau zu errichten; das Hochzeitshaus diente in gewöhnlichen Zeiten noch anderer Bestimmung; meistens war es zugleich der Versammlungsort einer Gilde. So war es auch in Bremen. Diese Stadt besitzt ihr altes Hochzeitshaus — es ist eben das jetzige Gewerbehaus — in gewisser Weise noch heute, und das auf unserer Abbildung dargestellte Gemach ist der vorzüglichste Schmuck desselben.

Die Hansestadt an der Weser ist nicht so reich an altehrwürdigen Bauten, wie Mancher wohl erwarten mag; von mittelalterlicher Herrlichkeit finden sich nur wenige unscheinbare Spuren; dagegen sind in ihr noch etliche Zeugen von einer anderen Zeit bedeutenden Aufschwungs des städtischen Wesens erhalten, Denkmäler aus dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts, einer Epoche, in der Bremen zur freien Reichsstadt sich erhob; Schöpfungen norddeutschen Renaissancestyls, die einen eigenthümlichen Reiz besitzen. Zu den Bauwerken dieser Art gehört jenes Bremische Hochzeitshaus. Das Gebäude ward wenige Jahre nach der Vollendung des am Rathhause vorgenommenen Umbaus von der Tuchhändlerinnung erbaut, der vornehmsten unter den nicht kaufmännischen Genossenschaften der Stadt. Angeregt durch jenen Bau, wollten die Gewandschneider 1619 ein Amtshaus errichten, welches an Pracht das Kaufmannsgildehaus weit überstrahlte, den „Schütting", der dem Rathhause gegenüber lag, als wollten seine Besitzer, die „Elterleute des gemeinen Kaufmanns", den Herren des Rathes den Rang streitig machen. Freilich konnten die Gewandschneider am Markte keine Baustätte finden; allein dicht bei dem „Hause Seefahrt", dessen Bestimmung der Name schon angiebt,



Der Kaisersaal im Gewerbehause zu Bremen.

bot sich ihnen ein würdiger Platz, der Kirche des Ansgarins gegenüber. Dort bauten sie 1619—1621 das stattliche Haus mit den beiden hohen Giebeln, das noch heute steht, wie eine alte Gedenktafel sagt, „dem Vaterland zu Ehren, die Nachkommen zu lehren". Die Zeit der Blüthe des norddeutschen Tuchhandels war jedoch dahin, der Bau war für das Amtshaus zu prächtig, und so war der Plan gefaßt, dasselbe zugleich als Hochzeitshaus zu benutzen. Die Gewandschneider konnten mit dem stolzen Gebäude prunken und zugleich aus seinen Räumen den ihrer Casse erwünschten Verdienst ziehen; eine Verordnung des Raths befahl, daß in ihnen allein die „Braut- und Kindtage" abzuhalten seien. Das Haus war auch ausgestattet, wie es sich für Feste ziemt; unter seinen Gemälden verdient ein Bild von dem namhaften Maler Franz Wulfhagen Erwähnung, die Hochzeit zu Kana darstellend, den in allen Hochzeitshäusern üblichen Gegenstand.

Lange erfreute sich die Tuchhändlerinnung ihres Bauwerkes nicht, 1685 mußte sie dasselbe an das Krameramt verkaufen; allein das Gebäude behielt seine alte Bestimmung. Mancherlei Privatfeste wurden in seinen Räumen gefeiert; im Laufe der Zeit kamen andere Geselligkeiten hinzu. Versammlungen zu wissenschaftlichen Zwecken, Schaustellungen der verschiedensten Art, Theateraufführungen und Concertvorträge, Wachsfigurencabinete und Taschenspielerproductionen riefen Manchen in's Amtshaus der Kramer. Obwohl die Sitte dann mehr und mehr abkam, in ihm Hochzeiten und ähnliche Familienfeste zu feiern; obwohl das reiche Silbergeschirr der alten Zeit veräußert wurde: bewahrte das Krameramthaus im vorigen und selbst noch in diesem Jahrhundert noch alle die Eigenthümlichkeiten des alten Hochzeithauses, die mit dem neuen Wesen, den modernen Verhältnissen in Einklang zu bringen waren; es blieb ein städtisches Gesellschaftshaus eigenthümlicher Art.

Diesen Charakter bewahrt das Gebäude auch jetzt noch, obwohl es in jüngster Zeit in die Hände des Staates kam und zum Mittelpunkte der gewerblichen Interessen Bremens, zum Sitz der Gewerbekammer und des Gewerbeconvents gemacht wurde. Wohl eignete sich das stattliche Amthaus, das aus der zünftigen Zeit der Stadt in die moderne Periode der Gewerbefreiheit sich hinübergerettet hatte, zum „Gewerbehause"; aber man vergaß nicht, daß es auch „Hochzeitshaus" gewesen war. Als 1861 der verdienstvolle Architect S. Loschen den im Innern vorzunehmenden Umbau leitete, ward in sehr glücklicher Weise die doppelte Bestimmung des Bauwerkes zur Geltung gebracht; das neue „Gewerbehaus" blieb den geselligen Zwecken erhalten, denen sein Bau von Anbeginn gedient hatte. Freilich werden seine Räume wohl schwerlich jemals für Privat- und Familienfeste benutzt werden; freilich werden von ihnen Schaustellungen fern gehalten bleiben, die in Marktbuden und Trinkstuben gehören, aber seit ihrem kurzen Bestehen sind sie schon oftmals zu großen Ausstellungen, zu Vorlesungen, zu berathenden Versammlungen aller Art benutzt, hat schon manche Festtafel an der Stätte gestanden, wo die Hochzeitstische in früherer Zeit sich befanden.

Das Gewerbehaus in Bremen umschließt nicht blos die Räume für die zur Förderung von Industrie und Gewerbe bestehenden Staatskörperschaften und freien Vereine; es enthält nicht blos die Gewerbebibliothek und die Zeichenschule für Handwerker: die ganze Einrichtung seines Innern zeigt vielmehr, daß das öffentliche Gebäude noch den weiteren Zweck eines allgemeinen Gesellschaftshauses hat. Treten wir durch das alte Portal in den unteren Raum, so schauen von den Wänden die lebensgroßen Portraits Bremischer Rathsherrn auf den Besucher herab, ernste, würdige, kraftvolle Gestalten. Dem Kreise der Vertreter Bremischer Geschichte wird man beim Besteigen der breiten Treppe entrückt; hier schmücken Symbole der Künste die Seiten, unter ihnen das große Bauhüttenwappen, das auf Kaiser Maximilian zurückgeführt wird. Ein breiter lebensvoller Fries zeigt dann im oberen Treppenhause das Leben, das dem Handwerksmanne in jener Zeit deutschen Bürgerthums blühte, wo das Handwerk die Hauptstütze städtischen Wesens war. Zur Linken öffnet sich hier die Thür des großen Saales, auf dessen Längswänden in breitem Friese die Entwicklung des menschlichen Geistes in energischen charakteristischen Zügen dargestellt ist; der Treppe gegenüber befindet sich der Saal, den unsere Abbildung darstellt, wohl der gelungenste Theil im Inneren des Baues, ein Werk aus *einem* Guß, im Großen, wie im Einzelnen mit feinem Tacte ausgeführt, eine der vollendetsten Schöpfungen der modernen Gothischen Schule. Sein Schmuck hat dem Zimmer den Namen des „Kaisersaales" gegeben; auf der Decke zeigt sich der deutsche Reichsadler mit den städtischen Wappenzeichen auf der Brust; die Schilde der deutschen Staaten rahmen die Decke ein und oben an den Wänden prangen die Brustbilder der deutschen Kaiser.

In der Ausschmückung dieses Zimmers, wie des ganzen Gewerbehauses offenbart sich deutlich, welche Fortschritte der Geschmack unserer Zeit gemacht hat. Was hätten die Männer, die das Hochzeitshaus zu Bremen bauten, wohl gesagt, wenn ihnen in dieser Weise ein Zimmer decorirt wäre? Sie hätten für einen Rathhaussaal, für den Saal eines fürstlichen Schlosses solchen Schmuck vielleicht geeignet gefunden, nicht aber für ein Zimmer, in dem heut Diese, morgen Jene sich versammeln, bald zu ernster Verhandlung, bald zu festlichem Vereine. Unserer Zeit ist es eigen, daß die Kunst ihren veredelnden Einfluß, wo immer sie thätig wird, geltend zu machen sucht; sie strebt überall die ideale Seite des Lebens uns vor die Augen zu führen, und sicher ist der künstlerische Schmuck des Gewerbehauses ein Zeichen, daß Bremen nicht aufgeht in Handel, Geschäft und Materialismus.

H. A. S.

Die Moderatoren.

Erzählung aus Texas.

Von **Friedrich Gerstäcker.**

(Schluß.)

Noch war es nicht heller Tag; die Sonnenscheibe berührte allerdings schon den Horizont, aber im Walde selber lag noch Dämmerung, wenn sich die nächsten Gegenstände auch deutlich erkennen ließen. Jedenfalls hatten die Moderatoren schon, was man „Büchsenlicht" nennt, es war so hell, daß der Jäger das Korn an seiner Büchse im Visier unterscheiden kann, allein die Gestalt schien keine Ahnung der nahen Feinde zu haben, die mit ihren waldfarbenen Jagdhemden auch allerdings in Nichts von dem sie umgebenden Dickicht abstachen. Jetzt war sie auf kaum zehn Schritt herangekommen und erkannte den Pfad, als Jenkins plötzlich mit erstaunter, aber vorsichtig gedämpfter Stimme rief: „Nelly!"

Die Flüchtige stutzte und erschrak, einen Moment stand sie wie unschlüssig, wohin sie sich wenden sollte, doch im nächsten erkannte sie ihren alten Herrn, stürzte mit einem Freudenschrei auf ihn zu, warf sich vor ihm nieder und umklammerte seine Kniee.

Und wie sah die Unglückliche aus! Ihr Antlitz war aschfahl geworden, die dünnen Kleider hingen ihr, von dem Rohr zerrissen, nur noch in Streifen um die Glieder, und scheu und entsetzt flog ihr Blick zurück, als ob sie die Verfolger noch immer auf ihren Fährten fürchte.

Des alten Jenkins Frage brachte sie aber bald wieder zu sich selber. „Wo sind sie?" flüsterte er leise.

„Dort," sagte das Mädchen und zeigte entsetzt mit dem Arm zurück.

„Wie weit?"

„Gar nicht weit mehr, dicht am Fluß."

„Wie viel?"

„Elf Mann, zwei wurden heute Nacht fortgeschickt, um Master Joe's Canoes zu holen, sind aber noch nicht zurück."

„Haben sie kein Canoe im Fluß?"

„Ich habe keins gesehen, aber ein Floß haben sie gebaut und die Pferde heute Morgen hinaufgeschafft, und fünf Neger sind auf dem Floß. Sie wollen fort, sie warten nur auf die Canoes."

„Aber in der Slew ist ein Canoe?"

„Ja, aber ein kleines, das nur zwei Mann tragen kann. Sie haben es vorhin in den Fluß hinüber geschleppt."

Der alte Jenkins warf, während sich der kleine Trupp schweigend und gespannt um ihn schaarte, den Blick umher. Mit jenem Instinct, der allen diesen Leuten eigen ist, die ihre Lebenszeit im Wald verbracht, hatte er sich jetzt in dem ihm fremden Terrain zurecht gefunden. Er hob die Hand, um den Zug des Windes zu fühlen, derselbe kam genau von Osten und trieb in den Bruch schräg hineinein und nach dem Fluß zu.

„Schlag einer von Euch Feuer; rasch, wir dürfen keine Zeit versäumen!"

Im Nu hatten Zwei ihren Stahl und Schwamm herausgeholt.

„Ihr Anderen sammelt trockenes Rohr — da hinein beginnt der alte Rohrbrand; wenn wir den Haufen dort zur Flamme bringen, läuft die Gluth in wenigen Minuten auf dieser Seite hin."

„Aber dann jagen wir's Ashley gerade entgegen," warf einer der Leute ein.

„So rasch geht es nicht," sagte Jenkins, „und der hat immer den Pfad zurück und kann im schlimmsten Fall die Slew zwischen sich und das Feuer bringen — brennt es noch nicht?"

Sip hatte am schnellsten Feuer bekommen, und aus einem hohlen Baum trockenes, dort hineingewehtes Laub raffend, that er den Schwamm dazwischen, schwenkte es durch die Luft und blies es bald zur hellen Flamme an.

„So — dort hinein — der Wind weht vortrefflich. Wenn das Feuer in Gang kommt, machen wir den oberen Pfad unpassirbar, auf dem anderen müssen sie uns dann in die Büchse laufen."

Es bedurfte für diese Männer keiner weiteren Anordnung. Im Nu hatten sie begriffen, was ihr Führer bezweckte, und der hier beginnende alte Rohrbrand, durch den das noch stehen gebliebene Rohr abgestorben und trocken geworden, kam ihnen dabei wacker zu Hülfe. Rasch hatte auch Jeder von ihnen eine kleine Fackel aus trockenen Rohrstücken gemacht und entzündet; mit denen vertheilten sie sich, und kaum zehn Minuten später schlug die Flamme züngelnd empor und verwandelte sich mit fabelhafter Schnelle in eine Feuersäule, die querüber nach dem Fluß zu fraß und ein Durchdringen derselben, da man in dem zusammengebrochenen Rohr nicht rasch vorwärts konnte, zur Unmöglichkeit oder doch äußerst gefährlich machte.

Jenkins' Augen leuchteten von wilder Freude, als er den Erfolg sah, den sein neuer Angriffsplan hatte. Aber er hielt sich nicht lange auf, die Wirkung ihrer List zu betrachten.

„Du gehst hier am Wasser hinauf," rief er Nelly zu, „und hältst Dich dort irgendwo im Dickicht versteckt, bis wir Dich abrufen, und nun vorwärts, Jungen, mir nach, jetzt haben wir die Hunde!"

7. Der Angriff.

John Jenkins war vierundsechzig Jahr alt, aber keiner der jungen Leute die ihm heute folgten, wäre im Stande gewesen ihm voraus zu kommen, so wild und kampfesmuthig und so jugendfrisch in dem Gefühl seiner Rache warf er sich der Gefahr entgegen.

Indessen waren aber auch die anderen beiden Abtheilungen nicht lässig in Erfüllung der ihnen anvertrauten Posten gewesen; Billins besonders war mit seinen beiden Piroguen scharf stromab gerudert, um jene Stelle zu erreichen, von der aus sie die Mündungen der Bayous beobachten konnten.

Der Platz erwies sich auch dazu ganz vortrefflich und Billins selber glitt, seine Canoes zurücklassend, über die schmale, dicht mit Schilf und Cottonwoodschößlingen bewachsene Landzunge hinüber, um zu beobachten, was da drüben vorging. Der Tag brach mit Macht an, die Vögel im Wald wurden lebendig, und große Ketten Wildenten und Gänse strichen über den Strom schwirrend dahin, ihre Aeßungsplätze aufzusuchen. Schon aber verloren die Wolken ihren rosigen Schein, die Sonnenscheibe blitzte durch die gegenüberliegenden Wipfel der Bäume, und noch immer lag die Wildniß still und ruhig — nur dort drüben — über der Bayou, hob sich ein dicker schwarzer Rauch empor, der konnte doch nicht vom Lagerfeuer der Verbrecher herrühren, die sich ihr Frühstück kochten, nein — er wurde breiter und mächtiger — das war ein Schilfbrand, der seinen schwarzen Qualm jetzt über den Bruch wälzte. Hatte da Jenkins gearbeitet, oder die Regulatorenbande vielleicht selber den Wald entzündet, um ihre Flucht in dem Rauch zu verbergen? Nicht lange jedoch sollte ihm Zeit zum Ueberlegen bleiben, denn jetzt plötzlich glitt ein kleines Canoe, aber nur von einem Manne gerudert, aus der Mündung der Bayou heraus. Wollte er fliehen? Nein, er hielt nur etwa zehn oder zwölf Schritt in den Strom hinaus, als ob er dagegenarbeiten wollte, er sah sich vielleicht um, ob die erwarteten Canoes noch nicht in Sicht kämen, konnte sich aber nicht gegen die Strömung halten und mußte aus Leibeskräften arbeiten, um nur wieder stilleres Wasser zu erreichen.

Billins wußte jetzt nicht, was er thun sollte. Vorbrechen und sich vor die Mündung legen? aber dann blieb er im offenen Wasser den Schurken mit ihren Büchsen vollständig preisgegeben, die aus ihrem Versteck heraus seine Leute einzeln wegblasen konnten, ohne daß er nur einen Hutrand von ihnen zu sehen bekam. Das ging auf keinen Fall. Und noch keine Zeichen weiteren Lebens, als der immer stärker und schwärzer emporqualmende Rauch. Ha! da fiel ein Schuß! der mußte von Ashley's Partei gefeuert sein — oder war es ein Signal? Und jetzt regte sich Etwas drinnen im Schilf und rückte mehr und mehr heraus. Das Canoe kam wieder zum Vorschein, allein diesmal langsam — wahrhaftig, eine Leine zog es hinter sich her, zwei Männer saßen jetzt darin und sie ruderten aus Leibeskräften, aber sie zogen ein großes Floß hinter sich, auf dem eine Anzahl Pferde festzusammengekoppelt standen und Menschen darauf; Neger ruderten es und halfen dem vorgespannten Canoe.

Billins sah nicht mehr; wie eine Schlange glitt er durch das Gebüsch zurück und in seine Pirogue hinein.

„Fort!" rief er, „sie fliehen! Jetzt haben wir die Canaillen!" und im nächsten Augenblick schon stießen beide Fahrzeuge vom Ufer ab und schossen in den Strom hinaus. Im Anfang schienen sie auch von denen an Bord des Flosses nicht bemerkt zu sein, denn die hatten mit dessen Führung zu viel zu thun, um es frei in den Strom zu bekommen, daß es nicht unterhalb auf die dort angeschwemmten und eingestürzten Bäume trieb. Das war auch wirklich kein leichtes Stück Arbeit, denn in dem Fall wäre es rettungslos verloren gewesen, ja, die Menschen hätten in der gurgelnden Fluth kaum selber zurück an's Land kommen können. Alle arbeiteten denn auch mit gutem Willen, und es gelang ihnen, die gefährlichste Stelle zu passiren. Erst einmal von der wirklichen Strömung erfaßt und im offenen Wasser, brauchten sie Nichts mehr zu fürchten. Kaum aber hatten sie das eigentliche Fahrwasser des Stromes erreicht, das sie mit wilder Schnelle an den bisher so ängstlich gemiedenen eingebrochenen Baumwipfeln und ihren Wirbeln vorüberführte, als ein Schrei vom Bord aus die Aufmerksamkeit Aller nach außen lenkte, und jetzt erst entdeckten sie die beiden Piroguen, die mit der Strömung, und von den kräftigen Armen der Neger gerudert, rasch ihnen näher rückten.

Billins erkannte jetzt, daß sich auch zwei Weiße an Bord des Flosses befänden, als diese ihn nicht lange über ihre Ansicht in Zweifel ließen, denn im Nu wurde der scharfe Blitz einer Büchse sichtbar, und die Kugel riß, in demselben Moment fast, einem der Männer den Hut vom Kopf.

„Alle Teufel, jetzt wird's Ernst," lachte Billins, „aber ich denke, wir können ihnen da an Bord alle Hände voll zu thun geben," und ohne ein Wort weiter zu sagen, hob er seine eigene Waffe und feuerte auf die ihm nächste Gestalt, die eben ihre Büchse wieder lud und gerade vor den Pferden stand.

Ob die Kugel den Menschen getroffen, konnten sie nicht gleich erkennen, aber eins der Pferde bäumte hoch auf und brachte dadurch die anderen mit in Verwirrung. Sie drängten gegeneinander und fingen an auszuschlagen, das Floß schwankte und an ein ruhiges Zielen von dort her war nicht mehr zu denken.

Die Leute in den Piroguen sahen, wie ein paar von den Negern, um nicht von den Pferden getroffen zu werden, in's Wasser sprangen und sich an dem Floß anklammerten, und das Canoe, das sich bis jetzt an dessen Seite gehalten, verschwand plötzlich dahinter, vielleicht nur um aus dem Bereich der Büchsen zu kommen. Billins ließ sich aber nicht auf Möglichkeiten ein.

„Die beiden Burschen im Canoe," rief er der anderen Pirogue zu, „geben Fersengeld; macht, daß Ihr dahinter herkommt. Wenn sie nicht gutwillig halten, schießt sie zusammen, ich nehme indessen das Floß."

Die Pirogue beschrieb einen kleinen Bogen, um in Sicht der Flüchtigen zu gelangen, und die Leute legten sich aus allen Kräften in die Ruder. Billins selber war indeß dem Floß auf kaum fünfzig Schritt nahe gerückt. Die Neger suchten sich noch immer

vor den Pferden zu schützen, und der eine Weiße zielte mit seiner Büchse herüber, war aber nicht im Stand sich ruhig zu halten. Billins stand in der Pirogue und lud, jetzt hatte er die Kugel aufgestoßen, schüttete Pulver auf die Pfanne und hob die Büchse wieder. Der eine Weiße lehnte auf dem Rand des Flosses; er mußte von der Kugel getroffen sein. Der Andere drückte ab, aber es war nicht möglich gewesen ordentlich zu zielen, die Kugel zischte weit ab in's Blaue und seine Waffe auf die Balken werfend, sprang er jetzt in die rothe Fluth hinein und tauchte unter. Es war der letzte Act der Verzweiflung gewesen; als er zwanzig Schritt davon wieder, von dem langen Anhalten des Athems halb betäubt, an die Oberfläche kam, war die erste Pirogue dicht neben ihm — noch einmal tauchte er — umsonst; er konnte es nicht mehr lange unter Wasser aushalten. Als er wieder nach oben kam, schoß das Fahrzeug neben ihm hin, und der eine Neger, der vorn am Ruder saß, erfaßte ihn gerade bei den langen Haaren, als er noch einmal untertauchen wollte.

Das Floß trieb indessen mit der Strömung den Fluß hinab, denn die Neger zeigten nicht die geringste Lust es zu regieren, während das Canoe von der zweiten Pirogue verfolgt wurde. Leicht hätte es hier noch an das rechte Ufer zurückgekonnt, aber theils war die Uferbank zu schroff, theils lagen dort eine Masse eingestürzter Stämme, zwischen die es sich nicht hineinwagen durfte. Es konnte den Moderatoren nicht mehr entgehen.

Ashley war indessen auf dem schmalen Pfad, der durch den Bruch führte, rüstig vorgerückt. Er selber kannte ja auch das Terrain besser als irgend ein Anderer und wußte genau, wo sich die Verbrecher halten konnten, wenn sie überhaupt in diesem Dickicht staken. Außerdem war auf dieser Seite auch das Unterholz nicht so dicht wie dort, von woher Jenkins vordrang, und wie der Tag dämmerte, konnte er zwanzig bis fünfundzwanzig Schritt rechts und links von seinem Pfad recht gut übersehen. Plötzlich hielt er an.

„Was das nur für ein scharfer Geruch von Rauch ist!" sagte er leise zu dem ihm folgenden Cameraden. „Sollte mich gar nicht wundern, wenn die Schufte schon in dieser Nacht durchgebrannt wären und nun die alte Shanty und das benachbarte Holz angezündet hätten, um jede Spur ihres Aufenthalts zu verwischen."

„Wo liegt denn die Shanty?"

„Der Platz muß gleich dort drüben sein; kaum noch dreihundert Schritt von hier, soweit ich mich erinnere."

„Aber der Rauch kommt von dort her," sagte der Mann, „seht Ihr? jetzt könnt Ihr ihn sogar durch die Wipfel erkennen."

„Alle Wetter!" rief Ashley erschreckt, „dann hat Jenkins den trockenen Bruch angezündet, und wenn sich der Wind nur um einen Strich dreht, kommen wir in Teufels Küche."

„Er will sie hinaus räuchern."

„Ja, und uns mit — jetzt dürfen wir am Ende gar nicht weiter vor, bis wir nicht wenigstens wissen, wie das Feuer läuft."

„Ach was," sagte der hinter ihm Gehende, „gleich rechts in die Gründornflat dringt das Feuer nicht so leicht, und so weit ist's auch gar nicht zurück bis zu der Slew. Der Henker weiß nur, nach welcher Seite sie jetzt ausbrechen werden."

„Dort kommt Einer!" flüsterte Ashley, „fort mit Euch!" und noch während er sprach, drückte er sich hinter den nächsten Stamm, während die Uebrigen entweder, wo sie standen, niederkauerten, oder sich auch hinter die nächsten Büsche duckten. Die Gestalt des Mannes kam indeß in flüchtigem Lauf, eine Büchse in der Hand, den Pfad entlang, und wie er scheu den Blick nach rechts und links warf, sah er die vor ihm liegende Gefahr nicht. Auf kaum zehn Schritte war er auch herangekommen, als Ashley, sein Gewehr im Anschlag, auf ihn einsprang.

„Steh', Hund, oder ich schieße Dich nieder!"

Einen Angstschrei stieß der Ueberlistete aus und unwillkürlich sein eigenes Gewehr emporreißend, spannte er den Hahn, aber ehe er nur die Büchse an den Backen heben, ja nur die Mündung richten konnte, berührte Ashley's Finger den Stecher und durch den Kopf geschossen brach er zusammen.

Jetzt aber war der alte Mann auch warm geworden. Daß die Verbrecher gewarnt sein mußten, lag hier zu deutlich auf der Hand; Billins hatte ihnen auch jedenfalls den Weg zu Wasser abgeschnitten, sonst würde es dieser da wahrlich nicht versucht haben, mitten durch seine Feinde zu entkommen. Ashley nahm sich deshalb kaum Zeit, um wieder zu laden, und mit dem Ruf: „Drauf, Cameraden, drauf!" stürmte er dann den Pfad entlang.

Jetzt knatterten auch dort drüben Gewehre, aber es blieben nur vereinzelte Schüsse; die umzingelten Räuber hatten sich zerstreut und es kam jetzt nur darauf an, ob sie das entzündete Feuer ihnen entgegen zwang.

Ashley schien in seiner Voraussetzung das Richtige getroffen zu haben. Der von dem Floß — das den Raub in Sicherheit bringen sollte — gefeuerte Schuß warnte die Verbrecher zuerst vor der drohenden Gefahr, die sie aber noch immer nicht so nahe glaubten. Da trieb die Strömung ihnen die beiden Piroguen in Sicht und zu gleicher Zeit mahnte sie der wachsende Qualm des Feuers, daß auch dort ein Feind auf sie lauern könne. „Rette sich, wer kann," war jetzt die einzige Losung, denn ihr Führer, der sich auf dem Floß mit eingeschifft, fehlte, und einzeln hofften sie auch viel leichter zu entkommen, als in geschlossenem Trupp mit überdies jetzt zusammengeschmolzener Zahl. Zwei waren auf dem Floß, zwei im Canoe, zwei nach den beiden Piroguen ausgesandt gewesen, um diese herbeizuholen; was konnten die übrigen sieben gegen eine überlegene Zahl der Ansiedler ausrichten? und in den Schilfbruch hinein stoben sie nach allen Seiten.

Der alte Jenkins hatte jedoch recht gut gewußt, sie würden dem Feuer nicht entgegenfliehen, das sie leicht in einem Dickicht und in dornigen Schlingpflanzen überraschen konnte. Deshalb suchte er auch, sobald er nur den ersten Schuß hörte, in vollem Lauf den südlichen Theil des Bruches zu gewinnen und ihnen den offenen Wald abzuschneiden. Da kroch es und prasselte es im Dickicht und vier wilde, verstörte Gestalten setzten hindurch; aber wie konnten sie vor sich sehen, wenn sie zugleich Gesicht und Augen gegen die schlagenden Schilfruthen schützen mußten? erwarteten sie doch auch hier noch keinen Feind. Da stürmte es von allen Seiten auf sie ein; sie wollten ihre Waffen gebrauchen, aber in dem Gewirr von Zweigen und Ranken war es nicht möglich; zwei stoben, der Eine rechts, der Andere links, und Kugeln pfiffen hinter ihnen her; die andern Beiden stutzten, zurück konnten sie nicht, also vorwärts; die Feinde waren ebensowenig im Stande, sicher zu zielen, wie sie selber, und wie gehetzte Bären setzten sie durch den Busch. Umsonst, wie die Meute hinter dem Bär, so sprangen die Verfolger auf sie ein.

„Netley!" kreischte Jenkins und flog nach vorn; eine Dornenranke riß ihm die Büchse aus der Hand, er fühlte es gar nicht; ein Baumstamm lag im Weg, wie ein Hirsch setzte der alte Mann darüber hin. Der Verbrecher hörte die Schritte dicht hinter sich, er wandte den Kopf und erkannte den, den er gepeitscht — seinen schlimmsten Feind. Fliehen konnte er nicht mehr, die Füße versagten ihm den Dienst; auf dem Absatz drehte er sich um und hob sein Gewehr; Jenkins sah es gar nicht, sein Messer aus der Scheide reißend, flog er gegen ihn an, und wenn in diesem Augenblicke des Verbrechers Büchse gefeuert hätte, wäre es um den alten Mann geschehen gewesen; doch todt schlug der Hahn gegen den Pfannendeckel, ein Schilfblatt hatte sich auf der Flucht dazwischengeklemmt und den Stein gefeuchtet; im nächsten Moment lag ihm Jenkins' Hand an der Kehle und Beide wanden sich in tödtlichem Ringkampf am Boden.

Das aber dauerte nicht lange; eine Kugel der Moderatoren hatte den Zweiten erreicht, daß er in den Wald taumelte und keinen Widerstand mehr leistete. Sip, der seinem Herrn dicht gefolgt war, sprang ihm jetzt zu Hülfe und holte schon mit seinem Beile aus, um den Schädel des Buben zu spalten, als Jenkins' Blick ihn traf.

„Halt, Sip, lebendig!" schrie er, und der Neger, seine Waffe von sich schleudernd, umschlang den Räuber mit den Armen und hielt ihn dort wie in einem Schraubstock, bis die übrigen Moderatoren zur Hülfe herbeikamen.

Hie und da fielen jetzt noch vereinzelte Schüsse, aber der eigentliche Kampf war beendet, und wenn sich die Männer auch, nachdem sie den Gebundenen unter Sip's Wacht zurückgelassen, auf dem Pfade vertheilten, um noch vereinzelte Flüchtige abzufassen, kam doch keiner mehr auf dieser Seite in Sicht.

Allein der Wind drehte sich und schlug mehr vom Fluß herein, und nicht lange, so konnten sie schon den Schilfbruch brennen hören, wie die Knoten des Rohrs, wenn sie das Feuer ergriff, von der Hitze mit einem Knall, wie fast ein Pistolenschuß, zersprangen. Dies drohende Knattern kam in der That immer näher,

und es galt jetzt, sich vor dem heranwälzenden Feuer zurückzuziehen. Sip wurde indeß der Richtung zugesandt, in der sie Nelly wußten, um diese zu rufen und zum Haus zu bringen, während die Moderatoren mit ihren beiden Gefangenen, denn der Getroffene lebte ebenfalls noch, langsam nach Süden hinunter, der Grenze des Schilfbruches zurückten. An dieser hinauf zogen sie sich dann langsam Joe's Ferry zu, die als Sammelplatz nach beendigtem Kampfe bestimmt worden war.

Mit Ashley's Schaar trafen die Männer dort zusammen, und laut jubelnd grüßten sich die Sieger, aber Abend wurde es fast, bis Billins mit den Seinen und mit den erbeuteten Pferden und Negern zu ihnen stoßen konnte. Er hatte ja nahe an fünf englische Meilen den Strom mit dem Floß hinabtreiben müssen, ehe er wieder eine menschliche Wohnung und einen Landungsplatz am Ufer antraf. Den Negern, denen er für jede Pirogue einen der befreiten Schwarzen beigab, überließ er es dann, die beiden Fahrzeuge wieder stromauf zu schaffen, und die armen Teufel hatten harte Arbeit genug damit und kehrten auch erst am nächsten Tage zu der Fähre zurück, während er selber mit den Seinen und den übrigen Negern die vier Gefangenen und die Pferde transportirte.

Einer der „Regulatoren" war allerdings durch den Leib geschossen und zum Gehen zu schwach, aber wenig Umstände genug wurden mit ihm gemacht. Man band ihn auf ein Pferd, das Billins selber an die Leine nahm, und wie sie nur erst einmal die unmittelbare Nähe des Stroms hinter sich hatten und aus der Niederung heraus waren, ging es in einem scharfen Trab dem Sammelplatze zu, wo jetzt Gericht gehalten werden sollte.

Gericht? es bedurfte dessen fast nicht. Der Bube, den die eine Pirogue aus dem Strom aufgefischt, war der Führer jener nämlichen Schaar, die Jenkins' Hütte überfallen, auch der Verwundete gehörte dazu, der mit Netley hatte fliehen wollen. Die Beiden im Canoe waren dieselben, welche Ashley an jenem Tage mit an den Baumast festgebunden; alle die gefundenen Pferde gehörten außerdem in die Ansiedlung, ebenso die Neger. Bedurfte es da eines weiteren Verhörs, weiterer Umstände?

Keiner der Gefangenen verlor auch ein Wort, das ihnen jetzt drohende Verhängniß abzuwenden, nur Netley warf sich in feiger Todesfurcht vor seine Richter auf die Kniee und flehte um sein Leben. Er hätte ebensogut den Himmel anflehen können, über ihm zusammenzustürzen.

Acht von den „Regulatoren", mit den beiden, die Joe in Bewachung gehabt und unter denen sich Boyd mit dem einen Ohr befand, waren gefangen genommen, drei auf der Flucht getödtet worden, zwei nur entkommen oder wenigstens für jetzt in den Wald geflohen, und die Moderatoren saßen zum ersten Male furchtbar zu Gericht.

„Was haben die Buben verdient," schrie Jenkins mit heiserer Stimme, „die Raub und Mord in unsere friedlichen Wohnungen getragen?"

„Den Tod!" lautete die einstimmige dumpfe Antwort, und kaum fünfzehn Minuten später hingen die Verbrecher draußen im Wald an den breiten Aesten eines Maulbeerbaumes, ein furchtbar leckeres Mahl für Raben und Geier. Da Joe aber erklärte, daß er es in der Nachbarschaft nicht aushalten könne und seine Frau die nächste Nacht jedenfalls aus Furcht und Entsetzen kein Auge schließen würde, wenn die acht Leichen da kaum hundert Schritt von seinem Haus entfernt an den Zweigen hingen, schnitten sie die jungen Leute noch gegen Abend ab und warfen die Leichname in den Strom.

Von der Zeit an hatte die Ansiedlung am Red River Ruhe und kein Regulatorenbund wagte mehr, sein Haupt zu erheben. Zwei von der Bande waren allerdings entkommen, und trotzdem, daß am nächsten Morgen sämmtliche Backwoodsmen den Wald durchstreiften und sie aufzufinden suchten, liefen sie keinem von diesen in den Weg, aber die Gegend war auch ihnen zu warm geworden und nur vereinzelt trieben sie sich Jahre lang in den westlichen Staaten herum, bis endlich im Jahre 1848 der Goldreichthum Californiens entdeckt wurde. Das befreite Texas mit einem Schlage von all dem gesetzlosen Volk, denn diese Burschen wußten sich sämmtlich Geld zur Ueberfahrt zu verschaffen, und der noch junge Staat konnte von da an ruhig seiner Entwickelung entgegengehen.

Schildereien aus Mecklenburg.

1. Ein Junker von Gottes Gnaden.

Das achtzehnte Jahrhundert beugte fast überall in Deutschland die Adelsmacht und den Adelsübermuth. Nur in Mecklenburg geschah dieses nicht, im Gegentheil ging die dortige Ritterschaft aus allen Kämpfen, die sich zwischen ihr und der fürstlichen Gewalt entsponnen hatten, als vollständige Siegerin, mit vielfach vermehrten und neuverbrieften Privilegien, hervor. Diese Privilegien sind denn auch bis auf den heutigen Tag conservirt worden, und die Ausnahmestellung, welche der mecklenburgische Adel dadurch vor seinen Standesgenossen in allen übrigen Culturländern einnimmt, hat es zu einer natürlichen Folge gehabt, daß seine Ansichten über staatliche und andere menschliche Verhältnisse und demnach auch seine Handlungen oft seltsam von denjenigen abweichen, welche anderswo gebräuchlich sind. Die nachfolgende, kaum glaubliche und doch buchstäblich wahre Geschichte wird dies darthun.

Mecklenburg, durchweg sehr schwach bevölkert, ist es am schwächsten in seinem südöstlichen, an die Mark grenzenden Theile. Hier finden sich zwischen zahlreichen, mannigfach verschlungenen Landseen meistens nur sandige Aecker, große Waldungen, morastige Brüche und ausgedehnte Wiesenflächen. In den hier belegenen ritterschaftlichen Aemtern Lübz, Slan und Wredenhagen wohnen auf der Quadratmeile kaum eintausend Menschen.

Die einzelnen Güter sind groß und oft befinden sich mehrere zusammengrenzende in den Händen eines Besitzers. Die Bauern, welche ehedem zahlreich darin wohnten, sind bis auf einige wenige, die zu Kossathen abgemindert und meistens in die abgelegensten und unfruchtbarsten Flecke der Feldmark ausgebaut sind, während der letzten achtzig Jahre von den Gutsherren abgeschlachtet worden und auf den Aeckern, welche sie ehemals inne hatten, sind neue Gutshöfe entstanden. So ist denn in den meisten Gütern der sämmtliche, in den übrigen aber fast aller Grund und Boden ein directes Eigenthum des Gutsherrn, und ebenso sind auch alle im Gute wohnenden Menschen, mit Ausnahme von Predigern und Küstern, vollständig abhängig von ihm, ihm zur täglichen Arbeit verpflichtet, seiner Polizeigewalt und seinem Patrimonialgericht unterworfen.

Domanialbesitzungen finden sich in dieser Gegend nur wenige. Größere Städte fehlen gänzlich und auch die kleineren sind dünner gesäet, als in den übrigen Landestheilen. Die Städte, obschon keine derselben sich jetzt noch unter adliger Herrschaft oder Gerichtsbarkeit befindet, sind doch mehr oder minder abhängig von einem oder einigen der umwohnenden Herren: Malchow von den Flotows, Röbel von dem Grafen Blücher-Finken und dem Baron von Langermann, Mirow von dem Baron von Hammerstein-Retzow und dem Herrn von Arenstorff-Krümmel, Wesenberg von dem Herrn von Boß-Ahrensberg. Denn da die genannten Herren die bedeutendsten Güterbesitzer im Umkreis der betreffenden Städte sind und diese ihre körperliche Nahrung meist aus jenen entnehmen müssen, so haben die Gutsherren das Wohl und Wehe jener Städte in ihrer Hand. Sie dürfen ihren Verbrauch nur anderswo entnehmen und ihren Tagelöhnern ein Verbot zugehen lassen, die betreffende Stadt zu besuchen, und diese wird sich, falls sie nicht ruinirt sein will, gar bald in den Willen der Gnädigen schicken. Die Stadt Hagenow, obschon dieselbe doch schon viele Domanialdörfer in ihrer Umgegend hat, wurde vor etwa fünfzehn Jahren von den benachbarten adeligen Familien in Verruf gethan, und dies wirkte derartig, daß die Bürger nach Kurzem die beleidigten Herren durch Deputationen um Verzeihung und um Zurückschenkung der ehedem genossenen Gunst inständigst anflehen ließen.

Dieser Landestheil, welcher weitab von jeder Eisenbahn liegt und den auch nicht einmal eine irgend beträchtlichere Handelsstraße durchstreicht, wurde früherhin nicht selten das mecklenburgische Sibirien genannt. Mit einem weit größeren Rechte könnte man ihn

aber die mecklenburgische Mancha nennen, denn die curiosesten Ritterthaten, so in Mecklenburg während der letzten vierzig Jahre ausgeführt worden sind, hatten hier ihren Schauplatz. Hier war es, wo der Herr Major von Flotow auf Walow seinen Prediger in Satow durch Abschneidung des Wassers zum Verkaufen seines Pfarrdienstes zu bringen gedachte und fast auch gebracht hätte; hier spielte (1854—1855) der Suckow-Zislow'sche Schafkrieg, dessen Gedächtniß ein Siegeszeichen mit lateinischer Inschrift der Nachwelt bewahrt, und hier wohnte auch jener Herr von Arenstorff, der im Jahre 1842 den Flecken Mirow mit Fehde überzog.

Zu Anfang der vierziger Jahre hielt ich mich öfter in diesem Theile Mecklenburgs auf und verkehrte viel zu W. auf dem dortigen Domanialpachthofe. Der Pächter, eine durch ganz Mecklenburg und die Mark weithin bekannte Persönlichkeit, war zwar kein Edelmann, dennoch aber nahm er, durch seine finanzielle Lage, weit mehr aber noch durch seine außergewöhnlichen körperlichen und geistigen Eigenschaften begünstigt, zu jener Zeit eine bedeutende Stellung in den gesellschaftlichen Kreisen ein. Er verkehrte fast nur mit adeligen Grundbesitzern, höheren Beamten und preußischen Cavalerieofficieren. Zur Jagdzeit logirten nicht selten dreißig bis vierzig Gäste mit der doppelten Anzahl Pferde zu W. und ohne irgend welchen Besuch war das Haus eigentlich nie.

Der Hof zu W. liegt hoch auf einem alten Burgwalle, und es stehen noch mehrere Baulichkeiten, welche den Fehdezeiten entstammen. Alte und neue Localitäten hatte der Pächter geschmackvoll und comfortabel eingerichtet, ein großer, wohlgehaltener Park schloß sich ihnen an. Wurden Gäste zu festlichen Gelagen erwartet, dann begrüßte die Kommenden vom Burgthurme her Hörnerschall, und sobald sie auf den Hof einfuhren, umkläfften die Wagen zahlreiche Meuten von Dachshunden, Saupackern und Windhunden, alle in ihrer Art von seltener Schönheit und merkwürdig gut dressirt. Auf der großen Freitreppe des Haupthauses empfing der Wirth seine Gäste. Er war, obschon damals bereits ein starker Vierziger, der schönste und kräftigste Mann, der mir jemals zu Gesicht gekommen ist, auch hat er lange Jahre hindurch für den verwegensten Reiter und geschicktesten Schützen Norddeutschlands gegolten, und in allen anderen körperlichen Künsten suchte er gleichfalls seinen Meister.

Damen fanden sich zu jener Zeit nur selten in W. ein, denn Herr X. lebte von seiner Frau getrennt. Die Honneurs seines Hauses machte eine alte adelige Dame, und diese bemutterte auch die erwachsenen Töchter. Letztere kamen bei den meisten Diners nicht zum Vorschein; die Frau von B. repräsentirte dann allein das schöne Geschlecht, zog sich aber auch, sobald sie es irgend konnte, hinter die Coulissen zurück.

Wer zum ersten Male in den Speisesaal trat, pflegte sich immer über die Masse des aufgestellten Weins und über die Gläser, von denen die kleinsten das Sechstel einer Flasche faßten, zu verwundern. Die Speisen waren stets vortrefflich und außer Bedienten und Jägern warteten auch Mädchen auf, die fast immer als Houris in einem muhamedanischen Paradiese hätten passiren können. Nicht allzu lange hielt man sich beim feinen Bordeaux, beim Chambertin, Hochheimer und Portwein auf; sobald der Bratengang seinen Anfang nahm, commandirte Herr X. seinem Leibdiener: „Heinrich, Bowle!" Dann schleppte Heinrich, oft mit Hülfe eines Collegen, ein ungeheures Porcelangeschirr herbei. Nie wurde nämlich eine kleinere Bowle gemacht, als eine solche, wobei auf jeden Tischgast zwei Flaschen gerechnet waren. Vierzig und noch mehr Flaschen Champagner wurden auch oft gleichzeitig in Eis gelegt, das in großen Kufen in der Ecke des Speisezimmers stand.

Wollte nach des Wirthes Ansicht nicht rechte Lustigkeit und Trinklust in seine Gäste kommen, so empfing Heinrich einen Wink, und es wurden nunmehr Gläser präsentirt, die eine gute halbe Flasche faßten und die man wohl oder übel rasch austrinken mußte, weil sie so eingerichtet waren, daß man sie nicht niedersetzen konnte, ohne den Wein zu verschütten. Oft ließ Herr X. sich auch große Pocale bringen, die mehr als eine Flasche faßten, leerte einen solchen in einem Zuge auf das Wohl seiner Gäste und trank dann einen frischgefüllten einem seiner Tischnachbarn zu. So war das Bacchanal dann bald im Gange und man meinte, „lasterhaft" mäßig gewesen zu sein, wenn man sich vom Tische erhob, bevor die zweite oder dritte Bowle getrunken war. Vom Tische erhob sich selber aber immer nur ein Theil der Gäste; viele mußten erhoben und aufgehoben werden, und dieses letztere Schicksal betraf am häufigsten die Beamten, welche trunken und dann zu Zielscheiben des Spottes zu machen Hausordnung war.

Herr X. selber wurde nie betrunken. Unmittelbar nach einem Bacchanal, in welchem er wenigstens zwölf Flaschen geleert hatte, habe ich ihn Billard spielen sehen und einen jeden Ball hatte er in seiner Gewalt. „Heinrich, bringe mir meine Pistolen!" Dann hielt der Diener auf zwanzig Schritte Entfernung ein Endchen Licht zwischen Daumen und Zeigefinger, und der Herr schoß ihm solches dazwischen heraus. „Halten Sie mir auch einmal ein Licht so hin!" heischte dann wohl einer der Gäste, aber Heinrich war schlau und ließ sich auf derartige Forderungen nicht ein.

Eines Tages kam bei der Tafel die Rede auf's Reiten. Es befanden sich gerade einige der berühmtesten Pferdezüchter und steeple-chase-Reiter zu W., unter ihnen der Baron W....... M.... Zwischen Letzterem und dem Hausherrn kam es zu einer sehr beträchtlichen Wette, weil dieser es in Zweifel gezogen hatte, daß jener ihm allenthalben hin nachreiten werde.

Der Speisesaal zu W. stößt an einen Altan, welcher mit einer drei Fuß hohen Balustrade umgeben ist und etwa zwölf Fuß höher als der Garten liegt. Dieser fällt kaum eine Ruthe jenseits des Altans in hohen, steilen Terrassen ab, die mit Wein, der an Pfählen gezogen ist, bepflanzt sind. Die Pferde wurden gebracht. Herr X. ritt nunmehr die vordere Treppe hinauf über den Hausflur in den Speisesaal und setzte dort zunächst über die Tafel hinüber. Dann ritt er auf den Altan und von dort ging es nun über die Balustrade in den Garten hinab. Es glückte ihm auch, sein Pferd auf dem schmalen Raume dahinter zu halten, und wunderbarer Weise hatte auch weder er noch jenes sich verletzt. Lachend forderte er nun den Baron auf, ihm dies Stück nachzumachen, aber dieser stand kläglich davon ab und bezahlte die Wette. Einige Jahre später wurde Herr X. beim Hubertusfest nur mit großer Mühe davon abgehalten, daß er nicht aus dem oberen Stockwerk eines Gasthauses zu Röbel durch das Fenster mit seinem Pferde auf die Straße hinuntersetzte.

Herr X. gerieth mehrfach mit den benachbarten preußischen Behörden, obschon, wie gesagt, die höheren Beamten viel bei ihm gastirten, in Conflicte. Einmal war er im Rheinsberger Forst mit dem Oberstlieutenant v. K. auf's Pirschen gefahren, als plötzlich die Wilderer sich von dem Jagdgefolge des Prinzen, welcher damals diese Domaine nutzte, umringt sahen. Der Oberstlieutenant v. K. wurde auch bald gefangen, aber Herr X. hielt in vollster Carrière gerade auf den Prinzen und sein Gefolge ein. „Heda! Halten! Wer sind Sie?" wurde ihm zugeschrieen. — „Sultan Mahmud!" erwiderte er, und obschon die ganze Hetze sich auf seine Verfolgung machte, erreichte er dennoch wohlbehalten die Grenze.

Zu einer anderen Zeit holte Herr X., in Folge einer Wette mit einem Justizbeamten, einen mecklenburgischen Commissionsrath, der bei gewerbsmäßig betriebener Schmuggelei in Preußen abgefaßt war und Tags darauf nach Spandau abgeführt werden sollte, aus dem Thurm zu Wittstock, wo er eingesperrt lag, heraus, und später äffte er wochenlang mehrere preußische Gensdarmen, die nur, um ihn zu fangen, nach Wittstock commandirt waren, dadurch, daß er täglich dort einritt. Einmal fand er beim Wegreiten das Thor verschlossen, aber ohne sich zu bedenken, setzte er von der Brücke in den Mühlenteich hinunter und kam, denselben durchschwimmend, glücklich davon. Endlich wurde er zwar gefangen, aber da hin und wieder auch Prinzen in W. gejagt und gehaust hatten, so kam er noch ziemlich milde davon.

Mit seinen Landesbehörden und Gerichten gerieth Herr X. fast nie in ernstlichere Conflicte, obschon es oft geschah, daß er Knechte, Mägde und selbst Wirthschafterinnen grausam mit der Peitsche tractirte und es oft aussprach, wie er es als sein Herrenrecht fordere, daß seine gesammten weiblichen Dienstboten ihm in jeglicher Weise zu Willen wären.

Zu W. war auch der Herr von Arenstorff auf Krümmel, Schlim und Troja ein häufiger Gast, und er suchte Herrn X., welcher überhaupt der Abgott der jeunesse dorée der ganzen Gegend war, nach besten Kräften nachzustreben. Herr von Arenstorff trug auch einen bis auf die Brust herabhängenden Vollbart und suchte ebenfalls im Trinken, in Liebesabenteuern und in kühnen Reiter- und Ritterstücken zu excelliren, was ihm aber doch lange

nicht so wie seinem Vorbilde gelingen wollte. Während Herr X. mehr oder minder immer die äußeren Formen eines Gentlemans bewahrte, artete Herrn von Arenstorff's Betragen oft in unmäßige Rohheit aus. Er zerschlug in Wirthshäusern oft Fenster, Thüren und Mobilien, prügelte und tribulirte die Kellner und Mädchen, bezahlte aber schließlich Alles, denn seine Mittel erlaubten ihm das.

Bei einem mehrtägigen Bacchanal, welches im April des Jahres 1842 im Schloß zu Krümmel abgehalten wurde, geschah es, daß endlich der Champagner im Burgkeller ausging, und so wurden denn zwei Reiter in den eine halbe Meile entfernten Flecken Mirow gesandt, um dem Mangel abzuhelfen. Die Reiter jagten in rasender Carrière in Mirow ein, was einige Bürger veranlaßte ihnen solches zu verweisen. „Man könne gar füglich Champagner holen, ohne wie toll und blind durch die Straßen zu sprengen.“ Die Reiter, stolz einem Herrn, wie der ihrige, zu dienen, replicirten mit Schimpfreden und Peitschenhieben und verfügten sich dann mit dem Weine auf die Burg.

Einige Stunden später kamen sie wieder, nunmehr mit Säbeln bewaffnet, um auf's Neue Champagner zu holen. Sie rasten wieder wie vorhin durch die Straßen, verwundeten auch einen Bürger mit ihren Säbeln, und das hatte zur Folge, daß schließlich der eine von ihnen arretirt wurde, während der andere entkam und seinem Herrn das Geschehene meldete. Dieser gerieth darüber in grimmigen Zorn, und obschon es bereits Nacht war, wurden doch sofort alle männlichen Bewohner von Ichlim, Troja und Krümmel auf den Burghof entboten und mußten sich dort mit Sensen, Mistgabeln und Säbeln bewaffnen. An ihre Spitze stellte sich der edle Ritter hoch zu Roß und bis an die Zähne bewaffnet. Mehrere kleine Kanonen, welche bis dahin nur die Kunde von hochadeligen Geburtstagen und anderen Freudenfesten in's Land hineingeknallt hatten, wurden auf einen Wagen gesetzt, und so rückte das Heer denn wider Mirow und seine eintausendundsiebenhundert Einwohner.

Herr von Arenstorff hatte auch mehrere seiner Gäste gezwungen sich seinem Zuge anzuschließen; einem derselben, einem Justizbeamten, war es jedoch gelungen sich vorher heimlich aus dem Schlosse zu stehlen und er hatte bereits gegen eine erlegte Caution die Freilassung des Arretirten erwirkt, als der Ritter vor der Stadt anlangte. Trotzdem aber ließ derselbe nicht zum Rückzug blasen; die Geschütze wurden auf einen Hügel postirt, aber, wie es später hieß, nur blind damit geschossen, Gartenzäune wurden niedergerissen und Fenster und Thüren eingeschlagen und dann wurde das Gefängniß, das zugleich dem Polizeidiener als Wohnung diente, mit stürmender Hand genommen und noch unsäglicher anderweitiger Unfug angerichtet. Mittlerweile waren einzelne erschrockene Bürger zum Amt gelaufen, und bald bliesen die Nachtwächter Feuerlärm und die Sturmglocke rief alle Schläfer wach. Rasch kam es denn auch zu einem Gefecht zwischen den Bürgern und den Eindringlingen, und nachdem es manche blutige Köpfe gegeben, wurden die letzteren zerstreut und hinausgetrieben, auch mehrere von ihnen gefangen genommen.

Mirow liegt im Strelitzischen Gebiet, während Krümmel unter Schwerinscher Oberbotmäßigkeit steht. Es wurde nun Seitens der Strelitzer Behörden ein Proceß wider die Ruhestörer angestrengt, und die Hintersassen des Herrn von Arenstorff trafen, obschon man die ganze Sache möglichst in's Gute zu redigiren suchte, scharfe Gefängnißstrafen bei Wasser und Brod &c., während der edle Ritter selber, nach dreijährigem Processe, zu einer viermonatlichen Festungshaft in Dömitz verdonnert wurde. Diese erstand er in der Manier, daß er im ersten Gasthofe aß, täglich in seinem Gefängniß mit zahlreichen Freunden Bacchanalien anstellte und zuweilen auf seinem Roß in die Gastzimmer des Rathskellers einritt, ja es sogar einmal daselbst auf das Billard hinauf spornte. Im Mai 1845 kehrte Herr von Arenstorff aus seiner Festungshaft zu seinen Penaten zurück. Im Freimüthigen Abendblatt, Jahrgang 1845, findet sich darüber Folgendes, was ich, da es mecklenburgische Verhältnisse ganz außerordentlich gut charakterisirt, hierhersetze.

„Aus der Umgegend von Mirow, vom 6. Mai. Nach viermonatlicher Abwesenheit kehrte Herr von Arenstorff auf Krümmel am zweiten d. M. auf seine Besitzung zurück, und der ihm bei dieser Gelegenheit bereitete Empfang war jedenfalls glänzender als seine berühmte nächtliche Expedition gegen den benachbarten Flecken Mirow, deren in öffentlichen Blättern vor Jahren Erwähnung geschah. Nicht nur die Bewohner von K., sondern auch die der benachbarten Dörfer und selbst eine große Anzahl Mirower hatten sich trotz des unfreundlichen Wetters an einer verabredeten Stelle versammelt, um den Herrn von Arenstorff zu begrüßen. Es war um neun ein halb Uhr Abends, als seine Ankunft ein freudiges Jubeln und Hurrahrufen veranlaßte, und in einem prächtigen Fackelzuge, dem ein Musikchor voranschritt, wurde er zu seinem Park geleitet, wo nach Ueberreichung eines Gedichtes bei Verbrennung der Fackeln ein voller Gesang erscholl. Der Donner aus fünf Kanonen, welcher seit vier Monaten nicht mehr gehört worden war, sagte auch den Fernwohnenden, was sich an diesem Abend in K. ereigne. Ein Transparent auf dem Gutshofe zeigte die Inschrift:

‚Willkommen auf Deiner Burg!‘

Mit gnädigen Worten dankte Herr von Arenstorff für die ihm bereitete Ueberraschung und begab sich hierauf, von diesem Empfange sichtbar bewegt, in seine Wohnung, wo ihn ein Kreis erprobter Freunde umgab.“

Wie der edle Ritter von der Mancha starb der Herr von Arenstorff schließlich nicht auf dem Felde der Ehre, sondern ruhig in seinem Bette, ob aber über das eigentliche Wesen seiner Thaten vorher noch aufgeklärt, möchte zu bezweifeln sein.

Auch Kunstgenossen und Sangesbrüder.

Erinnerung von **Heinrich Noë**.

Ihr deutschen Männer und Frauen, die Ihr eben wieder in Braunschweig die Macht der Töne siegreich verkündet und Zeugniß abgelegt habt, daß Deutschland seinen Ruhm zu wahren weiß, die eigentliche Heimath des Liedes und der Musik zu sein; Ihr Sänger alle, die Ihr die Kehlen übt, den Preis zu erringen, welcher Euch in der großen Festhalle zu Dresden winkt — gewiß ist's auch Euch nicht beschieden, das Ziel sonder Mühe und Studium, sonder Zagen und Arbeit zu gewinnen; gewiß haben Eure Directoren und Sangesmeister gar manchmal mit Bangen dreingeschaut und ungeduldig den Tactirstock geschwungen, ehe sich der Ein- und Zusammenklang einstellte, den es zu erreichen galt. Allein was bedeuten alle Euere Mühen, was ihre Sorgen gegen die Aengste und Beschwerden jenes armen *Dorfcapellmeisters*, den ich vor Kurzem einmal auf einer meiner Wanderungen in den Vorlanden der deutschen Alpen aufstöberte! Was hatte der alte Schul- und Chorregent zu erdulden, zu laufen, zu werben, ehe er seine Capelle zusammen hatte, und welche Gefahren und Schrecken zu bestehen, als er endlich seine Messe, den Gegenstand langer Sehnsucht, wirklich in's Werk richten konnte! Jetzt, wo die Zeitungen so viel zu erzählen wissen von den Festen der nächsten und den Musikgenüssen der letzten Wochen, tritt mir das Bild jenes wunderlichen Concerts wieder lebhaft vor die Seele, und der Leser wolle mir gestatten, daß ich's auch ihm zu Kurzweil und Vergleiche vor die Augen führe. —

Wieder einmal auf der Wanderung mühte ich mich eines Tages auf dem knorrigen, nur zwei Hände breiten Holzpfade ab, der durch eines der Hochmoore im Norden der München-Augsburger Bahn führt. Ich fand allerlei Ausbeute; die bunten Blüthen der Polygale, des Epilobium, der Euphrasia füllten meine Botanisirbüchse, die ich kaum berühren konnte, so sehr brannte die Sonne der Hochebene auf den Firniß des Metalles. Oft blieb ich stehen, um den Schweiß von der Stirne zu trocknen; dann schaute ich jedesmal rings um. Vom Wirthshaus am dunkeln Rand trug der Wind den Knall einer Vogelflinte herüber; es mochte einem Rohrhuhn oder einer Wasserralle gegolten haben. Dann schwieg wieder die Wüste.

Ein dunkler Punkt kam mir, weil ich so häufig still stand, immer näher. Durch's Fernglas blickend sah ich einen graubärtigen Mann mit einer Jägerjoppe auf mich hereilen. Er trug ein Gewehr ein Hühnerhund trabte hinter ihm auf den verwitterten Prügeln;

dieser schien so wenig Lust zu haben, wie sein Herr, im Quatsch des Moores zu laufen. Die Ausbeute mußte nicht groß gewesen sein, denn die Jagdtasche schien schmächtig.

„Grüß Gott!“ rief mir die Stimme zu und eine Nasevoll Rauch vom allerschlimmsten Knaster verkündete den herantretenden Waidmann. „Wo aus bei der Hitz'? Der Teufel soll die Bremsen holen!“

Ich antwortete, so gut es ging, und wir balancirten zusammen auf den Prügeln weiter, neben denen unsere Stöcke keinen Boden fanden.

Bald merkte ich, daß der Mann nicht gut hörte. Er war ein Forstwart und sein einsames Haus stand, uns bereits sichtbar, in einer hufeisenförmigen Lichtung im Föhrenwald, der in der Ferne das Moor überlagerte. Er lud mich ein, ihn zu begleiten.

„Ich hab' mir jetzt Flaschenbier eingelegt,“ sagte er, „das müssen Sie probiren. Ich hab's nimmer aushalten können mit dem Wirth droben. So hab' ich mir's von München kommen lassen, und das ist dann doch zum Aushalten.“

Ich war froh und ging mit ihm. Kaum hatten wir uns in der reinlichen Stube des Forstwartes niedergelassen, als das Ticken der Schwarzwälder Uhr von einem kräftigeren Schlage unterbrochen wurde. Ein glatzköpfiges Männlein mit behäbigem Gesicht trat ein. Ich wußte nicht, sollte ich einen Geistlichen oder einen Schullehrer aus ihm machen. Er war Letzteres. Bei der Flasche wurde er gesprächig.

„Sie wissen schon, warum ich da bin,“ sagte er zum Forstmann. „Morgen heißt's pünktlich sein. Nun, mit Ihnen und den Mannsbildern überhaupt thue ich mir leicht, obwohl ich dem Bader auch nicht viel Zutrauen schenke. Der Kerl lauft den ganzen Tag herum und ist jetzt, weiß Gott, wo. Aber die Weibsleut! Die werden mir wieder mit ihren Falteln, Brustflecken und Schnürhaken nicht fertig. Die Reichertsrieder Liesel denkt schon die ganze Woche mehr an die Sachen, als an ihre Noten, denn der Postexpeditions-Prakticant geht ihr nicht aus dem Kopf.“

„Nun, es wird schon werden,“ tröstete der Forstwart. „Es wird sich doch Jedes vor dem Herrn Pfarrer und den Leuten schämen, daß es zurückbleibt.“

„Für Almenlieder und Schnaderhüpfeln und solche Schnacken, da haben sie glockenhelle Stimmen. Kein Mensch braucht sie zu bitten, daß sie in der Dämmerung, wenn sie draußen auf der Bank oder am Brunnen sitzen, miteinander schnattern und singen, so viel Einer nur will. Aber wenn man sie in die Kirche braucht, da wissen sie kein Ende vor Entschuldigungen.“

Ich merkte, daß es sich um ein musikalisches Amt oder dergleichen handelte. Meine bescheidene Anfrage erwiderte der Schulmeister mit einem stolzen: „Missa brevis von Palestrina, Opus ..“ (die Zahl habe ich vergessen).

Ich schaute ihn erstaunt an.

„Ja, Sie haben nicht vermeint, etwas von alten Meistern zu hören, hier im Moose an der trüben schlammigen Glon? Was sind denn die neueren —?“

Nun begann ein Excurs über die Musik zu den verschiedenen Officien, mit dem ich Andere verschonen will. Das Interessanteste daraus war, daß der wackere Schulmeister nicht weniger als siebenzehn Proben hatte veranstalten müssen, um die artistischen Elemente seines Dorfes zur „Missa brevis“ einzupauken. Dem Forstwart wurde es allmählich zu langweilig; nachdem er mehrere Mal bemerkt hatte: „Ich bin schon um sieben Uhr auf dem Chor!“ wodurch er den Lehrer zu besänftigen und auf etwas Anderes oder noch besser fortzubringen suchte, nahm er endlich einen Fliegenwedel und schlug die Mücken todt, welche überall an der weißen Wand saßen.

Endlich nahm der Lehrer Abschied; er that sehr geschäftig und hatte noch viele Gänge zu machen.

„Das ist der ‚lateinische‘ Schulmeister,“ sagte der Forstwart, nachdem sich die Thür hinter dem Männlein geschlossen hatte. „Sein höchster Gedanke sind ‚lateinische‘ Messen; die gewöhnliche Meß' ist ihm nicht gut genug, es muß etwas ganz Extraordinäres aufgeführt werden, als wenn die Hofcapelle von München da heraus wäre. Tag und Nacht läßt er uns keine Ruh mit seiner alten Musik und der lateinischen Meß'.“

„Da rappelt's bei ihm wohl ein wenig?“ frug ich.

„Im Latein schon, aber sonst ist er ein gar gescheidter Bursch, der sich auf seinen Vortheil versteht, wie Einer,“ antwortete der Alte.

„Singen Sie auch mit?“ frug ich den Forstwart, verwundert, einen harthörigen Sänger zu finden. „Vielleicht Baß?“

„Nein, ich schlag' nur die Pauken. Sind freilich keine gar guten; das Fell sollt' eigentlich Eselsfell sein, aber das unsrige ist nur Kalbfell; besonders für die Pauken hergerichtet ist's aber doch. Uebrigens kommen Sie doch morgen hinauf zu uns auf den Chor oder in die Kirche, wohin Sie wollen,“ sagte der freundliche Forstwart, als ich dankend Abschied nahm, „wir können dann in den Pausen zusammen plaudern.“

Als ich dem Dorfwirthshause zuschritt, hörte ich einen ungeheuren Lärm. Eine schrille Trompete drang durch Mark und Bein und ein wüstes Geschrei ertönte aus dem dichten Knäuel.

„Was giebt's?“ fragte ich einen der Burschen.

„Ah, das ist der Simmer, der heut den ganzen Tag Trompeten blast, weil er morgen in der Kirch' mitthun muß.“

Simmer blies auf einer Es-Trompete das Trinklied aus dem Vampyr. Die Bauern heulten vor Vergnügen. Als der Sturm sich ein wenig gelegt hatte, frug ich den Simmer, ob es wahr sei, daß er morgen in der lateinischen Messe mit blase.

„Freilich,“ sagte er, „dös is mei Es-Trompeten und i blas' mit in der Musi von Palästina.“

Er handhabte wirklich das Instrument nicht übel, so weit ich aus seiner Leistung in der Profan-Musik schließen konnte. Ich hatte also bereits zwei Mitwirkende durch Zufall getroffen und mochte mich nicht des Vergnügens berauben, auch die übrigen Künstler kennen zu lernen. Dazu aber noch ferner auf das Ungefähr, den Glücksstern der Reisenden, zu rechnen, wäre zu verwegen gewesen, ich beschloß deshalb, der Einladung des Forstwarts zu folgen und am kommenden Morgen den Chor mit meiner Gegenwart zu beehren.

Der folgende Tag war ein „Frauentag“. Freudig hallten die Glocken unter dem tiefblauen Himmel des Baierlandes. Ein kühlender Nordwind strich über Wald und Moor. Ich betrat den Friedhof, der die weiße Kirche umgiebt. Vögel schwirrten darüber hin, Kränze und Bänder rauschten im Wehen an den eisernen Kreuzen. An der Kirche waren verbleichte Bilder von seltsamen Mirakeln. Links stand ein schmales Haus, eine Art Krypte. Dort waren hinter einem eisernen Gitter unzählige Menschenschädel und Gebeine zu sehen. Ein Licht flackerte vor den Ueberresten der selig Verstorbenen. Langsam schritt ich neben den Levkoien und Rosen der Grabhügel dem sonderbaren Verließe zu. Es war nicht leer. Von der links und rechts etwas vortretenden Mauer versteckt, redeten dort zwei Menschen.

„Geh, laß Di nit auslachen, mit Deiner Eifersucht, Du bist ja gar kein Mannsbild,“ tönte es von einer weiblichen Stimme.

Der Rasen, welcher Gräber und Wege in jener versteckten Gegend überwucherte, erstickte das Geräusch meiner Schritte.

„Wenn Du so sprichst, bin ich immer wieder so dumm und glaub' Dir; aber kaum seh ich Dich nimmer, so geht's mir halt nit aus dem Kopf mit dem —“

„Obst' still bist jetzt; wenn i Di stimmen* wollt', hätt' i scho ganz andere Gelegenheit g'habt, als so. Aber jetzt paß auf, heut is der Sepp auf der Anten-** Jagd; um fünf hol i beim obern Wirth 's Bier, da sei feil*** da, Du woaßt scho, wo.“

Es war höchste Zeit, daß ich mich bückte, um nach dem frommen Spruch zu sehen, der auf der Blechtafel eines Kreuzes unter den „armen Seelen“ stand, denn das Geräusch eines Kusses verkündete das Ende des verliebten Gespräches. Ein Mädchen in der kleidsamen Tracht, welche der geneigte Leser genau wiedergegeben auf dem Bilde meines Wandergenossen Stauber findet, eilte rasch der Seitenthür der Kirche zu. Wir schauten uns nach einander um; sie erröthete und sprang mit verdoppelten Schritten weiter.

Nun war ich begierig nach dem Helden. Doch dieser war vorsichtig. Ich stand fast eine Viertelstunde da, und noch immer hielt er sich hinter der Mauer und dem Gitter vor den gebleichten Knochen. Endlich, als ich selbst hingehen wollte, trat er heraus. Er trug eine blaue Dienstmütze und mochte siebenzehn Jahre zählen. Der blonde Knabe mußte ein schüchterner Liebhaber sein. Augenblicklich fiel mir der Postexpeditions-Prakticant ein; wenn er es war, so mußte das Mädchen die kokette Reichertsrieder Liesel sein. Der Arme!

Bald darauf ging ich selbst in die Kirche. Ich wollte die Andächtigen unten besichtigen, ehe ich den Chor betrat. Der Lie-

* Betrügen. ** Enten. *** Nicht wahr? gewiß.



Eine Musik-Aufführung in einer baierischen Dorfkirche.
Nach der Natur aufgenommen von Stauber.

bende stand neben einem Beichtstuhl und ließ keine fünf Minuten vorübergehen, ohne den Kopf nach oben zu drehen. Ich folgte den Augen und sah die Liesel neben einem großen Notenblatte, das sie vor's Gesicht hielt, hervorblinzeln, wie ein Sonnenstrahl am Rand grauer Wolken. Es war ein feines dunkeläugiges Gesicht. Die Spitzen an dem goldgeschmückten Häubchen umgaben es mit einem leichten Schattenrahmen. Nachdem ich mich eine Weile an diesem Spiel ergötzt, stieg ich hinauf. Man mußte von der Emporkirche noch einige Stufen zum Chore hinauf. Der Lehrer stand neben drei riesigen Balken an der Orgel, den Hebeln des Blasebalges. Er grüßte mich mit herablassendem Nicken, wie ein Feldherr am Tage der Schlacht einen Zeitungscorrespondenten.

Der Förster, mit dem ich ein Gespräch anknüpfen wollte, war nicht in guter Laune; er konnte es nicht leiden, wenn man ihn ermahnte, Tact zu halten, und das hatte heute der Lehrer schon ein halbes Dutzend Mal gethan. Mißmuthig winkte er mir mit der Achsel und meinte: „Der T— soll den lateinischen Narren holen! Es ist aber noch nicht aller Tage Abend, wart nur!"

Zwei Buben, die an der Chorbrüstung vorn standen, drehten sich dann und wann um, und spähten, ob sie nicht beobachtet würden. Beide hatten Lippen und Backen schwarz geschmiert. Sie hatten Kirschen verzehrt und belustigten sich, wie es schien, damit, die Kerne mit dem Zeigefinger nach der Tiefe zu schnellen. Liesel mußte diesen Unfug sehen, aber sie sah ihn nicht. Hinter ihr standen zwei zaghafte Backfische, welche in ihrer Verwirrung sich an ihre Schürzen klammerten; die Angst stand ihnen in den Augen geschrieben.

Auf der andern Seite des Chors stand ein großer Kasten mit allerlei Musikalien. Hinter diesem hörte ich ein Geräusch, welches nicht von einem Musikinstrumente herkam. Ich sah hin. Simmer, der wackere Trompetenbläser, schnarchte, auf den Boden in einem Winkel zusammengekauert. Eben kam die Ziehposaune ihn zu wecken.

„Der Kerl hat heute in aller Früh schon wieder trinken müssen, um sich seinen Katzenjammer zu vertreiben. Sechsunddreißig Halbe Bier — es is ja dengerscht nimmer schön."

Das Weitere hörte ich nicht mehr, denn in diesem Augenblick hob sich der Tactstock des Chorregenten und der Discant begann. Bald wirbelte die frische Stimme Liesel's hinein, und der Strom der Töne floß in die weihrauchduftende Kirche nieder. Es klang nicht so übel, wie ich dachte. Der Förster, der vorher nach Kräften auf den Lehrer geschimpft hatte, schaute jetzt unverwandt nach ihm, statt nach seinen Noten, weil ihm diese weniger verständlich waren, als das Kopfnicken und Maulaufreißen vom erhabenen Pfühl. Der Meßner mit seinem weißen Spitzenhemd und rothen Chorrock schien mir der schlimmste von Allen, denn er that nur, als ob er sänge — in der Wirklichkeit aber stand er auf den Fußspitzen und schaute nach dem Beichtstuhl hinab, an dem die blauen Augen des Expeditions-Prakticanten nach oben Wacht hielten. Es war mir bald einleuchtend warum.

Einmal — aber auch nur einmal gab ich die Schlacht verloren. Kurz vor dem Gloria hatte die Liesel ein Solo, welches wie ein lauter Jubelruf an die Wölbung scholl. Aber mitten in's Solo fiel Simmer's Trompete und, als der Lehrer darüber entsetzt in die Höhe fuhr, auch des Forstwarts Pauke. Jemehr der Regent herübergestieulirte, desto mächtiger dröhnten die kupfernen Becken. Ein dickbackiger Junge lachte laut auf, doch ein Hieb vom Fiedelbogen seines glatzköpfigen Nachbars verwandelte seine Wonne in Zähneklappen.

Den Heiligen an den Wänden mag es geschaudert haben vor den Kraftworten des Herrn Chordirectors. Sicher aber ist, daß sie der frommen Kunst ihren Schutz nicht entzogen. Die letzten Töne verhallten feierlich und auf dem Gesichte des Lehrers glänzte ein Freudenroth wie im Gewande der heiligen Elisabeth im Glasgemälde des Fensters, auf das die Sonne schien. Meine Glückwünsche begegneten dem Stolz des Erfolgs. Nachdem ich mich mit dem Forstwart in's Wirthshaus verabredet, stieg ich die Treppe hinab. Vor mir gingen der Meßner und die Liesel; ein Händedruck von ihm wurde mit süßem Lächeln belohnt. Beim Meßner ist eben das Haus fetter bestellt, als Gegenwart und Zukunft des schmächtigen Prakticanten. Während dieser umsonst Briefmarken aufpappt, schneidet jener die saftigsten Gänsebraten an.

Der Simmer wurde heute Abends bewußtlos aus dem Wirthshaus getragen, und die Chöre, welche man in der Nacht nach der „lateinischen Messe" beim obern Wirth hörte, hatten wenig Aehnlichkeit mit der Partitur des italienischen Meisters.

Deutschlands große Werkstätten.

Nr. 1. Die Schöpfungen eines Artillerie-Lieutenants.

Ein französischer Artillerie-Lieutenant brachte es bekanntlich, wie man zu sagen pflegt, „durch Kopf, Genie und Ellbogen" zum mächtigen Kaiser Napoleon. Ich will heute erzählen, wie ein preußischer Artillerie-Lieutenant durch gleiche Mittel zum großen Industriellen, nebenbei zum Commerzienrath und Millionär, aber auch zum Wohlthäter von Tausenden fleißiger Arbeiter, zum väterlichen verehrten Freund seiner Beamten, zum Begründer eines deutschen Seraing geworden ist. Der jetzige Commerzienrath Kulmiz in Saarau in Schlesien hatte 1842 schon die hierarchische Stufenleiter bis zum Premierlieutenant der Artillerie erklommen, als ihm ein guter Genius den Gedanken eingab, er könne seinen Thätigkeitstrieb auch wohl besser, als auf dem Parade- und Exercirplatze verwerthen. Er nahm seinen Abschied, steckte sein bescheidenes Vermögen in eine Anzahl Erdkarren, Schaufeln, Spaten, Pferde und übernahm die Erdarbeiten an einzelnen Theilen der Breslau-Freiburger und der Niederschlesisch-Märkischen Bahn. Das war der bescheidene Anfang einer immensen industriellen Thätigkeit.

Bei Gelegenheit dieser Arbeiten wurden Anzeichen von Braunkohle in der Nähe des kleinen Dörfchens Saarau entdeckt, und es bildete sich eine Gewerkschaft, welcher Kulmiz als Haupttheilnehmer und Leiter beitrat. Das Kohlenlager erwies sich als ein sehr mächtiges und auch wissenschaftlich sehr interessantes. Der botanische Garten Breslaus verdankt der Freundlichkeit von Kulmiz ein prachtvolles Exemplar eines fossilen Baums, der in Saarau gefunden ist.

In dieser materiellen Welt hat aber das wissenschaftliche Interesse kaum einen in Thalern und Groschen ausdrückbaren Werth, und da der Feind des Guten das Bessere ist, d. h. da die Waldenburger Steinkohlen so nahe waren, so wollte Niemand die Braunkohle kaufen oder wenigstens ihrem Werthe entsprechend bezahlen. Hatte ja doch Kulmiz selbst die Eisenbahn gebaut, welche die Steinkohlen so billig heranführte. Es galt jetzt an der Grube selbst eine Verwerthung für die Braunkohle zu schaffen. Kulmiz gründete daher im Jahre 1846 eine Glashütte — die Idahütte — für Flaschenglas, das mit den aus der Braunkohle erzeugten Gasen, sogenannten Generatorgasen, geschmolzen werden sollte. Die Braunkohle wurde getrocknet und in Schachtöfen durch eingeblasene Luft verbrannt. Die am Roste erzeugte Kohlensäure wandelt sich beim Durchpassiren durch die darüberliegenden glühenden Kohlenschichten in Kohlenoxyd um, ein brennbares Gas, welches in den Ofen geleitet und durch mehr Luft verbrannt wird. Dieses in der Technik vielfältig, namentlich für solches geringhaltiges, pulverförmiges Brennmaterial, angewendete Verfahren genügte indessen nicht, indem der beigemischte ziemlich beträchtliche Antheil Wasserdampf die Temperatur der Verbrennungsproducte zu sehr herabdrückte. In neuerer Zeit will bekanntlich Siemens durch seine sogenannten Regenerator-Oefen, in denen er sehr stark erhitzte Luft, sowohl zur Erzeugung des brennbaren Gases als zur schließlichen Verbrennung desselben anwendet, die Aufgabe gelöst haben.

Damals war diese Methode noch nicht bekannt. Trotz der mit großer Ausdauer durchgeführten Versuche, die bedeutende Summen verschlangen, wollte es nicht gelingen, allen Anforderungen entsprechende Flaschen darzustellen. Das dazu angewendete Thonerde-Kalk-Natronglas ist sehr schwer schmelzbar; wenn man die Abhülfe in einer gesteigerten Natrondose sucht, macht man das Glas zu theuer und zu wenig widerstandsfähig gegen chemische Einflüsse. Nothgedrungen mußte die Braun- der Steinkohle weichen. Anfangs erforderte der anspruchsvolle Glasofen noch die beste Stückkohle; jetzt ist man in Saarau wenigstens dahin gekommen, mit Hülfe besonders construirter Treppenroste den sonst fast werthlosen Staub-Abfall der Steinkohle verwenden zu können.

Ein fast eben so wichtiger Punkt, wie das Brennmaterial, ist für die Glasindustrie die Beschaffung feuerfester Thone zu den Oefen und Häfen. In dieser Beziehung erwies sich die Braunkohlengrube werthvoller, als man gedacht. Das Deckgebirge derselben, das man bei dem damals angewandten Tagebaue ohnedies entfernen mußte, bestand nach der Abräumung der oben aufliegenden Lehm- und Kiesschichten aus einem mächtigen Lager eines dunkelgrauen, sehr zähen plastischen Thons (sog. graue Lette), der sich indessen vollkommen weiß brannte und fast frei von Kalk, Eisenoxyd und Alkalien erwies, die sonst die Strengflüssigkeit der Thone beeinträchtigen. Ueberdem fand sich am Ausgehenden der Braunkohle, bergmännisch gesprochen, als Liegendes derselben, ein sehr schöner, blendend weißer Thon, der bis auf einen bedeutenden Gehalt an rein weißem Quarzsand dem Kaolin oder der Porcellanerde sehr ähnlich sich erwies. Wenn man den blauen und den weißen Thon in passenden Verhältnissen mit einander mischte, natürlich unter Zusatz schon gebrannten Thons, der sogenannten Chamotte, so erhielt man in der That Steine und Glashäfen, die wenig zu wünschen übrig ließen.

Die Eisenbahnbauten, sowie die neuen Anlagen in Saarau erforderten viel Ziegel. Es bot sich ein neuer Absatzweg für die Braunkohle zum Brennen derselben; daher wurde der blaue Thon zu Bauziegeln verwendet. Derselbe zeigte sich indessen keineswegs so gutartig, wie man geglaubt. Soviel man ihm auch durch Frierenlassen, Einsümpfen, Umstechen, Thonschneider zusetzen mochte, so blieben doch unaufgeweichte Knoten darin zurück, die hartnäckig allen Auflösungsversuchen widerstanden.

Die so sehr wichtige Ziegelindustrie ist bekanntlich jetzt in einem Kampfe zwischen Hand- und Maschinenarbeit begriffen, der noch heute nicht ganz entschieden ist. Es ist ein unleugbares Verdienst von Kulmiz, daß er selbst durch sehr schwere Opfer, die noch dazu theilweise in die bedrängten Jahre 1848 und 1849 fielen, sich nicht abschrecken ließ, die Frage, wenigstens für diese specielle Thonsorte, zu entscheiden. Der Versuch fiel ungünstig für die Maschine aus. Erst durch Adoption einer ganz neuen Methode, durch vorheriges Pulvern des getrockneten blauen Thons und nachheriges Anfeuchten, gelang es später, dieses obstinaten Materials vollkommen Herr zu werden.

Da die Anlage nur eine provisorische war, stand Kulmiz davon ab, kostspielige Trockenschuppen zu bauen. Er substituirte tragbare Gestelle, aus dünnen unbehauenen Stämmchen zusammengesetzt, und mit Schalbretern gedeckt, die sich vortrefflich bewährten. Wer damals von Technikern die neuen Bauten in Saarau besichtigte, pflegte sich über den Luxus zu verwundern, daß man zum gewöhnlichen Mauerwerk feuerfeste Ziegel verwendete.

In der That unterschieden sich die gleichzeitig angefertigten feuerfesten Steine nur durch einen größeren Zusatz von weißem Thon und dadurch, daß statt des Sandes Chamottemehl zugemischt wurde. Allmählich hat die Chamotteziegel-Fabrikation das Uebergewicht gewonnen. Neue, bis 150 F. mächtige Lager des ausgezeichnetsten weißen Thons sind aufgefunden worden; die gebrauchten Kapseln der in Waldenburg bestehenden ausgedehnten Porcellanfabriken gewähren das vorzüglichste Chamottematerial; die Zubereitung des Thons, das Mischen der Bestandtheile als trocknes Pulver unter mäßigem Wasserzulauf ist ein ungemein vollkommenes, und so erhält man durch Streichen der Ziegel mit der Hand und sehr scharfes Brennen feuerfeste Steine, welche den besten englischen und schottischen Chamotten gleichkommen, wo nicht sie übertreffen. Das weltbekannte Borsig'sche Etablissement in Moabit bezieht jährlich 500,000 Chamotten von Saarau, etwa ein Fünftel der ganzen Production.

Daß daneben Gasretorten, große Chamotteblöcke zu den verschiedensten Ofenconstructionen, Thonröhren für chemische Fabriken angefertigt werden, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Als Anhängsel ist noch die Kachelfabrik zu berühren, aus der sowohl die geringeren, wie die feinsten Oefen hervorgehen. Schlendert man jetzt durch die ausgedehnten Anlagen zu Saarau, so kommt man auch an ein niedriges schuppenartiges, sehr verrußtes Gebäude und enträthselt bei näherer Betrachtung die Inschrift: „Marienhütte".

Dies ist der bescheidene Anfang eines zweiten wichtigen Zweiges der Saarauer Fabrikthätigkeit. Der geringschätzige Nebenbegriff, der sich mit den Worten „alt Eisen" verbindet, ist ein Beweis, wie häufig solche Abfälle von altem Eisen und wie verhältnißmäßig werthlos sie sind. Mit sicherem technischen Instincte bemächtigte sich Kulmiz dieses Gegenstandes. In der ganzen Umgebung war damals keine Eisenhütte, der sonst diese Abfälle zugeflossen wären. Er gründete eine Schmiede mit Dampfhammer für die Abfälle von Schmiedeeisen, dann eine Gießhütte, um auch das alte Gußeisen in neue nutzbare Formen zu bringen.

Es liegt eine Art von Pietät darin, diese Anfangswerke noch heute zu conserviren, wo sich die bescheidene Schmiede zu einer sehr stattlichen Maschinenbauanstalt erweitert hat, die allen Aufgaben gewachsen ist. Keine kleine Genugthuung war es für den ehemaligen Artilleristen, daß seiner Maschinenbauanstalt vor einigen Jahren die Anfertigung eines Theils der eisernen Laffetten für die preußische Artillerie übertragen wurde. Kulmiz's Freunde behaupteten oft scherzhafter Weise, er habe die Maschinenfabrik blos gebaut, um in Bezug auf Reparaturen und Neubeschaffungen für seine sonstigen Anlagen selbstständig dazustehen. Der Scherz beruht insofern auf Wahrheit, als in der That die Kulmiz'schen Werke so zahlreich sind, daß sie recht gut eine kleine Maschinenbauanstalt allein beschäftigen könnten.

Im Anschluß an die Maschinenfabrik ist eine große Dampfkesselschmiede zu erwähnen, die auch die Anfertigung von Gasometern, Bassins für Oel, Syrup ꝛc., kurz alle einschlagenden Arbeiten übernimmt. Schwachnervige Damen mögen fern davon bleiben, denn infernalisch ist das Getöse. Als dritte und jüngste im Bunde schließt sich an die Ida- und Marienhütte die Silesia, die chemische Fabrik, an. Bis jetzt die einzige Fabrik in Schlesien, welche den jährlich steigenden Bedarf an Schwefelsäure, Salzsäure, Soda und Chlorkalk deckt, wurde sie im Jahre 1858 von einer Gesellschaft gegründet, der auch bedeutende chemische Autoritäten der Universität Breslau angehören, und Kulmiz zum Haupt-Geschäftsinhaber bestellt. Aus sicilianischem Schwefel, früher aus Schwefelkies, wird in drei Bleikammersystemen Schwefelsäure dargestellt und zum Verkauf in Bleipfannen und einer achttausend Thaler kostenden Platinblase concentrirt. Die Säure aus den Bleipfannen, mit Staßfurter Krystallsalz erhitzt, liefert Glaubersalz und Salzsäure. Aus dem Glaubersalz wird durch Glühen mit Kohle und Kalkstein Soda gewonnen, die theils in calcinirter, theils in krystallisirter Form in den Handel kommt. Die Salzsäure, soweit die Zuckerfabrikanten sie nicht brauchen, wird mit Hülfe von spanischem Braunstein auf Chlorkalk verarbeitet. Der Rückstand der Sodafabrikation endlich, das Schwefelcalcium, wird nach einem neuen Verfahren auf Schwefel zu Gute gemacht, der auf's Neue zur Schwefelsäurebildung dient. Man sieht, daß in einer solchen chemischen Fabrik nichts umkommt und daß die Wissenschaft die eigentlich verbrauchten Materialien zur Fabrication auf Luft, Wasser, Kohle, Kalkstein, Kochsalz und andere wohlfeile Substanzen mit Erfolg zurückzuführen verstanden hat.

In Saarau, seiner Lieblingsschöpfung, hat C. R. Kulmiz sich sein Heimwesen gegründet. Früher, als es noch zu schaffen und aus dem Rohen zu gestalten gab, begnügte er sich als alter Soldat mit sehr bescheidenen Räumen; jetzt schließt ein geschmackvolles Schloß, ein sorgfältig gepflegter Park mit sehr schönen ausgedehnten Gewächshäusern die Werke nach der einen Seite ab. Für die zahlreichen Beamten und Arbeiter sind geräumige und bequeme Häuser gebaut. Wo früher ein bescheidener Schenkwirth die Arbeiter und Beamten gleichmäßig aus einem Topfe vorwaltend mit den beliebten schlesischen „Kließeln" speiste, erhebt sich jetzt das gut und elegant eingerichtete Gasthaus „zur Hütte". Auch den Ureinwohnern des Dörfchens Saarau hat sich etwas von dem Kulmiz'schen Go-ahead-Geiste mitgetheilt. Es werden passende Baustellen in Saarau in den schlesischen Zeitungen ausgeboten, und neuerdings habe ich dort sogar ein Putz- und Schnittwaaren-Schild gesehen. So Gott will, hoffe ich noch eines Tages den Bürgermeister der Stadt Saarau begrüßen zu können.

Wenn man glauben wollte, daß Saarau allein der Thätigkeit Kulmiz's genügte, würde man sich sehr irren. Große Granitsteinbrüche auf dem Streitberge bei Striegau, von welchen die prachtvollsten Blöcke weit bis nach Norden gehen und unter Anderem zur Dirschauer Brücke mit verwendet worden sind, eine sehr ausgedehnte Coaksfabrik und der Generaldebit der bedeutendsten Waldenburger Kohlengruben schließen noch immer den Kreis seines Wirkens nicht ab. Er kauft einen großen Wald, stellt mitten drin eine Dampfsägemühle auf und vertreibt Breter, Latten und Balken bis nach Berlin und weiter. Er kocht Zucker in Lanisch bei Breslau, Bier in Gorkau am Fuße des Zobten. Seine Comp-

toirs an fast allen Stationen der schlesischen Bahnen, natürlich auch in Breslau, Berlin, Magdeburg, sind für die Anwohner eine wahre Wohlthat. Ein Gutsbesitzer sagte mir neulich, vom Kulmiz'schen Comptoir könne man Alles, Kohlen, Holz, Ziegel, Glas, Chamotten, Granitsteine, Zucker, Bier, Schiefer beziehen. Wenn man etwas Beliebiges dort bestelle, so höre man nur die Antwort „Sehr wohl," und nach wenig Tagen hätte man das Gewünschte auf dem Hofe. Wenn man einmal Lust zu Meerkatzen hätte, so würden sie auf den Kulmiz'schen Comptoiren auch nicht aus der Fassung kommen, das stereotype „Sehr wohl" erwidern und die Meerkatzen würden besorgt werden.

Beiläufig gesagt, setzten die Comptoire von Kulmiz schon vor mehreren Jahren über achtmalhunderttausend Tonnen Kohlen alljährlich ab, und jetzt mag der Absatz leicht über eine Million Tonnen betragen. Rechnet man für die Tonne nur sechs Pfennige Gewinn, so macht dies schon ein ganz respectables Auskommen aus. Fragt man nun nach den Mitteln und Wegen, auf welchen sich aus so unscheinbaren Anfängen ein so großes Geschäft entwickelt hat, so ist es hauptsächlich die große Thätigkeit und Energie des Inhabers, wodurch der günstige Erfolg zu erklären ist. Der Geist der Initiative, des Eingehens auf neue Pläne, ihr rasches Erfassen und thatkräftiges Durchführen hat sich überall auf das Glänzendste bethätigt. Die Wissenschaft, die leider oft genug von unsern routinirten Geschäftsleuten als unpraktisch über die Achsel angesehen wird, hat bei Kulmiz stets eine freundliche Aufnahme und ein bereites Ohr gefunden. Mit den Professoren der naturwissenschaftlichen Facultät in Breslau steht Kulmiz auf dem freundschaftlichsten Fuße. Nicht minder ist der Erfolg dadurch bedingt, daß Kulmiz es verstanden hat, durch liebenswürdige Freundlichkeit und Wohlwollen seine Beamten und Arbeiter an sich zu fesseln. Er hält darauf, daß seine Leute sich bei ihm wohl befinden. „Wenn bei einer Fabrication," sagte er mir selbst, „nicht so viel bleibt, daß meine Arbeiter einmal ein gut Glas Bier, meine Beamten ein Glas Wein trinken können, dann laß ich mich nicht darauf ein."

Als ich bei ihm verweilte, war eine schlechte, theure Zeit. Kulmiz gab seinen Arbeitern damals nicht allein einen anständigen Lohn, nein, er ließ ihnen auch allwöchentlich eine Zulage in Naturalien, Mais, Linsen, Bohnen 2c. zukommen. Er hat oft genug mit mir überlegt, auf welche Art am Besten der Speisezettel für die Arbeiter aufzustellen sei, damit sie genügend stickstoffhaltige Kraft-Nahrungsmittel erhielten. Seinen Beamten standen Wein und Cigarren zum stricten Kostenpreise stets zur Verfügung, und manchen heitern Sonnabend-Abend haben wir gefeiert. Die großartigste Gastfreiheit, mit der er seine Geschäftsfreunde und sonstigen sehr zahlreichen Gäste empfängt, ist selbst weit über Schlesiens Grenzen bekannt und berühmt. Es ist eben eine durch und durch wohlwollende Natur, die selbst einen gerechtfertigten Unwillen siegreich bekämpft. Nur ein einziges Beispiel aus vielen. Einer seiner Beamten, ein tüchtiger, aber etwas widerhaariger Charakter, war nach einem lebhaften Streit mit ihm aus Saarau geschieden. Er fand nicht gleich eine Stellung, wohl aber Kulmiz eines Tages auf der Straße. Kulmiz redet ihn an, erkundigt sich nach seinem Ergehen, und als er von seinem Mißgeschick hört, weist er ihm ohne Weiteres eine nicht unbedeutende Summe bei seinem Comptoir an und verschafft ihm auch nach kurzer Zeit eine sehr angenehme, lohnende Stellung an einer benachbarten Eisenbahn. Was Wunder, daß Kulmiz sich der allgemeinsten Achtung und Liebe erfreut. In seinem ältesten Sohne erzieht er sich einen würdigen Nachfolger. Möge das Kulmiz'sche Haus als Vorbild unserer Industriellen und zum Segen der Provinz Schlesien noch lange blühen und gedeihen!

Blätter und Blüthen.

Die Romantik in Amerika. Binghamton ist ein Stationsort der Erie-Eisenbahn und liegt 225 englische Meilen in nordwestlicher Richtung von New-York entfernt. Hier lebte 1855 ein junges, sehr schönes Mädchen, dessen geistige Ausbildung nach den herrschenden Begriffen hervorstechend genannt wurde. Zu gleicher Zeit befand sich daselbst ein junger hübscher Mann, Mr. S., in einem Schnittwaarengeschäft als Verkäufer, mit dem die Schöne bald bekannt wurde und ein näheres Verhältniß einging, dem eheliche Verbindung folgen sollte. Inzwischen hatte ein reicher Bewohner von Binghamton, Mr. L., sein Auge verlangend auf die schöne Sarah geworfen, ohne bei dem Mädchen zum Ziele kommen zu können. Umsonst bestrebte sich Mr. L. Sturm auf das Herz der blühenden Rose zu laufen, und als die angewandten Mittel sämmtlich fehlschlugen, beschloß der Verschmitzte seine Zuflucht zu einem Yankee-Trick, auf deutsch Schurkenstreich, zu nehmen. Es klagte nämlich eines schönen Tages Mr. L. gegen seine persönlichen Bekannten, daß ihm eine Brieftasche mit [illegible] Dollars abhanden gekommen sei, ohne daß er deshalb irgend einen Verdacht gegen Jemand aussprechen könne. Auch S. wurde von dem Vorfall unterrichtet und bemühte sich der Sache auf die Spur zu kommen, so weit dies möglich; allein es war durchaus nichts zu entdecken, obschon mehrere eingängliche Berathungen zwischen L. und S., zum Theil in des letztern Behausung, deshalb gepflogen wurden. Nach der Zeit fing L. an sich gegen S. auffallend kalt und zurückziehend zu benehmen, besonders wenn dessen Geliebte zugegen war, wobei ein gewisser Argwohn durchschimmern gelassen wurde, der dem schönen Mädchen nicht entgehen konnte.

Nach Verlauf etlicher Wochen trat eines Morgens in das Geschäftslocal, wo S. angestellt war, ein Gerichtsbote, um dem erstaunten jungen Mann seine Verhaftung anzukündigen, indem er denselben benachrichtigte, daß sein Freund L. ihn angeklagt habe, des an ihm begangenen Diebstahls verdächtig zu sein. Darauf wurde das Zimmer des Unschuldigen genau durchsucht und man fand wirklich an einem verstecktem Platze die vermißte Brieftasche sammt deren gewichtigem Inhalt. Dadurch wurde die Verurtheilung des armen S. zu dreijährigem Zuchthaus herbeigeführt, und das berüchtigte Staatsgefängniß von Sing-Sing am Hudson nahm den heillos Betrogenen auf.

L. spielte die Heuchlerrolle so vollkommen, wie es nur geschehen konnte, indem er große Niedergeschlagenheit über den Vorfall an den Tag legte und viel über die Verderbenheit unserer Zeitgenossenschaft klagte. Besonders wurde von ihm Alles aufgeboten, um die tiefbetrübte Braut zu trösten und das Bild des Geliebten aus ihrer Brust zu reißen, was nach und nach auch gelang; denn der weibliche Stolz war durch eine so schmachvolle Verurtheilung schwer verletzt und die Amerikanerinnen sind zu sehr daran gewöhnt das Urtheil der Welt zu berücksichtigen, als daß andere Gefühle bei ihnen nicht darunter zu leiden haben sollten. Allmählich ging das schöne Mädchen in die ihr gelegten Netze des schändlichen L., glaubte fest an die Schuld des unschuldigen S. und ließ sich endlich bewegen, die dargebotene Hand des L. anzunehmen, zumal es ihr immer unerträglicher wurde, als Braut eines verurtheilten Verbrechers und gemeinen Diebes betrachtet zu werden.

Zwei Jahre lang brachte S. im Staatsgefängniß zu und wurde dann vom Gouverneur begnadigt, mit Rücksicht auf sein musterhaftes Verhalten. Er wollte nicht auf den Schauplatz seiner Entehrung zurückkehren, sondern ging nach der Hauptstadt Indiana's, um daselbst als Geschäftsmann ein Fortkommen zu suchen. Anfänglich glückte ihm dies auch und er verheirathete sich 1861 mit einem Mädchen, das auch sehr schön war, aber den Keim der Schwindsucht in sich trug, so daß sich bald Kränklichkeit bei ihr einstellte, nachdem sie ein Kind geboren, das nur kurze Zeit am Leben blieb. S. selbst hatte schon im Gefängniß sehr an seiner Gesundheit gelitten, wozu Kummer und Gram besonders beitrugen, die ihn auch nachher nicht verließen. Durch den Tod seines Kindes, dem der seiner Frau bald folgte, erhielt seine Körperbeschaffenheit harte Stöße; hierzu traten noch geschäftliche Unglücksfälle, so daß er endlich so vielen Schlägen nicht mehr zu widerstehen vermochte und öfter krank darniederlag. Aus Gesundheitsrücksichten, sowie um einen neuen Schauplatz zu suchen, auf dem er besser gedeihen könne, verließ S. Indianopolis und siedelte nach Chicago über, wo ihm das Glück indeß auch nicht lächeln wollte. Ein finsteres Geschick schien sich an seine Fersen geheftet zu haben, und nur mühsam schleppte er das Leben in trauriger Weise fort.

Unterdessen hatte der Congreß das Conscriptionsgesetz erlassen und bei der ersten Ziehung zur Aushebung kam der Name unseres S. unter die Vordersten auf die Liste. Ohne die Geldmittel, sich einen Stellvertreter kaufen zu können, blieb dem Unglücklichen nichts übrig als der Eintritt in's Heer, wo vielleicht eine mitleidige Kugel allem Elend ein Ende machen konnte. Etwa acht Tage, nachdem sich S. dem Provost-Marschall überliefert, theilte ihm dieser mit, daß ein Substitut für ihn gestellt sei und er demzufolge entlassen wäre. Alle Nachfragen darüber, woher diese überraschende Hülfe gekommen, waren vergebens, und selbst der Stellvertreter wußte nur zu sagen, daß er achthundert und fünfzig Dollars von einem Rekruten-Makler unter der Bedingung erhalten habe, für S. einzutreten.

Nach Verlauf eines Monats erhielt S. einen Brief ohne Namensunterschrift, worin er gebeten wurde, in ein prachtvolles Haus auf der Michigan-Avenue zu kommen, indem sich daselbst Jemand befinde, den sein Schicksal nahe angehe. Er eilte natürlich, dieser Einladung zu folgen, und die Thür wurde ihm von — Sarah geöffnet.

Mr. L. war kurze Zeit nach seiner Verheirathung nach Chicago gezogen, wo er mit seinem Gelde große Geschäftsunternehmungen machte, die dergestalt glücklich ausfielen, daß sein Reichthum von Jahr zu Jahr anwuchs. Anfangs wurde Sarah von ihm gut behandelt, doch trat später unter Beiden Entfremdung ein, die zuletzt in Bitterkeit ausartete. L. legte dabei große Leidenschaftlichkeit an den Tag, welche ihn einmal so weit hinriß, daß er seine Frau wegen ihrer frühern Liebschaft mit dem „Galgenvogel" höhnte und damit prahlte, das Geld wäre von ihm selbst auf das Zimmer ihres Geliebten getragen und dort versteckt worden. Man kann sich denken, welchen Eindruck dieses Geständniß auf Sarah machen mußte, die keine Thräne vergoß, als L. vor zwei Jahren starb und sie als reiche Wittwe zurückließ. Langeweile hatte Sarah veranlaßt, die Namenliste der Conscribirten in den Zeitungen zu durchlesen, und dabei war ihr der unseres S. aufgestoßen, für den sie sofort einen Stellvertreter kaufte, als sie sich überzeugt hatte, daß es sich wirklich um ihren früheren Geliebten handle.

Wie der Schluß des interessanten Dramas war, das brauchen wir unsern Lesern nicht zu erzählen.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 29. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Balbina.

Sittenbild aus unsern Tagen.

Von Franz Hedrich.

(Fortsetzung.)

Der Maler war bei den letzten Worten des Chirurgen vom Gerüste herabgestiegen und an den Tisch der Gäste gekommen. „Bah!“ rief er, „wie sollte ein so flotter, toller Kerl Franciscaner geworden sein!“

„Das denk' ich mir auch,“ sprach der Chirurg, „drum eben und zugleich deshalb, weil der Franciscaner, wie mir vorkommt, viel schmächtiger und schmäler, beinahe abgezehrt aussah, hab' ich es mir gleich ausgeredet.“

„Wie aber,“ sagte der Stegwirth, die Ohren spitzend, mit höchstem Interesse, „wenn er es doch gewesen wäre —?“

„Du erschrickst ja gerade,“ bemerkte der Maler. „Ist er Dir vielleicht Etwas schuldig?“

„Leider,“ seufzte der Stegwirth. „Zehn Gulden sogar! Ich schreibe ungern Zechen auf — mein Sprüchwort kennt Ihr! Wie ich bei dem Kerl so viel habe stehen lassen können, noch dazu zu einer Zeit, da ich als armer Bierzapfer in der fürstlichen Brauerei jeden Pfennig selbst gebraucht habe, ist mein größter Schwabenstreich. Da ist er immer in meine Kammer gekommen und hat mich so beschwatzt. Dort könnt Ihr den Schlingel an der Wand sehen! Dort hat er sich mit der Kohle einmal selbst hingezeichnet.“

„Ich hab' es gesehen,“ sagte Grüneisen. „Zum Sprechen ähnlich und mit wenigen Strichen —“

„Ja,“ fiel Schmierpeter in die Rede, „ein tüchtiger Maler wäre er geworden, wenn er länger bei mir geblieben wäre! Einen solchen Gehülfen hab' ich nie im Leben gehabt. Flink war er, wie wenn er vier oder sechs Hände hätte, mit einem Wort ein Teufelskerl!“

„Der heilige Michael,“ sagte Weißbart, „den er auf das Pfarrgebäude gemalt hat, zeigt auch, daß er Etwas geleistet hat, was ihm nicht Alle nachmachen. Darüber sind alle Leute einig.“

„Das hab' ich oft genug hören müssen,“ versetzte Schmierpeter. „Die dummen Leute bedenken aber nicht, daß er es in meiner Schule gelernt hat!“

„Noch einen Kümmel!“ rief Grüneisen.

„Mir auch!“ sagte Weißbart.

Während der Stegwirth einschenkte, erhob sich ein Geschrei, wie wenn ein Kind gespießt würde. Der Stegwirth, ganz erschrocken, ließ sich kaum die zum Einschenken nöthige Zeit, denn es war die Stimme des Zucker-Toni.

„Was giebt es denn wieder?“ schrie er durch das Fenster des Erdgeschosses in die Stube hinein, aus welcher der Lärm herausdrang. „Wozu lass' ich Dich bei dem Buben sitzen, wenn Du ihn so schreien läßt?“

„Das ist nicht meine Schuld,“ tönte die Antwort der Kinderfrau heraus.

„Wessen sonst?“ fuhr der Stegwirth ergrimmt fort. „Spiel' mit ihm besser, so wird er nicht auf's Weinen verfallen!“

Zucker-Toni hatte indessen sein Geschrei nicht gemäßigt, sondern mit solcher Anstrengung gesteigert, wie wenn er sich die Lunge zerreißen wollte.

„Um Christi willen!“ rief der entsetzte Pflegevater aus. „Er thut sich einen Schaden! Thu, dumme Person, was er will!“

„Wie kann ich das?“ vertheidigte sich die Wärterin. „Er will aus dem Bette und das darf er nicht!“

„Das darf er freilich nicht,“ versetzte der Stegwirth. „Es ist ihm streng verboten, weil er sich sonst eine schwere Krankheit zuziehen kann! Hättest Du ihm ein Stück Zucker gegeben!“

„Er hat es weggeworfen,“ war die Antwort. „Da liegt es auf dem Boden.“

„Das ist ein Kreuz!“ wimmerte der Stegwirth, die Hände zusammenschlagend, seinen Gästen rathlos zugewandt.

„Ah,“ sagte der Chirurg, „dem Buben wird nicht so viel fehlen! Gewisse Leute machen aus einer Mücke einen Elephanten, blos um dann sagen zu können: ‚Da seht meine Wundercur!‘“

Auf diese Bemerkung, welche die ganze Bitterkeit erkennen ließ, daß Weißbart nicht der behandelnde Arzt im Hause des Stegwirths war, erwiderte der Letztere:

„So glauben Sie, daß das Kind aufstehen kann? Es schreit sich todt!“

„Erkälten kann es sich heut nicht,“ gab der Chirurg zur Antwort, indem er sich die Schweißtropfen an der Stirn trocknete.

„Da laß ihn heraus!“ rief der Stegwirth der Kinderfrau zu, worauf einige Augenblicke später Zuckertoni barfuß, nur mit einem Höschen bekleidet, hervorgesprungen kam.

Es war ein hübsches, krankhaft lebhaftes Kind. Gewöhnlich blaß, war es heute bedeutend geröthet. Der Stegwirth war ihm zärtlich entgegengelaufen und hatte es an der Hand zu den Gästen geführt.

„Da sehen Sie, Herr Chirurg,“ sagte er mit jammervoller Stimme, „da sehen Sie, wie roth heute die Bäcklein meines Toni sind! Hat das Nichts zu bedeuten?“

„Das versteh' ich nicht,“ versetzte der Chirurg mit uner-

bittlicher Malice. „Da mußt Du schon Deinen Hausdoctor fragen!"

Zucker-Toni hatte indeß die Quaste an Grüneisen's Pfeife erschnappt und schrie dabei aus vollem Halse: „Ich will es haben! Ich will es haben!"

Grüneisen hatte Mühe, nicht nur die Quaste, sondern auch die Pfeife vor dem Untergang zu retten, als es ihm aber gelungen war, lärmte und tobte das Kind, daß es dem Ersticken nahe kam.

„Mein Gott!" jammerte der Stegwirth, das Kind auf den Arm nehmend. „Still, lieber Toni, still! Ich kaufe Dir eine schönere, eine goldene, nur still!"

„Ich will die haben," schrie Zucker-Toni, mit den Händen zurückgreifend, während er von seinem bemitleidenswerthen Pflegevater in's Haus zurückgetragen wurde.

4.

Den Hintergrund des Burgsauer Thalkessels schließt ein mächtiger, kahl aussehender Berg ab. Seine drei nebeneinander stehenden Spitzen oder Zacken, welche in ihrem Zustande der äußersten Verwitterung das Aussehen phantastischer Kronen besitzen, können vielleicht die ersten christlichen Bewohner des Thales veranlaßt haben, ihn den Dreikönigsberg zu nennen. Die Front bildet eine unzugänglich steile, obgleich wild zerrissene Wand, deren rastlos sich herabschiebendes Gerölle keinen Grashalm, noch weniger einen Stamm festen Fuß fassen läßt. Nur an einigen, von hervorsickerndem Wasser feuchten Stellen vermag sich dünnes, schimmelähnliches Moos festzuhalten.

Diese Wand schießt in eine finstere, schwarze Schlucht hinab, auf deren höchst ungleichem, morastigem Boden eine urwaldähnliche Vegetation aller möglichen Holzarten, Sumpf- und Farrenkräuter im wildesten Durcheinander tausendjähriger Felstrümmer und vom Sturm hingestreckter, faulender Riesenstämme wuchert. Der Ort ist schaurig, auch ohne den unheimlichen Aufputz von Geschichten, denen zufolge unsaubere Mächte ihr Wesen hier treiben sollen, durch die dumpfe, kühle Kellerluft und den beständigen Modergeruch, wie auch als beliebter Aufenthalt von Molchen und Schlangen und allen Sorten von Nachtvögeln, welche in den finsteren Felsspalten mit Vorliebe nisten.

Die Schlucht ist von den Niederlassungen der Menschen weit entfernt und, da dort kein Weg zu einer Alm oder auf einen Holzplatz hindurchführt, wenig besucht und wohl deshalb besonders gescheut. Dennoch steht am Eingange, an einem Bächlein, welches aus dem nahen Dickicht ungestüm hervorbricht, ein zwar hölzernes, aber im besten Zustande befindliches Haus. Es steht auf der Stelle einer baufälligen Baracke, welche sich daselbst von Alters her befunden, und zeigt, daß sich der Wohlstand der dort domicilirenden Familie bedeutend gehoben haben muß. Die ganze Vorderseite ist mit einem ungewöhnlichen Reichthum von Gemälden geschmückt, so daß beinahe alle Patrone dargestellt scheinen, welche vor den Krankheiten schützen, von denen die Bewohner der Gegend am häufigsten geplagt werden. Von diesen Schutzheiligen umgeben, nimmt das Mittelbild den weitesten Raum ein. Es stellt einen der erstaunlichsten Heilerfolge vor, welcher vor langen Zeiten vorgekommen, seitdem aber nicht wieder erreicht worden ist, nämlich die Auferweckung des verstorbenen und bereits begrabenen Lazarus.

Der überaus grelle Ausdruck dieser Kunstwerke, welche sämmtlich vom Schmierpeter stammen, verräth durchwegs die Absicht des Meisters, seinen Werken wenigstens durch das dickste Auftragen der Farben unvergängliche Dauer zu verleihen.

Es ist klar, daß diese Bilder nicht allein aus landesüblicher Gewohnheit da oben prangen, sondern durch ihren innigen, ideellen Zusammenhang noch einem anderen Zwecke dienen und die Beschäftigung und den Beruf des Hauseigenthümers bezeichnen, welcher unter dem schlichten Namen „der alte Balthasar von der Dreikönigswand" eine große medicinische Berühmtheit in der weitesten Umgegend der Burgsau ist.

Dieser große Arzt, frühzeitig verwais't und verlassen, hatte seine Studien bei Leonhard's Vater auf dem Unteranger als sogenannter Kühbube begonnen und war dreißig Jahre alt geworden, als er sich zum Hirten auf der Gemeinde-Alpe emporgeschwungen hatte. In dieser eigentlich selbstständigen Stellung, in welcher er neunzig bis hundert Stück Vieh zu hüten hatte, war er bereits einige Jahre, als in der Burgsau und den angrenzenden Bergbezirken eine Viehseuche ausbrach, welche Opfer auf Opfer forderte und der Schrecken der ganzen Gegend wurde. Nur ausnahmsweise war der Stall irgend eines Hofes verschont worden, dagegen war keine einzige Alm zu finden, welche nicht die bedeutendsten Verluste erlitten hätte. Blos der Gemeindehirt Balthasar hatte seinen ganzen Viehstand unversehrt erhalten, wie wenn die furchtbare Todesmacht, welche auf den zunächst liegenden Sennhütten wüthete, nicht gewagt hätte, die Hecken und Zäune seiner Alm zu überschreiten.

Es war in der That kein gewöhnliches Schauspiel, als Balthasar im Herbst noch unter dem Nachhall einer solchen Katastrophe seine kranzgeschmückte Heerde mit allen traditionellen Ehren von der Alm hinabführte, welche nur demjenigen zukommen, dessen Hüteramt ohne alle Unfälle abgelaufen ist. Die Leute, deren jeder Einzelne eine Klage über Verluste noch frisch im Herzen trug, betrachteten den Gemeindehirten wie einen Wundermann und hätten sich nicht einreden lassen, daß hier nur Zufall gewirkt haben sollte.

Balthasar hatte anfangs auf die allseits an ihn gestellten Fragen, welche Mittel er angewandt habe, keine Antwort zu geben, als man ihm aber sein Geheimniß abkaufen wollte, erspähte er seinen Vortheil und stand endlich nicht an, seinen geheimen thierärztlichen Kenntnissen den Erfolg zuzuschreiben.

Von diesem Augenblicke an war er der gesuchteste Thierarzt, um welchen sich alle Welt riß, und nicht lange darauf mußte er sich, vom allgemeinen Vertrauen berufen, auch entschließen, Menschen zu curiren. Er hatte natürlich seinen Hirtenstab sofort weggeworfen und den neuen Beruf ergriffen, an den er nie zuvor gedacht und bei dessen Ausübung er sich seitdem einen wahren Wunderglauben an seine Heilkunst erworben und alle Taschen gefüllt hatte.

Innerhalb einer dreißigjährigen Praxis hatte er jedoch zwei Drittel dieser Zeit schwere Verfolgungen zu erleiden gehabt, weil ihn Weißbart's Vorgänger, durch Balthasar's erdrückende Concurrenz zur Raserei gebracht, durch gerichtliche Strafurtheile unschädlich zu machen und zu vernichten gesucht hatten. Diese Epoche dauerte so lange, bis endlich sich der gegenwärtige Hofrath von Zintner entschloß, den Pfuscher ganz geheim zur Consultation zu berufen, nachdem er weder von dem befugten Ortschirurgen, noch von anderen legitimirten Aerzten von einem hartnäckigen Uebel befreit worden war. Die Cur gelang, und Balthasar war post hoc oder propter hoc ein gemachter Mann. Der dankerfüllte Hofrath hatte ihm nämlich nicht nur eine schöne Geldsumme, sondern auch ein Heilpatent zum Geschenke gemacht.

Letzteres war die Quelle, aus welcher Weißbart's Ingrimm gegen den Hofrath floß und ein tiefer Groll gegen den Stegwirth hervorströmte, weil dieser, als einer der zahlungsfähigsten Insassen, sich den alten Curpfuscher zum Hausarzt gewählt hatte.

Es war noch frühester Morgen, die Sonne hatte die Linien der hohen Bergrücken kaum überstiegen. Der alte Balthasar hatte das Bett schon längst verlassen und war bereits als Pharmaceut thätig, weil er den ganzen Tag über bis in die späteste Nacht von einem Krankenbette zum anderen, aus einem Stalle in den anderen zu wandern hatte. Er stand mit umgebundener Schürze in seiner Küche vor einem Kessel und sott ein Tränklein, welches wie Weihwasser hochgeachtet und in allen Bauernhäusern vorräthig gefunden wurde.

Balthasar war ein Mann von fünfundsiebenzig Jahren, jedoch so wohlerhalten, daß er für einen vorgerückten Fünfziger angesehen werden konnte. Seine Gestalt war hoch und breit, weniger dick, als knochig, seine Haltung noch immer kerzengerade, sein Kopf sehr bedeutsam. Seine hoch und breit gebaute Stirn bekundete kräftigen Verstand, die tiefliegenden grauen Augen hatten etwas Träumerisches von der Gewohnheit angenommen, viel nach innen zu schauen. Dieser obere Theil des Gesichtes mit der wohlgeformten Stumpfnase machte den Eindruck, daß man nicht einen Alltagsmenschen vor sich habe, dagegen war die untere Partie so beschaffen, daß man meinen konnte, eine Verwechslung habe stattgefunden und jene ursprünglich einem anderen Menschen gehört. Der Mund war roh, wulstig und fast thierisch zu nennen. Zwei auffallend breite und tiefe Falten, die zu beiden Seiten hinabliefen, während die übrigen Gesichtsrunzeln wie mit einem Rasirmesser fein gezeichnet waren, trugen zur Verhäßlichung noch das Ihrige bei und halfen die Voraussetzung begründen, daß

rohe, heftige Leidenschaften im Inneren ihr Wesen trieben. Das konnte der Fall sein, obwohl sich Balthasar des besten Rufes erfreute, weil er vielleicht mit dem Willen und Verstande, die auf seiner Stirn abgeprägt waren, alle derartigen Ausbrüche zu bekämpfen und niederzuhalten oder zu verheimlichen wußte. Man wird aber schwerlich fehl gehen und aus seinem Aeußeren, der Sprache und der ganzen Art und Weise falsch schließen, wenn man annimmt, daß man es mit einem ganz vollendeten Dorf-Cagliostro zu thun hatte.

Er war Junggesell, der seine Wirthschaft mit Hülfe einer alten Dienstmagd führte und außer seinem Berufe allen Umgang mit Anderen wohl aus der Berechnung vermied, daß ihm durch nähere Berührung der Menschen nicht der Nimbus des Wunderbaren vom Leibe gestreift werde.

Balthasar zerstampfte eben ein Ingrediens, das in den Kessel hineingehörte, als er draußen auf dem Hausflur hastige, starke und ihm unbekannte Tritte hörte. Leonhard trat bei ihm ein. Athemlos, die Thür noch in den Händen, ohne nur den Morgengruß angebracht zu haben, sagte er, während ihm aus dem Gesichte die höchste Erregung und aus den funkelnden dunklen Augen eine wilde Erwartung leuchtete:

„Mich hat es gar kein Auge zuthun lassen! Ich habe gestern gehört, daß der Zucker-Toni so krank ist, hättest Du vielleicht doch —"

„Kommst Du heute schon wieder damit?" unterbrach ihn der Wunderdoctor höchst ungestüm. „Da verdientest Du schon, daß ich Dich bei Gericht anzeige oder mit einem Knittel zur Thür hinausprügle!"

„Mache keinen solchen Lärm," erwiderte Leonhard, weiter vortretend. „Warum könnt' ich es mir nicht denken, da ich höre, daß der Bube auf einmal so krank wird?"

„Dummes Zeug!" rief Balthasar. „Wer Dir das gesagt, hat selbst nichts gewußt oder Dich blau anlaufen lassen! Dem Kind ist nichts! Ich war gestern dort. Den Magen hat es ein Bischen verdorben und daran leidet es nicht von gestern und heute. Wenn sie es nicht mit süßen Sachen wieder überfüttert haben, so springt es wahrscheinlich heute schon wieder herum. Das hat gar nichts zu bedeuten — nichts!"

„Nichts!" stieß Leonhard leise aus, indem er sich ganz niedergeschlagen niederließ.

„Gar nichts," fuhr Balthasar finster fort, „aber Deine miserablen Reden will ich niemals mehr hören! Sonst spann' ich noch andere Saiten an. Ich bin da, um den Menschen zu helfen, nicht, um sie umzubringen! Ich weiß gar nicht, wie Du bei solchen Dingen auf mich verfällst, aber es muß Dich gerade der Teufel reiten, denn als so grundschlecht bist Du mir nicht bekannt!"

„Du stellst Dir gar nicht vor," gab Leonhard im Tone der Entschuldigung jammernd zur Antwort, „wie Einem ist, der so ganz verzweifeln muß, wie ich. Wenn mir jetzt auf dem Heimweg der leibhaftige Satan begegnet und zu helfen verspricht, ich erschrecke vor nichts und danke noch Gott dafür!"

„Du sprichst, daß es mir graust!" sagte Balthasar. „Du mengst Gott und den Teufel zusammen. Mit Dir kann es nicht recht richtig sein!"

„Denke das nicht," versetzte Leonhard. „Ich weiß zu gut, woran ich bin. Ich weiß auch genau, was mein einziger und letzter Ausweg ist. Die Brigitta ist es! Die muß ich wieder haben und die nimmt mich wieder; sie hat es deutlich und klar genug gesagt — sobald der Stegwirth vom Wirthshaus geiagt ist und wieder Bierzapfer werden muß. Nur so geht es, nicht anders, sonst bricht das Eis unter mir. Dann kannst Du Dir den Schuldschein, den Du von mir hast, einrahmen!"

„Du malst Dir Alles schlimmer, als es ist," warf Balthasar, den Kessel vom Feuer setzend, hin.

„Das glaubst Du?" rief Leonhard lebhaft. „Da irrst Du Dich! Mir bleibt nichts, kein Strohhalm! Das Hypothekenbuch allein frißt Alles! Frage den Amtsschreiber. Ich hab ihn abgeschmiert, damit er das Maul hält! Frag' in meinem Namen an."

„Krieg' ich nichts von Dir, gut!" sagte Balthasar. „Dann mache ich über meine Fünfhundert das Kreuz! Ich habe sie sauer zusammengespart. Gott Lob, ich kann mir mein Brod noch immer verdienen. Das ist mein Trost."

„Du nimmst es leicht mit Deinem Gelde!" rief Leonhard ein wenig spöttisch. „Sonst bist Du nicht so. Der Zimmermannsfrau hast Du wegen sieben Gulden das Bett weggepfändet. Das ist nicht so lange her!"

„Dich pfände ich allerdings nicht aus," sagte der Dorfarzt, „wie Andere, denn ich habe viel Gutes bei Deinem Vater genossen. Das hab' ich immer vor Augen und lege mich nie zu Bett, ohne ein Vaterunser für ihn zu beten."

„Mein Vater hat freilich viel für Dich gethan," sprach Leonhard. „Du bist eine schöne Zeit bei uns gewesen und gut gegangen ist es Dir auch. Ein Bettelbube bist Du gewesen und wärst mit der Zeit nichts als ein elender Vagabund geworden, wenn man sich nicht Deiner bei uns angenommen hätte; das hat meine selige Mutter oft genug gesagt. Durch meinen Vater bist Du Gemeindehirt geworden und dadurch Alles, was Du jetzt bist. Willst Du wirklich dankbar sein, so sind Deine Vaterunser das Allerwohlfeilste, was Du dabei herzugeben hast! Schau, Balthasar, der Zucker-Toni ist immerfort kränklich und wird es bleiben und doch nicht viel älter werden; sein Leben ist doch kein Leben — Du hast es so leicht, kein Hahn wird danach krähen."

„Du thust meinen Ohren weh!" sagte Balthasar, indem er sich vor den Verzweifelnden hinstellte mit bittend gefalteten Händen. „Nimm Deine Vernunft zusammen. Schlage Dir so schreckliche Dinge aus dem Kopf, willst Du aber um jeden Preis einem Malheur entgehen und Dir dafür ein siebenfaches auf den Hals laden, so wende Dich an irgend einen Galgenstrick, nicht an mich! Ich habe mich redlich durchgebracht und bin in Ehren grau und alt geworden. Hast Du je etwas Schlechtes von mir gesehen oder nur gehört, daß Du eine so fürchterliche Meinung von mir hast? Lieber wollt' ich Dir mein Haus schenken und das Bischen, was ich habe, und von Waldwurzeln leben und in einem Dachsloche wohnen!"

„Geh!" sagte Leonhard, durch den Widerstand aufgebracht. „Für so rein halt' ich Dich freilich nicht! Ich weiß, warum, und man munkelt es auch und noch weit mehr."

„Man munkelt freilich viel," unterbrach ihn der Alte sehr heftig, „aber das ist das alberne Zeug, das von den Chirurgen herrührt, von diesen Dumm- und Schröpfköpfen, von diesen Blutabzapfern und Bartkratzern! Wenn ich so wäre, wie Du denkst, warum würde ich Nein sagen und um meine fünfhundert Gulden kommen? Warum das Trinkgeld wegwerfen, das Du mir versprichst? Ich bin das nicht, was Du denkst! Da bist Du mit Deiner üblen Meinung an einen harten Stein bös angerannt! Und gerade von heute an sollst Du sehen, daß ich mir besondere Mühe nehme, den Zucker-Toni auf die Beine zu bringen. Der Bube ist kerngesund, leid t an nichts im Inneren, nur der Magen, der Magen! Das kommt aber von den Näschereien her und da soll es auch anders werden. Noch heute nehm' ich den Stegwirth beim Ohr, und sobald der Bube erst wieder gehörig verdauen kann, wird er gesund und frisch, wie das Fischlein im Wasser. Jetzt hast Du es gehört!"

Nach diesen Worten ging er in die Nebenkammer, um sich anzukleiden, denn es war die Zeit, wo er bei den Patienten seine tägliche Runde zu machen anfing. Leonhard war stumm, hoffnungslos und wie vernichtet sitzen geblieben. Kopf und Arme hingen ihm schwer hinunter, bald irrten, bald wurzelten seine verstörten Augen auf dem Boden.

Ein paar Minuten waren so vergangen, als plötzlich das Geräusch von einem Wagen zu hören war, welcher auf dem steinigen Fahrwege mit größter Eile heranrumpelte. Eine Weile später trat Balthasar, der das Geräusch gehört und sich mit dem Ankleiden beeilt hatte, hervor, als der Wagen eben vor der Hausthür angehalten hatte.

„Wer mag das sein?" murmelte er.

Aber schon flog die Thür weit auf, und der Stegwirth stürzte wie ein Wahnsinniger herein.

„Balthasar!" schrie er mit gebrochener, schluchzender Stimme, „mein Toni, mein lieber, armer Toni ist todt!"

Er warf sich auf einen danebenstehenden Block, der zum Holzspalten diente, um nicht vor Jammer zusammenzubrechen. Leonhard, der bei der Neuigkeit erst gewaltig emporgefahren war, saß bald darauf wie niedergedonnert da, aber seine Blicke, sowie die Balthasar's, der die Ruhe eines alten Arztes behalten hatte, fuhren mit eigenthümlicher Beredsamkeit hinüber und herüber.

„Todt, sagst Du?" war Balthasar's erstes Wort. „Ich kann es gar nicht glauben!"

„Es ist nicht anders," wimmerte der Stegwirth unter Thränen. „Der arme, arme Toni!"

„Wann ist es denn geschehen?" fragte Balthasar. „Habt Ihr denn nichts zuvor gemerkt, daß Ihr nicht nach mir geschickt habt?"

„Hast Du Etwas gemerkt," lautete die Gegenfrage des Stegwirths, „als Du gestern Nachmittag bei ihm gewesen bist?"

„Nichts von der Welt, aber gar nichts," gab der alte Doctor zur Antwort. „Ich habe ihm auch nichts verordnet, gar nichts einnehmen lassen — keinen Tropfen." Er warf dabei einen Seitenblick auf Leonhard, welchen dieser wohl verstehen sollte. „Nicht wahr, Stegwirth?"

„Ich weiß in diesem Augenblicke nichts," erwiderte der Stegwirth, „als daß der Knabe todt ist und mich ein schreckliches Unglück heimgesucht hat!" Sich erhebend und Leonhard, der hinter ihm am Heerde saß, anblickend, setzte er rasch hinzu: „Du hier? Jetzt kriegst Du die Brigitta wieder! Jetzt wird sie nicht mehr Nein sagen, Du glückliches Sonntagskind!"

Leonhard verzog keine Miene und blieb stumm.

„Ueber was hat er denn geklagt?" frug Balthasar mit Interesse. „Es muß doch Etwas vorgegangen sein, denn es fällt gar so selten vor, daß der Tod kommt und nicht zuvor ein Zeichen giebt!"

„Doch war es so," sagte der Stegwirth. „Wir haben nicht eher an's Sterben gedacht, als bis die Leiche kalt vor unseren Augen lag. Toni war erst unruhig, das ist er aber oft gewesen, schlief aber um Mitternacht fest ein. Gegen zwei Uhr war er wieder erwacht. Seine Mienen waren so verzogen und die Reden so irre, daß mich die Magd zu wecken ging. Als ich gekommen war und das Kind mich sah, wollte es eine Taube. Ich ließ schnell eine aus dem Taubenschlag holen, aber ehe sie gekommen war, hatte Toni den letzten Seufzer gethan. Ich hab' es nicht geglaubt, ich hab' es noch lange nicht geglaubt! Ach, Jesus, ach, Jesus!"

„Du kommst gewiß, mich zu holen?" sagte Balthasar.

„Deshalb komm' ich," erwiderte der Stegwirth. „Komm und fülle mit allen belebenden Mitteln, die Du hast, Deine Taschen, vielleicht ist es ein Starrkrampf — aber nein, nein, das Kind ist todt, der Weißbart hat es gesagt — o, das Kind ist todt und ich wollte, ich wäre es auch!"

Unter diesen Wehklagen stürzte er zur Thür hinaus.

„Das kommt Dir recht," flüsterte der alte Balthasar hinausgehend, um dem Stegwirth zu folgen, Leonhard zu. „Es ist, als ob der Teufel diese Nacht Deine bösen Wünsche erhört und dem armen Kleinen an den Leib gegangen wäre!"

„Mag es so sein oder so," versetzte Leonhard, sich emporrichtend, „mir ist es gleich. Ich kriege die Brigitta und Du kriegst Dein Geld!"

Der Wagen brauste, während auch Leonhard gleichzeitig heimging, mit derselben Schnelligkeit davon, mit welcher er gekommen war. Aber der Stegwirth hatte seine Pferde umsonst so angestrengt und umsonst den Wunderarzt in's Haus herbeigeholt. Der Zucker-Toni war todt und blieb todt.

5.

Mariä Himmelfahrt war herangekommen. An diesem Tage bildete die Eröffnung und Ausweihung einer altberühmten, der Mutter Gottes geweihten Kapelle, die in Folge eines Brandes über zehn Jahre lang geschlossen war, ein besonderes Kirchenfest, welches eine mächtige Anziehung auf die Burgsauer und die ganze Umgegend übte. Seit der Vornahme der Wiederherstellung waren die Gemüther auf diesen Act lange gespannt und die Gerüchte wußten immerfort etwas Neues über die Pracht des Hochaltars, über die kunstvollen Schnitzwerke und namentlich über ein riesengroßes Wandgemälde zu erzählen, von welchem letzteren es sogar hieß, es sei so gelungen, daß künftighin nicht einmal ein glaubensloser Städter, sei er Jude oder Protestant, an der Burgsau vorübergehen werde, ohne es in Augenschein genommen zu haben.

Fast in der Mitte der Burgsauer Thalfläche stand auf einer sanften Anhöhe ein Franciscaner-Kloster, ein Jahrhunderte alter Bau von imposantem Umfange in byzantinischem Style. Es hatte einst bessere Tage gesehen, als daselbst vierzig bis fünfzig Mönche gewohnt und bei einem frömmeren Menschenschlage, als der heutige, ein äußerst schwunghaftes Bettelgeschäft betrieben hatten. Gegenwärtig war die Zahl derselben auf vier Conventpater mit einem Guardian an der Spitze und ein paar Laienbrüder zusammengeschrumpft, welche von dem Mutterstift der Landeshauptstadt abhängig waren.

Die ebenerwähnte Kapelle, ein späterer Zubau im Styl der Lorettokirchen, befand sich auf einem wohlgewählten Platze dicht am Kloster und gerade am Eingange zum Kirchhof, welcher, trotz der in neueren Zeiten errichteten Pfarrei im Markt Burgsau, noch immer zur allgemeinen Begräbnißstätte diente.

Dem gegenwärtigen Guardian, einem der modernen Zeit durchaus nicht feindseligen Mönche, unter welchem die Kapelle in ihrem Inneren bis auf die kahlen Mauern ausgebrannt war, gebührte auch das Verdienst, die Wiederherstellung nach seinen eigenen Anordnungen bewerkstelligt und überhaupt ermöglicht zu haben.

Der schönste Tag begünstigte die kirchliche Feier und daher war der Zudrang so groß, daß die colossale Klosterkirche, wo das Hochamt celebrirt und eine lange Predigt gehalten wurde, die Menschenmenge kaum zu fassen vermochte. Als hierauf die Einweihungs-Ceremonie vorgenommen worden war, stand oder kniete natürlich Alles auf freiem Felde draußen, den stechenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, während nur ein kleines Häuflein der heiligen Handlung im Innern der Kapelle beiwohnen konnte.

Unter der Mehrzahl derer, welche ihre Andacht da außen verrichten mußten, befand sich auch Balbina mit ihrer Mutter, einer sehr alten, zusammengeknickten Frau, auf deren faltenreichem und bekümmertem Gesichte sich keine Spur mehr zeigte, wie schön und lustig sie auch einst gewesen war. Doch, trotz Schicksalen und Jahren, waren die Züge tiefster Herzensgüte unverlöscht geblieben. Mutter und Tochter lagen nebeneinander auf den Knieen, im Gebete ganz versunken. Ihre ganze Haltung bekundete, daß ihre Andacht das besondere Bedürfniß eines aufgewühlten und Hülfe erflehenden Herzens war.

Die Tochter hielt krampfhaft das Gebetbuch in den Händen, welche von Zeit zu Zeit leise erzitterten und bald darauf heftig zusammenzuckten, und ließ keinen Blick nebenaus schießen, während die Mutter, trotz ihrer gleich eifrigen Andacht, ihre Augen gar oft zum Himmel und auf Balbina richtete, wie wenn sie für diese, nicht für sich Hülfe brauchen und beten würde. Gewiß war auch viel Mutterangst dabei, daß sie die Tochter so oft in's Auge faßte. Endlich war die Eröffnungsfeier vollbracht und es begann das Ein- und Ausströmen der Neugierigen, von welchen die meisten auf diesen Moment sehnlichst gewartet hatten, um die neue Ausstattung der Kapelle zu besichtigen.

„Wir aber gehen jetzt heim," sagte Balbina, deren Aussehen das einer äußerst Zerstreuten war.

„Was fällt Dir ein!" versetzte die Mutter höchst verwundert. „Wie kannst Du es über das Herz bringen? Und die Kapelle anzusehen, gehört heute zur Andacht obendrein!"

„Du hast Recht," sagte Balbina, „aber Du glaubst nicht, wie schrecklich mir die vielen Leute sind!"

„Wir wollen uns nicht drängen, nicht stoßen," sagte die alte Frau. „Zu versäumen ist Nichts."

Sich stumm fügend, folgte erst Balbina der Mutter durch den Menschenknäuel langsam nach, bald aber fing sie sich sehr mannhaft vorzudrängen an, daß die Mutter nahe daran war, sie aus den Augen zu verlieren.

„Balbina!" ermahnte die Alte, ihre Tochter hinten am Kleide zupfend.

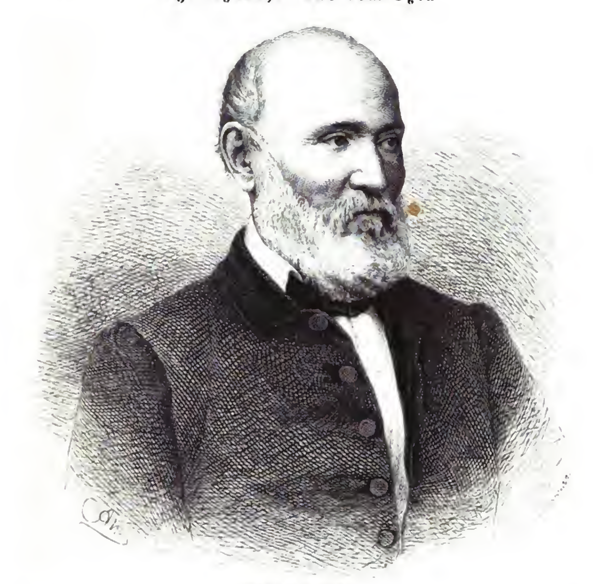
„Warten macht keine Freude," erwiderte Balbina ungeduldig. „Ich danke Gott, wenn es vorbei ist."

Sie hatte es kaum gesagt, als sie sich schon mit einer am Weibe ungewöhnlichen Entschlossenheit durch die dichtgedrängten Menschengestalten hindurcharbeitete. Bald darauf kam sie der Mutter aus dem Gesicht und mußte schon lange vorher in der Kapelle gewesen sein, ehe die alte Frau nur die Thür erreicht hatte. Hier an dem einzigen Eingange war das Gedränge durch das Ein- und Ausströmen der Leute am größten.

„Nicht wahr?" redete ein alter Bauer sie an. „Da geht es sauer, aber nur Courage, reuen wird es Dich nicht!"

(Fortsetzung folgt.)

Heimgekehrt aus dem Exil.



Gustav Struve.

Vor wenigen Tagen erst, am 28. Juni d. J., ist vor dem Appellationsgerichte zu Jena ein politischer Proceß verhandelt worden, dessen Hauptangeklagter schon lange vor dem Sturmjahre von 1848 zu den hervorragendsten Führern der deutschen Demokratie zählte und auch in den Bewegungen und Erhebungen von 1848 und 1849 als einer der ersten Freiheitskämpfer genannt worden ist, wie er nicht minder jenseit des Oceans seine Gesinnung und seinen Muth durch thätige Parteinahme für die gute Sache bewährte, — ich meine den Badenser Gustav Struve. Die Leser der Gartenlaube werden es mir darum sicher Dank wissen, wenn ich ihnen gerade jetzt Bild und Wirken des rastlosen Agitators vorführe und damit zugleich das Andenken an eine Zeit erneuere, deren Früchte uns trotz alledem und alledem unverloren sind. —

Eine Veranlassung, die ich hier nicht näher zu erörtern brauche, führte mich nach Coburg, wo, wie ich wußte, nach seiner Rückkehr aus Amerika, sich jetzt Gustav Struve niedergelassen hatte. Ich hatte Struve noch nie gesehen, aber es war lange mein sehnlichster Wunsch gewesen, den berühmten Freiheitskämpfer persönlich kennen zu lernen. Der erste Morgen nach meiner Ankunft in Coburg fand mich darum in einer freundlichen Gartenwohnung vor der Thür Gustav Struve's. Eine Stimme von etwas heller Klangfarbe rief auf mein Klopfen „Herein!“ Ich trat ein. Vor mir stand ein Mann von blühender Gesundheit und voller Kraft, dem ich, wenn das weiße Haupthaar und der weiße kurzgeschnittene Bart mich nicht eines Andern belehrt hätten, höchstens fünfundvierzig bis fünfzig Jahre gegeben hätte. Seine Bewegungen waren elastisch, seine feinen und intelligenten Gesichtszüge, auf denen sich Wohlwollen und Herzensgüte mit Verstand und einem gewissen vornehmen Ausdruck verschmelzen, von der Frische der Gesundheit geröthet, milde und heiter blickten mich braune Augen an und eine kräftige Hand drückte die meinige zum Willkommen. Es war in der That Gustav Struve, der bekannte deutsche Agitator und Geschichtschreiber, vor dem ich stand.

Seit jenem Tage ist Gustav Struve mir ein lieber Freund geworden, und ich rechne mir seine Freundschaft zum Ruhme meines Lebens an. Und wer sollte ihn nicht lieben, der ihn kennt und die republikanischen Tugenden, Reinheit der politischen Bestrebungen, ein makelloses Leben, eine enthusiastische Seele, glänzende Talente, einen hohen Verstand, eine gediegene Bildung, eine glühende Vaterlandsliebe, ein opfermuthiges Herz und wahre Humanität zu schätzen weiß?

Struve ist einer der ausdauerndsten und tapfersten Streiter für die gute Sache. Er ist kein Mann der Phrase, er hat vielmehr durch ein langes, vielbewegtes Leben hindurch mit eiserner Consequenz seinen Wahlspruch bewährt: „Wort und That Hand in

Hand". Als der Sohn des russischen wirklichen Staatsraths Johann Gustav von Struve, der 1817 zum Geschäftsträger seiner Regierung in Carlsruhe ernannt worden war, den 11. October 1805 in München geboren, trat der begabte junge Mann nach juristischen Studien in Göttingen und Heidelberg 1826 in den oldenburgischen Staatsdienst, da die Eltern einsahen, daß die freie geistige Richtung des Sohnes für eine Beamtenstellung in Rußland nicht paßte. Der alte Großherzog Peter empfing ihn sehr gütig, und der würdige Minister von Brandenstein widmete ihm die freundlichste Aufmerksamkeit. Er wurde als Attaché der Gesandtschaft am Bundestage zugetheilt. Der junge Attaché hatte dort alle Gelegenheit die Zustände Deutschlands und der einzelnen Regierungen sowie die obersten Beamten derselben kennen zu lernen und seinen politischen Gesichtskreis zu erweitern, aber seine Stellung wurde keine behagliche. Seine freien politischen Ansichten, die er überall frei aussprach und verfocht, brachten ihn mit seinem Gesandten und den übrigen Vertretern der Diplomatie in Frankfurt in unangenehme Conflicte, und er konnte es nur als Erfüllung eines langersehnten Wunsches betrachten, als er nach dem im März 1828 erfolgten Tode seines Vaters nach Oldenburg zurückberufen wurde, um, nach einem glänzenden Examen, als Assessor in Jever angestellt zu werden. Für die Fortsetzung der diplomatischen Carrière war Struve selbstverständlich nicht geeignet. Er hatte, wie er selbst sprach, „vor der diplomatischen Laufbahn einen vollständigen Ekel bekommen." „Aber," sagt er weiter, „es ging mir in meiner richterlichen Carrière nicht viel besser. Nur zu bald sah ich ein, daß derselbe Geist, nur unter andern Formen, den Stand des Richters, wie den des Diplomaten beherrschte. Ich erkannte, daß der Fehler weit tiefer liege, als ich bisher geglaubt hatte, daß er nämlich in der Spitze der Regierung wurzle und von dort bis zum Gerichtsdiener hinabreiche. Ich sollte Urtheile unterzeichnen, gegen welche ich mich mit der ganzen mir innewohnenden Kraft gesetzt und von denen ich die Ueberzeugung hatte, daß sie nicht das Ergebniß der gewissenhaften Prüfung der Richter, sondern fremder Einwirkung seien. Ich wurde dadurch auf's Tiefste verletzt und ergriff eine verhältnißmäßig unbedeutende Veranlassung, meine Entlassung aus dem Staatsdienste zu nehmen." Diese Entlassung erfolgte denn auch in ehrenvollster Weise und nach längerem Widerstreben des Großherzogs.

Er versuchte es nun mit der akademischen Thätigkeit und hielt sich deshalb ein Jahr in Göttingen auf, allein es wollte auch mit diesem neuen Lebenswege nicht recht vorwärts, und bald, im Jahr 1832, finden wir ihn als Obergerichtsadvocaten in Mannheim wieder. „Ich konnte," äußerte sich Struve in den mir vorliegenden handschriftlichen Notizen, „den Processen, namentlich den Civilprocessen, keinen Geschmack abgewinnen, meine Neigung blieb der Poesie und dem Makrokosmos des Lebens zugewandt; allein ich erkannte, daß die Advocatur eine höchst wichtige Vorschule des politischen Lebens sei, und widmete derselben deshalb schon aus diesem Grunde alle meine Kraft und Zeit. Unter rechtsanwaltlicher Thätigkeit und phrenologischen Studien, denen er inzwischen mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit sich zuzuwenden begonnen hatte, verstrich eine Reihe von Jahren. Da sollte in Struve's vielbewegtem Leben der Moment eintreten, der ihn auf die **politische** Schaubühne rief. Er selbst äußert sich über diesen Beginn seiner politischen Thätigkeit mit folgenden Worten: „Die Versuche, welche ich in den Jahren 1831, 1832 und 1833 gemacht hatte, an den politischen Bewegungen der Zeit Theil zu nehmen, haben für mich so große Unannehmlichkeiten zur Folge gehabt und waren so fruchtlos geblieben, daß meine Neigungen mehr und mehr von dem praktischen Leben in das Reich der Poesie und der Wissenschaft gedrängt wurden. Hierzu kam, daß die Zeiten, welche auf die Jahre 1830 bis 1833 folgten, so schlaff und matt waren, daß sie mich durchaus nicht zu einer praktisch politischen Thätigkeit aufforderten. Seitdem aber der Freiherr von Blittersdorf an die Spitze der badischen Verwaltung getreten war, regte sich der Geist der Opposition wieder mit einigem Nachdruck. Ich nahm mit Eifer an den Wahlbewegungen Theil, natürlich auf Seiten der freien Richtung und gegen die Regierung." *

Alles, was Struve in seinem Leben erfaßt und ergriffen hat, hat er mit Energie ergriffen. Verfehlte Versuche, Mangel an Erfolg brachten seine Entschlüsse erst dann zum Wanken, wenn er sich vollständig überzeugt hatte, daß sein Streben ohne Erfolg bleiben müsse. So ist sein energisches Vorgehen auf dem Felde der Politik, sobald er dasselbe einmal wieder betreten hatte, vollkommen erklärlich. Sein Bekämpfungs- und sein Zerstörungstrieb, die er im hohen Grade besitzt, trieben ihn vorwärts; sein alter Groll gegen Despotismus, Aristokratie und Pfaffenthum, den er schon als Knabe eingesogen hatte, erhielt im wirklichen Leben neue Nahrung. Der erste Band seines diplomatischen Briefwechsels erschien und erregte enormes Aufsehen. Der damals noch allmächtige Minister Metternich wurde mit einem Nachdrucke angegriffen, wie noch nie. Zugleich unternahm Struve die Redaction des Mannheimer Journals unter der Bedingung, daß die Tendenz desselben eine entschieden freisinnige sein sollte. Man wird sich erinnern, von welcher Wichtigkeit das Mannheimer Journal damals für die politische Bewegung in Süddeutschland war. Der berüchtigte Regierungsrath von Uria-Sarachaga war zu jener Zeit Censor in Mannheim. Zwischen ihm und Struve entspann sich nun ein wüthender Kampf. Censurstriche über Censurstriche, unaufhörliche, nicht endende Preßprocesse, Ränke und Intriguen der nichtswürdigsten Art, Pfändungen und Verhaftungen sollten Struve von der Redaction des Journals verdrängen. Struve stellte sich in seinem Kampfe mit der badischen Regierung auf den Boden der badischen Verfassung und der deutschen Bundesacte und verlangte Preßfreiheit, persönliche Freiheit, Vereins- und Versammlungsrecht. Auf ihm ruhte damals eine Arbeitslast, welche nur er, der um fünf Uhr Morgens mit der Arbeit beginnt, überwältigen konnte. Er redigirte zu gleicher Zeit die Vierteljahresschrift für Phrenologie, die vierzehntägige Zeitschrift für deutsche Hochschulen und das täglich erscheinende Mannheimer Journal; er gab seinen diplomatischen Briefwechsel heraus, war Vorsitzender mehrerer gemeinnütziger Anstalten, betrieb die Advocatur und war der allgemeine Rathgeber der Bedrängten.

Endlich gelang es Struve's Feinden aber doch, ihn von der Redaction des Mannheimer Journals zu verdrängen. Nun gründete er den „**deutschen Zuschauer**", in dessen Spalten er der badischen Regierung mit noch weit größerer Entschiedenheit entgegentrat, als im Mannheimer Journal. Der „deutsche Zuschauer" ist unbestreitbar einer der mächtigsten Hebel gewesen zum Sturz des vormärzlichen Systems in ganz Süddeutschland; indem Struve in demselben wie bei seiner sonstigen Agitation zugleich alle Halbheit, alles Phrasenthum, wie dies auch in der badischen Kammer von damals sich breit machte, unerbittlich bekämpfte, stellte er sich auf diese Weise mit Hecker, Kapp und Fickler an die Spitze der Männer des entschlossenen und ernsten Widerstandes.

Die große **Offenburger Volksversammlung**, welche er und seine Freunde am 12. September 1847 beriefen, bildete mit ihren wichtigen Beschlüssen gewissermaßen die letzte Action des von Struve mit solcher Energie und solcher Ausdauer Jahre lang geführten Kampfes mit den badischen Gerichten, mit badischer Censur und badischer Polizei. Die Pariser Februarrevolution erschütterte plötzlich alle alten europäischen Zustände.

Große Volksversammlungen zu Offenburg, Heidelberg und Freiburg bereiteten die erste badische Volkserhebung vor. Die Verhaftung Fickler's und der Versuch, die Männer der That in Mannheim gleichfalls zu verhaften, drängte zur Entscheidung. In der ersten Hälfte des April proclamirten Struve und Hecker die Erhebung und erhoben die Fahne des Aufstandes, indem sie mit prophetischem Blick die ganze Misère voraussahen und sagten, die seitdem das deutsche Volk durchlebt hat und die jetzt ihren lehrreichen Gegensatz in dem wunderbaren Gang der Ereignisse in Amerika gefunden hat. Der Verlauf der ersten badischen Volkserhebung ist bekannt. Die Schaaren der Aufständischen erlagen bei Donaueschingen, auf der Scheideck, bei Schopfheim und in den Gefechten in und um Freiburg in den Ostertagen der militärischen Uebermacht der badischen, hessischen und würtembergischen Truppen, weil sie nicht Zeit gehabt hatten, sich militärisch eben so gut zu organisiren, wie sie politisch organisirt waren. Struve, Hecker, Weißhaar, Mögling und die anderen Führer der Erhebung retteten sich in die Schweiz.

Am 20. September 1848, nach dem vom Frankfurter Parlamente gutgeheißenen verhängnißvollen Waffenstillstand von Malmö und nach Niederwerfung des Aufstandes in den Straßen der alten freien Reichsstadt erhoben Struve und Blind zum zweiten Male

* S. Diesseits und Jenseits des Oceans. Von Gustav Struve. Coburg 1864, F. Streit's Verlagsbuchhandlung.

die Fahne des Aufstands in Lörrach, an der Grenze des badischen Landes. Es kann durchaus nicht Sache der Gartenlaube sein, die schon so vielfach geschilderte badische Erhebung, welche nach und nach eine vollständige Literatur von mehr oder minder umfänglichen Werken hervorgerufen hat, noch einmal des Breiteren zu erzählen, Jedermann kennt ja den Ausgang, welchen die Bewegung nahm, wie ihm die Ziele bekannt sind, welche dieselbe anstrebte. Hier genüge die Bemerkung, daß schon sechsunddreißig Stunden, nachdem Struve aus der Schweiz das badische Gebiet betreten hatte, die Streitmacht der Aufständischen bereits über 10,000 wohlbewaffnete Männer betrug. Von allen Seiten strömten bewaffnete Zuzüge herbei, die ganze umwohnende Bevölkerung erhob sich in Masse. Aber der erste Erfolg ist bei einer Volkserhebung immer von enormer Bedeutung. Dieser erste Erfolg scheiterte. Das Gefecht bei Staufen war von entscheidender Wirkung für die ganze Erhebung. Zwei Stunden lang dauerte der Kampf in den verbarrikadirten Straßen der Stadt.

Der Rathhausplatz bildete den eigentlichen Stützpunkt der Stellung der Aufständischen. Hier befanden sich Struve, Amalie Struve, Blind, Pedro Tüsar und Müller aus Pforzheim. Das Rathhaus wurde der Zielpunkt der feindlichen Geschütze, die Mauern wurden von Kugeln durchlöchert, die Fenster zertrümmert, die Stadt brannte an mehreren Stellen. Endlich drangen die fürstlichen Truppen in die Stadt. Jeder Widerstand war vergeblich. Unstreitig hat Oberst Löwenfels, der in Staufen commandirte, den Verlust des Gefechts zu verantworten, da er sich mit frisch zusammengezogenen Wehrmännern mit Linientruppen in ein Gefecht eingelassen und die beiden besten Bataillone vor dem Gefecht in der Richtung nach Freiburg geschickt hatte. Wenige Tage nach dem unglücklichen Gefecht wurde Struve mit seiner Frau und Blind bei Schopfheim gefangen genommen. Von dem Tode durch Pulver und Blei vor dem Standgerichte rettete ihn nur ein zufälliger Umstand. Das Geschwornengericht verurtheilte ihn nach langer und qualvoller Haft zu achtjähriger Zuchthausstrafe. Der Sturm des neuen badischen Aufstandes im Frühling 1849 befreite ihn in der Nacht vom 13. auf den 14. Mai aus dem Zuchthause von Bruchsal. Struve trat nun in den Landesausschuß ein und leitete meistentheils dessen Verhandlungen. Da indeß der Landesausschuß keine Executivgewalt hatte, so bestand dessen Macht nur darin, gewisse Anregungen zu geben, welche die Maßnahmen Brentano's und seiner Regierung, deren Absicht es war, die Bewegung so zu leiten, daß die Rückkehr des Großherzogs vermittelt würde, theils nicht beachteten, theils abschwächten.

Auch diese Erhebung nahm, wie man weiß, einen traurigen Ausgang und Struve mußte von Neuem flüchten. Zunächst wandte er sich mit seiner Frau nach der Schweiz, dann nach Frankreich und England. „Aus Baden mußte ich fliehen," sagt er, „denn der Tod war mir gewiß, falls ich geblieben wäre. Aus der Schweiz verwiesen, in Frankreich polizeilich bewacht, in England ohne sichere Erwerbsquellen, mußte ich mich zur Auswanderung nach Amerika entschließen. Ich that es mit äußerstem Widerstreben, ich fügte mich der unerbittlichen Nothwendigkeit." Am 11. April 1851 schiffte er sich mit seiner Frau in Liverpool ein und am 11. Mai langte er im Hafen von New-York an. „Als wir an dem reizenden Staten Island vorbeifuhren," heißt es weiter in den mir vorliegenden Schriftstücken, „regte sich gleichzeitig in mir und meiner Gattin der Wunsch, es möchte uns vergönnt sein, dort unsern Wohnsitz aufzuschlagen. Hätte ich damals gewußt, daß die liebliche Insel das Grab meines Schwiegervaters, meines ältesten Töchterchens und meines Weibes werden sollte, so wäre sie mir, wie jetzt, düster und traurig erschienen. Glücklicherweise sah ich nicht in die Zukunft. An der Seite meiner Amalie fühlte ich mich stark genug, den Kampf des Lebens auch in Amerika zu bestehen."

Ein Kampf ist für Gustav Struve das Leben überall gewesen, und wahrlich auch in Amerika. Ein Kampf für die materiellen Bedürfnisse desselben, ein Kampf mit der Feder, mit der Rede, mit dem Schwert für die großen Grundsätze der Freiheit, der Civilisation und der Menschenrechte, für welche er mit Aufwand aller seiner geistigen und physischen Kräfte immer, in der neuen wie in der alten Welt, gestritten hat. Er begann seinen „Deutschen Zuschauer" in New-York von Neuem und vollendete seine „Weltgeschichte", welche er in den Casematten von Rastadt begonnen hatte, die erste und einzige Geschichte der Entwicklung der Menschheit, die auf demokratisch republikanischer Anschauung ruht, das Resultat des Studiums seines Lebens. Bei der Präsidentenwahl im Jahre 1856 wirkte Struve durch Schrift und Wort eifrig für Fremont, den Candidaten der Republikaner, gegen Buchanan, den Freund und Gönner der Sclavenhalter des Südens. Lebhaft ergriff er Partei für Gottfried Kinkel und die von demselben betriebene deutsche Nationalanleihe.

Im Jahre 1859 gründete er mit seiner Frau und Füster aus Wien die erste freie deutsche Schule in New-York. Als im April 1861 der Kampf zwischen den südlichen Sclavenhaltern und der Union begann, wollte Struve in diesem nicht allein für die Entwicklungsgeschichte Amerikas, sondern auch für die Grundsätze der Freiheit in Europa so wichtigen Kampfe nicht zurückbleiben. Trotz seiner vorgerückten Jahre verließ er seine geliebte Frau und seine Kinder und trat als Gemeiner in ein Freiwilligenregiment ein, dessen Bildung der ihm schon aus Deutschland befreundete Oberst Louis Blenker unternommen hatte. Als Gemeiner, dann als Unterlieutenant, Oberlieutenant, Hauptmann machte er den Feldzug mit. Er war mit dabei, als die deutsche Brigade am Tage der Schlacht bei Bull-Run wie eine undurchdringliche Mauer stehen blieb bis am Morgen des folgenden Tages, während um sie her alle Regimenter in wilder Flucht von dannen eilten. Er nahm an allen Strapazen und Gefahren Theil, welche das Regiment in den Jahren 1861 und 1862 bestand; Ende November nahm er seinen Abschied. Für Baden war eine allgemeine Amnestie erlassen. Jetzt konnte er seinen langgehegten Wunsch, nach Deutschland zurückzukehren, erfüllen. Als er nach New-York kam, starb seine schöne und geistreiche Frau, seine treue Gefährtin in allen Gefahren und Mühen der letzten fünfzehn Jahre; es war ihm nur vergönnt, ihr die Augen zu schließen und sie zu bestatten. Allein, den Schmerz in der Brust, kehrte er über das Weltmeer nach Deutschland zurück.

Damals war es, wo ich Struve in Coburg kennen lernte. Anderthalb Jahre sind seitdem verflossen. Von Neuem hat Struve den Kampf aufgenommen, den er mit solcher Energie während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens diesseits und jenseits des Oceans geführt hat. Eine neue, die siebente, Ausgabe seiner Weltgeschichte ist in diesen anderthalb Jahren vollendet worden und bereits im Druck begonnen.* Die Schilderungen in seinem oben schon erwähnten „Diesseits und Jenseits des Oceans" bilden in ihrer Vereinigung ein interessantes Werk, welches die gegenwärtige politische und sociale Lage der Vereinigten Staaten Nordamerikas und Deutschlands und deren gegenseitige Beziehungen darstellt. Aber auch die Verfolgungen haben von Neuem begonnen. Das Cabinet zu Washington ernannte ihn zum Consul der Vereinigten Staaten für die wichtigen Handelsbeziehungen des Thüringerwaldes zu Nordamerika. Der Herzog von Sachsen-Meiningen verweigerte ihm das Exequatur, nachdem die Regierung sich des gleichen Verfahrens der anderen Thüringischen Regierungen versichert hatte. Die Regierung des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha verfolgt ihn und Feodor Streit wegen ihrer Artikel in der Arbeiterzeitung und in der Wehrzeitung für das Recht des „verlassenen Bruderstammes" in Schleswig-Holstein mit Preßprocessen über Preßprocessen, und vor einiger Zeit sind wiederum drei Monate Gefängniß gegen beide Streiter für deutsches Recht erkannt.** Aber mit heiterem Blick und mit der Gewißheit des Sieges schaut Gustav Struve in seinem sechszigsten Jahre in die Zukunft, unerschüttert und ungebeugt, weder durch die Jahre, noch durch das Mißgeschick, noch durch die Niederlagen. G. R.

* Die Weltgeschichte von Gustav Struve in Coburg 1864/65.

** S. Sachsen und Coburg gegen Streit und Struve. 3. Auflage. Coburg 1864.

Nach Sevilla, nach Sevilla!

Eine literarische Erinnerung.

Es giebt Lieder und Melodieen, die wie der Gesang der Lerche immerdar erfreuen, wo und wann sie auch erklingen mögen, die von den Wogen der Zeit für Monden und Jahre überfluthet und verdrängt werden können, die aber dennoch wie der Gesang der Lerche nach kurzem Winterschnee aus dem Saatengrün zu neuer, keimender Frühlingsluft sich emporschwingen — um Lust und Freude zu bringen oder altvergessene Jugendträume und Erinnerungen zu wecken oder auf's Neue erblühen zu machen. Solch ein Lied, solch eine Melodie ist das altbekannte, oft gesungene: „Nach Sevilla!“ Wer kennt es nicht? Wer hätte es nicht gesungen oder nicht gehört?

Das Lied ist von Clemens Brentano, dem Verfasser der Geschichte vom „Braven Kasperl und dem schönen Annerl“, gedichtet, während die Melodie von Louise Reichardt, der Tochter des Musikdirectors Johann Friedrich Reichardt, herrührt, des Componisten der Worte Clärchens aus Goethe's Egmont: „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein“; des genialen, feurigen Lebemanns, der in seinem schönen Garten zu Giebichenstein bei Halle an der Saale, in der Nähe des jetzt vielbesuchten Soolbades Wittekind, die bedeutendsten Männer seiner Zeit um sich zu versammeln wußte, in dessen Familienkreis Jeder gern trat, sich wohl fühlte und zu neuen Ideen und Arbeiten sich angeregt fand. Was die Salons der Rahel und der Herz den Männern und einzelnen Frauen Berlins, das war kurze Zeit vorübergehend und vorüberrauschend der Garten zu Giebichenstein denselben Geistern. Hier im Anblick der schönen, reichgesegneten Natur, bei Harfenspiel und Gesang, zur Seite der meist schönen Töchter und der liebenswürdigen Frau des genialen, excentrischen Reichardt, rauschte die Zeit dahin. Aber während die Schwestern als Gattinnen berühmter Männer später oder früher in den Kreis stiller, einfacher Häuslichkeit zurücktraten und vergessen wurden, ist es die an Gestalt so schöne, aber durch Blatternarben im Gesicht entstellte geistreiche, von eigenthümlichen schweren Herzens- und Schicksalsschlägen hin- und hergeworfene, reichbegabte Louise, die als Componistin einfach schöner Lieder nicht vergessen wurde und der im Leben die geistreichsten und bedeutendsten Männer ihrer Zeit, selbst ein Goethe, nahetraten, um an ihrer Seite sich wohl und angeregt zu fühlen. Der aber, der besonders gern an der Seite des meist trüb schwermüthigen Mädchens weilte, war Schleiermacher, seit 1804 Professor der Theologie zu Halle; der echt christliche, der einem Sack, als derselbe ihm einen Vorwurf wegen seiner fortdauernden Freundschaft zu Fr. Schlegel machte, nachdem derselbe seine berüchtigte Lucinde geschrieben hatte, antwortete: „Nie werde ich aus Menschenfurcht einem unschuldig Geächteten den Trost der Freundschaft entziehen, nie werde ich meines Standes wegen anstatt nach der wahren Beschaffenheit der Sache zu handeln, mich von einem Schein, der Andern vorschwebt, leiten lassen. Einer solchen Maxime zufolge würden ja wir Prediger die Vogelfreien sein im Reiche der Geselligkeit.“

Und auch heute, als des Tages, dessen wir gedenken, steht er droben im Garten an einen Baum gelehnt, während Louise an seiner Seite weilt. Er blickt zur Saale nieder, die in kühner Biegung sich durch die reichgeschmückten, buntgeformten Felsufer dahindrängt. Der Petersberg mit seinen Ruinen glänzt im Abendsonnenschein, während darüber hinaus nur gutem Auge erkennbar der Brocken sich lagert. Halle mit seinen Thürmen und dampfenden Salzwerken liegt im Rücken. O, es lohnte schon, Rundschau zu halten von diesem Punkte aus! Heinrich Steffens weilte mehrere Schritte entfernt an der Seite seiner Johanna, der er von seiner Heimath Stavanger in Norwegen, das er ja so prächtig in seinen Romanen geschildert, erzählte, währenddeß Karl von Raumer die Hand der Friederike, der Schwester Johanna's, hält, vielleicht, um den noch leichten Springinsfeld abzuhalten, seinen Worten zu entschlüpfen. Er gedenkt Achim's von Arnim, der ein so gern gesehener Gast in diesem Kreise war. Die schelmische Friederike will des Lobes nicht Wort haben, das dem Entfernten gespendet wird; Widerspruch regt sich im Herzen, und sie kann es nicht lassen, zu gestehen, daß der kleine, wohlgebildete Brentano ihr besser gefalle, daß der schöne, ausdrucksvolle Kopf mit den glänzend lebhaften Augen, die den innewohnenden Schalk trotz aller Schwärmerei und Düsterheit, die sie kund geben, doch nicht verleugnen könnten, für sie etwas ungemein Anziehendes habe. Das muthwillige Mädchen fand nun einmal Gefallen daran, den, dem sie später Herz und Hand zu dauerndem Lebensbunde reichte, in diesem Augenblicke zu necken und ein Weniges eifersüchtig zu machen. Leise hob sie des Gelobten Worte zu singen an: „Durch den Wald mit raschen Schritten“; hatte die Schwester Louise doch zu dem Liede erst vor wenigen Tagen eine so prächtig schöne Melodie ersonnen.

Schleiermacher, wie bekannt, klein von Wuchs, ein wenig verwachsen, in hellen Beinkleidern, kurzer, grüner Jacke und die ziemlich unförmliche Botanisir-Blechbüchse von kurz vorher beendeter Fußwanderung noch auf der Schulter, vernahm die Melodie. Sein lebhaft feuriger Blick, der bisher auf der ihm zur Seite stehenden hochgewachsenen Jungfrau geruht hatte, hob sich auf, und ihrem Blicke begegnend, der, wie er sah und fühlte, aus einem Meer von trüben Gedanken seinen feuchten, wehmüthigen Glanz erhalten hatte, sagte er, den Kopf der jugendlichen Sängerin zuwendend: „Hören Sie nicht? Wie ein Kind den kindischen Schmerz erstickt und die Seufzer zurückdrängt und die Thränen einfangt, wenn ihm eine kindische Freude gemacht wird, so lassen Sie auch uns an größerer Freude den größeren, unvergänglichen Schmerz besänftigen. Ihnen wurde die Musik, mir die Wissenschaft zur Trösterin gegeben. Mit frohem Auge schaue ich auf Alles, auch auf das Tiefverwundende. Wie Christus keine Braut hatte, als die Kirche, keine Kinder, als seine Freunde, kein Haus, als den Tempel und die Welt, und doch das Herz voll himmlischer Liebe und Freude, so lassen Sie auch uns geboren sein, eben danach zu trachten. Nur die Arbeit, die Liebe zum Beruf, die Freude an den Freunden muß uns aufrecht erhalten.“

So sprach der christliche Denker. Und wer Schleiermacher jemals sprechen gehört, und sei es auch nur in späterer Zeit als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, der wird noch empfinden und nachfühlen können, wie diese Worte zum Herzen dringen mußten. Sein gesprochenes Wort war überaus größer, andauernder, als sein geschriebenes. Sein Blick, der Ton seiner Stimme gab den Worten erst den rechten Nachhall, die tiefeinschneidende Wirkung.

Auch Louise empfand den Zauber seiner Rede; ihr Auge verklärte sich und über die sonst unschönen Züge des Gesichts zog ein Hauch verklärender Freude und geistiger Schönheit.

Schleiermacher sagte weiter: „Aus jedem Kunstwerk strahlet mir, was Menschliches darin ist abgebildet, weit heller, als des Bildners Kunst entgegen. Ich gebe frei mich hin der freien Natur, und wie sie ihre schönen bedeutungsvollen Zeichen mir darbeut, wecken sie alle in mir Empfindungen und Gedanken, ohne daß mich's je gewaltsam drängte, was ich geschaut, umbildend anders und bestimmter zum eigenen Werke zu gestalten. Drum darf ich auch nicht, wie der Künstler, einsam bleiben; es trocknen mir in der Einsamkeit die Säfte des Gemüths, es stockt der Gedankenlauf, ich muß hinaus in mancherlei Gemeinschaft mit den andern Geistern, immer fester durch Geben und Empfangen das eigene Wesen zu bestimmen!“

Louise hatte ernst zugehört, sie erwiderte nichts; aber man sah es an ihrem ganzen Wesen, ihrem leuchtenden Auge, wie tief die Worte des Freundes in ihr Herz drangen und wie der Schmerz, der mehr und mehr ihr Herz zu verbittern und zu verhärten drohte, sich in sanfte Wehmuth auflöste und der Bitterkeit den Stachel abbrach. Louise war geliebt worden, trotz ihres unschönen Gesichts. Ein junger Mann, Namens Eschen, den Voß schätzte und hochachtete, war für kurze Zeit ihr Bräutigam gewesen. Wissens- und Reisetrieb hatte ihn kurz vor der Hochzeit nach der Schweiz geführt. Von Genf eilt er dem Buet, in der Nähe des Montblancs, zu und stürzt hier, von unachtsamer Hand geführt, in einen mehrere hundert Fuß tiefen Schlund. Ehe Hülfe möglich, war der Unglückliche erfroren.

Sie hatte des Todten gedacht, heute mehr, denn je, daher ihr Stillesein, das Herbe ihres ganzen Wesens, bis die Worte des Freundes sie stiller, ruhiger machten. Sie war im Begriff, zu antworten, als der Vater, unerwartet von seiner Reise zurückge-

kehrt, geräuschvoll in den Garten trat, gefolgt von seiner Gattin und den übrigen Kindern. Er brachte einen Fremden mit, einen jungen Maler Namens Gareis, den er nach gewohnter Weise neckend und scherzend den Anwesenden vorstellte. Steffens kannte ihn bereits, er hatte ihn früher einmal in Dresden bei Tieck getroffen, und so war die Bekanntschaft bald erneuert, wie die der Uebrigen bei der hier herrschenden freundlichen Ungezwungenheit bald gemacht war. Louise, die sich mehr im Hintergrunde gehalten hatte, vielleicht, um ihr entstelltes Gesicht nicht zu sehr gegen die Schönheit der Schwestern dem kritischen Auge des Malers bloszustellen, schien nach längerem Verweilen erst von den Blicken des jungen Mannes bemerkt zu werden. Sie hatte soeben, von dem Gegenstande der Unterhaltung ergriffen, eine ihrer tiefdurchdachten Bemerkungen gleichsam hineinfallen lassen und dadurch dem allgemeinen Gespräch plötzlich eine speciellere Färbung gegeben. Gareis, dessen Blicke bisher wie suchend, vergleichend, von einem Angesicht zum andern gegangen waren, schien nun erst Auge und Ohr für die bisher Unbeachtete bekommen zu haben. Sein Auge ruhte wie erstaunt fragend auf dem Gesicht Louisens. Der Vater bemerkte es; früherer Worte gedenkend, in denen er dem jungen Manne die Schönheit seiner Töchter mit Ausnahme Louisens gepriesen hatte, lachte gezwungen auf, und meinend, der junge Maler werde von der Unschönheit Louisens mehr abgestoßen, als angezogen, flüsterte er demselben in's Ohr: „Nun, sagte ich zu viel?"

Wider Erwarten aber wendete der junge Mann sich seltsam erregt ihm zu und sagte entschieden: „Sie gedachten der Schönheit Ihrer Töchter, aber Sie vergaßen zu erwähnen, daß auch das unvortheilhafteste Gesicht durch Geist und Gemüth einen Hauch der Schönheit erhält, der jene vergängliche weit überwiegt. Ihre übrigen Töchter, Herr Musikdirector, sind schön, aber das Gesicht Louisens ist anmuthig, nachhaltig anziehend!"

Reichardt lachte, er wußte wirklich in diesem Augenblicke nicht, was er zu den Worten des Malers sagen sollte, er vermochte sich in den Ernst derselben nicht zu finden. Als er aber sah, daß Gareis unausgesetzt mit warmem Interesse an dem Munde Louisens hing, mußte er unwillkürlich das Haupt schütteln, und nun auch seinerseits bemüht, die Tochter in vortheilhaftestem Lichte zu zeigen, bat und veranlaßte er sie, die Harfe zu nehmen und zu singen. Louise componirte nicht nur, sie hatte auch eine prächtige Stimme und spielte und sang ausgezeichnet. Sie ließ sich nicht nöthigen und bitten; hatte doch auch auf sie die Nähe des jungen Mannes, der in so sichtbarem Wohlgefallen ihren Worten lauschte, einen eigenen Eindruck gemacht, dessen Tragweite sie in diesem Augenblicke nicht zu ahnen und zu ermessen vermochte. Eine längstvermißte Frische und innere Ruhe und Glückseligkeit waren über sie gekommen. Und als der Vater rief und sprach: „Sing uns Dein Lieblingslied: ‚Durch den Wald mit raschen Schritten', oder hast Du Neues geschaffen und zu Tage gefördert, das auch ich noch nicht kenne, so trag' es vor, so laß Deine Stimme erschallen, und wir wollen Dir gnädige, aber auch gerechte Kritiker sein," hob sich ihr Auge leuchtend auf, die Hand griff rascher, freudiger in die Saiten, und während sie glühend rief und sprach: „Brentano sendete ein Lied, möge meine Melodie keine schlechte sein," hub sie zu singen an:

„Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die hohen Prachtgebäude
In den breiten Straßen stehen,
Aus den Fenstern reiche Leute,
Schöngeputzte Frauen sehen,
Dahin sehnt mein Herz sich nicht."

Es war ein eigenthümlicher Zauber, der die Gemüther der Anwesenden ergriff, als dieses Liedes Klänge zum ersten Mal an ihr Ohr schlugen. Und wie schön, wie prächtig sang das junge Mädchen! Es war als wollte sie in Melodie und Saiten all ihre Sehnsucht, ihren Schmerz und ihre Träume legen. So wunderschön hatte Louise seit langer Zeit nicht, vielleicht noch nie gesungen. Alle schwiegen tief ergriffen, als sie geendet, Schleiermacher saß in sich versunken, aber sein Auge leuchtete — bis der Vater aufsprang, Louisens Hand ergriff und freudig sagte: „Brav, Mädel, das hast Du gut gemacht. Die Melodie wird uns Alle überdauern!" Das löste den Bann, der die Gemüther gefangen hielt, und Alle begannen die Schönheit der Composition zu loben; blos Gareis blieb still. Nur als Louise für einen Augenblick abseits stand, trat er schüchtern heran und sagte tief ergriffen: „Ich danke Ihnen." O, wie erfreuten und entzückten diese einfachen, seelenvollen Worte ihr Herz! Sie glühte auf in sichtbarer Freude und Glück. Rasch wendete sie sich ab und floh in die einsameren Gänge des Gartens. Das Herz war ihr so übervoll. Sie wußte nicht, wie ihr geschehen; sie hätte weinen mögen und wußte doch selber nicht, war es Freude oder Schmerz, was ihr das Herz bewegte.

Und wie es im Leben zu geschehen pflegt: ein Augenblick entscheidet über uns — und macht unser Leben zu einem Meer voll Freude, oder voll tiefen Schmerzes. Zwei Herzen hatten sich gefunden. Gareis liebte Louisen, und sie, die nimmermehr zu lieben gemeint, erwiderte diese Liebe mit aller Gluth und Innigkeit, die ein Mädchenherz zu spenden hat. Jetzt fühlte und wußte sie erst, was Liebe ist und welch' einen Segen dieselbe spendet. Alle nahmen innigen Antheil an dieser Neigung; und als Gareis nach Italien zog, um vor seiner ehelichen Verbindung mit Louisen noch das Land der Kunst und seiner Sehnsucht zu durchreisen, wurde er allseitig mit den besten Wünschen entlassen, während die Liebe ihn in Gedanken auf Tritt und Schritt auf allen seinen Wegen begleitete.

Von Rom aus sendet er der Geliebten eine prächtige Farbencopie der Raphael'schen Verklärung. Er eilt nach Florenz, von wo aus er direct nach der Heimath zurückkehren will. Der Tag der Hochzeit wird anberaumt. Die Braut harrt des Bräutigams. Der Tag des Festes rückt näher und näher heran — da kommt ein Brief von fremder Hand. Der Bräutigam ist todt. Gareis ist todt, er starb zu Florenz an Dysenterie.

Das war ein Blitz aus heiterer Höhe; das war ein Schlag, von dem Louise sich niemals wieder gänzlich erholte. Zweimal war sie, die Unschöne, die niemals Liebe in der Brust eines Mannes zu erwecken Hoffnung gehegt, geliebt worden — und zweimal hatte ein unerwarteter, fürchterlicher Tod das Band zerrissen. Es war ein hartes Schicksal. O, wie tief, wie schmerzlich berührten sie jetzt die Klänge ihres Liedes: „Nach Sevilla!" das bald nach seinem Bekanntwerden Gemeingut des Volkes geworden war und von Hoch und Niedrig gesungen wurde! Wie tief und schmerzlich berührte es sie, wenn sie es singen hörte! Es erinnerte sie an die schönste Stunde ihres Lebens, an ein Glück, das nun auf ewig für sie verschwunden war.

Doch es war nicht Zeit, sich dem Schmerze hinzugeben. Es mußte geschafft, gearbeitet werden. Die Schwestern wurden und waren zumeist verheirathet — sie blieb im Hause. Und die kriegerischen, politischen Wolken, die mehr und mehr aufstiegen, begannen auch den Horizont des Reichardt'schen Hauses zu verdüstern. Der Sommer des Jahres 1806 — Louise war 1788 zu Berlin geboren — verging in banger Sorge. Das preußische Heer rückte endlich im Herbst gegen Napoleon vor. Der verhängnißvolle 14. October kam. Die Schlacht bei Jena war geschlagen. Kämpfende Truppen nähern sich am 16. October der Stadt. Die Preußen fliehen. Bernadotte erscheint; nach der Proclamation, die er erläßt, scheint der Fortbestand der Universität Halle gesichert, aber Napoleon, durch eine Schrift Reichardt's, welche dieser in gewohnter, rasch handelnder Weise in die Welt geschleudert, erzürnt, löst die Universität auf, und Schleiermacher, Steffens mit ihren Genossen waren brodlos. Die Gelder waren überaus knapp zugemessen, wenige Thaler besaßen gemeinsam die Freunde, und so machten sie Alle im Hause Steffens' gemeinschaftliche Wirthschaft. Und hier war es, wo Schleiermacher wieder die Kraft und den Segen der Arbeit an sich erprobte. In einer Ecke des Steffens'schen Studirzimmers saß er, unbekümmert um die ihn umgebende Wirrniß, und schrieb sein geniales Sendschreiben an Gaß über die Echtheit des ersten Briefes an Timotheus. Bald darauf verließ er Halle. Im Sommer 1807 war er in Berlin, dem er von nun ab für immer bis zu seinem Tode angehören sollte. Als hier im Jahre 1809 die Universität eröffnet wurde, für deren Errichtung er überaus thätig und anregend gewirkt hatte, war er an derselben einer der ersten lesenden Professoren. Reichardt hatte mit seiner Familie Halle verlassen müssen, er irrte umher, bis er endlich, er der eingefleischte Franzosenfeind, merkwürdig genug, als Capellmeister des Königs von Westphalen zu Cassel eintrat.

Daß hier seines Bleibens nicht lange sein würde, war von vornherein zu erwarten. Bald hatte er durch sein freies Reden

und Handeln sich mißliebig gemacht, und als der bekannte Dörnberg'sche Aufstand in Hessen ausbrach, dem leider ein so rasches, trübes Ende wurde, war auch seines Bleibens nicht länger in der Stadt, und er verließ Cassel in eiligster Flucht, Frau und Kinder in drückendsten Nahrungssorgen zurücklassend. Louise nähte und arbeitete für Andere. Doch der Verdienst reicht nicht aus; ein Nervenfieber hat die Mutter ergriffen — die Sorge steht an der Thür. Jacob Grimm, der bewährte Freund des Hauses, kommt, er hat vom Geheimen Hofrath Harnier den Zustand der Frau und die Lage der Tochter erfahren. Linkisch, freundlich macht er sich am Clavier zu schaffen, ja, er ist sogar bemüht, unter verlegenem Lächeln mit einem Finger, wie Kinder zu thun pflegen, die mit vielsagendem Blick verstohlen am Instrument stehen, einzelne Töne anzuschlagen. Aber der tiefgelehrte, der unübertroffene, freundliche Kinder- und Hausmärchen Sammelnde und Erzählende bringt keine zusammenhängende Melodie, keine harmonische Tonfolge hervor, er wendet sich lächelnd ab, schließt das Clavier und sagt, sich zur emsig arbeitenden Louise wendend: „Ich würde Ihnen ein schlechter Schüler sein! Da sang vorhin, als ich kam, ein Junge Ihr Lied: ‚Nach Sevilla!‘ auf der Straße. Er brüllte es laut genug, aber ich habe dennoch keinen Ton gefaßt!“ Und freundlich, wie er gekommen, verließ er das Zimmer. Als Louise später ihr Instrument wieder öffnete, fand sie ein Sümmchen Geld wohl eingewickelt auf den Tasten liegen. Der kindlich-große Gelehrte hatte auf diese Weise seine milde Liebesgabe der jugendlichen Freundin zukommen lassen.

Als Louise später einsam nach Hamburg übersiedelte, um im Hause der Frau Sillem, empfohlen von dem berühmten Klasing, sich ihren Unterhalt durch Privatunterricht zu erwerben, war und wurde sie auch hier von ihren Freunden, zu denen sich auch der Wandsbecker Bote Claudius gesellte, nicht vergessen. Alle bewahrten der Vielgeprüften ein warmes, theilnehmendes Herz bis an ihr Lebensende.

Und als der Tag ihrer Auflösung nahte, der 17. November des Jahres 1826 kam, da war es ihre liebste, ihre beste Schülerin, die sie gebildet, die Polin Sophie Linsky, die frühere kühne Seiltänzerin, welche sich zum Instrument setzte und der Sterbenden das Weihnachtslied sang, das die Scheidende vor Jahren componirte: „Welche Morgenröthen wallen....“

Das Angesicht der Sterbenden verschönte sich, ein himmlisches Lächeln glitt über die sonst schmerzdurchfurchten Züge; auf den Schwingen der selbsterschaffenen Melodie entschwebte ihr Geist.

Draußen aber war es Nacht geworden, Stille herrschte für einen Augenblick auf der Straße. Burschen gingen vorüber. Sie sangen fröhlich und laut, heiter in die kalte Novemberluft hinein:

„In Sevilla, in Sevilla,
Weiß ich wohl ein reines Stübchen,
Helle Küche, stille Kammer,
In dem Hause wohnt mein Liebchen;
Und am Pförtchen glänzt ein Hammer:
Poch' ich, macht die Jungfrau auf!“

Louise Reichardt hatte nicht umsonst gelebt. In ihrem Liede lebte sie fort. Es ist noch heute nicht vergessen.

Acht Jahre später aber, in der Mitte Februars des Jahres 1834, waren die Straßen Berlins, die zum Halle'schen Thore führten, mit einer unübersehbaren Menge Leidtragender und Schauender überfüllt. Schleiermacher war gestorben, man trug ihn zum Grabe hinaus.

Fr. Brunold.

Aus dem Tagebuche eines hypochondrischen Laien.

I.

Die Gartenlaube, diese Hausfreundin aller Stände und Lehrerin in allen Fächern, hat, in anerkennungswerther Fürsorge für Leib und Geist ihrer Leser, so oft schon Medicinisches und Diätetisches in ihren Spalten gebracht, daß sie auch die Erfahrung eines Laien zur Heilung eines Uebels nicht verschmähen wird, das von Aerzten, als lediglich solchen, selten richtig beurtheilt und darum selten auch geheilt wird; — ich meine das sehr verbreitete, in seinen Folgen so gefährliche und doch so wenig gewürdigte Uebel der Hypochondrie.

Ja, die Hypochondrie ist eine Krankheit, nicht eine eingebildete, wofür sie selbst von Aerzten oft irrthümlich erkannt wird, sondern eine wirkliche, eine meist traurig wirkliche.

Während aber die meisten andern Kranken einer dreifachen Wohlthat genießen: des ärztlichen Beistandes, einer rücksichtsvollen Behandlung und Pflege und der Wahrnehmung aufrichtigen Mitleids, theilt der an Schwermuth Leidende meist keine dieser Wohlthaten: er sucht ärztlichen Rath nicht, weil er sein Leiden nicht für ein körperliches hält; es wird nicht die nöthige Rücksicht auf seinen Zustand genommen, weil die Nothwendigkeit solcher Rücksicht nicht klar genug erkannt wird; er genießt endlich auch der wohlthuenden Theilnahme nicht, weil sich sein Schmerz nicht sichtbar genug äußert, weil Niemand die Größe desselben auch nur entfernt ahnt, — weil der an Schwermuth Leidende nicht, wie andere Kranke, jammert und stöhnt, über seinen Zustand mehr verschlossen als mittheilsam ist.

Und wie die Hypochondrie eine Krankheit ist, so giebt es für diese Krankheit auch Heilmittel, die in Nachstehendem mitgetheilt werden sollen, nachdem zuvor die Begriffsbestimmung der Hypochondrie festgestellt, die Quellen derselben aufgesucht und die Folgen gezeigt sein werden.

Wie der Arzt einen Kranken nicht mit gutem Erfolg zu behandeln vermag, wenn er nicht die Krankheit, die er verbannen soll, an ihren Merkmalen deutlich erkannt hat, so ist auch keinerlei Selbstheilung möglich, wenn der Leidende sich nicht über seinen Zustand klar ist, wenn er sein Uebel nicht mit dem rechten Namen zu benennen weiß. Die Begriffsbestimmung ist daher auch bei einem Rathgeber gegen Hypochondrie wesentlich, damit man das Eintreten der Krankheit schon an ihren Symptomen erkenne und vorbeuge, oder die Krankheit selbst an ihrem bereits ausgebildeten Charakter und die zweckdienlichsten Heilmittel anwende.

Hypochondrie ist, nach der Ansicht eines hypochondrischen Laien, derjenige Zustand eines Menschen, in welchem die Thätigkeit des Nervensystems in den Unterleibsorganen, bald durch äußere Veranlassung, bald ohne dieselbe, herabgestimmt, dagegen dieselbe Thätigkeit nach andern Richtungen hin erhöht wird, wodurch daher das an diesem Uebel leidende Individuum empfindlicher und reizbarer ist, als es vor diesem Zustande zu sein pflegte, so daß das Bewußtsein, welches der Hypochondrist von äußeren oder von inneren Eindrücken erhält, meistens ein krankhaft gesteigertes ist.

Nur durch den Grad und die Dauer des Uebels unterscheidet sich die Hypochondrie von der Melancholie; denn auch unter dieser verstehen Psychologen eine vorherrschende Neigung zur Traurigkeit bei vollkommenem Bewußtsein und ohne wirkliche Störung der Geistesthätigkeiten, oder diejenige Art des gestörten Gefühlsvermögens, welche in einem fortwährenden Festhalten irgend einer trüben Idee besteht, wobei sich die Geistesthätigkeiten von der Außenwelt meistens ab und fast ausschließlich auf eben diese Idee richten.

Beide Uebel gleichen sich also darin, daß derjenige, welcher daran leidet, durch seine innere Beschaffenheit geneigt ist, immer irgend Etwas zu fürchten, während sie sich dadurch unterscheiden, daß der Hypochondrist zeitweilig durch vernünftige Vorstellungen seine trübe Idee fahren läßt, ja selbst, ohne daß seine Lage und seine Verhältnisse sich irgendwie günstiger gestaltet hätten, durch einen oft nur höchst geringfügigen äußeren Umstand zur ausgelassensten Heiterkeit sich gestimmt fühlt, bei dem hingegen, welcher an Melancholie leidet, nichts den von falschen Grundbegriffen entspringenden Ideengang, der sich immer innerhalb eines angenommenen Kreises bewegt, zu hemmen im Stande ist. Schwermuth also haben beide Zustände gemein, nur steigert sich derselbe bei der Melancholie zu einem steten, starken Trübsinn. Der Weg der Hypochondrie führt zur Melancholie, nicht umgekehrt.

Die Hypochondrie hat entweder einen physischen oder einen psychischen Grund.

1. Der physische Grund der Hypochondrie.

Nur in einem ganz gesunden Körper kann ein ganz gesunder Geist wohnen, und da die Gemüthsstimmung eine Wirkung des Geistes ist, so muß diese natürlich auch durch den Zustand des Körpers bedingt sein. Aeußerst selten gewiß sind die Fälle, daß Menschen sich bei dem schmerzhaftesten Körperzustande gleichwohl ihr heiteres Gemüth bewahren. Nicht Jeder hat die starke Willenskraft, sein körperliches Uebel, wie es Hufeland als Mittel gegen Hypochondrie angiebt, zu objectiviren, es von seinem wahren Ich zu trennen und zum Gegenstand der Außenwelt zu machen. Wie Körper und Geist wunderbar mit einander verknüpft sind, so ist auch der gegenseitige Einfluß beider nicht völlig und nicht leicht aufzuheben, und bei der großen Mehrzahl der Menschen wird daher immer mit einem körperlichen Leiden zugleich eine geistige oder gemüthliche Verstimmung, ein größerer oder geringerer Grad von Schwermuth verbunden sein.

Dieser Art von Schwermuth sind alle Menschen unterworfen, wie alle den Krankheiten unterworfen sind. Es ist nicht der leibliche Schmerz allein, der da die geistige Verstimmung erzeugt, sondern in Verbindung mit demselben die inneren Betrachtungen, die ein gestörter Gesundheitszustand erweckt. Der Eine fürchtet ein langwieriges Krankenlager, oder wähnt, sein Zustand sei lebensgefährlich; der Andere überrechnet die Kosten, womit seine Wiederherstellung verknüpft ist, und den Nachtheil, den er bis dahin außerdem noch in seinem Berufe davon hat. Ein Dritter bedauert ungeduldig die Vergnügungen und Genüsse, auf die er verzichten muß, und einen Vierten peinigt die Unthätigkeit, wozu er durch seinen Zustand verurtheilt ist. Kurz, bei Allen gesellt sich zu dem physischen Uebel zugleich ein Gemüthsleiden, welches als Wirkung jedoch mit der Ursache weicht, so daß wir auf diese Quelle der Schwermuth nur später noch einmal vorübergehend zurückzukommen brauchen.

Eine schlimmere Quelle der Schwermuth als wirkliche Krankheit scheint, bei sonst leidlicher Gesundheit, ein krankhafter Zustand des Blutes oder des Unterleibes zu sein. Ist neben dem Nervensystem das Blut auch das thierische Leben, so ist doch nur das nach Maß und Beschaffenheit natürliche Blut das wahre heitere Leben.

Wie man durch gefärbte Augengläser alle Gegenstände in anderer, als ihrer wirklichen Farbe sieht, so erscheinen dem Menschen auch bei dickem Blute die eigenen Verhältnisse und Erlebnisse anders, und zwar immer trüber, ernster und trauriger, als sie in der Wirklichkeit sind und bei gesundem Blute erscheinen würden. Der erschwerte Lauf des Lebensflusses, sofern er dick und schlammig,* und die übermäßig starke Strömung desselben nach dem Gehirn, sofern er bis zum Austreten angeschwollen ist, erzeugen denjenigen Gemüthszustand, welcher die eigentliche Hypochondrie ausmacht. Der ganze geistige und gemüthliche Gesichtskreis bei einem Blute von solcher Beschaffenheit gleicht einer Gegend, die, mit Ausnahme der Unterbrechungen, welche das starke Mittagslicht bewirkt, stets in dickem Nebel ruht. Wessen Blut dergestalt beschaffen ist, der sieht in der unbedeutendsten Krankheit, die ihn befällt, gleich die Parze nahen, welche seinen Lebensfaden abschneiden will, fürchtet bei andauernder Nässe oder Trockenheit alsbald Hungersnoth, erkennt in jedem neuen Concurrenten sofort den Untergang seines Gewerbes, lebt niemals in zuversichtlicher Hoffnung, ahnt und fürchtet aber stets bevorstehenden Schaden und Unglück.

Und wie das Blut das Leben genannt wird, so hat man treffend den Magen mit einem Regenten verglichen: Magen und Blut wenigstens theilen sich in die Regierung des ganzen Menschen. Ein gesunder Unterleib offenbart sich nicht blos thierisch heilsam, so daß der Körper gedeiht, nein, sein Wirkungskreis erstreckt sich bis zum Lebens-Aequator, dem Herzen, und äußert sich in einem gesunden Fühlen und Empfinden, ja bis zum äußersten Lebenspol, dem Gehirn, und bekundet sein Dasein durch ein gesundes Denken und Urtheilen. Und ein schwacher Unterleib sollte nicht eine physische Quelle der Schwermuth sein? Wie ganz anders fühlt sich selbst der völlig gesunde Mensch, bevor nach der Mahlzeit das Verdauungsgeschäft vollendet ist, als in den Morgenstunden, wenn der Leib noch nicht von Speisen belästigt war! Wie ganz anders ist da seine Stimmung, wie ganz anders sieht er da die Dinge an, wie ganz anders zeigt er sich da im Umgang und Verhalten, nicht blos gegen seine Umgebung, sondern selbst gegen Fremde! Bei dem Unterleibsschwachen tritt dieser Unterschied noch sichtbarer hervor. Die Mittagsmahlzeit, wenn sie nicht höchst mäßig gewesen und aus den leichtesten Speisen bestanden hat, macht ihn oft für den ganzen Nachmittag zu jeder Arbeit unfähig, beraubt ihn mindestens aller Lust zu derselben. Der Leib ist zu aufgebläht, der Kopf, vom Magen aus, zu sehr umdunstet, als daß ein solcher Mensch sich körperlich oder geistig leicht bewegen könnte. Die Augen können dem Schlummer nicht widerstehen, der Mittagsschlaf erschwert die Verdauung und vermehrt die Verstimmung. Die Abendmahlzeit hat keine günstigeren Folgen. Wenn der Unterleibsschwache sich nicht die größten Entsagungen auflegt und die vorsichtigste Mäßigkeit beobachtet, so muß er durch Schlaflosigkeit seinen Genuß büßen, oder sein Schlaf ist nur so unterbrochener und durch schwere, lebhafte Träume so gestört, daß er weder erquickt, noch stärkt und oft für den ganzen nachfolgenden Vormittag eine Erschlaffung und Verstimmung zurückläßt. Wer dergestalt leidet, ist mit seinem Geschick, mit seinem Beruf, mit seiner Umgebung, mit sich selbst und seinem Thun unzufrieden, schreibt seinen Trübsinn aber selten der natürlichen Ursache zu, läßt sie kaum für eine Mitursache gelten oder vergißt dies eben so oft, wie er von Andern darauf geführt wird, würde sein Leiden aber unter allen Verhältnissen äußeren Dingen beimessen, die mindestens nicht die einzige oder Hauptquelle wären.

2. Der psychische Grund der Hypochondrie.

Wäre der Mensch ganz Thier, so würde bei ihm mit einem gesunden Körper stets auch ein gesunder, heiterer Sinn verbunden sein.* Er ist aber nur zur Hälfte Thier, er ist durch seinen Geist ein höheres Wesen, und sein innerer Zustand ist daher das Abstimmungs-Resultat zweier Kammern: eines Hauses der Gemeinen, wo die Körpertheile, und eines Oberhauses, wo Herz und Geist und menschengesellschaftliche Verhältnisse Sitz und Stimme haben.

Als willensfreiem Wesen ist es dem Menschen unbenommen, seine Leidenschaft, wenn auch zum Unglücke Anderer, zu befriedigen, seinen Begierden, wenn auch auf Kosten seiner Mitmenschen, zu fröhnen. Sein innerer Frieden geht aber mit diesem Mißbrauch der Willensfreiheit verloren: eine Schwermuth, die sich durch geräuschvolle Lust momentan wohl überschreien, durch kein irdisches Mittel aber für immer wegschaffen läßt, macht sich in vollem Maße für den beleidigten Geist bezahlt. Kein Verbrecher, kein Sünder gegen diejenigen Moralgesetze, welche von der gesunden Vernunft eines jeden Menschen anerkannt werden, er stehe noch so hoch, er genieße des vollkommensten körperlichen Wohlseins, er lebe in den erwünschtesten äußern Verhältnissen, erfreut sich des beseligenden Gemüthszustandes, welcher von der Unschuld unzertrennlich ist. Das strafende Gewissen sucht ihn, wie absichtlich er sich auch verstecken mag, mit Schwermuth heim, wenn nicht immer, doch oft, wenn nicht sichtbar vor aller Welt, doch in Stunden der Zurückgezogenheit und auf nächtlichem Lager, je mehr durch Verstellungskunst vom Aeußern fern gehalten, desto tobender und peinigender im Innern.

Man täuscht sich indeß, wenn man glaubt, daß nur schwere Vergehungen und zwar nur solche gegen die Mitmenschen eine Quelle der Schwermuth werden könnten. Je größer der Bildungsgrad bei einem Menschen ist, desto kleiner braucht die Sündenlast bei ihm zu sein, um dieselbe traurige Wirkung zurückzulassen, wie bei dem geistig Rohen oder dem sittlich Entarteten solche Thaten, vor denen das menschliche Gefühl erbebt. Eine wissentliche kleine Unrechtlichkeit aus Gewinnsucht, eine Verletzung der Wahrheit durch den Drang unvorhergesehener Umstände, eine Ehrenkränkung aus Unbesonnenheit oder Uebermuth, auch solche und ähnliche Vergehungen haben für den zarter fühlenden und gebildeten Menschen, wenn auch nicht wirklichen dauernden Trübsinn, doch eine kleinere Schwester desselben — Mißstimmung zur Folge.

Und nicht blos äußert sich solche Verstimmung bei Vergehungen gegen die Mitmenschen, sondern auch bei Pflichtversäumnissen gegen

* Was Verfasser von dem dicken schlammigen Blute als physischem Grund der Hypochondrie sagt, dürfte auf ein Blut zu beziehen sein, das innerhalb der Pfortader nicht flott genug durch die Leber floß, also nicht gehörig gereinigt wurde, sich an den Verdauungsorganen staute und schließlich durch die Hämorrhoidaladern in den gesunden Blutstrom (also auch in das Gehirn) gelangte. Ausführlicheres hierüber findet sich Gartenlaube Jahrg. 1854, Nr. 18 und 1857, Nr. 19. Bock.

* Der Verfasser irrt, wenn er meint, daß nicht auch Thiere bei ihren geistigen und gemüthlichen Eigenschaften hypochondrisch sein könnten. Bock.

sich selbst. Wer aus Trägheit seinen Beruf vernachlässigt hat und seine Vermögensumstände nun rückwärts gehen sieht; wer seine geistige Ausbildung verabsäumt und sich nun in der Berührung mit Menschen gleichen Standes und Alters unwissend erkennt; wer endlich ein unsittliches Leben geführt und sich dadurch um Ehre und guten Ruf gebracht hat: alle Diese und Andere, welche an selbstverschuldeten Uebeln leiden, fühlen sich für diese Verabsäumung der Selbstpflichten nicht minder durch Trübsinn, oder Mißstimmung bestraft, als die, welche sich mit Schuld gegen ihre Mitmenschen befleckt haben.

Hat endlich aber die Mißstimmung oder, in gesteigertem Grade, die Schwermuth keinen körperlichen Grund, so daß sie auf falschen Anschauungen und in Folge dessen auf eingebildeten Uebeln beruhen könnte, und ist sie ferner auch nicht in moralischen Gebrechen der angedeuteten oder ähnlicher Art begründet, so ist die Quelle sicher nur in einer Unzufriedenheit mit äußern Verhältnissen zu suchen.

Seitdem die Menschheit sich durch Cultur von ihrem ursprünglichen Naturzustande weit entfernt hat, ist die Zahl der Lebensbedürfnisse zu einer solchen Höhe gestiegen, daß selten Fleiß und Umsicht ausreichen, dieselben allseitig beschaffen zu können. Daneben wird zugleich, vermöge eben dieser Entfernung vom Naturzustande, dem materiellen Besitze ein so hoher Werth in der menschlichen Gesellschaft beigemessen, daß die besitzreiche Classe zugleich die einflußreichste, die regierende ist. Zu dieser Classe zu gehören, ist daher begreiflich das Streben der meisten Menschen, und in der vergeblichen Anstrengung dieses Ziel zu erreichen, oder in dem Bewußtsein, nur scheinbar zu jener beneideten Classe zu zählen, liegt der Grund, weshalb so Viele mit ihren äußern Verhältnissen unzufrieden und in ihrem Innern daher nicht heiterer Stimmung sind. Wenn die natürlichen Kräfte zum Emporkommen nicht ausreichen, wird zu künstlichen Mitteln die Zuflucht genommen; der Schein, das Schattenbild des Ziels, wird dadurch erreicht: der Emporstrebende wird für einen Emporgekommenen gehalten, obschon der Arme unter der Last, welche ihn innerlich drückt, schier zu Boden gezogen wird. Und auf dieser künstlichen Höhe sollte noch so viel Lebensluft sein, daß das Athmen nicht bis zur Unerträglichkeit erschwert würde? Neunzig von je hundert unter den beneideten Reichen gehören zu diesen Scheinglücklichen, die von einem günstigen Zufall Rettung hoffen, oder den Einsturz ihres künstlichen, fundamentlosen Gebäudes täglich erwarten müssen, und die daher, wenn auch äußerlich oft bis zum Uebermuth heiter, innerlich stets niedergeschlagen und in der trübsten Stimmung sind.

Und wie Manche so ihren Blick nach den höhern Sphären des Handelsstandes erheben, wo sie vorzugsweise zu dem begehrten materiellen Besitze zu gelangen hoffen, so gelüsten Andere wieder nach dem Stande der Angestellten, um dadurch zu Glanz und Einfluß zu gelangen. Die Ehren und das gesicherte Auskommen, welche mit diesem Stande verbunden sind, sehen aus der Ferne zu lockend aus, als daß sie nicht Manche, die sich für ein Handwerk zu hoch dünken und in dem Handelsberuf, bei ihrer Mittellosigkeit, doch ein zu fern liegendes, zweifelhaftes Ziel erblicken, mächtig anziehen sollten. Ohne Rücksicht auf die nöthige Qualification dazu, stellen Eltern so ihre Söhne auf ein Feld, das der sorgfältigsten Bebauung bedarf, wenn die Ernte allseitig eine befriedigende werden soll. Bei Mangel an natürlicher Anlage und bei ungenügendem Fleiß wird dann oft nur nothdürftig die Befähigung erlangt, die zu dem gewünschten Ziele führt. Das sichere Brod wird endlich gewonnen, aber da die Erfüllung der Berufspflichten nun beängstigend schwer wird und da die Leistungen daher auch hinter den Erwartungen zurückbleiben müssen, so bleibt die Ehre ein unerreichtes Ziel. Ein Vergleich mit Andern, mit begabten Berufsgenossen, führt zur Selbstprüfung und zur Selbsterkenntniß, und wer weder Andere, noch sich selbst befriedigt, verliert die Kraft zu seinem Berufswerk, arbeitet mit Verwirrung und Zerstreutheit, vernachlässigt immer mehr, was ihm doch nicht gelingen will, und geht so seiner inneren Zufriedenheit und heitern Stimmung verlustig, weil sein gewählter Beruf ein verfehlter ist.

Zu den äußeren Verhältnissen, wodurch die Gemüthsstimmung mit bedingt wird, gehört endlich und vorzüglich auch noch das Familienleben.

Aus einem Kreise, den die Natur gebildet, aus dem Bande einer mächtigen Liebe, die sich instinctmäßig erzeugt, tritt der Mensch in ein freiwilliges, neues Band: das eine Geschlecht wählt sich aus dem andern einen Gefährten für das ganze Leben. Beide Theile hoffen durch ihre Vereinigung ihr Glück zu begründen oder zu vollenden. Dazu ist Uebereinstimmung in gemüthlicher und geistiger Beziehung unerläßliche Bedingung. Nicht selten wird aber die Wahl, statt von der Vernunft, von dem Trieb der Sinne oder von äußeren Dingen und Verhältnissen geleitet. Nicht selten auch ist elterlicher Zwang, in vermeintlich wohlbegründeter Fürsorge, an die Stelle der eigenen, auf vernünftiger, höherer Zuneigung gegründeten Wahl getreten. Anmuth und Schönheit haben das äußere Auge geblendet, so daß das innere dadurch seine klare Sehkraft verloren; Familienansehen hat Ehre und Vortheil verheißen, gegen welche alles Andere übersehen wurde; Geld und Gut sollten die engen Räume des Hauses erweitern und das Leben gemächlicher und angenehmer machen; kurz, ein solcher oder ein ähnlicher Nebenzweck hat sich mit dem Hauptzweck vereinigen sollen und ist statt dessen bestimmend und entscheidend in den Vordergrund getreten. Diese Nebenzwecke werden nun oft auch erreicht, aber die Befriedigung eines erlangten bleibt nicht lange die eines zweifelhaft ersehnten Besitzthums. Die Gewohnheit stumpft den Reiz ab und drückt den Werth äußerer Güter eben so tief unter das wahre Maß herab, wie sehnsuchtsvolles Verlangen danach ihn früher hoch über dasselbe setzte. So werden nach dem Genuß der reizenden Frucht die geblendeten Augen geöffnet, die unerläßlichen Bedingungen häuslichen Glückes, innerer Werth und möglichste Uebereinstimmung, werden vermißt oder nicht befriedigend gefunden, unausbleibliche Zerwürfnisse trennen die äußerlich Vereinigten, der Gatte wie die Gattin verlieren die bewegende Federkraft für ihren Beruf, das Wesentlichste des ehelichen Bundes, die gemeinschaftliche Erziehung, kann nicht gelingen, die Kinder erwachsen unter dem steten Hader ihrer Erzeuger, sie neigen sich auf die Seite des milderen Theiles, der darum für sie nicht immer der wahrhaft bessere ist, sie verlieren die Ehrfurcht vor Beiden, machen sich überfrüh selbstständig und vermehren durch allerlei Fehltritte den häuslichen Kummer. So schwindet zusehends das eheliche Glück. Beide Gatten, wenn auch nur einer derselben die Schuld tragen sollte, sehen sich bald aus ihrem geträumten Paradiese vertrieben, das zweischneidige Schwert des Haders und die mißrathenen Cherubim, ihre Kinder, versperren ihnen vereinigt den Wiedereintritt, und kein irdisches Gut vermag den Spiegel des Gemüthes klar zu machen, den gegenseitige Abneigung immer auf's Neue über und über anhaucht.

Hiermit würden die Hauptquellen der Hypochondrie gefunden sein. Einleuchtend ist es übrigens, daß diese Quellen nicht streng gesondert bleiben, sondern daß meistens mehrere sich vereinigen und einen mächtigen Strom bilden, welcher die trübe Farbe mit ihnen gemein hat und sich nur durch seine Tiefe von ihnen unterscheidet.

Ein neuer Bewohner des Dresdener Thiergartens.

Der Büffel mit dem Roßschweif.

Das Schönste, dessen wir Leipziger uns rühmen können, ist, wie alle Welt weiß — Dresden, und in Dresden, wo im Sommer Reiz und Schönheit zu allen Thoren hereinschauen und hereinwinken — wenn es noch Thore gäbe — gehören für mich zu dem Schönsten die Baumgänge und Wiesenflächen des sogenannten „großen Gartens“, welcher in neuerer Zeit noch um einen Hauptanziehungspunkt reicher geworden ist, den sich an seinem Saume hinstreckenden Zoologischen Garten, in welchen die Leser der Gartenlaube schon verschiedene Male hineingeblickt haben.

Ich bin oft in Dresden und selten verabsäume ich einen Gang hinaus in diesen so anmuthig gelegenen und umgebenen Thiergarten, gewiß, darin immer irgend eine neue Erscheinung aus der Thierwelt, mindestens ein neues Exemplar schon vorhandener Thiergeschlechter zu finden. So wanderte ich auch vor wenigen Tagen



Der Jak im Dresdener zoologischen Garten.
Nach der Natur gezeichnet von H. Leutemann.

wieder hinaus in jene Gehege, wo man nach und nach Kinder aus allen Zonen, Geschöpfe, die in ihrer heimathlichen Freiheit durch Tausende von Meilen von einander geschieden sind, als Nachbarn und Gartengenossen, wenn auch durch Schloß und Zaun vor zu engen Beziehungen geschützt, auf den Raum weniger Acker Landes zusammengesiedelt hat. Es war noch früh und der Morgen kühl, wie fast durchgängig in diesem schönen Sommer von 1865; das Raubgethier dehnte sich noch schlaftrunken in seinem Sommerpalais, ich wandte mich an einigen Schlangenbehausungen vorüber der Mitte des Gartens zu, als mir ein ganz eigenthümliches Grunzen, ein kurzes, abgestoßenes Grunzen, das mit dem Murren eines übellaunigen Hypochondristen eine frappante Aehnlichkeit hatte, in's Ohr klang. Nach der Richtung dieses sonderbaren Gegrunzes mich umsehend, gewahrte ich zunächst aus einer noch eine Strecke von mir entfernt liegenden Einfriedigung heraus das zornsprühende Auge eines merkwürdigen Geschöpfes auf mich gerichtet, als wollte es mir allerhöchstseine Mißbilligung zu erkennen geben, daß ich mich erdreistet, die Ruhe des Thiergartens zu so früher Stunde zu stören. Von Weitem glich das Thier einem großen dicken Ziegenbocke mit langherabhängendem Haar, hinter welchem die Füße fast verschwanden. Ich ging näher, das Grunzen wurde lauter und wiederholte sich in immer kürzeren Pausen, je mehr ich an die Umzäunung herankam. Jetzt konnte ich die Gestalt des Unwirschen genau unterscheiden, und nun sah ich, daß ich jene merkwürdige Büffelart vor mir hatte, die in den Gebirgen Tibets auf einer Meereshöhe von 16—18,000 Fuß heimisch, nach Dresden aber aus dem Pariser Acclimatisationsgarten erworben worden ist, den Jak oder Grunzochsen (Bos grunniens). Der gefällige Inspector des Gartens, Herr Schöpf, theilte mir nachher über diesen wunderlichen Grunzer gar interessante Einzelheiten mit, deren hauptsächlichste der Leser im Nachstehenden finden wird.

Zwar halten die Mongolen das Thier, welches der berühmte Naturforscher Pallas sehr richtig als den „Büffel mit dem Pferdeschweif" bezeichnet, gezähmt — das heißt, wenn sie das Thier jung eingefangen haben, denn ein alter Jak wird nie zahm — allein immer bleibt es ein schlimmer Gesell. Die Jagd auf denselben mit hetzenden Hunden oder mit Pfeil und Bogen verläuft darum oft genug nicht ganz harmlos. Sobald er verwundet ist, greift der Jak seinen Verfolger mit furchtbarem Ungestüm an, und schon mancher edle Mongole mit gelbem Teint und schiefgeschlitzten Aeuglein hat dabei den Kürzern ziehen und sein theueres Leben unter des Grunzochsen Gehörn aushauchen müssen.

Das Charakteristische des Thieres ist sein langes, feines, seidenglänzendes Haar, welches an das Fell der Angoraziege erinnert, und vor Allem der erwähnte dicht behaarte Schweif. Dieser Schweif ist es, welcher den Jak den eifrigsten Verfolgungen und Nachstellungen aussetzt und das Thier gewissermaßen zu einer politischen Person macht — denn der Schwanz des Grunzochsen liefert die bekannten Abzeichen der türkischen Großwürdenträger, der Paschas mit einem, zwei, drei oder X carmoisingefärbten Roß- oder also vielmehr Ochsenschweifen. Ein solcher Schweif des weißen Jaks — denn es giebt auch schwarze und gefleckte — wird oft mit vier, fünf und mehr Ducaten bezahlt. Ungefärbt muß der Schwanz des weißen Grunzochsen sich zum Schmuckbehang der Hofelephanten und Staatspferde, desgleichen zum Fliegenwedel hergeben.

Wie flink und kräftig der Jak auch in der Gefangenschaft ist, sollte der Wärter des Dresdener Thiergartens vor Kurzem und beinahe zu seinem ernstlichen Unheile erfahren. Das Thier sollte in eine andere Gitterabtheilung gebracht werden, und um es zu diesem Umzuge zu vermögen, applicirte der Wärter ihm einige Peitschenhiebe. Der Jak scheint jedoch durchaus kein mecklenburgisches Unterthanenbewußtsein zu besitzen, er empfand vielmehr die patriarchalische Berührung äußerst übel, faßte den Mann mit den Hörnern, die zum Glück mit eisernen Kugeln unschädlicher gemacht sind, und schleuderte den Erschrockenen zwei, drei Male hoch in die Luft, fast so hoch wie den leeren Korb, welchen man dem Thiere, um seine volle Lebhaftigkeit zur Anschauung zu bringen, zum Spielzeuge gegeben hatte, als der Künstler es für unsere Abbildung portraitirte. Erst mehreren Arbeitern, die das Geschrei des Ballgeschlagenen herbeirief, gelang es durch vorgehaltene Stangen den Ochsen von seinem Opfer abzulenken; der Wärter aber hatte mehrere Tage an seiner Jakberührung zu leiden.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß der männliche Jak eine Länge von etwa sechs Fuß, sein Schwanz ohne die denselben bedeckenden Haare von anderthalb Fuß besitzt und daß mitunter auch hörnerlose Exemplare vorkommen. Die Kuh wirft immer nur ein Junges, welches der Mutter alsbald auf Schritt und Tritt bis in die unzugänglichsten Felshöhen der tibetanischen Hochgebirge nachfolgt. In Indien ist es gelungen, den Jak mit gewöhnlichen Hauskühen zu kreuzen, in England hingegen sind alle derartigen Versuche bis jetzt noch vergeblich gewesen.

Londons unterirdische Reinigungsadern.

Ein Wink für Deutschlands Großstädte.

Wieder sind Rachegeister für Unreinlichkeit, schlechte Luft, Kost und Wirthschaft auf dem ersten Wege der Cholera unterwegs. In Deutschland scheint man sich nicht viel daraus zu machen, während in dem entlegeneren England, wo Sinn, Bildung und Anstalten für öffentliche Gesundheitspflege — ganz besonders seit der Cholera — ungemein entwickelt sind, Staats- und Gesundheitsbehörden, Gesandte, Consuln und specielle sachverständige Missionäre sich vereinigen, um das Wesen dieser Rachegeister kennen zu lernen und den Feind möglichst gerüstet zu empfangen.

Sie sind gerüstet, wie kein Volk in der Welt, namentlich in London. Gerüstet mit einem zweiundachtzig englische Meilen langen Systeme massiver, weiter Auffange-Cloaken (intercepting sewers), welche den Inhalt der 1300 englische Meilen langen älteren Cloaken unter den verschiedenen Stadttheilen entlang in sich aufnehmen, um ihn ganz unten in das Meeresbereich der Themse abzuleiten, von wo die Spülicht- und Excrementen-Masse nicht mehr in das Londoner Bereich zurückgefluthet werden kann, außerdem in den ungeheueren, stets stark bewegten Wassermassen so verdünnt wird, daß schädliche Ausdünstung nicht mehr möglich ist. Dies mit einem Kostenaufwande von etwa fünfundzwanzig Millionen Thalern unternommene Riesenwerk ist jetzt in der Hauptsache vollendet und in diesem Frühjahr vom Prinzen von Wales feierlich eingeweiht worden; es ist die großartigste That unterirdischer Ingenieur-Kunst.

Suchen wir uns von diesem Londoner Cloakensystem nun eine Vorstellung zu machen, so weit dies ohne Bild und Ortskenntniß dem Leser möglich sein mag. Die neuen großen Auffange- und Ableitungs-Canäle bestehen aus drei gigantischen Haupttunnels, die sich vom äußersten Westen unter der Stadt hin nach dem äußersten Osten senken und die alten Canäle und Cloaken in rechten Winkeln durchschneiden und zwar etwas tiefer, als letztere liegen, damit diese ihren Inhalt kräftig fallen lassen. Diese großen Tunnels führen allen Cloaken-Inhalt vierzehn Meilen weit östlich von der Londonbrücke meerwärts zunächst in Reservoirs am Ufer, aus welchen sie während der Fluthzeit in die abwärts sich wälzenden Wassermassen entleert werden. Hat man sich erst über Benutzung dieses Düngerreichthums geeinigt, so kann man ihn von diesen Reservoirs aus verwerthen. Wenigstens existiren darüber verschiedene Pläne. Um alle Stadttheile auf dem hügeligen Terrain in die Gewalt dieser Haupttunnels zu bekommen, mußten auf jeder Seite der Themse drei verschiedene Tiefen von Tunnels gezogen werden, Hoch-, Mittel- und Tief-Cloaken.

Der Hochtunnel für den höchsten und größten Theil der Stadt vom Norden herunter beginnt auf den im Norden von London sich erhebenden Höhen von Hampstead und drainirt zehn Quadratmeilen. Ein Theil derselben liegt so niedrig, daß ein Zweigtunnel unmittelbar in die Tief-Cloake ablenkt, während der Hochtunnel über der Erde wie ein hoher Eisenbahnbau fortläuft. Doch muß er auf seinem zehnmeiligen Wege, rund, bis zwölf Fuß im Durchmesser, noch ganz andere Schwierigkeiten überwinden. So läuft er häufig unmittelbar unter Häusern und Straßen, die während der Aushöhlung und Mauerung zum Theil durch eisernes Säulenwerk gestützt werden mußten. An einer andern Stelle war ein Weg unter dem Neuen Flusse (New River) und

dann wieder unter einer großen Eisenbahn hindurchzuarbeiten, und sogar unter einem Canale hin blos vierundzwanzig Zoll tief unter dessen Bett, so daß auf die genialste Weise innerhalb dieser vierundzwanzig Zoll für Wasserdichtigkeit gesorgt werden mußte. Größere Schwierigkeit gab es noch bei Tunnelirung der südlichen Haupt-Cloake zu überwinden, da sie tausend Fuß lang dicht unter Häusern und Straßen wegläuft. An anderen Stellen drang beim Tunneliren das Wasser so mächtig ein, daß man es nur durch Pumpwerke, die in jeder Minute achttausend Gallonen (eine Gallone enthält etwa zehn Pfund destillirten Wassers) emporrissen, zu bewältigen im Stande war.

Andere dieser mächtigen Tunnels sind dicht unter großen Eisenbahnen, auf denen fast immer ankommende und abgehende Züge donnern, hindurchgehöhlt und gemauert worden ohne jegliche Unterbrechung des Verkehrs oben darüber. Das merkwürdigste Ingenieur-Kunststück ward aber bei Ausführung der Mittel-Cloake über der unterirdischen Metropolitan-Eisenbahn hin glücklich vollendet. Der Tunnel besteht hier aus einem Aquäduct von Gußeisen mit 150 Fuß Spannung, 2800 Centner von Gewicht. Da er wegen des Falles blos zwei und einen halben Zoll über dem unterirdischen Eisenbahntunnel hinweggelegt werden mußte und der Verkehr der Eisenbahn darunter nicht gestört werden sollte, wurde jene gigantische Eisenröhre zunächst fünf Fuß über ihrer nothwendigen Lage auf ein ebenso gigantisches Rüstwerk gelegt und dann vermittelst der Gewalt „hydraulischer Böcke“ erst in die richtige Lage hinuntergetrieben. Ja, diese zweiundachtzig Meilen langen tunnelirten Mauerwerke unter Straßen und Häusern, unter Flüssen, Canälen, über und unter Eisenbahnen hin bilden eine lange Heldengeschichte unterirdischer Ingenieurkunst.

Der Nord-Mittel-Tunnel drainirt über siebenzehn Geviertmeilen der Stadt und läuft vom Nordwesten unter den mittleren Theilen Londons, unter Eisenbahnen und Canälen hin nach der nordöstlichen Vorstadt Bow, wo er sich in den Hoch-Tunnel ergießt. Der Tief-Tunnel drainirt außer den vierzehn Quadratmeilen seines Terrains in der Stadt noch über elf Geviertmeilen der westlichen Vorstädte und mußte in dem Stadttheile Chelsea so tief gesenkt werden, daß sein Inhalt, um an der Themse hinunter wieder Fall zu bekommen, mit Dampfmaschinen in das obere Ende des Tief-Tunnels gepumpt wird. Ein Theil davon macht das noch nicht vollendete Innere der großartigen granitnen Einuferung der Themse aus, die vom Parlamentsgebäude bis in die Gegend der Paulskirche eine lange, prächtige Terrasse bis 450 Fuß breit am nördlichen Ufer entlang bilden wird, oben heiter und prächtig durch Park- und Blumenanlagen, macadamisirte Fahr- und kiesige Fußwege mit Palästen und Villen an der Seite, und unten belebt durch ewigen, dichten Omnibus-Dampfschiff-Verkehr, im Innern außer durch den Cloaken-Tunnel und anderes Geäder durch eine unterirdische Eisenbahn minirt, die in allen Richtungen zum Theil unter einander hin theils gegraben werden, theils projectirt sind. Dieser Theil des großen Cloakensystems ist noch nicht fertig, weil das Einuferungswerk erst bis zu einem gewissen Grade vollendet sein muß. Man arbeitet aber an beiden mit vielen Tausenden von Menschen- und Dampfpferdekräften.

Jenseits des Einuferungswerkes läuft dieser Tunnel bis nach dem Tower hinunter neben einer neuen unterirdischen, der „Inner-Cirkel“-Eisenbahn hin bis nach der Haupt-Pumpstation, wo der Inhalt sechsunddreißig Fuß hoch gehoben werden muß, damit man ihn dann wieder weiter abwärts fördern kann. Ein anderer hier ausmündender Tunnel fließt in ein Pumpwerk, das mit 1,140 Pferdekraft die hier zusammenströmende Flüssigkeit, und zwar 15,000 Cubikfuß pro Minute, 36 Fuß hoch pumpt. Es ist die „Abbey-Mühlen“-Station, das größte Dampf-Pumpwerk. Dies und alle anderen sind großartige Kunstwerke, um das riesige Adersystem der Auffange-Cloaken in ihrem unter Thal und Hügel und den verschiedensten Hebungen und Senkungen des Terrains immer abwärts gerichteten Laufe an allen Stellen, wo die unterirdische Vertiefung nicht fortgesetzt werden kann, durch Mechanik und Dampf fünfzehn bis vierzig Fuß zu heben, von welchen Höhen dann dem natürlichen Laufe der Flüssigkeiten der Weg bis zum Ende wieder freisteht.

Man wird leicht begreifen, daß auf diese Weise alle Schwierigkeiten der Terrainbildung überwunden werden können und man im Stande sein würde, diese Flüssigkeiten sogar bergauf laufen zu lassen. Man brauchte nur jedesmal, so oft die betreffende Cloake in aufsteigendem Terrain nicht mehr in schiefer Ebene abwärts gelegt werden könnte, immer ein Pumpwerk anzulegen und den Strom in die Höhe zu heben, um ihn dann wieder in dem Cloaken-Tunnel abwärts zu leiten, bis eine neue künstliche Hebung nothwendig würde. Wie man auf diese Weise hügeliges Terrain entwässern kann, so würden sich Ebenen, wie z. B. die Berlins, noch leichter drainiren lassen, so daß der seit Jahren wiederholte Einwand, in dem ebenen Berlin gehe so Etwas gar nicht an, auf der größten Unwissenheit und Feigheit des Unternehmungsgeistes beruht.

Die Süd- und Surrey-Seite Londons liegt zum Theil viel tiefer, als der Spiegel der Themse und wurde manchmal ziemlich stark überfluthet, abgesehen davon, daß Feuchtigkeit und Wasser nicht selten in Souterrains und Parterres von unten auf drang. Deshalb waren hier für die neuen Auffange-Cloaken mancherlei besondere Vorkehrungen nöthig, die aber nur für Ingenieurs von Fach besonderes Interesse haben und sich ohne Zeichnungen und weitläufige Auseinandersetzungen nicht gut allgemein verständlich machen lassen. Wir beschränken uns deshalb auf allgemeine Angaben.

Der Hochtunnel auf dieser Seite drainirt zwanzig Quadratmeilen und schließt eine Menge südliche und südöstliche Vororte ein. Die Länge beträgt blos vier und eine halbe Meile, die Tiefe stellenweise bis fünfunddreißig Fuß unter der Oberfläche. Der Tieftunnel drainirt ebenfalls zwanzig Quadratmeilen, die zum Theil fünf bis sechs Fuß tiefer liegen, als die Fluth-Themse. Für diese Theile hatte das jetzige Cloakensystem den Werth, als wären sie zwanzig Fuß höher gelegen, abgesehen von den sonstigen gesundheitlichen Wirkungen. Die Länge dieses Tunnels beträgt zehn Meilen und die Weite steigt von vier bis zwölf Fuß Durchmesser. Der unterirdische Weg, den er zurücklegt, sinkt unter Woolwich bis zu achtzig Fuß unter der Oberfläche. Die große Arsenal- und Maritim-Vorstadt wurde in ganzer Länge in dieser Tiefe unterminirt, ohne daß oben Jemand Etwas davon bemerkte. Die Dampf-Pumpwerke auf dieser Seite heben die Flüssigkeiten dieser Cloaken-Tunnels von zehn bis dreißig Fuß und zwar an der Hauptstelle 10,000 Cubikfuß in der Minute. Auch die Einrichtungen, durch welche ungewöhnlichen Regenmassen und schweren Platzregen im Falle zu großer, plötzlicher Anhäufung Auswege geboten werden, sind in technischer Hinsicht höchst interessant, allein eine eingehende Beschreibung würde hier zu weit führen.

Das Bild von diesem dreizehnhundert Meilen langen unterirdischen Reinigungs-Geäder mit den neuen, aus 318,000,000 Steinen gemauerten, 82 Meilen langen Pfort-Adern, die täglich bis 63,000,000 Cubikfuß unreine Säfte ableiten (mit Regenwasser und in Rücksicht auf vermehrte Bevölkerung) — dieses Bild wird nur vollständig, wenn man sich mehrere Tausend Meilen Gas-, mehrere tausend Meilen Reinwasserröhren, unterirdische Luftröhren für „pneumatischen“ Postverkehr, unzählige elektrische Drahtleitungen, mehrere unterirdische Canäle und fertige, alle fünf Minuten hin- und herdonnernde und eine Menge im Bau begriffene unterirdische Eisenbahnen hinzudenkt. Das Städteungeheuer London ist unter der Erde beinahe großartiger, als auf dem Boden. Im Innern unten circulirt eine ungeheure Masse Venen- und Arterien- und Verkehrsblut. Aber drüber, über dem Straßenverkehr, fehlt's freilich auch nicht. Die Bogen, auf denen sich Verbindungs-Eisenbahnen über Häuser und Straßen hinschwingen, zählen sich nach vielen Hunderten und vermehren sich täglich. An diesen Bahnen hin ziehen sich dichte Reihen von elektrisch-lebendigen Drähten. Dazu kommen die Stadtpost- und Privat-Telegraphendrähte, die an manchen Stellen die Stadt so dicht übersponnen haben, daß man wie durch ein Sieb in den Himmel hineinsieht. Alles unter, in, auf und über London ist intensivste, massenhafteste Circulation, Verkehrs- und Lebensblut-Bewegung in civilisirtester, fieberhafter Heftigkeit und Schnelligkeit. Diese massenhaft pulsirenden Säfte und Kräfte schlagen elektrisch in Dampf- und Segelschiffen fortwährend nach aller Welt hinaus bis in die fernsten Häfen und Länder und wallen und pochen eben so regelmäßig in dieses Herz der Welt zurück.

In Bezug auf Verkehrsbewegung, ideelle und materielle Circulation und Communication war London schon längst Muster für alle Welt. Es war auch schon vorher, medicinisch-statistisch erwiesen, die gesundeste Großstadt der Erde. Nach Vollendung dieses Riesenwerkes für fortwährende Reinigung aller Lebenssäfte wird die Sterblichkeit noch tiefer sinken und jeder der 318,000,000 Steine zum Brod für verlängertes, gesunderes Leben werden, während wir in Deutschland für Vernachlässigung öffentlicher Gesundheitsbedingungen immer theurer mit unserem Leben zahlen. H. B.

Blätter und Blüthen.

Gemüthliche Wartburgfahrt. Wenn man sich erinnert, auf welche Weise politische Verbrecher auf ihrem Transporte nach dem Gefängniß und in demselben jetzt gewöhnlich behandelt werden, so wird Manchem nicht uninteressant sein, zu vernehmen, mit welcher Gemüthlichkeit im Anfange dieses Jahrhunderts beim Transport eines Gefangenen im Großherzogthum Weimar verfahren wurde, obgleich derselbe, wenn auch kein gemeiner Verbrecher, doch zu schwerer Strafe verurtheilt war. Der Hergang ist der Wahrheit getreu erzählt und ich lasse den damals Verurtheilten selbst reden.

Im Jahre 18— studirte ich in Jena und wurde in eine Pistolen-Duellgeschichte verwickelt, die leider zu einer gerichtlichen Untersuchung führte und mir eine zweijährige Gefängnißstrafe zuzog. Zur Abbüßung derselben sollte ich nach der Wartburg transportirt werden. Eisenbahnen gab es damals noch nicht und meine Uebersiedelung geschah auf meine Kosten in einem bequemen Wagen. Am Tage vor der Abfahrt wurde mir ein Unbekannter in meine Zelle geführt, der mich fragte, ob ich wohl erlauben wollte, daß er morgen mitführe. Er müsse nach Eisenach und habe gehört, ich führe morgen nach der Wartburg und hätte noch Platz im Wagen. Ich sagte ihm, daß ich darüber wohl nichts zu bestimmen haben könnte, da ich als Gefangener nach der Wartburg transportirt würde, sonst aber recht gern Gesellschaft haben möchte, weil die Reise lang genug wäre; er solle sich doch an den Unterofficier wenden, dem ich zum Transport überwiesen sei. Ja, meinte er, gerade der habe ihm davon gesagt und habe nichts dagegen, sobald ich einwilligte.

„So fahren Sie getrost mit,“ sagte ich, „morgen früh um drei Uhr geht's fort.“

Zur gedachten Stunde traf der Herr auch pünktlich ein und mit ihm mein Unterofficier, ein recht gemüthlich aussehender, dicker Kerl. Er grüßte mich freundlich und sagte, indem er auf sein vollständig ausgerüstetes Gewehr zeigte und seinen Mund lächelnd bis an die Ohren zog: „Is nich geladen.“

Ich lachte, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Brauchen's auch nicht.“

Wir gingen nun hinunter. Der Regen floß in Strömen. Ich mußte zuerst in die Kutsche, hierauf kam der blinde Passagier und dann schlug der Unterofficier den Wagen zu und wollte sich auf den Bock setzen.

„Um Himmelswillen, kommen Sie doch bei dem scheußlichen Wetter mit in den Wagen!“ rief ich.

„Nun, wenn Sie's erlauben. Aber — es geht doch nicht, ich bringe mein Gewehr nicht in den Wagen hinein.“

„Dann lassen Sie es doch draußen!“

„Ja, das darf ich nicht. Aber — das Wetter ist doch gar zu schlecht. Sie werden mir nicht weglaufen, ich will es riskiren.“

So wurde das Gewehr dem Kutscher übergeben und mein Unterofficier setzte sich zu uns in den Wagen. Unterwegs wurde hie und da ein Bischen gekneipt, bis wir gegen Mittag nach Erfurt kamen. Dort wohnte ein Onkel von mir, und zu ihm zog ich in Begleitung meiner Militärbedeckung und unseres Gefährten. Wir wurden mit Freuden aufgenommen, brillant bewirthet und bestiegen vollgestopft und vollgetrunken in sehr heiterer Stimmung wieder unsern Wagen. Gegen Abend kamen wir nach Eisenach und vermehrten dort unsere Heiterkeit noch durch einige Seidel, bevor wir den Weg auf die Burg antraten, den wir zu Fuß abmachten, weil unser Kutscher aus Schonung für seine Pferde uns gebeten hatte, ihm die Strecke auf die Höhe zu erlassen. Das Wetter war schon gegen Mittag schön geworden. Unser Gefährte blieb in Eisenach zurück.

Als wir ungefähr zehn Minuten gegangen waren, schrie der Unterofficier plötzlich:

„Alle Donnerwetter! ich habe mein Gewehr und meine Handschuhe unten gelassen.“

„Was schadet denn das?“ sagte ich. „Sie haben, dächt' ich, doch nun zur Genüge gesehen, daß Sie es nicht brauchen.“

„Um Himmelswillen, das geht nicht!“ rief er, „wie soll ich mich oben präsentiren mit einem Gefangenen ohne Gewehr und ohne Handschuhe? Das wäre eine schöne Geschichte! Nein, nein, es geht durchaus nicht.“

„Nun, so laufen Sie zurück und holen Sie die Sachen!“

„Und soll Sie hier allein lassen? Das ist doch fast zu arg!“

„Dummes Zeug! laufen Sie schnell zurück; ich gehe langsam weiter, und Sie werden mich bald wieder eingeholt haben.“

Der Unterofficier schüttelte zwar den Kopf, trabte aber davon. Ich war beinahe bis an die Burg gelangt, als er keuchend und schweißtriefend wieder ankam. Nun ging's in die Burg hinein und zum Castellan. Der war nicht da, aber seine Frau.

„Ach, schönen guten Abend! Die Herren wünschen wohl die Burg zu sehen. Mein Mann kommt gleich.“

„Um Vergebung,“ sagte ich, „ich denke, ich werde wohl noch Zeit genug haben die Burg zu sehen. Ich bin als Gefangener hier.“

„Als Gefangener? Davon wissen wir ja gar nichts. Sie können heute nicht hier bleiben; wir — nun, da kommt mein Mann.“

Jetzt trat der Unterofficier auf den Castellan zu und meldete militärmäßig mich als Gefangenen an.

„Einen Gefangenen!“ sagte dieser. „Davon wissen wir hier nichts. (Später stellte es sich nämlich heraus, daß aus Versehen die gerichtliche Benachrichtigung nicht angelangt war.) Es ist nichts vorbereitet und der Gefangene kann nicht hier bleiben.“

„Ja, was sollen wir da machen?“ sagte der Unterofficier.

„Machen Sie was Sie wollen; hier bleiben kann er heute Nacht nicht. Gehen Sie mit ihm zum Herrn Director, der ist jetzt unten in Eisenach in seiner Wohnung, und hören Sie was der sagt.“

Es blieb uns nichts Anderes übrig; wir stiegen wieder hinab und gingen zum Burgdirector N. in Eisenach. Der wußte auch von nichts. Uebrigens hatte ich aber an ihn eine Empfehlung von einem meiner Verwandten.

„Ich freue mich sehr Ihre Bekanntschaft zu machen,“ sagte er. „Es muß ein Versehen sein, daß wir gar keine Nachricht bekommen haben. Hm! Was machen wir nur? Ich würde Sie sehr gern bei mir im Hause beherbergen, aber ich habe die Räumlichkeit nicht dazu. Wissen Sie was! Gehen Sie doch für eine Nacht in den ‚Mohren‘; das ist ein sehr guter Gasthof, und morgen begeben wir uns dann zusammen auf die Wartburg. Sie geben mir natürlich Ihr Ehrenwort, daß Sie nicht durchbrennen.“

Das gab ich und ging in den „Mohren“, wo sich der Unterofficier bei mir verabschiedete. Andern Tages ging ich mit dem Director auf die Burg und wurde als Gefangener installirt, d. h. ich erhielt ein sehr gutes Zimmer und ausgezeichnete Kost, die ich mir gegen Bezahlung nach Belieben bestellte.

„Wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie keinen Fluchtversuch machen wollen,“ sagte mir am Nachmittag der Castellan, „so könnten wir hier oft zusammen auf die Jagd gehen; es hat hier einen schönen Wildstand.“

So jagte ich, aß und trank vortrefflich und lebte so angenehm, daß es mir beinahe leid that, als ich erfuhr, daß meine Haft im Wege der Gnade von zwei Jahren auf vier Wochen herabgesetzt worden war.

Der sechste deutsche Feuerwehrtag zu Leipzig. Die freiwilligen Feuerwehren Deutschlands, diese schönste Blüthe des deutschen Turnwesens, werden, zum ersten Male in solcher Weise, mit den bezahlten stehenden Corps in Verbindung, im August d. J. in Leipzig zusammenkommen zum sechsten allgemeinen deutschen Feuerwehrtag. Sie finden sich zusammen, um über ihre ernste Sache zu berathen, die namentlich in letzter Zeit vielfach verbesserten Lösch- und Rettungsgeräthe zu erproben und im geselligen Verkehr mit gleichgesinnten Strebensgenossen aus allen Gauen des gesammten Vaterlandes neuen Muth und frische Kraft zu sammeln für jene Stunden, wo man ihrer so nöthig bedarf. Aus der uns vorliegenden officiellen Einladung des Local-Comité's entnehmen wir im Nachstehenden zu Nutz und Frommen unserer Leser, unter denen sich auch wohl gar mancher Feuerwehrmann befinden mag, die hauptsächlichsten Punkte.

Die Versammlung findet statt vom 19. bis 22. August und sind Anmeldungen zu derselben, möglichst durch die Commandos gemeinschaftlich für alle sich Betheiligenden der betreffenden Corps, unter Einsendung des geringen Beitrages von einem Drittel Thaler pro Mann bis spätestens den 20. Juli zu bewirken, worauf die als Legitimation dienenden Karten zugefertigt werden. Diese Karte ist erforderlich den möglicherweise Fahrpreisermäßigung bewilligenden Eisenbahn-Verwaltungen gegenüber und gewährt freien Zutritt zur Hauptversammlung, zu den Festlichkeiten und zum Besuche der während der Versammlung ununterbrochen geöffneten Ausstellung von Feuer-, Lösch- und Rettungsgeräthen und Wasserleitungs-Utensilien. — Das Programm für den sechsten deutschen Feuerwehrtag, den ersten, der überhaupt in Norddeutschland abgehalten wird, ist in Kürze: Den 19. August Abends acht Uhr Empfang der Gäste im Schützenhause; den 20., früh ein halb elf Uhr Feuerwehrtag (Berathungen) im Schützenhause, nach dessen Beendigung Concert am gleichen Orte. Der Vormittag des 21. August ist den Gästen zur freien Verfügung, zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Leipzigs und dergleichen überlassen, Nachmittags findet Manöver der Leipziger Feuerwehr, Abends acht Uhr Commers im Schützenhause statt. Vom letzten Tag, dem 22., wird der Vormittag durch specielle Besichtigung und Prüfung ausgestellter Feuerwehrrequisiten, der Nachmittag durch gemeinschaftlichen Ausflug mit Dampfboot nach dem Forsthause zum Kuhthurm ausgefüllt.

Möge dem Rufe des Local-Comité's recht zahlreiche Theilnahme folgen! An hinlänglich anregendem Stoff wird es der Versammlung nicht fehlen, wie andererseits die Feuerwehrmänner einer freundlichen Aufnahme seitens des Leipziger Publicums versichert sein können, das, wenn in letzter Zeit auch öfters in Anspruch genommen, den Männern nicht ungastlich begegnen wird, die neben ihren Berufsgeschäften noch Zeit und Kraft zu erübrigen wissen für die Erhaltung von Leben und Eigenthum ihrer Mitbürger. St.

Dank nach Südamerika und Asien (Philippinen). Herrn Justo H. Geiße in Osorno (Provinz Valdivia, Süd-Chile) und Herrn Lathart-Lutz in Manila sendet der Unterzeichnete hierdurch seinen herzlichsten Dank, nicht nur für die richtig empfangenen Zuneigungsgaben, sondern ganz besonders auch für die schriftliche Anerkennung seines Strebens, der Menschheit in Bezug auf ihre Gesundheit nützlich zu sein, welche sie jenen Gaben beifügten. Mit großer Freude erfüllt mich diese Anerkennung, weil sie mir die Befriedigung giebt, daß sich nicht blos in der nächsten Nähe, sondern auch in weiter Ferne die naturgemäße Gesundheits- und Krankheits-Behandlung Bahn bricht. Freilich werden noch manche Jahrzehnte vergehen, ehe die abergläubische Menschheit sich von der allopathischen Arzneimittelsucht und dem unsinnigen Hocuspocus mit homöopathischen Nichtsen, trockner Semmel, sympathetischen Curen und dergleichen trennen und den Naturheilungsprocessen vertrauen wird. Bock.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 30. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Balbina.

Sittenbild aus unsern Tagen.

Von Franz Hedrich.

(Fortsetzung.)

„Ist es da drinnen gar so schön, Michel?“ fragte Balbina's Mutter den aus der Kapelle heraustretenden alten Bauer.

„Nachbarin,“ erwiderte der alte Michel in Ekstase, „das ist schon prächtig. Der Hauptaltar, dann die Schnitzerei — das ist sehr schön, aber gefällt mir lange nicht am Besten! Denn sieh, geschnitzte Engel sieht man alle Tage, aber die Malerei auf der Hinterwand ist so ausgefallen, daß Du meinst, Du kannst auch greifen, was Du siehst! Das ist überaus künstlich, und sobald Du eintrittst, merkst Du schon, daß es nicht vom Schmierpeter ist! Da wirst Du die Augen aufreißen!“

„So?“ rief die Alte hochgespannt. „Ein so schönes Bild?“

„Weißt Du, Oberangerin,“ gab Michel zur Antwort, „eigentlich ein Bild ist es nicht. Die Sache ist so. Wie die Hinterwand klafterhoch und -breit hinläuft, ist sie von der Malerei ganz bedeckt. Wenn wir es doch am Ende ein Bild nennen wollen, so ist es eines, das keinen Rahmen hat, aber auch keinen braucht! Du wirst Dein Wunder daran sehen! Wenn es oben auf der Dreikönigsspitz ausgehängt wäre, so ginge ich mit meinen alten Beinen hinauf! Also behüte Dich Gott und laß Dich die Mühe nicht reuen!“

Es war Thatsache, daß das Wandgemälde, von welchem die Rede war, das allgemeine Interesse ausschließlich an sich gerissen hatte und daher der Wahl des Stoffes, so wie der Ausführung eine künstlerische Leistung zu Grunde liegen mußte, um einen so durchschlagenden Erfolg zu erzielen, wenn auch die Schwärmerei des alten Michel nicht als Maßstab des Kunstwerthes betrachtet werden konnte. Den Beifall des Landvolkes theilten aber auch die Gebildeten, worunter der Hofrath, die höheren Beamten und Geistlichen zu zählen waren. Der Guardian, ein unterrichteter und kunstsinniger Mann, unter dessen Protection das Werk zu Stande gebracht worden war, hielt es sogar für ein großes Meisterwerk.

Das Wandgemälde stellte nämlich das jüngste Gericht in einer ganz selbstständigen und gewiß geistvollen Auffassung vor, und zwar nicht den Moment der Scheidung der Seligen und der Verdammten, sondern lange Zeit, vielleicht Jahrhunderte darnach.

Der Himmel, welcher das oberste Drittel des Raumes einnahm, war, allen Abbildungen entgegen, welche ihn in seligem Selbstgenügen oder gar in Wonne schwelgen lassen, von Trauer erfüllt. Es war hohes, himmlisches Mitleid mit den ehemaligen Mitmenschen, welche nun für ewig in die Hölle gestürzt waren. Dieser Gedanke vereitelte die Seligkeit der Auserwählten, und selbst Gott Vater wendete sein ehrwürdiges Greisenhaupt bei Seite und schien die Pein seiner unerbittlichen Gerechtigkeit zu fühlen.

Der Himmel war sonach der Reflex der Hölle, auf welche der Künstler die ganze Kraft seines Talentes geworfen hatte und die sich auch auf einem doppelt größeren Raume ausbreitete. Hier war ein lebendiger Jammer, eine künstlich genährte Verzweiflung, ein psychologischer Reichthum aller Schmerzen, welche das Herz empfinden kann, eine ganze Stufenleiter innerer Qualen zu erblicken. Um zwei Hauptgruppen herum reihte sich eine Fülle kleinerer Scenen, meist pathetischer, nur selten humoristischer Natur.

Bei der einen Gruppe, welche reich an Figuren war, sprang ein König mit seinem Gefolge in die Augen. Er hatte einen brennenden Pechkranz auf dem Haupte und die Flammen bildeten seine Krone. Die Hände waren am Rücken gebunden, und er stand im geschmolzenen Silber erpreßter Steuern. Vor ihm gaukelten einige als Hofschranzen verkleidete häßliche Teufel, welche ihn unter Grimassen tiefster Devotion verhöhnten und sogar anspieen. Zu seinen Füßen spielten einige noch unausgewachsene, kinderähnliche Teufelchen mit seinem Reichsapfel Fangball. Einige Minister, im Leben gewöhnt sich mit der Unverantwortlichkeit der Krone zu decken, waren auf diesem Platze nicht so glücklich, sich hinter dem Rücken des Monarchen vor den Griffen der Ungeheuer sicher zu stellen. Einer derselben ließ sich in feigster Angst wie ein Kautschukmann beliebig zusammendrücken; eine andere Excellenz hielt ein Teufel im linken Arm, wie eine Baßgeige, welcher sie auch frappant ähnlich sah, während seine Rechte mit dem Behagen eines passionirten Musikers dieselbe über den Rücken mit einem Schwerte strich, eigentlich sägte. Der König, von solchen Excessen umgeben und von eigenen Qualen gepeinigt, stand dennoch unverzagt da, das Gesicht mit einem knirschenden, blasphemischen Ausdruck gegen den Himmel gekehrt, auf welchen er im Leben so sicher gerechnet und der ihn nun so im Stiche ließ.

Bei der anderen Gruppe sah man einen See, über welchem eine Unzahl auf das Dichteste aneinandergedrängter Weiberköpfe in Hohlkugelform hoch in der Luft schwebte und gleichsam das Firmament bildete. Es waren Köpfe gefallener Mädchen, von Sünderinnen und Verbrecherinnen aller Art, mit dem abwechslungsreichsten Ausdrucke von Verzweiflung und Entsetzen und Reue, meist jung und schön. Aus aller Augen perlten Thränentropfen

hervor, welche, unten in einem weiten Becken aufgefangen, jenen Thränensee bildeten. Dieser See half eine von allen Seiten von unzugänglichen Felsen umringte, kerkerartige Einöde abschließen. Das durchweg nackte Gestein und das grünliche, durchsichtige Wasser, an dessen Ufer wenig blattloses Krüppelholz stand und einige Legföhren hinkrochen, zeigten an, daß dieses Terrain in hoher, frostiger Bergregion gelegen war.

Diese Landschaft war der grauenvolle Aufenthalt eines jungen, reizenden Weibes in poetisch ausgeschmückter Bauerntracht. Es floh in wildester Eile vom Ufer in den Hintergrund hin, die eine Hälfte des lieblich sanften, seelischen, aber von Entsetzen entstellten Gesichtes zurückwendend. Es war, als wollte es noch einmal zurückschauen, ohne jedoch den Muth und die Kraft dazu zu finden, denn dahinter aus dem See blickten die Füße eines Kindes oder Säuglings hervor, welcher hineingeworfen worden war und zu Grunde sank. Ueber dem Kopfe des schönen unglücklichen Weibes und über dem Haare, das sich auf der Flucht ganz gelöst hatte, schwirrten phantastische Insecten, welche das Opfer gleich wüthenden Hornissen und Bremsen verfolgten und die schrecklichen Gedanken und Gewissensbisse symbolisirten.

Um diese beschriebenen drei Hauptgruppen herum schlang sich noch ein reicheres Detail kleinerer Scenen, welche gleichfalls innerhalb des Ideenkreises und Fassungsvermögens des Landvolkes lagen und hauptsächlich deshalb ihre sofortige Wirkung hervorbrachten.

Der alte Nachbar Michel war schon eine gute Weile fortgewesen, ehe es Balbina's Mutter gelungen war, an die Schwelle der Kapelle zu treten, oder vielmehr hineingeschoben und hineingestoßen zu werden.

In diesem Augenblicke erschallte aus dem Hintergrunde der Kapelle ein geller, das Mark durchdringender Weiberschrei, dem das laute Gemurmel der versammelten Menge folgte. Gleichzeitig war eine Bewegung im Innern des Kirchleins entstanden, die Leute mußten zurückweichen und Platz machen. Auch die alte Frau war wieder in's Freie bei Seite geschoben worden. Bald darauf trugen vier Männer eine Frauensperson hinaus.

Die alte Frau, die auf ihrem Platze nichts sehen konnte und nur gehört hatte, was vorging, fragte einen vor ihr stehenden großen Burschen mit athemloser Hast:

„Es wird doch nicht Balbina sein?"

„Die ist es schon," war die kurze Antwort.

Die alte Frau stürzte blindlings nach, erreichte aber den Zug erst in des Küsters Hofe, wo ein Brunnen stand, in dessen Nähe Balbina auf einen Rasen soeben hingelegt worden war.

Das Aussehen des Mädchens war erschreckend; es war bleich, entfärbt, ein wahrhaftes Wachsgesicht, wie todt.

„Du darfst Dich nicht so ängstigen," sagte einer der Männer, die Balbina getragen hatten, zu deren Mutter, welche unter tiefen Wehklagen alle Anstrengungen machte, ihr Kind zur Besinnung zurückzuführen. „Bei dem Gedräng' und der Hitze ist nichts leichter! Während des Hochamts ist die Müllerin gerade so hingefallen. Sie kommt schon zu sich."

Dieses Prognostikon traf ein, hatte aber ein besorgtes Mutterherz zu lange auf sich warten lassen. Endlich regte und rührte sich Balbina, hatte die Augen aufgeschlagen und wurde mit der Mutter Hülfe in eine sitzende Stellung gebracht, in welcher sie tiefe Athemzüge that und eine Weile mit gesenktem Kopfe sprachlos verblieb. Mit dem Eintritt dieses Moments hatten sich die Neugierigen, die sich angesammelt, entfernt und Mutter und Tochter allein gelassen.

„Mutter," sagte Balbina mit schwacher Stimme und düsteren Blicken, „das thut wohl! Ja, daheim ist daheim! Ich habe es vorhergesagt, wie schrecklich mir unter den Leuten ist. Du bist schuld!"

„Hätt' ich das vorher gewußt!" seufzte die Mutter.

„Aber," sagte Balbina, plötzlich sich ringsherum scharf umsehend, „wir sind ja nicht zu Hause! Wo hast Du mich wieder hingeführt?"

„Sprich nicht so viel, liebes Kind," bat die Mutter, die Tochter zärtlich an sich drückend. „Du bist noch voll Schwindel! Halte Dich nur ein Weilchen ganz ruhig, dann geht Alles vorüber!"

„Nein," rief Balbina, indem sie sich wie ein Blitz erhob. „Ich bin nicht so schwach und bleibe nicht, ich will nach Hause!"

Mit den letzten Worten im Munde eilte sie schon zu der Thür, die aus dem Hofe in's Freie führte, hinaus, ohne sich von den Rufen der Mutter zurückhalten zu lassen. Draußen aber, sobald sie die Menschenmenge erblickt hatte, prallte sie zurück und sagte, auf die Mutter zueilend, ganz bestürzt:

„Die Leute! Da kann ich nicht durch und nicht vorbei! Lieber hier in diesen Brunnen, als unter die Leute! Ich müßte mich zu Tode schämen!"

„Fahre nicht gleich so auf," beschwichtigte sie die Mutter. „Das ist ja sonst nicht Deine Art, aber daraus siehst Du, daß Du Dich noch still verhalten mußt, damit Dein Blut aus seiner Unruhe kommt. Wir wollen zum Hinterpförtchen hinausgehen, wenn Du es willst. Mir ist es ja recht. Wir wollen uns führen, Balbinchen!"

Sie nahm die Tochter am Arm, und Beide gingen auf einem Umwege rückwärts hinaus.

„Warum hättest Du Dich zu schämen?" brach die Mutter das bisherige Schweigen, als sie auf einen einsamen Feldweg gekommen waren. „Eine Ohnmacht ist ja keine Schande und kein Verbrechen! Das kann auch der Frau Hofräthin und sogar der Kaiserin geschehen."

„Der Feldweg ist schmal," sagte Balbina darauf. „Laß mich los!"

Sie entzog der Mutter ihren Arm und ging voran, erst in ziemlich gleichem Schritte, bald aber schneller und immer schneller, ohne auf die Zurufe der Mutter zu hören, und bald war sie auf dem beholzten Fußsteig, der die Halde hinaufführte, entschwunden. Die Mutter erblickte sie nicht eher wieder, als bis sie zu Hause angekommen war.

Balbina war schon lange in ihrer Kammer, die im oberen Stockwerk lag, als die Mutter dort eintrat. Das Mädchen war noch in ihrem ganzen Sonntagsstaat, ohne ein einziges Stücklein abgelegt zu haben.

„Wo willst Du denn hin?" fragte die Mutter, darauf anspielend, mit erzwungenem Lächeln, während sie die Tochter ängstlich beobachtete.

„Ich danke dem Schöpfer, daß ich hier bin!" sagte Balbina und gleichzeitig brach ihre tiefe Aufregung ganz hervor. „Von hier bringt mich Niemand mehr heraus! - Ich muß dableiben! Ich kann mich in diesem Leben nicht mehr öffentlich zeigen! O, diese Schande — ach, wär' ich gestorben, ehe ich so Etwas erlebt!"

„Aber, liebe Närrin," wollte die Mutter ihr zureden, als die Tochter wieder sagte:

„Hast Du es nicht selbst gehört? Alles hat auf mich gedeutet, mich groß angeschaut, laut und heimlich sich es gesagt! O, stelle Dich nicht so, Mutter! Wo hättest Du die Ohren gehabt? ‚Balbina ist es,' schrie Alles um mich her wie aus einem Munde! ‚Balbina ist es,' das sagte man ohne Ende! Ja, es ist wahr, ich bin es! Ich habe es mit eigenen Augen gesehen! Wer hat mich an die Wand einer Kirche für ewige Zeiten so hingemalt? Lange, lange hab' ich darauf geschaut und nicht geglaubt, daß ich es bin, da aber alle Leute gerufen haben: ‚Balbina ist es!' so hab' ich eingesehen, daß ich nicht blos träume! Ich bin es und ich bin es!"

Sie rang verzweiflungsvoll die Hand, sich zu Boden krümmend.

„Aber nein," sagte die Mutter, über den Zustand der Tochter auf's Höchste beunruhigt, „Du bist es nicht! Kein Mensch hat es gesagt! Niemandem ist es eingefallen, als Dir, weil Du noch im Schwindel redest und durch Dein tolles Nachhauselaufen Dein Blut wieder rebellisch gemacht hast! Ich hätte es ja gehört —"

„Hast Du es denn nicht selbst gesehen," sagte Balbina, „und die Aehnlichkeit herausgefunden?"

„Ich habe die Malerei freilich nicht gesehen," versetzte die Alte, „denn als ich eintreten sollte, da haben sie Dich, unglückseliges Kind, eben herausgetragen!"

„Dann hast Du es doch gehört," sagte Balbina rasch. „Da war schon aller Leute Mund voll davon!"

„Einbildung, nichts als Einbildung," erwiderte die Mutter. „Unsere Kuhmagd war auch in der Kapelle. Ich gehe, sie zu rufen und zu fragen!"

„Bleib!" rief die Tochter. „Ich habe sie bereits gefragt.

Sie leugnet es, wie Du, weil sie mir gut ist. O, gäbe der Himmel, daß ich es nicht gewesen wäre! Ich bin es aber, ich bin es! Wenn ich an diese Schande denke, so können sich alle meine Gedanken verkehren und ineinander verwirren!"

„Kein Wunder!" rief die Mutter jammernd. „Du sprichst im Fieber. Du mußt einen Löffel voll von den Tropfen einnehmen. Wo hast Du die Flasche? Das wird Dich ruhiger machen. Aber noch besser, ich schicke gleich hinunter zum alten Balthasar —"

„Ich will ihn nicht!" fuhr Balbina ganz schreckenbleich zusammen. „Ich brauch ihn nicht! Willst Du mich todt machen?"

„Also nicht," versetzte die Mutter, allen Launen der Kranken nachgebend. „Sei ruhig; er soll nicht kommen, bis Du ihn haben willst!"

„Laß mich allein," sprach Balbina, „das hilft mir am Besten. Ich lege mich — ich bin so müde — ein Stündlein Schlaf und mir wird wieder gut werden, so gut, als es sein kann, wenn man in einer Kirche an die Wand gemalt ist!"

Sie taumelte bis an's Bett und fiel hinein. Die Mutter nahm ihr die Golddraht-Haube und alle lästigen Kleidungsstücke ab, worauf sie sich entfernte, da Balbina inzwischen die Augen geschlossen und sich nicht mehr geregt hatte.

Als die Mutter dann herabgekommen war, sagte sie zur Kuhmagd:

„Sag' mir, um Gotteswillen, was ist denn mit der Malerei in der Kapelle? Balbina ist wie närrisch!"

„Nichts ist es," versetzte die Kuhmagd. „Gar nichts. Ich habe es der Balbina auch schon gesagt. Sie rappelt! Sie rappelt, wenn sie es sagt! Keinem Menschen ist so Etwas in den Sinn gekommen, ich bin lange genug in der Kapelle vor dem Bild dagestanden. Aber, Frau, merkst Du denn nicht, was mit ihr ist? Ich bin jetzt den dritten Sommer hier und habe selbst gesehen, daß Balbina um Himmelfahrt herum jedesmal ganz aus dem Häuschen ist!"

„O, Du hast Recht, Du hast Recht," stimmte die Alte klagend ihr bei.

„Sobald aber die Zeit weiter kommt," fuhr die Kuhmagd fort, „wird es besser und geht vorüber, und so wird es auch diesmal sein."

„Gott geb' es!" wünschte die Mutter, die Hände faltend. „Gott geb' es!"

„Die Leute müssen doch Recht haben," sprach die Kuhmagd weiter, „wenn sie sagen, daß sie noch immer an den Veit denkt. Es soll gerade Himmelfahrt gewesen sein, als er auf und davon ist."

„Sehr möglich," erwiderte die Frau, „aber an dem Unglück ist nur mein Mann — Gott hab' ihn selig! — schuld. Er war zu streng, zu hart und konnte den Veit nicht leiden —"

„Nach so langer Zeit," bemerkte die Kuhmagd, „sollte es auch schon ruhen. Die gestrige Nacht kann Balbina auch nicht viel geschlafen haben. Ich hörte sie, so oft ich erwachte, über mir herumgehen und sich bewegen."

„O ich auch, ich auch," sagte die Mutter. „Mein Gott, mein Gott! Ein einziges Kind hab' ich, aber ich weiß nicht, ob ich mehr Sorgen hätte, wenn ich ihrer zehn, wie meine Schwester, hätte!"

Sie hatte sich darauf in die Stube begeben, wo sie sich zu den ersten Bissen zwang, da sie seit dem Morgen Nichts zu sich genommen hatte. Die Nacht war hereingebrochen und Balbina hatte sich in ihrer Kammer noch immer nicht gerührt, wie oft auch die besorgte Mutter heraufgekommen war und an ihrer Thür gelauscht hatte. Der Himmel hatte sich umzogen. Die Wolken gingen zwar noch sehr hoch, weissagten aber den Ausbruch eines Gewitters. Ein wüthender Sturm heulte an den Felswänden, die Bäume auf den Höhen rauschten, wie wilde Wasserfälle.

Die alte Frau hatte lange gewacht, um bei der Hand zu sein, wenn Balbina sich melden oder herunterkommen sollte, bis ihr auf ein Mal die Augen von selbst zugefallen waren. Es war Mitternacht längst vorüber, als sie plötzlich munter wurde. Ohne Zweifel war sie von den Tritten geweckt worden, welche sie schon im leisen Schlafe mütterlicher Besorgniß durch die Decke hindurch vernommen hatte. Sie griff nach der Oellampe, um sich sogleich hinauf zu verfügen, als in dem Moment die ganze Zimmerdecke wiederhallte, wie wenn in der oberen Kammer ein schwerer Gegenstand zu Boden geworfen worden wäre.

Athemlos kam die Alte oben an. Die Kammer war stockfinster, aber der Schein der Oellampe zeigte ihr sofort Balbina, welche auf dem Rücken, der ganzen Länge nach, auf dem Boden lag.

„Balbina!" rief die Mutter außer sich, allein ihre Mienen ebneten sich, als die Tochter auf den Ruf sich zusammengerafft hatte und sogleich emporgesprungen war.

Balbina's Aussehen war verstört, das Haar wirr, das Gesicht von einer eigenthümlichen, von höchster Aufregung zeugenden Blässe, auf der Stirn und um die Nase herum hingen leichte Schweißperlen.

„Gottlob, daß Du kommst, Mutter!" rief sie mit wilder Lebhaftigkeit. „Um mich wär' es sonst geschehn! Laß mich nie mehr allein, o es ist gräßlich, ich halte es nicht aus! Sie kommen — sie kommen gewiß wieder und schleppen mich mit sich fort! Laß mich nicht allein, liebste Mutter, oder Du siehst mich nie wieder! Sie kommen gewiß und passen mich ab — ach, lieber sollte mich der Satan anfassen, als diese Kerle mit solchen entsetzlichen Gesichtern!"

„Grundgütiger Heiland!" schrie die Mutter, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend. „Bist Du bei Trost? Niemand will Dir Etwas thun, alle Leute haben Dich lieb, nur Du quälst Dich allein und mich mit Dir! Das ist sauber! Ich denke, Du schläfst —"

„Ich habe geschlafen," fiel ihr Balbina in's Wort, „aber die Träume, die Träume! Das sollte nicht sein! Wie in Verzweiflung bin ich aus dem Bett gefahren und bin hier an das offene Fenster getreten und habe die Hände gefaltet und drüben auf die drei Kreuze geschaut und zum Erlöser gebetet und ihn mit Thränen inbrünstig um Hülfe angefleht, daß sich ein Stein meiner erbarmt hätte! Da — höre doch, Mutter! — da fangen sich drüben die Kreuze zu bewegen an, ja — schüttle nicht den Kopf — die Kreuze gingen herum, ich habe es nicht blos gesehen, sondern auch gehört, wie das schwere Holz auf den Steinplatten angeschlagen hat! Da kommen sie heran, immer näher, immer näher, und als ich ganz deutlich sehen kann, sind es nicht drei Kreuze, sondern nur zwei! Es sind die Kreuze, auf welchen die Schächer hängen — diese kommen heran, Christus hat sich gar nicht gerührt, er allein hat sich von seinem Fleck nicht gerührt!"

„O hör' auf!" schrie die Mutter, die es kalt überlief.

„Wenn es nur aus wäre," fuhr Balbina noch exaltirter fort. „Die Schächer kommen und stellen sich hier an diesem Fenster ganz knapp vor mich hin. Ich war wie starr. Ihre Gesichter kann ich in diesem Leben nie wieder vergessen! Sie erheben die Köpfe, sie arbeiten sich einen Arm aus den Stricken los, mit dem andern halten sie sich an den Kreuzen — ich sehe, wie sie nach mir langen wollen, dennoch kann ich nicht vom Fenster fort! Ich habe Todesangst, ich will davonrennen, aber meine Füße sind Blei. Endlich kommen die zwei schrecklichen Arme fast bis an mich heran — da fall' ich vor Entsetzen zurück und das war das Glück! Mit ihren Fingerspitzen haben sie mich schon berührt!"

„Unglückliche," klagte die Mutter, „aber doch nicht unglücklicher, als ich es bin! Wie soll ich Dir von diesen tollen Einfällen helfen! Komm' und setze Dich auf das Bett neben mich und sage mir und beichte mir einmal aufrichtig, was Dir ist und was Dich auf solche Gedanken bringt! Vor Deiner Mutter sollst Du nicht immer wie das Buch mit den sieben Siegeln sein. Komm', komm', meine einzige Balbina!"

„Ja, Mutter," sagte Balbina mit einer beinahe schüchternen Fügsamkeit, als wenn ihr sonst starker Wille vollständig gebrochen wäre. „Doch sei so gut und schließe das Fenster zuvor recht fest zu!"

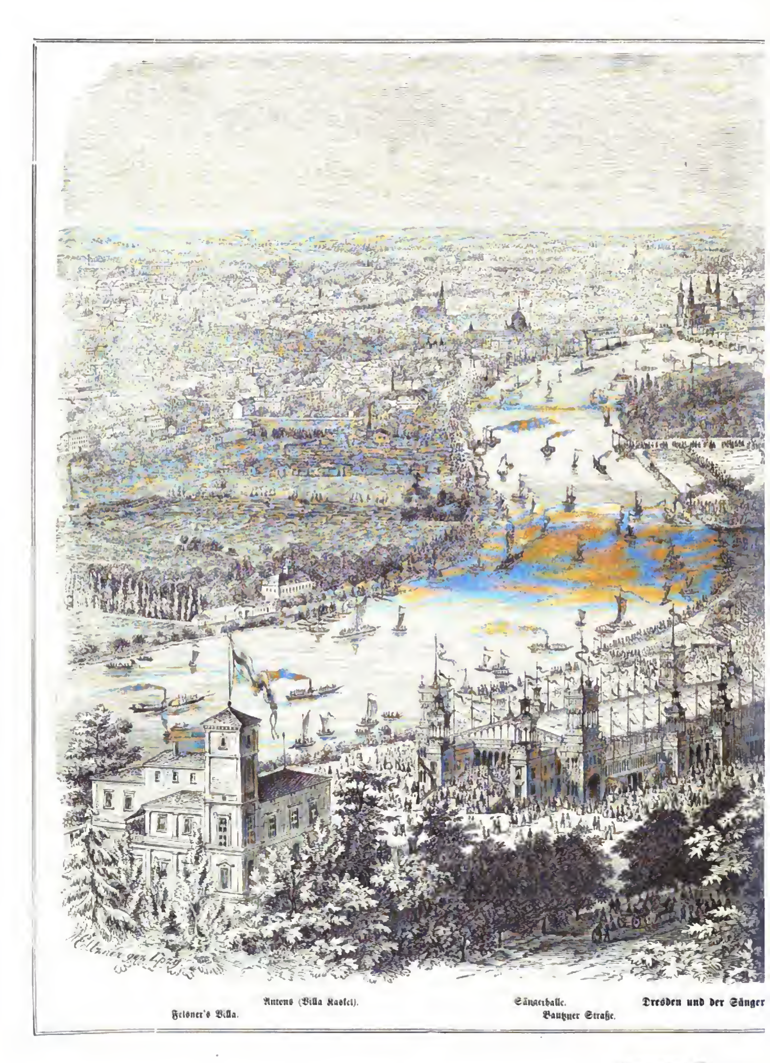
Die Mutter hatte das Fenster geschlossen und setzte sich auf einen Stuhl neben dem Bett, auf welches sich Balbina bereits niedergelassen hatte.

„Nicht wahr," begann die Mutter vertraulich, „Du denkst immerfort an den Veit —"

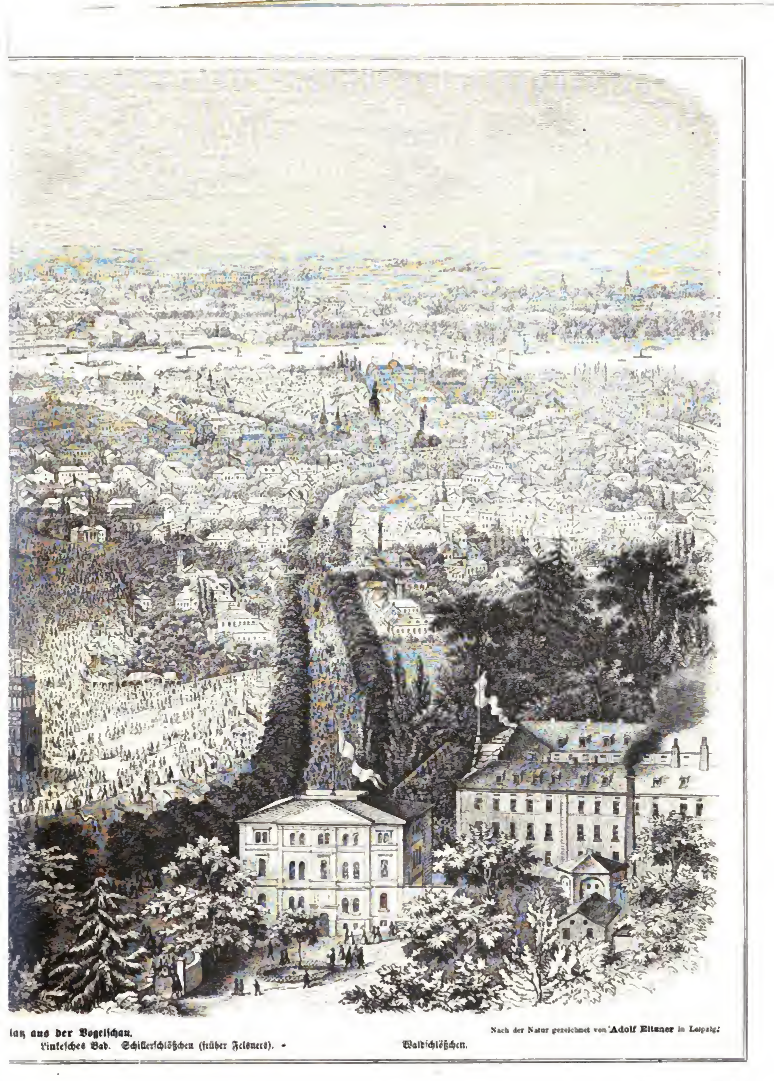
„Ja," versetzte die Tochter, sehr lebhaft auffahrend, „an ihn und Alles, was darumhängt, und das ist mein Fluch!"

„So haben die Leute wirklich Recht," warf die Mutter hin.

„Die Leute haben Recht!" sagte Balbina, „und auch der Maler hat Recht! Ich habe geschwiegen, so lange es Niemand gewußt hat, als ich allein, und wenn ich es Dir noch immer nicht gestehe, so hörst Du es morgen von allen Leuten an allen Ecken ohnedies! Hilf mir, rathe mir! Ich will es Dir so er-



Feldner's Villa. Antons (Villa Kaskel). Sängerhalle. Bautzner Straße. **Dresden und der Sänger**



laß aus der Vogelschau. Nach der Natur gezeichnet von **Adolf Eltzner** in Leipzig.

Linke'sches Bad. Schillerschlößchen (früher Felsners). Waldschlößchen.

zählen, wie wenn ich schon vor Gottes Richterstuhl stehen würde und bekennen müßte! Ich freue mich sogar, Dir Alles mitzutheilen, es wird mir gewiß leichter, denn Du glaubst gar nicht, welche Last ein solches Schweigen ist und wie ein so verstecktes Herzleid am Herzen frißt! O hätte ich Dir längst Alles anvertraut, o hätte ich gleich von allem Anfang an Alles gestanden, dann wäre es vielleicht ganz gut und ganz glücklich ausgegangen, dann hätt' ich auch nie einen Tag wie den heutigen erlebt und die beiden Schächer wären gewiß nicht gekommen."

Sie sank nach den Worten, in Schmerz und Wehmuth zerflossen, auf das Kissen. Die alte Mutter stand, auf die Enthüllungen wartend und vor ihnen zitternd, da, bis sich Balbina gesammelt und wieder erhoben hatte.

„Jetzt höre Alles," sagte Balbina, während sie die Hand der Mutter ergriff, „versprich mir aber, daß Du mir Alles glaubst!"

„Geschwiegen hast Du oft," versetzte die Mutter, „gelogen noch nicht!"

Balbina wollte beginnen und hatte schon das Wort auf der Lippe, schluckte es aber rasch hinab, wie wenn sie den Muth verloren hätte. Eine Pause war eingetreten, als sie plötzlich den Kopf wieder erhob und, die Worte furchtsam hinhauchend, sagte:

„Einen einzigen Sommer im Leben war ich auf unserer Alm Almerin —"

„Das ist wahr," versetzte die Mutter voll Erwartung. „Ich und der Vater wollten es gar nicht zugeben."

„Hast Du Dir Nichts dabei gedacht," fragte Balbina, ängstlich auf die Antwort lauschend, „daß ich damals darauf so bestanden habe?"

„Gewiß," sagte die Mutter. „Du wärst aber mit dem Veit doch zusammengekommen, wenn Du auch nicht oben gewesen wärst."

„Ach, hättest Du es mir nicht erlaubt!" schrie Balbina laut auf und brach jammernd die Hände. „Ich bin einem größeren Unglück entgegengegangen, als sonst zu befürchten gewesen wäre! Ich habe eine schwere Ursache gehabt, auf die Alm zu gehen. Ich habe gewollt, daß ihr mich nicht länger seht, Nichts von der Schande wißt, die ich über Euch und mich selbst bringe —"

„Mein Gott!" rief die Mutter mit schreckengleicher Ueberraschung emporfahrend. „So weit —"

„So weit ist es mit mir gekommen!" ächzte Balbina unter dem Tuche, mit welchem sie ihr schamerglühtes Gesicht bedeckt hatte, dumpf hervor. „Gerade den Tag vor Himmelfahrt kam das Kind zur Welt — —"

„Und —" fragte die Mutter, das entsetzliche Gewicht ihrer Frage fühlend, mit bebender Stimme, „und was ist aus dem Kind geworden?"

„O Mutter!" schrie Balbina auf, indem sie emporsprang und alle ihre Gesichtszüge, die seither beruhigt waren, den früheren Ausdruck fieberischer, wilder Aufregung annahmen. „Jetzt erst wird es schlimm! Ich liege auf dem Heuboden, das Kind schläft neben mir. Da hör' ich die Stimme des Vaters. Er flucht, weil er mich nirgends findet. Ich kann mich nicht rühren, kann auch nicht antworten. O, wäre Veit einige Stunden früher gekommen, als der Vater, so hätte er das Kind mitgenommen und es wäre in den besten Händen aufbewahrt gewesen! Da seh' ich, daß der Vater auf den Heuboden hinaufkommt — die Leiter rührt sich — und in diesem Augenblicke giebt das Kind einen Laut von sich. Da schießt Kraft in mich. Ich verberge das Kind unter dem Heu und lege die Hand auf seinen Mund. Da schaut schon der Kopf meines Vaters herein. ‚Bist Du taub?' schreit er mich an. ‚Ich bin krank,' geb' ich nach Gott weiß wie viel Zeit zur Antwort. ‚Wo fehlt's?' sagt er darauf. ‚Du siehst wirklich recht übel aus.' Ich sagte: ‚O mir ist auch übel! Geh geschwind hinab und laß den alten Balthasar kommen!' ‚Gut,' sprach der Vater, ‚mir scheint selbst, daß es vonnöthen ist. Aber warum hast Du Dich auf den Heuboden gelegt?' ‚Ich weiß gar nicht,' sag' ich mit einem gescheidten Einfall. ‚Ich gehe hinab, geh nur voran!' Der Vater stieg hinab, meine Glieder zitterten so, daß er mir von der Leiter hinabhelfen und mich in die Kammer hineintragen mußte. Der Vater ist nicht lang geblieben wegen Balthasar —"

„Das war also damals Deine Krankheit!" rief die Mutter, der ein spätes und fürchterliches Licht aufgegangen war, sich auf die Stirn klopfend.

„Eilends bin ich auf den Heuboden wieder hinauf," fuhr Balbina, wie von dem Entsetzen ihrer Geständnisse fortgerissen, fort, „um nach dem Kinde zu sehen. O hätte es mir doch von Weitem entgegengeweint! Mutter — — es war erstickt —!"

Die Alte that einen Schrei.

„Es war erstickt!" wiederholte die Tochter mit noch stärkerer Betonung, ohne Rücksicht auf die zurückfahrende Mutter, nur dem unheimlichen Genius gehorchend, welcher ihr heute mit sinnverwirrender Gewalt die finsteren Geheimnisse abpreßte. „Ich war wie verrückt. Stunden vergingen auf Stunden — was half das? Es war erstickt. Da wickle ich es in ein Tuch — ich wußte noch nicht, was damit — ich laufe das breite Geröll hinauf — immer höher und höher, und mein Bündel war so schwer! Ich komme so weit hinauf, bis unter die Dreikönigsspitz und wußte noch immer nicht wohin, aber immer höher treibt's mich, als wollte ich auf meinen Händen das Kind bis in den Himmel tragen! Da — da steh' ich plötzlich vor dem kleinen grünen See und ohne mich weiter zu besinnen, werf' ich das Kind hinein und ohne zu warten, renne ich, vom Satan gejagt, wieder zurück. Ich liege im Sterben darauf in meiner Kammer, als der alte Balthasar kommt. Ich lüge ihm Allerlei vor, er aber sagt: ‚Du, das ist anders. Wo ist das Kind?' Ich hab' ihm gleich die Wahrheit gesagt. Er sagte: ‚Hast Du nicht warten können, bis ich komme? Ich hätte es untergebracht. Wenn es nach ein paar Tagen aufgeworfen wird und aus dem Wasser schaut, wie dann?' Dieser Gedanke hat mein Hirn durchbohrt und steckt noch darin. Gleich am anderen Morgen hab' ich zum Dreikönigssee hinauflaufen wollen, und an jedem Tage bis heut, doch vermocht hab' ich es nicht — drum ängstigt's mich, drum schlaf ich nicht — drum geh ich zu Grund und das Kind kommt vom Grund über das Wasser hinauf! Das begreifst Du —"

Sie stierte die Mutter an, wie eine Geistesabwesende.

„Du erzählst mir ein schreckliches Unglück," sagte die Alte, „aber es ist nicht so, daß es nicht schlimmer hätte ausfallen können, denn Deine Hand hat sich an Nichts vergriffen, was leben soll, sondern ist selbst unglücklich gewesen! Fasse Dich und Gott wird Dir verzeihen, wie ich Dir verzeihe!"

„Warum hat mich aber Veit verflucht?" rief Balbina jammervoll. „Er ist an's Ende der Welt gelaufen, um nicht jemals wieder meine Hände zu berühren! Mir sollten auch die Hände abgehauen werden, wenigstens die eine ungeschickte Unglückshand!"

„Ach, leg' Dich, leg' Dich, unglückliches Kind!" rief die Mutter, von dem Zustande der Tochter nicht weniger, als von den Enthüllungen entsetzt. „Du brauchst Ruhe, schlaf, oder Du kommst noch von Sinnen!"

Sie faßte sie am Arme und wollte sie in's Bett drängen.

„Ruhe?" sprach Balbina in tiefster Betrübniß. „Wer könnte ruhen und schlafen, wenn alle Leute um ihn herum ‚Balbina ist es!' schreien? Balbina ist es! und wer stopft der ganzen Welt den Mund?"

„Es weiß es Niemand —" sagte die Mutter zum Troste. „Nur Du fühlst's es —"

„Es ist heraus," rief Balbina, „für immer heraus! Der Dreikönigssee ist in die Kapelle hinuntergeflossen und steht dort an der Wand! Das Kind schwimmt oben und ich werde dabei erwischt! Alle Kirchenleute sehen mich — Mutter, ist denn das Nichts? Doch horch —"

Sie horchte, plötzlich von einer entsetzlichen Angst ergriffen.

„Es ist ja Nichts," sagte die Mutter im Tone der Beruhigung.

„Es hat geklopft!" flüsterte Balbina, sich mit zitternder Hand an die Mutter anklammernd.

„Der Wind, der Wind," sagte die Mutter.

„Nein," rief Balbina mit der Energie, die einem hochgestiegenen Paroxysmus eigen ist, „an's Fenster hat's geklopft! Oeffne, um Himmelswillen, nicht! Siehst Du dahinter die Gesichter? O, die Schächer, die Schächer! Sie steigen ein — ich sehe den Fuß des einen und auch schon des anderen — weh mir!"

Sie that ein paar Schritte, als wollte sie die Flucht mit rasender Eile ergreifen, und stürzte besinnungslos zu Boden hin. Die Unglückliche erholte sich wieder, nachdem sie mit Hülfe der herbeigerufenen Magd in's Bett gebracht worden war und einige Zeit geruht hatte, aber ihr Geist war gestört, und die Schächer verließen sie nicht mehr.

(Schluß folgt.)

Zwei deutsche Nationalfeste.

Als wäre im lieben deutschen Vaterlande eitel Lust und Glück, eitel Friede und Eintracht zu finden; als gäbe es keinen Bruderstamm im Norden, der noch immer verlassen ist, kein bodenloses Deficit in Oesterreich, kein Bismarck'sches Regiment, keinen Zwiespalt zwischen Krone und Volk in Preußen, keine Mittelstaaten und keinen Bundestag, kein Mecklenburg, kein Kurhessen und kein Nassau, nicht aller Orten und Enden Schmerzensschreie und Schmerzenskinder, keine Rivalitäten und Piquanterien zwischen Nord und Süd — so laut und jubelvoll ist der Monat Juli in's Land gerückt, ein wahrer Festmond. Noch hallen die Büchsen der deutschen Schützen hinaus in die Niederungen und Marschen am Weserstrande, und schon ziehen von allerwärts, wo die deutsche Zunge klingt und singt, selbst über das Weltmeer herüber, die Vorposten der deutschen Sänger ein in die reizende Königsstadt an der Elbe zu heiterem, liederreichem Feste.

Folgen wir ihren Schaaren, drängen wir einmal zurück Alles, was uns auf der deutschen Brust lastet, zurück die Sorge und Kümmerniß ob unserer staatlichen Wirren und Fesseln; vergessen wir die mancherlei Bedenken, die über das Zeitgemäße einer solchen Doppelfeier in uns aufsteigen wollen, erkennen wir vielmehr an, wie diesen Nationalfesten mindestens das tröstliche Moment nicht abgestritten werden kann, daß sie wieder und immer wieder das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit unter den verschiedenen deutschen Stämmen und Stämmchen wachrütteln und nähren, ein Bewußtsein, das uns schließlich doch zum heißerstrebten Ziele, zur nationalen Einheit, führen muß. Gewiß sind dergleichen von Zeit zu Zeit wiederkehrende Volksfeste, mögen sie ausgehen von Turnern, von Schützen oder von Sängern, ein mächtiger Hebel zur Belebung des Patriotismus, jenes Patriotismus, der sich hinausschwingt über die zwei- und dreifarbigen Schlagbäume und Markpfosten der einzelnen größeren und kleineren Vaterländer und nicht abläßt in seinem Ringen, bis es Wahrheit, lebendige glückliche Gegenwart geworden ist, das tausend und abertausend Male gesungene Wort des alten treuen Arndt: „Das ganze Deutschland soll es sein!" Und darum grüßen wir die beiden großen Feste, mit welchen sich der ganze Juli von 1865 roth einzeichnet in unsere Kalender und unvertilglich eingräbt in unser Gedächtniß, aus vollem, freudigem, hoffnungsreichem Herzen!

Im gesegneten Franken war es, unter den Burgwällen der alten Veste zu Coburg, wo man am 21. Sept. 1862 den bereits 1861 auf dem Gesangsfeste zu Nürnberg beschlossenen großen deutschen Sängerbund, eine Vereinigung der sämmtlichen einzelnen Gau- und Kreisbünde, wirklich in's Dasein rief und zugleich Dresden als den Festort für die erste gemeinschaftliche Sangesfeier in Aussicht nahm, obschon den sächsischen Sangesbrüdern, den vielgeneckten „Schmerzenssächsern", selbst erst im Jahre 1863 der Beitritt zu dem neuen Bunde hochbeuftlich gestattet wurde.

Dresden! Weckt nicht der bloße Name schon das günstigste Vorurtheil für die getroffene Wahl? Wir brauchen nicht zu schildern, wie entzückend die Scenerie ist, welche die Natur in wechselreichster Fülle um den Festort gruppirt hat; ein gut Theil unserer Leser kennt aus eigenem Augenscheine — gar viele aus häufigem Augenscheine — die lieblichen Umgebungen, welche, im Verein mit einer Reihe der seltensten Kunstschätze, die sächsische Residenz zu einem Hauptziel der Touristen aller reisenden Nationen, zu einer der bevölkertsten Fremdencolonien auf deutschem Boden gemacht haben. Wer ist nicht schon manch liebes Mal durch das herrliche Stromthal gezogen, das von hier aus sich auf- und abwärts öffnet, durch das romantische Hochland mit den wunderbaren Sandsteingebilden, den grünen Schluchten und weitschauenden Höhen gewandert, welches als „sächsische Schweiz" Ruf hat weit über Deutschlands Grenzen hinaus? Wem aber noch nicht vergönnt war, sich Aug' und Herz an dieser Landschaft zu erquicken, den wird ein Blick auf unsere Abbildung mindestens mit einer Ahnung von der Anmuth und Schönheit der erkorenen Festlocalität zu erfüllen im Stande sein.

Wir gehen vom Mittelpunkt der Stadt, dem Schloßplatze aus. Das ist ihr eigentlicher Brennpunkt, hier gruppirt sich fast Alles zusammen, was den Fremden zunächst in Dresden anzieht: Schloß, katholische Kirche, Museum, Zwinger, Theater, Brühl'sche Terrasse und vor Allem auch — Helbig, Helbig die weltbekannte Restauration an der Elbe, mit ihrem Conglomerat von Häusern, mit dem Gewirr ihrer von früh bis spät gefüllten Zimmer, Säle und Galerien und dem langgedehnten prächtigen Platze am Flusse. Hier, vor einer von Helbig's Thüren, steigen wir in den Omnibus; er trägt uns über die Brücke, die alte berühmte Elbbrücke, — seine „große Brücke" nennt sie der Dresdener mit Stolz — auf das rechte Ufer in die heitere, weitstraßige Neustadt hinein. Freundlicher und freundlicher werden die Häuser, die Plätze, immer mehr und immer größer drängen sich Bäume und Gärten zwischen die Wohnungen, elegante Lustorte, vornehme Villen winken rechts und links, wir wenden uns näher dem Strome zu, der Wagen hält — wir sind am Festplatze. Ein Blick zeigt uns, wie dieser hinwieder einen der prächtigsten Punkte der prächtigen Gegend einnimmt. Es ist ein imposanter Raum, der sich vor uns ausbreitet, etwa vierundzwanzig Acker groß, und dazu ist jenseits der sogenannten Bautzner Straße behufs Aufstellung der an- und abfahrenden Wagen noch ein Areal von fünfzigtausend Quadratruthen geschlagen, auch die ganze Uferfläche abwärts bis zu dem bekannten Linke'schen Bade in das Bereich gezogen.

Wie grandios und malerisch sich die Festhalle selbst, zu deren Erbauung am 23. März d. J. der erste Spatenstich gethan ward, dem Auge darstellt, hat unsern Lesern bereits eine frühere Nummer der Gartenlaube veranschaulicht. Ein gewaltiger Bau ist's von größten Dimensionen, einschließlich der Vorbauten und der vier Haupt- und acht Nebenthürme über 270 Ellen lang und 120 Ellen breit, und jeder der vier Hauptthürme mißt von der Grundfläche bis zur Spitze nahe an 130 Fuß; das Ensemble vielleicht noch imposanter als die schöne Festhalle des unvergeßlichen großen Leipziger Turnfestes. Daß der Plan zu dem Bauwerk, wie er von der Prüfungscommission schließlich adoptirt wurde, aus einer Combination der Entwürfe zweier Dresdener Architekten, Ernst Giese und Eduard Müller, hervorgegangen ist, auch das haben wir schon früher erwähnt. Dem erstern der genannten Künstler verdanken wir den artistischen Entwurf, die künstlerische Idee des Ganzen, dem letztern namentlich die originelle und zweckmäßige Construction der Bedachung, für welche er hölzerne Gitterträger empfahl, die von Drahtseilen, nach Art des Kettenbrückensystems, gehalten werden. Wohl Mancher schüttelte anfangs bedenklich den Kopf über dies Wagniß, allein die angestellte Probe hat Müller's Gedanken glänzend gerechtfertigt, die hinreichende Tragfähigkeit seiner Drahtseile hat sich vollkommen bewährt. Wenn man einem der gespannten Drahtseile eine Last von 145 Centnern aufbürden und wenn eine Kraft von fast 150 Centnern an ihm ziehen durfte, ohne daß sich ein Weichen des Seiles bemerken ließ, viel weniger eine Verletzung desselben eintrat, alsdann darf sich wohl jeder deutsche Sangesbruder und Sangesfreund mit Gemüthsruhe niederlassen unter dem gastlichen Festdache, unter welchem eine Menge von dreißigtausend Menschen mehr oder minder bequem Platz finden wird, sei es im eigentlichen Festraum selbst, sei es in einer der vier Bierhallen oder vor einem der vier Bierbuffets, vor den beiden Weinschänkstätten oder bei den Süßigkeiten der Conditorei, die sammt und sonders der große Holzbau beherbergt.

So wäre denn auch für die verschiedensten stofflichen Bedürfnisse gesorgt, welche neben der Kraft ihre Ansprüche geltend machen, wie man, um die fremden Gäste vor Verlusten infolge der verschiedenen vaterländischen Münzsorten zu bewahren und den Verkehr im Allgemeinen zu erleichtern, hunderttausend besondere Sängerzahlmarken im Werthe von je $^1/_{12}$ oder $^1/_{20}$ Thaler (den Preisen des Bieres, des kohlensauren Wassers, des Festweines in den Hallen entsprechend) aus vergoldetem Messing mit eingeprägten Tonzeichen beschafft hat, auch nach einem aus dem fünfzehnten Jahrhundert und aus Ingolstadt stammenden Trinkgefäße eigens gefertigte alterthümlich geformte Festgläser, sogenannte „knorrige" Becher, als zierliche Andenken an die Jubeltage um billigen Preis feilbieten wird. Nur Eines dürfte Mancher beklagen — daß er in der Festhalle seine gastronomischen Studien nur auf kalte Küche beschränken kann, weil das Festcomité, ängstlicher als das vor zwei Jahren in Leipzig wirkende, kein Heerdfeuer innerhalb der Schranken des Festbaues dulden zu dürfen glaubt, obwohl bei

der unmittelbaren Nachbarschaft des Stromes uns diese Vorsicht etwas übertrieben und „staatsanwaltlich“ erscheinen will.

Lasse sich indessen darum Niemand abhalten gen Dresden zum großen Bundesfeste zu pilgern. Er braucht wahrhaftig nicht zu fürchten, daß er nach den Strapazen des Hörens und des Singens mit leerem Magen sein Lager aufsuchen müsse, denn rings um den weiten Festplatz reiht sich Erfrischungszelt an Erfrischungszelt, Restaurationsbude an Restaurationsbude, und in nächster Nähe grüßt von seiner Terrasse herab anheimelnd der stattliche Häusercomplex des „Waldschlößchens“, jene große Labsalsquelle, die Jahr aus Jahr ein Tausende von Eimern goldenen Gerstensaftes spendet und weit hinaus in's Land schickt. Sicher eine hochwillkommene Nachbarschaft für die, nach dem alten küchen- oder mönchslateinischen Dictum, ewig durstigen Sängerkehlen und eine unvergleichliche Zuflucht für active und passive Festgenossen, falls — was Schutzpatron Apollo gnädig abwenden möge! — der Himmel sich nicht ebenfalls festlicher Stimmung erfreuen sollte, denn die Räume des wohlthätigen Etablissements, Keller und Böden dazu gerechnet, können im Nothfall etwa zwölftausend geduldigen Personen Obdach gewähren. Im Uebrigen bietet die Elbe mit ihren Kähnen, Gondeln, Dampfbooten und Dampffähren stündlich und viertelstündlich vollauf Gelegenheit zur Verbindung mit der kaum eine Viertelmeile weiter thalwärts an beiden Flußufern sich hinstreckenden Stadt, so daß man von der Ausführung des ursprünglich in's Auge gefaßten Planes, eine Schiffbrücke lediglich zum Behufe des Festes und unmittelbar vom Festplatze auf die andere Stromseite hinüber zu schlagen, füglich absehen konnte.

Ein unvergleichliches Bild wird es geben, wenn sich, umflossen vom erhofften blauen Julihimmel, am Morgen des 24. der gewaltige Festzug entrollt, wenn vielleicht zwanzigtausend Sänger aus allen deutschen Gauen und aus der fernsten Fremde — leider ist es nur den österreichischen Ländern nicht verstattet, sich in Vereinen officiell am Feste zu betheiligen — unter den Klängen von zwanzig starken Musikbanden und umflattert von den zahllosen Fahnen und Standarten ihrer Vereine hinauswallen auf die Feststätte am rechten Elbufer, Allen voraus das neue große Bundesbanner, auf das sich mit Bewunderung die Augen heften überall, wo sich die Procession vorüberwälzt. Auch wir wollen uns dies kostbare Banner etwas näher beschauen, es hat vollgültigen Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit, denn es ist ein Kunstwerk im vollen Sinne des Wortes.

Bereits im Februar des letzten Jahres hatte der Gesammtausschuß des deutschen Sängerbundes eine Concurrenz ausgeschrieben für den Entwurf einer Bundesfahne und fünfzehnhundert Gulden für die beste und in jeder Beziehung annehmbarste Zeichnung bewilligt. Der Maler Adalbert Müller in Berlin war es, der, infolge einer im September des vorigen Jahres zu Dresden abgehaltenen Sitzung dieses Ausschusses, mit dem Preise gekrönt wurde; sein Entwurf ist zur Ausführung gekommen, genau so, wie es unsere Illustration darstellt, welche wir dem Künstler selbst verdanken. Wie man sieht, ist das Banner, das eine Breite von vier Fuß und eine Länge von sechs Fuß besitzt, in altdeutschem, sogenanntem gothischen Style gehalten. Das Bannerblatt selbst besteht aus weißer Moirée antique; in seiner Mitte, umrahmt von einer in Gold auf rothen Sammet gestickten altdeutschen Einfassung, prangt ein von Müller in Oel gemaltes Bild. Wir erblicken darauf einen alten Barden mit lang herabfallendem weißen Barte. Die Linke des greisen Sängers stützt sich auf die goldene Harfe, während seine Rechte in Begeisterung erhoben ist und hindeutet auf das in ein himmelblaues Band gestickte Motto: „Das ganze Deutschland soll es sein!“ Hinter ihm am Meeresstrande wölbt sich der Hügel eines Hünengrabes. Ueber den obern Theil der Fahne hängt ein mit Goldstickerei geschmückter rothsammetner Ueberfall herab, darüber thront auf gothischem Ornament die von Eichenzweigen umlaubte Leier.

Die Rückseite des Banners, wenn auch einfacher, entspricht der vordern; inmitten eines goldenen Feldes wacht hehr und stolz der einköpfige deutsche Adler. Sämmtliche Stickereien machen dem Atelier von Albert Sander in Berlin, aus dem sie hervorgegangen sind, nur Ehre, wie auch die von dem Berliner Bildhauer Schiele ausgeführten Holzschnitzereien unser uneingeschränktes Lob verdienen.

Der Zug ist angekommen auf dem Platze, mit ihm, neben, vor, hinter der Procession eine unabsehbare Menschenmenge, und allstündlich gießen die verschiedenen Eisenbahnen neue Fluthen von Hör- und Schaulustigen über Dresden aus. Die Standarten sind aufgepflanzt und aufgehangen, als der herrlichste Schmuck der mit Fenstermalereien von Sachse und Ritscher kunstvoll decorirten Halle, gewaltig erbrausen die Klänge des großen Concerts, des zweiten, denn schon Tags vorher hatte die Halle erbebt unter mächtigen Männerchören, zweihundert Sänger tragen die Soli vor und zweihundertundneun Militärmusiker der Dresdener Garnison, Infanterie und Artillerie, mit zusammen einundfünfzig Klappenhörnern, fünfunddreißig Waldhörnern, vierzig Trompeten, sechsunddreißig Tenorhörnern, achtzehn Posaunen, zwanzig Tuben und vier Paar Pauken bilden das Orchester.

Inzwischen ist es Abend geworden auf dem Festplatze, ein lauer wonnevoller Sommerabend, darum aber noch nicht still und einsam. Rundum noch Sang und Klang, noch Lust und Jubel, überall noch Drängen und Treiben fröhlicher Menschenschaaren. Von Neuem entzückt schweift unser Auge über das reiche Gemälde, noch einmal suchen wir jeden seiner Züge, jede seiner Tinten uns recht fest in's Gedächtniß zu prägen, ehe wir scheiden. Links der blauduftige, schon halb im Dämmer liegende Saum eines ausgedehnten Nadelwaldes, darüber hinaus die Höhen des Elbthals mit ihren Weinbergen, Villen, Landsitzen, Schlössern, Dörfern, am linken Ufer Dresdens Altstadt mit der Kuppel des Frauendomes und den Thürmen des Schlosses, der katholischen und der Kreuzkirche — unsern Lesern aus mancher Abbildung längst vertraute Gestalten und Contouren — und näher noch auf hoher Bastei der Rundbau der weltberühmten Brühl'schen Terrasse; dazwischen der Strom mit den vielen buntbeflaggten Schiffen und Fahrzeugen und den beiden Brücken, zu alledem endlich die unzähligen Lichter auf dem Festplatz selbst, in und vor den umher verstreuten Zelten und Buden — ist's nicht genug, übergenug uns zu dem Rufe zu begeistern: „Auf nach Dresden!“?

Auf nach Dresden also, Ihr Sänger, die Ihr's vermögt, und wer sonst sich ein paar Tage oder ein paar Stunden, je nach Nähe oder Ferne seiner Heimath, losmachen kann aus dem Tretrad des Werkeltagslebens — Ihr Alle werdet willkommen sein den gastlichen, freundlichen, höflichen Dresdenern, und was Ihr etwa von Massenquartieren und kaiserlich österreichischen Militärdecken gehört und gelesen habt, — fürchtet es nicht. Rastlos ist der Wohnungsausschuß bemüht gewesen, den Gästen es nach Möglichkeit behaglich und heimisch zu machen am schönen Festorte, und Bau-, Empfangs-, Ordnungs-, Wirthschafts- und Preßausschuß — sammt und sonders haben sie unablässig geschafft und gesorgt, alle sind sie noch jetzt gewissermaßen in Permanenz, ein Fest herzustellen, das sich würdig anreihe an ähnliche Vorgänger, zur Ehre Dresdens, vor Allem aber zum Preise deutschen Liedes, Landes und Volkes!

Minder bunt, minder reizend, minder heiter stellt sich die Scenerie dar um das andere große deutsche Nationalfest, von dem wir, zumeist für die Menge unserer Leser jenseit des Oceans, noch einige Worte sagen wollen, wie das Fest selbst und seine Bedeutung gewissermaßen ernsteren Charakters sind. Wenn diese Blätter aus der Presse hinausflattern in alle Welt, ist schon der Jubel verklungen, mit welchem die Feier des zweiten deutschen Bundesschießens die alte Hansestadt an der Weser erfüllte, knattern nicht mehr die Büchsen und Stutzen nach den Feld- und Standscheiben, sind die Preise gewonnen, ziehen Sieger und Nichtsieger mit vollen und mit leeren Händen wieder ab in ihre Heimath, in die Berge von Steiermark und Tirol, nach Sachsen und nach Schwaben, nach Pommern und nach Oesterreich, nach Brandenburg und nach Thüringen, ja über die See hinüber nach England und nach Amerika, erfrischt, erhoben, gefestigt von dem Stück deutschen Volkslebens, das sie soeben mit gelebt; haben die Zeitungen und Zeitschriften, voran das Festblatt des zweiten deutschen Bundesschießens selbst, schon ausführlich berichtet über Gang und Verlauf, Einzelheiten und Zwischenfälle des Festes. Wir können daher den deutschen Schützen kein „Auf nach Bremen!“ zurufen, wie wir den deutschen Sängern unser „Auf nach Dresden!“ zuriefen, wir können uns auch kurz fassen und wollen blos die Ansicht, die wir von Festplatz und Festhalle bringen, mit wenigen Zeilen der Erläuterung begleiten.

Wie Bremen selbst nicht das Centrum zahlreicher Bahnen und Verkehrswege bildet, wie es nur durch einen einzigen Schienenweg

mit Binnendeutschland verbunden am äußersten Nordwestzipfel des Vaterlandes sich einsam aus kahler Weserniederung erhebt, so läßt sich auch Bremens Natur nicht im Entferntesten vergleichen mit der herrlichen Landschaft um Dresden; der Schützenfestplatz liegt verhältnißmäßig öd und reizlos, nur umgeben von dem saftigen Grün weitgedehnter Weideflächen. Es mußte denn die Kunst versuchen, einigermaßen schadlos zu halten für die Kargheit der Natur. Und das ist trefflich gelungen, die Festhalle ist ein Bauwerk von wahrhaft monumentalem Charakter geworden, und der große grüne Platz darum bot mit seinen üppigen Laubgewinden, seinen Bäumen, Fahnen und Kränzen einen höchst grandiosen und zugleich lieblichen Anblick, in seinen sämmtlichen Bauten und Anordnungen durch und durch harmonisch, Alles das Werk des Bremers Heinrich Müller.

Mitten auf dem eine Million Quadratfuß bedeckenden Festplatze, der Bürgerweide, fesselt uns zunächst ein elegantes Achteck, das sich nach oben zu einem Thurme verjüngt. Es ist der Gabentempel, der Ort, in welchem die von allen Theilen der Welt, von überall her, wo Deutsche siedeln, eingelaufenen Siegespreise aufgestellt sind. Wir schauen durch die Fenster hinein, wahrhaft geblendet von dem Glanz da drinnen, der eine Summe von nahe an 27,000 Thalern repräsentirt, und schreiten auf breiter Treppe von der Terrasse hinab, von der sich das Octogon erhebt. Da prangt sie, einhundert und dreißig Schritte vor uns in ihrem vollen reichen Schmucke, die Festhalle. Ihre Façade, die Vorhalle, ist von rein griechischer Architektur, imposant in ihren einfach edlen Verhältnissen.

Durch die Vorhalle führt das Hauptportal über mehrere Stufen hinauf in das Halbrund der eigentlichen Festhalle selbst, einen Riesenraum, in welchem viertausend Festgenossen tafeln konnten. Das Centrum dieses gigantischen Speisesaales nimmt die Rednerbühne ein, von der so manches tapfere Wort hinausscholl in das Volk; darunter reihen sich zunächst die Plätze für vierundzwanzig Berichterstatter aneinander, weiterhin die Tafel für den Bundesvorstand und die Ehrengäste und nun strahlenförmig auseinander laufend die übrigen Festtische. Auch die Nebenräume der Festhalle, die Weinlager, die Küche mit ihrem Dampfkessel, welcher den großen Heerd mit seinen achtzehn Bratröhren fortwährend in der nöthigen Röst- und Siedehitze erhält, die kleineren Räume, die sich zu beiden Seiten an die Halle anbauen, als Conditoreien und Restaurationen, als Lesesaal, als Post- und Telegraphenbureau benützt, sind einer Besichtigung werth. Vor Allem aber haben wir unsere Schritte noch einem anderen Bauwerke zuzulenken, das den Festplatz ziert und den besten Ueberblick gewährt üb.r das muntere Getümmel, welches sich hier von früh bis spät entfaltet. Wir meinen die Sänger- und Fahnenhalle, gleichfalls in antikem Style errichtet, wie die anderen Gebäude des Festplatzes alle. Wir möchten sie die Perle der gesammten Festbauten nennen, und ihr plattes Dach wird nimmer leer von Schauenden, die sich an dem Fluthen und Wogen ergötzen, das sich unter ihnen nimmer erschöpfen und leeren will. Mitten in dieser Fahnenhalle, dem großen Eingangsportale gegenüber, ragt, von dem Bremer Bildhauer Kropp modellirt, das Standbild der Germania empor, mit vorwärts blickendem Antlitz, den Eichenkranz auf dem langen Lockenhaare, unter den Falten des Mantels den Kettenpanzer auf Brust und Leib, die Rechte am Schwerte, die Linke auf das Schild gelegt — ein Bild ruhiger Majestät. An die Rückseite der Fahnenhalle fügt sich endlich die Schießhütte selbst, sechszehnhundert Fuß lang; von ihr aus können wir die Ziel- und Angelpunkte des ganzen Festes wahrnehmen, die neunzig Feld- und die sechszig Standscheiben, die erstern dreihundert, die letztern einhundertundfünfundsiebenzig Meter entfernt. Von diesen Scheiben, von Feld- wie von Standscheiben, sind je fünf der Ehre theilhaftig geworden als specielle Festscheiben zu gelten. Die Hauptfestscheibe — wie konnte sie anders heißen, als „Deutschland"? Auch die andern führen Namen, die das deutsche Herz bewegen, „Hermann", „Barbarossa", „Guttenberg", „Stein".

Jenseits des Schützenfestplatzes öffnet sich der Volksfestplatz, ein ungeheures Areal von 500,000 Quadratfuß. Hier steht unter Anderm das Gebäude für die Gewerbe-, Marine- und Productenausstellung, hier giebt es Restaurationen und Trinkbuden in Menge.

Das war der Schauplatz, auf welchem sich das zweite große deutsche Bundesschießen bewegte. Sein Gewühl ist verrauscht, seine Fahnen und Wimpel wehen nicht mehr — aber seine Wirkung wird nicht enden mit den Tagen der Feier, nicht versprühen wie die Begeisterung des Momentes, nein, jeder der heimkehrenden Schützen wird, das hoffen wir, wie unvergängliche Erinnerungen, so neubelebt und neugekräftigt das Bewußtsein rücktragen an seinen häuslichen Heerd und in die Kreise, in welchen er lebt und strebt, daß wir Alle Eins sind, wohnen wir in Süd oder Nord, Eins durch nationale Sitte und Denkweise, daß uns endlich werden muß das Schwarz, nach dem wir lange zielen, die staatliche Einheit, und daß Jeder einzutreten hat mit seiner Büchse und seinem Stutzen, „mit kaltem Blick und fester Hand", wenn es gilt, im blutigen Ernste dies hehre Ziel zu erkämpfen. E.

Die Sängerbundesfahne.
Nach dem Entwurfe von Adalbert Müller in Berlin.

Net Glück net Stern.

„Du, lieber Gott, will's denn auf Erde,
  Wo Jedes doch sei Plätzle findt,
Mit mir net au' mol anderst werde?
  Bin doch a recht verlasse Kind!

Geht's Herz mir au von Heimweh über,
  Gibt's doch für mi koi Noh und Fern,
An jeder Freud' muß i vorüber,
  Mit mir ischt weder Glück no Stern.

Mir blüht koi Blümle allerwege,
  I stand in weiter Welt allei',
Und Keiner streckt mir d' Hand entgege,
  Heißt herzlich mi willkomme sei'.

Mei Vatter ischt im Krieg verkomme,
  Weiß net wie mir um's Herz so weh,
Und d' Mueder hot der Dod mir g'nomme,
  Jetzt han i Liebs koin Mensche meh.

's ischt traurig auf der Welt, zum Sterbe,
  Wenn's Herz so ganz an Lieb' verarmt,
Und i muß sterbe und verderbe,
  Wenn Gott sich meiner net erbarmt.

Thal auf und ab in Sturm und Rege,
  Und doch koi Heimet weit und breit!
I wollt, i könnt mi schlofe lege
  Und schlummre bis in Ewigkeit." —

Leis rauscht's im Laub, 's will Obed werde
  Und Vögele singet wie im Traum —
Jetzt ruhst au Du in kühler Erde
  Wol unterm grüne Lindebaum. —

I weiß derheim a friedlich Plätzle,
  Grad wo der Weg um's Kirchle biegt,
Sucht's Mancher heimlich mit sei'm Schätzle,
  Doch Keiner weiß, wer drunter liegt.

Verkümmerte Existenzen.

Aus den Aufzeichnungen eines alten Wanderers.

Mitgetheilt von Roderich Benedix.

3. Halbes Talent.

Man hat gesagt, der Lorbeerkranz eines Dichters sei eine Märtyrerkrone, man hat umgekehrt diesen Ausspruch als unrichtig angegriffen. Je schärfer man von einer Seite das Loos des Dichters als ein Märtyrerthum zu schildern versucht hat, destomehr ist man von anderer Seite beflissen gewesen, diese Schilderungen in's Lächerliche zu ziehen, und namentlich hat man bestritten, daß Dichter und Künstler andere Ansprüche an's Leben zu machen hätten und anders beurtheilt werden müßten, als andere Leute. Die Wahrheit mag hier wohl wie immer in der Mitte liegen. Allerdings hat der Dichter und der Künstler Kämpfe zu bestehen, die Leute in anderer Lebensstellung gar nicht oder nicht in dem Maße kennen, Kämpfe gegen Mißgunst, Gleichgültigkeit des Publicums, Vernachlässigung, der deutsche Dichter insbesondere noch die Kämpfe des leidigen Broderwerbs, und oft mögen diese Kämpfe bittere, bittere Stunden erzeugen. Allein auf der andern Seite hat der Dichter und Künstler gewiß auch Stunden der Erhebung, des Schaffens, die ihm einen Genuß gewähren, welcher durch Nichts zu ersetzen ist. Hier wird also wohl Eines das Andere ausgleichen, und demnach ist das Geschenk des Genies oder der bedeutenden schaffenskräftigen Kunstbegabung eines der schönsten und edelsten, das die Natur einem Menschen verleihen kann. Ein gefährliches, ein unglückliches Geschenk aber ist das eines halben Talents.

Ein halbes Talent ist eine mehr als gewöhnliche Empfänglichkeit für die Kunst, der aber die Fähigkeit des Erzeugens mangelt; ein halbes Talent ist die Lust, ja der Drang Etwas zu schaffen ohne die Kraft dazu. Solcher halben Talente giebt es viele, sehr viele, mehr als man gewöhnlich glaubt. Sie mühen sich ab, sie schaffen, sie erzeugen, aber ihren Erzeugnissen fehlt nicht nur der Stempel der Vollkommenheit, es fehlt ihnen meistens das, was das Talent überhaupt kennzeichnet. Seitdem in den Künsten die erlernbare Fertigkeit (Technik) so ungemein ausgebildet ist, seitdem in Bezug auf die Dichtkunst unsere Sprache die hohe Stufe der Bildung erreicht, die wir der classischen Zeit unserer Dichtung verdanken, ist das Erzeugen an sich viel leichter geworden. Menschen mit halbem Talent werden durch diese Leichtigkeit wiederum weit mehr zum Erzeugen angeregt, fast möchte man sagen verführt, als es sonst der Fall sein würde. Wenn nun halbe Talente irgend einen Beruf, ein Amt des bürgerlichen Lebens haben und nur in den Mußestunden, zu ihrem Vergnügen sich mit der Kunst beschäftigen, wenn sie nur Dilettanten sind und nichts weiter sein wollen, so mag sich ihnen durch die Kunst das Leben vielfach verschönern und es mögen sich ihnen Genüsse bieten, die edler und reiner sind als die gewöhnlichen Vergnügungen. Sobald indeß solche Menschen auf ihr halbes Talent ihre Lebensstellung gründen wollen, sobald sie als Künstler von Fach auftreten und eben durch die Kunst auch den Lebensunterhalt erwerben wollen, entsteht ein trauriges Mißverhältniß.

Die Kämpfe, die dem begabteren Künstler nicht erspart sind, der Unmuth über das Mißlingen, die Verbitterung über den Mangel an Anerkennung hat der ungenügend begabte Mann doppelt und dreifach durchzumachen. Die Folge davon ist, daß Neid, Verbitterung, tiefer Unmuth sich seiner bemächtigen. Und sonderbar ist es, daß die Fehler, die man den Künstlern, einigen mehr, andern weniger, mit Recht vorwirft, Selbstüberschätzung, Eitelkeit rc., bei den wenig Begabten immer im vollsten Maße sich vorfinden. Der Mangel an Anerkennung ist ein Wurm, welcher am Gemüthe nagt und die edelsten Blüthen desselben zerstört. Wenige sind ehrlich genug, kennen sich selbst genug, um die Ursachen dieser mangelnden Anerkennung in der Schwäche ihrer Werke zu suchen, die meisten — und dazu gehören alle Menschen von halbem Talent — suchen sie in der Ungerechtigkeit des Publicums, in dem Vordrängen anderer Mitstrebender, in deren Neid und Ränken, kurz überall, nur nicht da, wo sie liegen.

Ich habe viele derartige Menschen gekannt, die in dem fruchtlosen Streben, Künstler sein zu wollen, zu Grunde gingen, indem sie entweder zur tiefsten Verbitterung gelangten, oder auch gar dem Kampfe mit Mangel und Noth erlagen. Ich will eines dieser Beispiele aufzeichnen.

Als ich im Anfange der vierziger Jahre nach **** kam, fand ich eines Tages im Feuilleton der dortigen Zeitung eine kleine Ballade im niederdeutschen Dialekt, die mich ungemein ansprach. Im echten Volkston, kurz und bündig, stellte sie eine kleine geschichtliche Anekdote dar, und zwar war Alles in ihr, Ton, Darstellung, Form, so treffend, daß ich mich nicht enthalten konnte sie als ein Meisterstück in ihrer Art zu betrachten. Ich fragte nach dem Verfasser. Er war in **** ziemlich bekannt und nicht schwer war es, ihn kennen zu lernen. Bei einem Glase Maitrank traf ich zuerst mit ihm zusammen. Mittelgroß, etwas beleibt, war Holder eine anspruchslose Persönlichkeit. Leicht erregt, mit vielem Sinn für Kunst war er lebhaft im Gespräch, und wenn er auch seine Meinung standhaft verfocht, war er doch harmlos gutmüthig und weit entfernt Jemanden zu beleidigen. Ich ward rasch mit ihm bekannt und besuchte ihn bald darauf. Dabei zeigte er mir mehrere kleinere lyrische und epische Dichtungen, die indessen jener Ballade sehr weit nachstanden. Nur ein Vaterlandslied machte eine Ausnahme, das voll Feuer und Schmerz den besten Liedern dieser Art an die Seite zu setzen war, an denen jene Zeit so reich sich erwies. Jene Ballade und dieses Lied halte ich noch heute für ein paar Perlen deutscher Dichtung. Sie hatten damals nicht nur mir, sondern allgemein gefallen, Holder bekam viel Schmeichelhaftes darüber zu hören, sie wurden componirt, gesungen, in vielen Zeitschriften nachgedruckt, kurz, Holder's Name wurde damals genannt. Das war sein Unglück.

Einige Monate nach unserer ersten Bekanntschaft kam Holder eines Tages zu mir und begehrte meinen Rath zu hören. Er theilte mir mit, daß er ein kleines Geschäft besäße, das ihm wenig Arbeit mache und ihn, wenn auch nicht glänzend, doch anständig ernähre. Allein er fühle sich nicht behaglich in seinem Wirkungskreise, die Dichtkunst sei es, die ihn anziehe. Nun wisse er wohl, daß es ihm an classischer Bildung fehle. Diesem Mangel müsse er allerdings abhelfen, ehe er wirklich Schriftsteller werden könne, das fühle er wohl. Indessen müsse das gehen, obwohl er schon dreißig und etliche Jahre alt wäre. Er wolle sein kleines Geschäft verkaufen, mit dem dafür erhaltenen Gelde nach Heidelberg gehen und dort studiren.

Ich erschrak über diesen Vorsatz. Lebenslustig wie er war, besaß er durchaus nicht die Ausdauer, um in seinem vorgerückten Alter nachzuholen, was er an wissenschaftlicher Bildung in der Jugend versäumt hatte. Ich sagte ihm das offen. Ich stellte ihm

vor, wie unendlich schwer es für einen Mann wäre, durch schriftstellerische Arbeiten sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Man könne das nur durch größere dramatische Arbeiten oder erzählende Schriften, oder auch als geistreicher Publicist und Feuilletonist, wozu aber unbedingt Leben und Bewegen in einer großen Stadt gehöre. Mit kleinen Gedichten, und wären sie noch so schön, ließe sich nicht viel verdienen. Ich bat ihn, sich zu prüfen, ob er glaube, größeren Arbeiten gewachsen zu sein; ich bat ihn geradezu, sich nicht dadurch verleiten zu lassen, daß ihm ein paar hübsche Gedichte gelungen seien. Diese bewiesen noch nichts für die Nachhaltigkeit seines Talents. Ich erinnerte ihn an Schiller's trefflichen Ausspruch:

„Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein."

Holder hörte mich an, widersprach, gab zu, widersprach wieder und schied endlich von mir etwas empfindlich, aber von meinen Worten nicht überzeugt.

Bald darauf erfuhr ich, er habe seinen Vorsatz ausgeführt, sein Geschäft verkauft und sei nach Heidelberg gegangen, um dort zu studiren.

Nach einigen Jahren kam er zurück. Anfangs vermied er mich, ich erfuhr nur von Andern, daß er wieder da sei und nach seiner alten Gewohnheit fleißig „kneipe". Indessen suchte er mich bald auf. Er brachte mir ein Lustspiel in zwei Aufzügen und bat mich um meine Vermittelung bei der Theaterdirection, daß es zur Aufführung käme. Aus seinen halben Andeutungen entnahm ich, daß er das Geld, welches er für sein Geschäft erhalten hatte, in Heidelberg glücklich verstudirt habe und daß ihm viel an dem Erfolge seines Stückes läge — da er eine Einnahme brauche. Ich las das Stück. Es war tief unter der Mittelmäßigkeit, es konnte keinen Erfolg haben. Zu den unangenehmsten Aufgaben im Leben gehört es, von einem Autor zur Beurtheilung eines seiner Werke aufgefordert zu werden und dasselbe tadeln zu müssen.

Will man sich nicht mit allgemeinen Redensarten durchhelfen, will man redlich sein und seine volle Ueberzeugung aussprechen, so erwirbt man sich regelmäßig einen Feind. Ich konnte mich dennoch nicht entschließen, Holder meine Meinung vorzuenthalten — er hat mir meinen Tadel später niemals vergessen. Indessen im Augenblick bedurfte er meiner Vermittelung, er unterdrückte seine Empfindlichkeit und bat mich trotz meines ungünstigen Urtheils das Meinige zu thun, um das Stück auf die Bühne zu bringen. Holder war ein bekannter Mann in ****, seine Name auf dem Zettel versprach ein besuchtes Haus, das kleine Stück war leicht zu geben und so ging die Theaterdirection auf seinen Wunsch ein. Der Erfolg bestätigte mein Urtheil. Das Stück fiel durch.

Es verging darnach längere Zeit, in der ich Holder nicht sah. Es kam das Jahr 1848. Auch in **** waren Aufregung, Unruhe, kurz alle die Erscheinungen, die jene Zeit bot. Da begegnete ich eines Tages Holder. Er ging dicht an mir vorüber, maß mich von oben bis unten mit verächtlichem Blicke und grüßte mich nicht. Ich war erstaunt, doch das Räthsel seines Benehmens war leicht gelöst. Holder gehörte der äußersten Linken an und war, obschon kein guter Sprecher, doch einer der lebhaftesten Agitatoren. Die Bewegungen in **** hatten eine entschieden communistische Färbung. „Bei der Theilung bekommt Jeder achtzehntausend Thaler," war das Axiom, an das ein zahlreiches Proletariat glaubte, wie an das Evangelium. Im Sinne dieser communistischen Partei erschien ein kleines Sudelblatt, das eine rothe Fahne als Vignette trug und in cynischer Weise zum tausendsten Male wiederkäute, was zum Ueberdruß schon neunhundert neunundneunzig Mal gesagt worden war. Von Geist, von Phantasie, von eigenen Gedanken war in dem Blättchen nicht die Rede, nur vom Nachbeten dessen, was andere große Zeitungen in besserer Form gaben.*

Der Redacteur und Herausgeber jenes Blättchens war Holder. Seltsamer Umschwung! Holder, ein Mann, der sich nie um den Staat, um Politik gekümmert hatte, der ohne alle Kenntniß der Geschichte war, der bis dahin nichts wollte und konnte, als mit guten Gesellen beim Näpfchen sitzen, der harmlose, gutmüthige Mensch, dessen frühere Lieder nach ganz andern Richtungen gingen, war ein rother Communist der cynischsten Art geworden. Hätte er sein kleines Geschäft noch gehabt, ich bin überzeugt, die Politik wäre ihm fern geblieben oder er wäre nicht zu dieser Partei gerathen. Aber so war er arm, er war von seinem Talent überzeugt, er fühlte sich zurückgesetzt, verkannt, er war durch und durch verbittert, und so kehrte sich sein Unmuth gegen die Besitzenden. Diese verkannten ihn ja, diese zollten ihm nicht den Tribut, den er zu verdienen meinte, diese waren demnach seine Feinde. Und so schloß er sich denen an, die den Besitzenden gleichfalls feindlich waren und die ihm als einem der Führer der Partei Geltung gewährten. Denn Geltung zu gewinnen ist das Streben aller halben Talente, mag es zuletzt sein in welcher Richtung es wolle.

Die Zeit der Aufregung ging vorüber, die Reaction gewann die Oberhand, jenes kleine Blättchen war schon früher verschwunden. Die Proletarier wollten wohl theilen, aber sie wollten die Kraftergüsse Holder's nicht bezahlen, deren sie genug umsonst in jeder Volksversammlung hören konnten.

Wieder mochten einige Jahre vergangen sein, in denen ich von Holder nichts hörte, ihn nicht sah. Seine Pläne für die Laufbahn eines Schriftstellers blieben unausgeführt. Kein Gedicht, keine Erzählung, kein Drama kam von ihm zum Vorschein. Da fand ich eines Tages in der Zeitung einen kleinen Aufsatz mit einem Vorschlage — über Sprachverbesserung. Der Aufsatz war so geistlos, so albern, so ohne alle Sprachkenntniß, daß ich mich ärgerte, ihn in der sonst so trefflichen Zeitung zu finden. Als ich ausging, traf ich den Redacteur des Blattes und fragte ihn, von wem der Aufsatz sei. Er erwiderte mir: „Von Holder." „Aber wie können Sie etwas so Albernes aufnehmen?" frug ich weiter.

Der Redacteur zuckte mit den Achseln und entgegnete mir: „Je nun, er brauchte die paar Thaler Honorar."

Es war ein braver Mann, der Redacteur, der keine Beleidigung nachtrug, denn er besonders war von Holder in jenem Sudelblättchen mit Schmutz und Koth beworfen worden. Ich ging weiter. Als ich um die nächste Straßenecke bog, stieß ich auf Holder. Es war im kalten Winter. Er trug einen dünnen Sommerrock, seine Stiefeln waren zerrissen, er war mager geworden und sah blaß und elend aus. Ich stutzte und blieb unwillkürlich stehen, ich wollte ihn anreden. Doch ohne mich anzusehen, zog er höflich seinen Hut ab und ging an mir vorüber. Ich begriff jetzt, warum der Redacteur jenen Aufsatz abgedruckt hatte. Welch ein Abstand! Als ich Holder das erste Mal sah, war es im Kreise munterer Gesellen. Eine Bowle Maitrank bildete ihren Mittelpunkt. Heiter und fröhlich flog das Gespräch von Munde zu Munde. Alle Anwesenden waren in Verhältnissen, die ihnen eine Behaglichkeit des Daseins gewährleisteten. Und jetzt begegnete mir Holder hungernd und frierend! Ich forschte nach seinen Verhältnissen, ich besprach mich mit Andern, ob ihm nicht zu helfen wäre. Da rief mich plötzlich ein Antrag von **** weg. Holder kam mir aus dem Gedächtnisse. Nur noch einmal wurde ich wieder an ihn erinnert, als ich ein paar Jahre später in der Zeitung las, er sei im Armenhause gestorben.

Und seltsam: an demselben Tage, wo ich diese Nachricht fand, kam ein mir sehr nahe stehender Mann zu mir, der mir, genau wie Holder siebenzehn Jahre früher, seinen Plan mittheilte, Schriftsteller werden zu wollen. Ich redete ihm ab, ich erklärte ihm offen, daß sein Talent, das ich wohl kannte, durchaus unzureichend sei, ich bat und beschwor ihn, von seinem Vorsatze zu lassen, ich erzählte ihm Holder's Geschichte und zeigte ihm die Nachricht von dessen Ende im Armenhause. Was war die Folge? Er ging beleidigt von mir hinweg und am andern Tage schrieb er mir einen groben Brief — und brach jede Beziehung mit mir ab. Ein halbes Talent ist die unglücklichste Gabe, welche die Natur einem Menschen verleihen kann!

* Das Jahr 1848 brachte neben vielem anderen auch das Gute mit, daß es unter den obengeschilderten halben Talenten — namentlich unter den Journalisten und Publicisten — gründlich aufräumte. Vor achtundvierzig ersetzte bei vielen Schriftstellern die Gesinnung, was ihnen an Talent abging. Man half sich mit Ausfällen, mit banalen Angriffen auf Persönlichkeiten und einzelne Behörden, spielte den Märtyrer und entschuldigte die Massenhaftigkeit der Phrase mit der Censur, die das Beste unterdrücke und das Talent nicht zur freien Entwickelung kommen lasse. Als endlich durch die Erhebung des Volkes die polizeilichen Censurschranken fielen und der „freien Entwickelung" nichts mehr im Wege stand, als es nunmehr galt nicht nur Gesinnung allein, sondern auch ein klein wenig Talent zu haben, d. h. die Gesinnung mit Talent zu vertreten, und die Entschuldigung der Censurstriche ein Unsinn geworden, da wurden über Nacht viele dieser „Talente" ihres Heiligenscheines beraubt und ihre innere Gehaltlosigkeit trat glänzend zu Tage. Es ist einer der segensreichsten Erfolge der freien Presse, daß sie das wahre Talent in der eclatantesten Weise herausgefördert und dem halben Talent alle Entschuldigung genommen hat. D. Red.



Gabentempel.

Der Schützenfestpl

Aufgenommen von der Galerie



atz in Bremen. Festhalle.
der Fahnen- und Sängerhalle.

Die deutsche Submarine und — Napoleon der Dritte.

Auch ein Festwort!

Wir bitten alle Leser der Gartenlaube, deu nachstehenden Artikel nicht zu überschlagen, weil sie vielleicht etwas rein Technisches oder bereits mehrfach Besprochenes darin zu finden fürchten, sondern, wenn sie patriotischen Herzens sind, das Schicksal eines deutschen Manues und einer deutschen Ehrensache an dieses Herz pochen zu lassen, damit es für Beide zu Theilnahme und That erwarme.

Die Hoffnung, daß die deutsche Erfindung der unterseeischen Schifffahrt vom Staate Preußen ausgeführt werde, ist nicht in Erfüllung gegangen; das verheißungsvolle Wort des königl. Kriegs- nnd Marine-Ministers, das er am 2. November 1864 an den Verfasser dieses Artikels gerichtet: „Uebrigens verkenne ich die in Ihrem gefälligen Schreiben hervorgehobene Wichtigkeit der Erfindungeu des Herrn Bauer für das Marinewesen keineswegs, beabsichtige vielmehr von denselben für die preußische Marine denjenigen Gebrauch zu machen, der sich nach eingehender Prüfung als nützlich erweisen wird, und zweifle nicht über die dazu erforderlichen Fonds seiner Zeit verfügen zu könneu" — ist ohne Folge geblieben — trotz der einstimmig günstigen Urtheile, welche sowohl die Fachmännercommissionen in Leipzig, Dresden und Breslau, als die vom Kriegs- und Marine-Ministerium aufgestellten Prüfungscommissionen in Berlin und Danzig über dieselben aussprachen. Wieder ist ein Jahr verloren für die Erfindung nnd für den Erfinder, dessen Gesundheit sogar unter den fortgesetzt niederdrückenden Erfahrungen zu leiden beginnt.

Von ministerieller Seite wurde allerdings im Landtage auf eine Interpellation hinsichtlich der Bauer'schen Erfindung erklärt, daß sie nicht zurückgewiesen sei. So ist es auch wörtlich; sachlich ist es so: Zu den Commissionssitzungen zur Prüfung der Erfindung, namentlich des Küstenbranders, der neuen für denselben bestimmten Motionsmaschire und eines rückstoßfreien Geschützes, waren vom Kriegs- nnd Marine-Ministerinm nur Officiere von der Marine, der Artillerie und dem Genie beordert, nicht auch die Herren Marine-Räthe. Den Officieren, welchen Bauer mündlich Vortrag hielt und Zeichnungen und Modelle erklärte, war nicht nur Alles klar, sie gestanden als ebenso hochgebildete wie redliche Männer ihr freudiges Erstaunen über die Sinnigkeit, Großartigkeit und Wichtigkeit der Erfindung ein nnd empfahlen der Regierung zunächst die Erprobung des Geschützes und der Maschine, deren Kosten sie zu nicht ganz fünftausend Thalern veranschlagten. Bauer's unterseeisches Schiff selbst bedarf keiner Erprobung mehr, es ist hinlänglich erprobt hinsichtlich seiner Fähigkeit, beliebig zu sinken, zu steigen, zu wenden und zu incliniren; nur die Fortbewegung durch Menschenkraft war ungenügend, und diese sollte eben durch die neue Motionsmaschine zu einer selbst die Dampfkraft übersteigenden Vervollkommnung gebracht werden. So verhielten sich die Officiere zu der Erfindung. Anders die Herren Marine-Räthe, welche dieselbe nach dem Referat der Commissiou und der schriftlichen Darstellung Bauer's prüften. Sie vermißten an der Erklärung der Erfindung Verständlichkeit und Präcision, fanden darin zu viel Problematisches und verlangten von Bauer eine wissenschaftlichere Darstellung. Man kann dieses Verlangen vom Standpunkt gewissenhafter Staatsdiener gerechtfertigt finden. Allein Bauer, der geniale Erfinder, ist ein Mann der Ausführnng, der That, kein Mann, von dem man, trotz seines reichen, schwer errungenen Wissens, die Ausarbeitung streng wissenschaftlicher Abhandlungen verlangen sollte. Dazu fehlt es doch in Preußen nicht an Gelehrten, die man hätte beauftragen können, sich mit dem Erfinder zu diesem Behufe in Verbindung zu setzen. Statt dessen überließ man ihm diese Sorge allein, während man ihm zugleich die Remuneration, mit welcher man ihn einige Monate unterstützt hatte, und damit die Mittel entzog, eine solche, wegen dazu nothwendiger Experimente und zahlreicher Berechnungen sehr zeitraubende Arbeit auf eigene Faust durchzuführen, ohne wieder auf die dort so sehr mißliebige nationale Unterstützung angewiesen zu sein. — Von einer solchen Behörde konnte Bauer für die Ausführnng der Submarine nichts mehr hoffen.

Desto mehr aber von dem Volke dieses Staats, mit dessen Geldbeutel die Erfindung in innigster Beziehung steht.

Es sind von der preußischen Regierung Millionen beansprucht worden zur Anschaffung einer starken Panzerflotte. Haben die Panzerschiffe sich wirklich schon so bewährt, daß eine Verwendung so großer Summen für sie gerechtfertigt ist? Die Stimmen englischer Marineofficiere bestreiten das. Sie sprechen es ohne Vorhalt aus, daß in England die schöne Summe von fünfundsechszig Millionen Pfund für Panzerschiffe verschwendet worden sei. Sie sagen von ihren dermaligen Schiffen selbst, daß sie so geschwind wie die Schweine schwämmen und vortreffliche Taucher seien, nur mit dem Unterschied, daß sie, wenn einmal drunten, nicht wieder heraufkämen. In Frankreich hat man ohne Zweifel dieselben Erfahrungen gemacht, muß jedoch darüber schweigen. Daß man aber in England wie in Frankreich mit der größten Zuvorkommenheit für deutsche Regierungen so viele Panzerschiffe baut, als diese nur wünschen, ist nicht schwer einzusehen, denn je mehr wir für Marinezwecke Summen vergeuden, desto freundlicher sind unsere Nachbarn.

Eben deshalb muß es gerade dem preußischen Volke, dem diese Panzerbeglückung am stärksten droht, vom höchsten Interesse sein, sich von dem Experiment zu überzeugen, daß Bauer mittelst seines rückstoßfreien Geschützes, welches zur Ausrüstung seines unterseeischen Kriegsschiffs, des Küstenbranders, gehört, die stärksten Panzerplatten durchschießt. Mit einer einzigen solchen unterseeisch durchschossenen Panzerplatte in der Hand kann die Volksvertretung dem Staate Millionen ersparen — Millionen, die für das trügerische Wagniß flüssig gemacht werden sollen, während der Bauer'schen Erfindung gegenüber der deutsche Staat der Intelligenz erklärt: „daß er für Experimente kein Geld habe!"

In diesen paar Worten ist ein großes Stück unsres deutschen Jammers ausgedrückt. „Der Staat hat kein Geld für Experimente!" Was sagt England, Frankreich, Nordamerika, was sagt Italien und Rußland dazu? Wo wäre deren Größe, wenn sie selbst auf solche Weise sich zur ewigen Nachahmnng und zum Nachmachen des auswärts Erprobten (und natürlich dann auch zumeist Ausgebeuteten) verurtheilt hätten! — Wer fragt nun noch, was unsere größten Erfindungen erst in's Ausland getrieb'n hat und warum gerade darin unsere Abhängigkeit vom Ausland kein Ende findet? Das Dampfschiff, der Telegraph, die Schiffsschraube — wir mußten es als Fremdes zu nns hereinziehen, wo es seinen ersten Ursprung gehabt, und kaum ist die Schnellpresse diesem Schicksal entgangen, und wahrlich nicht durch irgend eine Regierungssorge, sondern einzig nnd allein durch die deutsche Bürgertüchtigkeit.

An diese appelliren wir auch abermals für unsern Wilhelm Bauer und seine großen und wichtigen Erfindungen. — Und weil es der tüchtige Bürger vor Allem ist, der Wahrheit verlangt und Wahrheit verträgt, so darf unserer Bitte ohne Befürchtung vor nachtheiliger Wirkung das Folgende vorausgeben.

Wenn wir recht klar erkennen wollen, warum Erfinder einen so schweren Stand in Deutschland haben, so müssen wir Vergleiche mit Nationen ziehen, mit denen wir auf gleicher Höge der Cultur stehen: mit Nordamerika, England und Frankreich. — In den beiden ersten Staaten nimmt die Nation sich sofort jeder großen Erfindung an, in letzterem die Regierung. Dies Alles geschieht rein im nationalen Interesse, aus Einsicht in die culturhistorische Tragweite großer Erfindungen und kluger Rücksicht auf Vermehrung des Nationalcapitals. Man betrachte die Opfer, welche das Volk der nordamerikanischen Union während seines Bürgerkriegs für neue Erfindungen brachte; sie sind nicht geringer, als die, welche der Krieg selbst kostete, aber sie sind der bleibende und wachsende Segen desselben. Nicht blos neue furchtbare Kriegswaffen schuf der Erfindungsgeist, sondern auch neue Kräfte für die Industrie und Landwirthschaft, die für die ihr durch den Krieg entzogenen Männerarme Maschinen verlangte, mit der auch Kinder und Greise die nothwendige Arbeit verrichten konnten. Wie hoch England in dieser Hinsicht dasteht, braucht man Niemandem zu sagen. Und sinnt man in beiden Staaten zuerst auf die Ausbeute neuer Erfindungen zum eigenen Vortheil, so hat uns Frankreich das Beispiel gegeben, wie der Staat bedeutende Erfindungen an sich kauft, die Erfinder würdig belohnt und den neuen Culturfortschritt, der durch sie errungen ist, durch Veröffentlichung zum Gemeingut der eigenen Nation wie aller anderen zugleich macht. Wir erinnern

nur an Daguerre und Morse; — die Photographie und der elektrische Draht sind durch Frankreich Allgemeingut der Erde geworden.

Wie gering zeigt sich dagegen bei uns die Einsicht in die Wichtigkeit großer Erfindungen für den geistigen wie für den materiellen Fortschritt! Und hierin sündigen die Fachleute erfahrungsmäßig so stark, wie unsere Regierungen, welche solche Erfindungen der beliebigen Behandlung der betreffenden Fachleute überlassen, und ebenso sehr das Volk, das Beiden theilnahmlos zusieht. Nimmt man die Menschen, wie sie sind, nicht, wie man sie sich wünscht, so erkennt man, daß die große Mehrheit der Fachleute Das, was sie gelernt und erprobt, viel zu lieb haben und daß sie viel zu stolz darauf sind, um einer Erfindung, die einen völligen Umsturz des Alten droht, leicht zugänglich zu sein. Nicht die ehemaligen Krieger von Geburt und Stand, nicht die Ritter, sondern die Bürger führten das Schießpulver ein, — und nicht die fortschreitende Cultur, sondern das Pulver brach die Burgen der Feudalherren. — Nicht die Mönche, die einstigen Schreiber der Bücher und Bewahrer und Verbreiter handschriftlicher Weisheit, führten die Buchdruckerkunst ein, sondern die Bürger, und nicht die sogenannte Morgenröthe der Wissenschaften und Künste, sondern diese Erfindung führte das Licht einer neuen Zeit herauf. — Nicht die Herren des alten Verkehrs, die Fuhrleute, bauten die ersten Eisenbahnen, sondern sie waren die erbittertsten Feinde derselben, und das Volk war es, das dem Dampfroß auf den Eisenschienen entgegenjubelte, — und ebenso ist es nicht zu verwundern, daß, mit sehr ehrenwerthen Ausnahmen, gerade unter den Seekriegsleuten sich die entschiedensten Gegner der Bauer'schen Erfindung der unterseeischen Schifffahrt hervorthun. Aber eben darum ist es wiederum Pflicht des Volkes, wie einst die Ritter, die Mönche, die Fuhrleute, jetzt die Seeleute zur Anerkennung der neuen Stufe der Cultur zu zwingen, auf welche Bauer's Erfindungen hinaufführen.

Erst in jüngster Zeit hat endlich eine deutsche Stimme von gutem Klang auch im Namen der Naturwissenschaft ein Wort für Bauer's Submarine gesprochen. „Die Naturwissenschaft,“ sagt Roßmäßler, „ist in hohem Grade bei der Ausführung der Bauer'schen Erfindungen, wenigstens zunächst seiner Taucherkammer (vergl. Gartenlaube 1862, Nr. 21) betheiligt, denn nur sie ermöglicht dem Forscher einen Besuch in Neptuns Gärten und Menagerien. Was wir jetzt von den Bewohnern des Meeres wissen, ist nicht viel mehr, als was uns das Gerathewohl zuwarf. Wir kennen sie mit wenigen Ausnahmen nur losgelöst von ihrer Heimstätte; wie es unten auf dem Meeresgrunde kriebelt und krabbelt, wie es huscht und dahinschießt oder in ewiger beschaulicher Regungslosigkeit ein zwischen Thier und Pflanze schwankendes Leben träumt — davon wissen wir kaum mehr als nichts. Wie gewaltig, wie räthselhaft schön muß es sein, wenn man in fünfhundert Fuß Meerestiefe, worauf Bauer's Taucherkammer berechnet ist, in grünem Dämmerlicht hinausblickt in nie gesehene Thier- und Pflanzengärten! Der sprüchwörtlich gewordene Zauber der Tropenwälder des Festlandes ermangelt in dem Wissenskreise der Menschen seines Gegenstückes unter dem Wasser. Und doch sagen uns schon die armseligen Bruchstücke, welche uns Taucher und das Schleppnetz heraufbrachten, welch eine Fülle von Pracht und Neuheit dort unten des Besuches der Forscher harre. Wohlan, Wilhelm Bauer will der Vermittler sein. Wo sind die kühnen Besucher? O! die wären schon da; aber wo ist die Größe der Auffassung, die mit voller Hand sich zwischen Beide stellt?“ — —

Ist auch dieser fragende Schluß fast trostlos, so darf doch dies uns nicht beirren, unsere Hoffnung abermals auf das zu setzen, was schon einmal geholfen hat: die deutsche Bürgertüchtigkeit. In ihr concentrirt sich, was in Deutschland in nationaler Kraft werkthätig ist. Das deutsche Bürgerthum wird jetzt um so energischer für Wilhelm Bauer, für die Ehre der deutschen Erfindung der Submarine und für die erste Ausführung derselben in und für Deutschland eintreten, sie wird um so opferfreudiger dazu beisteuern, je größer und mächtiger der Rivale ist, der gerade für das äußerste und glänzendste Ziel aller submarinen Erfindungen Bauer's plötzlich mit dem Anspruch auf Erfinderebenbürtigkeit neben ihm steht: Napoleon III., der Franzosen-Kaiser!

Einige Worte zum Verständniß. Wie ich in der Gartenlaube schon mehrfach angedeutet, ist nicht die Verwendung im Krieg der Hauptzweck der unterseeischen Schifffahrt. Der Brandtaucher wie der Küstenbrander sollten nur, wie einst die Heerwege zu den Landstraßen des friedlichen Verkehrs, zum unterseeischen Dienst für eine Industrie führen, von deren möglicher Großartigkeit wir jetzt so wenig ein klares Bild haben können, als der Naturforscher von den Wundern des Meers, durch welche einst die erschlossene Tiefe des Menschen Auge entzücken wird. Das Nächste waren die zukünftigen Arbeiten der Taucherkammer: das Heben untergegangener Schiffe und Güter, Perlen- und Korallenfischerei, Bauten unter Wasser, sturmfreie Fahrten für Reisende, Naturforschung &c.; die höchste Aufgabe der Submarine, die wir bis jetzt als solche unseren deutschen Landsleuten kaum hinzustellen wagten, aus Besorgniß, Bauer dadurch in den Verdacht eines phantastischen Projectenmachers zu bringen, war für ihn jedoch die unterseeische Kabellegung, verbunden mit sturmsicheren Stationen auf dem Meere und ausgerüstet mit unterseeischen Controleschiffen zur Besichtigung der schwebenden Kabel und der Stationen zur Sturmzeit. Für diesen Theil seiner Erfindungen nahm Wilhelm Bauer schon 1860 ein englisches Patent.

In demselben thut derselbe mit überzeugenden Gründen dar, daß jedes Bemühen, ein Kabel auf dem Meeresboden durch den Ocean zu legen, ein vergebliches sein werde, daß unterseeische vulcanische Eruptionen und in großen Tiefen der ungeheuere Druck der Wassersäule, Verstrickung des Kabel in unterseeischen Felsenmassen, Wäldern und Korallenlabyrinthen und selbst vielleicht große uns noch unbekannte Thiere des Meeres als ewige Feinde das gegen sie nur allzu schwache Menschenwerk bedrohen; nur das an Ballons in der Region des ewig ruhigen Meeres schwebende Kabel werde als ein menschenmögliches Unternehmen von möglichster Sicherheit anerkannt werden.

Da durchläuft plötzlich die Zeitungen folgende Nachricht: „Ein schwimmender unterseeischer Telegraphen-Apparat. Herr Armand, der berühmte Schiffsbauer zu Bordeaux, hat ein neues unterseeisches Telegraphen-Kabel vollendet; die Erfindung soll dem Kaiser Napoleon angehören. Dies Kabel soll nicht auf den Boden des Meeres gelegt werden, wo der felsige Boden es häufig verdirbt und zerstört, sondern es soll in eine Tiefe von 30 bis 40 Meter, wo das Meer selbst bei heftigen Stürmen ruhig bleibt, schwimmend erhalten werden. Es wird berichtet, daß Amerika und England bereits mit Herrn Armand wegen Anwendung dieser neuen Erfindung unterhandeln.“ — Was sagen nun unsere Leser, die der Bauer'schen Sache bisher ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme geschenkt haben? Der deutsche Bauer geht mit deutscher Gründlichkeit Schritt vor Schritt auf seiner Erfinder-Dornenbahn vorwärts, und nur Wenige begreifen ihn, die Spitze seines Strebens wird als Träumerei verlacht — der französische Kaiser greift's gleich bei dieser Spitze an — und siegt! —

Die Errichtung und Erhaltung einer unterseeisch-schwebenden Kabel-Linie ist auf die Dauer nicht möglich ohne unterseeische Schifffahrt, und Kaiser Napoleon wird sehr bald gezwungen sein, rückwärts nach derselben zu greifen. Das ist sonnenklar vorauszusehen, und eben deshalb gilt es jetzt, wenigstens die Ehre der ersten Ausführung der Taucherkammer, des industriellen Triumphs der Submarine, für Bauer und damit für Deutschland zu retten! Ermanne sich endlich das deutsche Bürgerthum zu Gaben und Opfern, die, bei den Millionen, welche Geber sein können, die Einzelnen nicht drücken und zum Besten des Ganzen etwas so Großes ausrichten. Möge kein großes Nationalfest gefeiert werden, ohne daß dabei dieser deutschen Ehrenpflicht Genüge gethan werde, mögen Schützen, Sänger, Burschenschafter, möge endlich auch der Nationalverein an diese Nationalschuld denken; es ist die höchste Zeit, daß Deutschland sich aufrafft, um nicht die größte aller neuesten Erfindungen seinem Schooße entreißen zu lassen, abermals zu seinem unberechenbaren Nachtheil und diesmal zu seiner — bei den fast unendlichen nationalen Festlichkeiten, Reden und Resolutionen — ganz besonderen Schande.*

Friedrich Hofmann.

* Zur Bildung von Comités in möglichst vielen deutschen Städten ist schon mehrfach aufgefordert. Gaben sind an den Cassirer des „Comité für Bauer's unterseeische Schifffahrt“, Herrn Banquier Maxim. Epstein (Firma: S. Fränkel sen.) in Leipzig zu adressiren, da es Herrn Ernst Keil bei seinen vielen Geschäften an Zeit gebricht, sich wieder der Sammlung zu unterziehen. Die Generalquittungen werden in der Gartenlaube veröffentlicht. Ein illustrirter Artikel über Bauer's unterseeisches Kabel erscheint in nächster Zeit.

Blätter und Blüthen.

Der Junkersturm auf Mirow. Nachdem die ergötzliche Erzählung von der Heldenthat des Junkers von Arenstorff gegen die mecklenburgische Stadt Mirow schon die Presse verlassen hatte, gingen uns von dem Verfasser des Artikels noch verschiedene sehr interessante Einzelheiten aus dem merkwürdigen Strauße zu, die wir, weil sie auf das Gebahren der mecklenburgischen kleinen Herren ein neues Licht werfen, hiermit nachträglich veröffentlichen. —

Als Herr von Arenstorff vernahm, wie schmählich man seinen Dienstmann in Mirow behandelt, ließ er die Sturmglocke läuten und sammelte alle streitbaren Männer seiner Herrschaft. Es waren deren etwa sechszig, welche sich mit Mistgabeln, Dreschflegeln und Wagenrungen wehrhaft machten, während Herr v. A. selber und seine Hausdienerschaft sich mit Säbeln und Pistolen bewaffneten und fünf Mann stark die Cavalerie der Armee abgaben. Zwei von den fünf Geschützen der Burg wurden auf Mergelkarren befestigt und nun ging es vorwärts in der Richtung auf Mirow. Als der Ort fast erreicht war, wurden die Geschütze auf einem Hügel günstig postirt. Dann rückten Reiter und Fußvolk in die Stadt, und Herr von A. ließ zwanzig Mann den Platz vor dem Schullehrer-Seminar besetzen, während das Hauptcorps an der Zugbrücke Posto fassen mußte. Nunmehr begab der edle Ritter selber, gefolgt von seiner Cavalerie, sich zu dem Commandanten der Burg, dem ersten Beamten des Domanialamtes Mirow, Kammerherrn von Sch…, und forderte die sofortige Freilassung seines Dieners. Herr von Sch… zog es aber vor sich nicht persönlich sprechen zu lassen.

Hierauf wurde das Haus des Polizeidieners, worin Jean detinirt war, erstürmt und Jean wurde frei. Inzwischen bliesen die Nachtwächter des Städtchens Feuerlärm und der Küster zog die Sturmglocke an, worauf sich dann die Einwohner auf dem Damm versammelten. Mehreremale sprengte Herr v. A. mit seinen Reitern dieselben auseinander, wobei einige Städter überritten wurden; dies hatte zur Folge, daß die Mehrzahl derselben sich wieder in ihre Häuser begab. Schuster- und Schneidergesellen thaten sich jedoch zusammen und traten mit Knitteln den Ritterlichen entgegen, worauf letztere denn ihre Säbel zogen und einen Choc ausführten. Ein Schneider Wolfram leistete mannhaften Widerstand. „Hau dem Kerl den Kopf herunter!“ rief Herr v. A. seinem Jean zu, und der Schneider wurde denn auch so bedroht, daß ihm, um sich zu salviren, nichts übrig blieb, als sich von oben herunter in den Wallgraben zu stürzen und sich durch Schwimmen an's andere Ufer zu retten.

Allmählich wurde nun aber auch in den Bürgern die Galle rege, und so wurden denn Steinwürfe häufig und Schimpfreden noch häufiger. „Wöllt den Kierl den Grind besehn!“ „Wöllt em de Pier (Pferde) dodtstäken!“ scholl es. Inzwischen gewahrte Jean den Böttigermeister Schlange, dem er schon lange nicht grün war. Er sprengte mit dem Säbel auf ihn ein und hetzte ihn zehn bis zwölfmal um das Spritzenhaus herum. „Schlag den Hund auf den Bregen!“ (Hirnschädel) brüllte Herr von A. — „Dit's mie Dod!“ schrie Schlange, rettete sich aber doch noch glücklich unter die Brücke des Wallgrabens.

Inzwischen hatten die Seminaristen, etwa fünfzig an Zahl, ihren Schlafsaal verlassen und sich vor dem Seminar aufgestellt. Arenstorff sprengte mit seinen Reitern auf sie ein, doch sie wichen nicht. Er ritt nun an die jungen Leute hinan. „Ihr seid tüchtige Kerle! Recht so, im Kampfe feststehn! Alliirt Euch mit mir!“ Dazu verspürten die Aufgeforderten jedoch keine Lust, und bald darauf, nach drei Uhr Morgens, commandirte Herr v. A. seinen Truppen „Kehrt Euch! Marsch!“, und nachdem denn noch einige Gartenzäune und so weiter demolirt waren, kehrte er und die Seinen in das Krümmel'sche Reich zurück.

Am 6. Mai kamen Herr v. A. und Jean wieder in Mirow eingaloppirt, Ersterer mit einem eisernen Knittel von der Stärke eines Forkenstiels bewaffnet. Herr v. A. ließ sich zunächst für zehn Thaler kleine Münze geben und warf dieselbe dann, als die Knaben aus der Schule kamen, unter diese aus, hin und wieder aber auch Eier, faule Aepfel und dergleichen. Dann begann er im Gasthof, wo er abgestiegen, mit seinem eisernen Knittel die Fenster einzuschlagen, forderte auch die Schulknaben auf, ein Gleiches zu thun, und gab denen, die Folge leisteten, pro Mann sechs Groschen. Darauf setzten er und Jean sich zu Pferde und vor das Haus des Amtsgerichts-Auditors Kammerjunker von M……. gekommen, forderte er die Anwesenden auf, ihm diesen und den Polizeidiener K…. zu binden und herauszubringen; wer's ausführe, solle zehn Thaler haben. Dieses blieb jedoch fruchtlos, und nun begaben Ritter und Knappe sich vor das Haus des Kaufmanns L….. „Zamel (Samuel) raus!“ schreit Herr v. A., und da Zamel nicht erscheint, beginnt er ihm die Fenster einzuschlagen. Endlich schmettert er die eiserne Keule gegen das Schaufenster, so daß dieses vollständig zertrümmert wird. Schlimmeres noch fürchtend, erscheint Zamel jetzt in der Thür und fleht um Gnade. „Leck mir die Pfote, Caliban!“ heischt nunmehr der Ritter, und nachdem der Jude solches gethan, muß er, auf den Knieen rutschend, dem gestrengen Herrn die eiserne Keule zurückbringen. Am nächsten Morgen empfing er jedoch dafür von Herrn v. A. zwanzig Thaler.

Jetzt erschienen indeß der Kammerjunker von M……., der Landreiter Z….., Gerichtsdiener D……. und Amtsdiener K….. Herr v. A. brüllte: „Jean, Pistolen her! Pistolen her!“

„Herr,“ entgegnete Jean, „diese Herren sind unsere Freunde.“

Das erkannte denn auch nun der edle Ritter, und er begab sich an die Beamten der öffentlichen Sicherheit hinan und reichte Allen die Hand. Auch ein Herr von Linstow kam herzugeritten, und auf das Andringen aller dieser respectabeln Personen entschloß sich denn der Ritter, für heute seiner Thaten genug sein zu lassen. Gegen neun Uhr Abends verließ er endlich Mirow. Am folgenden Tage wurden einige Husaren von Strelitz aus in den Ort gelegt, später dann auch ein Proceß gegen Herrn v. A. angestrengt, der, nachdem er drei Jahre lang gedauert hatte, damit endete, daß Ritter und Schildknappe auf vier Monate nach Dömitz in Festungshaft kamen, während die gemeinen Zuzügler in verschiedenen Abstufungen zu Wasser und Brod condemnirt wurden. —

Man wäre wohl zu dem Glauben berechtigt, daß der Herr v. A. mit seinen Ritterzügen in unseren Zeiten ebenso vereinzelt dagestanden habe, wie weiland Don Quixote mit den seinigen. Dies verhält sich jedoch anders, wie ich selber erst neuerlichst erfahren habe.

Vor dreißig bis vierzig Jahren geschah es mehrfach in der Seestadt Wismar (12,000 Einwohner), daß der Besitzer des eine Meile entfernten Gutes W., Herr v. B., an der Spitze seiner mit Forken, Knitteln und Piken bewaffneten Tagelöhner und Dienstleute daselbst einrückte und das Haus seines Schwagers, des Hauptmanns v. W., überrumpelte oder erstürmte. Dieses Haus bildete eine Ecke von zwei der belebteren Straßen.

Mißlang die beabsichtigte Ueberrumpelung, so wurde Sturm beschlossen, dem aber eine Aufforderung an die Besatzung des Castells, sich gutwillig zu ergeben, voranging. „Langbeiniger Hund, heraus! Ich schlage Dich sonst in tausend Granatstücke!“ scholl es. Gewöhnlich hatte diese Drohung aber nur die Wirkung, daß der so Aufgeforderte durch anliegende Gärten sich flüchtete oder auch hinterm Schornsteine oder in einem Kamine einen Versteck suchte, selten, daß er die Festung sofort übergab, noch seltener, daß er sich in Vertheidigung setzte. Wurde er schließlich abgefaßt, so wurde er seitens des Herrn von B. mit der Hetzpeitsche „höllisch abkalascht“. Ein oder vielleicht einige Male schleppte man ihn aber auch als Gefangenen nach W., sperrte ihn dort ein und peitschte ihn daselbst in aller Ruhe und Gemüthlichkeit. Wunderbarer Weise suchte der Gemißhandelte nie eine gerichtliche Genugthuung und ebenso mischte sich die städtische Polizei nie in diese Sachen. Dem Herrn von W. wurden übrigens von Niemandem, am wenigsten von seiner Frau und seinen Töchtern, die Auspeitschungen mißgönnt.

Komisch soll nach Erzählungen von Augenzeugen bei diesen Fahrten auch das gewesen sein, daß dem zu Roß den Zug anführenden Kriegsherrn immer sein Jäger Habersack seitwärts schreiten mußte, ein Lechel (Tönnchen) auf dem Buckel tragend. Alle Augenblicke scholl es: „Habersack, einen kühlen Trunk!“ So vernothwendigte es sich denn, daß das Fäßchen neu gefüllt wurde, bevor man den Rückmarsch antrat. Vom Dursten war Herr von B. überhaupt kein Freund, wohl aber von guten Getränken. Hatte er sich in Wismar ein Fäßchen Wein geholt, so wurde immer schon unterwegs das Spundloch geöffnet und fleißig probirt. Dabei ließ man sich genügende Zeit, wie er und Habersack denn einst mit einem Ohm Rheinwein zwei Tage und drei Nächte von Wismar nach W. unterwegs waren. Selber voll, aber höchst durstig, kamen Herr und Diener schließlich mit leerem Fasse auf der Burg an.

Joseph Staudigl, der berühmte und zuletzt im Irrsinn gestorbene Künstler, sang im Frühling 1853 in Pierson's Oratorium „Jerusalem“, welches unter Benedict's Leitung in Exeterhall zu London aufgeführt wurde, und zwar mit so großer Innigkeit und Hingebung an die Tondichtung, daß bei dem schönen und ergreifenden Quintett: „Selig sind die Todten“, im Saale viele Augen voller Thränen standen. Dies mochte nicht eben Wunder nehmen; daß aber über Staudigl's Wangen ebenfalls die Thränen perlten, mußte auffallen, denn wer so viel singt, ist selbst bei den rührendsten Stellen, wenn er sie ohnedies schon mehrfach gesungen, wohl nur selten eine Beute seiner Empfindungen; im Allgemeinen denkt ja der Sänger immer weniger an die Empfindung, welche die Musik ausdrückt, als an die Mittel, wie er sie am schönsten und correctesten dem Publicum gegenüber zur Geltung bringe.

Als nach der Vorstellung ein deutscher Musiker den ihm befreundeten Künstler nach der Ursache dieser seltsamen Erregung während seines Vortrages fragte, antwortete dieser:

„Es ist etwas Eigenthümliches in dieser Musik. Mich verfolgte dabei gestern außerdem ein eigenthümlicher Gedanke. Vor einigen Tagen speiste ich nämlich bei einer in London lebenden deutschen Familie; später wurde musicirt, und da mehrere Mitglieder derselben gut musikalisch sind und außer mir auch noch eine englische Sängerin da war, sangen wir auch dieses Quintett aus ‚Jerusalem‘. Eine junge, blasse Dame, welche erst nach dem Diner erschienen war und still in einer Ecke dem Vortrage zugehört hatte, brach in Thränen während desselben aus. Auf dem Heimwege sagte mir ein Freund der Familie, daß die Miß ihren Bräutigam durch den Tod verloren habe und sich seitdem in einer Geisteslähmung, einer traurigen Apathie befinde; seit seinem Tode, der vor zehn Monaten erfolgt war, hatte sie noch keine einzige Thräne gefunden, die ihren Schmerz erleichtert, ihre Apathie gebrochen hätte. Die Thränen nun, welche ihr der Gesang entlockt, gaben die sichere Hoffnung der Genesung von ihrer bedenklichen Melancholie. Und seitdem verfolgt mich der Gedanke, daß ich auch einmal in meinem Geiste zerstört sein werde; wieder und immer wieder drängt er sich mir auf, und als ich gestern das Quintett sang, sagte ich aus innerstem Herzen zu mir: ‚Sänge man doch über meinem Sarge dieses rührende Quintett!‘“

Und sein Wunsch ward erfüllt, wie sich seine unheilvolle Ahnung erfüllt hatte. Bald darauf deckte die Nacht des Irrsinns den großen Sänger.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nr. 31. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Balbina.

Sittenbild aus unsern Tagen.

Von Franz Hedrich.

(Schluß.)

6.

Der Zucker-Toni war schon über vierzehn Tage im Grabe. Die Krankheit, an welcher er so plötzlich gestorben war, hatte der Chirurg Weißbart, der die Todtenschau im Namen des Gerichtes vorgenommen, als Nervenschlag bezeichnet. Dieser Todesfall war aber gegen alle Erwartung ohne die Folgen geblieben, auf welche Leonhard so siegesgewiß gerechnet und welche der Stegwirth als seinen Untergang gefürchtet hatte.

Die alte Muhme nämlich, welcher das ganze Erbe des kleinen Knaben anheimgefallen, war durch allerhand Vorkommnisse im Schooße ihrer Familie plötzlich gehindert, das Stegwirthshaus, ihrem Wunsche gemäß, zu übernehmen, und hatte deshalb gleich am Begräbnißtage dem Stegwirth aus eigenem Antrieb den Vorschlag gemacht, das ganze Besitzthum unter sehr billigen Bedingungen käuflich an sich zu bringen. Der Haufen der Sparpfennige, welche der Stegwirth seit zwei Jahren erübrigt hatte, war nicht groß und hätte bei weitem nicht hingereicht, den Kauf zu realisiren, wenn der Stegbauer, sonst nicht eben als hochherzig bekannt, seinen Säckel nicht aufgethan und tief hineingegriffen hätte, um sich seinen Schwiegersohn zu erhalten.

So war der Stegwirth durch ein Unglück, vor dem er Tag und Nacht gezittert, aus einem provisorischen Dasein herausgekommen und ein unabsetzbarer Besitzer geworden. Da aber hatte er auch nicht mehr länger gesäumt, Hochzeit zu machen, um dem tückischen Schicksal keine Zeit mehr zu lassen, ihm von irgend einer Seite ein neues Hinderniß der Arrondirung auf den Weg zu wälzen. Am nächstfolgenden Sonntag nach dem Himmelfahrtsfeste ging schon die kirchliche Trauung des Stegwirths und Brigitta's vor sich. Ein großartiges Hochzeitsmahl schloß sich derselben unmittelbar an, zu welchem der Bräutigam die zahlreiche Verwandtschaft und mit einer sein Geschäft berücksichtigenden Noblesse alle ansehnlichen Stammgäste und Kunden eingeladen hatte.

Im Gebirge sind Hochzeiten allgemeine Volksfeste, an welchen sich alle Welt von nah und fern zu betheiligen pflegt. Je angesehener das Brautpaar ist, desto größer der Zudrang. An dem heutigen Tage war daher eine solche Menschenmasse zusammengeströmt, wie man es bei einer gleichen Veranlassung seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Das Wirthshaus und alle Plätze im Freien waren von Gästen vollgepfropft, von welchen die Mehrzahl den Tanz, diesen Glanz- und Gipfelpunkt eines solchen Festes, ungeduldig erwartete.

Der Abend war schon da, als die Musik nach beendigter Tafel endlich beginnen durfte. Es wurde auf drei verschiedenen Plätzen getanzt, im Vorhause, im kleinen Saal, die im oberen Stockwerk gelegen waren, und unten zu ebener Erde in einem sehr geräumigen Local, welches auch den Namen seiner ursprünglichen Bestimmung, der Hochzeitssaal, führte. Es verstand sich von selbst, daß sich in diesem letzteren das Hochzeitspaar und die vornehmere Welt beim Tanz belustigte und herumtummelte.

Der Stegwirth war äußerst lustig, voll einer ausgelassenen Freude, welche man gar nie an ihm gekannt hatte und die beinahe mit der frischen Trauer, welche er im Herzen trug, nicht so recht vereinbar schien. Auch Brigitta war von einer außerordentlichen Fröhlichkeit und konnte die Ausbrüche ihrer Freude kaum bändigen, daß sie ihr Ideal erreicht hatte und eine Wirthin geworden war.

Nicht minder lebhaft und fröhlich, als im Tanzsaal, ging es in der anstoßenden Stube her. Hier war großes Geräusch, überlautes Lachen, viel Gezänk, unerträgliche Schwüle und ein undurchdringlicher Tabaksqualm. Um die Hochzeitstafel herum, die in der Mitte stand, waren die zahlreichen Tische von einem gemischten Publicum, meist von Burgsauern, besetzt. Jeder saß da, wo er beim Kommen Platz gefunden hatte.

Nur ein größerer Tisch machte eine Ausnahme. Um diesen saßen die Honoratioren herum, der Herr Pfarrer mit dem Caplan, mehrere Verwaltungsbeamte in fürstlichen Diensten, der Chirurg Weißbart und sogar Grüneisen mit dem unvermeidlichen Corporalstocke. Am Nachbartische befand sich ein vollständig obscures Publicum, bis auf drei Personen, den Dorfmaler Peter Auringer, vulgo Schmierpeter genannt, den alten Balthasar und den Ortskrämer Staubmann.

Auf Mitternacht war es nicht mehr weit. Der alte Balthasar, kein Freund geselliger Unterhaltung, hatte dem Stegwirth die Ehre anthun müssen und es hatte ihn viel Ueberwindung gekostet, so lange auszuharren. Eben war er endlich im Begriffe zu gehen, als ihn ein am Honoratiorentische begonnenes Gespräch von Neuem an seinen Stuhl fesselte.

„Daß aber der Förster noch immer nicht kommt!“ rief der Caplan. „Da geben Sie Acht, da ist Etwas passirt!“

„Jetzt glaub' ich es selbst,“ versetzte Weißbart. „Der bleibt bei einer Lustbarkeit ohne Ursache nicht aus, am wenigsten heute. Um zwei, drei Uhr sollte er schon zurückgekommen sein. Leicht möglich, daß einem der fremden Herren ein Unglück zugestoßen ist!“

„Nichts leichter!“ sagte der Rentbeamte. „Ich war auf der

Dreikönigsspitz nicht oben, aber ich höre von den besten Steigern, daß das seine großen Mucken hat. Da fällt man nicht blos hin, wenn man Unglück hat, da zerschlägt man sich gleich zu Brei."

„Um den Förster ist's mir nicht bange," bemerkte der Pfarrer. „Der versteht's, der hat ein Gangwerk! Aber die Herren, die Herren!"

Balthasar's Aufmerksamkeit wurde in dem Moment abgelenkt und auf eine höchst unangenehme Weise anderswohin gezogen.

Leonhard war eingetreten. Den Hut weit und keck auf einer Seite, schlenderte er mit dem Schein seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit und Ungenirtheit in den Saal herein. Sein erster Blick fiel auf Balthasar, welcher sich gern vor ihm unsichtbar gemacht hätte.

„Rücke weiter!" sagte Leonhard zum Wunderdoctor, während er sich schon an die Ecke der Bank setzte und Balthasar nicht gerade sanft an den Nachbar weiter drängte.

„Wo kommst Du so spät noch her?" fragte Balthasar mit schwer erkünstelter Cordialität.

Es erfolgte keine Antwort. Leonhard saß, den Hut auf dem Kopfe, die Hände in der Tasche, zu Boden blickend und finster brütend, da.

„Es thut mir leid, daß ich gerade schon gehen muß," sagte der Dorfarzt.

„Wir gehen miteinander," warf Leonhard verdrießlich, doch auch gebieterisch hin.

„Weißt Du, es ist wegen morgen," bemerkte Balthasar in einem Rücksicht erbittenden Tone. „Meine Patienten!"

„Deine Patienten?" rief Leonhard ziemlich laut und höhnisch. „Muß denn morgen wieder Einer crepiren?"

Balthasar fuhr wie geschossen zurück, während der Ortskrämer, der es gehört hatte, doch ohne die tiefere Beziehung verstanden zu haben, mit der wildesten Schadenfreude lachte.

„Du kennst Dich aus, Leonhard!" sagte er und lachte von Neuem, als wenn er platzen wollte.

Leonhard erwiderte Nichts und saß, wie früher, stumm und brütend da.

Balthasar traute sich kein Wort vorzubringen und dachte nach, was nun am besten zu thun sei.

„Stark angetrunken ist er und ein böser Kerl durch und durch! Er macht heute einen Scandal! Fortgehen läßt er mich nicht oder es bricht los! Ließe er mich fortgehen und bliebe er hier, so gewinne ich sehr wenig dabei. Er wird im Rausche Dinge plaudern, die mir gerade so schaden, als wenn ich dabäße. Gescheidter wird es sein, ich bleibe und behalte den Teufel im Auge und in der Hand! Ich weiß schon, wie!"

„Camerad!" sagte er unmittelbar mit jovialer Miene. „Was glaubst Du, wenn wir unser Bier stehen lassen und eine Flasche Wein trinken?"

„Zwei Flaschen, drei Flaschen, wie Du willst!" gab Leonhard, wie aufgemuntert, zur Antwort.

Balthasar bestellte den Wein, wobei er für sich brummte: „Trinken soll er, daß er seine Zunge nicht heben kann! Herrgott, das gäbe eine elende Geschichte!"

Das Gespräch am Nebentische hatte sich inzwischen noch immer um die Bergbesteiger gedreht.

„Einer der Herren soll ein Baron aus Wien sein," sagte einer der Beamten.

„Der andere ein Maler," fügte Weißbart aus dem Stegreif hinzu, um Schmierpeter zu necken, der sich in die Nähe gestellt und dem ganzen Gespräch beigewohnt hatte.

„Ein Maler?" fragte Jemand.

„Ja," versetzte der Chirurg dreist. „Es soll der Maler sein, der das große Gemälde in der Kapelle gemalt hat."

„Welcher von den Herren?" fragte Schmierpeter, neugierig anbeißend. „Der mit dem schwarzen, oder der mit dem blonden Bart?"

„Der Schwarze!" gab Weißbart zur Antwort. „Er soll dafür zweitausend Gulden erhalten haben."

„Da seh' Einer her!" rief Schmierpeter wie elektrisirt. „Zweitausend Gulden! Da läßt sich freilich viel dafür leisten!"

„Für so viel Geld," rief ihm der Krämer vom anderen Tische zu, „würdest Du gewiß die ganze Welt beschmieren!"

„Schimpfst zu!" sagte Schmierpeter. „Für das, was Ihr zahlt, ist meine Malerei noch zu gut! Da auf dem Wirthshaus hab' ich ein Bild gemalt! Da ist darauf ein Fuhrmann, ein Lastwagen, vier schwere Pferde, fünf Bäume und ein Pintsch — und das Alles für achtundvierzig Kreuzer! Hinten ist das Auge Gottes — da hab' ich fünf Groschen verlangt und der Stegwirth zieht mir noch einen Groschen ab! Bei diesen Preisen soll Einem ein Bild gelingen! Wenn man mich so bezahlt, daß ich nicht eilen und mit dem Pinsel galoppiren muß, so liefere ich ein Gemälde, das dem in der neuen Kapelle nicht nachstehen soll!"

„Trabe nicht auf einem so hohen Pferd!" fiel der Rentbeamte den Dorfmaler an. „Du bist der Schmierpeter, aber jener Andere ist ein großer Künstler, welcher Dich gar nicht brauchen könnte, um ihm bei der Arbeit zuzusehen!"

„Das muß wahr sein!" rief der Krämer, indem er an den Honoratiorentisch trat, mit viel Feuer. „Das glaubt auch Jedermann. Ich habe schon oft das jüngste Gericht abgemalt gesehen, aber ich erinnere mich nicht, daß ich einmal viel dabei gedacht hätte. Da aber konnt' ich mich nicht satt sehen! Am besten freilich hat mir die Kindsmörderin gefallen. Es ist abscheulich, was sie gethan hat, aber ich konnte die Augen gar nicht von ihr wegbringen. Zu guter Letzt hat sie mich noch mehr gedauert, als der arme Wurm!"

Da erhob sich Grüneisen ingrimmig und sagte, mit dem Stocke auf den Boden klopfend, zum Krämer:

„Schäme Dich, so was zu sagen! Eine solche Person könnte mir ein Gesicht machen, welches sie wollte, so arretire ich sie, und ihr gehört der Strick!"

„Was heißt das?" sprach Weißbart hetzend. „Gar Nichts! Wenn Jemand das im Wirthshaus über einen König sagte, was der Maler hingemalt hat, so arretirst Du ihn auch!"

„Das ist auch zu stark freisinnig!" rief der Gerichtsdiener voll Hitze. „Das würde die Censur nirgends in der Welt durchmachen, aber in einer Kirche läßt man es ruhig hängen. Ein gesalbtes Haupt ist ein gesalbtes Haupt!"

„Auf Erden, aber nicht drüben!" rief Leonhard, sich einmischend, mit dem Weinglase in der Hand dem Gerichtsdiener zu. „Wenn der größte König vor unseren Herrgott treten soll, so glaube ja nicht, daß zuvor Böllerschüsse abgefeuert werden, alter Narr!"

„Das soll ich von Dir lernen?" erwiderte der Gerichtsdiener, wie zum Losschlagen bereit. „Von Dir, der Du noch keinen König im ganzen Leben gesehen hast, außer dem Eichelkönig oder dem Herzkönig? Ich bin aber schon vor dem König von Toscana Wache gestanden, vor dem Großfürsten von Sachsen —"

„Du hast Könige gesehen," sagte Leonhard mit ein wenig holpriger Zunge, „aber wenn Dich einer von ihnen gesehen hätte, dann könntest Du davon reden!"

Ohne die Antwort abzuwarten, noch sie anzuhören, trat er einige Schritte zurück und sang mit hellklingender, Alles beherrschender Stimme:

„Ich kümmre mich nicht um die Leut',
Bin alleweil lustig und munter,
Und hab' ich d'rin ein Herzeleid,
Nehm' ich das Glas und schluck's hinunter!"

Er stürzte das Glas hinab und ließ einen gewaltigen Jodler folgen, worauf er sich auf seinen alten Platz setzte.

„Er kommt doch auf andere Gedanken," sagte Balthasar zu sich selbst und rieb sich unter dem Tisch die Hände.

Da wurde der Stegwirth, der, vom Tanzen und Serviren immerfort in Anspruch genommen, durch die Wirthsstube eilte, an den Honoratiorentisch gerufen und dort von dem boshaften Chirurgen mit den Worten empfangen:

„Du tanzest heut alle Weibsbilder nieder! Du hast auch viel Kummer gehabt. Gott Lob, daß man Dir heute nichts anmerkt, da Du doch vor so kurzer Zeit Deinen Toni verloren hast!"

Die meisten der Anwesenden lächelten spöttisch, nur der Stegwirth blieb ernst und sagte ernst:

„Ich habe viel Freude mit dem Kinde gehabt, aber auch viel Sorge. Wenn es so fortgedauert hätte, ich wäre vor Aengsten verrückt geworden! Wenn der Toni geschrieen hat — und daran hat es den ganzen lieben Tag nicht gefehlt — so habe ich einen Stich bis in die Eingeweide bekommen, daß ich selber gern mitgeschrieen hätte. Das glaubt mir, Ihr Herren! Aber der liebe Gott weiß am besten, was er thut und was uns gut ist!"

Leonhard, der halb träumend, halb brütend dagesessen hatte, schlug die Augen auf und heftete seine Blicke auf den Stegwirth. Balthasar war dabei unheimlich zu Muthe.

„Der Zucker-Toni hat uns nichts genützt," sagte Leonhard so laut, daß es die Umsitzenden hören konnten, und fuhr, obwohl ihn Balthasar unter dem Tische stieß und zwickte, mit ungedämpfter Stimme fort: „Diesem Bierzapfer da, dem hättest Du mit einem Loth Rattengift die Suppe salzen sollen! Da wären wir sicherer gegangen! Ja, wer zu rechter Zeit an Alles dächte! Der Zucker-Toni hätte am Leben bleiben können!"

Er schlug sich mehrmals unbarmherzig auf die Stirn. Balthasar, der ganz gebebt hatte, sah sich überall um und beruhigte sich erst ein wenig, als er sich überzeugt hatte, daß Niemand auf Leonhard aufmerksam gewesen war. „Du trinkst nichts!" sagte er, dem schrecklichen Mitzecher sein Glas reichend.

Leonhard that einen raschen Griff darnach und goß es auf einen Zug in den Hals hinunter.

„Der Wein ist gut," sagte er mit schwerer Zunge, „aber bald wird es heißen: ‚Leonhard, trinke Wasser!' So wäre es nicht gekommen, wenn Du dem Stegwirth das Pulver verordnet hättest, welches Du dem Zucker-Toni eingegeben hast! Das war ein scharfes Pulver!"

„Bist Du närrisch?" sagte Balthasar außer sich, da der Krämer aufzupassen begann. „Du weißt nicht mehr, was Du sprichst!"

Leonhard hörte ihn nicht, er war eingeschlummert.

„Was thun?" fragte sich der Wunderdoctor im Stillen. „Ich muß ihm etwas weis machen!" Er schüttelte Leonhard.

„Was giebt's?" fragte dieser in großem Rausche.

„Was Wichtiges!" sagte der Alte mit leiser Stimme. „Das ist ein guter Einfall und das Aeußerste, was uns übrig bleibt, Dir, um eine Braut zu kriegen, mir, um zu meinen fünfhundert Gulden wieder zu kommen."

„Ei, der Tausend!" rief Leonhard wie ernüchtert.

„Ich gebe Dir mein Wort," sagte Balthasar, „daß Balbina, ehe vier Wochen vergehen, Dein Weib werden wird!"

„Das war der Mühe werth, daß Du mich weckst," versetzte Leonhard voll Geringschätzung, wieder zusammenfallend.

„Ich weiß, was ich sage," fuhr der Alte fort, „Du kriegst sie; sie ist Dir gewiß!"

„Wie das?" fragte Leonhard. „Hättest Du auch solche Zaubertränke?"

„Ja und nein," gab Balthasar zur Antwort. „Ich habe nämlich eine eigene Macht über sie. Ich weiß, wo ich mit dem Daumen drücken muß, um diesen eigensinnigen Weiberschädel zu öffnen! Da verlaß Dich darauf!"

„Sage mir doch, wie?" sagte Leonhard, dem die Hoffnung wieder leuchtete.

„Das behalt' ich noch für mich," gab der Wunderdoctor zur Antwort. „Ich verspreche Dir, daß ich es zu Stande bringe, und das ist Dir genug!"

„Du meinst?" rief Leonhard, freudig aufspringend.

„Gewiß," lautete die Antwort.

„Da wäre noch Alles gut!" rief Leonhard. „Prächtig, prächtig! Thu's! Aber auf die frohe Botschaft muß noch eine Flasche ihr Leben lassen!"

„Einverstanden!" sprach Balthasar. „Aber höre," flüsterte er ihm zu, „über den Zucker-Toni kein Wort mehr! Es ist ohnehin nur dummes Zeug, aber wenn Jemand aufpassen würde, könnten wir uns die Finger verbrennen!"

„Da hast Du Recht!" stimmte Leonhard bei, sich den Rest aus der Flasche einschenkend. „Stoß' an, alter Camerad und Herzensbruder!"

Sie stießen an, Balthasar war mit dem Erfolge zufrieden. Leonhard hatte sich mit einem Glase aus der frischen Flasche erhoben und sang ohne alle Rücksicht mit der vollsten Anwendung seines Organs:

„Wenn alle Leute auf der Welt,
Ein Leben wie die Heil'gen führen,
Dann hat der Pfarrer keine Seel',
Als seine Köchin zum Absolviren!"

Er hatte kaum zu Ende gesungen, als Grüneisen wie ein Rasender auf ihn zugesprungen kam und ihn andonnerte: „Ein solches Lied! Weißt Du nicht, wer Alles dasitzt?"

„Das Lied ist nicht neu," gab Leonhard mit erstaunlicher Ruhe zur Antwort. „Das solltest Du schon hundert Mal gehört haben, denn ohne Dich geht kein Tanz zu Ende und keine Trinkerei!"

„Gehört hab' ich es freilich schon," polterte der Gerichtsdiener, „aber Du solltest mehr Anstand haben! Der Herr Pfarrer sitzt beinahe neben Dir und muß sich, wenn er so was hört, bei der Nase nehmen!"

Es erhob sich ein schallendes Gelächter, in welches der Pfarrer selbst einstimmte und in Folge dessen Grüneisen's Zorn grenzenlos wurde.

„Ich arretire Dich!" rief er, nach Leonhard die Hand ausstreckend.

„Laß gehen!" sagte dieser zurückweichend mit erhobenem Finger. „Wenn ich nach Dir lange, so bist Du im Ruhestand bis zum jüngsten Tag!"

Dieser Streit, auf solcher Höhe angelangt, wurde durch die mehrstimmigen lauten Rufe: „Der Förster, der Förster!" unterbrochen.

Der Förster war wirklich noch so spät gekommen, als schon Alles dem Auseinandergehen nahe war.

„Euch ist gewiß ein Malheur passirt!" rief man ihm von allen Seiten entgegen.

„Ja," sagte der Förster, „ein Malheur ist allerdings passirt, das uns aber nichts angeht. Wir übernachteten heut auf der Oberanger-Alm und kommen glücklich zum Sonnenaufgang auf die Dreikönigsspitz hinauf. Auf dem Rückweg heute, ungefähr um elf, halten wir Mittag, vom Dreikönigssee einen Büchsenschuß weit. Da geht inzwischen einer der Herren an's Ufer und schreit uns zu, daß wir hinkommen. Wir kommen, da liegt auf einer Stelle, wo das Wasser nur eine gute Klafter tief ist, ein Leichnam auf dem Grund — eine Frauensperson. Und denkt, wer? Das fällt Keinem ein! Die Balbina, die Balbina!"

Diese Neuigkeit erregte die größte Sensation und Verwunderung in der ganzen Stube, aber die Wirkung, die sie auf Leonhard hervorbrachte, war von schlagähnlicher Gewalt. Wie leblos saß er da, alle Glieder waren in der nämlichen Haltung erstarrt, welche sie gehabt hatten, als der Name der Ertrunkenen genannt worden war. Er hielt noch immer die Weinflasche, aus welcher er sich hatte einschenken wollen, jedoch nur ihren Hals. Das Glas hatte dem krampfhaften Zusammenziehen und Zusammenpressen der Finger nicht widerstanden und die Flasche war entzweigebrochen.

„Was hätte ein so stilles und ordentliches Mädchen in's Wasser getrieben?" ergriff der Pfarrer das Wort, sobald der Förster seinen Bericht geschlossen hatte. „Sie muß irgendwie verunglückt sein!"

„Gott weiß," rief der Rentbeamte voll Bedauern.

„Sie hat sich hineingestürzt, das glaub' ich!" sagte der Chirurg Weißbart, allem Mitleid unzugänglich und gleich bereit, aus dem erschütterndsten Ereigniß einen Prügel für Andere zu schneiden. „Sie wird sich arg geschämt haben! Ist das eine Kleinigkeit? Sie war zweimal Braut innerhalb von vier Wochen, und der Eine und der Andere hat sie sitzen lassen!"

„Wenn ich ledig gewesen wäre," rief der Krämer mit hoher Wärme, „die hätte die Meinige werden müssen und keine Andere!"

Leonhard war indeß aus seiner Erstarrung erwacht und hatte sich langsam wie ein Verschlafener erhoben. Ebenso langsam hatte er die Hand, mit welcher er die Flasche gehalten, emporgehoben und sah in ihre Fläche kopfschüttelnd hinein. Die Hand war an mehreren Stellen verletzt und blutete sehr heftig.

Wie von dem Anblick des Blutes belebt, raffte sich Leonhard stramm zusammen und wandte sich mit wilden Blicken nach allen Seiten um, wie wenn er Jemanden suchte, um über ihn herzufallen, aber er senkte gleich wieder den Kopf, sah seine verwundete Hand an und stürzte hin- und hertaumelnd, aber doch schnell aus der Stube hinaus.

„Habt Ihr den Leonhard angesehen?" sagte der Pfarrer.

„Ja," versetzte Grüneisen, „den hat es garstig gepackt!"

„Das glaub' ich nicht, Hochwürden," erkühnte sich Balthasar das Wort zu ergreifen, um alle Excesse, die er von Leonhard bei dessen Rückkehr sicher erwartete, in ihr Licht zu stellen und etwaige Anspielungen auf den Zucker-Toni abzuschwächen. „So viel Gefühl hat er gar nicht, am wenigsten, wenn er so vollgetrunken ist, wie heut! Es ist ja bekannt, wenn er im Rausche ist, da schont er nichts. Er hat schon ein so gotteslästerliches Zeug zu mir geschwätzt, daß ich schon mehrmals mich habe wegsetzen wollen. Er macht noch Scandal, aber so lange wart' ich nicht!" Er nahm Hut und Stock und wollte hinauseilen.

„Du, Balthasar," redete ihn der Förster, auf ihn aufmerksam geworden, an. „Balbina war ja krank und Du sollst zu ihr gerufen worden sein!"

„Ja, ja," stotterte der Wunderdoctor, aus einer peinlichen Verlegenheit in die andere geworfen. „Es war ein starkes Fieber da, sie hat auch ein wenig Irrreden geführt, aber gestern war sie schon ruhig und die Besserung war vorauszusehen!"

Ohne sich länger aufhalten zu lassen, entfernte er sich mit großen Schritten, voll Angst, noch dem Leonhard in den Wurf zu kommen.

Es war schon spät geworden. Die Hähne krähten bereits lange im Hofe. Ein bedeutender Theil der Gäste war schon verschwunden und der Rest machte sich auf den Heimweg, denn die Tanzmusik hatte auf des Stegwirths Geheiß zu spielen aufgehört. Das Hochzeitsfest war aus und das junge Ehepaar begab sich endlich hochvergnügt nach der Schlafkammer, von den Schwiegereltern und einigen Verwandten geleitet. Der Eingang zur Schlafkammer war mit Blumen und Namenszügen auf's Festlichste decorirt, und Brigitta, der es ausnehmend gefiel, sprang voran, um ja schnell die Ausschmückung im Innern in Augenschein zu nehmen.

Kaum hatte sie die Thür aufgeschlagen, so that sie einen Schrei und fiel ohnmächtig zusammen. Zwischen der Thür und dem Bette, über welchem lange Rosenguirlanden herabhingen, hing auch Leonhard an einem Kleiderhaken aufgeknüpft. Neben ihm an der Wand war seine blutige Hand abgedrückt.

Brigitta kam bald nachher zu sich, verblieb aber in einem sehr aufgeregten Zustande, in welchem sie sich schwere, freilich unbegründete Gewissensbisse machte. Sie war vorerst nicht zu trösten und nicht zu bewegen, die Nacht in diesem Hause zuzubringen.

7.

Sobald Leonhard's Ende ruchbar geworden war, säumten seine Gläubiger nicht lange, kund zu thun, daß nicht Liebesgram, sondern große Ueberschuldung das Motiv seiner That gewesen war. Bis zu dieser Beleuchtung der Sache hatte sich Brigitta mit Vorwürfen gequält und sich gescheut, den Fuß in's Wirthshaus zu setzen, nun aber war ihr Gemüth mit einem Schlage heiter geworden und sie konnte endlich die Wirthin zu spielen anfangen. Das Ehepaar hatte in der That eine schaurige Reihe von Klippen übersteigen müssen, ehe es ihm gelungen war, sich zu arrondiren.

Hinter der Kirchhofsmauer des Franciscanerklosters in ungeweihter, ja durch die Erinnerung an die dort Verscharrten verfluchter Erde lagen aber auch schon die beiden Unglücklichen, welche selbst die Hand an sich gelegt, der wilde Leonhard und die schöne Balbina, nebeneinander begraben. Auch diese Zwei waren arrondirt.

Die Phantasie des Volkes, die sich mit düsteren Ereignissen lange beschäftigt, besonders im Hochgebirge, wo es so alltäglich hergeht und nicht, wie in den Städten, eine Neuigkeit die andere jagt, hatte bald erfunden, daß es hinter der Kirchhofsmauer allnächtlich umgehe.

Es ist gebräuchlich, Gespenster um Mitternacht erscheinen zu lassen, hier — seltsam — sollte sich der Geist kurz vor der Morgendämmerung einstellen und eine Zeit lang auf den Selbstmördergräbern aufhalten.

Es war ein wildfremdes, mit den hiesigen Verhältnissen ganz unbekanntes Weib, welches bald darauf erzählt hatte, daß es den Wiesenweg an der Kirchhofsmauer, wo die berüchtigte Stelle ist, kurz vor Sonnenaufgang gegangen sei und dort in kleiner Entfernung eine Gestalt gesehen habe, welche nackt und mit Striemen bedeckt war und blitzschnell in die Erde versank.

Dieses Zeugniß, gleichsam aus einem unbefangenen Munde, mußte die größte Sensation erregen, aber in kurzer Zeit schlief wieder Alles ein, da Niemand seither den Geist wieder gesehen hatte. Dennoch war die Aussage des fremden Weibes nicht aus der Luft gegriffen.

Eine kurze Zeit darauf, als das Weib die Erscheinung gesehen zu haben behauptete, kam einer der Väter aus dem Kloster des Weges daher, vom Pfarrer von Burgsau bestellt, eine Morgenmesse aushülfsweise zu lesen. Es war schon tageshell. Da sah er einen entkleideten Körper, der auf dem Gesichte lag, auf der Grabstätte der Selbstmörder vor sich. Daneben lag eine vielschwänzige lederne Peitsche, einige Kleidungsstücke, darunter eine Franciscaner-Kutte. Der Rücken des Körpers war von Hieben entstellt. Der Hinterkopf zeigte die Tonsur.

Der Mönch brachte den Unglücklichen in sitzende Stellung, indem er ihn mit dem Rücken an die Mauer lehnte, und sobald er das Gesicht erblickt hatte, erkannte er einen Ordensbruder, den Frater Peregrin, welcher das vielangestaunte Wandgemälde in der Kapelle vollendet hatte. Frater Peregrin war Balbina's ehemaliger Liebhaber Veit und Schmierpeters Schüler. Es war ein schrecklicher Weg, welchen er zurückgelegt hatte, seit er der Werkstätte seines schlichten Meisters in Burgsau entlaufen war, bis zu dem Moment, da er jetzt auf dem Grabe seiner einstigen Geliebten gefunden wurde.

Nach dem unglückseligen Vorfall auf der Oberanger-Alm hatte er, von Entsetzen erfüllt, an der Zukunft einer großen, sein ganzes Wesen verschlingenden Liebe verzweifelnd, die Flucht ergriffen, ohne bedacht zu haben, wohin er sich wenden werde. Er war damals vierundzwanzig Jahre alt. Nach kurzem Herumirren hatte er die Richtung seines Weges gefunden und beschlossen, nach Wien zu gehen, wo ein berühmter Maler wohnte, welcher sich im vergangenen Sommer im Burgsauer Gebirge längere Zeit aufgehalten hatte.

Dieser Künstler hatte Veit liebgewonnen und auch dessen Talent durchblickt und ihm den Antrag gestellt, daß er ihn mitnehmen und für seine Ausbildung sorgen werde. Veit wäre damals sogleich mit tausend Freuden mitgegangen, hatte sich aber, von Balbina gefesselt, vorerst dafür bedankt. Jetzt, da die Liebesbande so schrecklich gesprengt waren, hatte er seinen Gönner aufgesucht und war von ihm auf das Herzlichste empfangen worden. Veit hatte in kurzer Zeit in solcher Schule erstaunliche Fortschritte in seiner Kunst gemacht, aber sein Gemüth hatte den empfangenen Schlag nicht zu überwinden vermocht. Schmerz über die gewaltsam gebrochene erste Liebe, gesteigert durch angeborene künstlerische Excentricität, und endlose Rückblicke auf die Oberanger-Alm, unterwühlten seine Seele, welche dadurch aus dem Gleichgewichte kam und in dem Bewußtsein, es nicht wieder zu erringen, sich verzweiflungsvoll noch rascher kopfüber stürzte.

Veit begann ein tolles Leben in Saus und Braus, welches seine Gesundheit untergraben half, so daß er vor anderthalb Jahren, mit sich zerfallen, weltmüde und körperlich leidend, in ein Franciscanerkloster trat.

Nicht lange darauf hatte er gehört, daß die Kapelle in Burgsau, wo seine Gedanken zu seinem Verderben am liebsten verweilten, restaurirt werden sollte, und er bot sich an, den Carton eines jüngsten Gerichts, den er dem Guardian zugesandt hatte, in Farben auszuführen. Seitdem hatte er in Burgsau gelebt und sein täglicher Weg war aus der Zelle in die Kapelle. Der Guardian, welcher allein seine Abkunft kannte, begünstigte die Heimlichkeit seines Aufenthaltes, die sich Veit als alleiniges Honorar ausbedungen hatte.

Er war also das Gespenst, welches seit Balbina's Bestattung allnächtlich an der Kirchhofsmauer spukte. Da büßte er die Sünden seiner Jugend, indem er an dem Grabe des Weibes, das er verführt und dessen Unglück er veranlaßt hatte, trauerte und die Vergangenheit seines noch jungen, kaum begonnenen Lebens mit der Büßergeißel strafte. Heute schien ihn eine Ohnmacht überrascht und an der heimlichen Rückkehr gehindert zu haben.

In seine Zelle zurückgebracht, kam er wieder zu sich. Sein erstes Wort waren Vorwürfe, warum man ihn in's Leben zurückgeschleppt habe. Wenn ihm aber der Klosterarzt, der ihn behandelte, die volle Wahrheit hätte sagen dürfen, so würde er zu seinem Troste erfahren haben, daß seine Tage gezählt waren. Von nun an strenger überwacht, konnte er den nächtlichen Ausgang nicht unternehmen, und daher sahen die Burgsauer die Erscheinung an der Kirchhofsmauer nicht mehr.

Die Klosterbrüder betrachteten den am Leib und an der Seele Kranken mit verschiedenen Augen, doch so, daß allem Entsetzen vor dem Sünder, den ein mysteriöses Verbrechen zu foltern schien, auch Mitleid im reichsten Maße beigemischt war. Der Guardian war jedoch nicht allein von einem rein menschlichen Gefühle und Interesse bewegt. Er, als Kunstkenner und Kunstfreund, fühlte die schmerzvolle und zugleich erhabene Erschütterung, daß ein seltenes Kunstgenie, welches dem Tode nie verfallen sollte, im Gegentheil gar so frühzeitig und gar so jämmerlich ende.

„Die Vorsehung ist wunderbar und unerfaßlich," sagte er



Emma Edmonds, das Heldenweib der Unionsarmee.

einmal im Refectorium. „Sie hat ihm einen Genius gegeben, mit welchem er wuchern und den er nicht vergraben sollte. Das war doch der Zweck. Aber hätte er das Kunstwerk, das unsere Kapelle für ewige Zeiten schmückt, vollbringen können, wenn er ruhig und zufrieden gelebt und nicht gesündigt hätte, wenn sein Herz nicht von Reue geviertheilt und seine Seele von allen erdenklichen Schmerzen bestürmt und so mächtig ausgespannt worden wäre?"

Die Mönche begriffen diese tiefsinnige Bemerkung nicht. Der Guardian war nicht lange darauf zum Frater Peregrin gekommen, dessen Zustand sehr bedenklich war.

„Hochwürden," sagte der junge Mönch, indem seine sonst matten Augen blitzartig aufleuchteten und seine leidenden Mienen eine augenblickliche Belebung und Kraft zeigten, „erlauben Sie, daß ich die Zelle verlasse."

„Darüber kann ich nicht entscheiden, lieber Bruder," gab der Guardian zur Antwort, „sondern der Arzt."

„Ich werde nicht weit gehen —" sagte der kranke Frater, wie von einem Gedanken ergriffen und ihm nachhängend.

„Es geht auf keinen Fall," versetzte der Guardian ruhig, doch entschieden, denn er befürchtete, daß es sich um einen Gang an die Kirchhofsmauer handle.

„Das ist schlimm," murmelte Frater Peregrin, in plötzliche Apathie verfallend.

„Es thut mir leid," sagte der Guardian bewegt und mild. „Warten Sie ein paar Tage! Wenn die Besserung anhält —"

„Wenn ich warten könnte!" fiel ihm der Schwerkranke in's Wort. „Ich fühle, daß ich diesen Augenblick benützen muß!"

„Wozu?" fragte der Guardian nicht ohne Besorgniß.

„Ich habe heute Nacht einen Einfall gehabt," antwortete Frater Peregrin. „Ich möchte noch eine kleine Verbesserung an meinem Wandgemälde vornehmen."

„Das Ganze ist so vortrefflich," sagte der Guardian, „daß ich Sie gar nicht verstehe. Lassen Sie es, wie es ist! Dieses Meisterwerk kann sogar Ihre Hand entbehren! Ersparen Sie sich die Aufregung, welche die Arbeit mit sich brächte."

„Wenn ich erfinde," sprach der kranke Mönch, „das greift mich an. Wenn ich mir klar bin, wie jetzt, und ausführe, thut es der Pinsel allein. Da bin ich ruhig, daß ich ein Lied dabei pfeifen könnte."

„Sie wollen wirklich —?" sprach der Guardian im Nachsinnen, zwischen die Einsicht, das Verbot aufrecht halten zu müssen, und die Versuchung getheilt, den letzten Wunsch des sterbenden Meisters zu erfüllen, der das Verlangen trug, seinem künstlerischen Testament einen kurzen Zusatzartikel beizufügen.

„Ein Nachmittag reicht hin," bat der Kranke mit einem beschwörenden Schmerzensblick.

Der Guardian schwankte. Wenn er die abgezehrte Gestalt und das hohläugige Gesicht anblickte, so wollte er versagen, wenn er aber das Gewicht der Bitte berücksichtigte, wollte er die Erlaubniß ertheilen. Er sagte nach einer Pause:

„Die Ausdünstung der Farben ist Gift für Ihre Lunge!"

„Um einige Tage länger zu leben," erwiderte Frater Peregrin, „blos dazu braucht Niemand zu leben."

„Nun," sprach der Guardian mit einem schweren Athemzuge, „so gehen Sie mit Gott! Ich lasse gleich das Gerüst aufstellen und die Vorhänge ausspannen."

Der Nachmittag war kaum gekommen, als sich schon Frater Peregrin, zu schwach, um allein zu gehen, in sein Atelier hinabführen ließ. Er hatte dort mehrere Stunden verbracht; es war schon fünf bis sechs Uhr geworden, und da er noch immer nicht zurückgekehrt war, ging der Guardian hinab, um nach ihm zu sehen. Langsam lüftete er den Leinwandvorhang, der die Kapelle von der Kirche abschloß. Frater Peregrin saß auf dem Gerüste, auf seinem Stuhle weit zurückgelehnt, den Kopf tief auf eine Seite geneigt, ein Farbentöpfchen in der Linken am Henkel festhaltend, während die Rechte hinunterhing und den Pinsel hatte fallen lassen.

Der Guardian, erschrocken, rief ihn laut beim Namen. Ihm antwortete aber nur der Schall der Kirchenwände. Der Maler war entschlafen und schon fast kalt. Das Geschick hatte ihn keinen Pinselstrich mehr thun lassen, sondern, allem Anschein nach, nur noch die Zeit vergönnt, auf sein Werk und das am Thränensee gefangene Mädchen den letzten Blick zu werfen. Die Aufregung war in der Burgsau nicht gering, als es plötzlich hieß, daß Frater Peregrin, der das Wandgemälde vollendet hatte, der verschollene Veit gewesen war.

Ein Heldenweib der Unions-Armee.*

II.

Fanatismus und Bosheit der Frauen in den Rebellenstaaten. — Die gezüchtigte und bekehrte Rebellin, zuletzt Krankenpflegerin in den Hospitälern der Föderirten. — Emma Edmonds als Spion und — Neger.

Wir folgen Emma Edmonds, deren getreues Portrait unsere Abbildung zeigt, in ihrem „Kranken- und Spionen-Dienst für die Unions-Armee" weiter, indem wir einzelne hervorragende Scenen ihrer Erlebnisse in dem großen Kriege aus ihrem Werke herausheben.

Die Potomac-Armee wurde eingeschifft und 100,000 Mann stark nach Fort Monroe transportirt, von wo sie später nach Yorktown marschirte. Von dem Lager bei Yorktown aus wurde Emma Edmonds oft ausgeschickt, um Vorräthe für die Hospitäler, namentlich Butter, Eier, Milch, Hühner rc. herbeizuschaffen. Auf diesen Wanderungen erlebte sie manches interessante Abenteuer, unter andern eines, das den Fanatismus, die Boshaftigkeit und Wuth der weiblichen Rebellen kennzeichnet.

„Eines Morgens," erzählt unsere Heldin, „brach ich ganz allein nach einem vereinzelten Landhause auf, welches drei Meilen von der Hamptoner Landstraße entfernt lag und wohin ich fünf Meilen weit zu reiten hatte; dasselbe war, wie das Gerücht ging, mit allen Gegenständen, die ich suchte, reichlich versehen. Ich galoppirte rasch voran, bis ich an ein Thor kam, das einen stracks nach dem Hause führenden Baumgang schloß. Ich ritt bis zu dem im altmodischen virginischen Geschmacke errichteten Gebäude, band mein Pferd an einen Pfosten unweit der Thür und zog die Klingel. Eine hohe stattliche Dame erschien und lud mich mit scheinbar großer Höflichkeit zum Eintreten ein. Sie war in tiefe Trauer gekleidet, was zu ihrem bleichen, kummervollen Gesichte sehr wohl stand. Sie schien etwa dreißig Jahre alt zu sein, hatte ein sehr einnehmendes Aeußere und gehörte augenscheinlich zu einem der geheimen südlichen Frauenvereine. Sobald ich mich gesetzt hatte, fragte sie: ‚Welchem glücklichen Umstande soll ich das Vergnügen dieses unerwarteten Besuches zuschreiben?' Ich erklärte ihr mit wenigen Worten die Beschaffenheit meines Geschäftes. Diese Kunde schien ihre bleichen Gesichtszüge noch mehr zu umwölken, was sie trotz ihrer Bemühungen nicht zu verbergen vermochte. Sie schien aufgeregt zu sein und ein gewisses Etwas in ihrem Benehmen erregte meinen Verdacht, trotz ihrer einschmeichelnden Manieren und ihres feinen Anstandes.

Sie lud mich in ein anderes Zimmer ein, während sie die Gegenstände, die sie mir zukommen lassen wollte, zurecht legen würde, aber ich lehnte dieses ab mit der Entschuldigung, daß ich vorzöge, da zu sitzen, wo ich sehen könnte, ob mein Pferd ruhig bliebe. Ich beobachtete genau alle ihre Bewegungen und wagte nicht, meine Augen einen Augenblick zur Seite zu wenden. Sie ging in ihrer würdevollen Haltung eine Zeit lang umher, ohne indeß zur Beschleunigung meines Geschäftes viel auszurichten, und sie versuchte augenscheinlich, mich zu irgend einem Zwecke aufzuhalten. Sann sie etwa über die beste Art eines Angriffes auf mich nach, oder erwartete sie die Ankunft Jemandes und wollte mich bis dahin zurückhalten? Derartige Gedanken fuhren mir in rascher Aufeinanderfolge durch den Sinn.

Endlich stand ich plötzlich auf und fragte sie, ob die Sachen bereit seien. Sie antwortete mir mit einem verstellten Lächeln der Ueberraschung: ‚Ach, ich wußte nicht, daß Sie so große Eile hätten, ich wartete, bis die Jungen kommen und einige Hühner für Sie fangen würden.' ‚Und bitte, Madame, wo sind die Jungen?' fragte ich. ‚O, nicht weit von hier,' war ihre Antwort. ‚Gut, ich habe mich entschlossen, nicht zu warten; halten Sie mich gefälligst nicht länger auf,' sprach ich und ging auf die Thür zu. Sie begann Butter und Eier in ein Körbchen, das ich mitgebracht hatte, zusammenzupacken, während ein anderer leerer Korb neben ihr stand. Ich sah sie an; sie zitterte heftig und war todtenbleich. Bald nachher reichte sie mir das Körbchen, und ich hielt ihr einen ‚Greenback' als Zahlung hin. ‚O, auf Zahlung kommt es nicht an,' sagte sie und nahm das Geld nicht an. Ich dankte ihr und trat aus dem Hause.

Einige Augenblicke später kam sie an die Thür, aber sie erbot sich nicht, mir beizustehen oder den Korb zu halten oder irgend Etwas sonst zu thun, sondern stand da und warf mir die boshaftesten Blicke zu, wie es mir vorkam. Ich stellte den Korb oben auf den Pfosten, an welchen mein Pferd angebunden war, setzte mich in den Sattel und nahm darauf den Korb in die Hand. Ich wünschte ihr guten Morgen, dankte ihr nochmals für ihre Güte und ritt fort.

Kaum war ich eine Ruthe entfernt, als sie ein Pistol nach mir abschoß; als ob ich eine solche Bewegung geahnt, hatte ich mich bis hinter den Hals meines Pferdes hinabgebeugt, und die Kugel fuhr mir über den Kopf hinaus. In einem Nu wandte ich mein Pferd um und ergriff mein Drehpistol. Sie feuerte gerade zum zweiten Male, war aber dabei so aufgeregt, daß die Kugel vom Ziele weit abflog. Ich hielt meinen Siebenläufer in der Hand und besann mich, wohin ich zielen sollte. Ich wünschte nicht die Elende zu tödten, aber ich beabsichtigte, sie zu verwunden. Als sie sah, daß ich ebenfalls dieses Spiel mitmachen konnte, da ließ sie ihre Waffe fallen und erhob flehend die Hände. Ich zielte genau nach einer ihrer Hände und schickte eine Kugel mitten durch die linke Hand. Sie fiel augenblicklich mit einem lauten Schrei zu Boden. Ich stieg vom Pferde, hob das neben ihr liegende Pistol auf und steckte es in meinen Gürtel. Darauf nahm ich die edle Dame in folgender Weise in Obhut: ich ergriff meinen Halfterriemen und band denselben um ihr rechtes Handgelenk so fest, daß es sie schmerzte; alsdann stieg ich wieder zu Pferde, ritt fort und brachte die Dame dadurch zur Besinnung, daß ich sie an dem Handgelenk zwei bis drei Ruthen auf dem Boden nachschleifte. Ich hielt an, und sie sprang auf und flehte mich mit wildem Jammergeschrei an, sie loszulassen, statt dessen richtete ich jedoch mein Drehpistol auf sie und sagte ihr, wenn sie noch ein Wort oder einen Schrei von sich gebe, so sei sie ein Kind des Todes. Auf diese Weise gelang es mir, sie von der Herbeilockung eines Rebellen abzuhalten, so daß ich ungestört meinen Weg nach Mac Clellan's Hauptquartier fortsetzte.

Nachdem wir etwa anderthalb Meilen zurückgelegt hatten, sagte ich ihr, sie möge reiten, wenn sie dies wünsche; denn ich sah, daß sie durch Blutverlust schwach wurde. Mit Freuden nahm sie mein Anerbieten an, und ich verband ihre Hand mit meinem Taschentuche, gab ihr meinen Shawl, um damit ihren Kopf zu bedecken, und half ihr in den Sattel. Ich ging zu Fuße nebenher und

* S. 1865, Nr. 25.

hielt dabei fortwährend den Zaum fest. Als wir noch etwa eine Meile von unserem Hauptquartier entfernt waren, wurde sie ohnmächtig und ich fing sie auf, wie sie von dem Pferde herabfiel. Ich legte sie am Wege nieder und ging nach Wasser, welches ich in meinem Hute holte; nachdem ich ihr Gesicht eine Weile benetzt hatte, erholte sie sich wieder.

Zum ersten Male seit unserem Aufbruch begann ich ein Gespräch mit ihr und erfuhr, daß sie innerhalb der letzten drei Wochen ihren Vater, ihren Gatten und zwei Brüder in der Rebellen-Armee verloren hatte. Sie hatten alle zu einer Scharfschützen-Compagnie gehört und waren die Ersten, die fielen. Seit der Kunde von diesen Unglücksfällen war sie fast wahnsinnig geworden. Sie sagte, ich sei die erste Person aus dem Yankeelande, die sie nach dem Tode ihrer Verwandten gesehen; der böse Geist scheine sie zu ihrer That angetrieben zu haben, und wenn ich sie nicht an die Militärbehörden ausliefern wolle, so werde sie mit mir gehen und die Verwundeten verpflegen helfen. Sie erbot sich sogar, den Eid der Treue zu leisten, und schien tiefe Reue zu fühlen. Ich erinnerte mich der Worte des Erlösers, einem reuigen Sünder zu vergeben, und sagte ihr, ich verzeihe ihr vollkommen, wenn sie aufrichtig Buße thue. Sie antwortete mit Seufzern und Thränen.

Bald nach dieser Unterhaltung brachen wir nach dem Lager auf, sie schwach und gedemüthigt und ich stark und voll Freude. Niemand erfuhr jemals seit jenem Tage bis heute das Geheimniß, daß jene Rebellin eine Pflegerin unserer kranken Soldaten geworden. Anstatt nach General Mac Clellan's Hauptquartier geführt zu werden, begab sie sich in das Hospital, wo Dr. P. ihre Hand verband, die ihr große Schmerzen verursachte. Der gute alte Arzt konnte niemals das auf ihre Krankheit bezügliche Geheimniß enträthseln; denn er erfuhr von uns Beiden nichts weiter, als daß sie von einem ‚Yankee' geschossen worden sei.

Am nächsten Tage kehrte sie in einer Ambulanz, von einem Hospitalverwalter begleitet, nach ihrem Hause zurück, holte dort Alles, was in den Hospitälern gebraucht werden konnte, und schlug darauf ihren Wohnsitz bei uns auf. Sie hieß Alice M., aber wir nannten sie Nellie J. Sie bewies bald die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung zu der Sache der Union durch ihren Eifer in der Pflege ihrer Streiter und wurde eine der getreuesten und brauchbarsten Krankenwärterinnen in der Potomac-Armee. Aber dieses war auch der erste und der einzige Fall, wo ein weiblicher Rebell seine Gesinnungen änderte oder in seiner Grausamkeit oder seinem Hasse gegen die ‚Yankees' im Geringsten nachließ."

Emma Edmonds wagte eine noch weit gefährlichere Betheiligung im Kampf. Ein Bundes-Spion war in Richmond gefangen und hingerichtet worden; seine Stelle m u ß t e ersetzt werden — und s i e meldete sich dazu! Sie erzählt: „Mein Name wurde in das Hauptquartier geschickt, und ich wurde bald selbst dahin beschieden und vor die Generäle Mc., M. und H. geführt, wo ich Kreuz- und Querfragen in Bezug auf meine Ansichten von der Rebellion und über meinen Beweggrund zur Unternehmung eines so gefährlichen Wagnisses unterworfen wurde. Ich sprach meine Ansichten freimüthig aus, gab meine Absichten kurz an, und ich hatte die Prüfung Numero Eins bestanden. Sodann wurde ich hinsichtlich meiner Kenntnisse im Gebrauche von Schießgewehren geprüft, und in diesem Stücke legte ich Proben ab, die eines Veteranen würdig waren. Darauf wurde ich nochmals in ein Kreuzverhör genommen, und zwar von einer neuen Commission von Generälen. Zunächst folgte e i n e p h r e n o l o g i s c h e U n t e r s u c h u n g, und als man fand, daß meine Organe der Verschwiegenheit, der Kampfslust 2c. bedeutend entwickelt waren, so wurde mir der Eid der Treue abgenommen und ich mit einigen schmeichelhaften Bemerkungen entlassen.

Am nächsten Morgen brach ich in aller Frühe nach Fort Monroe auf, wo ich mir mehrere, zu einer vollkommenen Verkleidung unerläßlich nothwendige Gegenstände verschaffte. Erstlich kaufte ich einen Anzug, wie ihn die Sclaven auf den Plantagen tragen, und darauf begab ich mich zu einem Barbier und ließ mir das Haar dicht am Kopfe abscheeren. Alsdann folgte der Färbungsproceß — Kopf, Gesicht, Hals und Hände wurden so schwarz gefärbt, wie bei irgend einem Afrikaner, und zuletzt, um mein Contreband-Costüm zu vollenden, bedurfte ich noch einer Schwarzen-Perücke, die ich aus Washington erhielt.

Meine Vorbereitungen waren somit getroffen, und ich war bereit, auf meine erste geheime Expedition nach der Rebellen-Hauptstadt auszugehen. Mit etwas Schiffszwieback in der Tasche und mit geladenem und schußfertigem Revolver brach ich zu Fuße auf, ohne selbst einen Teppich oder etwas sonst mitzunehmen, was Verdacht erregen konnte. Um halb zehn Uhr passirte ich durch die äußerste Vorpostenlinie der Bundes-Armee, um zwölf Uhr war ich innerhalb der Rebellen-Linien und war nicht einmal von einem Wachposten angehalten worden. Ich war weniger als zehn Ruthen weit an einem Rebellen-Vorposten vorbeigegangen, und er hatte mich nicht gesehen. Sobald ich mich in sicherer Entfernung von den Vorpostenlinien befand, legte ich mich nieder und ruhete mich aus bis zum Morgen. Die Nacht war frostig, der Boden kalt und feucht, und ich verbrachte die langen Stunden in Angst und Zittern. Der erste Gegenstand, der sich am nächsten Morgen meinen Blicken darbot, war eine Schaar Neger, welche den Rebellen-Pikets warmen Kaffee und Nahrung brachten. Ich machte mich alsbald mit ihnen bekannt und wurde für mein freundliches Entgegenkommen mit einem Becher Kaffee und einem Stück Maisbrod belohnt, was sehr viel dazu beitrug, die noch von der Nacht in mir weilenden kalten Schauer zu vertreiben. Ich blieb dort, bis die Schwarzen zurückkehrten, und darauf marschirte ich mit ihnen nach Yorktown hinein, ohne den geringsten Argwohn zu erregen.

Die Neger gingen sofort an die Arbeit an den Verschanzungen, nachdem sie sich bei ihren Aufsehern gemeldet hatten; ich blieb allein stehen, da ich mich noch nicht ganz entschlossen hatte, welche Rolle ich zunächst spielen sollte. In dieser Hinsicht wurde ich bald aller weiteren Mühe enthoben, denn mein Müßiggehen hatte die Aufmerksamkeit eines Officiers auf mich gezogen, der mich fragte, wem ich gehörte, und warum ich nicht an der Arbeit sei? Ich antwortete in meinem besten Negerdialekt, ich gehörte Niemandem, ich sei frei und dies stets gewesen, ich wolle nach Richmond gehen, um dort Arbeit zu suchen. Aber das half mir nichts, denn er wendete sich an einen Mann in bürgerlicher Kleidung, der als Aufseher über die Neger gesetzt zu sein schien, mit den Worten: ‚Stellen Sie diesen schwarzen Schuft an die Arbeit, und wenn er nicht tüchtig arbeitet, so binden Sie ihn und lassen Sie ihm zwanzig Hiebe aufzählen, um ihm den Gedanken beizubringen, daß es hier keine freien Niggers giebt, so lange noch ein verdammter Yankee in Virginia ist.'

Mit diesen Worten ritt er fort, und ich wurde an eine Verschanzung geführt, welche im Bau begriffen war, und woran etwa hundert Neger arbeiteten. Ich wurde bald mit einer Art, Schaufel und einem ungeheuern Schiebkarren versehen und begann sofort meinen Gefährten in der Knechtschaft nachzuahmen. Derjenige Theil der Brustwehr, an welcher ich arbeiten sollte, war ungefähr acht Fuß hoch. Der Schutt wurde in Schiebkarren auf einfachen Bretern hinaufgefahren, deren eines Ende auf der Höhe der Brustwehr, und deren anderes auf dem Boden ruhte. Ich brauche nicht zu sagen, daß diese Arbeit äußerst hart selbst für den stärksten Mann war; nur wenige waren im Stande ihre Schiebkarren allein hinaufzubringen, und ich wurde oft von einem gutmüthigen Schwarzen unterstützt, wenn ich nahe daran war von der Planke hinabzustürzen. Den ganzen Tag lang arbeitete ich auf diese Weise, bis meine Hände von den Gelenken bis zu den Fingerspitzen voller Blasen waren.

Die Nacht kam, und ich wurde von meinen Mühsalen erlöst. Es stand mir frei, innerhalb der Verschanzungen zu gehen, wohin ich wollte, und ich machte einen guten Gebrauch von meiner Freiheit. Ich entwarf einen kurzen Bericht über die auf Lafetten liegenden Geschütze, die ich in jener Nacht auf meinem Spaziergange um das Fort sah, legte diese Angabe, nebst einem groben Abriß der Belagerungs-Außenwerke, unter die innere Sohle meines Contreband-Schuhes und kehrte in das Negerquartier zurück.

Da ich erkannte, daß meine Hände nicht in einem Zustande sein würden, um am folgenden Tage viel Erde zu schaufeln, sah ich mich unter den Negern um, ob ich nicht einen finden könnte, dessen Dienst minder schwer war und welcher seine Stelle mit mir vertauschen wollte. Es gelang mir, einen Jungen von ungefähr meiner eigenen Größe zu finden, der den Truppen Wasser zu bringen hatte. Er versprach mir, am nächsten Tage meinen Platz einzunehmen, und meinte, er könne einen Freund finden, um dasselbe am folgenden Tage zu thun, für welche brüderliche Güte ich ihm fünf Dollars in Greenbacks gab, aber er erklärte, er könne nicht so viel Geld annehmen — er habe niemals so viel Geld in seinem ganzen Leben gehabt. Durch diese Veranstaltung entging

ich der genauen Untersuchung des Aufsehers, die wahrscheinlich zu der Entdeckung meiner angenommenen afrikanischen Hautfarbe geführt haben würde.

Der zweite Tag im Dienste der Conföderirten war für mich weit angenehmer als der erste. Ich hatte nur eine Brigade mit Wasser zu versorgen, was keine großen Anstrengungen erforderte, denn der Tag war kühl und der Brunnen nicht weit entfernt; demzufolge hatte ich eine Gelegenheit, unter den Soldaten herumzuschlendern und die Besprechung wichtiger Gegenstände anzuhören. Auf diese Weise erfuhr ich die Zahl der Verstärkungen, die aus verschiedenen Orten angekommen waren, und hatte das Vergnügen, den General Lee zu sehen, der eintraf, während ich dort war. Die Leute flüsterten sich einander zu, man habe ihn durch den Telegraphen beschieden, um die Yankee-Verschanzungen zu inspiciren, weil er der beste Ingenieur in der Conföderation sei, und er habe es für unmöglich erklärt, Yorktown zu halten, nachdem MacClellan seine Belagerungs-Geschütze auf den Ort hatte spielen lassen. Ferner wurde auch General J. E. Johnson mit einem Theile seiner Truppen stündlich erwartet. Alles zusammengenommen, schlugen die Rebellen ihre Streitmacht in Yorktown und seiner Umgebung zu 150,000 Mann an.

Als Johnson ankam, wurde ein Kriegsrath gehalten und die Dinge nahmen ein mißliches Aussehen an. Darauf begann das Gerücht in Umlauf zu kommen, daß der Ort geräumt werden solle. Da ich noch etwas Zeit übrig hatte, so besuchte ich meine Negerfreunde und brachte ihnen Wasser. Ein junger Schwärzling, der einen Zug aus dem kühlen Getränke gethan, betrachtete mich mit Verwunderung und wandte sich an einen seiner Cameraden mit den Worten: ‚Jim! ich will verdammt sein, wenn der Kerl da nicht weiß wird; wenn er es nicht wird, dann bin ich kein Nigger.‘ Ich wurde durch diese Bemerkung etwas bestürzt, doch versetzte ich mit gleichgültiger Miene: ‚Well, meine Herren, ich erwartete immer, einmal weiß zu werden; meine Mutter ist eine weiße Frau.‘ Dieses hatte die gewünschte Wirkung, denn sie Alle lachten über meine Einfalt und machten keine weitere Bemerkung über den Gegenstand. Sobald ich ihnen schicklicher Weise außer Sicht kommen konnte, betrachtete ich meine Hautfarbe vermittelst eines kleinen Taschenspiegels, den ich gerade zu diesem Zwecke bei mir führte — und wahrhaftig, wie der Neger gesagt hatte, ich färbte mich in der That wieder weiß. Ich hatte nur noch eine dunkle Mulattenfarbe, während ich vor zwei Tagen noch so schwarz wie Ebenholz war. Indeß hatte ich ein Fläschchen salpetersaures Silber in schwacher Auflösung bei mir, welche ich anwandte, um das Verschwinden der übrigen Farbe zu verhindern.

Als ich mit einem frischen Wasservorrath auf meinen Posten zurückkehrte, sah ich eine Soldatengruppe um einen Menschen versammelt, der sie in echt südlicher Manier anredete. Die Stimme des Redners kam mir bekannt vor, und als ich einen verstohlenen Blick auf ihn warf, erkannte ich alsbald in ihm einen Hausirer, der regelmäßig einmal in der Woche mit Zeitungen und Schreibmaterialien in das Hauptquartier kam. Er pflegte sich dort unter einem oder dem andern Vorwande jedesmal einen halben Tag lang herumzutreiben. Eben gab er den Rebellen eine vollständige Beschreibung unseres Lagers und unserer Streitkräfte und brachte auch einen Abriß der ganzen Verschanzungen von MacClellan's Stellung zum Vorschein. Er schloß seine Ansprache mit den Worten: ‚Sie verloren einen trefflichen Officier durch meine Vermittelung, seitdem ich diesmal fort war. Es war doch schade, einen solchen Mann zu tödten, obwohl er ein verdammter Yankee war.‘ Dann erzählte er den Tod eines meiner innigsten Freunde, des Lieutenants James B., eines hohen stattlichen schwarzlockigen jungen Mannes aus St. John in New-Braunschweig, der durch diesen Verräther auf das Schändlichste hingemordet worden war. Ich dankte Gott für diese Nachricht. Von diesem Augenblick an war der Hausirer ein dem Tode geweihter Mann; sein Leben war nicht drei Cents in conföderirtem Scheingeld werth. Zum Glück kannte er nicht die Gefühle, die das Herz des kleinen schwarzen Burschen durchstürmten, der so ruhig dasaß und die Feldflaschen füllte — und es war gut, daß er sie nicht kannte.

Am Abend des dritten Tages nach meinem Eintritt in das feindliche Lager, wurde ich in Begleitung der Farbigen ausgeschickt, um den äußersten Vorposten auf dem rechten Flügel ihr Abendessen zu bringen. Dies war gerade was ich wünschte, und ich hatte während des Tages in Betracht der Möglichkeit eines solchen Ereignisses Vorbereitungen getroffen, mich namentlich unter Anderem mit einer Feldflasche voll Whiskey versehen. Manche der auf Vorposten stehenden Leute waren Schwarze und manche Weiße. Ich hatte große Vorliebe für die Leute meiner eigenen Farbe, deßhalb rief ich einige der schwarzen Vorposten zu mir, setzte ihnen Maisbrod vor und gab ihnen etwas Whiskey zum Dessert. Während wir so zusammen waren, pfiffen uns die Miniékugeln der Yankees um die Köpfe herum, denn die Piketlinien der streitenden Theile waren keine halbe Meile von einander entfernt. Ich beabsichtigte eine Weile bei den Vorposten zu bleiben, und die Schwarzen kehrten ohne mich in das Lager zurück.

Nicht lange nach Einbruch der Nacht kam ein Officier die Linien entlang geritten; er bemerkte mich und fragte, was ich da zu thun hätte. Einer der Farbigen versetzte, ich hätte geholfen, ihnen ihr Abendessen zu bringen, und ich wolle warten, bis die Yankees ihr Feuer einstellten, ehe ich mich auf den Rückzug machte. Er wandte sich darauf gegen mich mit den Worten: ‚Du gehst mit mir voran.‘ Ich folgte seinem Befehle und er kehrte auf demselben Wege, den er gekommen, zurück, bis wir etwa fünfzig Ruthen zurückgelegt hatten; darauf hielt er vor einem Unterofficier an und sprach: ‚Stellen Sie diesen Burschen bis zu meiner Rückkehr auf den Posten, wo jener Mann erschossen wurde.‘ Ich wurde einige Ruthen weiter geführt, worauf man mir eine Büchse in die Hand gab, welche ich ohne Weiteres zu brauchen hätte, falls ich irgend Etwas oder irgend Jemanden vom Feinde herankommen sehen sollte. Darauf folgte die schmeichelhafte Bemerkung, nachdem man mich am Rockkragen gepackt und ziemlich derb geschüttelt hatte: ‚Nun, Du schwarzer Schuft, wenn Du auf Deinem Posten einschläfst, so schieße ich Dich wie einen Hund nieder.‘ ‚O nein, Massa, ich fürchte mich zu sehr zu schlafen,‘ war meine Antwort in echtem Negerkanderwälsch.

Die Nacht war sehr finster und es begann zu regnen. Ich war jetzt ganz allein, aber wie lange es dauern mochte, bis jener Officier mit Jemandem, der mich ablösen sollte, zurückkehren würde, das wußte ich nicht, und ich hielt es für das Beste, was ich thun konnte, den gegenwärtigen günstigen Augenblick gut zu benützen. Nachdem ich die Stellung der Vorposten auf jeder Seite von mir so gut wie möglich ausgemittelt hatte, von denen jeder den Schutz des nächsten Baumes genoß, trat ich vorsichtig und geräuschlos in die Finsterniß hinaus und schlüpfte bald rasch durch den Hochwald nach dem ‚Lande der Freien‘ hin, während ich meine stattliche Büchse festpackte, um diese Beute nicht zu verlieren. Ich wagte mich nicht zu nahe an die Linien der Bundestruppen, denn ich schwebte in größerer Gefahr, von diesen erschossen zu werden, als von dem Feinde; deßhalb brachte ich den Rest der Nacht auf Schußweite von unseren Linien zu und hielt mit dem ersten Morgengrauen das wohlbekannte Signal in die Höhe, worauf ich wieder einmal mit dem Anblick des theuern alten Sternenbanners begrüßt wurde.

Ich begab mich alsbald in mein Zelt. Nachdem ich mit Seife und Wasser soviel Farbe als möglich beseitigt hatte, war meine Hautfarbe ein hübsches Kastanienbraun geworden, das zu meinem neuen Costüm, einer Soldatenuniform, die ich mir hatte holen lassen, sehr gut stand. Hätte meine eigene Mutter mich damals gesehen, so würde es schwer gehalten haben, sie von unserer Verwandtschaft zu überzeugen. Ich fertigte meinen Rapport alsbald aus und brachte ihn in General Mac Clellan's Hauptquartier, nebst meiner Trophäe aus dem Lande der Hochverräther. Ich sah den General G. B., aber er erkannte mich nicht wieder und befahl mir, mich in einer Stunde nach jener Zeit zu ihm zu begeben. Abermals kehrte ich in mein Zelt zurück, machte mein Gesicht mit Kreide weiß und kleidete mich in derselben Weise, wie am Tage der Prüfung, stellte mich zu der bestimmten Stunde ein und empfing die herzlichen Glückwünsche des Generals. Die Büchse wurde nach Washington geschickt und befindet sich jetzt als ein Andenken an den Krieg im Capitol.“

Die Werkzeuge der Neuzeit.

I. Der Dampfhammer.

Von Max Maria von Weber.

Jedem bedeutsamen Abschnitte in der Culturgeschichte geht fast immer eine Erfindung im Bereiche der Technik voraus, ohne die der Eintritt jener Epoche, wo nicht unmöglich gemacht, so doch verzögert worden wäre. So ist die Reformation undenkbar ohne die Buchdruckerkunst, die Finsterniß des faustrechtlichen Mittelalters flieht vor dem Blitze des Schießpulvers, und die Dampfmaschine führt die Aera der Völkerverbrüderung und Gemeinsamkeit der Interessen herauf. Aber nicht blos bei den großen weltgeschichtlichen Erscheinungen ist dies der Fall, auch die allgemeineren Erfordernisse der Civilisation werfen ihren Schatten in Gestalt von Erfindungen voraus, durch die es möglich wird, jenen zu genügen.

Unsere Zeit ist durch einen guten und einen bösen Geist, ein erwerbendes und ein unproductiv verzehrendes Princip, einen Ormuzd und Ahriman im Völkerleben, beherrscht. Der erstere ist der Geist freier Association der Kräfte der Individuen, der zweite der der gewaltsamen Opposition der Kräfte der Nationen. Der Ormuzd heißt „Verkehr“, der Ahriman „bewaffneter Friede“. Der erstere treibt zur Schöpfung von Mitteln, welche die Völker zu einander führen, sie sich gegenseitig kennen und lieben lehren, zum Bau von Eisenbahnen, Schiffen, Häfen, Canälen, Straßen ꝛc.; der andere lehrt sie die Werkzeuge verbessern, durch die sie sich abschlachten und vernichten können, Geschütze schmieden und ziehen, Panzerplatten und Explosionsgeschosse walzen und gießen.

Vom Schlusse des ersten Viertels dieses Jahrhunderts her datirt der Aufschwung des Associationsgeistes, des Verkehrswesens, der Eisenbahnen und der Dampfschifffahrt. Das revolutionäre Julikönigthum in Frankreich schuf wenige Jahre darauf den unseligen europäischen bewaffneten Frieden. Bis dahin unerhörte technische Arbeiten wurden jetzt ausgeführt. Die sich immer kraftvoller entwickelnden Eisenbahnbetriebsmittel, die Pumpmaschinen, welche Bergwerke trocken legten und weite Strecken Meeresboden in blühende Provinzen umwandelten, die Dampfschiffe, die, eins nach dem andern, immer riesenhafter vom Stapel liefen, die mächtigen Maschinen, welche gewaltige Walzwerke umtrieben oder wahre Sturmwinde von Luft durch das Feuer der Eisenwerke jagten, erforderten immer größere und aus dem die größte Sicherheit gewährenden Materiale, dem Schmiedeeisen, hergestellte Organe. Achsen, Wellen, Krummzapfen, Balanciers, Kolbenstangen ꝛc. von vorher nie geahnten, immer steigenden Dimensionen wurden gebieterisch verlangt. Andrerseits rangen die Mächte auf dem kostspieligen Wege der Einschüchterung, durch Ueberbieten an imposanter Größe, Solidität, Vertheidigungs- und Zerstörungsfähigkeit ihrer Schutz- und Trutzwaffen zu Land und zu Wasser nach der Erhaltung des allen Völkern gleich nothwendigen Friedens. Die riesenhaften gezogenen und Bogenschußgeschütze, die gepanzerten Schiffe, die eisernen Bollwerke, entstanden. Der Erbauer des kolossalen Schiffs „Great Eastern“ verlangte von den Schmieden Englands die Herstellung einer Achse aus Schmiedeeisen von dreißig Zoll Durchmesser und sechshundert Centner Gewicht, um darauf seine Schaufelräder vom Durchmesser eines großen Kunstreiter-Circus zu stecken. Die Constructeure der schwimmenden Festungen hielten zu den Panzern ihrer schnellbewegten Citadellen Platten für erforderlich, deren jede, fünf Zoll dick von Schmiedeeisen, zwei- bis dreihundert Centner wog, während ihre Gegner, die Civil-Artilleristen Armstrong, Whitworth, Dahlgren, Parrot ꝛc., zum Schaffen von Geschützen, die in diese Panzer wieder Bresche schießen sollten, nach geschmiedeten Kanonenrohren von vier Fuß Durchmesser und dreißigtausend Pfund Gewicht riefen, welche Projectile von fünfhundert Pfund und mehr Gewicht werfen sollten.

Dem Allen hätten die Schmiede mit den Werkzeugen, die ihnen noch vor dreißig Jahren zu Gebote standen, nicht entsprechen können. Der Ursprung und die Construction derselben war zum Theil uralt und sie besaßen für das, was sie zu leisten hatten, meist Anordnungen, die mehrtausendjährige Praxis zu hoher Vollkommenheit herausgebildet hatte. In der That war das Werkzeug des Schmiedes, unter dessen geschickten Hammerschlägen sich der Stahlhelm des mittelalterlichen Raubritters wölbte, oder welcher die bewunderungswürdigen Schwerterklingen streckte, deren Ruhm in Lied und Geschichte auf uns gekommen ist, kein wesentlich anderes als das, womit, bis auf die Zeiten unserer Jugend herab, die Organe der Maschinen der Neuzeit geschmiedet wurden. Hämmer, Ambose, Schrotbeile, Gesenke, Locheisen, Zangen, Alles von verschiedener Form und Größe, die jedoch nie über die Möglichkeit der Handhabung durch eines oder einiger nerviger Männer Kraft hinausging, bildeten diesen Apparat. Fast eben so wenig hatte die Zeit ihre umgestaltende Macht an den Werkzeugen geübt, die zum Schmieden von Eisenkörpern dienten, deren größere Massen der von der menschlichen Hand geschwungene Hammer nicht genügend erschütternd durchdringen konnte. Es waren dies die großen Hämmer, deren monoton-sonorer Schlag vielstimmig in unseren von wilden Bächen durchströmten Waldthälern widerhallt. Bildete doch das einsam gelegene Hammerwerk, mit seinem rastlosen Dröhnen, leuchtenden Feuern und sprühenden Eisenstäben, deren Schein so traulich phantastisch auf den Schaum des umstrudelnden Rades und zwischen den uralten Stämmen ringsum hinausleuchtete, ein Hauptelement der Poesie unseres deutschen Gebirges.

Diese großen Hämmer wurden durch Wasserkraft (die sich in späterer Zeit hier und da durch Dampfkraft ersetzte, ohne die Construction des Werkzeuges wesentlich zu ändern) und einfachsten Mechanismus gehoben und auf das Schmiedestück, das bearbeitet werden sollte, fallen gelassen. Die Anordnung des Ganzen erschien nur in dreierlei Form. Gemeinschaftlich war allen das langsam umwälzende, möglichst schwere Wasserrad, dessen starke Welle in die Schmiede hineinragte. An dieser Welle saßen tüchtige Hebedaumen, „Frösche“ genannt, welche die Eisenmasse des Hammers beim Drehen der Welle faßten, hoben und, sich vorüberwälzend, wieder fallen ließen. Die Masse des Hammers saß dabei, einem gewöhnlichen Handhammer ähnlich geformt, an einem starken, meist aus einem zähen Eschenstamme hergestellten und mit Eisen stark geschienten Stiele, „Helm“ genannt. An diesem Stiele befanden sich Drehzapfen, die sich in Pfannen bewegten, so daß der emporgeschnellte Hammer gezwungen war, stets auf dieselbe Stelle zurückzufallen. Hier wurde der aus einem schweren Stücke verstählten Eisens bestehende Ambos angebracht. War der Hammer nicht zu schwer, d. h. überstieg sein Gewicht nicht drei- bis fünfhundert Pfund, so brachte man die Drehzapfen ungefähr in der Mitte des Stieles an und ließ die Kraft auf das dem Hammer entgegengesetzte Ende desselben wirken.

In dieser Form hieß der mechanische Hammer „Schwanz- oder Zain-Hammer“. Die Hämmer zum Behandeln schwerer Schmiedestücke ließ man achtzig bis hundert Mal in der Minute schlagen. In Fällen, wo eine größere Schnelligkeit des Schlags erforderlich war, wie z. B. bei den allerdings kaum einige Pfund schweren Hämmern der Löffel- und Zeugschmiede, die drei- bis vierhundert Schläge in der Minute machen sollte, reichte es natürlich nicht aus, den Hammer durch die bloße Wirkung der Schwere fallen zu lassen, und man brachte unter demselben, oder unter dem Schwanzstücke, Prallvorrichtungen, „Prallraitel“ genannt, aus Holz oder Leder an, die ihn rascher nach dem Ambose zurückwarfen. Mit diesen Hämmern wurden alle feineren Stab- und Flacheisensorten, z. B. Wagenreifen ꝛc. ausgeschmiedet. In den mechanischen Werkstätten benutzte man sie zur Herstellung der größeren complicirten Schmiedestücke.

Es würde bequem gewesen sein, wenn man auch den schweren Hämmern, deren die Eisenwerke bedurften, diese Form hätte geben können. Dies verbot sich aber durch den Umstand, daß der Stiel, der Helm, hier in seiner ganzen Länge die Kraft zum Heben des Hammers stoßweise fortpflanzen mußte. Für schwere Hämmer hätte sich kein Stamm von genügender Haltbarkeit gefunden. Man legte daher bei ihnen die Welle entweder zwischen die Drehzapfen und den Hammerkopf (Aufwerfhämmer) oder, wie meist bei den schwersten, vor denselben (Stirnhämmer). In beiden Fällen wurde die Festigkeit des Hammerstiels wenig in Anspruch genommen, dagegen beschränkte sich die Hubhöhe des Hammers und die Bequemlichkeit der Manipulation auf dem Ambos nahm ab, weil die Welle ganz in der Nähe desselben lag. Das Gewicht der in der Eisenindustrie früherer Zeiten verwendeten Aufwerf- und Stirnhämmer stieg bis auf mehrere tausend Pfund. Allen diesen Vor-

richtungen waren zwei Nachtheile gemein. Erstens, daß die Höhe, bis zu der sie den Hammer hoben, in allen Fällen dieselbe blieb und die Wirksamkeit da gerade abnahm, wo ihre Erhöhung wünschenswerth gewesen wäre, nämlich dann, wenn das auf dem Ambos liegende zu schmiedende Stück von großen Dimensionen war und somit von der Fallhöhe des Hammers wenig zum Schlage übrig blieb. Zweitens, daß der Schlag des Hammers vermöge des Winkels, in dem er gehoben wurde, niemals parallel zum Ambos erfolgen konnte.

Außerdem beschränkte sich die Wirksamkeit der Hämmer durch die Schwierigkeit, ihren Fundamenten die für rapide Arbeit und die Verwandlung der wälzenden Bewegung der Welle in die des Hammeraufwurfes nöthige Stabilität zu geben. In dieser Verwandlung der wälzenden Bewegung der Welle in das Auf- und Niedergehen der Hämmer gab sich eine Uneigentlichkeit kund, die a priori für den denkenden Techniker auf die Nachtheile der damaligen Hammerconstruction hindeutete und mit Sicherheit annehmen ließ, daß die Form für die wirksamste Anordnung des mechanischen Hammers noch nicht gefunden sei. In diesem Sinne nahm schon im Jahre 1696 Evan Jones ein Patent auf Verbesserungen im Betriebe von Eisenhämmern, dessen Wesen indeß nicht mehr genau zu ermitteln ist.

Gerade in der letzterwähnten Schwierigkeit lag der Grund, daß das geradlinige Auf- und Niedersteigen der Kolbenstange der Dampfmaschine sich eigentlich ohne Weiteres als diejenige Gestalt mechanischer Kraft kundgeben mußte, die für Hervorbringung eines verticalen Schlages von beliebiger Fallhöhe und Intensität wie geschaffen schien. Am wenigsten konnte dies dem durchdringenden Blicke des Mannes entgehen, dessen großer Genius in der Entwickelung der Dampfmaschine die ganze Arbeit gethan hat, zu der es, beim Heranbilden anderer Erfindungen, der Thätigkeit von Generationen bedurfte.

James Watt, der die Dampfmaschine als formlosen, kaum lebensfähigen Embryo empfing und als reiche Individualität, als mächtigstes Rüstzeug des Geistes unserer Zeit aus den „sinnbegabten" Händen stellte, der uns nur das Häufen der Zinsen jenes gewaltigen Capitals von Ideen übrig ließ, mit denen er, in wahrhaft apokalyptischem Geiste, die ganze Gegenwart und Zukunft der Dampfmaschine umfaßt hat; James Watt erkannte sofort, nachdem ihm seine doppelt wirkende Maschine gelungen war, daß es, um ein wirksames Werkzeug herzustellen, eigentlich nichts bedürfe, als einen gewöhnlichen Hammer mit dem Balancier dieser Maschine in Verbindung zu bringen und von diesem aufheben und fallen zu lassen.

Der große Vater der Dampfmaschine nahm auf diese Idee ein Patent, das vom 28. April 1784 datirt ist. Sie kam während seines Lebens nicht zur Ausführung und wie die Patente, die er auf Verwendung der Dampfmaschine zum Treiben von Schiffen und Wagen entnommen, erlosch auch dieses unbenutzt. Die Zeit für die Idee war noch nicht da. Aus gleichem Grunde besaß die Wiedererfindung derselben Vorrichtung durch W. Deverell, dessen Patent vom 6. Juni 1806 ist, keine Lebensfähigkeit. Da erschien der Geist der Zeit, der zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts die riesenhaften Kämpfe seiner politischen Reformation geschlagen hatte, nach mehr als zehnjähriger Ruhe mit neuer Kraft, aber in friedlicher Gestalt, auf dem Schauplatze der Civilisation. Die bewegliche Dampfmaschine, diese Personification des Verkehrs, war sein eingebornes Organ. Mit anderen Verkehren nahm auch der auf der Hauptstraße, welche die Civilisation auf ihrem Wege von Ost nach West um den Erdball wandelt, der Transatlantischen, ungewohnte Dimensionen an. In gleichem Maße wuchsen die der Fahrzeuge, welche ihn vermittelten, und ihre Theile.

Rathlos stand daher der Eigenthümer der berühmtesten Schmiedewerkstatt der Welt, John Nasmyth zu Patricroft, vor der ihm gestellten Aufgabe, als die Eigenthümer der neu begründeten Cunard-Dampfschiffahrt-Gesellschaft für ihr später so unglückliches Schiff „Präsident" eine Welle mit Luftpumpenkrummachse von fünfzehn Zoll Durchmesser und zweiundzwanzig Fuß Länge durch ihn ausgeführt zu sehen wünschten. Die Noth zwang ihn endlich, einen Versuch mit dem directen Heben eines Hammerblockes durch einen darübergestellten Dampfcylinder zu machen. Der Versuch gelang über Erwarten, obwohl das Werkzeug blos aus einem alten Dampfcylinder bestand, der, auf einem Holzgerüste umgekehrt befestigt, an der Stange des in ihm spielenden Kolbens einen Block von circa zweitausend Pfund Gewicht ungefähr vier Fuß hoch hob und dann wieder fallen ließ, wenn man dem wirkenden Dampfe die Entweichung gestattete. Die Schläge, welche diese rohe Vorrichtung auf das zu bearbeitende Stück führte, waren so mächtig, so correct, so wirksam, daß die Constructeure derselben, Nasmyth, Gaskell und Crawdon, den Apparat mit großer Freude umstanden, der die glühenden Blöcke so gründlich durcharbeitete und die Schweißschlacke, selbst aus dem innersten Kerne desselben, so lustig herausspritzen ließ.

Aber die Herren waren noch weit von derjenigen Lösung der Aufgabe entfernt, durch welche das neue Werkzeug die Gestalt erhalten sollte, die es dazu befähigte, die ihm bestimmte große Rolle in der Entwickelungsgeschichte der neuen Technik zu spielen. Der erste Dampfhammer, den die Bridgewater Foundry zu Patricroft im Jahre 1842 vollendete, hob den Kolben mit dem daranhängenden Blocke nur dann, wenn ein Ventil in Schieberform, welches dem Dampfe gestattete, aus dem Kessel unter den Kolben zu treten, mittels eines langen Hebels von der Hand des Schmiedes geöffnet wurde. Dieser mußte nun alle Aufmerksamkeit darauf verwenden, daß dies nur während der gehörigen Zeit geschah. Erfolgte es nicht lange genug, so hob sich der Kolben und Hammer nicht zur vollen Höhe, während zu lange einströmender Dampf verloren ging. Es gehörte daher große Geschicklichkeit, Geistesgegenwart und auch Körperkraft dazu, mit der Vorrichtung einigermaßen regelmäßige Schläge auszuführen.

Ueberdies ergab es sich als geradehin unmöglich, mit der Vorrichtung so schnell zu schmieden, wie es erforderlich war, wenn die Glühhitze der Stücke, während deren sie am zweckmäßigsten bearbeitbar sind, genügend ausgenützt werden sollte. Im Ganzen zeigte sich daher noch im Jahre 1843 die neue, mächtige Vorrichtung zu Patricroft so unbehülflich, daß die Eigenthümer des berühmtesten Eisenwerks in England, dessen zu Low Moor, die Herren Hird, Dawson und Hardy, die im März des genannten Jahres nach Patricroft kamen, um den Apparat zu sehen und einen solchen von großen Dimensionen für ihr riesiges Etablissement bauen zu lassen, enttäuscht wieder abreisten. Bei dem ihnen zu Ehren gegebenen Diner äußerte einer der Herren, daß sie mit Bedauern die Banknoten wieder mitnähmen, die sie gern zu Patricroft gelassen hätten. Da sprang John Nasmyth auf und rief: „Legen Sie sie bei Seite! Legen Sie sie bei Seite und noch zehn Mal mehr dazu, und sie sollen doch nicht ausreichen, uns den Tribut zu bezahlen, den wir von Ihnen noch erheben werden!"

Die Thatsache gab den genialen Technikern zu Patricroft einen gewaltigen Stimulus, das ungelenke Kind ihres Talentes zum brauchbaren Manne heranzubilden. Mit zwei Eigenschaften mußten sie den Hammer vor allen Dingen ausstatten. Er mußte schneller arbeiten lernen und seine Function mußte von der unmittelbaren Leitung der Menschenhand unabhängig werden. Schon Deverell hatte 1806 den Weg zu Erreichung des ersteren Zweckes gezeigt. Er verschloß den Obertheil des Cylinders, in dem der hebende Kolben spielte, und ließ von diesem bei seinem Steigen die darin befindliche Luft zusammendrücken, so daß, wenn die Wirkung des Dampfes aufhörte, die Elasticität dieser Luft den Kolben rasch zurückschleuderte. In ähnlicher, jedoch nicht unwesentlich modificirter Weise, stellten die Ingenieure von Patricroft aus Luft ein Prallkissen, einen unzerstörbaren und nie versagenden Puffer her, der ihrem Hammerblocke die nöthige Geschwindigkeit verlieh. Blieb noch die Abhängigkeit von der Steuerung durch die Menschenhand zu beseitigen, und dies war die schwerere Aufgabe!

Der Eifer und eiserne Fleiß, mit dem die Constructeure an ihre Lösung gingen, war ohne Gleichen in der Bridgewater Foundry. Das Wort ihres berühmten Chefs, die Ehre des Werkes war verpfändet. Es handelte sich nicht mehr darum, ob die Erfindung gemacht werden könne, sondern nur darum, wann sie reif und fertig vom Zeichentische der Techniker in die Ateliers zur Ausführung wandern mußte. Das Constructionsbureau erklärte sich in Permanenz, es wurde zum Cardinalconclave, das fast nicht essen, trinken und schlafen durfte, bis der Papst gewählt, d. h. die Erfindung gemacht wäre.

Robert Wilson, einer der Chef-Techniker des Werkes, war der glückliche Finder der Ideen zu der „automatischen Steuerung des Hammers", die von allen seinen Collegen, die mit ihm gebrütet und fast Tag und Nacht die Stirnen über die Reißbreter und Skizzenblätter gebeugt hatten, als vollständige Lösung der Aufgabe erklärt wurde. Die Wilson'sche Hammersteuerung gehört

zu jenen seltenen Constructionen, die reif und fertig im ersten Entwurfe aus dem Stifte ihres Erfinders hervorgehen. Alle späteren Verbesserungen haben nichts thun können, als ihr Nebenwerk abzuändern, zu dem Principe der Wilson'schen Vorrichtung ist man immer wieder zurückgekehrt.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier den Versuch machen wollten, eine Idee vom Functioniren seines bewundernswürdigen Apparates zu geben. Genug, die Regulirung der Bewegung des Hammers wurde von dieser selbst hergeleitet. Der gewaltige Hammerblock berührt, auf- und absteigend, leicht bewegliche, verhältnißmäßig zarte, mechanische Organe, vorübergleitend, kaum streifend, öffnet durch diese leicht verschiebliche Ventile und erschließt so selbst den ihn auf- und abtreibenden, gewaltigen Dampfkräften den Weg zur Wirkung. Die Vorrichtung überließ dem Menschen gleichsam nur das Denken für den Hammer. Die Idee Wilson's frappirte des Erfinders Genossen mit der vollen Kraft ihrer Evidenz. Der ganze rastlose Eifer, der auf das Produciren des Gedankens gewandt worden war, lenkte sich jetzt auf die Ausführung. Aus Hand in Hand arbeiteten sich Zeichner, Gießer, Schmiede, Dreher, Hobler, Monteure zu, und acht Tage nach Mittheilung von Wilson's Skizze stand Crawdon, einer der Theilhaber an dem Werke zu Patricroft, der früher selbst Schmied gewesen war, an einem fertigen, mit vollständiger automatischer Steuerung ausgerüsteten, dreihundert Pfund schweren Hammer und ließ ihn lustig, dem Drucke seines Fingers gehorchend, dreihundert Mal in der Minute auf das sprühende Eisen energisch schlagen oder in der Luft auf- und abschnellen, oder auf halbem Wege umkehren, oder eben das Schmiedestück nur berühren und dann wieder aufhüpfen, kurz, er spielte vor den Augen der Techniker von Patricroft mit dem Blocke des Eisenhammers, wie ein geschickter Jongleur mit Eiern oder Aepfeln spielt. Die Wilson'sche „automatische Steuerung" war auf den ersten Wurf gelungen! Thomas Crawdon sagt selbst von ihr: „Die Erfindung hatte keine Kindheit; sie trat mit voller Wirkungskraft in's Leben, wie ein Product jahrelanger Studien und Erfahrungen."

Wie erzählt, waren die Eigenthümer des Low Moor-Eisenwerkes im März 1843 enttäuscht aus Nasmyth's Schmiede geschieden. Schon am 18. August desselben Jahres mußten sie die damals „mit Bedauern wieder mitgenommenen Banknoten" nach Patricroft für „einen Dampfhammer mächtigster und vollkommenster Leistung" einsenden, mit dessen Lieferung der berühmte Besitzer jenes Werkes sein fünf Monate vorher gesprochenes, kühnes Wort einlöste. Aber auch mit dieser außerordentlichen Leistungsfähigkeit, Bequemlichkeit und Sicherheit der Behandlung ausgerüstet, genügte der Apparat bald den steigenden Ansprüchen an Schnelligkeit und Energie des Schlages nicht mehr. Es wurde zur Ausführung gewisser schwieriger Stücke, an die sich jetzt die Kunst des Schmiedens zu wagen begann, z. B. der Steven der Schiffe, die Schweißung breiter Platten &c., erforderlich, mit verhältnißmäßig geringem Hammergewichte ungemein kräftig auf die Schmiedestücke zu wirken.

Auch hier wußte die Werkstatt zu Patricroft Rath. Statt den Kolben des Dampfes beim Auftrieb von einem Prallkissen aus Luft zurückstoßen zu lassen, gab man dem hochgespannten Dampfe, mit dem man den Kolben gehoben hatte, Zutritt über denselben und ließ ihn den Hammerblock, wie ein Projectil, von oben her mit außerordentlicher Geschwindigkeit auf die Arbeitsstücke schleudern, so die Wirksamkeit des Werkzeuges in Zeit und Energie vervielfältigend. Schnell nacheinander wurden jetzt zu Patricroft die mächtigsten Werkzeuge vollendeter Wirksamkeit geliefert, eines das andere an Dimensionen und Gewicht überbietend. Keines verließ die berühmten Ateliers, das nicht neue Vorzüge gezeigt hätte. Das unbequeme, die Manipulation beengende Gestell der ersten Hämmer verwandelte sich bald in kühne, leicht und doch solid construirte Gerüste, deren Gestalt nach den speciellen Zwecken des Hammers auf das Vielfältigste wechselte. Aber auch von allen Seiten tauchten Fabriken auf, die dem gewaltigen Werkzeuge andere Formen gaben, um sich, trotz dem Patente des Erfinders mit seiner Herstellung beschäftigen zu können. Einige dieser Veränderungen waren wirkliche Verbesserungen, wie z. B. die Construction von Diron, der den Hammerblock nicht mehr an die Kolbenstange eines hochstehenden Cylinders hing, sondern den in schweren Massen gegossenen Cylinder selbst zum Hammer machte und an dem feststehenden Kolben auf- und abspielen ließ, so die schwankende Höhe des Hammergerüstes wesentlich vermindernd. Bald nachdem große, unter Dampfhämmern ausgeführte Schmiedestücke von rundem Querschnitt hie und da gebrochen waren, zeigte es sich, daß sonderbarer Weise die Gewalt des Werkzeuges in seiner damaligen Form für die zu schaffende Arbeit zu bedeutend war. Die Kerne großer Achsen und Wellen erschienen nämlich porös mit sternförmig vom Mittelpunkt ausgehenden Blätterungen. Nasmyth's Scharfsinn fand zugleich die Ursache der anfangs unerklärlichen Erscheinungen und das Mittel dagegen. Der unwiderstehliche Druck des Hammers quetschte bei jedem Schlag des Schmiedens auf dem bis dahin üblichen, flachen Ambose die runde Welle etwas breit, so eine Ellipse herstellend, in deren längerer Achse das Eisen eine Dehnung oder Zerreißung erlitten haben mußte. Bei den rund um die Welle schreitenden Schlägen mußte eine völlige Zerstörung von deren Kern stattfinden.

Dem Genie lag die Abhülfe mit bewundernswürdig einfachem Mittel nahe. Nasmyth gab dem Ambos einen dreieckigen Ausschnitt, in dem beim Schmieden die Welle, die Achse ruhte, so daß der Schlag des Hammers sie nicht mehr breitdrückte oder ausdehnte, sondern von drei Punkten her jederzeit mächtig zusammenquetschte, sie solcherweise bis in's Innerste verdichtend. Die Gestalt, in der Nasmyth's Dampfhammer jetzt erschien und der sich seit zwanzig Jahren eigentlich nur im Aeußeren, nicht im Wesentlichen verändert hat, war ungefähr folgende:

Auf zwei schweren, sehr stabilen Gerüststücken von Gußeisen ist oben ein Dampfcylinder festgebolzt, in dem ein Kolben durch sehr hoch, meist bis zu sechs und acht Atmosphären gespannten Dampf auf und nieder geschoben wird. Die stählerne Stange dieses Kolbens tritt unten aus dem Cylinder und an ihr ist der schwere gußeiserne, zwischen Gradführungen im Gerüste gleitende Hammerblock festgekeilt, an dem unten wieder sehr solid die schmiedeeiserne verstählte Hammerbahn befestigt ist. Das Ganze spielt mit dem Kolben auf und nieder. Um diesen Zutritt des Dampfes ganz nach dem Belieben des Hammerschmieds reguliren zu können, der auf einer Plattform am Hammergerüste steht, dazu ist der Mechanismus, „Steuerung" genannt, an dem Apparate angebracht, dessen bewundernswürdige Anordnungen zu den interessantesten Schöpfungen der neuen Mechanik gehören, aber doch nicht so einfach sind, daß sie sich ohne technische, nicht hierher passende Zeichnung genügend deutlich machen ließen. Genug, mittels der Handhabung eines Griffs bestimmt der Schmied auf das Genauste die Höhe des Hubes und mit einem andern die Zahl und das Maß der Energie der Schläge.

Und dies geschieht mit solcher Sicherheit und Genauigkeit, ja Unfehlbarkeit, daß sich Schmiede oft den Scherz machen, vor den Augen der erstaunten Zuschauer mit einem Hammer von Hunderten von Centnern an Gewicht eine Nuß aufzuknacken, ohne deren Kern zu verletzen, oder zum Entsetzen, das fast Jedem einen Schrei entlockt, den Kopf auf den Ambos legen und den Riesenhammer bis zum Berühren der Nase auf und ab spielen lassen! Natürlich sind die Schläge so gewaltig hart herabfallender Massen wie Hämmer von mehreren hundert Centnern Gewicht mit Erschütterungen des umliegenden Bodens verknüpft, welche die sichere Begründung des Standes der Hämmer und ihrer Ambose mit großen Schwierigkeiten verknüpfen, besonders da die der letzteren, um dem Schlage ganze Wirksamkeit zu geben, einer gewissen Elasticität nicht entbehren darf. Von der Anwendung von Stein muß daher hierbei fast ganz abgesehen werden, und die Fundamente großer Hämmer enthalten oft wahre Wälder starker, kreuzweis aufeinander geschichteter Eichenstämme, auf dem die Riesenwerkzeuge zitternd und schwankend und doch sicher stehen.

Auch die Gebäude, in denen sie arbeiten, müssen dem gemäß construirt sein und werden in neuester Zeit meist leicht und elastisch, zum großen Theile aus Eisen und Blech hergestellt. Der Besitz von Dampfhämmern von mehr oder weniger Macht, geringerer oder größerer Dimension wurde bald ein Bedürfniß aller größeren mechanischen Ateliers und ist jetzt ein Lebenselement jeder Werkstatt, die größere Stücke producirt, für jedes Eisen- und jedes Walzwerk, eine Nothwendigkeit für mittlere Anstalten dieser Art und wünschenswerth auch für das kleinste Atelier. Es giebt in England, Westphalen, Rheinpreußen, Berlin, Oberschlesien, Frankreich, Belgien Werkstätten und Eisenwerke, in denen jetzt Dampfhämmer, vom kleinen, zierlichen kaum centnerschweren Schmiedehammer an bis zum dröhnenden und stöhnenden Ungeheuer von fünf- bis sechshundert Centner Gewicht, zu Dutzenden in Reih und Glied stehen. Die Vorwelt konnte nur Riesen bekämpfen

und tödten, die Zeit der Humanität und Association thut mehr, sie zwingt sie für Cultur und Verkehr zu arbeiten! Fast jede gute Maschinenfabrik producirt jetzt Dampfhämmer und die Ateliers von Fernley, Rigby, D. Joy, Condie, Thwaistle und Carbutt, Molar und Whaley in England, Schwarzkopf, Borsig, Wöhlert, Haswell und Zimmermann in Deutschland, und Cavé in Frankreich haben sich um die Verbesserung der Constructionen wahre Verdienste erworben.

Je nach Bedarf und Localität hat man auch zum Betriebe von Apparaten, die dem Nasmyth'schen Dampfhammer im Princip ähnlich sind, comprimirte Luft und Wasserdruck angewandt und Armstrong's und Haswell's hydraulische Hämmer haben sich für gewisse Zwecke großer Vorzüge vor den Dampfhämmern zu rühmen. Der Raum verbietet, auf diese Constructionen sowie auf die Vorrichtungen einzugehen, durch die man in letzter Zeit versucht hat, den von der Menschenhand geführten leichten Schlag beim Schmieden complicirter Stücke nachzuahmen. Balmforth in Leeds hat darin das meiste Glück gehabt. In den letzten Jahren, wo der gigantische Aufschwung des Verkehrs, der Drang dem Ocean seine Schrecken zu nehmen, auf der heitern Seite menschlicher Thätigkeit, die Kriege in der Krim und in Nordamerika auf der düstern Seite, den Menschen gedrängt haben, mit immer gewichtigeren Waffen die feindliche Natur und den feindlichen Bruder zu bekämpfen, sich eben so ängstlich hier zu sichern, wie dort emsig zu tödten, gipfelt sich die Production ungeheuerer Schmiedeeisenstücke in den Steven, Schrauben und Schaufelwellen der Oceandampfer, in den Panzerplatten der „Monitors" und in den Rohren der ungeheuren Marine- und Wallgeschütze. Mit diesen Producten sind die Schmiedewerkzeuge, die Hämmer, gewachsen, deren Riesen von vier-, fünf- und sechshundert Centner Gewicht aber Friedrich Krupp's Hammer in seiner Stahlfabrik zu Essen kopfeslang noch überragt.

Nicht mehr wie ein Hammergerüst steigt das Gestell dieses Giganten in der kirchenhohen Halle empor, in der er arbeitet, sondern wie ein eiserner gegliederter Thurm, in dem der fast tausend Centner schwere, schmiedende Theil zehn Fuß hoch auf- und niedersteigt. Der Block, auf dem der Ambos ruht, wiegt hier fast siebentausend Centner, das Ganze an zwölftausend Centner. Zwei große Dampfkrahne heben die ungeheueren Schmiedeblöcke, bis vierzigtausend Pfund an Gewicht, aus den Oefen und schieben und wälzen sie auf den Ambos, wo der Hammerblock mit dumpfem Donner und mehrere tausend Fuß im Umkreis fühlbarer Erschütterung auf sie niederfällt, dem Stahl zu Kanonenrohren, Achsen, Radreifen, Schiffswellen, Schienen &c. jene unvergleichliche Dichtheit verleihend, die Krupp's Artikel vor allen andern ihrer Art auszeichnet.

Der Hammer allein absorbirt so viel Dampf zu seinem Betriebe, wie eine Maschine von fast eintausend Pferdekraft, und wenn er sich mit mächtigem Brüllen aus dem Cylinder entladet, die Erde vom Schlag des Hammers bebt und der Stahl wie Brei vom Ambos sprüht und alles dies dem Druck der Hand von wenig Männern gehorcht, die wie Pygmäen unter den arbeitenden Riesengliedern des Mechanismus umhereilen, so fühlt wohl Jeder mit stolzem Schauer, daß für einen Geist der Zeit, der mit solchen Werkzeugen an seinen Schutz- und Trutzwaffen schmiedet, kein menschgebornes Wesen mehr Ketten schmieden kann.

Land und Leute.

Nr. 20. Wurzelgraben und Rautenholen.

Wir haben die trefflichen Aufsätze des Doctor Bock in der Gartenlaube oft mit Vergnügen gelesen, ein Universalmittel kennt er aber trotz aller Gelehrsamkeit doch nicht. Und das wäre?

Du kannst es im ganzen Land Tirol erfragen, jede Kellnerin weiß es, und kommst Du Abends müde im Achenthal bei der Scholastika an oder seufzest Du über Uebelkeit, so schaut Dich das blonde Moidele mitleidig an und sagt: „Trinken's Enzeler, der ist für Alles gut!" Sie bringt Dir ein kleines Gläschen, neben dem einige überzuckerte Mandeln liegen, Du riechst daran. „Puh! und das soll man trinken?"

Ja freilich, es ist Enzeler, und noch dazu echter, den man nicht überall kriegt. Trink nur, lieber Freund; hast Du so viel überstanden, bringt Dich dieses Schnäpschen auch nicht um und Du bist dann halb und halb in den Alpen naturalisirt oder nationalisirt.

Wie der Schotte seinen Whiskey, der Berliner seinen Kümmel, so preist der Tiroler den Enzeler und betrachtet diesen Branntwein und das Murmentelschmalz — das Fett des Murmelthieres — als Universaltincturen; wer's glaubt, wird gesund, wenn ihm nicht viel fehlt. Wir wollen kein zweites Gläschen Enzeler verlangen, sondern gehen in den Wald; bald führt ein Pfad über den Abhang neben dem schäumenden Wildbach vorbei, wir erreichen eine Hütte, die wie ein Blockhaus aus behauenen Balken aufgeführt ist. Die Wände sind vom Wetter gebräunt, aus den Fugen hängt das Moos, durch jede Ritze dringt ein unangenehmer Qualm. Zu hinterst lodert ein Feuer unter einer kupfernen Destillirblase, ein alter Mann in zerlumptem Gewand tritt uns entgegen.

„Grüß Gott, Hies, ich hab Dich lang nicht mehr gesehen; das letzte Mal haben wir auf Stegen miteinander geredet."

„Ja, ja, auf Stegen!" erwiderte Hies traurig. „Da kresle ich auch nicht mehr hin; mit dem Sennern ist's aus, ich bin zu alt und schwach geworden. Seht, da hab ich mir das Hüttel gepachtet und brenn' Schnaps; bring' mich just schon durch. Aber kosten mußt ihn doch, ich hab' einen prächtigen Enzeler!"

„Enzeler!" rufst Du schaudernd.

Wer A gesagt hat, soll sich vor dem B nicht fürchten. „Bring' ein Glasl, Hies — sollst leben!"

Wir setzen uns auf einen Block vor die Thür. Dort droben prangen im herrlichsten Grün üppige Alpenmatten, ein leises Bimmeln klingt zu uns herab und hellauf jauchzt der Senner von der Höhe. Auf jenen Bergwiesen wachsen die Gentianen. Die Familie ist sehr zahlreich, nicht alle Glieder derselben sind so vornehm, wie das Tausendgüldenkraut oder der blaue Enzian mit dem großen, tiefen Kelche, den der Tourist, welcher die Alpen besucht, so gern betrachtet. Auf allen Wiesen Deutschlands legt im Frühling das Schusternägelein (Gentiana verna) die blauen Sternchen aus und die Rispen einer violetten Art schmücken Hochsommer und Herbst, der König des Geschlechtes bleibt jedoch der gelbe Enzian (Gentiana lutea). Schon Albrecht von Haller, dessen „Alpen" an Werth so manches neuromantische modische Gedicht à la Amaranth weit überstrahlen, wenn sie auch nunmehr selten Leser finden, besingt ihn; da wir seine Schilderung nicht zu erreichen hoffen, entlehnen wir ihm die Verse:

„Dort ragt das hohe Haupt vom edlen Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehrt ihn.
Der Blumen helles Gold in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß mit tiefem Grün durchzogen
Bestrahlt der bunte Blitz vom feuchten Diamant.
Gerechtestes Gesetz, daß Kraft sich Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schönre Seele."

Der Vetter dieser prächtigen Pflanze ist der violette Enzian (Gentiana pannonica), ebenfalls von hohem Wuchse mit großen Blättern, welche in Quirlen um den Schaft gereiht sind. Diesem nahe steht der röthliche Enzian (Gentiana purpurea), eine schöne Pflanze, die jedoch den Arlberg nicht übersteigt und auf die Mähder westlich desselben beschränkt bleibt. In diesen Kreis gehört auch der gefleckte Enzian (Gentiana maculata); seine Blüthe ist fahl mit dunklen Tupfen.

Der Leser wird bei diesem botanischen Excurs ungeduldig; nun, wir sind zu Ende und haben denselben auch nur begonnen, um ihm zu sagen, daß diese Arten den Enzeler liefern. Ihre derben und großen Wurzelstöcke, deren Bitterstoff ihnen einen Ruf als magenstärkende Mittel verschaffte, werden sorgfältig aufgesammelt, zerhackt und mit Wasser begossen, um den köstlichen Schnaps zu destilliren. Das Geschäft des Wurzelgrabens ist nur dann gefährlich, wenn die Pflanzen, welche nicht steile Felsen erklimmen, an stark geneigten Berglehnen wachsen. Die Alpenreviere werden ver-



Das Rautenholen in Tirol.
Originalzeichnung von Mathias Schmid.

rachtet und nicht von Jahr zu Jahr, sondern nach längeren Zeiträumen abgesucht. Das Wurzelgraben trägt nicht viel, es wird daher meistens von älteren Weibern betrieben, die in den Almen übernachten und dort mit dem Abhub der Milchwirthschaft zufrieden sind oder ihn auch manchmal mit den Schweinen theilen. Will man im Zillerthal eine arme Haut bezeichnen, so sagt man: „Sie ist halt eine Wurzelgräberin!“ Hie und da fällt aber ein kleiner Nebengewinnst ab. In Tirol braut man aus allen möglichen Dingen Schnaps; jede Art hat ihre besondere Wirkung, der Enzeler hilft freilich für Alles. Dort im Bottich gährt die Faulbeere, hier die Heidelbeere, in jenem Winkel sollen große Geschirre die Wachholderbeere, die Schlehe, die Preißelbeere aufnehmen, da giebt es Arbeit vollauf bis zum November, wo es einschneit. Auch die Köpfchen der Arnica werden geklaubt und für Tincturen benützt; bisweilen bestellt ein Schütz die Zwiesel von Allermannsharnischwurz (Allium victoriale), einem Lauch, der beim Wildern Glück bringen soll. Wäre nur erst die alttirolische Indolenz, die sich starrköpfig in ihre Glaubenseinheit verpuppt, überwunden, man könnte den armen Leuten noch manche Erwerbsquelle öffnen: die Versteinerungen der Alpen würden gewiß um theures Geld gekauft und mancher Fremde möchte gern ein Album seltener Gebirgspflanzen heimbringen. Die Schweizer verstehen dies besser, und man braucht unsern Tirolern nicht gerade die Routine zu wünschen, mit der jene Aelpler Geld zu schneiden wissen, es könnte aber gar Vieles besser sein. Was das Schnapsbrennen betrifft, so wird es sehr durch die österreichischen Finanzgesetze beeinträchtigt; diese sind, um jeden Pfennig herauszuzwicken, mit so vielen Quälereien verbunden, daß mancher Bauer lieber die Beeren im Wald

verfaulen läßt, anstatt daraus die zwei Eimer Branntwein, die er für sein Haus destilliren darf, zu ziehen. Leider hat in den letzten Jahren der Branntweintrunk in Tirol sehr um sich gegriffen; in Folge der Traubenkrankheit, welche so manches Bäuerlein des Etschlandes mit Pfändung und Gant bedroht, war der Wein theuer und schlecht und das Bier wegen der hohen Accise weder gut noch wohlfeil, da griff man denn zur Schnapsflasche oder mischte einfach Alkohol, aus dem das Fuselöl stinkt, mit Wasser, das ist der sogenannte „Eisenbahneler“.

Auch die Mädchen verschmähen bei uns den Schnaps nicht; ja es ist sogar nationale Sitte, daß der Bub, wenn er fensterln geht, eine tüchtige Flasche Branntwein mitbringt. Dieses geschieht vorzüglich beim Heimgarten zu Weihnacht; er stellt der Geliebten den Schnaps auf, sie holt aus dem Schrank einen großen Gelten oder Kletzenbrod, in dessen Teig Mandeln, Rosinen und trockene Birnen eingebacken sind. Der Bua muß anschneiden; hat er den Besuch versäumt, so gilt das als Aufkündigung der Liebe und dann ist das Mädchen los und ledig. Los und ledig! ja, es fließt aber dabei manches Thränchen, vielleicht wird es im Fasching getrocknet. Auch im Hochsommer giebt es einen Feierabend, wo der Bursch seinem Dirndl die Flasche an's Fenster bringt, er hat sie diesesmal mit „echtem“ gefüllt, bei dem keine Faser vom Glöcklkraut, einem schönen Enzian, der auch an den Felsen des Thales wächst, verwandt wurde. Der Hies hat ihn aus dem besten Faß gezapft, und so wird auch ihm ein Hoch gebracht. Der Abend oder die Nacht, an der das geschieht, ist vor dem Feste der Himmelfahrt Mariä, welche die Landmädchen als Beschützerin der Jungfrauen — wenigstens im Gebet brünstig verehren. Ob sie aber gerade mit dem Buben, wenn er fensterlt, Rosenkranz beten, lassen wir dahingestellt; Kenner der Volkssitte sind so ungalant, das Gegentheil zu behaupten. Die jungen Bursche, welche sich auf den Almen den ganzen Sommer mit dem Vieh beschäftigen, wollen wenigstens diesen Feiertag, wo die Blumen in der Kirche geweiht werden, im Thal zubringen. Da ist es nun ihr Stolz, den Hut mit einem Strauß geschmückt vor die Geliebte hinzutreten.

„Mit Edelweiß!“ denkt mancher.

Dieses zierliche Blümchen, welches jetzt fast jeder Berliner Gemsenjäger am Hut trägt, wird in Tirol nicht so sehr geschätzt wie in Baiern, in neuester Zeit suchen es jedoch die Kräutersammler und Wurzelgräber auch dort sehr emsig, um durch den Handel einige Kreuzer zu verdienen. Im Flachland meint man freilich, daß sich fast an jeden Stern von Edelweiß ein Abenteuer knüpfe, als ob, wie am Kaffee der Schweiß des Negers, das Blut des Aelplers daran klebe. Dem ist nicht so, es giebt Gegenden, wo man es mit der Sense mähen kann, da hat es eben so wenig Werth wie die Almrose, von welcher der Tiroler behauptet, daß sie nicht blos schnell welke, sondern auch den Blitz anziehe.

Edelweiß und Almrose schätzt ein kecker Tirolerbua selten; sein Stolz ist eine Staude der Jochraute, die er mit der goldenen Hutschnur befestigt. Oft schon mehrere Wochen vor Mariä Himmelfahrt späht er das steile Geschröf aus, um einen schönen Stock auszufinden; weiß er einen, so schweigt er, damit ja Niemand davon erfahre. So Mancher stürzte schon von der Wand und lag zerschmettert, die Jochraute in blutiger Hand, auf der Schutthalde. Wer sich vermißt, Jochraute zu bringen, und leer zurück kehrt, wird lang ausgelacht, daher wagen die kecken Bursche Leib und Leben, um vor dem Mädel zu prangen. Wo es unmöglich ist barfuß oder mit Steigeisen hinzuklettern, wird ein Seil angepflöckt oder von einem Cameraden gehalten, an dem man sich in den schrecklichen Abgrund hinabläßt. Sind Buben und Dirnen in der Höhe um Wildheu zu holen und hat einer Rauten entdeckt, so nimmt er wohl den Schatz an Ort und Stelle. Wie bebt da das Mädchen, wenn es dem kecken Gesellen auf seiner Fahrt zuschaut, und küßt ihn, kehrt er zurück, um so lieber. Eine Episode bei einem solchen Rautenzug hat unser hochwürdiger Freund Mathias Schmid, ein wackerer Tirolerkünstler, in der beigefügten Zeichnung mit viel Humor dargestellt; das Mädchen hält den Buben, der sich in den Abgrund beugt, ängstlich bei der Joppe. Ein verliebtes Dirndl heißt seinen Buben wohl auch: „Mein Rautenstock.“

Wie sieht denn aber dieser gepriesene echte Rautenstock aus? Wie eine Wermuthstaude, mit der er, was schon sein Name: Artemisia glacialis und mutellina, verkündet, nahe verwandt ist. Also sehr unansehnlich, dafür hat er einen würzigen Geruch und wird an manchen Orten dem Branntwein zugesetzt. Der Werth desselben besteht daher, wie bei so vielen Dingen dieser Welt, in der Einbildung, aber:

„Ein lebfeischer Bua
Muß an Rautenstock hab'n!“

A. P.

Eine gefahrvolle Luftfahrt.

Von Johann Heinrich Runge.*

Der botanische Garten von Belfast in Nordirland bot ein anmuthig bewegtes Bild. Auf den breiten sauberen Wegen, auf dem frischen grünen Rasen tummelten sich Tausende von Schaulustigen jeden Standes. Der Tag, der dritte Juli d. J., war schön, kaum ein Wölkchen war an dem tiefblauen Himmel zu sehen, und ein sanfter Wind fächelte Kühlung. Der größte Theil der Fabriken und Geschäftshäuser war, dem erwarteten Schauspiel, einer Luftfahrt des berühmten Aeronauten Coxwell, zu Ehren, geschlossen, und außer den zahlreichen Einwohnern unserer gewerbthätigen Stadt, die hinausgeströmt waren, hatten Eisenbahnen und Dampfschiffe noch eine Menge Fremde zugeführt. Alle wollten den „großen Ballon“ sehen.

Damit die zudringende Menge nicht bei der Füllung des Ballons hinderlich sei, war auf einem großen Rasenplatze eine niedrige, aber starke hölzerne Brüstung aufgeführt, aus deren Mitte sich der Koloß erhob. Man mag sich einen Begriff von den Dimensionen des Ballons machen, wenn ich bemerke, daß einhundertzwölftausend Cubikfuß Gas zu seiner Füllung erforderlich waren.

Etwa um fünf Uhr Nachmittags war der Ballon gefüllt; das Schiff, ein viereckiger Korb aus starkem Weidengeflecht von einem Durchmesser von etwa acht bei sechs Fuß und einer Tiefe von vier Fuß, wurde darunter mit Stricken befestigt, Ballast und die nöthigen Apparate, wie ein starkes Tau mit Anker, Karte 2c. wurden eingenommen und gegen fünf ein halb Uhr stiegen die Passagiere ein. Mit unserm Capitän, Herrn Coxwell, zählten wir eilf Personen; mehr Passagiere konnte der Korb nicht fassen. Ungefähr eine Viertelstunde lang, bevor Alles zur Abfahrt bereit war, schwankte der Riese von einer Seite der Umzäunung zur andern, wie ungeduldig, sich seiner Fesseln zu entledigen, und bei jeder Schwankung wurden Massen der Umstehenden, die ihn zu halten suchten, zu Boden geworfen. Endlich erscholl das Wort „fertig“, ein Druck auf die Feder, an welcher das Haupttau befestigt war — und der Riesenball schwebte ruhig und majestätisch empor unter dem Jubel der Menge. Wir kamen einem Baume nahe. „Ballast hinaus!“ Einige Sandsäcke wurden in die Augen und auf den Sonntagsstaat der Untenstehenden entladen, und die Gefahr war beseitigt.

Eine leichte Brise trieb uns über die Stadt hin in einer nordöstlichen Richtung. Wir stiegen höher und höher. Immer kleiner wurden die Gegenstände unten, ohne indessen viel an Deutlichkeit zu verlieren. Die Menge von über fünfzigtausend Menschen glich bald einem bunten Farbengewirr. Da lag die Stadt mit ihren zahllosen Fabriken, Prachtgebäuden, Schulen, Casernen und öffentlichen Instituten, mit ihrem mastenreichen Hafen unter uns ausgebreitet wie ein niedliches Kunstgebilde. Alle groben Contouren, aller Schmutz, alles Widerliche war verschwunden, man erblickte nur Schönheit und Harmonie. Da war die herrliche Bai von Belfast mit ihren zahllosen Ortschaften und Villen und weiterhin erglänzte endlos das Meer. Wir segelten über den achthundert Fuß hohen Cave Hill, der uns wie eine Gartenmauer

* Der Verfasser dieser sehr interessanten Mittheilung ist ein junger Deutscher, der, schon frühzeitig nach England gekommen, seit eilf Jahren in Belfast in Irland, dem Mittelpunkt der irischen Leinwandfabrikation, lebt. Er sendet uns die Beschreibung seiner merkwürdigen Luftfahrt, hauptsächlich um durch unser „Weltblatt“ — wir dürfen es wohl selbst so nennen — den Uebertreibungen entgegenzutreten, mit denen die englische Presse die gefahrvolle Luftreise erzählt hatte, welche wahrhaftig nicht noch poetischer Ausschmückungen bedarf, um schreckenerregend genug zu sein. D. Red.

erschien. Zur Linken schimmerte ein silbernes Viereck in der bunten Ebene; es war der Lough Neagh, ein Binnensee von einer Länge von vier und einer Breite von zwei deutschen Meilen. Die kleinen Teiche und Gewässer glitzerten wie Silberflittern auf einem buntgewirkten Teppiche. Es war zauberisch schön; die bebauten Felder, die reinlichen Landstraßen und Eisenbahnen, der herrliche Lagan, der sich, ein silbernes Band, durch die Landschaft schlängelte, Alles klar und bestimmt und doch der Blick fast unbegrenzt — aber ich beginne Unmögliches. Worte genügen nicht, auch nur schwach meine Empfindungen wiederzugeben! Wir standen wie gebannt, kein Laut entfuhr den Lippen, es waren heilige Augenblicke. Die unendliche Schönheit der Scene war überwältigend; das Auge schwamm im überschwänglichen Genusse der herrlichen Natur. Erst als Herr Coxwell Gas ausströmen ließ und wir uns der Erde wieder näherten, erst da kehrten die verschiedenen Gemüther wieder in ihre Normalstimmung zurück. Man sprach, man scherzte, man machte einander aufmerksam auf dies und jenes. Wir sahen deutlich den Schatten des Ballons uns folgen mit einem hellen Schimmer, wie mit einem Glorienscheine umgeben. Kamen wir über ein Gehöft, so flatterte das Federvieh ängstlich umher und suchte Schutz in den Ställen. Die Menschen jauchzten uns entgegen.

Beim Sinken waren wir in eine andere Luftströmung gerathen, die uns nördlich landeinwärts trieb. Wir schwebten nun über eine wilde Gebirgsgegend hin, öde, felsig, von rohen Steinwällen durchzogen. Das Land war gänzlich unbebaut, und die dünne Erddecke lieferte Heerden von Rindern und halbwilden Ponies kärgliche Weide. Die Ponies, so bald sie uns gewahrten, stürzten in wilder Flucht mit fliegenden Mähnen über die Steinwälle dahin. Die Rinder suchten gleichfalls in der Flucht Rettung vor der unerwarteten Erscheinung; auch das war ein schönes Schauspiel. In einem mächtigen Stiere schienen Muth und Schrecken zu kämpfen. Er stampfte die Erde, wühlte den Rasen mit seinen Hörnern, dann blickte er uns einige Augenblicke schnaubend an, den Schweif starr in die Luft; endlich siegte der Schrecken über ihn; er machte Kehrt und stürzte in wilder Flucht seiner Heerde nach.

Da wir uns der See näherten, beschloß Herr Coxwell zu landen und gab uns die nöthigen Verhaltungsbefehle. Wir sollten uns auf den Boden des Korbes niedersetzen, den Rücken gegen das Flechtwerk gekehrt, die Glieder in einer bequemen, schlaffen Lage, um die zu erwartenden Stöße besser ertragen zu können; er machte uns auf herzhafte Püffe gefaßt. Bei der Landung sollten wir Einer nach dem Andern das Schiff verlassen und vor allen Dingen am Korbe festhalten, bis Alles heraus und der Ballon befestigt sei. Leider verloren einige der Passagiere ihre Geistesgegenwart und waren weder durch Güte noch Drohungen zum Niedersitzen zu bewegen. Der Anker schlug ein, und jeder Schlag versetzte das Schiff in heftiges Schwanken. Die Stehenden traten und stürzten rücksichtslos auf uns hin und her. Unglücklicherweise vermochte die dünne Erdkruste nicht den Anker zu halten; bald schlug der Korb mit Heftigkeit zu Boden und das Ungethüm brauste wild über die Erde dahin, Felsen und Steine wie Kiesel von sich schleudernd. Wir armen Reisenden mußten jedem Stoße Rechnung tragen. Der Schrecken und die Aufregung erreichten nun ihren Höhepunkt. Einige jammerten; Andere beteten laut; Andere schrieen: „wir sind verloren!" es war eine furchtbare Scene. „Lassen Sie das Gas aus, um des Himmels willen!" rief man Herrn Coxwell zu, und zwei oder drei zogen mit aller Kraft am Ventilseil. Endlich faßte der Anker und das Schiff stand bald senkrecht und fest auf der Erde. Jetzt gab unser Führer Befehl zum Aussteigen, aber beschwor uns, Einer nach dem Andern den Korb zu verlassen und vor allen Dingen das Flechtwerk fest zu halten. Doch was nützten Ermahnungen bei Halbrasenden? Man stürzte über die Seiten des Schiffes, als gälte es Leben oder Tod. Die Starken drängten die Schwachen zurück. Einige, unter denen Herr Coxwell, hielten fest am Flechtwerk; andere ließen los, sobald sie die Erde berührten. Der Ballon, von der Last einiger Personen befreit, stieg empor; als ich über die Seite klettern wollte, war ich schon wieder fünfzehn Fuß hoch über der Erde. Diejenigen, welche am Korbe festgehalten hatten, waren gezwungen gewesen fahren zu lassen, um ihr eignes Leben zu retten. Alles dieses geschah in wenigen Augenblicken. Pfeilschnell schoß der Ballon in die Luft. Man versuchte das Ankertau zu halten, vergebens, der Anker riß los und höher und höher stiegen wir.

Da war ich nun allein, ohne Führer, mit einem einzigen Gefährten, einem jungen Irländer. „Barmherziger Gott," rief mein armer Freund, „wir sind rettungslos verloren, erwarten wir gefaßt den Tod!" Ich suchte vergebens das Ventilseil, endlich entdeckte ich es im Netze verschlungen, ich zog — hilf Himmel! es war gerissen.

Mein Gefährte, der mich mit dem Tauwerk beschäftigt sah, schien wie von einem Hoffnungsstrahl erleuchtet. „Verstehen Sie etwas vom Luftschiffen?" fragte er lebhaft.

„Armer Freund," war meine Antwort, „und wenn ich es verstände, so könnte ich nicht mehr helfen — das Ventilseil ist gerissen — keine Rettung mehr!" Wir standen einen Augenblick rathlos, verzweifelnd. Da bemerkte ich, daß wir wieder fielen. „Muth!" rief ich entzückt, „wir sinken, es ist noch Rettung möglich!" Mehr und mehr näherten wir uns der Erde. Schon schlägt der Anker den Boden, aber ohne Halt zu gewinnen; ich blicke aus nach Hülfe — ach, wo ist menschliche Hülfe in dieser Wildniß! Da sehe ich einige Hirten. „Helft, rettet!" rufe ich, „Hülfe!" Sie stehen starr vor Entsetzen, regungslos, Statuen gleich — weiter — weiter — wieder Menschen! Derselbe Hülferuf, derselbe Erfolg. Ein Mann und eine Frau rennen davon, von Entsetzen gejagt; ein großer, vierschrötiger Kerl stürzt mit dem Gesicht zu Boden, wie von Schrecken niedergedonnert.

Fort brausen wir, da — eine heftige Erschütterung des Schiffes — der Anker hatte gefaßt. „Achtung, ein Stoß!" rufe ich meinem Gefährten zu. Der Ballon schwankt zur Erde und der Korb schlägt mit solcher Vehemenz zu Boden, daß mein Freund hinausfliegt und ich gegen das Tauwerk geschleudert werde. Ich versuchte durch die Taue zu klettern — wehe! ich war schon wieder haushoch. Der Ballon, von dem Gewicht meines Gefährten befreit, stieg kerzengerade in die Luft. Umsonst suchte mein Freund mit ziemlicher Geistesgegenwart Kabel und Anker zu halten, fort jagte ich. Ich stieg nicht sehr hoch, sondern der Wind führte mich in etwa doppelter Kabellänge über der Erde fort in gerader Richtung dem Meere zu. „Könnte ich doch dem Ballon Wunden beibringen!" Ich kletterte am Netzwerk hinauf, um die Seide mit den Zähnen zu zerreißen, da mir ein Messer fehlte. Als ich oben hing, fiel mir jedoch ein, daß, sobald Gas ausströmte, der Ballon, oder wenigstens der Anker, zu Boden schlagen werde und ich, ermattet wie ich war, mich unmöglich bei der Erschütterung im Seilwerk halten könne. Ich gab also meine Arbeit auf und kletterte unverrichteter Sache in den Korb zurück.

Das war mein Heil. Sei es, daß das Wenige, was ich gethan, schon Gas hatte entströmen lassen, sei es aus anderen Ursachen, der Ballon näherte sich wieder der Erde. Der Anker schlug ein; Gras, Gestrüpp und Steine flogen umher, wohin er schlug, aber kein Halt! Ich kam in ein bebautes Thal. An einige Arbeiter im Felde ließ ich meinen Hülferuf erschallen: „Um Gottes willen, rettet! helft! haltet den Anker!" Endlich verstanden sie meinen Ruf, aber zu spät. Fort jagte ich vor ihnen her; der Anker pflügte das Getreide mehrere Morgen weit. Ich näherte mich einer Farm. Da war Hoffnung! Die Leute erfreuten sich des ungewohnten Anblickes, unbewußt, in welcher Gefahr ich schwebte. „Hülfe!" rief ich ihnen entgegen, „oder ich bin verloren. Haltet den Anker fest!" Einige Frauen mit dem raschen Instincte des Weibes begriffen zuerst meine Gefahr und ermunterten die Männer zur Rettung. Bald war Alles in Bewegung; der Anker schlug in einen Weidenbaum. „Bindet Tau und Anker mit Stricken fest!" rief ich; es geschah. Der Wind hatte nachgelassen; der Abend war still und lieblich, kaum ein Lüftchen regte sich mehr und der Ballon schwebte ruhig vor Anker über dem Pachthofe.

„Haben Sie Taue oder wie wollen Sie zur Erde gelangen?" rief man mir zu.

„Macht nur den Anker sicher und fest," war meine Antwort, „so ist keine Gefahr, der Ballon wird nach und nach von selbst sinken."

Ach! ich hatte nicht auf den Wind gezählt! Schon wünschte ich mir Glück zu meiner nahen Rettung — da sprang eine Brise auf und schleuderte den Ballon wie ein großes Segel umher. Der Weidenbaum konnte nicht widerstehen, ein Krach — los war der Anker! Wild peitscht er durch die Bäume; Zweige und Aeste fliegen umher, er streift das Dach des Wohnhauses, Schornstein und Schiefer klirren herab wie Glasscherben; fort — fort — Hecken und Mauern, nichts widersteht. Ich nähere mich einer zweiten

Farm. „Hülfe! Hülfe! Macht den Anker am Fuße eines Baumes fest! Haltet! Helft oder ich bin verloren!“ Der Anker sitzt bald fest, ich athme auf, aber nur einen Augenblick. Der Wind füllt den halbleeren Ballon wie ein Segel — der Kabel spannt — ein dumpfer Ton — ein Ruck — der Korb schüttert — fort brause ich — der Anker, meine letzte Hoffnung, war verloren. Der Wind trug mich dem nahen Meere zu, der Anker fort — jetzt war keine Rettung mehr zu hoffen. Ich setzte mich gefaßt auf den Boden des Schiffes nieder und bereitete mich vor auf mein nahes Ende.

Da entdeckte ich, daß ein Seitenwind mich den Bergen zutrieb. Nieder schlug der Korb und raste am Berge hin mit furchtbarer Schnelle; Mauern, Hecken, Steine, Felsen, was nicht fest war, wurde mit fortgeschleudert. Ich wurde im Korbe hin- und hergeworfen wie eine Erbse in einer Klapperbüchse; daß meine Knochen heil geblieben sind, daß ich nicht betäubt wurde, ist mir noch ein Räthsel. Sicherer Tod stand mir bevor, stürzte ich in die See, ebenso sicher wurde ich zerschmettert, hätte ich auf dieser Fahrt hinauszuspringen versucht. Die Stöße wurden seltener, ich flog über bebautes Land. Das Schiff strich über die Saaten und streifte die Hecken, ich sah eine dicke Dornenhecke vor mir, da ist Rettung! Ich springe auf den Rand des Schiffes und stürze mich in die Hecke. Auf einen heftigen Fall war ich gefaßt, aber sanft glitt ich an der andern Seite der Hecke hinunter. Der Ballon, erleichtert, schoß in die Höhe; ich erhob mich, versuchte meine Glieder — Gott sei Dank! ich war heil und gesund. — —

Nachdem ich mich gesammelt, blickte ich meinem unbändigen Luftschiffe nach. Hoch schwebte es in den Lüften über der See. Jetzt erst fühlte ich den ganzen Schrecken der Gefahr, der ich eben entronnen. Fast versagten mir meine Glieder den Dienst, die dürren Lippen lechzten nach einem Tropfen Wasser. Ich sank zusammen, auf dem Berge erwartete mich der Tod vor Erschöpfung; ich nahm dann die letzte Kraft zusammen und schleppte mich langsam den Berg hinunter dem nahen Dorfe Waterfoot zu. Ich sah Menschen in einiger Entfernung, ich wollte rufen, umsonst, ich konnte keinen Ton hervorbringen. Nach und nach kehrten meine Kräfte wieder, und als ich in Waterfoot ankam, war ich bereits ziemlich wieder wohl, ein Schluck Whiskey brachte mich ganz zu mir selbst. Die guten Bewohner des Fischerdorfes empfingen mich mit Freundlichkeit und Theilnahme. Während ich ausruhte, fragte ein Herr aus der Nachbarschaft nach mir und bot mir einen Sitz in seinem Wagen und ein Nachtlager in seinem Hause an. Dankbar nahm ich die freundliche Einladung an, und nach dreistündiger Fahrt langten wir um Mitternacht auf seinem Gute an. Als ich mich eben durch ein Nachtessen stärkte, fuhr eine Kutsche vor — es war mein letzter Reisegefährte, der von meiner Rettung gehört hatte. Die hellen Thränen stürzten ihm aus den Augen, als er mich wieder lebend und gesund vor sich sah.

Am andern Morgen fuhren wir nach Belfast zurück. Dort hatte man uns todt gesagt. Die lebhafte Freude über unsere Rettung und die rührende Theilnahme, die uns überall begegneten, entschädigten uns einigermaßen für die Schrecken unserer Luftfahrt. Der Ballon wurde am andern Morgen zerfetzt am Strande der schottischen Insel Islay gefunden.

Blätter und Blüthen.

Ein blinder Wegweiser, Sagenforscher, Dichter. Auf dem Seeberg bei Salzungen, dem meiningischen Städtchen, welches sich durch seine ergiebigen Salzquellen, seine Badeanstalt und den einzigen See Thüringens auszeichnet, begegnet der Gast während der Saison wohl täglich einem hohen, ernsten Mann, der seines Weges meist allein geht, obwohl kein Menschenfeind aus den edlen Zügen seines Antlitzes spricht. Oft finden wir ihn an alten Lieblingsplätzchen, wo die Fernsicht am weitesten oder lieblichsten ist, wie im Anschauen der Herrlichkeit der Natur versunken. Und wenn dann ein Fremder zu ihm tritt, der des Mannes Schicksal nicht kennt, so entspinnt sich wohl ein Gespräch über die Reize der Landschaft, und der Gast des Berges ist dankbar erfreut, einen so genauen Kenner derselben gefunden zu haben. Im weiten Umkreise nennt der Andere ihm jede Bergspitze, bis zu den fernsten duftigen Höhen, jede Ortschaft, deren Kirchthurmspitze hervorragt, jeden überhaupt bemerkenswerthen Gegenstand. Und wie erstaunt erst der Fremde, wenn er seinem Mann in's Auge schauen will und in ihm den Strahl des Lichtes erloschen findet!

Noch mehr geschieht dies, wenn der einsame stille Wanderer auf seinem Gange von Gästen angesprochen wird, die sich bei ihm nach irgend einer Wegrichtung nach einer sehenswerthen Stelle des Gebirges erkundigen. Mit der ausführlichsten Genauigkeit beschreibt er ihnen die Richtungen und die Merkmale, jeden Fels, jeden Baum, jeden Bach, jede Quelle, die den Wanderer zum Ziele führen hilft, — und wenn sie von ihm scheiden, merken sie oft erst, daß er selbst den Stab zum Wegweiser braucht, aber sonst keinen andern Führer, als sein treues Heimathsgedächtniß.

Wenn wir den Mann einen „Wegweiser“ nannten, so verzeihe der Leser, sollte diese Ueberschrift ihn getäuscht haben. Wir meinten damit keinen „Fremdenführer“, der um Lohn dient, sondern den freundlichen Ortskundigen, der gern Jedem auf den rechten Weg hilft. Der Leser merkt vielleicht unsere Absicht, aber ohne verstimmt zu sein.

Und derselbe Mann benutzt seine Landeskunde, um die alten geistigen Schätze des Volksthums zu heben. Mit dem Dichtergefühl, das am richtigsten und darum am leichtesten den schweren Pfad zum Volksherzen findet, wandert er von Ort zu Ort, um die mehr und mehr verklingenden Sagen des Landes zu sammeln, um von ihnen zu retten, was noch zu retten ist, und um sie der Gegenwart in einer Form wiederzugeben, die durch ihre klare, anschauliche Einfachheit und kernige Gediegenheit ihnen auch eine Zukunft im Volke sichert. Waren die Brüder Grimm für die deutsche und Ludw. Bechstein für die thüringische Sagenwelt darin seine Vorbilder, so gebührt ihm die Anerkennung, daß er hinter Beiden in keiner Beziehung zurückgeblieben, daß er sie in der edlen ungeschminkten Darstellung erreicht, in der Vollständigkeit der Ausbeute aber nicht unbedeutend übertroffen hat.

Die Werra-Sagen von C. Ludwig Wucke — so heißt unser Mann — verdienen die allgemeinste Beachtung. Nicht blos der Fachmann, der Literator und Ethnograph findet hier eine neue reiche Fundgrube für die Kunde deutschen Volksthums von den ältesten Religionsgebräuchen, dem ältesten Aberglauben bis zu den späteren Volkssitten und zum Theil längst verschollenen Gebräuchen, sammt vielen geschichtlichen Anklängen; das Volk selbst erhält mit Wucke's Sagen einen treuen Spiegel seines eigenen Wesens, kurz ein rechtes Buch für den Abendtisch des Hauses in jeder Familie, die ihres deutschen Wesens bewußt und froh ist.

Aber nicht blos zur Sagenforschung leitet und half ihm sein Dichtergefühl, es spricht sich selbstständig und beredt und mit immer frischer Schaffenskraft in Dichtungen aus, die ebenso oft den reichen Geist, wie selten das schwere Schicksal verrathen, das die poetische Ader in ihm erst flüssig gemacht hat. Um diese Andeutung zu erklären, vergönnen uns die Leser, sie in die Vergangenheit unseres Mannes zurückzuführen.

Ludwig Wucke, ein geborener Salzunger, ist jetzt ein Mann von achtundfünfzig Jahren. Er wurde für das Rechtsfach bestimmt, während das Herz ihn zu den Naturwissenschaften und der Malerei hinzog. Der Widerwille gegen den drohenden Actendienst verleitete ihn am Ende seiner Studienzeit, statt nach Hildburghausen an den Accessistentisch ohne Weiteres nach Holland unter die Kriegsfahne zu gehen. Dahin lockte ihn die Aussicht, nach Ostindien gelangen und dort in der Tropennatur als Forscher und Maler schwelgen zu können. Wirklich wurde der blühende, schöne und kräftige junge Mann nicht nur gern aufgenommen, sondern durch seinen Diensteifer rasch über die ersten Rangstufen hinweggeführt und zum Corporal befördert. Dabei fand er noch Zeit, eine höchst interessante Sammlung von Skizzen holländischer Orte und Scenen aus dem Volks- und Lagerleben theils zu zeichnen, theils in Farben auszuführen. Ein gediegener Kunstkenner rief später bei ihrem Anblick aus: „Hier blickt uns ein ganzer Claude Lorrain entgegen.“

Indeß Wucke auf das Commando lauerte, das ihn nach Ostindien versetzen sollte, brach die belgische Revolution aus und entschied auch sein Schicksal. Fröhlich zog er mit in's Feld und ertrug mit glücklichem Jugendmuth alle Strapazen des strengen Vorpostendienstes seines Corps. Allein die ungewohnten klimatischen Verhältnisse übten bald auch auf ihn ihren Einfluß aus, seine vielleicht ohnedies durch Ueberarbeit angegriffenen Augen verfielen einer Entzündung, die, trotz aller Sorge, die den geliebten Kranken umgab, in die sogenannte ägyptische Augenentzündung (Ophthalmia aegyptiaca) ausartete, welche damals viele Opfer dem holländischen Heere kostete und der auch Ludwig Wucke's Augenlicht erlag. Vollständige Erblindung war das Loos des jungen Mannes mit der glühenden Kunstseele. Aber eine wunderbare Wandelung ging nun in ihm vor. Seitdem das Reich der Farben ihm für immer verschlossen war, übte sein Geist die Gestaltungslust in der Sprache der Dichtkunst aus: er, der früher sich nie viel mit Versemachen abgegeben, ward nun zum Dichter, und nicht etwa zu einem gewöhnlichen, sondern zu einem unserer vorzüglicheren, dem eben so großer Gedankenreichthum wie Gefühlstiefe und zu beiden eine bedeutende Gewandtheit in der Beherrschung der Sprache zu Gebote steht. Wenige seiner Gedichte sind veröffentlicht, die meisten in meinem „Weihnachtsbaum“. Nur selten stürmt der alte Schmerz in ihm auf, und es ist sicherlich das höchste Glück in diesem Wehe, daß selbst jener Schmerz ihm zum Gedichte werden kann. Der bittere Schluß eines solchen lautet:

Sieh, wie wild der Sturm die Wipfel
Jener dunkeln Tanne schlägt!
Sieh nach jenes Berges Gipfel,
Der den ersten Schnee schon trägt!
Sieh den schönen Christbaum prangen,
Von dem Kerzenglanz umstrahlt;
Wie sich Freude und Verlangen
In dem Aug' der Kleinen malt!
Siehe! Siehe! rufst Du immer,
Erdenwelt, Dir unbewußt!
Doch mir Armen blieb kein Schimmer —
Gott! mir sprengt der Schmerz die Brust!

F. H.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



No. 32. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Sie will sich duelliren.

Von **Arnold Schloenbach**.

1.

Doctor Ludwig, ein berühmter Publicist und abgesetzter „außerordentlicher“ Professor des Staatsrechtes, war in dem Weichbild der kleinen Residenzstadt A. gleichsam internirt. Einige Stunden weiter, und er stand schon an den Grenzen eines Großstaates, dem er drohender Preßprocesse und schon erkannter Strafurtheile wegen entflohen war und der ihn nun steckbrieflich verfolgte.

Für einen Mann, welcher noch in der ganzen Kraft und Fülle seines Lebens und Strebens stand, wie Doctor Ludwig, für einen Mann von Welt und universeller Bildung, der sich seit vielen Jahren im Mittelpunkt der culturhistorischen Strömungen der Zeit bewegt hatte, für ihn mußte das Leben in der kleinen Residenz wohl die mannigfachsten Schattenseiten haben. Indessen hatte er auch schon so Vieles und so Bedeutsames erfahren und genossen, gethan und gelitten, daß ihm dieses neue, kleine Stillleben für eine Zeit lang auch recht behaglich, vielleicht nothwendig erschien. Nur dann und wann ergriff ihn große Sehnsucht nach einem echten Kunstgenuß; denn derselbe Mann, der schon manchen Fürsten und Minister erbleichen gemacht hatte, den man von manchen Seiten her für den leibhaftigen Robespierre und Antichrist hielt, wenigstens ausschrie, er war gegenüber einem großen Kunstwerk so sanft und glücklich, wie nur irgend ein Mensch auf der Welt es sein kann, und dem feinen Organismus seiner Seele war ein großer Kunstgenuß zu Zeiten ebenso sehr Bedürfniß, wie seinem Körper die Nahrung, wie seinem Auge das Licht.

So war es auch jetzt wieder über ihn gekommen. Gerade zur selben Zeit, als für die nächste größere Residenz ein paar Concerte von drei der vorzüglichsten Virtuosen der Gegenwart angezeigt waren, von Joachim, Clara Schumann und Stockhausen, gerade zu derselben Zeit bekam Doctor Ludwig einen sehr anregenden Besuch. Graf Bernting war sein Landsmann, sein Jugend- und Universitätsfreund, bis zu einer gewissen Grenze auch sein Parteigenosse. Mit seinem lebhaften Verstande und mit seinem feurigen Herzen, war Graf Bernting der freie Sohn unserer Gegenwart, aber durch Muttermilch und Erziehung, Verwandtschaft und Gesellschaft und die dadurch gebotenen Rücksichten noch ein Sohn seines Standes, der Sohn eines alten, berühmten und reichen Geschlechtes. Und weil man ihn in der Verwandtschaft noch mit einer gewissen traurigen Zärtlichkeit und bangen Hoffnung wie einen kranken Sohn hätschelte und bevorzugte, den Demokraten in ihm noch mit einer scheuen, zurückhaltenden Delicatesse behandelte, so fühlte sich Graf Bernting gleichsam verpflichtet, dies dankbar zu erwidern und nicht rücksichtslos die Fäden zu zerreißen, die ihn noch an seinen Stand und an sein Haus knüpften. Indessen war er auch wieder so durchaus offen und rechtschaffen, hatte sich so wacker und tüchtig für seine politischen Freunde gezeigt, daß er bei diesen immer einen ehrenwerthen Vertrauensplatz einnahm. Wie er nun seinen ältesten Jugend- und Universitätsfreund Ludwig hoch vor allen Anderen hielt, so hatte dieser auch ihn sehr lieb und freute sich jetzt von ganzem Herzen, als der Graf ihn in seinem Stillleben zu A. laut jubelnd begrüßte.

Man kann sich daher denken, wie verlockend es für Ludwig sein mußte, als der Graf mit aller Lebhaftigkeit und Wärme seines raschen Wesens ihn aufforderte, jenem außerordentlichen Concerte in der Residenz D., wo der Graf sich jetzt für kurze Zeit aufhielt, beizuwohnen und ohne Weiteres mit ihm dahin abzureisen. Zwar konnte dies auf Umwegen zu Wagen geschehen, ohne das feindliche Gebiet berühren zu müssen, aber dann ging der Hauptzweck verloren: man kam erst um Mitternacht in D. an, und das Concert sollte Abends stattfinden. Es mußte also mittels Dampfes gereist und dabei eine jener verhängnißvollen Grenzen berührt werden. Die „strategischen Rücksichten und steckbrieflichen Bedenken“, wie der Doctor die Gründe seiner Internirung in A. nannte, wurden indessen von dem Grafen mit folgender Auseinandersetzung zu beseitigen gesucht:

„Wir fahren nicht mit dem Eilzug, sondern mit dem gemischten Zug, der auch bei der kleinen Zwischenstation W. anhält. Dahin begeben wir uns zu Wagen und fahren dann erst mit Dampf. Dort bist Du natürlich ganz unbekannt, hast also nicht zu fürchten, daß man Dir bei dem Einsteigen etwa ein freundliches Telegramm vorausschickt, und kein Mensch wird bei der nächsten Station unseres edlen Großstaates daran denken, daß mein Freund Ludwig incognito durcheilt. Zu allem Ueberfluß nehmen wir für einen Thaler schnöden Trinkgeldes ein Coupé für uns allein, und wenn wir in die Nähe des feindlichen Gebietes kommen, schaust Du unablässig zu dem gegenüberliegenden Fenster hinaus, während ich vor dem Perronfenster stehen bleibe und bei irgend einer verdächtigen Erscheinung nöthigenfalls so lange Capriolen und Umstände aller Art mache, bis der Wagen wieder davon dampft. Dann sind wir bald wieder auf neutralem Gebiet, lachen den ehrenwerthen Großstaat aus und schwelgen noch am selben Abend in den herrlichsten Kunstgenüssen. Allons, mein Freund! Rasch entschlossen und frisch gewagt!“

„Nun denn, ihr schönen Geister von Joachim, Clara Schumann und Stockhausen, schützt mich vor den Gensd'armen meines angestammten Vaterlandes! Da hast Du mich, Roller, und ging's zum Hochgericht!“ Mit diesen Worten reichte Ludwig seinem

Freunde die Hand. Bald fuhren sie dahin, ganz so, wie der Graf es angerathen hatte, und als sie die gefährliche Stelle des Großstaates erreichten, stand der Graf breit und sicher vor dem Perronfenster, während Ludwig in dem gegenüberliegenden Fenster lag und beginnende neue Bauten mit großer Aufmerksamkeit beobachtete. Des Grafen Blicke begegneten inzwischen mit heiterer Sicherheit den spähenden Augen der Polizeidiener, die an dem Wagenzug gemüthlich auf- und niedergingen. Schon hatte es zum zweiten Male geläutet, es schien keine Spur von Gefahr vorhanden und der Graf wippte vor Vergnügen mit dem Fuße. In diesem Augenblicke kam raschen Schrittes ein Herr heran, so, als wenn er eilig das Coupé besteigen wolle, welches der Graf gleichsam in Belagerungszustand hielt, und als er dicht vor demselben stand, fragte er mit artiger Verbeugung und leiser Stimme:

„Herr Doctor Ludwig?"

Der Graf stutzte, antwortete aber in demselben Augenblick:

„Zu dienen!"

„So haben Sie die Güte, mir zu folgen," und der höflich Bittende zeigte dem Grafen rasch und heimlich eine gewisse Münze, die derselbe denn auch sofort als das Abzeichen eines Polizeibeamten erkannte.

„Schön!" antwortete er verbindlich, griff rasch nach den wenigen Reiseeffecten, die neben ihm lagen, und stieg behutsam aus — da ertönte das dritte Zeichen zur Abfahrt, ein Pfiff und der Wagen fuhr dahin. Bald war die Grenze überbraust und Doctor Ludwig drehte sich fröhlich um, ein fröhliches Wort auf den Lippen — er sah sich allein! Er war erstaunt, dann betrübt um den Freund, ärgerlich wegen der gestörten Freude. Doch war es auch ein gewisser Humor, mit dem er sagte:

„Hat der Mensch sich schon wieder verspätet! Er ist darin unverbesserlich. Wenn er nur zum Concert wieder da ist, dann will ich schon zufrieden sein." Währenddem saß sein Freund neben dem Polizeibeamten in einem Wagen und fuhr dem alten Amthause zu; er lächelte geheimnißvoll, schmunzelte listig und bot seinem Begleiter die feinste Cigarre mit der feinsten Liebenswürdigkeit an.

2.

Als Doctor Ludwig in T. ausstieg, sah er sich noch einmal genau um, es war ja doch nicht unmöglich, daß der Graf aus irgend einem anderen Coupé ausstieg. Plötzlich blieb Ludwig's Blick an einer Frauengestalt haften, die in seiner Nähe stand, gleich ihm einen Erwarteten lebhaft zu suchen schien und mit auf der Brust gekreuzten Armen immer stolzer und verächtlicher auf die Aussteigenden schaute, je länger sie den Erwarteten vermißte und endlich wohl ganz aufgab. Es war eine junge Frau von schlanker Mittelgestalt, kühner Haltung und entschlossener Bewegung. Ihr Anzug war auffallend einfach und schien weit mehr für eine Bergtour als für Stadt und Gesellschaft berechnet, aber er war gediegen und geschmackvoll, sogar vornehm; wenigstens war die ganze Erscheinung vornehm und paßte vollkommen zu der crinolinlosen Kleidung und der ganzen Art, wie sie dieselbe trug. Die Frau hatte große tiefblaue Augen, die fast bedeckt waren von langen Wimpern, ihre rabenschwarzen Brauen stießen über der Nasenwurzel zusammen. Es gab das ihrem Antlitz etwas Finsteres und verrieth eine mächtig zurückgedrängte Leidenschaftlichkeit, wenn sie aber die Augen plötzlich emporschlug und ihre Blicke hinaussandte, dann war es, als ob ein heller Strahl aus schwarzer Wolke hervorgläuze. Um ihren Mund lag etwas Scharfes und Spöttisches, was man an solchem Munde sonst nicht leicht gewahrt. Ihre Züge waren fein und regelmäßig, doch streng und blaß. Um ihren Hals ringelten sich volle tiefschwarze Locken.

Doctor Ludwig betrachtete die Frau mit Interesse, fast mit Staunen, und als der Blick ihres Auges ihn traf und einen Moment lang mit eigenthümlicher Forschung auf ihm ruhen blieb, da war es ein nie gekanntes süßes Erschrecken, was ihn durchfuhr. Nun aber glitt jener Blick kühl von ihm ab, und er begegnete demselben Ausdruck stolzer Verachtung, womit die Frau auch die anderen Fremden gemustert hatte. Dann sah er sie mit trotzigem Unwillen sich abwenden und langsam gehen. Er schritt dem Ausgang des Bahnhofes zu. Draußen erblickte er die ihm wohlbekannte, elegante, aber wappenlose Equipage und die ihm ebenfalls bekannte Dienerschaft des Grafen, die ohne Livrée, in einfachem Civil erschien. Er wollte auf den vor dem Wagen stehenden Diener zuschreiten, um ihm das Ausbleiben seines Herrn mitzutheilen, auch wohl die Equipage zur Fahrt in das Hotel Triburg — welches der Graf ihm schon als ihr gemeinschaftliches Absteigequartier bezeichnet hatte — zu benützen, als er jene merkwürdige Frau dem sichtlich sie erwartenden Diener aus kleiner Entfernung ein abwehrendes Zeichen geben sah. Der Diener lüftete den Hut, winkte dem Kutscher zu, sprang hinten auf und fort rollte die Equipage, während die junge Frau auf einem Seitenweg der Stadt zuschritt. Der Doctor sah ihr sinnend nach. Hatte diese Frau über die Equipage und Dienerschaft des Grafen zu gebieten? Gewiß! Hatte sie den Grafen selbst erwartet? Es schien ihm das jetzt außer Zweifel. Aber so allein; so ohne Begleitung eines Dieners, der ihr doch wohl zur Verfügung stand? Seltsam! sollte diese Dame vielleicht die Schwester des Grafen sein? Die Schwester, die er nie gesehen, von der er aber früher viel und oft als von einer ganz besonderen Natur gehört hatte? Aber die war ja weit, weit fort, in Madrid an den —schen Gesandten, den Grafen Timmelskirch, verheirathet. Sie hatte auch mit ihrem Bruder niemals in liebevollem Verkehr gestanden, ja, Ludwig erinnerte sich, wie der Graf ihm einst anvertraut hatte, daß seine adelsstolze Schwester ihn wegen seiner demokratischen Gesinnungen und Handlungen hasse. Später war nie mehr die Rede von ihr gewesen. So war es kaum anzunehmen, daß diese Schwester jetzt plötzlich hier sei, noch weniger, daß sie ihren Bruder an der Eisenbahn erwarte und zwar so ungeduldig, wie der Doctor dies deutlich bemerkt hatte.

Das Alles ging an Ludwig's Gedanken vorüber, als er dem Hotel Triburg zufuhr. Er war wie träumend in den Wagen des Hotels eingestiegen und wie träumend kam er vor diesem an. Eben war er ausgestiegen, eben wollte er in das Haus eintreten, als er, durch einen besonders tiefen Bückling des Herrn Triburg aufmerksam gemacht, sich umwandte und die räthselhafte Dame von der Eisenbahn vor sich sah. Er konnte eine lebhafte Bewegung freudigen Erstaunens nicht unterdrücken.

„Wer ist diese Dame?" fragte der Doctor leise, als sie am Wirthe vorüber stolz die Treppe hinaufstieg.

„Gräfin Timmelskirch," erwiderte Herr Triburg mit einer gewissen Feierlichkeit.

„Die Schwester des Grafen Berning?"

„Hochdieselbe." Und Herr Triburg eilte „Hochderselben" nach.

„Also doch, doch! Merkwürdig!" murmelte Ludwig vor sich hin, indem er langsam einem Kellner nachschritt, der ihn zu einem Zimmer im zweiten Stock führte.

3.

Als Doctor Ludwig in sein Zimmer eingetreten war, lächelte der Kellner mit bescheidener Artigkeit ihm zu und nannte ihn bei seinem Namen.

„Ei, Joseph!" rief Ludwig, sich erinnernd, ihm freundlich zu, war aber auch betreten, denn er glaubte sich hier nicht erkannt, wollte auch nicht erkannt sein, sondern nach Absprache mit dem Grafen als „Professor Monz" erscheinen. Joseph gehörte indessen zu den geheimen Anhängern des Doctors und des Grafen, war auch Beider Landsmann, kannte ihre intime Freundschaft zu einander und versprach nun auf Wunsch des Doctors die strengste Discretion. Ludwig wußte, daß er sich darauf verlassen könne. Der Kellner ging und der Doctor sann darüber nach, ob es wohl angemessen sei, sich der Schwester seines Freundes vorzustellen und derselben über ihren Bruder die thunliche Auskunft zu geben. Er stellte sich mannigfache Gründe dafür auf, daß er dies thun müsse. Wieder aber sagte ihm sein demokratischer Stolz, daß sich diese Dame doch eigentlich recht hochmüthig benommen habe. Er wollte daher schließlich so wenig wie möglich mit ihr zu thun haben, war aber doch sehr begierig zu erfahren, warum sie hier sei und ihren gehaßten Bruder so lebhaft erwartet habe. Er sah also mit um so größerer Spannung der Ankunft seines Freundes entgegen, den er mit dem noch vor Beginn des Concerts eintreffenden Bahnzuge erwartete.

Inzwischen schrieb er in das Fremdenbuch: „Professor Monz aus Frankfurt."

„Wünschen Sie auch ein Billet für das Concert, Herr Doctor?" fragte Joseph.

„Gewiß, zwei! Das heißt, wenn der Graf kommt," und

Ludwig theilte dem Kellner rasch mit, wie er den Grafen plötzlich vermißt habe, als der Zug von jener Station abgefahren sei.

„Er wird gewiß bald nachkommen," meinte der Kellner und ging, den Doctor in sehr bewegter Träumerei zurück lassend.

Lange Zeit träumte dieser vor sich hin. Dann wollte er rasch hinaus zur Eisenbahn, dem sicher zu erwartenden Freunde entgegen. Aber da kam der Wagen des Hotels schon von dort zurück, Fremde mit ihm, Droschken ihm nach, doch der Graf blieb aus. Ludwig wurde immer unruhiger. Und was nun mit sich selbst und der Zeit anfangen? Der eigentliche Hauptzweck, das Concert, war ihm doch verleidet. Dann dachte er aber daran, ob die Gräfin hingehen werde. Und es wäre ihm sehr interessant, psychologisch interessant, zu beobachten, wie eine solche Frau solche Kunst aufnähme.

Kurz, Doctor Ludwig ging in das Concert, wenn auch nicht fröhlich. Er sah recht aufmerksam umher, und wir können nicht verschweigen, daß er nach der stolzen Gräfin ausschaute. Plötzlich sah er sie und bemerkte, daß auch sie aufmerksam umherschaute, und — er wußte selbst nicht recht, warum, — er glaubte, daß dies ihm gelte. Jetzt hatte ihr Auge ihn gefunden, aber in demselben Moment wurde ihr Blick spöttisch kalt, ja feindselig, und stolz und hochmüthig schaute die junge Frau herab aus ihrer Loge auf ihn und das Publicum. Auf einmal war die Gräfin verschwunden und dem Doctor wurde es peinlich einsam und gedrückt zu Muthe. Spurlos zog die Musik an Ludwig's sonst so empfänglichem Geiste vorüber. Fast schämte er sich dessen und er ging fort, ging nach Hause. Rasch einige Zeitungen durchflogen, ein Glas Wein hinuntergejagt, dann auf sein Zimmer, wo er noch lange ziemlich heftig auf- und niederschritt. Mit großer Spannung sah er dem nächsten Morgen, d. h. der Ankunft des Grafen entgegen, und seine Gedanken irrten von dem Freunde immer wieder hin zu der stolzen Gräfin. Diese aber wohnte gerade unter ihm, und während sie selber auf dem weichen Teppich ihres Salons heftig auf- und niederschritt, verwünschte sie jene Tritte, die über ihr so lange und so laut das Zimmer durchmaßen. Sie klingelte.

„Wer wohnt über mir?" fragte die Gräfin ärgerlich den ihrem Ruf gehorchenden Kellner.

„Herr Professor Monz!" war die Antwort.

„So? Der!" sagte sie mit einem herben, kühlen Ton, indem sie eine artig entlassende Handbewegung machte. —

Als der Doctor am andern Morgen die Klingel zog, erschien Joseph recht bedenklich, indem er eine Zeitung zwischen den Fingern drehte.

„Der Graf ist doch angekommen?" rief ihm der Doctor schon in der Thür entgegen. Joseph zuckte die Achseln und reichte dem Fragenden die noch druckfeuchte Zeitung betreten hin. Der Doctor las rasch, gleich vorn die erste telegraphische Depesche: „Der bekannte demokratische Graf Leopold von Bernting ist gestern in E. verhaftet. Gründe noch unbekannt. Allgemeines Aufsehen." Ludwig wurde blaß, er war bestürzt und tief bewegt. Joseph sah ihn theilnahmsvoll und erwartend an. Der Doctor sammelte sich und sagte entschlossen:

„Ich gehe zu seinem Gesandten. Er wird, er muß mich hören."

Bald war der Doctor angezogen und eilte unter beginnendem Regen dem Hotel des —schen Gesandten zu. Es lag dicht neben dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Wer aber beschreibt sein freudiges Erstaunen, als er aus dem weiten Gitterthor des Vorhofes den Grafen hervortreten sah!

„Leu!" diesen alten Burschennamen rief er mit dem alten, freudigen Humor jener Zeit dem Freunde zu und eilte ihm entgegen.

„Setz' Dich derweil da in meinen Wagen und warte, ich hab' hier noch zu thun!" antwortete der Graf, lustig mit der Hand winkend, bog rasch ein in den Vorhof des daneben liegenden Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und war verschwunden. Ludwig schaute still lachend und in freudigster Bewegung ihm nach, dann begab er sich eilig nach dem bezeichneten Wagen des Grafen, denn es regnete bereits stark. Er öffnete den Schlag und — sah die Gräfin von Timmelskirch vor sich. In demselben Augenblick trat Wilhelm, der Diener, an die andere Seite des Wagens und rapportirte:

„Excellenz sind noch nicht zu sprechen."

Die Gräfin hörte das mit einem zornigen Blick auf den Diener, machte eine heftige Bewegung mit Hand und Fuß und sagte: „Nach Hause!" dann blickte sie erstaunt den Doctor an, der noch mit einem Fuß auf dem Tritt des Wagens stand, in sichtlicher Befangenheit eine feine Verbeugung machte und ein sehr überraschtes: „Entschuldigen Sie, Frau Gräfin!" mit einem glänzenden Blick begleitete.

Um zunächst das plötzliche Erscheinen des Grafen vor dem Gesandtschaftshotel und dann dieses eigenthümliche Zusammentreffen zu erklären, müssen wir in unserer Erzählung etwas zurückgehen.

In der kleinen Zwischenstation W., wo unsere Freunde den Dampfwagen bestiegen hatten, wo Doctor Ludwig, wenigstens steckbrieflich, gekannt war und wo von der benachbarten großstaatlichen Polizeibehörde die Erinnerung an ihn immer neu aufgefrischt wurde, in dieser sonst so harmlos aussehenden Zwischenstation war dem Polizeiamtmann in E. telegraphirt worden, daß Doctor Ludwig mit nächstem Zuge dort ankomme und im Coupé Nr. 807 sitze. Wir kennen die Folgen dieses Telegramms. Nachdem es sich herausgestellt, daß es nicht der Gesuchte war, den man verhaftet hatte, war der Graf natürlich sofort entlassen worden und mit dem ersten Frühzug nach D. abgereist. Um die lästige Sache mit einem Male abzumachen und dann wieder ganz frei zu sein, war er einer erhaltenen Weisung auch stricte gefolgt und gleich von der Eisenbahn aus in das Gesandtschaftshotel gefahren. Er war hier schon durch ein Telegramm aus seiner Hauptstadt angemeldet, wurde also auch ausnahmsweise zu so früher Zeit angenommen und erhielt den freundschaftlichen Rath, sich sogleich noch zum Minister des Auswärtigen zu begeben, damit von diesem aus alle noch irgend möglichen Unannehmlichkeiten abgewehrt würden.

Graf Leopold hatte mit dem Wagen, den der Freund benutzen sollte, den Wagen gemeint, der ihn von der Eisenbahn hergebracht und der neben anderem unscheinbaren Fuhrwerk in der Nähe stand. Seine eigene Equipage hatte er selbst gar nicht bemerkt. In dieser aber war die Gräfin zu dem Gesandtschaftshotel gefahren, nachdem auch sie jenes Telegramm in der Zeitung gelesen hatte, das die Verhaftung ihres Bruders anzeigte. Der Gesandte aber, der sich ihres Namens nicht mehr entsinnen mochte, hatte sie nicht angenommen. Der Graf, der durch einen besonderen Eingang in das vertraute Privatboudoir des Gesandten eingetreten und davon gegangen war, hatte eben so wenig seinen Diener Wilhelm wie dieser ihn bemerkt. Und Wilhelm, wie der Kutscher August, richteten sich ganz nach der Weisung, die sie durch den Kellner Joseph erhalten: sie kannten den Doctor nicht, als dieser zu dem Wagen herantrat, ja, Wilhelm bog absichtlich zu der anderen Seite des Wagens hin, um desto ungenirter den Freund seines Herrn ignoriren zu können.

Auf diese Weise gestaltete sich das eigenthümliche Zusammentreffen des Doctors mit der Gräfin. Als Ludwig die Gräfin im Wagen erblickte, glaubte er sofort, daß dieselbe schon mit ihrem Bruder hierhergefahren sei, und da derselbe ihn so ohne Weiteres in diesen Wagen gewiesen, nahm er an, daß die Gräfin auch bereits über den Freund ihres Bruders orientirt sei. Er war daher nicht wenig betreten, als die Gräfin auf seine artige Begrüßung und Entschuldigung ihn mit herrischem Tone fragte: „Wer sind Sie?"

Seine Verlegenheit dauerte indeß nur einen Moment; an dem Tone der Gräfin gewann er sofort wieder seine feste Haltung; „Das wissen Sie ja schon, Frau Gräfin!" antwortete er mit kalter Ruhe.

Die Gräfin verstand seine Worte, als ob er wisse, daß sie nach ihm geforscht und dadurch erfahren habe, daß er der Professor Monz sei. Das brachte sie in Verlegenheit, die ihren Ton nur noch herber machte.

„Was wollen Sie denn in diesem Wagen?" fragte sie herrisch.

„Meinen Freund erwarten, wenn Sie es gütigst gestatten wollen," antwortete Ludwig gelassen.

Die Gräfin sah ihn einen Augenblick verdutzt an; schon im nächsten Augenblick aber sagte sie scharf: „Ihren Freund? Warum thun Sie das nicht draußen?"

„Weil's regnet," entgegnete Ludwig mit einer Verbeugung, bei unerschütterlichem Gleichmuth. Die Gräfin war so verblüfft, daß sie unwillkürlich einen Blick in's Freie warf und den Doctor dann so ansah, als ob sie sagen wollte: „Ja, das ist wahr." In demselben Augenblick aber dachte sie auch daran, ob der Mann wohl bei Sinnen sei. Doch nein! Er stand so

stolz, so fest da vor ihr; er sah sie so klar, so geistvoll, ja so dominirend an. Es war derselbe Mann, der ihr schon bei dem ersten Anblick auf der Eisenbahn so aufgefallen war; derselbe Mann, der ihr dann vor dem Hotel, zuletzt im Concert einen immer tieferen Eindruck gemacht hatte. Und was konnte diesen Mann zu ihrem Wagen führen? Da mußte doch ein besonderes Räthsel, ein eigenthümliches Mißverständniß obwalten. Dieses Räthsel wollte sie ergründen, und rasch entschlossen sagte sie mit einer leichten Handbewegung, den edlen Kopf ein wenig aufwerfend, in leicht befehlendem Ton: „So steigen Sie ein!"

„Ich danke Ihnen verbindlichst," sagte Ludwig mit kalter Artigkeit, stieg ruhig ein und setzte sich mit feiner, zurückgezogener Haltung der Gräfin gegenüber. In seinem Innern aber sah es wahrlich nicht so ruhig aus: Fuß an Fuß, Aug in Aug sah er die Frau vor sich, die ihn immer tiefer bewegt und erregt. Er fühlte die Lust in sich, dieser stolzen Frau mit der ganzen Männlichkeit seines Wesens entgegenzutreten, und war fest entschlossen, der Aristokratin nicht zu weichen. So saßen sich die Beiden seltsam gegenüber in seliger Feindschaft; ein Jedes kampfbegierig.

Die Gräfin lehnte sich in die seidnen Wagenkissen fest zurück, und vornehm und mit einem Anflug von Ironie fragte sie:

„Werden Sie es denn nun für der Mühe werth halten, mir zu sagen, weshalb Sie sich hier zudrängen? Auf wen Sie warten?" Natürlich staunte der Doctor über diese Fragen; die Gräfin dann noch mehr über die Antwort, die er gab.

„Dann sind Sie also nicht Professor Monz, sondern jedenfalls der Doctor Ludwig?"

„Das bin ich."

„Also auch der Verführer meines Bruders!" warf die Gräfin heftig zurück und fuhr dann fort in wachsender Leidenschaft: „Und Sie treiben sich umher unter falschen Namen und lassen sich von Andern vertreten, wenn die Gefahr herantritt. O pfui, wie feige! Aber so sind sie Alle, Alle, die sie die Welt reformiren, geknechtete Menschen befreien wollen und doch nicht den Muth haben, ein Großes, Entscheidendes zu thun! Phrasenhelden, Feiglinge sind sie Alle, und da, wo ich bewundern möchte, kann ich nur verachten!"

Ludwig war blaß geworden vor innerem Zorn, ja vor Empörung; nicht allein für sich, sondern auch für seine ganze Partei; für die Sache, die er vertrat, von der er so groß dachte. So Etwas hatte er einem Weibe gegenüber noch nie empfunden.

„Sie mißbrauchen die unantastbare Stellung, die Ihr Geschlecht Ihnen einräumt, Frau Gräfin," sprach er mit gepreßter Stimme, während in seinem Auge ein stiller Ingrimm leuchtete. „Wären Sie ein Mann — so —"

„Und was dann?" fragte die Gräfin, indem sie sich fest emporrichtete und die Arme übereinander schlug.

„Dann würde ich das thun, was Männer unter sich zu thun pflegen, wenn sie sich nicht prügeln und auch nicht die Polizei zu Hülfe rufen wollen. Man hat da so gewisse kleine blanke Röhren, mit kleinen blauen Kugeln drin, die auf zehn Schritt Distance oft eine recht schöne Wirkung machen. Das ist aber freilich nichts für Frauen, namentlich nicht für so hochgeborene Frauen."

(Schluß folgt.)

Ein Festparadies am Genfer See.

Der See und seine Riesen. — Erster Gruß des Südens. — Das Paradies des Waadtlandes. — Vevey. — Die Abtei der Winzer von Vevey und ihr Fest. — Das Touristenkarawanserai von Montreux und Vevey. — Chillon und Bonnivard. — Der Festplatz. — Die Kirche von St. Martin und die Grabsteine der „Königsmörder". — Das Hotel Monnet. — Ein Abend auf seiner Terrasse.

Morgens war es, eines Morgens „im wunderschönen Monat Mai" und ich nach langer unbehaglicher Nachtfahrt in einer vollen schweizerischen Postkutsche mit dem obligaten Geklingel ihrer vier schellenbehangenen Gäule. Abends bei fallendem Regen in Bern, damals noch im dunkeln Hofe des alten Posthauses auf der Gerechtigkeitsgasse, in das vielräumige Vehikel gestiegen, waren wir mit grauendem Tage auf den Kamm eines rauhen Gebirgs gekommen, bald durch Waldstellen, bald über Moosflächen und Torfgräbereien. Es war der mäßig ansteigende Höhenzug, welcher den Jura mit den Alpen verbindet, eine Landschaft, welche nicht viel verspricht, mit dünn verstreuten Gehöften, meist auf Freiburger Boden, die weder freundlich noch sauber aussehen. Bei einem See, einem kleinen meergrünen, klaren Gewässer, das sich in flacher Thalmulde links der Straße an einigen besseren Häusergruppen nicht unlieblich ausbreitet, rückten wir in scharfer Wendung, hart an die Kante des Gebirgs, welches sich in jähem Absturze gen Mittag abdacht. Da — noch halb im Schlafe, fuhr ich fast zusammen — griff mich meine Nachbarin, eine artige Bäuerin aus dem Rhonethale, plötzlich am Arme. „Mousieur, Monsieur, voilà le lac!" rief sie. „Le lac," als gäbe es nur einen auf der Welt, als wären wir auf unserer Nachtreise nicht schon an zweien vorübergerollt!

Und da lag dieser See, dieser einzige, dieser wahrhaft einzige See, tief, tief unter uns und unserer wandernden Behausung. Zug um Zug wickelte er sich los aus den Nebelhüllen, die ihn bedeckt hatten, und überherrlich, glorios, strahlend und leuchtend in ungeahntem Glanze, entrollte sich Stück um Stück eines Landschaftsedens, das wirklich und gewiß ein Paradies ist, wenn die Natur allein dergleichen schaffen kann! Blau, azurblau, indigoblau der große, breite See mit tausenden und abertausenden von Lichtfunken gesprenkelt, himmelanstrebend die eisbehelmten Alpen jenseit, die Alpen von Savoyen, die in unzähligen ausgezahnten, ausgewitterten Spitzen den Aether durchschnitten, auf den höchsten noch angeglüht vom Rosenschimmer des Morgens, und daran die vom Wallis mit dem Koloß der Dent du Midi bis zum großen Bernhard hin, dort wo sich der Zuckerhut des Mont Catogne vorschiebt, der das Thal zu sperren scheint, und die ewig beschneite Pyramide des Velan ihm anlehnt. Diesseit aber ein Gelände, wer malt seine Pracht? in Ton und Färbung, in Pflanzenwuchs und Baumschlag schon ganz der Hauch des Südens, der erste Gruß jenes sonnigen Südens, nach welchem uns Alle, die wir geboren sind im bleichern Norden, instinctmäßige Sehnsucht zieht, uns Alle, wie der nämliche Drang einst Stämme sogar und Völker aufscheuchte aus ihren Sitzen auf die lange gefahrvolle Wanderschaft nach den fernen Reichen des Mittags! Mitten drin in der unsäglichen Herrlichkeit zwischen Reblaub und Nußbäumen hunderte weißleuchtender Häuser, hier zu einer umfänglichen Stadt geschaart, die ein viereckiger Kirchthurm überragt gleich einem normännischen Castelle; weiterhin zur Linken in kleinern Gruppen vertheilt, bald am Seespiegel, bald auf halber Höhe der Berge; hinten sogar, auf der Fluth schwimmend, ein alterthümlich, weitläuftig Gegiebel, von dem man schon so manches Conterfei gesehen! Und immer schöner, immer reizender werden die Dörfer, durch die wir kutschiren, immer voller das Laubwerk, das sie umspinnt, immer dichter die Büsche von blühenden Syringen und Rosen, welche die offenen Galerien der Häuser umranken, ein wahres Lustgefild! Steil im Zickzack läuft die Straße hinab, nach der Königin des Sees, dem herrlichen saubern, rührigen Vevey, jener Stadt mit dem eigenthümlichen viereckigen Kirchthurm; bei jeder Ecke wechselt die Anordnung des Panoramas, doch aller Orten bleibt dies gleich wonnevoll.

Warum ich ihm das Alles erzähle und zeige, fragt der Leser, warum ich ihn so weit mittagwärts entführe, jetzt, wo seine Gedanken und Blicke nach ganz anderer Richtung schweifen, wo sie an den Dünen und Marschen der Weser hängen und an den lieblichen Ufern der Elbe, bei den deutschen Schützen und bei den deutschen Sängern weilen, nicht am entlegenen Fuße der penninischen Alpen, wie herrlich es dort auch sein mag? Warum? Weil zugleich mit dem ersten Bundessängerfest in Dresden auch im Paradiese des Waadtlandes, in Vevey am Leman, ein Fest gefeiert wird so unvergleichlich in seiner Art, wie seine Bühne ist.

Dies Fest hat nichts gemein mit der Turnerei, nichts mit Sängern und Schützen, ist kein eigentliches Nationalfest mit politischem Untergrunde, die Festgeber selbst zählen nicht nach Tausenden, kommen nicht herbeigezogen aus allen Himmelsgegenden wie bei jenen Festen, nichts destoweniger aber ist's besucht von Schaaren von Fremden, nicht blos aus sämmtlichen Theilen der Schweiz, sondern aus dem fernsten Auslande, von allen Nationen, welche ihr Contingent zur heutigen Reise- und Touristenwelt stellen.

Und dennoch ist's eigentlich nichts anderes als eine Art von



Vevey am Genfer See.

Erntefest, freilich vor der Ernte, in dem ein glückliches Volk seinen Jubel laut werden läßt über den Segen seines Klimas und seines Bodens, welcher es zu der beneidenswerthen Stufe von Wohlstand und Civilisation emporgehoben hat, dessen es sich erfreut. Wo rundum weit und breit die Rebe und ihre Pflege im Vorgrunde alles Sinnens und Strebens steht; wo der Wein das Alpha und Omega des Lebens ausmacht; wo jede Naturerscheinung, jeder Wetterwechsel, jede politische Conjunctur zunächst immer auf die Rebe, ihr Gedeihen und ihre Verwerthung bezogen wird; wo auch für den Aermsten der Wein kein unerreichbarer Luxusartikel ist, sondern das tagtägliche Labsal bildet — da kann es eben nicht Wunder nehmen, wenn ein Winzerfest im Laufe der Jahrhunderte zu Verhältnissen anwuchs, die seine jedesmalige Feier zu einem Ereignisse, zu einem der glänzendsten Schauspiele Europas machen, für welches Jahre lang Vorbereitungen getroffen werden, das schon Monate lang vorher die gesammte Bevölkerung in Spannung und Aufregung versetzt. Wohl die meisten meiner Leser haben bereits von diesem großen Winzerfeste oder, wie es officiell genannt und feierlich proclamirt wird, dem Feste der Bruderschaft der Winzer von Vevey gehört, jenem in unregelmäßigen Zwischenräumen wiederkehrenden heidnischen Bacchus- und Ceresfeste mitten in einem der allerchristlichsten Winkel der Erde.

Die Bruderschaft oder „Abtei" (abbayo) der Winzer von Vevey verdankt ihren Namen jedenfalls dem Kloster von Haut Crêt im Freiburgischen, dessen Mönche im zwölften Jahrhundert die ersten Reben am Nordrande des Genfer Sees pflanzten, auf den Felsen von La Vaux, die jedem Weinkenner süße Erinnerungen oder Hoffnungen wecken. Ursprünglich hatte diese „Abtei" der Winzer nur die Ueberwachung der Weincultur zum Zwecke. Wer sich besonders auszeichnete durch seine Rebpflege, der erhielt gewisse Preise und Belohnungen, welche alle drei oder vier Jahr in Vevey zur Vertheilung kamen. Dabei waren ländliche Feste mit Aufzügen und Gesängen veranstaltet, und aus diesen bescheidenen Anfängen entwickelte sich nach und nach das imposante Fest, welches 1851 zum letzten Male gefeiert wurde und eben, in den Tagen des 26. und 27. Juli, wieder eine Völkerwanderung über das elegante Vevey ergießt, die wohl zwei und drei Mal die Zahl seiner ständigen Bewohner übersteigen mag. Der Haupttheil dieses Festes ist eine große Procession, die Parade der Winzer, worin sich die heidnische Tradition mit dem christlichen Elemente vermischt, mythologische Allegorien mit mittelalterlichen Tableaux wechseln, der Gott Bacchus noch jetzt unmittelbar dem Schutzpatron des ehemaligen Klosters, dem heiligen Urban, voranschreitet und hinter dem Gotte der Zunftmeister der Winzer, der sogenannte „Abt", als der Oberpriester des Bacchus stolzirt. Außerdem kommt auch Ceres als Repräsentantin des Sommers in den Zug, erscheinen Gruppen, welche die nationalen Sitten und Beschäftigungen darstellen, Gruppen von Hirten und Jägern, andere, welche patriotische Erinnerungen verherrlichen, darunter die alte Schweizergarde, und jede der vielen Gruppen mit ihrer besonderen Musik und ihren besonderen Liedern. Zu alledem rüstet man sich seit einem Jahr ohne Unterbrechung. Ein Tanzmeister hat die Pas und Figuren der vor den errichteten Estraden ausgeführten Tänze zu entwerfen und für die Musik sind die besten Künstler des Cantons und der Schweiz in Anspruch genommen, während für die verschiedenen Costüme Summen verausgabt werden, wie sie kein Hoftheater für seine Opern und Ballets in das Budget setzen kann.

Eine interessante culturgeschichtliche Studie würde es abgeben, wollte man die allmähliche Entwickelung des Festes von der einfachen Winzerparade bis zu seinen heutigen complicirten Aufzügen und Aufführungen, die ein Personal von dreizehnhundert Menschen, Männern und Frauen, erfordern, vergleichend betrachten; sehen, wie sich der jedesmalige Charakter der Zeit in den Darstellungen und Costümen des Festes ausprägt, wie namentlich seit 1791 das künstlerische Element desselben in bis dahin unerhörter Weise zur Geltung kam und wie nun jedes der folgenden Feste das vorhergehende an Glanz und Ausdehnung übertraf. Ohne die Localität aber, ohne den Zauber der Landschaft, die sein Schauplatz ist, die, eine der herrlichsten der Erde, Jahr aus Jahr ein einen Ziel- und Sammelpunkt von Touristen aller Culturvölker bildet, wäre das Fest nimmermehr geworden, was es ist. Anderwärts hat der Festplatz meist einzig Bedeutung und Interesse durch das Fest selbst, das sich auf ihm abspielt, hier ist umgekehrt der Festplatz die Hauptsache, hat der Rahmen das Meiste gethan, das Gemälde zu schaffen, welches jetzt Tausende bewundern: ihm, dem Festplatze im weitern Sinne des Wortes, der Gegend, gilt auch unsere heutige Darstellung zunächst; suchen wir uns darum noch etwas mehr in den entzückenden Umgebungen zu orientiren, welche im Augenblick vom Jubel der seltenen Feier erklingen.

Wir stehen auf der letzten Terrasse der von Freiburg an den See hinabführenden Straße, auf dem Abhange des sogenannten Pilgerberges (Mont Pelerin), der, zur Jorakette zählend, sich unmittelbar im Norden über Vevey erhebt. Ungefähr von hier aus, nur etwas tiefer gegen das Thal hinab, ist die Ansicht aufgenommen, die unsere heutige Nummer schmückt. Ist auch der kalte Holzschnitt nicht im Stande, den Duft, den Schmelz, die Farbe, den Hauch des Südens wiederzugeben, welcher das Urbild umfließt, immerhin wird er ahnen lassen, daß wir hier ein wahres Sonntagskind der Schöpfung vor uns haben, ein Ensemble von Größe und Anmuth, wie es in ähnlicher Harmonie die Natur vielleicht kaum noch zwei oder drei Male hervorgebracht hat. Doch wir können uns das Prachtbild in aller Gemächlichkeit beschauen, wir dürfen nur eintreten in dem Hause, an dem wir eben vorüberkommen. Die Belle-Vue zu Chardonne über Vevey ist ein gar renommirter Ort, ein vielbesuchtes Gasthaus und Fremdenasyl, schreiten wir denn durch den freundlichen Garten, in dem es steht mit „Dependenzen und Châlets", und lassen uns in seiner Veranda nieder bei einem Glase alten Yvorners aus 1854er Gewächs. Da liegt es vor uns, das Panorama, wie es der Zeichner vor sich gehabt hat — ein Ah! der Bewunderung entfährt uns unwillkürlich, und lange sitzen wir schweigend in andächtiger Begeisterung vor dem Landschaftsbilde, das sich vor uns ausspannt. Wer hätte auch Worte, diese Herrlichkeit zu schildern? Begnügen wir uns darum einfach zu verzeichnen, was wir sehen.

Zuerst die Berge am andern Ufer, die gewaltigen Recken, die kühnen, vielgezackten, himmelanstrebenden, wildzerklüfteten, mannigfacht umrissenen, — wir kennen sie schon, es ist dieselbe mächtige Alpengruppe, die wir weiter oben erblickten. Zur Rechten sind's die Berge des Savoyer Seelands, an sie reihen sich links die Riesen des untern Wallis. Weiter nach links endlich fallen die Waadtländer Alpen jäh ab in den See, oben in unzählige Spitzen und Zinken gespalten, nackt und felsig, am Fuße prangend in einer Ueberfülle mittäglicher Vegetation, mit Kastanienhainen, mit Nußbaumwäldern, mit Rebhängen bekleidet und umgürtet.

Da ist es, wo das wahre Südland der Waadt beginnt, da nimmt der ununterbrochene Kranz von freundlichen Ortschaften seinen Anfang, die, theils an lauschigen Buchten des Sees, theils in schattigen Gründen, theils auf sanften Hügeln gelegen, vom Ausländer gewöhnlich als Montreux zusammengefaßt werden, obschon dies nur eine, wenn auch eine der ersten Perlen der unvergleichlichen Schnur ist. Die Gegend von Montreux bis Vevey ist nichts als ein großes Touristenkarawanserai, die Zuflucht der Brustkranken und Traubencuristen, Hôtel fügt sich an Hôtel, Pension an Pension, Landsitz an Landsitz. Wir können auf unserem Bilde nicht wahrnehmen, wie wechselreich — accidenté nennt es bezeichnend der Franzose — das Terrain dieser Landschaft ist, wie sich hier eine romantische Schlucht öffnet, in der sich malerische Häuser und Villen eingebettet haben, dort eine Höhe aufbaut, welche ein stattliches Schloß krönt, hier auf einmal inmitten der Weinberge, die ringsum dominiren, ein Wiesenplan sich einschiebt, auf dem eine Meierei oder Musterwirthschaft im echten Schweizerstyle sich ausbreitet, dort ein Kirchdorf das Plateau besetzt, hinüberschauend nach den Alpen des Greyerzer Ländchens wie nach dem Wasser und dem andern Strande, und wie die braunen Sennhütten von den Alpen heruntergrüßen, — der Leser muß es mir eben aufs Wort glauben, wenn ich ihm sage, auch der weitgereiste Wanderer, der vieler Menschen Länder geschaut, hat anderswo schwerlich ein Gleiches gesehen.

Ehe wir in diese Zauberregion gelangen, weiter im Hintergrunde, da wo der See eine tiefe dunkelblaue Bucht in's Land schneidet, fällt uns, eben von der Abendsonne beschienen, ein schwerfälliges Mauerwerk in's Auge, das auf dem Wasser zu schwimmen scheint. Es ist Chillon, die alte Burg und Veste Chillon. Wem ist Chillon nicht bekannt, das ehemalige Savoyerschloß, welches, wie eine finstere Legende inmitten eines Kranzes süßer Minnelieder, unheimlich aus der lieblichen Gegend emporragt? Welche furchtbare Geschichte hat dies düstere Wassercastell! Tief unter dem Spiegel des Sees lagen seine Kerker, wo die Gefangenen

schmachteten, lange, lange, lange Jahre, die meisten, um nie mehr das Tageslicht zu sehen, um in den Wellen des Sees den Tod zu erleiden.

In einem dieser schauerlichen Kerker war der ehemalige Prior von St. Victor in Genf, der bekannte Bonnivard, acht Jahre lang eingeschlossen, an eine Säule geschmiedet und grub in die Steinplatten des Fußbodens die Spur seines immergleichen Schrittes, die noch heute allen Besuchern der Burg gezeigt wird. Zwar hat die moderne Geschichtsschreibung Bonnivard seines Heiligenscheines entkleidet, immer aber erregt das Schicksal des Dulders unser tiefstes Mitleid, wie ihn Byron's ergreifende Dichtung, die sich unser Aller Gedächtniß unverlöschlich eingegraben hat, jeder Forschung zum Trotz den spätesten Generationen noch zu einem Märtyrer der politischen und Gewissensfreiheit stempeln wird. — Heute zieht die Eisenbahn von Vevey nach dem Rhonethale dicht an Chillon vorüber, eine ihrer Stationen hat ihre moderne Halle unmittelbar neben die mittelalterliche Veste gebaut, die jetzt das waadtländische Geschützdepot und Staatsgefängniß vorzustellen hat, und damit ist dieser ein gut Stück ihrer Romantik und Poesie genommen.

Unser Blick nähert sich dem Punkte des großen Halbkreises, wo auf der Spitze einer Landzunge die Stadt sich auszubreiten beginnt, theils den Bogen des Sees folgend, theils die kleine Ebene besetzend, die sich am Fuße der Weinhänge hinzieht, theils sich die untersten Staffeln dieser letzteren hinanbauend. Eigentlich sind es zwei Städte, die vor uns entfaltet liegen, so deutlich, daß wir fast jedes ihrer Häuser zu erkennen vermögen, von hier oben aber erscheinen sie als ein Ganzes, wie sie denn in Wirklichkeit auch dicht aneinander gerückt sind, obschon sie zwei völlig selbstständige Communen bilden. Links das Oertchen La Tour de Peilz, dem der nahstehende dicke Rundthurm des einstigen savoyischen Herzogsschlosses, dicht am Rande des Sees, seinen Namen verliehen hat und heute vor allem Andern die weitberühmte Erziehungsanstalt unsers vortrefflichen deutschen und speciell sächsischen Landsmannes, des Herrn Eduard Sillig, Ruhm und Glanz giebt; rechts die Stadt Vevey selbst, „die Königin des Sees", wie sie der Umwohner stolz zu bezeichnen pflegt, dem Range nach die zweite, nach ihrem Verkehre und Wohlstand die erste Stadt des Waadtlandes, deren Handel und Industrie erhebliche Summen umschlägt und große Vermögen geschaffen hat. Natürlich ist der Wein der Hauptstapelartikel des Platzes, um mich gut kaufmännisch auszudrücken; von den etwa 75,000 Chars oder Karren (der Char zu vierhundert Maß gerechnet), welche die Waadt erzeugt, kommen fast die Hälfte auf die nähere und fernere Umgebung von Vevey, aber auch der Zwischenhandel mit dem berühmten Greyerzer Käse des Nachbarcantons Freiburg, für welchen Vevey den Hafen abgiebt, läuft sehr in's Große und ebenso ist die Cigarrenfabrikation der Stadt von Bedeutung. Die „Veveysans" und die „Vevey fins" sind die beliebtesten Cigarren nicht nur der Schweiz, sondern genießen eines wohlverdienten Rufes auch weit jenseit deren Grenzen.

Von unserm Belvedere springen die Hauptgruppen, in die sich der freundliche, selbst stattliche Ort sondert, sofort in die Augen. Da haben wir zuerst — ganz rechts auf unserm Bilde — einen weiten Platz vor uns, der sich im Süden nach dem See zu öffnet und den westwärts ein gothisches Schlößchen, das Wohnhaus eines reichen Privatmannes, und ein daranstoßender dichter Baumgang abrundet. Das ist der Hafenplatz, der Markt, die Place du marché, mit der Fruchthalle und der Landungsstelle der Dampfboote. Für uns aber hat dieser Platz noch besonderes Interesse, denn auf ihm geht das große Winzerfest vor sich. Auf diesem mächtigen Platze sind die Estraden aufgezimmert, von denen am 26. Juli die Fremdenfluth dem Aufzuge zuschaut; hier beginnt sechs und ein halb Uhr Morgens die Procession mit dem Geleite des Frühlings, mit dem Ceres- oder Sommerzuge, dem Bacchus- oder Herbstfeste und der Hochzeit und der Jägergruppe, welche den Winter vorstellen; hier werden um sieben und ein halb Uhr die verschiedenen Preise vertheilt, hier von acht bis eilf Uhr die charakteristischen Tänze und Gesänge aufgeführt; von hier aus wird sich Abends die Kette der erleuchteten Gondeln auf dem See und der Reflex der illuminirten Stadt am prächtigsten ausnehmen, hier der große Costümball, der in der Nacht des zweiten Tages das Fest beschließt, während ringsum Alles in Licht und Flammen strahlt, von magischem Effecte sein. Auf diesem Platze war es auch, wo Napoleon Heerschau hielt über fünfzehntausend Mann seiner Truppen, ehe er über die Fels- und Schneewüste des großen St. Bernhard zum Siege von Marengo zog. An das gothische oder halbgothische Palais, das ihn ziert, reiht sich eine dichte Allee, gegen die Wogen durch hohes Mauerwerk geschützt, weit den See hinablaufend — eine köstlichere Promenade läßt sich nicht denken.

Wenden wir uns etwas mehr landeinwärts, so fesselt uns vor Allem der eigenthümlich viereckige Thurm einer Kirche mit den vier kleinen Eckthürmchen, die aus seinem Dache hervorspringen. Auch ein classischer Punkt, eine Stelle von Weltruf und jedem Touristen wohlbekannt: die Kirche von St. Martin mit ihrer von alten Linden und Kastanien beschatteten Terrasse und ihrem Friedhofe. Wer je nur einen Tag in Vevey weilte, der steigt gewiß hinauf zum Hügel von St. Martin und schwelgt in stillem Entzücken in der Herrlichkeit, die hier vor seinen Blicken ausgegossen ist, bis ihn das Rasseln des dicht unter der „Terrasse du Panorama" vorüberbrausenden Bahnzugs aus seiner Selbstvergessenheit aufrüttelt und er nun wohl in die kühle Kirche tritt, um hier die Grabsteine zweier Flüchtlinge aufzusuchen, die fern ihrer Heimath im Exile starben, die Gruft Edmond Ludlow's, eines der Richter Carl's des Ersten von England, und seines Freundes Andrew Broughton, welcher dem unglücklichen Stuart das Todesurtheil verlas.

Fast in gleicher Linie mit dieser Kirche, doch hart am Ufer des Sees bleibt unser Auge schließlich an einem andern Bauwerk haften, welches etwa das Aussehen einer behäbigen fürstlichen Villa besitzt, in der That aber der in sämmtlichen Reisehandbüchern doppelt und dreifach besternte Gasthof Monnet, das Hôtel des trois Couronnes, ist, eines der sogenannten Schweizer Musterhôtels, jedenfalls desgleichen eine geweihte Stätte. Auch wir wollen unter seinem Dache heut unsere Häupter zur Ruhe legen.

Mittlerweile ist schon die Zweite des Yvorners geleert, es wird schwer sich loszureißen vom Panorama vor uns, doch es will Abend werden. Eine Gluthscheibe ruht die Sonne rechts gegen Genf hin auf den sanften Wellenlinien der Jurakette, der See schwimmt in Licht und Gold, über der Stadt flimmert wie eine Aureole ein Sonnennebel und links auf den Gipfeln und Eisschildern des Wallis schwebt schon der Rosenhauch des Abends, um, höher und höher klimmend, allmählich zur Zaubererscheinung des Alpenglühens zu werden, während der Fuß, die Falten und Schluchten der Berge in tief violettem Schatten liegen, von einer Wärme des Tons, wie wir ihn im Norden kaum für möglich halten. Es ist Zeit zum endlichen Abstieg in's Thal.

Rundum sieht das Auge nichts als Weinberge, die in kühnen Terrassen sich zum See hinunter abdachen und deren Mauern zugleich zum Fußpfade dienen. Ein lauer Westwind treibt das Wahrzeichen der Gegend, das Rebenblatt, über unsern Weg, und noch überall in den einzelnen Pflegen begegnen wir emsigen Winzern. An der schäumenden Veveyse, dem Kind der Freiburger Höhen, kommen die ersten Häuser der Stadt, meistens weiß mit grünen Jalousien und breit vorspringenden Dächern, halb italienisch, halb schweizerisch, aber durchaus schmuck und einladend und zum Theil von üppigster Vegetation umwuchert. Der Ort heimelt uns an vom ersten Schritte, den wir durch seine Straßen und Gassen thun, und selbst der süß-säuerliche Geruch, der uns aus den vielen Weinkellern von den darin eingelagerten Fudern und Stückfässern in die Nase dringt, dünkt uns ein neuer Gruß des schönen poetischen Südens.

Und wenn wir dann auf der Terrasse unserer Drei Kronen beim Nachtessen sitzen, umschwirrt von dem polyglottischen Sprachgewirr der um uns plaudernden Engländer, Franzosen, Russen, Deutschen und Schwyzer Dütschen, wenn nun links über den Zacken der Tour d'Ai der Mond aufsteigt und sein mattes Silber in tausend Lichtstreifen und Lichtbündeln über den See zieht und in die Schaumfurchen der Gondeln streut, die in der Nachtkühle sanft über den wellenlosen Spiegel gleiten, während jenseit am savoyischen Ufer die Kalköfen bei St. Gingolph wie feurige Scheiben durch das Dunkel herüberglühen — da überschleicht uns schmerzliches Bedauern, daß dies Alles nur vor dem geistigen Auge des Lesers lebendig wird, daß die Gartenlaube keine Zauberruthe besitzt, ihn mit einem Schlage in das Paradies von Vevey zu entrücken, sondern nur über Stift und Feder, über Druckerstock und Pressen gebietet und auch das große Winzerfest selbst ihm demnächst blos auf dem Papiere vorführen kann, dem Papiere, welches der ureigenste Träger des Geistes unserer Zeit ist.

Der „Friesen" des schleswig-holsteinischen Heeres.

Nach dem brieflichen Bericht eines Augenzeugen.

Die Kampfgenossen des schleswig-holsteinischen Krieges aus den Jahren 1848, 1849 und 1850 werden sich noch mit freudiger Wehmuth des Wackern erinnern, dessen mit Bleistift geschriebenem, kaum mehr lesbarem Briefe wir die nachstehende interessante Mittheilung entnehmen. War er doch der Geliebteste und Beliebteste unter allen Cameraden, eine treuherzige, blonde Heldengestalt, „hochhäuptig über Alle," in Wesen und Aeußerem viel ähnlich jener herrlichen Erscheinung aus den deutschen Befreiungskriegen, von welcher uns Jahn und Arndt begeistert erzählten; und so hieß er denn auch mit Recht damals allgemein der „Friesen" des schleswig-holsteinischen Heeres. Es war der Lieutenant P. C. Ohlsen aus Seegard in Angeln. Er hatte früher unter den Dragonern gedient und war nach Ablauf seiner Zeit ein tüchtiger Landmann geworden. Als die Herzogthümer sich „gegen den Brief" erhoben, verließ er den Pflug und die Bücher, um als Freiwilliger in das Corps des Grafen von Rantzau zu treten; der Thatendrang trieb ihn aus diesem in das Aldosser'sche, später von der Tann'sche Freicorps, in welchem er es rasch zum Zugführer und Adjutanten brachte.

Der Einsender ist damals sein Camerad gewesen und hatte wenig liebere Freunde unter der ganzen wilden Schaar. Wir fochten zusammen bei Holtsee (Eckernförde), Missunde, Klein-Solt, Flensburg, Aroesund. Bei Hoptrup zeichnete sich Ohlsen besonders aus — wie er denn überall der Vordersten Einer war, der den riesigen Pallasch um das gewöhnlich entblößte Lockenhaupt schwang gleich einer zum gewissen Siege führenden Standarte. Ein vorzüglicher Reiter und Fechter, Ringer, Schwimmer und Läufer, besaß er eine ganz ungewöhnliche Körperkraft, die er oft im Scherz, aber auch herrlich im blutigen Ernst bewährte. Feinde hatte er nicht; ein Wink von ihm vermochte mehr, als des Hauptmanns eifrigstes Gepolter. Die Neu-Organisation der schleswig-holsteinischen Armee führte den Lieutenant Ohlsen in das vierte Jägercorps. Er war in den Schlachten und Treffen bei Kolding, Gudsoe und vor Friedericia immer der Bravste unter den Braven, und erhielt nach der letzteren Affaire das wohlverdiente Kreuz. Unter Willisen kämpfte er bei Idstedt, Missunde und Friedrichsstadt; den Sturmversuch auf die letztere Festung nannte er „eine tolle That", aber er that seine Schuldigkeit, während die besten Freunde rings um ihn fielen, wie die Flocken, unverletzt, als sei er gefeit.

Als das schleswig-holsteinische Heer aufgelöst ward, sagte er dem verlorenen Vaterlande Valet und trat in der Bitterkeit seines Herzens in die deutsch-britische Legion, um den Tod auf entlegenen Schlachtfeldern zu suchen. Er ist ihm geworden, wenn auch nicht so, wie er ihn wünschte. Zwar ist es dem Einsender unbekannt, ob Ohlsen mit in der Krim gewesen ist; dagegen weiß er mit Bestimmtheit, daß er mit der Mehrzahl seiner Cameraden nach Südafrika wanderte und sich mit ihnen in Britisch-Kaffraria ansiedelte. Hier fiel er, der Erste, durch einen heimtückischen Kaffernpfeil, auf das Tiefste betrauert von seinen Freunden und Allen, die ihn kannten.

Dieser hochherzigen deutschen Heldengestalt ein kleines Denkmal zu setzen, ist der Zweck der nachstehenden Mittheilung, nicht der, eine Wunde wieder aufzureißen, die heute, nach sechszehn schweren Jahren, noch nicht vernarbt ist. Möge, wenn das Vaterland wiederum sich erhebt für die heiligen Güter seines Heerdes, ihm nicht der „Friesen" fehlen, der ihm ja bisher jedesmal erstanden ist! Und möge, wenn von den kühnen Jünglingen erzählt wird, welche freudig Gut und Leben hinwarfen, um ihr Volk von fremdem Joch zu befreien, auch der Name „Ohlsen" ein bescheidenes Plätzchen finden! — — Lassen wir nun jenen Brief sprechen:

Zwei Tage sind vorüber nach der blutigsten Katastrophe dieses unheilvollen Feldzuges! Wir sind geschlagen, gejagt worden, wir haben Alles verloren, aber nicht die Ehre! Das ist auch unser einziger Trost. Der Blick in die Zukunft ist noch trüber, als der auf die Gegenwart — was soll aus uns, was aus unserem lieben Vaterlande werden? Seit zwanzig Tagen lagen wir vor Friedericia. Dies ist eine Festung nordöstlich von Kolding, dicht am kleinen Belt, welcher hier nicht breiter ist, als ein mächtiger Strom; man erreicht die gegenüberliegende Küste der Insel Fünen etwa in einer Viertelstunde. Die Festung gilt für sturmfrei, d. h. sie kann nur mittels regelmäßiger Blokade und durch Beschießung genommen, nicht erstürmt werden; unsere tapferen Jungen glaubten aber nicht daran, spotteten der hohen Cavaliere und Ravelins, der Palissaden und Redouten, der dräuenden Kanonenschlünde und der verheißenen Unterwassersetzung der Umgegend — „wir wollen schon hinein kommen!" sagten sie, „führt uns nur. Vor Hannemann ist uns nicht bange."

Meine Compagnie war erst seit drei Tagen von Veile, nördlich von Friedericia, in dem sehr leicht, um nicht zu sagen leichtsinnig, verschanzten Lager eingetroffen; ich bemerke dabei, daß unsere Avantgarde unter Prittwitz seit Ende Mai schon in Aarhuus lag und daß wir uns täglich fragten: „Wann werden wir auf dem Skager-Rak stehen?"

Wir hatten ziemlich bequeme Baracken bezogen; es mangelte nicht an Stroh, das in massenhaften Quantitäten aus den benachbarten Dörfern Jordrup, Bredstrup, Stonstrup und wie sie alle heißen, requirirt worden war; Holz hatten Thore, Knicke und das südwestlich gelegene Vogelsangwäldchen zur Genüge geliefert. Es ist kaum glaublich, welchen Einfluß auf das Wohlbefinden und die Zufriedenheit des Soldaten im Bivouak oder verschanzten Lager das Stroh hat; es ist wahrhaftig das nothwendigste Material nach Speise und Trank, wo es fehlt, da giebt es Kranke in Menge und lauter mürrische Gesichter. Die letzteren fehlten leider unter uns nicht, trotz des vorhandenen Strohreichthums. Wir hatten am 22. April die Dänen aus Kolding gejagt; seit dem 28. Mai war Friedericia von dem Gros der „Reichsarmee" eng cernirt, aber dies war auch Alles. Wir dürsteten nach Thaten und lagen uns faul die Rücken wund. Keine andere Beschäftigung, als die langweiligen Feldwachen, der Vorpostendienst, hier und da die verhaßte Arbeit des Laufgräben-Oeffnens; zur Abwechselung einige Ausfälle des Feindes, welche stets wie Schein-Affairen aussahen, endlich die regelmäßig wiederkehrenden Requisitionen und Fouragirungen in der Umgegend. Wie zum Spaß und um sein Andenken aufzufrischen, warf der Däne täglich ein paar schläfrige Bomben zu uns herüber, welche man zuletzt gar nicht beachtete. Dem zweiten Jägerbataillon schlug eines schönen Tages ein solches Ungethüm gerade durch den mächtigen Menagekessel, wobei es freilich crepirte; aber mit der köstlichen Bouillon war es diesmal vorbei und ein paar Leute trugen üble Brandwunden davon. Verwundete hatten wir nur sehr wenige, Kranke gleichfalls; das Lazareth befand sich in Binf.

Gern hätten unsere Artilleristen ihrerseits solche Grüße mit Procenten erwidert, aber höchst selten nur war dies ihnen gestattet, es hieß, „es fehle an Munition und diese müsse gespart werden"; so lagen sie denn mürrisch im Schatten der Faschinen, welche die Rückwand der Sandschanzen bildeten, und betrachteten gähnend die über sie hinwegsausende Verschwendung der „Tapperen". Die gezwungene Unthätigkeit der jungen, aus den heterogensten Elementen zusammengesetzten, aber muthigen und vom besten Geiste beseelten Armee gereichte derselben überhaupt keineswegs zum Nutzen. Es waren Versuche mit Exerciren gemacht worden; dies haßt aber bekanntlich der Soldat nirgends mehr, als im Felde, und so unterblieb es auch bald. Man fragte gegenseitig: „Warum sind wir unthätig? Was geht mit uns vor?"

Ueber die politischen Constellationen der Zeit ist man im Felde selten unterrichtet. Die Nachrichten kamen uns immer vierzehn Tage oder drei Wochen zu spät zu in höchst zerlesenen, kaum noch buchstabirbaren Exemplaren des Altonaer Mercur oder der Schleswigschen Zeitung; wenn wir überhaupt so glücklich waren, solcher unschätzbaren Verkündigungen habhaft zu werden. Daß es sich in Deutschland zum Schlimmen wende, daß in Preußen die Sache Schleswig-Holsteins — wenn überhaupt jemals ernstlich erfaßt! — gern aufgegeben werde, wußten wir oder ahnten es vielmehr. Aber es war in uns zu viel guter Jugendmuth, zu vieles Vertrauen auf die Gerechtigkeit unseres Krieges, zu viel Selbstbewußtsein, als daß wir schon an das Aergste hätten denken mögen. Nichtsdestoweniger schüttelten viele Köpfe, zuckten viele Achseln, wenn die Namen der (preußischen) Feldherren genannt wurden, in deren Hand unser und des Landes Schicksal lag; auch

fehlte es nicht an den sonderbarsten Gerüchten über die Art und die Zwecke der Kriegführung; aber die Uebertreibungen derselben schienen schon die beste Bürgschaft für ihre Richtigkeit zu bieten. Mit einem Wort: es herrschte eine höchst gedrückte, kaum beschreibbare Stimmung in der ganzen Armee.

Vom 1. Juli ab war ein besonders lebhafter Verkehr zwischen der Festung und der Insel Fünen bemerkt worden. Derselbe war zwar niemals unterbrochen, da unsere Batterien den Fjord gar nicht bestrichen, und oft hatten wir von der Höhe des Plateaus bei Stonstrup unter den gehenden, kommenden und stationirten Schiffen alte Bekannte herausgefunden: die Corvette „Valkyren“ (Eckernförde 1848!), den Kutter „Neptun“ (Arösund 1848), die Dampfer „Geyser“, „Skirner“ u. a. m., mit welchen Allen wir schon Kugeln gewechselt. Aber die Regsamkeit der letzten Tage zur See war so ungewöhnlich, daß sie auffallen mußte. Die ganze fünen'sche Küste von Middelfart bis Striib war mit Kähnen garnirt, die unter dem Schutze der dänischen Strandbatterieen ganz sicher lagen; allein es wurde trotz angestrengter Wachsamkeit doch nicht geradezu constatirt, daß die Belagerten eine Verstärkung an sich gezogen hätten und Etwas im Werke sei. Die anfängliche Aufregung im Lager stumpfte sich bald ab zur bloßen Neugier, auch diese wich dem bekannten Leichtsinn und dem Gleichmuth gegen die Stunde in den Soldatenherzen.

Der Morgen des fünften Juli brach recht neblig und rauh an; man wähnte sich in den November versetzt und fröstelte, trotz der Strohgruben, in dem scharfen, mit feinen Wassertheilchen imprägnirten Nordostwind, welcher die Lagerhütten unbarmherzig schüttelte. Die Kaffeefeuer boten blos von einer Seite Wärme, und somit war mir die Ordre nur erwünscht, mit der Compagnie eine Recognoscirung zu unternehmen und aus dem etwa anderthalb Stunden entfernten Dorf Bredstrup eine Anzahl Proviantwagen in's Lager zu escortiren. Der Auftrag ward ohne jede Gefährde vollzogen und nach drei Uhr Nachmittags rückten wir wohlgemuth wieder ein, krochen in die Baracken und machten es uns so bequem wie möglich. Da wir allerlei schätzenswerthe Dinge von unserem Ausflug mitgebracht, als da sind: Rum, Rothwein, Eier, Speck 2c., so fanden sich einige Freunde, vom untrüglichen Instinct des Lagerlungerers richtig geleitet, bald bei uns ein, und es begann das bekannte und beliebte Convivium, das allabendlich die Monotonie der Lagergassen vergessen machte. Wir hatten Erlaubniß zu singen — eben klang durch die Abendstille das Reiterlied: „Die bange Nacht ist schon herum“ — da fiel ein Kanonenschuß, gleich darauf eine lange Salve, in demselben Augenblick erklangen auch unsere Signalhörner und die Hauptleute riefen zu den Waffen. Wir ließen uns nicht Zeit, die schöne Bowle auszutrinken; im Nu standen wir auf den Sammelplätzen und mit „Marsch, Marsch!“ ging es gegen den Feind. Die Dänen hatten in zwei Colonnen mit ungefähr fünf oder sechs Bataillonen einen Ausfall gemacht; Geschütz führten sie nicht mit sich. Wir Jäger rückten im Laufschritt vor; außerhalb der Schanzen developpirten sich die beiden ersten Compagnieen sofort in eine Tirailleurkette und die guten Büchsen begrüßten lustig den Feind. Dieser feuerte nur zweimal im Peloton — vollkommen wirkungslos — und war schon wieder außer Bereich, ehe nur die Artillerie unserer Schanzen ein Wörtchen mitzusprechen hatte versuchen können. Zwar waren unsere flinken Jungen rasch hinter ihm drein — aber von den hohen Redouten der Festung herab krachten Granaten und Shrapnells unter sie, und da war es Zeit umzukehren. Wir hatten weder Todte noch Verwundete, fluchten aber dennoch weidlich über Hannemann, der uns auf diese Art schon häufig zum Besten gehabt und nunmehr schuld daran war, daß die gute Bowle kalt geworden, oder gar Andere sich ihrer mittlerweile angenommen hatten. Wenn auch dies glücklicher Weise nicht der Fall war, so krochen wir doch Alle, mit Ausnahme der Posten, recht verdrießlich in unser Stroh, darin sehnsüchtig erwartet von seinen zahllosen Bewohnern, von deren Fruchtbarkeit sich nur der einen Begriff zu machen im Stande ist, welcher, etwa mit weißen Beinkleidern, in eine verlassene Baracke tritt. Aber im Kriege lernt man Vieles ertragen, auch die kleinen Peiniger.

Aus tiefem Schlaf der Gerechten und Gesunden erweckte uns — es mochte gegen ein Uhr sein — abermaliger Alarm. Da wir die Kleider niemals ablegten, brauchten wir blos die Waffen zu ergreifen und die Käppis aufzustülpen, um fertig zu sein. Gleich an der ungewöhnlichen Verwirrung im Lager konnte man abnehmen, daß Ungewöhnliches vorgehe. Mit feurigen Schweifen pfiffen die Bomben zu Dutzenden auf einmal durch die Luft, unaufhörlich stiegen des Feindes Leuchtkugeln in den dunkeln Himmel; unsere Kanonen antworteten mannhaft den dänischen; Commandoworte, Trommelwirbel, Signalrufe, es war ein infernalischer Lärm. Dennoch löste sich wider Erwarten der Knäuel im Lager in ziemlicher Ordnung und in wenigen Minuten stand das vierte Jägercorps draußen an den Laufgräben dem Feinde gegenüber. Dieser hatte endlich das Necken aufgegeben und machte Ernst.

Was wir nur vermuthet, war That; die Dänen hatten seit einer Woche bedeutende Verstärkung an sich gezogen und standen uns bei dem durch ihre Werke gedeckten Ausfall mit etwa zwanzig Bataillonen gegenüber, während das gesammte Belagerungscorps deren kaum die Hälfte zählte. Natürlich wußten wir dies nicht sofort und gingen lustig darauf los mit „Hurrah! Hurrah!“ Eine lange feindliche Tirailleurlinie dehnte sich uns gegenüber aus, gleich einer Palissadenreihe; sie feuerte schon, als wir noch gar nicht in Schußweite waren. Wir sandten gleichfalls Tirailleurs voran, die sich trefflich deckten — das Bataillon in zwei Colonnen nach — wir achteten nicht der verrätherischen Doppelkugeln, die uns Hannemann bald zu kosten gab (es ist Thatsache, daß die Dänen mit je zwei Kugeln und einer Platte luden) — die Büchsen knallten — „Fällt's Gewehr! Sturmschritt!“ — da öffnet sich die Colonne der Rothröcke, ein Feuerstrom sprüht uns entgegen, es kracht, wie Schloßenwetter im dürren Walde, zwei verdeckte feindliche Batterieen werfen uns mit einem furchtbaren Kartätschenhagel nieder und zurück. Der entsetzliche Augenblick wird mir unvergeßlich sein, so wenig ich mich heute schon auf seine näheren Einzelheiten besinnen kann. Rechts und links sah ich Cameraden fallen, mechanisch beugte ich mich nieder, um die Büchse des einen zu ergreifen — denn es ist ein wahrhaft qualvoller und unverzeihlicher Zustand, bei solchen Gelegenheiten völlig unbewaffnet zu sein, der Säbel ist dabei zu gar nichts nütze — es war mein Feldwebel Beerend, er rief mir einen Gruß zu, an wen, weiß ich nicht mehr. Der Pulverdampf wogte in schweren, dichten Ballen an der Erde, man sah keinen Schritt vor sich, stolperte über Waffen und Leichen; dazu der furchtbare Kanonendonner, welcher gar keine Pause gewähren ließ, das Knattern der Pelotonfeuer, es war noch ein Glück, daß die Leuchtkugeln mit mattem Scheine durch den Pulverqualm leuchteten, sonst wären wir wahrscheinlich dem Feinde geradezu in den Rachen gelaufen. Einmal waren wir kaum fünfzig Schritt von einem dänischen Regiment entfernt, als ein Windstoß den Dampf verjagte. Das Bataillon hielt instinctmäßig noch zusammen, es erfolgte von Seiten der Dänen sofort ein Bajonetangriff gegen uns, wir wurden geworfen, und zwar, wie ich leider bekennen muß, in schleunige Flucht. Es war kein Wunder, daß ein panischer Schrecken die Herzen selbst der Tapferen ergriff, denn die Erde schien Vulcane zu gebären. Sogar von Fünen herüber warfen die Strandbatterieen bei Striib Bomben und Sechsunddreißigpfünder; mit eigenen Augen sah ich rings auf den Höhen mächtige Fanale brennen; es mußte demnach, wie gewöhnlich, Verrath im Spiele sein, denn nur die jütischen Bauern konnten sie errichtet und angezündet haben. Den Dänen kam ihre genaue Kenntniß der Gegend sehr zu statten; sie blieben uns dicht auf den Fersen, wie ich zugestehe, in guter Ordnung. Wir waren ein Durcheinander des Bataillons, die Zahl gar nicht zu übersehen; ein paar Mal bestrebte ich mich, die Leute aufzuhalten und Kehrt machen zu lassen; vergebens. So warfen wir uns endlich in die Süderschanze des Lagers, welches schon an mehreren Stellen lichterloh brannte, so daß es taghell ringsum war. Aber was man erblickte, ließ den Muthigsten beben! Es war nur ein winziger Rest von vier Compagnieen, die ich um mich sah, darunter blos zwei Officiere, beide verwundet, der eine offenbar im Verscheiden.

Von den Bedienungsmannschaften der Geschütze, deren mehrere demontirt lagen, war gleichfalls über die Hälfte gefallen; aber die Ueberlebenden thaten ihre Pflicht mit beispielloser Bravour. Ihr Vorbild und mein Zureden entflammten auch wiederum den Muth des mir gebliebenen Häufleins; festen Fußes erwarteten wir den Feind. Er ließ nicht auf sich warten. Nach einem Kugelregen, der glücklicherweise über uns hinwegflog, erfolgte der Sturm mit einer Bajonnetattake. Nunmehr entspann sich ein Kampf, Mann an Mann, der an Grausigkeit seines Gleichen sucht. Die schleswig-holsteinischen Jäger fochten wie Verzweifelte, die Dänen in furchtbarer Ueberzahl wie Mörder.

„Haltet sie nur, bis die Geschütze vernagelt sind!“ hatte uns der Lieutenant Christiansen zugerufen, indem er den ersten Stahlnagel mit dem Hammer in das noch rauchende Zündloch trieb; er und der Artillerist Kloß verrichteten das Geschäft mit der größten Kaltblütigkeit. Aber es war auch Zeit, wir vermochten nicht mehr dem Anprall des Feindes zu widerstehen, der zudem an anderen Stellen die Schanzen schon erstiegen hatte und mitten im Lager war, so daß wir abgeschnitten zu werden fürchten mußten. Wir wandten uns abermals zur Flucht, zähneknirschend, aber mit dem Bewußtsein, das Menschenmögliche gethan zu haben. Niemals vorher hatte der Däne unsere Rücken gesehen, wir schworen uns grimmig, ihm die Schmach blutig zu vergelten. Da der Feind uns nicht belästigte, so marschirten wir in ziemlicher Haltung, bei jedem Schritt durch andere Flüchtlinge verstärkt, durch die nordwestlichen, noch nicht vom Feuer ergriffenen Lagergassen. Hier trafen wir auf die Reste des ersten und zweiten Jägerbataillons, die unter der Führung des Obersten von Roques sich gesetzt hatten, um den Feind zu erwarten; wir schlossen uns denselben an. In unabsehbaren Colonnen rückten die Dänen heran, doch schien unsere feste Haltung ihnen zu imponiren; sie zögerten mit dem Angriff. Unter dem Wechsel mehrerer Salven, bei welchen unsere guten Büchsen jedenfalls im Vortheil waren, zogen wir uns langsam zurück auf das Plateau. Mittlerweile hatten die dänischen Regimenter eine Seitwärtsschwenkung gemacht, ihre Artillerie spie schon wiederum in unsere Reihen, gleich darauf erfolgte ein Bajonnetangriff. Wir hielten dem furchtbaren Choc herzhaft Stand, drei Mal wiederholte ihn der Feind, drei Mal warfen wir ihn zurück — freilich mit furchtbaren Verlusten, auch unser Führer war, tödtlich verwundet, gefallen.

Der heute sonnige, heiße Morgen beleuchtete schreckliche Scenen, selbst demjenigen Schauder einflößend, der schon zahlreiche Schlachtfelder gesehen. Er beleuchtete leider aber auch den Rückzug einer geschlagenen Armee, welche fast zwei Drittheile ihrer Braven verloren hatte. Der Feind verfolgte uns nur lässig, mit Infanterie gar nicht. Einige Schwadronen seiner Dragoner hielten sich in durchaus respectvoller Entfernung; sie schienen uns mehr beobachten als schädigen zu wollen. Nichtsdestoweniger hieben sie die müden oder verwundeten Nachzügler nieder; zur Vergeltung flog ihnen aber auch manche gut gezielte Kugel hinter den unnahbaren Knicken hervor; es war von jeher die höchste Lust unserer Jäger, einen „Grützreiter“ aus dem Sattel zu blasen. Im Dorfe Jordrup, wenn ich nicht im Namen irre, nordwestlich in der Richtung von Viuf und Veile, sammelten wir uns zum ersten Male. Auch das vierte Jägerbataillon fand sich zusammen — es waren wenig über hundert Mann, von meiner Compagnie achtzehn, und ich der einzige Officier, der ich demnach sofort das Bataillonscommando zu übernehmen hatte. Hier gewahrte ich auch, von Cameraden aufmerksam gemacht, daß ich verwundet war, von einem Streifschuß leicht getroffen. Unser Aussehen war fürchterlich; die Gesichter schwarz von Pulver, die Monturen zerrissen und zerfetzt, blutbespritzt, ein Jeder verwundet oder zum Tode matt, die Meisten ohne Kopfbedeckung, aber Keiner ohne die treue Waffe — so flößten wir selbst den stieren Jüten Mitleid oder Furcht ein; sie brachten Wasser, Branntwein, selbst Brod. Die interimistische Organisation der Bataillone ging rasch vor sich, unterstützt durch den Succurs eines Theils der Avantgarde unter Major v. Zastrow. Letztere verstärkte sich durch die am mindesten decimirten Jägercompagnien und marschirte nach kurzer Rast racheschnaubend dem Feind entgegen; aber dieser saß schon wieder wohlgeborgen in seiner Feste, so blieb den Unseren nur das Sammeln der Verwundeten und das Begraben der Todten. Der letzteren waren es weit mehr, als der ersteren; doch ist die genaue Zahl noch nicht bekannt. Jedenfalls war die Nacht vor Fridericia die unglücklichste und blutigste Affaire des ganzen merkwürdigen Krieges.

Das Gros unserer Armee rückte Nachmittags in Veile ein. Mein Bataillon hatte über zwei Drittheile seiner Mannschaften verloren, drei Viertheile seiner Officiere. Und es herrschte eine unaussprechlich finstere Stimmung unter uns, denn wir fürchteten abgeschnitten zu sein und in Jütland ohne Rache aufgerieben zu werden, während lauter als jemals der Argwohn sich äußerte: „Es wird ein falsches Spiel mit uns getrieben!“ Haben dies doch beim Einmarsch Einzelne aus den Reihen dem bleichen Bonin an den Kopf geworfen, als er mit entblößtem Haupt uns vorüberziehen sah — er hatte keine Antwort für den Vorwurf, aber auch keine Strafe für das Vergehen gegen die Subordination. Wie viele liebe Cameraden, wie viele tapfere deutsche Männer hat sie gekostet, die unselige Nacht vor Friedericia! — —

Wir können uns nicht versagen, schließlich zur Vervollständigung des Bildes einen kurzen Bericht zu citiren, welcher uns in öffentlichen Blättern über den Ueberfall bei Friedericia begegnet ist und unseres Freundes speciell gedenkt. Er ist erstattet von dem damaligen Etappen-Commandanten in Veile (v. W.?) und lautet: Es war gegen Mittag (6. Juli) als die schleswig-holsteinsche Armee von der Höhe des Windmühlenberges her in Veile einrückte — ein Anblick, der allen denen unvergeßlich sein wird, welche damals diese braven Truppen an sich vorbeipassiren sahen. Zerschossen und zerfetzt an Monturen, Helmen und Lederwerk, in den Gliedern viele Verwundete mit blutigen Tüchern um den Kopf oder den Arm in der Binde, pulvergeschwärzt und durch Schweiß und Staub bis zur Unkenntlichkeit entstellt, defilirten die Bataillone nach ihren Bivouacplätzen vor dem Norderthor, so fest und martialisch, wie man es kaum bei älteren Armeen sehen dürfte, wenn sie eine Nacht hindurch dem numerisch doppelt überlegenen Feind in blutigem Kampf die Stirn geboten und dann einen sechsstündigen Marsch in heißer Julizeit zurückzulegen gehabt hätten. Man sah es diesen Truppen an, daß sie männlich gerungen, denn festen, stolzen Blicks durchschritten sie die Reihen der Soldatengruppen, die, von Theilnahme und Neugierde veranlaßt, sich zu beiden Seiten der Straße aufgestellt hatten. Ich sah damals Compagnien vorübermarschiren, die auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen waren, und noch erinnere ich mich, wie heute, daß ein bei der Commandantur eingehender Requisitionsschein eines schleswig-holsteinschen Bataillons unterzeichnet war von einem Lieutenant, irre ich nicht, Ohlsen, mit dem Beisatz „derzeit mit dem Bataillonscommando betraut“. So blutig waren diese braven Bataillone in jener Nacht decimirt worden. Ich erinnere mich nur einmal einen ähnlichen Anblick gehabt zu haben, nämlich im Feldzug 1850 gegen die Dänen, wo ich das sechste schleswig-holsteinsche Bataillon nach dem Sturm auf Friedrichsstadt zurückmarschiren sah, vom feindlichen Feuer zusammengebrannt bis auf die Schlacken, denn das Bataillon hatte von siebzehn oder achtzehn Officieren fünfzehn auf dem Platze gelassen, hatte mehr als den dritten Theil verloren und von dem Rest war kaum ein Mann, der nicht eine oder mehrere Kugeln in seiner Montur u. s. w. aufzuweisen hatte.

Der dänische Stoß am 6. Juli 1849 riß die dünne Linie, welche die „Reichstruppen“ von Kiel bis Aarhuus gebildet hatten, zwischen Kolding und Veile entzwei, jede Verbindung war unterbrochen; die Folge war eine allgemeine Truppenbewegung vom Norden und Süden her, um jenen Riß zu repariren. Die Dänen verschwanden damals nach gethaner Arbeit hinter den Wällen von Friedericia.

Zum Jubelfest des schwarz-roth-goldnen Banners.

Rückerinnerungen von **Robert Keil.**

I.

Sie rüsten sich zum Feste, die Alten wie die Jungen, die je dem schwarz-roth-goldenen Bande und dem Geist gehuldigt, der unter diesem Zeichen siegen soll. Die Aufrufe zur Theilnahme an den Tagen vom 14. bis 16. August finden bereitwillige Aufnahme in der gesammten Presse, die engen Grenzen eines Studenten-Verbindungsfestes sind damit längst überschritten, die nationale Bedeutung desselben wird mit jedem Tag freudiger anerkannt: hat dadurch ein großer Theil des deutschen Volkes doch jetzt erst erfahren, daß Deutschland das einzige sichtbare Zeichen seiner ersehnten Einheit weder seiner Geschichte noch seinen Fürsten zu verdanken hat, sondern einzig und

allein der vielverfolgten Burschenschaft. Daß aber in und mit derselben nichts mehr und nichts weniger verfolgt worden ist, als eben das alte nationale Streben nach des Vaterlandes Einheit, das ist es ja, was in jedem einzelnen Lande und Ländchen Deutschlands für die nationale Sehnsucht die zahlreichen Märtyrer und für das Fest der Burschenschaft die treuesten Genossen schuf.

In den schweren Tagen der napoleonischen Vergewaltigung des deutschen Vaterlandes, unter dem erschütternden Gange der Begebenheiten überwand die deutsche studirende Jugend den Standpunkt mittelalterlicher beengender Form. „Sie lernte den rohen Cynismus, den lächerlichen Pomp ihrer ‚Orden und Landsmannschaften‘ verachten, und nimmermehr konnte sie an dem jedem vaterländischen Streben abgewandten Studentenleben, das sich den Bruch mit Zucht und Sitte als ein seinem Stande besonderes Privilegium zurechtlegte, Gefallen finden. Die jungen Männer waren als ganz andere zurückgekehrt. Jahn, welcher in der Kriegszeit großen Einfluß auf sie gewonnen, hatte in seinem „Deutschen Volksthum“ auch für die Hochschulen reformistische Gedanken niedergelegt. Sie zu verwirklichen, war ein Theil der akademischen Jugend ernstlich gewillt. Dies zeigte sich namentlich in Jena. Die Dichtungen der großen Sänger verdrängten gar bald die cynischen Zoten aus dem Munde der Jugend, ein besserer Geist machte sich geltend, und dies zwar schon seit dem Ausbruche der französischen Revolution durch den Antrieb von bedeutenden Männern, welche damals ihre Lehrer waren.

Schiller, der von der Jugend verehrte Dichter der „Räuber“, des „Don Carlos“, hatte seinen Beruf ernst und würdig erfaßt, er wußte als Lehrer begeisternd auf die Jugend zu wirken. Reinhold versuchte nicht fruchtlos die Einführung und Verbreitung Kant'scher Grundsätze und Lehren, und der Segen einer uneingeschränkten Lehrfreiheit bewirkte, daß die bedeutendsten und anziehendsten akademischen Kräfte sich nach Jena wandten und daselbst läuternd und bessernd auftraten. Mit- und nacheinander arbeiteten und lehrten hier jene Männer, deren Namen für die Entwickelung des deutschen Geisteslebens so bedeutsam geworden sind: in der Rechtswissenschaft Feuerbach, Walch, Hufeland, Thibaut; in den Naturwissenschaften Oken, Döbereiner, Suckow; in der Philosophie Reinhold, Fichte, Niethammer, Schelling, Hegel, Krause, Fries, Ersch und Andere; in der Geschichte Eichhorn, später Schiller und Luden; in der ästhetischen Kritik die beiden Schlegel, Tieck und Wilhelm v. Humboldt.

Am nachhaltigsten und durchgreifendsten vermochte Fichte auf sittliche und wissenschaftliche Durchbildung hinzuwirken, Charaktere heranzubilden, mit seiner ethischen Strenge die Herzen derer zu begeistern für die höchsten und heiligsten ideellen Güter, denen sonst Kartenspiel, Dorfnymphen, Unfug und Trinkgelage das Höchste waren.

Da kam die unselige Schlacht von Jena und die Universität hatte nicht wenig unter den Schrecken jener Tage zu leiden. Napoleon schenkte ihr seine Aufmerksamkeit und nannte sie freundlich den ‚Hauptheerd aller Revolutionäre und Demokraten‘. Als Luden unter großem Beifalle sein Collegium über vaterländische Geschichte 1807 schloß, umstanden das Auditorium französische Wachen. Die Erhebung Deutschlands führte die akademische Jugend auf den Kampfplatz, die Universität sah sie, wie oben bemerkt, als ganz andere Männer wieder. Die Thuringia, Vandalia, Franconia lösten sich freiwillig auf, eine neue Verbindung wurde hergestellt und an die Spitze ihrer Verfassung der Grundsatz gesetzt: Freiheit und Ehre sind die Grundtriebe des Burschenlebens.“

Während der Franzosenkaiser mit seiner zahllosen Armee siegreich in Rußland eindrang, wagte es ein kleines deutsches Studentenhäuflein, das erste deutsch-patriotische Studentenfest dieses Jahrhunderts zu begehen. Es ist dasselbe als Zeichen der Zeit, als die Vorfeier der Burschenschaft bedeutsam. Es war in der Nacht vom 5. zum 6. September 1812, als die Landsmannschaft Vandalia auf der Kunitzburg bei Jena versammelt war. Ein Wachtfeuer loderte innerhalb der wenigen Trümmer mittelalterlicher Ritterlichkeit auf und sprühte seine Flammen und sein Licht weit hinaus in das herrliche Saalthal. Kriegsgesänge und begeisterungsvolle Ansprachen, ein Pereat der Tyrannenmacht, ein Hoch der zu erringenden Freiheit des geknechteten Vaterlandes donnerten in die Nacht hinaus, und es kreisten dazu die gefüllten Humpen. Gleich den ersten Eidgenossen auf dem Rütli erhob sich um die neugeschürte Gluth die in Kampfbegier bis zum Ueberkochen aufbrausende Schaar, schloß kraftbewußt die Hände ineinander und schwur mit einem Weheruf über die trübe Gegenwart unverbrüchliche Treue und Ergebenheit dem Vaterlande. Da, in diesem Augenblicke, blitzten die ersten Strahlen der in prächtigem Glanze am reinen Horizont hervorglühenden Morgensonne, und triumphirend begrüßten die braven Jünglinge diesen ersten Sonnenstrahl als das Sinnbild naher Erfüllung der tief in der Brust gehegten patriotischen Sehnsucht nach Erlösung. Das war das Fest der patriotischen Jünglingsschaar auf der Kunitzburg, es war — um mich des Ausdrucks Robert Blum's zu bedienen — ein Hahnenruf, welcher den kommenden Tag einer neuen Geschichte unseres Volkes verkündete.

Und es kam der Tag einer neuen Geschichte unsers Volks. „Das Volk stand auf, der Sturm brach los“, in Begeisterung für Vaterland und Freiheit eilten die deutschen Männer und Jünglinge zu den Waffen und allen voran die akademische Jugend. Einzelne Universitäten, wie Jena, Breslau ꝛc., sandten ganze Compagnieen und Schwadronen; Lützow's „wilde, verwegene Jagd“ bestand großentheils aus deutschen Studenten; wo es das kühnste Wagniß, die verwegenste That galt, da waren sie zur Hand und in erster Reihe. Auf den Schlachtfeldern von Leipzig, von Waterloo ꝛc. schläft mancher blond- und braunlockige Musensohn den langen Schlaf des Heldentodes für deutsche Freiheit. Und als der blutige Sieg entschieden war und das deutsche Volk zwar das Joch französischer Tyrannei gebrochen hatte, aber durch die Federn der Diplomaten um all seine Hoffnungen und gerechten Forderungen einer wahren freiheitlichen Einigung des Gesammt-Vaterlandes schnöde betrogen; als sich nach dem Frieden mit der allgemeinen Enttäuschung auch allgemeine Erschlaffung der Gemüther bemächtigte — da waren es die nach ihren Hochschulen zurückgekehrten Jünglinge, welche das in Deutschland erwachte National-Bewußtsein, die Begeisterung für deutsche Einheit und deutsche Freiheit in sich wach und lebendig erhielten und dem deutschen Volke für spätere Zeiten bewahrten. Angeekelt von dem wüsten Treiben des bisherigen Universitätslebens und von der sinnlosen Absonderung der Studirenden nach Heimath und Landsmannschaft, erstrebten die zurückgekehrten Freiheitskämpfer eine durchgreifende, patriotische Reform des Universitätslebens, eine Vereinigung aller Studirenden, gegründet auf den Geist der Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes, eine Vereinigung zu allseitiger Ausbildung der Jugendkraft zum Heil des Volks. Den ganzen, vollen Erfolg hatten diese Bestrebungen zuerst in Jena. Aus den von den zurückgekehrten Freiheitskämpfern fortbetriebenen körperlichen Uebungen ging eine „Wehrschaft“, aus der Wehrschaft endlich die Burschenschaft hervor. Aus unserem Buche, das als Festgabe zum Jubiläum der Burschenschaft nächstens die Presse verlassen wird, „den Alten und den Jungen zur Erinnerung an die großen Tage deutschen Burschenlebens gewidmet“,* mag die nach den Mittheilungen damaliger Burschen gegebene Schilderung des Stiftungs-Actes selbst hier Platz finden:

Am 10. Juni 1815 erging der öffentliche Aufruf, daß alle ehrenwerthen Studenten am 12. Juni um neun Uhr Vormittags auf Jenas Markte sich versammeln möchten. Rasch wurden noch die letzten Vorbereitungen getroffen. Johannes Cotta aus Ruhla, stud. theol. zu Jena, von vaterländischer Begeisterung, von burschenschaftlichem Sinn und musikalischem Talent erfüllt, hatte zu Arndt's hervorragendstem Vaterlandsliede: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ eine schwungvolle, kräftige Melodie componirt, die erste Melodie des Liedes, die dann als eigentliche Volksmelodie in Volkesmund übergegangen ist und Tausende von Herzen in Nord und Süd seitdem erwärmt und begeistert hat. Georg Friedrich Hanitsch aus dem Eisenachischen, stud. theol., ging beim Instrumentiren und Einüben des Liedes ihm zur Hand und componirte selbst zu einem andern Arndt'schen Liede, zu den herrlichen Worten: „Sind wir vereint zur guten Stunde“ ꝛc. die schöne Melodie. Am 12. Juni 1815 versammelte sich eine namhafte Zahl von Studenten — Landsmannschafter, Renoncen und Finken, die aufgelösten Landsmannschaften mit ihren Fahnen, auf Jenas freundlichem Marktplatze, von Alters her dem forum der Studenten. Bei den Klängen der Stadtmusik zogen die Versammelten — die Lands-

* „Die Gründung der deutschen Burschenschaft in Jena“ von Robert und Richard Keil. Jena, Verlag von Mauke, 1865.

mannschaften zum letzten Male mit hochgehaltenen Fahnen — über das Kreuz, durch die Saalgasse, das Saalthor, über die Brücke zum Gasthofe zur Tanne.

Feierlich erklang hier zuerst und zum ersten Male das Lied, das die Burschenschaft zu ihrem Bundesliede wählte, das Lied: „Sind wir vereint zur guten Stunde!" Eine kräftige Ansprache Horn's an die Versammlung folgte, beseelt von patriotischer Begeisterung und sittlichem Ernste. Es war ein feierlicher, ergreifender Moment; das Gefühl einer großen folgenreichen That, gepaart mit stolzen Plänen und Hoffnungen für die Zukunft, ging durch die Versammlung. Die Burschenschaft wurde proclamirt, die entworfene Constitution vorgelesen und angenommen. Einhundertunddreizehn Studenten traten zu dem neuen Bunde zusammen, wählten den stud. theol. Carl Horn aus Neustrelitz, stud. jur. Wilhelm Kaffenberger aus Frankfurt a. M., den stud. med. Ludwig Kunstmann aus Ebersdorf, den stud. theol. Edmund Reithart eben daher, den stud. jur. Georg Teichert aus Mitau, den stud. jur. Julius Walter aus Liefland, den stud. med. Ernst Weller aus Gotha, den stud. jur. Gustav Wilpert aus Kurland und den stud theol. Friedrich Witter aus Hildburghausen zu Vorstehern, wählten ferner drei Candidaten des Vorsteher-Collegiums, einundzwanzig Ausschußmänner und sieben Candidaten des Ausschusses. Die landsmannschaftlichen Fahnen senkten sich zum Zeichen der Auflösung der Landsmannschaften, es folgten brüderliche Umarmung Aller und begeisterter Gesang des Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Zum ersten Mal in Deutschland erklang das Lied der deutschen Einheit, das deutsche Nationallied, es erklang hier bei der Einigung deutscher Jünglinge in nationalem Geiste, wie zwei Jahre später die Jenenser mit eben diesem Liede zum Wartburgsfest in Eisenach einzogen. Der erste burschenschaftliche Commers mit dem Landesvater und andern erhebenden Liedern beschloß, bis in die späte Nacht hinein währeud, den festlichen Tag. Die Burschenschaft war gegründet.



Der Gasthof zur Tanne bei Jena.

Begeistert für Wahrheit und Recht, reinigte und veredelte der neuentstandene Jünglingsbund das gesellschaftliche und wissenschaftliche Leben der Universität, man strebte,

Sich vom Halben zu entwöhnen
Und im Ganzen, Guten, Schönen
Resolut zu leben;

aber nach dem andern Kernspruch:

Laßt mir die jungen Leute nur
Und ergötzt euch an ihren Gaben!
Es will doch Großmama Natur
Manchmal einen närrischen Einfall haben,

genoß man auch, im engern Freundeskreise wie im Burschenhause und in den humoristischen Bierstaaten, mit ganzen vollen Zügen die frische brausende Jugendlust. So in Jena, so in Berlin, Heidelberg, Kiel, Erlangen und andern Universitäten, auf welchen die Idee der Burschenschaft von Jena aus rasch Eingang gefunden. Aus Erlangen z. B. berichtet man aus jener Zeit: „Eine günstige Umgestaltung und erhöhte Bedeutung erhielt die Studentenschaft in Erlangen durch die sich dort aufthuende Burschenschaft nach dem Vorbilde in Jena. Abschaffung landsmannschaftlicher Mißbräuche und Renommistereien, z. B. der leichtsinnigen Duelle, die durch ein entscheidendes Ehrengericht verhütet wurden, des Biercomments, der Fuchsenunterordnungen ꝛc. und Einführung strenger Vorschriften in Bezug auf moralische Reinheit, der Turnschulen zur Kräftigung des Körpers, Verbesserung der Burschenlieder, Erweckung der Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande und seiner Freiheit, Drang nach der Ausbildung eines wissenschaftlichen und männlich starken Charakters, Achtung vor der Frauenwelt, überhaupt ein Streben nach allen jenen Tugenden, die den deutschen Jüngling zieren und sein Herz stählen und stärken durch eine edle Gluth — das Alles lag in dem Willen der Burschenschaft, die sich deshalb den Landmannschaften schroff gegenüberstellte. Es war ein eigner Anblick, als sich die ersten Burschen mit dem langen gescheitelten Haar, dem sammetnen Baret, goldenes Eichenlaub als Agrafe daran, mit schwarzem deutschem Rock und ausgeschlagenem Hemdekragen zeigten; als die ersten Turnübungen hinter dem Universitätsspitale von den kräftigen leibesgewandten Jünglingen vorgenommen wurden und als das schwarz-roth-goldene Banner auf dem Rütli aufgepflanzt ward. Der Ernst, der in sämmtlichen Regungen und Bewegungen der Burschenschaft herrschte, verschaffte ihr denn auch die Achtung von ganz Erlangen."

In Jena selbst lenkte eine Erinnerungsfeier an den zweiten Pariser Frieden am 18., 19. und 20. Januar 1816 die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf die neue Verbindung. Die Landwehr, die Bürger ohne Zahl, hatten sich nämlich offen an der Feier betheiligt, deren Hauptmomente ein Gottesdienst, Festzug auf den Markt und Freiheitsgesänge, von Reden begleitet, bildeten. Unter allgemeiner Theilnahme wurde damals die Eiche auf dem nach ihr so genannten Eichplatz gepflanzt. Und als am 31. März desselben Jahrs zum Andenken an die Einnahme von Paris ein ähnliches Fest gefeiert wurde, überreichten die Frauen und Jungfrauen der Bürgerschaft die schöne schwarz-roth-goldene Fahne, die erste Deutschlands, die wir im Bilde beifügen und deren echt deutsche Schicksale im zweiten Theile dieses Artikels erzählt werden.

Einen noch mächtigern Aufschwung nahm das burschenschaftliche Leben im Jahre 1817. Im Kopfe Jahn's entsprang im Frühjahr 1817 der Gedanke einer allgemeinen deutschen Burschenschaft, welche sämmtliche ehrenwerthe Burschen auf allen Universitäten deutscher Sprache umfassen sollte. Es wurde dieser Plan von den Studirenden mit jubelnder Begeisterung aufgenommen. Mit biedern, echt deutschen Worten lud Robert Wesselhöft (derselbe, der wegen seiner patriotischen Bestrebungen nachmals elf lange Jahre zu Köpenik und Magdeburg im Kerker schmachten sollte) im Namen der Jenaischen Burschenschaft zur Doppel-Feier des dreihundertjährigen Jubelfestes der Reformation und des wiederkehrenden Jahrestags der Leipziger Schlacht nach der Wartburg ein.

Dort wurde jenes Fest abgehalten, welches als ein verhängnißvolles und folgenschweres nachher in der Geschichte der neuesten Zeit eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. Trotz der Vorstellungen über die staatsgefährlichen Tendenzen der Versammlung gab Karl August die Erlaubniß; ja er forderte die Bürger Eisenachs auf, ihre Gäste zu beherbergen, beauftragte die Behörden, der akademischen Jugend die Wartburg zu übergeben, ließ seine Fischteiche für das Festmahl öffnen, schenkte Holz aus seinen Forsten und eine Summe zur Bestreitung der Kosten. Im großen Wartburgsaale, wo einst der Sängerstreit gehalten wurde, versammelten sich die Jünglinge. Nachdem im Chore „Ein' feste Burg ist unser Gott" gesungen war, begann stud. theol. Riemann, Ritter des eisernen Kreuzes, das er bei Waterloo erworben hatte, die Festrede, die er mit einem Gebete um Gottes Beistand und Segen schloß. Oken berichtet (Isis 1817), daß alle Männer zu Thränen gerührt waren. Der Choral „Nun danket Alle Gott" und eine Rede des Hofraths Professor Fries machte

den Beschluß. Oken warnte die Studenten, eine Partei zu bilden, denn der Staat sei ihnen jetzt fremd, es gezieme nur zu überlegen, wie sie dereinst im Staate handeln sollten. Ein Banket auf der Wartburg und ein Festgottesdienst in der Kirche zu Eisenach folgten. Bei Fackelschein zogen die Studenten sodann nach dem Wartenberge, wo weithin die Ebene beleuchtende Siegesfeuer brannten. Die Professoren, ein Theil der Studenten waren nach der Universitätsstadt zurückgekehrt, die Gedenkfeier war vorüber. — Da kam Maßmann auf den unseligen Gedanken, politische Schriften reactionären Inhalts zu verbrennen, mit Hinweis auf Luther's That vor dem Thore zu Wittenberg. Man warf die Schriften eines Schmalz, Kamptz, eines Kotzebue u. A., zuletzt einen Schnürleib, einen „Pracht-, Prahl- und Patentzopf" und einen „großmächtigen Corporalstock" in das Feuer.

Das Autodafé lag außerhalb des Festprogramms, geschah ohne Vorwissen des Ausschusses und hatte vor Allem den Nachtheil, die Leidenschaften wachzurufen. Die Phraseologie war entfesselt, und zwar in einer die weisen Staatsmänner jener Tage gewaltig erschreckenden Weise. Indem die Lohe dieses Feuers weithin den ganzen deutschen Himmel röthete — indem die Rödiger'sche Feuerrede und der Gesang:

Zuletzt nun rufet Pereat
Den schuft'gen Schmalzgesellen
Und drei Mal Pereat! Pereat!
So fahren sie zur Höllen!
Auf! auf! mein deutsches Vaterland,
Ihr Brüder, reichet Euch die Hand
Und schwört: so woll'n wir's halten!

weithin durch die deutschen Gauen donnerten und die Maßmann'sche Festbeschreibung und die Schilderungen und Bildchen in Oken's Isis all das weiter und weiter trugen, wurde die Burschenschaft und ihr Fest der Gegenstand der Angriffe der aus allen Löchern wieder vorgekrochenen mächtigen freiheitsfeindlichen Partei. Das ganze Gelichter eines von Kamptz, Schmalz, von Cölln, Kotzebue &c. fiel über „den Haufen verwilderter Professoren und verführter Studenten auf der Wartburg, welche diese classische Burg durch einen solchen recht eigentlichen Vandalismus demagogischer Intoleranz öffentlich entwürdigt" habe, über die „jungen unreifen Solonen", über „die neuen Jacobiner in Jena" und „den demagogischen Frevel" her und denuncirten nach Herzenslust. Noch gelang es dem deutschgesinnten edeln Karl August von Weimar, den Sturm zu beschwören. Nur Eins ging verloren: auf das Erscheinen der auf der Wartburg beschlossenen Burschenzeitung („der deutschen Burschen fliegende Blätter") hatte man vergebens zu warten. Schon waren Beiträge von Nord und Süd zugesagt; aber die Vorsicht, welche man in Weimar üben zu müssen glaubte, verbot das Erscheinen der Zeitung; war man ja doch von Seiten aller der großen und kleinen Regierungen gegen das kleine liberal regierte Weimar und gegen den Weimarischen Großherzog aufgebracht, der zuerst unter allen deutschen Fürsten sein gegebenes Wort eingelöst, seinem Volke eine freisinnige Verfassung gegeben und sich dadurch neuen Dank, neue Verehrung gewonnen hatte. Die Angriffe auf das Wartburgfest galten zugleich dem Weimarischen Liberalismus.



Die Burschenschafts-Fahne,
die erste schwarz-roth-goldne Fahne Deutschlands.

Fürs Vaterland

Das Burschenschafts-Schwert.

Karl August aber hatte sich schon vor dem Wartburgfeste durch die hannöverschen Winke: „es gingen große Umtriebe in der deutschen Jugend- und Burschenwelt um, man wolle bei Eisenach eine Zusammenrottung halten und aus den entferntesten Gegenden sich dort zusammenfinden," nicht beirren lassen, sondern einfach geantwortet, „er danke herzlich für die Nachricht, wisse das Alles aber schon längst. Er erkannte jetzt, wie sein Staatsminister von Fritsch, allen den Verdächtigungen und Schmähungen der Reaction gegenüber, offen an, daß „das auf die Studirenden gesetzte Vertrauen nicht getäuscht und das Fest des 18. October im Ganzen mit religiösem Ernst, würdiger Haltung und Rührung gefeiert worden sei," und überzeugte davon im December 1817 auch den Grafen von Zichy und den Fürsten von Hardenberg, welche von Oesterreich und Preußen ganz expreß nach Weimar und Jena geschickt worden waren, um die unerhörten Dinge in der Nähe zu schauen, und Alles anders fanden, als man es außerhalb Thüringens dargestellt hatte. Namentlich berichtete Zichy hinsichtlich der Ungarn und Siebenbürger (welche noch bis neuere Zeit stets ein starkes Contingent zur Burschenschaft geliefert), daß er bei ihnen Ordnung, Disciplin und treffliche Gesinnungen gefunden habe. Karl August ließ es daher ruhig geschehen, daß in Folge des Wartburgfestes zu besserem Zusammenhalt der verschiedenen deutschen Burschenschaften vom 29. März bis 3. April und wieder vom 10. bis 19. October 1818 Burschentage in Jena abgehalten und von den Abgeordneten von Berlin, Breslau, Erlangen, Gießen, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und Würzburg die allgemeine deutsche Burschenschaft constituirt und am 18. October 1818 durch öffentliche Gesänge und Reden, Gottesdienst und Freudenfeuer festlich gefeiert wurde.

Zum Dank hatte die Jenenser Burschenschaft schon kurze Zeit nach dem Eisenacher Feste ihm ein Fackelständchen bringen wollen, Karl August hatte es abgelehnt, war aber selbst nach Jena gekommen, hatte am 7. März 1818 den Dank der Burschenschaft im Schlosse zu Jena entgegengenommen und die kräftigen Vaterlands- und Kriegslieder des Männergesangvereins mit aufrichtigem Wohlwollen angehört. Am 24. Juni 1818 wurde ihm ein Enkel (der jetzt regierende Großherzog) geboren. Gern ertheilte Karl August der Burschenschaft die erbetene Erlaubniß, ihm und der landesfürstlichen Familie nach der Taufe des Erbprinzen eine feierliche Abendmusik darzubringen, und lud sogar dazu ein, zur Taufe selbst einige Abgeordnete als Vertreter der Burschenschaft abzusenden. v. Binzer, Siewerssen, Graf Keller, Gabler, Vogt und Gruner wohnten in vollem burschenschaftlichen Festkleide dem Taufact am 5. Juli 1818 bei, und an demselben Tage zog die gesammte Jenenser Burschenschaft, fast fünfhundert Mann stark, hinüber nach Weimar. Janitscharenmusik und die von Graf

Bocholt getragene Burschenfahne voran, zogen sie paarweise in den Schloßhof und stellten sich dem Balcon gegenüber in großem Halbkreise auf, von Gagern als Generalanführer brachte „dem durchlauchtigsten Großherzog von Weimar, dem verehrten Erhalter der Jenaischen Hochschule, dem geliebten Beschützer deutschen Rechts und deutscher Freiheit, und dem ganzen großherzoglichen Hause ein freies, freudiges Hoch!“ Jubelnd stimmten all die Burschen ein, kräftig erschollen die Lieder von „Lützow's wilder Jagd“ und „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Mit ungeheuchelter Freude sah vom Balcon herab der Großherzog und sein Hof dem frischen, fröhlichen Treiben zu, der Erbgroßherzog Karl Friedrich sprach den Studirenden warmen Dank aus und der Großherzog ließ sie auf dem Schloßhof an zwölf Tafeln fürstlich bewirthen. Erst gegen zwölf Uhr Nachts schloß das Fest, nicht ohne in den Herzen der Theilnehmer und der Weimarischen Bürgerschaft bis auf den heutigen Tag frohe Erinnerung zurückzulassen.

So bildete sich bei sittlichem Ernst und munterer Jugendlust auf den deutschen Universitäten das Wesen und Leben der Burschenschaft mehr und mehr aus, als plötzlich ein entsetzliches Ereigniß dazwischentrat und für die Burschenschaft die furchtbarsten Folgen hatte.

Aus deutschen Bädern.

1. Ein Schnadahüpfl aus Kissingen.

„Holdrio—i!“ schallt ein Juchzer vom Altenberg herab in's Thal, die Berge der Bodenlaube werfen ihn verhallend nochmals herab, „Holdrio—i!“ und noch ein „Holdrio—i!“ trägt das Echo thalwärts zu den Ohren der grämlich an den Ufern der Saale wandelnden Collegen, die noch nicht vom Rakoczy gesättigt und „fertig“ sind, und der Juchzer ist mein! Ich bin, wie meine lustige Weste bezeugen kann, „gesättigt“, ich habe mich zu dem vorschriftmäßigen, normalen elendigen Mann herangebildet, wie er im Buche steht, und deshalb dieses „Holdrio—i!“ und „Juppeidi-Juppeida!“ Noch einen dankbaren Blick auf deine Quelle, du theures Thal, noch ein Hoch dem edlen Rakoczy und dann zurück auf die alte staubige Landstraße des Lebens, neubelebt, aber schachmatt, um zehn Jahre jünger oder älter geworden — darüber sind eben bedauerlicher Weise die Meinungen der geehrten Cur- und Coeurdamen verschieden — vor Allem aber ohne rothe Nase und überhaupt „klar von Farbe“, wie der Maculatur-Inspector, der älteste Freund und wahre Wohlthäter der Curgäste, eidlich zu erhärten sich erbietet.

So körperlich regenerirt und gemüthlich frisch besaitet, sieht der als genesen zu Entlassende dem Tage der Abreise in Piano-Stimmung entgegen, und die Stunde, die dem Genuß der letzten Becher gewidmet ist, wird nahezu eine feierliche. Noch einmal läßt er das in den Curwochen Erlebte an sich vorübergleiten und für alle bitteren Erfahrungen, die ihm z. B. jenseits der Saale der Mocca, und diesseits derselben das Roastbeef machen ließen, spendet er Vergebung — vergessen aber wird er weder dieses noch jenes und nächstes Jahr gewiß nicht wieder so leichtsinnig 'reinfallen. Mit unverkennbarer Wehmuth sucht er noch einmal die lieben trauten Höhenpunkte auf, deren Erklimmen ihm alle zwölf Stunden ärztlich verordnet war, und sein Antlitz legt sich in kummervolle Falten bei der an die diversen Kaffeemamsells gerichteten sehr ernsten Erklärung: „Ich bin fertig, ich reise ab!“ Aber die Mädchen sind merkwürdiger Weise durch diese traurige Nachricht durchaus nicht erschüttert, sie eilen nicht in ihr Kämmerlein, um sich auszuweinen, au contraire, mit den deutlichsten Spuren von Fassung fragen sie nur: „Wolle Se scho fort?“ und wünschen ganz heiter eine „Glückliche Reis'!“ Da wendet sich der Gast mit Grausen, denn an diesem oder jenem Mocca war vielleicht eben nur der Moccakäfer das Beste! Einige Tage voraus beginnt der Rakoczygesättigte von all den schlotternden Gestalten seiner Lands- und Nachbarsleute Abschied zu nehmen, immer sans prendre congé, und mit ihnen Wünsche für den besten Erfolg auszutauschen, der in einem Entsetzen erregenden Appetite zu gipfeln pflegt.

Es kann in unserem biertrinkenden Jahrhundert nicht Wunder nehmen, daß in Kissingen auch ein Contingent von Frauen und Jungfrauen gestellt war, die entweder zu hochherzig gediehen oder sich eine Rosennase angenippt hatten. (Rosennase ist neu, und ich freue mich, daß sie durch Ihre „Gartenlaube“ der ganzen Welt übermittelt wird. Es wird fortan ausgeschlossen sein, unpoetischer Weise von einer rothen Nase weiblichen Geschlechts zu schriftstellern, und welche Fülle zarter Reime bietet unsere Sprache auf „die Rose deiner Nase“!) An der Quelle des Rakoczy und unter meinen vier Augen habe ich nun allerdings einige Rosennasen verblassen und bleichen sehen, aber gegen Corpulenzen erster Classe kämpfte das edle Wasser nur mit bescheidenstem Erfolge. So sah ich auf dem Altenberg, als ich mein „Holdrio—i!“ nach dem Curgarten hinabjuchzte, eine junge, aber in ihrer Hochherzigkeit überaus respectable Mädchengestalt, die gleich mir von dem zu unseren Füßen im Abendsonnengolde ruhenden Städtchen Abschied nahm, aber freilich mit demselben Embonpoint, das sie hierher geführt hatte. Aus dem Thale herauf klang melancholisches Abendläuten, die Sonne vergoldete in ihren letzten Strahlen die Mädchencorpulenz und Ihren elendig abgemagerten Berichterstatter, ein lauer, linder, leiser Wind strich über die Höhe, von der wir in stummer Bewegung unsern letzten Gruß hinüber zu den Bergen und hinab zur Quelle sandten, es war ein weihevoller Augenblick, geeignet, wie kein anderer, zwei gleichgestimmte Seelen sich näher zu führen, — da wandte sich plötzlich die junge Dame, die ich ebenso piano gestimmt glaubte, vergnügt nach mir, fragte, was die Uhr sei, und versicherte dabei, daß sie einen gräulichen Hunger habe. Ich kehrte mich ab und weinte beinahe dazu.

Tags darauf schwelgte ich noch einmal Aussicht auf der Marruhe und schaute, auf meinen Stab gebogen ganz Goethe's Schäfer, hinab in das Thal, mein trunkenes Auge folgte dem Silberfaden der Saale und hing endlich mit süßer Sehnsucht an den blauen Fernen; da bringt mich plötzlich ein Schlag auf die Schulter aus der Balance meiner gebogenen Stellung und der Nachbar aus „Behrlin“, der Blondin de Berlin, der seit der Stunde seiner Ankunft unser ganzes friedliches Hauswesen „verjiftet“, schreit: „Juta Leipziga, so alleene? Immer 'rin in's Verjnüjen! Des hier können Sie in Behrlin alle Tage sehen!“ Da half kein Abwehren mit allen zehn Fingern gegen den Patchouli-Jüngling, von den Hausgenossen auch „das Mark“ genannt, er behrlinte weiter: „Sie haben allerdings reene jar nischt von Natur in Leipzig, juta Leipziga, un ooch noch nich mal den Schneckenberg mit seiner schönen Umjejend; es is schenßlich! Es müssen närrsche Kehrle jewesen sein, Ihre Vorfahren, daß sie Leipzig auf'n Sandplatz jebaut haben! Ihr jutes Leipzig spielt überhaupt jar keene Rolle mehr, juta Leipziga! Ihre Messe is janz sehre 'runter, janz böse auf Abwege jerathen, Leipzig hat janz und jar keene Zukunft mehr! Ich soll mit meinem Patchouli verduften? Na, denn nich, juta Mann!“ Hier nahm das „Mark“ seinen freundlichen Abgang, um wenige Stunden später im Curgarten wieder meiner habhaft zu werden und meine linke Seite wieder einzuparfumiren.

Fahrt wohl, ihr tausend Dickbäuche und Burgundernasen und nehmt euch ein Exempel daran, welchen Lebenswandel der Erdenwurm einschlagen muß, wenn er seinen Mitwürmern ein anständiges Aeußere entgegentragen will; fahrt wohl, ihr tausend dahinschwebenden und dahinwatschelnden holden Dolden, — aber ich will ja noch nicht gleich Abschied nehmen, will Ihnen vielmehr von dieser und jener Höhe noch weitere Kissinger Nachrichten herunterkanzeln. —

Die Kissingerinnen schwärmen für ihren jungen Herrscher, jedenfalls nicht wegen seiner wahrhaft väterlichen Fürsorge für Tristan und seine Isolde, sondern wahrscheinlich weil Max der Zweite ein schöner junger Mann ist und vor Kurzem auch Kissingen mit seinem Besuche bedachte. „Es is a gar zu lieber, junger, a gar zu wunderhübscher Mann!“ sagte mir eine junge

Kissingerin und wies dabei auf das blumenbekränzte Bildniß des Königs, an dem sie sich nicht satt sehen konnte. „Schaun's her!" rief eines Tages meines Wirthes Töchterlein, ein schwarzbraunes Dirndl, und hielt mit vor Freude blitzenden Augen einen sogenannten Cigarrenstumpel, um den sie ein rothseidenes Bändchen gewunden, in die Höhe. „Schaun's her! Wisse Se, wer die Cigarr' g'raucht hat? Se wisse's net, gebe Se Acht!" Und nun begann die feurige Royalistin eine ganz charmante Erzählung, während der mich eine Anzahl gar nicht unbedeutender Rippenstöße zum „Achtgebe" aufforderte, wie sie in den Besitz dieses raren Cigarrenstumpels gekommen war. Es war ein königlicher Cigarrenstumpel, an dem der junge König bei einer Promenade durch Kissingen geraucht, den er schließlich unter einem ihm zu Ehren errichteten Triumphbogen weggelegt und somit einem ungeahnt freundlichen Schicksale zugeführt hatte. „I hab a noch a paar Züg' gethan!" rief die Glückliche, versetzte mir dabei noch einen Rippenstoß und sprang, das rothseidene Bandel mit dem edlen Stumpel hoch haltend, vergnügt davon. So liebt ein baierisches Dirndl seinen Maxel und „da laßt ihm doch das kindliche Vergnügen!"

Kurz vor meiner Abreise circulirte unter der Kissinger Bürgerschaft eine Petition um Weiterführung der Eisenbahn nach Kissingen, die ich hiermit zu der meinigen mache und bei Sr. Majestät auf das Dringendste befürworte. Räthselhaft ist, daß die Bahn bis dorthin nicht schon längst besteht, da die Schwierigkeiten der von Schweinfurt nach Kissingen bergauf bergab führenden kurzen Strecke nicht unbesieglich sein dürften und der Staat doch unzweifelhaft die glänzendsten Geschäfte mit diesem Curorte macht. Jetzt bewegt sich, wie in den Zeiten der gelben Kutsche, langsam und gravitätisch von Schweinfurt nach Kissingen ein sogenannter Eilwagen, und der Anblick des darin wie in einem Menageriekasten sitzenden Dulders würde für jeden fühlenden Leser herzbrechend sein. Eines Sommerabends ist eine jener Fallstaffgestalten beim Besteigen der Post in der Thüröffnung mit seinen Weichen hüben und drüben hängen geblieben, hat sich weder vorwärts noch zurück schieben können und hat Zeter und Mord geschrieen, bis die vereinten Kräfte seiner Freunde den Unglücklichen von innen und außen und mit gänzlicher Hintansetzung seiner Gliedmaßen aus der fürchterlichen Klemme herausgewürgt haben, eine Arbeit, während der die bedauernswerthe Corpulenz einen annähernden Begriff von Rädern und Viertheilen bekommen haben soll.

Bei meinem Scheiden jubelten die Kissinger der Kaiserin von Oesterreich entgegen, die drei hoch angesehene Gaben mit hierher zu bringen pflegt, Geld unter die Leute, Leben in die Curgesellschaft und Toilettemuster für das unbeschreibliche ewig weibliche Staatliche. Notabilitäten waren überhaupt hier spärlich; u. A. waren hier der Herzog Leopold von Coburg mit seiner ihm linksseitig angetrauten Gattin, einer baronisirten Wiener Tänzerin, sammt siebenjährigem Sprößling, den Seine Hoheit zu meiner Freude eigenhändig bei den Ohren nahm, als der Schlingel seine Wärterin mit den Fäusten bearbeitete; ferner der Prinz Friedrich von Altenburg, ein alter einfacher Herr und langjähriger Stammgast Kissingens, dem alle Jungen auf der Straße ihr „Guten Morgen, Hoheit!" zuriefen, so zum Privatvergnügen, um der grünen Mütze des Prinzen Bewegung zu machen; und der Fürst von Monaco, der, wie ich hörte, erblindet Kissingen aufgesucht hat. Der Coburger und der Altenburger Prinz verkehrten nicht mit einander, wie das doch bei fürstlichem Geblüte, namentlich in einem Bade, zu geschehen pflegt; der Coburger, ein hochgewachsener schöner Mann, suchte in der ausschließlichen Begleitung seiner Gattin, einer kleinen beleibten, aber dabei lebhaften Erscheinung in überaus pomphafter Toilette, die einsamsten Partieen des Curgartens und Parks auf, während sein Altenburger Vetter heute mit Hinz und Kunz und morgen mit Müller und Schulze promenirte und täglich mit Dienern und Mädchen auf das Leutseligste eingehende Gespräche pflog. Warum? Die Antwort sang mein bairisches Dirndl:

„Stigelitza, Stigelatza,
A Fink is ka Spatza!

Wissens, der Ane hat den Beutel, der Annere hat das Geld!" — Ein Lakai in goldbedeckter Livrée ließ allmorgentlich zwei prächtige Becher auf silberner Platte am Brunnen füllen und überbrachte sie dem abseits harrenden Herzog Leopold und seiner Baronin, der Prinz Friedrich stand dagegen im dicksten Gedränge und trank bescheiden aus denselben Bechern, wie sie hier vom hundertsten zum tausendsten Mund gehen.

Die Damen der hohen Aristokratie, besonders die zahlreich vorhandenen Russinnen, tranken ihr verordnetes Quantum Rakoczy vermittelst einer Glasröhre, weil bei ihnen das edle Wasser in dem unbegründeten Verdachte steht, der Weiße der Zähne nachtheilig zu sein. Die russischen Damen erschienen sämmtlich in tiefer Trauer, entweder in durchaus Schwarz oder in zebraartig schwarz-weiß gestreifter Toilette. Einen etwas komischen Gegensatz zu der tiefen Trauer seiner Gattin lieferte der Fürst Lwoff in seiner überaus heitern Sommertoilette, einem Jaquet, dessen Beinkleid bis zum Knie reichte, um von hier an krapprothe oder meergrüne Strümpfe leuchten zu lassen. Ein Verwandter des bekannten Biedermeier fragte deshalb beim Mittagstisch sein viel und weit gereistes vis-à-vis zum allgemeinen Halloh ganz ernstlich, „ob beregte rothe und grüne Strümpfe nicht vielleicht einen Theil der in Rußland für das männliche Geschlecht vorgeschriebenen Landestrauer bilden dürften?"

Curgemäß leben ist hier neben Ruhe die erste Bürgerpflicht, und ein friedlicher, Ruhe und Ordnung liebender Staatsbürger verhält sich deshalb auch bei einem mangelhaften Mittagstische ruhig und findet die Qualität seines Rindfleisches stets curgemäß und somit heilsam und überhaupt Alles in der schönsten Ordnung. „Nur die Leipziger sind die Schmerzensschreihälse," sagte jener Verwandte Biedermeier's. Des Abends beschließt man sein beschauliches Tagewerk trübselig und hinfällig mit dem Genuß einer sanften Gerstensuppe mit der unschuldigsten Semmel von der Welt, und so wird man als Mann von Grundsätzen mager und magerer, bis man sich nicht ohne Grauen ansehen kann, und weiter hat es ja auch keinen Zweck. Alle Aufregung ist hier bei Leibesstrafe verboten und in wahrhaft eheweiblicher Fürsorge hat man aus den ehrwürdigsten Matronen des Landes die dreizehn Blumenmädchen auserlesen, die uns himmlische Rosen in unser wässeriges Dasein flochten. Wir ehrten natürlich diese Greisinnen durch die Bank, und die ältesten Leute in dem Thale wissen sich nicht zu entsinnen, daß jemals ein Curgast eines dieser Blumenmädchen am Kinn gefaßt oder sich durch eine längere Unterhaltung mit ihnen aufgeregt hätte. Früher sollen es nur zwölf Blumenmatronen gewesen und diese „die zwölf Apostel" genannt worden sein; nachdem aber eines Morgens ein junger leichtsinniger Curgast nach der Schönsten von dem Dutzend gefragt hatte, ist sofort aus den Großmüttern des Königreichs ein dreizehntes Rosenmädchen gewählt und dem Dutzend aufgebunden worden. Diese Rosen haben in der That doppelte Dornen, und der Kissinger Dulder lenkt, wenn er nicht als Süßholzraspler dieser oder jener Curdame ein Bouquetchen von Rosen und Vergißmeinnicht an's Herz legen muß, sein mattblickendes Auge mit Vergnügen über die Rosen hinweg nach jenen wohlriechenden Brezeln, Hörnern, Panduren und Zwiebäcken, die in Haufen aufgethürmt den Hintergrund des Curgartens wohlthuend abschließen. Das war auch „ganz mein Fall", geehrter Freund, ich mag keine Rosenknospe von welker zitternder Hand gepflückt und gereicht, das Röschen muß mir ein herziges Kind, ein Liebchen — brechen wir ab, ich rege mich auf!

Die Herren Hypochonder, denen das in der sechsten Morgenstunde sich mehr und mehr entwickelnde bunte Gewühl im Curgarten ein Gräuel ist, pflegen ihre sechs Becher — ein echter Hypochonder trinkt immer sechs — von fünf bis sechs Uhr zu trinken und sich dann in die Wälder zurückzuziehen; ich mußte mich von meinen Herren Collegen trennen, um das Curvolksleben zu studiren und von den Einrichtungen der Kissinger Brunnenverwaltung Kenntniß zu nehmen, die unbezweifelt unter allen derartigen Anstalten die erste Stelle einnimmt. (Es wird in Kissingen mehr als in allen anderen Bädern für das Curpublicum gesorgt, und namentlich gebührt dem früheren Badecommissar Grafen von Luxburg, an dessen Stelle seit Kurzem der Justizamtmann von Parseval gekommen, das Verdienst, in der Vervollkommnung des Bestehenden und in Abstellung von Uebelständen große Thätigkeit entwickelt zu haben. Der Brunnen und die Bäder, im Curhause sowohl, als in den Salinen, sind vortrefflich bedient, Curgarten und Park sehr gut unterhalten und die Curcapelle unter der Direction des Herrn Heinefetter des besten Lobes werth.)

Ich mußte mich von den Herren Hypochondern Morgens trennen, sagte ich, aber für den übrigen Theil des Tages schloß ich mich ihnen um so inniger an, denn es giebt für einen nüch-

ternen Hypochonder nichts Erquickenderes, als — einen nüchternen Hypochonder, der die Welt und die Menschen nicht durch ein vom Rebensaft goldgefärbtes Glas beschauen darf, obwohl er sich nach diesem Glase wie der Hirsch nach Wasser sehnt. Zwei prächtige Hypochonder erster Classe saßen mir am Mittagstisch gegenüber. Sie waren langjährige Freunde und Nachbarn, dann lange Jahre hindurch durch weite Ferne getrennt und dann wieder mehrere Jahre vereint gewesen; sie waren Freunde wie die Brüder, aber nicht auf Du, wohnten in Kissingen zusammen, hießen die Unzertrennlichen, waren in allen und jeden Fragen und Beziehungen entgegengesetzter Ansicht, zankten sich täglich und geriethen stets am Mittagstisch so heftig aneinander, daß der Eine roth und blau wie ein Truthahn und der Andere blaß wie der steinerne Gast wurde, wechselten bedenkliche Anzüglichkeiten und gingen dann stumm, aber selbander nach Hause, weil es Beiden unmöglich war, ohne den Andern wegzugehen. Dieselbe Scene spielte den folgenden und alle folgenden Tage ohne erhebliche Abwechselung. Jahre lang hatten sie zwischen Amerika und Australien die gröbsten Briefe gewechselt und hätten sich in Kissingen am liebsten täglich geprügelt, aber der Eine konnte nicht ohne den Andern wohnen, essen, spazieren gehen, — leben! „Ja,“ sagte mir ein alter Rakoczykenner, „Se kenne den Rakoczy noch net aus; wann Se ane Kratzberst sein, da sein's hier ane doppelte!“

Ich kann dem Leser hierüber nichts Positives berichten, ich weiß nur, daß ein Freund und Hypochonder sich täglich über mein Wohlbefinden schwer ärgerte und beim Anblick meiner „klaren“ Gesichtsfarbe den edeln Rakoczy zu neunundneunzig Teufeln wünschte, daß er ein anderes Mal mich früh am Brunnen anschrie: „Sie befinden sich doch nicht etwa schon wieder wohl?“ worauf sofort wieder neunundneunzig Teufel den Rakoczy verschmeißen sollten, und daß ferner eine Entsetzen erregende Kugelgestalt mit einer bereits berlinerblauen Nase wie ein verwundeter Eber auffuhr und einem Lehrjungen, der, auf den Curgarten zeigend, einem andern die Worte zugerufen hatte: „Ei du lieber Gott, was die Menschen um ihre Gesundheit besorgt sind!“ in grimmiger Wuth zuschrie: „Krieg' Du die Kränk', Du Lausbub, da machst Du's halt a so!“ Und wenn Einer mit sichtlichem Entsetzen in dem Blicke aus dem Gedränge einer gewissen grünen Pforte zustrebt, weil ihn ein mehr und mehr unheimlich werdendes Gefühl zum äußersten Fortschritt zwingt, und ihn plötzlich auf Pferdelänge von jener grünen Pforte ein Anderer an den Rockknöpfen festhält und gemüthlich lächelnd eine Erzählung mit den Worten beginnt: „Als ich eines Tages im Hochsommer vorigen Jahres . . .“ da kann allerdings ein Rakoczytrinker, wenn der Andere nicht losläßt, „ane doppelte Kratzberst“ sein. — Und nun Ade! und noch ein Holdrio—i!

Blätter und Blüthen.

Das heiße Klima in den Tropenländern. Daß es in jenen Ländern, welche innerhalb der heißen Zone liegen und die wir kurzweg „die Tropen“ nennen, auch sehr heiß sein muß, gilt als eine völlig feststehende Thatsache, und man hört gar nicht etwa so selten, daß Leute an einem recht warmen Sommertag bei uns die armen Menschen bemitleiden, die „bei der Hitze“ auch noch unter dem Aequator sitzen müssen. Zehn gegen eins läßt sich aber wetten, daß in sehr vielen heißen Ländern jene armen bemitleideten Menschen in der nämlichen Zeit sich viel kühler und behaglicher befinden, als wir selber.

Es giebt allerdings Landstriche, wo die Hitze außerordentlich drückend sein und durch verschiedene Umstände noch vermehrt werden kann. So z. B. in den afrikanischen, asiatischen und auch australischen Wüsten, wo der trockene Sand den ganzen Tag über von der Sonne gebrannt wird und noch lange nach Sonnenuntergang die eingesogene Brutwärme wieder aushaucht. Weit anders dagegen ist es in allen übrigen Tropenländern der Erde. Vor allen Dingen dürfen wir annehmen, daß es dort — so sonderbar das auch klingen mag — doch in der That nie heißer wird, als es bei uns an recht heißen Sommertagen ebenfalls werden kann, jedenfalls nicht heißer, als es augenblicklich bei uns ist. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ich in irgend einem Lande der Welt — und selbst das nur an einzelnen sehr heißen Tagen — mehr als neunundzwanzig und einen halben oder dreißig Grad Réaumur im Schatten gehabt habe, und das blos in Afrika; in Indien dagegen, in Australien, in der Südsee und in allen Tropenländern Amerikas habe ich nie mehr als achtundzwanzig und einen halben bis neunundzwanzig Grad im Schatten erlebt und glaube auch nicht, daß es je dort heißer wird.

Was diesen Ländern den Namen der heißen giebt, ist also nicht die größere Hitze, sondern die das ganze Jahr ununterbrochen währende, aber dafür hat man dort wieder andere Vortheile, welche die Hitze lange nicht so empfinden lassen, wie sie bei uns empfunden wird. Wir in Europa sind nämlich nur auf ein kaltes Klima eingerichtet, und erwischt uns einmal hier eine so heiße Zeit, wie im gegenwärtigen Augenblick, so haben wir keinen Schlupfwinkel, wohin wir flüchten können, und meinen gleich, daß wir schmelzen müßten. In den heißen Ländern dagegen ist man vollständig darauf vorbereitet. Die Häuser sind danach gebaut mit hohen, luftigen Zimmern, durch welche die Luft überall frei aus und ein kann, ohne durch enge Fensterhöhlen einen schädlichen Zug zu erregen; Badehäuser stehen überall, die Kleidung ist ebenfalls dem Klima angemessen und alle Beschäftigungen und Arbeiten sind so eingetheilt, daß sich besonders die Europäer den Sonnenstrahlen nie in den heißesten Tagesstunden aussetzen.

Ein anderer Vortheil, den man dort hat, liegt in den kurzen Tagen. In den Tropen geht die Sonne, mit geringem Unterschied, durch das ganze Jahr jeden Tag um sechs Uhr auf und um sechs Uhr unter. Bei uns, wo sie sich in den längsten Tagen schon gleich nach drei Uhr Morgens zeigt, erhitzt sie um sieben Uhr schon den Boden mehr, als dort um neun Uhr; auch hat sie dort um vier Uhr Abends schon wieder ihre Kraft verloren. Noch angenehmer aber ist das Klima, z. B. in Indien, in der Regenzeit, wo fast jeden Nachmittag um drei Uhr ein kleiner Wolkenbruch, den die Leute dort scherzhaft Regen nennen, vom Himmel herunterfällt und die Erde kühlt und erfrischt. Die Abende in dieser Jahreszeit sind dann wahrhaft wundervoll und von drückender Hitze von der Zeit an keine Rede mehr. Aber trotzdem, daß die Hitze dort eigentlich nie lästig wird, erschlafft sie doch mit den Jahren den Körper, denn nicht allein die kalten Nächte fehlen, sondern überhaupt der Winter, in dem sich Menschen wie Pflanzen wieder ausruhen und frische Kräfte sammeln können. Es ist mit einem Wort nicht heißer dort, als bei uns im Sommer, ja die Hitze wird dort in einzelnen Fällen vielleicht nicht einmal als so drückend verspürt, aber es ist ewig Sommer und das reibt zuletzt die stärkste und kräftigste Constitution auf.

Aber nicht alle Tropenländer sind etwa so heiß; an der Westküste von Amerika z. B. kennt man, selbst unter den niedrigsten Breiten, eine andauernde Hitze nur an wenigen Stellen. Die Ursache davon erklärt ein Blick auf die Karte — das niedere Land ist dort zu schmal und im Osten von den schneebedeckten Cordilleren begrenzt, im Westen vom Meer bespült und den Seewinden offen, darum kann es da nie sehr heiß werden, wenigstens hat man immer kühle Nächte.

Es ist eine sonderbare Thatsache, daß ein ganz bedeutender Handel, gerade von Deutschland aus, nach Peru mit den allerschwersten und dicksten Tuchen getrieben wird, und nicht etwa für das innere, hochgelegene Land werden diese allein verwandt, sondern selbst in dem an der Küste und im flachen Land liegenden Lima (12 Grad südl. Breite) getragen. Sowie aber die Sonne im Meere versinkt und die Luft von den Schneeriesen der Cordilleren herüberweht, wird es auch ordentlich frisch an der Küste, und man kann einen warmen Rock recht gut vertragen. Selbst unter dem Aequator sind die Nächte frisch und angenehm, und da über den ungeheueren Waldungen von Ecuador und Neu-Granada der Himmel fast stets bedeckt ist, die Sonne also auch nie ordentliche Kraft gewinnt, so steigt die Hitze dort über Tag selten höher als 26° — nie aber über 28 — und selbst das nur auf wenige Stunden.

Die Linie des ewigen Schnees wird in den Tropen auf 16,000 Fuß gerechnet und fällt, jemehr sie sich der kalten Zone nähert, bis sie etwa unter 80° nördlicher wie südlicher Breite die Meeresfläche erreicht. Ganz genau trifft das aber auf die Grade nicht zu. Besonders in den Cordilleren Südamerikas liegt die Schneelinie unter 15—17° südl. Breite fast höher oder wenigstens eben so hoch, wie unter der Linie selber. Die Ursache davon sind eine Masse kalter Hochebenen in der Nachbarschaft und eine große Menge schneebedeckter Berge, welche näher zum Aequator liegen und dadurch die Luft unnatürlich kälter machen, als es unter gewöhnlichen Umständen der Fall sein dürfte.

Als ein Beispiel, in wie großer Höhe unter den Tropen noch Menschen wohnen können, während in Europa, z. B. in der Schweiz, die Gletscher an manchen Stellen bis zu 5000 Fuß und tiefer herabreichen, mag die Stadt Cerro de Pasco in Peru dienen. Cerro de Pasco, eine Stadt, die in den Cordilleren unmittelbar an den reichen Silberminen jener Berge entstand, liegt etwa unter 11° südl. Breite, aber 14,500 Fuß hoch über der Meeresfläche — also noch etwas unter der Linie des ewigen Schnees — aber es fällt dort schon ewiger Schnee, wenn er auch nicht immer liegen bleibt, denn fast kein Tag vergeht im ganzen Jahr, an dem es nicht ein wenig schneit. Nur ein dürftiges Gras wächst dort an den Bergen, das immer gelb aussieht, weil die Spitzen stets erfroren sind. Das Futter für die Lastthiere müssen diese selber aus den tiefer gelegenen Thälern heraufholen — Bohnen und Hülsenfrüchte sind dort tropische Gewächse und werden eingeführt, mit ihnen aber auch Ananas und Bananen, denn die Thiere brauchen nur ein paar Meilen weiter hinabgeschickt zu werden, um die Region des Zuckerrohrs zu erreichen.

Der Aufenthalt in solcher Höhe ist aber trotzdem nicht unerträglich, wenn auch der Neuankömmling im Anfang viel an Kopfschmerzen zu leiden hat und besonders lange einen leisen Druck auf den Schläfen fühlt. Man gewöhnt sich zuletzt daran, und der Beweis liegt schon darin, daß die Stadt Cerro de Pasco nahe an 14,000 Einwohner hat. Nur sehr viel kleine Kinder sollen dort sterben, und wie ich hörte, vergeht kein Tag, an dem nicht wenigstens eine Kinderleiche beerdigt wird. Cerro de Pasco ist, soviel ich weiß, die höchstgelegene Stadt der ganzen Erde. Fr. Gerstäcker.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 33. Die Gartenlaube. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Sie will sich duelliren.

Von **Arnold Schloenbach.**

(Schluß.)

Die Gräfin sah den Doctor plötzlich mit fast wilder Freude an. Eine eigenthümliche Lust bebte durch ihr ganzes Wesen, ein seltsamer Uebermuth ergriff sie.

„Ich verzichte auf jede Ausnahmestellung, die mein Geschlecht mir geben soll,“ sprach sie schnell, „ich erkenne gar keine solche an. Ich nähme es für ein Zeichen der Verachtung, wenn Sie eine solche mir unterstellen wollen, und um Ihnen die Sache zu erleichtern, um Ihnen auch den Beweis zu geben, daß ich keine Verachtung verdiene, werde ich mich — und ich darf das mit vollem Rechte — werde ich mich als beleidigt betrachten und selbst die von Ihnen bezeichnete Forderung stellen. Wehe aber Ihnen, wenn Sie mir die Genugthuung verweigern! Ich würde Sie für den erbärmlichsten Feigling halten und Sie als solchen behandeln, überall, wo ich Sie fände.“

Da wallte auch in dem Doctor eine übermüthige Kampflust auf. „Nun, wahrhaftig!“ entgegnete er, „an mir soll's nicht fehlen, Frau Gräfin, wenn Sie wirklich —“

„Ihr Wort darauf!“ Sie hielt ihm energisch die Hand entgegen.

„Mein Wort darauf,“ damit legte er seine Hand fast feierlich in die dargebotene, und sie schauten sich einander wie triumphirend an. Sie schienen gar keine Idee von dem schweren Ernst, gar keinen Blick für das Ueberspannte ihrer ganzen Situation zu haben. Sie waren wie große Kinder, ein Jedes glaubte, es handle sich hier um die Ehre seiner Partei, und ein Jedes brannte darnach, dem vor ihm sitzenden Gegenstand seiner Liebe und seines Hasses mit der Waffe gegenüberzutreten.

In diesem Augenblicke riß Wilhelm den Schlag auf und der Graf stürzte an den Wagen hin, die nach ihm ausgestreckten Hände seiner Schwester heftig erfassend und mit Staunen und Spannung zu ihr aufschauend. Wilhelm hatte den Grafen bemerkt, als derselbe aus dem Ministerium gekommen war und sich nach seinem Wagen umsah. Unwillkürlich war ihm ein Freudenruf entfahren, in einem Nu war er von seinem Sitze ab- und zum Grafen hingesprungen. Dieser hatte in demselben Augenblick höchlichst verwundert seine Equipage bemerkt, jetzt rief Wilhelm ihm zu, daß die Frau Gräfin Schwester in dem Wagen sitze. Tiefbewegt von widerstrebenden Gefühlen eilte der Graf seiner Schwester entgegen, da erblickte er auch den Doctor; das war ihm ein gutes, liebes Zeichen, er wußte nicht gleich, für was; aber es machte ihn wieder leicht und heiter, und noch halb auf dem Tritt, halb im Wagen stehend, umfaßte er die Schwester und dann den Freund in liebevollster und liebenswürdigster Heiterkeit. Beide hatten sich einen verständigenden Blick zugeworfen, als der Graf erschienen war; dieser Blick mahnte Verschwiegenheit, und die Mahnung half ihnen hinweg über die Spannung des Augenblicks. Indeß setzte das Gebahren des Grafen sie doch in eine gewisse Verlegenheit. Der Doctor hielt es für angemessen, die Geschwister allein zu lassen, allein nach so langer Trennung, nach so unerwartetem Wiedersehen. Der Graf bat zwar herzlich, daß er bleiben, mit in's Hotel zurückfahren möge, allein Ludwig lehnte es ab. Die Gräfin sagte kein Wort dazu, und mit einem „Auf baldiges Wiedersehen“ stieg der Doctor aus und gab dem Kutscher ein Zeichen zum Weiterfahren. Der Graf sah seine Schwester fragend an, der Blick, den sie dem Aussteigenden nachwarf, hatte etwas so Eigenthümliches und der Ausdruck ihres Gesichtes selbst war mit einem Male so verändert, daß Berning keine Lösung für das Räthsel hatte.

4.

Die Gräfin war in Madrid plötzlich Wittwe geworden. Sie war eher nach Deutschland zurückgekehrt, als die Zeitungen von dem Todesfall ihres Gemahls berichten konnten. In der Hauptstadt ihrer ursprünglichen Heimath hatte sie zunächst nach ihrem Bruder gefragt und ohne sich halten zu lassen, war sie ihm nach D. nachgeeilt und dort angekommen, als Berning eben zu seinem Freunde gereist war. Dies erzählte sie ihm noch im Wagen, dazu auch ihren gestrigen Gang zur Eisenbahn, ihre heutige Fahrt zum Gesandtschaftshotel. Aber kein Wort von dem Doctor und kein Wort auch von der Wandlung in ihrem Wesen. Warum sie gerade ihn so sehnsuchtsvoll gesucht, so liebevoll erwartete, gerade ihn, dem sie früher sich fast feindlich gezeigt, um den sie dann nie wieder sich gekümmert hatte, so fragte sich der Graf, während er die Schwester aus dem Wagen hob und diese ihn bat, sie auf kurze Zeit allein zu lassen. Die Einsamkeit, wenn auch nur auf eine Viertelstunde, war ihr jetzt Bedürfniß. Der Bruder ließ sie gewähren, und nun gingen alte und neue Vergangenheit, Gegenwart und nächste Zukunft mit tausendfachen Erinnerungen und Schmerzen an ihr vorüber, und all die heftigen Widersprüche in ihrem Wesen regten sich, die verschiedenartigen Geister und Dämonen, die sich von früh an in ihr gestritten.

Sie war Aristokratin durch und durch, aber sie hatte Sympathie für das Volk. Nur das vornehme, reiche Bürgerthum war ihr

zuwider, jenes staatliche Mittelding, wie überhaupt jedes Mittelding. Dabei sah sie aber auch täglich mehr und mehr die Zerklüftung und Zerfahrenheit, das Hohle, Lügenhafte und Verbrecherische in ihren eigenen Kreisen und in ihrer nächsten Umgebung. Sie wußte oft gar nicht, wohin sie schauen solle, was sie glauben, hoffen und denken dürfe. Sie war eben nach vielen Seiten hin ein Wesen zwiespältiger Art, das nur Wenige erkannten und begriffen, sie wurde darum wenig geliebt, desto mehr aber mit scheuer Strenge oder leichtfertiger Gleichgültigkeit betrachtet und behandelt. Sie hatte die höchsten Ideen von der Ehe in sich getragen und sie wurde eine standesgemäß gekaufte und verkaufte Frau, ehe sie eigentlich recht wußte, was eine Frau bedeute, ehe sie Besinnung genug gewonnen, sich solcher Schmach zu entziehen. Und als sie derselben verfallen, oder vielmehr, als sie zum Bewußtsein derselben gekommen war und in fremdem Lande ohne irgend einen Freund und Helfer ganz einsam und verlassen an der Seite ihres kalten, frivolen, egoistischen Käufers und Despoten stand, da hielt sie dieser mit hundertfachen Netzen und Banden der Arglist und der Formen, der Gewalt und des Gesetzes so fest umstrickt, daß all ihr Stolz und ihr starker Wille, all ihr Schmerz und Zorn, all ihr Flehen und Drohen vergeblich waren.

Erst als sie der jähe Tod ihres Gatten freigemacht hatte, fühlte sie sich leben, sich selbst wiedergegeben. Das Leben sollte nun ihr gehören, ihrem Triebe gehorchen. Frei wollte sie sein, wie das Element, stolz sich erheben nach so langer Schmach, über die Welt hinwandeln mit all dem Hohn, unter dem sie selbst so lange gelitten hatte; bitter verachten, was nicht groß und stolz war wie die Seele, die sie einst der Welt entgegengetragen hatte. Aber sie wollte auch handeln, Schönes und Segensvolles oder Kühnes, Großes thun. Und lieben, so recht aus tiefstem, vollstem Herzen lieben, doch nur einen ganzen, vollen, freien Mann, der anders war, als alle die, welche sie bis jetzt gekannt hatte. Besser, edler, größer aber als sie Alle war ihr Bruder immer gewesen, wenn er auch für jenes Halbe und Falbe gewirkt hatte, was ihr als Lüge und Feigheit so verächtlich erschien. So drängte es sie mit unwiderstehlicher Macht hin zu diesem Bruder, als könne sie an seiner Seite irgend ein Schönes oder Kühnes vollführen, an seinem Herzen die Liebe finden, die sie so sehnsuchtsvoll suchte. Zugleich wollte sie mit unerbittlicher Strenge die Männer prüfen, die ihren Bruder umgaben, die ihn abwendig gemacht hatten von seinem angestammten absoluten Königthum und dem Wappenschild seiner Ahnen, jene lügnerischen Halbgeister, die, wie sie meinte, der Zeit und dem Volke nach beiden Seiten hin des Lebens Nerv durchschnitten, aus streng gehorsamen Unterthanen lügenhafte Phrasenmenschen geschaffen und ihnen die Kraft geraubt hatten, wahrhaft freie Bürger zu sein und sein zu wollen.

Der gefährlichste unter ihnen war, das wußte sie, der nächste Freund ihres Bruders, Doctor Ludwig, denn sie hatte auch in der Fremde sein Wirken so genau wie möglich verfolgt, sie hatte sich ihn in allen möglichen Erscheinungen gedacht, sie hatte versucht, sich ihn aus ihren allerersten Jugenderinnerungen als ihren Landsmann vorzustellen, sie hatte einen ganz eigenthümlichen Zorn auf ihn, ein ganz seltsames Mißtrauen gegen ihn; sie sah mit dem gespanntesten Interesse ihm entgegen, und sie wollte ihn erdrücken mit der Wucht ihres Stolzes und Hohnes.

Mit solchen Gedanken und Vorsätzen kam die Gräfin Mathilde von Timmelskirch nach D., fuhr sie ihrem Bruder entgegen, lernte sie den Doctor Ludwig kennen, nur an ihn die merkwürdige Forderung zu richten. „Kann es, darf es denn nun wirklich sein, das Unerhörte, das fast Unnatürliche?“ fragte sie sich, als sie allein in ihrem Zimmer war. „Es soll, es muß, es wird sein!“ fuhr sie trotzig fort, die Hand ballend. „Und was ist denn unnatürlich daran? Nichts anderes, als die Furcht und die Feigheit, die kleinliche, erbärmliche Form, die es als unnatürlich erscheinen läßt. Ich verachte solchen Schein. Ich will ein Beispiel geben, daß ein Weib nicht beleidigen soll, wo es nicht auch Genugthuung zu geben bereit und befähigt ist. Ihm bin ich das schuldig und ich müßte mich sehr täuschen, oder er ist stark und bedeutend genug, sein Wort mir zu halten. Es soll der Prüfstein seiner Art sein, ob er es thut. Und wenn er — ha!“ Ihr Auge blitzte, wie eine Siegesgöttin stand sie da. „Doch mein Bruder,“ warf sie sich, plötzlich wieder nachdenklich, ein, „was wird er dazu sagen? Er wird es nicht dulden. Nein! nein! Das wäre Feigheit! Wie kann mein Bruder es wehren? Er muß es dulden und er wird es, oder er ist nicht der, den ich in ihm erwarte, der er sein kann, sein soll. Ja, soll!“

Wieder sann sie leise nach, den Kopf sanft gebeugt, und ihr Auge erglänzte mild und seelenvoll. Da klopfte es leise an; sie wußte, daß es ihr Bruder Leopold war, und öffnete ihm die Thür. Liebend, glücklich weinend und träumend lag sie an seiner Brust, und dann erzählte und erklärte sie ihm, anfangs scheu und gepreßt, dann immer freier, rascher und feuriger, Alles, was soeben an ihrer Seele vorübergezogen war, was ihr Sinne, Herz und Geist so mächtig bewegt hatte. Der Bruder horchte auf, jetzt war er wort- und rathlos; er konnte das seltsame Wesen nur fester und fester in seine Arme schließen und konnte nur mit Bangen des Freundes gedenken, der plötzlich so wundersam schrecklich in das Leben seiner Schwester getreten und von dieser in ihr eigenes Schicksal hineingerissen worden war.

5.

In so tiefem Ernste hatten die Freunde noch nie zusammen gesessen; so schwer umwölkt waren nie ihre Stirnen gewesen, als jetzt, am Abend des verhängnißvollen Tages, wo sie auf dem Zimmer des Doctors das unerhörte Duell besprachen, welches zwischen der Gräfin und dem Doctor stattfinden sollte. Die Gräfin bestand mit fast fanatischem Eifer darauf. Sie hatte mit leidenschaftlicher Hast es dem Grafen zur Pflicht des Bruders, des Freundes, des Cavaliers gemacht, ihr Seenndant zu sein und ihre Forderung dem Doctor zu überbringen. Sie hatte diesen an sein fest und feierlich gegebenes Wort und an seinen Handschlag erinnern lassen. Sie hatte mit der siegenden Gewalt kühner Gedanken und begeisterungsvoller Beredsamkeit die mannigfachen Bitten und Gründe, Betheuerungen und Beschwörungen ihres Bruders wenigstens zum Schweigen gebracht und mit dem Schlimmsten gedroht, wenn man sie zurückweise. Das Alles hatte der Graf seinem Frennde mitgetheilt, natürlich auch nicht verfehlt, ihm dies Außergewöhnliche aus dem Geständnisse zu erklären, welches die Gräfin ihrem Bruder an dem denkwürdigen Morgen gemacht hatte. Ludwig hatte schweigend zugehört und dann einfach und bestimmt gesagt:

„Ich habe ihr mein Wort gegeben und wenn sie's verlangt, so halte ich's.“ Damit trat das, was bisher gleichsam nur wie eine Idee vorgeschwebt hatte, schon mehr und mehr in das Gebiet der Thatsache ein. Wie nach einer unsicheren Hoffnung haschend, fragte jetzt der Graf:

„Sollte sie uns aber nur auf die Probe stellen wollen? Nicht schon zufrieden sein, wenn dieselbe bestanden würde?“

„Das glaube ich nicht,“ antwortete Ludwig.

„Ja, ja, ich meine auch, daß Du Recht hast. Aber würde sie nicht vielleicht erschreckt zurückweichen, wenn der wirkliche, volle Ernst der Sache an sie heranträte?“

„Das glaube ich noch viel weniger.“

„Hm, hm! Und daß wir sie anführten, eine kleine Komödie mit dem Pistol arrangirten —“

„Das wäre unser Aller unwürdig.“

„Freilich, freilich! Es war auch nur so ein Gedanke, den mir die schmerzlichste Rathlosigkeit eingab.“

Der Graf sprang auf und ging sinnend mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab. Doctor Ludwig beobachtete jeden seiner Schritte, ohne es zu wissen, in tiefes Nachdenken verloren. Nach und nach wurde sein Auge freier, seine Stirn entwölkte sich.

„Ich glaube, mein Freund, Du nimmst die allerdings sehr ernste Sache doch zu ernst,“ sagte er, „oder vielmehr, wie soll ich mich nur ausdrücken? nun, zu unnatürlich und zu unglückselig. Nach Allem, was ich von dem merkwilrdigen Charakter Deiner Schwester jetzt weiß und verstehe, glaube ich, daß hier ein bedeutsamer Krankheitsproceß nur seinen ganz natürlichen Verlauf nimmt und durch eine entscheidende Krise der schönsten Lösung entgegengehen kann.“

„Ich verstehe Dich und muß Dir im Allgemeinen Recht geben. Aber die Krise selbst?“

„Die Krise selbst muß das Duell sein. Es kann ein Klärungs- und Läuterungsproceß ihrer Seele, ein befreiendes Moment ihrer ganzen Vergangenheit werden. Es giebt Wesen, bei denen das Ungemeine oft das Natürlichste ist. Und Deine Schwester ist solch ein Wesen.“

„Leider, leider! Doch es kann ja wirklich zu einer glücklichen, heilbringenden Krise führen. Aber — ach, es kann ja auch schrecklich werden!“

„Für sie kaum schlimmer, als es ist. Was wäre für sie ein Leben, wie sie jetzt es führt? Was wäre ihr der Tod, bei solchem Leben?"

„Aber Du!"

„Warum soll ich nicht mein Leben daransetzen, ein solches Geschöpf gerettet zu sehen?"

„Aber sie könnte doch niemals glücklich sein, wenn sie Dich tödtete!"

„Das wäre dann ihre Sache."

„Und Du könntest es doch auch nicht sein, wenn Du sie —"

„Wer fragt dabei nach mir! Und muß es denn gleich gestorben sein? Ah, bah! Es trifft und stirbt sich nicht so leicht. Und dann: es hat nun einmal ‚der Götter Wille' ein Ungemeines uns aufgelegt, seltsame Geschicke für uns heraufbeschworen. Wir sind also auch keine gewöhnlichen Menschen, darum laß uns das Ungewöhnliche wie unseres Gleichen ansehen und behandeln. Wahrhaftig es ist ja am Ende auch nicht der Mühe werth, immer so im Train des Alltagslebens umherzukreisen und zuletzt im Dunst des Werkeltags zu zerstäuben. Und ist es Unsinn, so wollen wir den Unsinn mit Methode begehen."

Eine merkwürdige Mischung von schmerzlicher Ironie und Begeisterung lag in der ganzen Art und Weise, wie der Doctor sprach. Sein Freund hatte den sonst so ruhigen, phrasenlosen Mann noch nie so gesehen, desto hinreißender, ja imponirend, erschien er ihm jetzt. Er gab sich ihm ganz hin und übermüthig rief er aus:

„So sei's denn gewagt! Und auf die Kniee der Götter lege ich den Ausgang."

Er eilte zu seiner Schwester und rief ihr entgegen: „Der Doctor nimmt Deine Forderung an! Im vollsten, wahrsten Ernst nimmt er sie an!" setzte er mahnend und warnend in strengem Tone hinzu. Ihre Augen flammten auf, dann wurde sie plötzlich blaß und schaute vor sich hin, bis auf einmal ein heißes Roth ihr Antlitz färbte.

„So bin ich noch nie verstanden, noch nie geehrt worden," antwortete sie mit strahlendem Blick. „Und wer das vermag, der ist bedeutender, als ich jemals einen Menschen kannte. Ich habe ihm Unrecht gethan — er ist doch ein großer Charakter."

„Bei Gott, das ist er!" rief der Graf freudig bewegt aus; er hoffte, daß die Schwester ihr Vorhaben aufgeben würde. „Und nun," fuhr er fort, „solltest Du ihm auch die Hand reichen zur Versöhnung und —"

„Wenn's geschehen ist," entgegnete sie kalt und stolz, „und wir uns die Hände noch reichen können, gewiß! Aber nicht eher."

„Verstehe mich und ihn nicht falsch," antwortete der Graf, „es war nur so ein Augenblick von Hoffnung, der mir entgegenflog, daß Du Dich eines Andern besonnen. Du sollst Deinen Willen haben, ganz und gar, und dann komme über Dich, was kommen mag."

„Es komme!" sprach sie gelassen und reichte ihm die Hand. „Aber nun sorge auch, daß es bald geschieht. So rasch wie möglich."

„Gewiß! Es sind indessen doch noch mancherlei Bedenken — —"

„Was für Bedenken?"

„Formen, Vorsichtsmaßregeln, Secundanten, Unparteiischer, Wundarzt. Das Alles will sehr erwogen, will doppelt vorsichtig behandelt sein."

„Ist das Alles nothwendig? Warum sind nicht wir Drei genug? Warum kannst Du nicht Secundant für uns Beide und zugleich Unparteiischer sein? Wir verlassen uns Beide auf Dich, daß Du treu und wie ein Ehrenmann die Sache führst. Das Uebrige ist unsere Sache. Hat man nicht Beispiele, daß es auch so erledigt wurde?"

„Möglich!"

„Nun also! Drum ohne Säumen. Auch ihm wird's so wohl genehm sein. Eiligst denn, schon morgen! Morgen früh!"

„Aber der Arzt, und doch auch wohl weibliche Hülfe; für den Fall, daß Du selbst getroffen — —"

Sie erröthete einen Augenblick und schlug die Augen nieder; nicht aus Furcht, sondern in Züchtigkeit der Frau. Dann aber sah sie wieder auf und sagte:

„Wir wollen's erst abwarten, ob solche Hülfe nöthig ist, und sollte wirklich gelitten sein, ei, dann will ich doch lieber mehr und länger leiden, als durch so peinigende Vorkehrungen mich auf ein Schlimmes vorbereiten."

„Nun, es paßt das eben zu Deiner ganzen Art, zu Deiner — Deiner Extravaganz, und auch hierin muß ich Dir nachgeben."

„Es wird das Beste sein, Bruder; desto eher werde ich wieder ruhig, laß mich allenfalls noch sagen: gescheidt und vernünftig werden. Doch vorausgesetzt, besteht Dein Freund auf einen Arzt, so füge ich mich."

„Er würde es nur Deinetwegen."

„Dann ist's schon gut! Und nun — auf morgen!"

„Auf morgen! Wirst Du bis dahin noch Deine Angelegenheiten ordnen? Papiere — Briefe."

„Nein! nein! Ich will nichts thun, als das erwarten, was kommt."

„Du hättest eine Heldin werden können, während Du jetzt nur — — Gute Nacht, Schwester!"

„Eine Thörin bist! Nicht wahr? O ja, das ist's! Und deshalb recht bald! Recht bald! Gute Nacht!"

Mit einem schweren Seufzer trennten sich die Geschwister. Als der Graf seinem Freunde mittheilte, was die Gegnerin wünsche, sprach dieser halblaut:

„Ich bin mit Allem zufrieden. Am Liebsten sogleich, spätestens morgen in der Frühe."

6.

Am anderen Morgen in der Frühe hielten zwei Wagen vor einem dichten Gehölz, die Equipage des Grafen und ein Wagen des Hotels Triburg. In jenem saßen der Graf und seine Schwester; in diesem saß Doctor Ludwig. Man hatte im Hotel vorgegeben, eine große Spazierfahrt auf unbestimmte Zeit und Länge machen und unterwegs noch einige Freunde aufnehmen zu wollen. Die Wagen folgten sich in mäßiger Entfernung. An dem Eingang zu dem Gehölz stieg zuerst der Graf aus, eine Pistolencassette vorsichtig unter dem langen Sommermantel verbergend. Bald war die Schwester an seiner Seite, und schweigend, wie sie im Wagen gesessen, gingen sie in den Wald. Gleich darauf folgte ihnen der Doctor. Den Kutschern war die Weisung gegeben, hier zu warten, bis die Herrschaften von ihrem beabsichtigten Waldgang zurückkehren würden. Der Graf kannte den Platz, wo schon manche Kämpfer sich gegenüber gestanden hatten. Er war weit und hell und lag doch dicht umbuscht und einsam da. Als der Platz erreicht war, stellte der Graf seine Cassette auf eine kleine bemooste Steinplatte und wandte sich dem herantretenden Doctor zu. Ebenso die Gräfin. Es gab eine stumme, ernste Begrüßung und einzelne Sonnenstrahlen fielen durch die hohen Wipfel auf bleiche Wangen. Ringsum war es still. Der Graf öffnete den Kasten und lud die Pistolen. Die beiden Gegner folgten unwillkürlich jeder seiner Bewegungen, standen aber fest und ruhig da. Der Graf maß zehn Schritt Barrière ab und deutete den Gegnern durch Zeichen ihre Plätze an. Dann faßte er mit der Rechten die Pistolen an, warf ein Taschentuch darüber und schritt zum Doctor hin, die Schafte der Pistolen zur Wahl ihm verhaltend. Der Doctor ergriff ohne Wahl den ersten Schaft, den seine Finger berührten; den zweiten bot der Graf jetzt seiner Schwester dar. Sie faßte ihn an wie einen Stein, den man ohne Nachdenken aufhebt und fortwirft.

Nun standen alle Drei wieder regungslos, und noch immer war es grabesstill rings umher. Aber der Zeitpunkt war da, wo der Graf in seiner Eigenschaft als Unparteiischer noch den üblichen Vermittelungsversuch anstellen mußte. In diesem Augenblick war es ihm, als wenn er plötzlich aus einem somnambülen Zustande erwache. Er sah in der ganzen Situation, worin er sich mit Freund und Schwester befand, das schauerlich-komische Spiel einer überreizten Phantasie, zugleich eine sündhaft thörichte Frivolität. Es wirbelte ihm vor den Sinnen; waren es denn wirklich Freund und Schwester, waren es wirklich vernünftige, selbstbewußte Wesen, die er vor sich sah? Und doch, sie waren es! Wie standen sie so sicher und ruhig, so klar und stolz da vor ihm! Es gab keinen andern Ausweg, das Entsetzliche mußte geschehen. In ruhiger Form vollzog er darum nach beiden Seiten hin seine Pflicht als Vermittler. Umsonst!

„Ich kenne nur den einen Weg der Ausgleichung: die vollständigste Bitte um Verzeihung und die unzweideutigste Bekennung begangenen Unrechts von Seiten meines Gegners," antwortete die Gräfin.

„Ich habe mein Wort gegeben, mich der Forderung meiner Gegnerin zu stellen, und ohne dies Wort zurückzubekommen, muß ich es halten," antwortete der Doctor.

„Und Du wirst dieses Wort nicht zurückgeben?" wandte sich der Graf an seine Schwester.

„Wenn er es nicht verlangt: Nein!"

„Und Du verlangst es nicht?“ fragte der Graf den Doctor.

„Wie könnte ich das, ohne uns Beide mit Verachtung zu strafen!“

„Du willst auch jene Bitte und Erklärung nicht stellen?“

„Für mich — o ja! Aber ich darf es nicht für sie. Es wäre eine zu große Demüthigung für die Dame selbst.“

„Gewiß! Und das ist groß gedacht!“ rief die Gräfin begeistert aus.

„An Eure Plätze!“ befahl der Graf. Die Gegner stellten sich auf.

„Richtung!“ Wie angewurzelt standen Beide und ihre emporgehobenen Pistolenläufe blitzten im Sonnenstrahl über die bleichen Gesichter. Auf einmal wies die Gräfin mit der Hand nach der Richtung, wo ihr Bruder stand, und rief ein tönendes „Halt!“ Dann schritt sie mit sicherer Ruhe dem Doctor entgegen und fragte den Erstaunten mit gelassener Festigkeit:

„Würden Sie unbedingt auf mich schießen, wie auf jeden anderen Gegner? Ihr Ehrenwort!“

„Auf mein Ehrenwort — Ja!“ entgegnete der Doctor mit kalter Ruhe. Sie zuckte leise zusammen und trat unwillkürlich einen kleinen Schritt zurück, doch blieb ihr Auge auf seinem Antlitz haften, während sie sprach:

„Also doch! Aus Haß?“ frug sie rasch.

„O nein! Wahrlich nein!“ erwiderte der Doctor mit bewegtem Ton, und indem er der Gegnerin etwas näher trat und seine heißen Blicke auf sie richtete, sprach er mit erhobener Stimme:

„Ich thät's aus Achtung, aus Mitleid und in Hoffnung für Sie. Eine Donquixoterie mag es sein; ich will sie Ihretwegen gern begehen; aber es darf keine possenhafte Komödie werden; das wäre unser Beider nicht werth. Entweder — oder!“

Die Gräfin sah den Sprecher mit wunderbarem Glanz in ihren Augen an. Dann wiederholte sie halblaut:

„Entweder — oder . . . Aber wenn Sie mich tödteten?“ fragte sie heftig.

„Dann haben Sie selbst es gewollt. Ich konnte, durfte nicht anders. Ich würde unglücklich sein für mein Leben, aber ich würde mir keine Schuld, wenigstens keine Blutschuld vorwerfen.“

„Aber wenn ich Sie tödtete?“

„Ich habe mein Leben leider schon an nichtigere Dinge gesetzt als daran, ein Wesen wie Sie sich selbst, der Welt und wer weiß noch welch' Schönem und Großem zu retten oder wiederzugeben, und ich sollte meinen, das wäre schon des Preises werth.“

Wie von einem großen Entschluß verklärt, so stand die Gräfin jetzt vor dem Doctor.

„Sie müssen Ihr Leben an ein viel Höheres setzen,“ sprach sie, „an die volle und wahrhaftige, an die höchste Freiheit des Vaterlandes und der Menschheit. Und zu diesem erhabenen Berufe reiche ich Ihnen meine Hand als Parteigenossin dar!“ Sie streckte dem Doctor ihre Hand entgegen mit der Sicherheit einer Siegerin und Herrscherin. Der Doctor erbebte wie elektrisch berührt und schon zuckte seine Hand der dargebotenen entgegen, aber im nächsten Moment stand er wieder ruhig da und sprach, wenn auch mit tiefer Bewegung, so doch fest und klar:

„Die Regung, welche Ihre Hand uns darbietet, Frau Gräfin, deutet eine schöne Seele an. Aber eine Regung darf nicht bestimmend sein für so unendlich wichtigen Entschluß und eine edle Seele bildet noch keinen Charakter. Wenigstens keinen solchen, wie die Nation ihn verlangen muß. Diese schöne Regung steht auch noch im Widerspruch mit der ganzen Haltung, mit der Sie uns Ihre Hand anbieten. Sie thun das mit dem triumphirenden Gefühl einer aufopfernden, herabsteigenden Güte, mit dem stolzen Bewußtsein, das Füllhorn unendlicher Gnade über uns auszuschütten, uns einen glorreichen Beweis Ihres freien Willens zu geben. Das Alles aber kann das Volk nicht brauchen. Erst wenn Sie durch die wahrhaftige Menschenliebe zur Liebe des Individuums, durch die wahrhaftige Demuth zum wahrhaftigen Stolze gelangt sind; erst wenn Sie darauf sich stolz fühlen, als Tochter der Nation und als Genossin der Partei anerkannt und gewürdigt zu werden — erst dann, wenn die eben empfundene schöne Regung ein Festes, Dauerndes und Ihre edle Seele zu einem Charakter geworden ist: erst dann kann die Partei Ihre Hand annehmen. Aber nicht eher.“

Unbeschreibbar war es, was in diesem Augenblick durch das Herz der Gräfin stürmte. Alle die verschiedenen Elemente und Leidenschaften, die so lange in ihr gekämpft, schienen mit einem Male in ihr aufgestanden zu sein zum heftigsten Kampfe.

Staunend hatte Berning der ganzen Scene gelauscht und harrte nun bange der Krise, die aus dem seltsamen Begebniß hervorgehen mußte. Finsterer als je, zogen sich die Brauen der Gräfin zusammen; dichter als je deckten die Wimpern den Glanz ihrer Augen; stolzer, strenger als je warf sie den Kopf zurück und die Hand empor, und indem sie ausrief: „Zur Sache!“ schritt sie mit gehobener Pistole wieder zurück zu dem ihr angewiesenen Stand. Der Doctor schloß rasch und fest die Augen, drängte einen aufsteigenden schweren Seufzer zurück und trat auf seinen Platz. Und wieder ertönte durch die Grabesstille das schauerliche Wort: „Richtung!“ Und wieder blitzten die emporgewendeten Läufe im zitternden Strahl der Sonne den bleichen Gesichtern entgegen. Da aber ließ die Gräfin ihre Pistole fallen und trat zu dem Doctor heran.

„Es wäre grausam,“ sprach sie in heiterer Klarheit, „wenn ich Sie zwingen wollte, Ihr Wort zu halten, zwingen wollte, auf einen Menschen, auf ein Weib, auf mich zu schießen. Es wäre erbärmlich, wenn ich nicht lieber den Verdacht der Furcht und Feigheit auf mich laden, nicht lieber lächerlich erscheinen wollte, als auf meinen Willen zu bestehen. Ich will doch lieber ein Weib als eine Amazone sein und ich will Ihnen gern bekennen: Sie haben mich bezwungen, mich beschämt. Sie haben mich furchtbar erschüttert, mir unbeschreibbar wehe gethan, aber Sie haben mich auch gekräftigt, erhoben und beglückt und mir den Weg und das Ziel gezeigt, den zu wandeln und das zu erreichen nun die Aufgabe meines Lebens sein soll. Ich werde lernen so zu lieben, so demüthig zu sein, wie es werth ist Ihrer und der großen Sache, die Sie vertreten. Und bis dahin — Ihr Freunde — seid auch meine Freunde — meine Führer und Berather!“ Sie streckte nach links und rechts ihre Hände aus, anzuschauen wie eine holde Göttin, die ihre trauten Gaben liebevoll ausstreut. Rasch ergriffen Bruder und Freund die dargebotenen Hände und küßten sie, ehrerbietig und bewegt. Der Doctor war fast erschrocken vor der Seligkeit, die da plötzlich vor ihm aufging, es war ihm, als müsse er vor der so herrlichen Erscheinung leise sein Knie beugen, und inbrünstig um Verzeihung bitten für das, was er ihr angethan. Natürlich that er's nicht, aber sein Auge sprach es aus und der Blick der Gräfin verstand diese Sprache, und sie erröthete und wandte sich ab zu ihrem Bruder, der sie in seine Arme schloß. Da glitt auch über des Doctors Antlitz ein schönes Roth, das schönste, welches wohl je ein Antlitz schmücken kann, und ein eigenthümliches Lächeln über sie Alle, als der Graf die Pistolen wieder in die Cassette legte und dieselbe verschloß. Es geschah schweigend, und schweigend gingen die Freunde durch das Gehölz ihren Wagen zu.

Der Doctor reiste noch an demselben Morgen zurück nach seiner kleinen Residenz. Vor der so verhängnißvoll gewordenen Zwischenstelle E. verließ er die Eisenbahn und fuhr durch neutrales Gebiet mit der Post. Diese rasche Abreise nach so schön geschlossenem Frieden und nach so herrlich gewonnenen Beziehungen möchte für Viele befremdend sein. Die drei Betheiligten aber fanden es, Jeder nach seiner Weise, so ganz natürlich, so ganz sich von selbst verstehend, daß gar nichts weiter darüber gesprochen wurde, daß Entschluß und Ausführung nur Eins waren und man zwar gut und herzlich, doch wie nach einer lang vorbereiteten Absprache sich trennte.

Der Doctor fühlte sich jedoch schon bald immer einsamer und schwermüthiger, und nur die zeitweiligen Besuche und Briefe des Grafen und der Gräfin konnten ihn auf kurze Zeit jener Stimmung entreißen. Man will indessen bemerkt haben, daß diese Briefe und Besuche sich mehren und mehren, immer rascher hintereinander folgen. Ebenso will man wissen, daß der Doctor immer glücklicher ist und daß die Gräfin immer einfacher wird, immer milder und liebevoller die Welt und die Menschen betrachtet und behandelt. Endlich will man bemerkt haben, daß die Gräfin ihre ganze Kraft und Thätigkeit den höchsten Interessen des Vaterlandes widmet und daß der Doctor bereits die Ueberzeugung hat, daß sie ein Charakter geworden und würdig sei, die große Aufgabe der Zeit mit lösen zu helfen.



Jubelfestlied der Burschenschaft.

Gesungen auf dem Markt zu Jena am 15. August 1865.

So soll dein Festlied nun erschallen, ein halb Jahrhundert feste Treu'!
Umrauscht von unsrer Farben Wallen ertön' der alte Schwur auf's Neu'
Ein halb Jahrhundert heut im Bunde — vom Altersschne zum Jugendflor —
„Sind wir vereint zur guten Stunde, wir starker, deutscher Männerchor."

Was hat den großen Bund gegründet? Des deutschen Reiches Weh' und Ach!
Das Elend hat den Muth entzündet, die Ehre flammte aus der Schmach!
Der Mütter Kuß, der Bräute Thränen, sie weihten einst der Kämpfer Hand,
Aus jedem Herzen rief das Sehnen nach einem freien Vaterland.

Die Jugend schlug der Väter Schlachten, und Männern stand sie im Gefecht!
Der Kranz, den sie zur Heimath brachten, erwarb den Burschen Männerrecht.
Und männlich schwuren sie dem Streben, zu Freiheit, Ehr' und Reich zu stehn,
Den Waffenschwur für's ganze Leben auf ihrer Wartburg heil'gen Höhn.

Hat finstre Macht das Haus vernichtet, das einst so stattlich war gebaut,
Sieh, das gerechte Schicksal richtet, verkündend sein Gedächtniß laut:
Dir dankt das Volk die wahre Wehre, die ihm allein den Sieg verheißt:
Für Freiheit, Vaterland und Ehre zum Kampf die Fahne und den Geist!

Die schwarz-roth-goldnen Banner ragen stolz prangend jetzt bei Fest und Pracht,
Die sie gehetzt in vor'gen Tagen und strafen mit der Kerker Nacht!
Ist deutsch das Banner, nun so werde dereinst auch durch des Geistes Kraft
Das ganze Volk der deutschen Erde nur eine große Burschenschaft!

Hier stehen wir — die Welt soll's hören, als rief's das ganze Deutschland hier —
Hier stehen wir im Bund und schwören, entblößten Hauptes, Gott, zu Dir:
„Das Wort, das unsern Bund geschürzet, das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet, das sei gehalten und geglaubt!"

Friedrich Hofmann.

Das Jubelfest des schwarz-roth-goldnen Banners.

Rückerinnerungen von Robert Keil.

II.

Zu den freiheitsfeindlichen Schriftstellern jener Tage gehörte, wie wir sahen, auch von Kotzebue. Weit entfernt, sein dramatisches Talent zu unterschätzen, stimmen wir im Gegentheil der spätern Aeußerung seines genialen Gegners Goethe bei, daß man lange warten könne, ehe ein so fruchtbares und populäres Talent wieder komme. Aber die bei altem Witz und aller Gewandtheit nur gar zu üppig hervortretende Leichtfertigkeit und der Mangel an ernster, sittlicher Lebens- und Weltanschauung, die er in seinen dramatischen Werken, ganz besonders aber in seiner Geschichte des deutschen Reichs und seinem literarischen Wochenblatt zur Schau trug, ließ in ihm den Feind alles Idealen, den hämischen Spötter über jede höhere geistige Regung, den Gegner von Verfassung und Preßfreiheit, den Verächter und Schmäher des patriotischen Geistes der deutschen Jugend erkennen. Er war überdies, obgleich Deutscher von Geburt, der von Rußland besoldete Spion und Denunciant. Während er für alles Russische die schamlosesten Lobpreisungen verschwendete, ergoß er über alles Deutsche den giftigsten Tadel, riß die edelsten Namen frech herunter und suchte jedes freie Aufstreben als thöricht zu verspotten, als staatsgefährlich zu verdächtigen. Auf den deutschen, vom Auslande besoldeten Spürer und Verhetzer seiner Landsleute zog sich ein fast allgemeiner Haß zusammen. E. M. Arndt nennt ihn einen „Späher“, einen „Lauscher“, eine „Schmeißfliege“.

Fand sein Wesen, Thun und Treiben bei allen hervorragenden Geistern jener Zeit das lebhafteste Mißfallen, um wie viel mehr bei der feurigen, in Verehrung wie in Haß gleich maßlosen und überdies hier selbst angegriffnen und geschmähten akademischen Jugend! Schon ehe sein Denunciationsgeschäft an den Tag kam, hatte er bei Jung und Alt die Achtung eingebüßt, und als seine verrätherischen Bulletins entdeckt und veröffentlicht wurden, als er sich sogar zum Vertheidiger der nichtswürdigen Stourdza'schen Schandschrift aufwarf, faßte ein sonst braver, edler, harmloser, aber schwärmerischer und unter dem Einfluß des fanatischen Follen stehender Student, der Burschenschafter Carl Ludwig Sand aus Wunsiedel, den Entschluß, „dem Dichter, der die Sache seines Volkes hasse, dem Schandbuben und Erzknecht, der den Zustand der Schläfrigkeit und Feigheit zu befördern suche, dem Verführer der deutschen Jugend, dem Schänder der deutschen Volksgeschichte, dem russischen Spion des deutschen Vaterlandes das Schwert in's Gekröse zu stoßen.“ Seinen Freunden fiel Sand's geändertes Wesen und Benehmen auf. „Was hat Spukmeier? was ist mit ihm?“ frug man sich, aber Niemand wußte eine Antwort. Inzwischen ließ er sich den Dolch nach eigner Zeichnung anfertigen und besuchte chirurgische Collegien, um sich über die Lage und Verletzbarkeit des Herzens genau zu unterrichten. Am 23. März 1819 fiel v. Kotzebue zu Mannheim unter dem Dolche Sand's.

Es war die Blutthat eines Einzelnen, die Burschenschaft hatte nichts mit ihr gemein. Aber wie einestheils in Mannheim und vielen andern Orten fast die ganze Bevölkerung für Sand gestimmt war und den begangenen Mord als die Heldenthat eines edeln vaterländischen Jünglings ansah, wie man ihm in Mannheim Erfrischungen sandte, vor dem Hospital ihm als dem Märtyrer der Sache des Vaterlandes Lebehoch und Beifall rief, wie sich eben diese Sympathieen auch bei seiner Hinrichtung zeigten, indem die Menge laut weinte und schluchzte, und der Stuhl, auf dem Sand gesessen, Haare von ihm, blutige Splitter des Gerüstes unter großem Andrang gekauft und durch ganz Deutschland hin als theure Andenken an einen lieben Todten verbreitet wurden: ebenso groß war anderntheils bei den hohen und höchsten Herren die durch Sand's That hervorgerufene Furcht und Sorge. Es herrschte dumpfe Betroffenheit und angstvolle Spannung. Man hatte ein böses Gewissen, und dieses böse Gewissen fing plötzlich zu schlagen an. Die Großen, die Hofleute, die Diplomaten sahen sich aus ihrem weltlichen Behagen gräßlich aufgeschreckt, eine neue heilige Vehme schien erstanden, jeder Student konnte der Vollstrecker ihrer Urtheile sein, sie glaubten sich ihres Lebens nicht mehr sicher, die Einen jammerten und seufzten, Andere schalten und tobten, Alle begehrten Schutz und Abwehr gegen solche Gefahr.

So schildern Zeitgenossen die Furcht jener Herren, und es wurde diese Furcht zur Angst, als, von Sand's That angereizt, der Apothekerlehrling Löhning in Wiesbaden zum Dolche griff und gegen den nassauischen Präsidenten Ibell seinen Mordversuch ausführte. Auch den Großherzog von Baden erfüllte jene Angst. Schon auf die erste Nachricht aus Mannheim hatte er durch seinen Eifer und seine Unruhe verrathen, wie sehr er erschüttert und verwirrt war, und später bekannte er gegen Varnhagen, daß er sich sehr unglücklich fühle. „Hätte der Kotzebue,“ sagte er im kläglichsten Tone, „doch wo anders gewohnt, als im Badischen! Der Mörder wird durch unsere Gerichte zum Tode verurtheilt, darüber ist gar kein Zweifel, und ich, ich soll dann das Urtheil bestätigen, oder den Thäter begnadigen, beides ist mir entsetzlich. Begnadigen, das geht nicht, und hinrichten lassen, — nicht wahr, lieber Varnhagen, wenn ich das thue, so muß ich mich darauf gefaßt machen, daß auch mir so ein Studentle nächstens Blut läßt?“

Der österreichische Gesandte in Karlsruhe, Graf Trautmannsdorf, faßte zwar das Ereigniß naiver auf, indem er auf die Frage, ob er seine Depesche nach Wien gesandt habe, zur Antwort gab: „Warum nit gar! I hab's nit bericht'. Was soll i denn davon berichte? Es ist a Mord; bin i dazu Diplomat, daß i jede Mord berichte soll?“

In Wien selbst aber und vollends am Berliner Hofe nahm man die Sache weit ernster, man glaubte sich von einer weitverbreiteten geheimen furchtbaren Vehme umgarnt, man hielt die ganze Jugend für fanatisirt und zu den schrecklichsten Thaten entschlossen. Es sollten, es mußten Mitschuldige gefunden werden. Man schämte sich von ministerieller Seite in Karlsruhe nicht, Beweisstücke zu erfinden und sogar an Anwendung der Tortur gegen Sand zu denken, da ja die Sicherheit aller Fürsten und Staatsmänner solche Abweichung vom gewöhnlichen Rechtsgang wohl rechtfertige! Aber die Mannheimer Untersuchung ergab nichts. Man richtete die Untersuchung gegen die Burschenschaft, ließ überall Verhaftungen vornehmen, strenge Verhöre halten, die Papiere durchsuchen ꝛc., aber es ergab sich doch keine Mitschuld der Burschenschaft, sondern im Gegentheil die Gewißheit, daß die Burschenschaft mit Kotzebue's Ermordung nichts zu thun hatte. Gleichwohl und trotz der ehrenhaften, eifrigen Vertheidigung, welche Karl August durch seinen Bundestagsgesandten für Jena und die Jenaische Burschenschaft führen ließ, rief die preußische Regierung alle Preußen von Jena ab und der Karlsbader Congreß trat zusammen, um dem vaterländischen und Freiheitssinn der deutschen akademischen Jugend zu möglichster Sicherung fürstlicher Despotie den Todesstoß zu geben.

Die Karlsbader Beschlüsse waren an erster Stelle gegen Karl August, die Weimarische Verfassung und Jena gerichtet. Ihre heimliche Geburt konnte der Großherzog nicht hintertreiben, man hatte seinen uneingeladenen Minister von Fritsch aus Courtoisie zu einer nichtssagenden Extravorstellung der Conferenz zugelassen, im Uebrigen aber hinter die Thür gestellt.

Den Karlsbader Beschlüssen gemäß wurden durch Bundestagsbeschluß vom 20. September 1819 für die Universitäten Regierungsbevollmächtigte als Vormünder angestellt und die Burschenschaft verboten, da „diesem Vereine die schlechterdings unzulässige Voraussetzung einer fortdauernden Gemeinschaft und Correspondenz zwischen den verschiedenen Universitäten zu Grunde liege“. Es ist kaum zu glauben, aber so, wörtlich so lautete das lächerliche Motiv, das man für die Unterdrückung der Burschenschaft angab, das eine Schein-Repräsentation der deutschen Einheit einem patriotischen Verein gegenüber angab, welcher die deutsche Einheit zu seinem Grundprincip genommen hatte! Zugleich wurde die berüchtigte Central-Untersuchungs-Commission in Mainz niedergesetzt, um ihr sauberes Werk zu beginnen.

Da lösten sich überall die Burschenschaften auf, auch in Jena. Am 26. November 1819 erklang dort im Rosensaale gar kräftig und begeistert zum letzten Male das Bundeslied mit seinen Schlußworten:

„Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt!“

und nachher in engerem Kreise das wehmüthig-schöne Binzer'sche Lied: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus ꝛc.". Und wie das ganze schöne Lied, so war und wurde seine Schlußstrophe:

„Das Haus mag zerfallen —
Was hat's denn für Noth?
Der Geist lebt in uns Allen
Und unsre Burg ist Gott!"

ganze volle Wahrheit.

Der Geist, der patriotische, burschenschaftliche Geist lebte fort und er erwärmt heute noch die Greise, wie er in den Jünglingen geglüht hatte. Es war Stud. theol. Karl Horn aus Neustrelitz, der, aus dem Freiheitskampf zurückgekehrt, 1815 die Burschenschaft mit in das Leben gerufen, der die Stiftungsrede gehalten hatte, einer ihrer ersten Vorsteher geworden war und als Sprecher derselben am 19. Januar 1816 beim Pflanzen der Eiche auf dem Eichplatze gerufen hatte: „Wir setzen ihn ein, den Baum der Hoffnung, den Baum der Stärke, den Baum der Freiheit: wir schwören warme Liebe dem Vaterlande, Ergebenheit unsern Fürsten, die für des Vaterlandes Wohl Gut und Blut zu opfern bereit sind, wir schwören standhafte Treue allen deutschen Brüdern, die mit uns einen Sinn, ein heiliges Streben theilen, und rufen in froher Begeisterung ein Hoch der deutschen Freiheit!" Derselbe Karl Horn, nun Pastor zu Badresch in Mecklenburg-Strelitz, war im August 1858 zum dreihundertjährigen Jubiläum der Universität wieder in Jena, und mit demselben warmen, vaterländischen Gefühl, wie damals in seinen Studentenjahren, 1812 bis 1816, sprach er, der große, kräftige, breitschulterige Mann mit dem offenen, biedern Gesicht und den hellen, freien, hübschen Augen, in der denkwürdigen Burschenschafts-Versammlung, welche damals im deutschen Hause zu Jena stattfand, die schlichten, kernigen Worte: „Der Ruf für das Vaterland hatte uns Alle ohne Unterschied gleich getroffen; Vandalen und Sachsen und wie sie sich nannten, sind zusammen ausgezogen und schlossen sich dem Lützow'schen Corps an. Dort gab uns der König von Preußen selbst die Uniform, in welcher sich zufällig die drei Farben schwarz, roth, gold befanden (schwarze Röcke mit rothen Aufschlägen und gelben Knöpfen), die fortan auch Bundeszeichen wurden, und zwar schwarz wie die Nacht der Knechtschaft, die wir abschütteln wollten, roth wie das Blut, das der Kampf kosten werde, golden wie die Freiheitssonne, die dem Vaterlande aus dem Kampfe gegen die Knechtschaft aufgehen sollte. Was man sonst in diese Farben hineingedeutelt, ist fremder Zusatz, oft kleinliche Spielerei. Nach dem Kampfe kehrten die Jenaer, die ihn überlebt, wieder zu ihren Studien, auch zu ihren Landsmannschaften zurück. Aber Alle brachten das Gefühl mit, daß diese Landsmannschaften ihrer unwürdig, daß in der landsmannschaftlichen Zerrissenheit Deutschlands die eigentliche Ursache gelegen, warum das große, mächtige deutsche Volk so tief habe sinken, so leicht habe in fremde Knechtschaft verfallen können. Dies Bewußtsein brachten wir aus dem Kampfe mit, und in ihm wurzelt die Burschenschaft, die bald nach der Rückkehr der Kämpfer nach Jena entstand. Sie hatte keine politischen Sonderzwecke, sie wollte einfach, klar, offen das Bewußtsein der volksthümlichen Einheit des deutschen Volkes feststellen und der Zerrissenheit unter den Studirenden und, soweit ihr Einfluß, ihr Beispiel gehe, im ganzen Volke ein Ende machen helfen. Das und nichts Anderes war der Zweck der Burschenschaft; so und nicht anders ist sie entstanden. Und wenn Herr Leo sagt, daß meine Vandalenmütze das Roth zum schwarz-roth-goldenen Bande geliefert, so lügt er schnöde, und wenn er sagt, daß ich wahrscheinlich jetzt Bürgermeister oder Landpfarrer sei und den ‚dicken Wanst' vor Lachen schütteln werde, so oft ich an die Possen der Burschenschaft denke, so ist er im Irrthum. Was wir gewollt, war heilig und ist uns heute noch heilig!"

So dachten die Jünglinge, welche kaum ein Jahr nach der Auflösung der Burschenschaft zu deren Wiederbelebung schritten. Schon im Sommer 1820 trat auf der sogenannten Wölmse bei Ziegenhain der Rest der alten Burschenschaft als Germania wieder zusammen, ebenso bildeten sich in Berlin, Erlangen, Heidelberg, Leipzig ꝛc. wieder Burschenschaften, und Burschentage zu Dresden, zu Streitberg und im Odenwalde brachten sie wieder näher. Aber es bildeten sich auch neue Landsmannschaften, oder vielmehr Corps, nur dem heitern Lebensgenuß und der Freundschaft hingegeben. Conflicte zwischen beiden Parteien konnten nicht ausbleiben, und überall fanden Untersuchungen gegen die Burschenschafter und Maßregelungen derselben mit Relegation und andern Strafen statt. Trotz aller Demagogenriecherei erhielten sich aber überall die geheimen Burschenschaften fort und zeichneten sich durch den guten, wackeren Geist, der sich am deutlichsten aus den freundschaftlichen Herzensergießungen ausspricht, welche damals der Freund dem Freunde in das Stammbuch zu schreiben pflegte.

In Jena traten sie auch offen an den Tag und zeichneten sich nicht selten durch ihren mitunter fast überkräftigen Humor aus. Bei den Aufführungen der Räuber, des Götz, des Tell ꝛc. im Weimarischen Theater fehlten die Jenenser Burschen niemals, stets sangen sie in den Räubern nach altem Studentenrecht ihr Gaudeamus, übten ungenirt eine derbe Kritik des Beifalls oder Mißfalls, und als von Weimar aus dies einmal gerügt wurde, sangen sie auf ihrem Burschenhause mit vielem Jubel:

„Unser Herzog Karl Augustus
Hat allein den wahren Gustus;
Er ruft seinem Parterre zu:
Wenn ich klatsche, klatsch auch Du!
Auf die neue Mode!"

Als gegen Ende des Jahres 1822 ein Anschlag am schwarzen Bret plötzlich das Singen der Studenten auf den Straßen verbot, durchbrauste zur Antwort im massenhaften Aufstand der häusererschütternde Gesang: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", die alte Musenstadt, und als zur Dämpfung der Unruhen Militär von Weimar heranrückte, zogen die Burschen, Mann für Mann, mehr als vierhundert, die blitzenden Schläger frei in der Faust, mit Sang und Klang und wehender Fahne auf mehrere Tage nach dem Städtchen Kahla fort.

Ernster war die politische Richtung, welcher die hervorragendsten Kräfte der Burschenschaft sich zuwandten. Ueberall in Deutschland (mit einziger Ausnahme des liberalen Thüringens) erhob die Reaction kühn und immer kühner, immer übermüthiger das Haupt und mußte in den deutschen Jünglingen mit dem Gefühl der Enttäuschung die tiefste Erbitterung wecken. Das Studium der Geschichte hatte in ihnen die innigste und feurigste Liebe zu Volk und Vaterland wachgerufen. Sie sahen mit blutendem Herzen, wie in langwierigen Kriegen, auf dem Boden des eigenen gemeinsamen Vaterlandes Deutsche gegen Deutsche für fremdes Interesse, bethört durch fremde Arglist, sich selbst angefeindet und aufgerieben, sahen auch jetzt ein Geschlecht wiedererstanden, das der verwunderten Welt Ansprüche und Vorurtheile zeigte, welche man lange in den Familiengrüften verwest geglaubt hatte, sahen alte, verrostete Formen, so unpassend sie auch immer waren, wieder hervorgezogen, sahen den Werth der letztvergangenen Zeit so tief als möglich herabgesetzt, ja den heldenmüthigen Aufschwung des deutschen Volkes wie eine Sache hündischen Gehorsams behandelt, sie sahen das Ende solch mannigfachen Elends und eine auf festem Grunde ruhende Sicherheit nur in einer festen Einheit des ganzen Volks, und hielten sich als den Kern der Nation, die Hoffnung der künftigen Generationen ebenso berechtigt, als verpflichtet, für solche Einheit zu wirken.

Auf Anregung der nach der Schweiz geflüchteten Professoren Karl Follen, Snell und Völker stiftete daher der Jenenser Burschenschafter Adolph von Sprewitz aus Rostock im Frühjahre 1821 einen geheimen, durch ganz Deutschland sich verzweigenden „Jünglingsbund", mit der Tendenz, für politische Freiheit und Einheit des gemeinsamen Vaterlandes zu wirken und namentlich die kommende Generation für entschlossenen Sinn heranzubilden. Dafür mit allen Kräften einzustehen wurden die Neuaufgenommenen verpflichtet und ein Erkennungszeichen verabredet. Eine Zeit lang galt als solches folgende Frage und Antwort:

„Führte Dich Deine Reise auch wohl einmal auf den Johannisberg?"

„Ja, in den ersten Tagen des Mais. Warst Du auch dort?"

„Ja, am 18. October."

Einen Zustand herbeizuführen, in welchem das gesammte deutsche Volk durch selbstgewählte Vertreter sich eine Verfassung geben könne, war das Endziel ihrer Bestrebungen; über hundert begabte deutsche Jünglinge, darunter die tüchtigsten Köpfe der Burschenschaft, schlossen sich dieser Richtung, diesem Geheimbunde an. Das Resultat ihrer mehrfachen Zusammenkünfte und Berathungen war, daß der Bundeszweck auf dem Wege der Ueberzeugung erreicht werden solle, durch Rede und Schrift sollten die erkannten Wahr-

heiten dem Volke mitgetheilt werden, damit es einsehen lerne, daß die Einheit Deutschlands nothwendig und gesetzmäßige Freiheit, durch Constitutionen begründet, durchaus wünschenswerth sei. Die praktische Wirksamkeit des Bundes beschränkte sich daher auf seine Verbreitung und auf Versammlungen zu Besprechung des Bundes. Es fehlte ihnen jedoch an Einsicht, Klarheit, Erfahrung, an Einheit und Kräften. Sie blieben ohne Hülfe von außen, der vermeintliche „Männerbund“ existirte nicht, die Umwälzungen in Italien, Spanien, Portugal fanden ihren Damm. So zerfiel allmählich der Jünglingsbund und würde sich auch formell aufgelöst haben, wenn die weite Entfernung der Theilhaber es ermöglicht hätte. Immerhin hat er in der Geschichte des deutschen Volkes seine Bedeutung. Was jetzt die ganze deutsche Nation als nationales Bedürfniß erkannt hat, was wir zum Theil bereits erlangt haben, zum Theil noch zu erlangen streben, was selbst von den deutschen Fürsten vor zwei Jahren im Römer zu Frankfurt als Nothwendigkeit anerkannt worden ist, die freiheitliche Einigung des ganzen großen Vaterlandes, dies und nichts anderes wollten schon damals jene Jünglinge, und ihre Bestrebungen sind ein Factor gewesen in der Fortentwickelung dieses nationalen Processes.

Aber wie wurde von den damaligen Regierungen dies Beginnen der deutschen Jugend angesehen, wie mußten die jungen „Demagogen“ für ihren „Hochverrath“ büßen! A. Ruge, ein Mitglied des Jünglingsbundes, erzählt z. B. in seinen Denkwürdigkeiten: Kurz vor Weihnachten 1823 kamen schlimme Nachrichten von den Verhaftungen mehrerer vertrauter Freunde aus dem Burschenkreise von Halle nach Heidelberg, und Ruge fühlte wohl, daß „der fünfte Act des Dramas gekommen“ und die Gefahr, seine Freiheit zu verlieren, nahe gerückt sei. Obwohl gewarnt, entschloß er sich doch, ruhig auszuharren und Simon's aufopferndes Anerbieten, mit ihm zu flüchten, abzulehnen. An einem der ersten Tage des Jahres 1824 versammelten sich die Freunde zu einem großen Gelage. Als hätte er eine Ahnung gehabt, daß es sein letzter freier Abend sein solle, geizte Ruge förmlich mit den Minuten und wollte am liebsten gar nicht nach Hause gehen. Endlich gegen Mitternacht brachen sie auf. Ruge öffnete die Thür seines Hauses, suchte Stubenschlüssel und Licht, — da tauchten aus allen Ecken Gestalten auf und ein gnietender Regierungsrath aus Karlsruhe verhaftete den allzu Vertrauensseligen „wegen Hochverraths“. Der Kerker wartete seiner und erst sechs Jahre später sollten die Thüren, die jetzt hinter ihm zuschlugen, sich ihm wieder öffnen!



Der Burgkeller in Jena,
die alte Kneipe der Burschenschaft.

Der Jünglingsbund war durch Verletzung des Briefgeheimnisses entdeckt worden und die große Mehrzahl seiner Mitglieder, soweit sie sich nicht durch eiligste Flucht in die Schweiz oder über das Meer retteten, wurden als Demagogen verhaftet und auf das Allerhärteste gestraft. Wie sich die Mainzer Commission freute, in Demagogenriecherei wieder machen zu können! wie sich überall die Gerichte beeilten, die edelsten Söhne des Vaterlandes in den Kerker zu werfen! Ein einziges Erkenntniß des Breslauer Oberlandesgerichts allein verurtheilte

1) den Lieutenant (früher Student) Karl Friedrich von der Lanken „wegen Theilnahme an einer verbotenen, das Verbrechen des Hochverraths vorbereitenden geheimen Verbindung und deren Verbreitung“ zu zwölf Jahren Festung,
2) den Hülfslehrer am Bielefelder Gymnasium, H. Chr. Alb. Clemen, zu fünfzehn Jahren Festung,
3) Joh. Heinr. Karl Brandes zu sechs Jahren Festung,
4) Carl Joh. Otto Sigismund von Witter zu fünfzehn Jahren Festung, ebenso
5) den Auscultator von Bonge zu Breslau zu fünfzehn Jahren,
6) den Auscultator A. E. Lange zu Landsberg zu fünfzehn Jahren,
7) den Auscultator Kaspari zu Groß-Salza zu dreizehn Jahren,
8) August Friedr. Gottlieb Pötsch zu acht Jahren,
9) Ernst Ferdinand Hagemeister zu acht Jahren,
10) den Rector Schütte zu Herdecke zu fünfzehn Jahren,
11) Georg Arnold Rump zu fünfzehn Jahren, ebenso
12) Arnold Ruge zu fünfzehn Jahren Festung,
13) F. W. L. D. Landfehrmann zu dreizehn Jahren,
14) H. Th. R. E. Ledebur zu fünfzehn Jahren,
15) F. W. Lehmann zu zehn Jahren,
16) Wilh. Ernenputsch zu elf Jahren,
17) Hermann Ascan Demme zu neun Jahren Festung,
18) von Biebahn „wegen dringenden Verdachts, die Existenz dieser Verbindung wohl gekannt, ohne aber hiervon der Behörde Anzeige gemacht zu haben“ (!!), zu „außerordentlichem“ zweijährigen Festungsarrest,
19) A. L. Chr. Gabert zu fünfzehn Jahren Festung, ebenso
20) Moritz Großler zu fünfzehn Jahren,
21) C. Aug. Springer zu fünfzehn Jahren,
22) G. A. Wisliecenus zu zwölf Jahren,
23) F. W. H. Pirschner zu vierzehn Jahren,
24) C. F. Bercht zu vierzehn Jahren,
25) E. P. Schliemann zu dreizehn Jahren,
26) R. W. Th. Quinke zu acht Jahren und
27) A. F. Hubold zu neun Jahren Festung,

überdies auch zu Dienstentsetzung, Unfähigkeit zu allen öffentlichen Aemtern, Verlust des Rechts zur Tragung der preußischen Nationalcocarde und der Denkmünze für Nichtcombattanten aus dem Jahre 1815. So brachen ehemalige Landsmannschafter als nunmehrige preußische Richter, gehorsam den Befehlen ihrer Regierung, den Stab über edle deutsche Jünglinge, ohne das patriotische Streben derselben zu verstehen, ohne zu begreifen, wie schwer sie selbst sich gegen das Recht und die Geschichte des deutschen Volkes vergingen. Natürlich richteten sich die hochnothpeinlichen Untersuchungen auch gegen die Mitgliedschaft bei der geheimen Burschenschaft, der bloße Verdacht burschenschaftlicher Gesinnung genügte, um zum Gefängniß, zur Festung geführt zu werden. Wahrlich, die Schamröthe steigt Einem in das Gesicht, wenn man die Blätter der Geschichte deutscher Demagogenriecherei liest!

Von Neuem beschloß im Jahre 1824 die deutsche Bundesversammlung Auflösung der Burschenschaft, von Neuem aber schuf der unverwüstliche burschenschaftliche Sinn der akademischen Jugend sowohl in Jena (wo von 1823 an der altehrwürdige Burgkeller zum Burschenhause diente), als auch in Leipzig, Halle, Erlangen, Würzburg, Heidelberg, Göttingen, Marburg, Gießen ꝛc. geheime burschenschaftliche Verbindungen und vereinigte sie sogar im Jahre 1828 zu einer neuen allgemeinen deutschen Burschenschaft, welche als Endziel die Einheit Deutschlands bezeichnete und als ihre Tendenz aussprach, daß sie „die Vorbereitung zur Herbeiführung eines

frei und gerecht geordneten und in Volkseinheit bestehenden Staatslebens in dem Volk, mittels sittlicher, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochschule" bezwecke. Es war in diesen Kreisen, wie ein Glied derselben später (in der A. Z.) treffend bemerkte, ein heiteres, ein prächtiges Leben. „Wie platzten in den Fuchskränzchen, in den Verbindungskränzchen, in den allgemeinen Versammlungen die Geister aufeinander, welche Gegensätze kamen zu Tage, wie offen und muthig sprach diese Jugend aus, was sie auf dem Herzen und auf der Zunge hatte! Es ist wahr, in unsern Staaten, die wir bildeten und die in innigstem Trutz- und Schutzbündniß standen, im Kaiserthum Zwätzen, in der Republik Ziegenhain, in den Herzogthümern Ammerbach und Wöllnitz, thaten wir nach altgermanischer Art den Lanzen, Aebten, Birkenmeiern und Stübchen die gebührende Ehre an, aber wir lagen auch den Studien ob und waren fleißig. Und so ist es gekommen, daß aus dieser Jenaischen Burschenschaft eine verhältnißmäßig große Anzahl von tüchtigen Männern hervorging, welche einflußreiche Aemter bekleiden, sich im deutschen Parlamente, in Landesvertretungen, in Cabineten, auf dem Richterstuhl, auf der Kanzel und als Gelehrte ausgezeichnet haben. Namentlich im Jahre 1830 war eine Fülle von bedeutenden Köpfen und charakteristischen Leuten auf dem Burgkeller, wie sie in solcher Weise sich wohl nicht leicht wieder zusammenfinden."

(Den Schluß, Nr. III, dieses Artikels lassen wir nach dem Burschenschafts-Jubiläumsfeste folgen, um dem Ganzen einen abgerundeten Abschluß zu geben.)

„Der heilige Herr."

Ein geheimnißvoller Glaubensfürst.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, unter der Regierung des Fürsten Wolfgang Ernst des Zweiten von Isenburg-Birstein, begann sich die jetzt zum Großherzogthum Hessen gehörige Stadt Offenbach zu einer Fabrikstadt aufzuschwingen, deren gewerbliche Production, durch die Nähe von Frankfurt begünstigt, eine immer größere Bedeutung erlangte und deren Erzeugnisse nach allen Richtungen hin Absatzwege fanden. Durch den reichen Fabrikenbesitzer Nicolaus Conrad, einen eifrigen Beschützer der Wissenschaften und Künste, namentlich der Musik — er unterhielt z. E. eine Kapelle, die jährlich vierzigtausend Gulden kostete — kam Leben und Genuß in das unbedeutende Städtchen, die Hauptstadt des Fürstenthums, und viele bedeutende Fremde ließen sich dort nieder.

Unter ihnen war die Geliebte Goethe's, die reiche Banquierstochter Lili Schönemann aus Frankfurt, die sich nachmals an den Banquier Baron Türkheim in Straßburg verheirathete. Ebenso hatten Frau Sophie la Roche und ihre Enkelin Bettina Brentano, nachherige Frau von Arnim, damals ihren Wohnsitz in Offenbach. Man sieht also, wie Kunst und Poesie damals in Offenbach zur Verschönerung des Lebens in geschwisterlichem Vereine gestanden haben und wie dem Fürsten Wolfgang Ernst dem Zweiten, der sich nachmals dem aufsteigenden Gestirne Napoleon's des Ersten mit Begeisterung zuwendete, das Verdienst gebührt, Gewerbfleiß und Kunst in Offenbach beschützt zu haben.

Unter den Fremden jener Zeit ist wohl Niemand merkwürdiger geworden, als ein geheimnißvoller hebräischer Heiliger, das Haupt einer jüdisch-christlichen Secte, den sein Anhang für den verkörperten Gott und für unsterblich hielt und dem die Secte mit der größten Ehrfurcht ergeben war. Man nannte ihn gewöhnlich den Polakenfürst Frank, weil man aus seinem kolossalen Aufwand auf eine fürstliche Herkunft schloß. Allein weder der Name „Frank", noch die Vorstellung von seiner fürstlichen Würde sind richtig. Es verhält sich damit ganz anders. Der Polakenfürst, ursprünglich ein polnischer Jude Namens Dobrusky, wurde im Jahre 1712 unter der Regierung August des Starken geboren. In seiner Jugend betrieb er die Branntweinbrennerei, welche in Polen ein Haupterwerbszweig ist und dort Arrenda genannt wird, daher diejenigen, welche von polnischen Starosten den Pacht von Branntweinbrennereien nebst dem Ausschankrecht dieses Getränks erstanden, den Namen Arrendatoren erhielten.

Früh regte sich in Dobrusky ein unwiderstehlicher Hang zur religiösen Speculation und Mystik, wozu ihm die Sagen und Legenden aus der grauen jüdischen Vorzeit, welche als Ueberlieferung sich erhalten haben, ein reichliches Material darboten. Er brütete über den Urkunden des Judenthums, den fünf Büchern Mose, welche die Thora (das Gesetz) genannt werden, und vertiefte sich in den Geist der Propheten. Auch beschäftigte er sich mit dem Talmud, welcher die Auslegung des Gesetzes durch die jüdischen Theologen enthält, und glaubte gefunden zu haben, daß diese Auslegung zu starr an dem Buchstaben klebe und den höheren Geist verloren habe. So kam er auf die Geheimlehre der Kabbala, welche neben der Thora als eine uralte Tradition fortbesteht und außer den überlieferten Sagen und Legenden auch uralte, von Gott seinen Auserwählten unmittelbar eingegebene Deutungen des Gesetzes enthalten soll. Das geschriebene Gesetz (die Thora), lehrt die Kabbala, sei nur die äußere Hülle, gleichsam der Schleier, unter welchem höhere Offenbarungen Gottes verborgen lägen. Nur der könne den Schlüssel dazu finden, welcher unmittelbar von Gott erleuchtet sei. Diese höheren Offenbarungen seien schon früher dagewesen, als die Gesetzgebung auf dem Berge Sinai. Sie seien schon dem ersten Menschen Adam, dann dem Patriarchen Abraham als Stammvater der Juden, auch Mose selbst und dem Wiederhersteller des Gesetzes, Esra, welcher um 480 vor Christi lebte, zu Theil geworden und wären auf den auserwählten Kreis der Erleuchteten vererbt worden.

Alt ist die Kabbala allerdings, aber sie enthält keine unverfälschte und lautere Ueberlieferung und hat vielmehr in Folge des Aufenthalts der Juden in Aegypten und im babylonischen Exil vielerlei fremde Zuthaten aufgenommen. Daher finden sich in ihr viele Anklänge der ägyptischen Mysterien und Hieroglyphen, babylonische Sprachfiguren und griechische Philosopheme deutlich abgespiegelt, und gerade dies giebt ihr etwas Geheimnißvolles, welches phantasiereiche Menschen anzieht.

Unter den jüdischen Gelehrten und Schriftstellern, die als Kabbalisten bekannt geworden sind, nimmt Einer den ersten Rang ein. Dieser Mann ist der Rabbi R. Simon Ben Jochai, der im dreizehnten Jahrhundert gelebt hat. Er hat ein Buch unter dem Titel „Sohar" (Glanz) geschrieben, in dem alle überlieferten kabbalistischen Lehren zusammengetragen sind. Dieser Sohar ist die eigentliche Bibel der Kabbalisten geworden und handelt von dem göttlichen Wesen, seinen verborgenen Eigenschaften, seinen verschiedenen Namen und seinen Einwirkungen auf die Welt. Namentlich wird im Sohar betont, daß Gott schon mehrmals auf Erden in Menschengestalt erschienen sei, gegessen, getrunken habe 2c. Um aber dem Einwand zu begegnen, daß Gott bei seinem Eingeschlossensein in einem menschlichen Körper außerhalb desselben nicht existiren könne, stellt der Sohar die Lehre von den drei Parzufim (Gestaltungen) auf, nach welcher Gottes Wesen aus drei Persönlichkeiten bestehe, von denen zwei in der Welt verkörpert leben könnten, ohne die Einheit Gottes aufzuheben.

Die Kabbalisten erkannten in dem Buche Sohar ihre eigentliche Glaubensquelle und es bildete sich unter den Juden in Polen, Mähren, Böhmen, Ungarn bis in die Türkei hinein eine Secte, die sich den Namen Soharisten beilegte und von den übrigen Juden, da sie den Talmud als die buchstäbliche Erklärung verwarf und im Worte einen tieferen Sinn suchte, angefeindet wurde. Auch hatte diese Secte das Eigenthümliche, daß sie an zwei Messias glaubte, einen aus dem Stamme Joseph's, der aber getödtet worden und unter dem sie vermuthlich Jesum Christum verstand, und einen aus dem Stamme David's (?), der die durch Jerobeam getrennten Stämme von Juda und Israel wieder vereinigen würde.

Für diesen zweiten Messias galt bei der weitverbreiteten Secte ein Mann, der Sabbathai Zewy hieß und im Jahre 1625 in Smyrna, also im türkischen Reich, geboren wurde. Dieser phantasiereiche und unternehmende Kopf, der schon in seiner Jugend hervorragende Talente verrathen und sich in den Sohar eingelebt hatte, stand bei der Secte im ganzen türkischen Reiche im höchsten Ansehen und bezeichnete sich in seinen Ausschreiben förmlich als den Gesalbten des Gottes Jakob's, als den erwarteten Messias, indem er zugleich verhieß, „daß sein Reich bald offenbar werden," die Krone vom Haupte des Sultans fallen und ihm aufgesetzt werden würde." Jedoch konnte er wegen heftiger Verfolgungen, die sich

wider ihn erhoben, seine Messiasrolle nicht ausspielen. Er mußte sogar den mohammedanischen Glauben annehmen, wurde aber dennoch auf Befehl des Sultans am 10. Septbr. 1676 umgebracht.

Allein die Secte bestand fort und an ihre Spitze trat jetzt der Mann, von dem wir erzählen wollen, welcher die letzte Zeit seines Lebens als sogenannter Polakenfürst in Offenbach zugebracht und dort sein Grab gefunden hat. Auch er hatte mit dem vollen Feuer seiner schwärmerischen Seele sich in den Tiefsinn des Buches Sohar versenkt und glaubte im Besitz aller Weisheit zu sein. Er hielt sich eine Zeitlang als Arrendator (Branntweinbrenner) in der Krim und in den angrenzenden türkischen Provinzen auf, und weil die Türken alle Fremden, besonders die aus dem Abendlande, Franken nennen, so ließ er, als Zeichen seiner Verwandlung, seinen Familiennamen Dobrusky fallen und nannte sich von jetzt an Frank, legte sich auch zugleich den Vornamen Jakob bei, um damit anzudeuten, daß der Patriarch Jakob, der weiland die Himmelsleiter im Traume gesehen, der Held Gottes genannt Israel, von dem alle seine Nachkommen den Namen Israeliten führen, in ihm wiedererstanden sei. So wollen wir denn auch diesen Namen Jakob Frank beibehalten, weil er sich in seinen Ausschreiben selbst so unterzeichnet hat.

Aus diesen türkischen Provinzen kam er mit dem Rufe eines Kabbalisten zurück und ließ sich darauf in Podolien nieder, dem Lande sehr zahlreicher jüdischer Arrendatoren (Branntweinbrenner und Schenkwirthe), welches damals noch zu Polen gehörte, nach der unheilvollen Theilung dieses Reiches aber an Rußland kam. Hier trat er an die Spitze derjenigen Secte, welche der vorhin erwähnte falsche Messias Sabbathai Zewy durch seinen Uebergang zum Islam aufgegeben hatte, und erlangte durch das Ansehen, welches er sich beizulegen wußte, durch Kühnheit und Beredsamkeit und durch ein geheimnißvolles, imponirendes Wesen einen großen Anhang unter den polnischen Juden. Statt des falschen war jetzt der wahre Messias erstanden und als solcher anerkannt von den vorzüglichsten Rabbinen, sowie von sämmtlichen Mitgliedern der Gemeinden in Landskron, Busk, Ostrau, Opotschnia, Kribtschin u. A. Von diesen erhielt „der heilige Herr", wie er genannt wurde, bedeutende Geldopfer, die sich späterhin durch Vermehrung der Secte kolossal steigerten, weil man glaubte, was man dem heiligen Herrn spende, vertrete die Stelle der Tempelopfer.

Nun that Frank den entscheidenden Schritt, daß er von Podolien aus in hebräischer Sprache ein Rundschreiben an alle Sohariten der verschiedenen Länder erließ, in-dem er seine kabbalistischen Lehren vortrug, sich als Inhaber geheimer Weisheit bezeichnete, als Haupt der Sohariten und als Messias ankündigte. Von dieser Zeit an hat sich der Glaube in seinem Anhang verbreitet, daß er der verkörperte Gott sei, welcher aus der Urquelle geheimer Weisheit schöpfe.

Allein diese Richtung des „heiligen Herrn" (Frank) erregte denn doch auch den Neid und die Eifersucht der Rabbinen, welche die Gültigkeit des Talmud und somit das formgerechte und buchstabengläubige Judenthum in Gefahr erblickten. Diese veranlaßten heftige Verfolgungen gegen Frank und seine Secte, die sie für abtrünnige Juden erklärten, und wußten es bei den polnischen Regierungsbehörden dahin zu bringen, daß Frank und verschiedene Leute aus seinem Anhang, als sie einst eine Wallfahrtsreise über die polnische Grenze hinaus in das türkische Gebiet nach Saloniki (das ehemalige Thessalonich in der Provinz Macedonien) machten, wo die Soharitensecte bedeutende Niederlassungen und Hülfsquellen hatte, an der Grenze als angebliche Emigranten aufgefangen und zur Haft gebracht wurden. In dieser Bedrängniß fand Frank, dem es weder an Klugheit und Beredsamkeit, noch an Muth fehlte, den Weg der Hülfe. Er stand nämlich bei dem katholischen Bischof von Podolien, welcher in der Hauptstadt Kamenez-Podolsk residirte und der in der Richtung Frank's eine Hinneigung zum Christenthum zu erblicken vermeinte, als philosophischer Jude, welcher die Fesseln des Buchstabens abgeschüttelt hatte, in besonderem Ansehen. Durch die Vermittlung des einflußreichen Bischofs wurde nicht allein die Haft aufgehoben, sondern es wurde auch die polnische Regierung vermocht, der Secte unter dem Namen „Sohariten" einen königlichen Schutzbrief auszufertigen, wodurch sie eine staatliche Anerkennung erhielt.

Als indeß der Bischof von Kamenez-Podolsk starb und die talmudischen Gegner das Uebergewicht erlangten, verschlimmerte sich die Lage der Sohariten. Die Folge war, daß sich die Secte in Podolien nicht mehr halten konnte und ein großer Theil derselben sich entschloß, mit Frank an der Spitze nach der Moldau auszuwandern, die damals unter der Oberlehnsherrlichkeit der türkischen Pforte von eigenen Hospodaren regiert wurde. Dort hoffte die Secte sich freier bewegen zu können und siedelte sich in und um Chozim (Chocz) an. Allein auch hier bewährten die rechtgläubigen Juden ihren Haß und zeigten den Behörden an, daß die Einwanderer zur ordentlichen Judenschaft nicht zählen können und auch von dem Chacham Baschi (dem Oberrabbiner von Constantinopel) nicht dafür angesehen, noch bei der hohen Pforte vertreten werden würden. Auch hetzten sie die Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten auf, bei denen die Sectirer meistentheils ausgeplündert wurden. In dieser kritischen Lage entschlossen sie sich, zur katholischen Kirche überzutreten, um Ruhe, Schutz und Sicherheit zu finden. Auch hier war Frank der oberste Führer, und der Uebertritt erfolgte auch wirklich. Er selbst und seine drei Kinder Rochus, Joseph und Eva, welche vorher als Jüdin Rachel hieß, nahmen nebst vielen Sectirern die Taufe nach katholischem Ritus an. Dieser Uebertritt war jedoch nur eine äußerliche Form, ein Act der Nothwendigkeit zu eigener Sicherstellung. Innerlich blieben die Sohariten, was sie gewesen waren.

Bald entdeckte man, daß sie geheime Zusammenkünfte hielten und eigenthümliche Gebräuche nach kabbalistischen Vorschriften beobachteten. Es zeigte sich ferner, daß sie nicht den katholischen Erzbischof von Jassy als das Haupt der Diöcese anerkannten, sondern vielmehr dem heiligen Herrn (Frank) mit der unbedingtesten Ehrfurcht ergeben waren. Die Secte bestand also nach wie vor fort und wurde einer beschimpfenden Strafe unterworfen. Man schor den Sohariten nämlich den Bart auf einer Seite bis zum Kinn, ließ aber die andere Hälfte stehen, zum Zeichen, daß sie weder Christen noch Juden seien. Diese Strafe war von sehr empfindlicher Art, weil die Juden in jenen Landstrichen einen langgewachsenen Bart für ein Heiligthum und für ein Zeichen ihrer Würde und Nationalität ansahen. Diejenigen, welche als die eifrigsten Sectirer erkannt wurden, schickte man zum Festungsbau. Dieses Loos traf vornehmlich den Gott und Hohenpriester Israels Frank mit besonderer Strenge, weil man ermittelt hatte, daß er als Agitator fortwährend thätig war, neue Proselyten für die Secte zu werben, und weil er dazu förmliche Agenten ausgesendet hatte. Er wurde daher auf die im polnischen Gebiet gelegene Festung Czenstochow gebracht, wo der heilige Herr mit Ketten an den Füßen innerhalb des Wallringes zur Erbauung von Redouten im Schanzkarren gehen mußte. Diese schwere Festungsarbeit währte einige Jahre. Trotzdem blieben sein Muth und seine Standhaftigkeit ungebrochen, und sein Glaube an sich selbst gewann eine noch höhere Spannkraft. Gerade der Umstand, daß er diese schwere Haft erleiden mußte, vermehrte seinen Anhang und ließ ihn als göttlichen Dulder für die heilige Geheimlehre erscheinen.

Die politischen Ereignisse in Polen führten endlich seine Befreiung herbei. Von den verfolgten Dissidenten, Lutheranern, Reformirten, Griechen und Armeniern gerufen, marschirten 1771 die Russen ein und besetzten auch die Festung Czenstochow. Da sie in der Maske von Vertheidigern der Glaubensfreiheit erschienen, so setzten sie Frank auf freien Fuß. Ohne durch die ausgestandenen Leiden gelähmt worden zu sein, fuhr er fort, als unermüdlicher Agitator Proselyten zu werben und seinen Anhang zu vermehren, zu welchem Zweck er Polen, Böhmen, Mähren und die angrenzenden Länder durchreiste, überall mit offenen Armen aufgenommen und mit sehr bedeutenden Geldsummen unterstützt wurde. Bei diesen Wanderungen hatte er Oesterreich kennen lernen und war zu der Ueberzeugung gekommen, daß er nirgends größere Sicherheit finden werde, als unter der Regierung der gutmüthigen und frommen Maria Theresia. Wirklich siedelte er im Jahre 1778 mit einem großen und prachtvollen Gefolge, welches aus getauften Juden beiderlei Geschlechts bestand, nach Wien über. Anfangs ließ ihn der Staatskanzler Fürst Kaunitz ruhig gewähren. Als man aber bemerkte, daß die Secte, obgleich äußerlich dem Katholicismus zugethan, doch in ihrem innersten Wesen eine andere Richtung hatte, kein anderes kirchliches Oberhaupt verehrte, als nur den heiligen Herrn (Frank), den zweiten Patriarchen Jakob, den in Menschengestalt eingekleideten Gott; als man wahrnahm, daß derselbe eine Hofhaltung unterhielt, wie sie kein orientalischer Fürst glänzender haben konnte, ohne sich erklären zu können, aus welcher Quelle die Summen dazu flössen: so fing man allmählich an

zu glauben, daß er ein religiöser Schwindler sei, der durch den Zauber seines Wortes die Seckel seiner Gläubigen zu öffnen verstehe, wie Petrus den Himmel. In der That hat Niemand den Reiz des Geheimnißvollen und den Glauben an das Miraculöse seiner Erscheinung, seiner Lehren und Gebräuche besser zu unterhalten und zu fördern gewußt, als Frank.

So viel man von ihm erfuhr, ging seine Tendenz dahin, das Judenthum mit dem Christenthum zu einer neuen Religionsform zusammenzuschmelzen, welche Frank die edomitische nannte. Daher wollen wir die Secte von nun an Edomiter nennen. Auch enthielten alle Ausschreiben Frank's den Satz, daß Alle, die von Abraham, Isaak und Jakob abstammen, verpflichtet seien, durch die Taufe zur heiligen Religion Edom's überzugehen, weil sie nur auf diesem Wege den Segen erben könnten, den der Prophet Jesaias verheißen habe. Wie aber die inneren Lehren und Gebräuche dieser edomitischen Secte beschaffen waren, das hat Niemand im Publicum erfahren können.

Fortwährend hatte Frank seine Agenten in Polen und den angrenzenden Ländern, wo die Juden sehr zahlreich sind, um seine Anhänger zu vermehren und Gottesopfer als freiwillige Gaben an den heiligen Edomiterhof einzuliefern. So wurden Fässer voll Geld unter der Escorte von Frank's eigenen Leibgardisten, deren er eine beträchtliche Zahl unterhielt, an seinen Hof gebracht und zwar so reichlich, daß er eine ungemessene Wohlthätigkeit ausüben konnte. Allein da die katholische Kirche bei ihrem abgeschlossenen Glaubenssystem Secten nicht wohl aufkommen läßt, so konnten die Edomiter sich nicht länger halten, und Frank war daher genöthigt, sich nach einem anderen Wohnsitz umzusehen. Er entschied sich für Brünn, weil er sich dort mehr im Mittelpunkte der weitverbreiteten Secte befand und von hier aus alle Sectenmitglieder in den umliegenden Ländern leiten konnte.

Als er nach Brünn übergesiedelt war, strömten ihm die Gelder nicht blos in höherem Maße zu, sondern es fanden sich auch schöne junge Juden beiderlei Geschlechts bei ihm ein, deren Zahl sich oft auf mehrere Hunderte belief. Das waren förmliche Wallfahrten zur Quelle des Heils, und diese Alle zehrten von den ungeheuren Gottesopfern, die dem heiligen Herrn zur Verfügung gestellt wurden. Nirgends war seine Hofhaltung so prächtig, wie in Brünn. Er hatte eine Anzahl von berittenen Leibgardisten, aus getauften Juden bestehend und meist über siebenzig Mann stark. Das übrige Personal dieses hohepriesterlichen Hofes vom ersten Secretair an bis zu den Stallknechten war nicht minder beträchtlich. Es war der orientalische Hof des verkörperten Gottes Israel. Ebenso prachtvoll war die Carosse, in der er ausfuhr, bespannt mit vier stolzen Rossen, die von einem reichgalonnirten Leibkutscher in russischgrüner Uniform gelenkt wurden. Immer umgaben den Wagen zwölf seiner Leibhusaren mit langen Piken, deren Spitzen mit vergoldeten Adlern, Hirschen, Sonne und Mond verziert waren, die symbolische Zeichen für die Edomiter zu sein schienen.

In dieser Carosse, die mit einem Glasverdeck sorgfältig geschlossen war, weil der Herr von der profanen Welt nicht gesehen sein wollte, fuhr er jeden Nachmittag in das freie Feld an einen bestimmten Platz, um zu beten. Vor der Carosse erschienen zwei Leibhusaren, die übrigen Leibgardisten ritten zur rechten und linken Seite des Wagens, und hinter der Carosse folgte ein Reiter auf stolzem, mit vielen Schellen behangenem Rosse, der einen mit Wasser gefüllten und am Ende mit einer Art von Gießkanne versehenen Schlauch mit sich führte. Am bestimmten Orte wurde ein prächtiger Teppich auf die Erde gebreitet, worauf der heilige Herr nicht stehend oder knieend betete, sondern sich nach orientalischer Weise der Länge nach, das Angesicht der Erde zugekehrt, niederstreckte. Im tiefsten Schweigen standen die Leibgardisten in einiger Entfernung. Wenn Frank sich erhob und der Teppich weggenommen wurde, kam der Reiter mit dem Wasserschlauch und begoß die Stelle. Was aber diese Begießung, welche einige Aehnlichkeit mit dem Gesetz der jüdischen Abwaschungen hat, im Sinne der Edomiter bedeuten sollte, hat Niemand ermitteln können.

Seine eigene Kleidung ähnelte der polnischen Nationaltracht der Juden. Er trug eine runde Mütze von hochrother Seide ohne Schild, die er nie, auch im Gebete nicht, abnahm. Vermuthlich folgte er der Sitte seines Volkes, sich das Haar auf dem Scheitel abscheeren und es auf den Seiten in Büscheln herabhängen zu lassen. Diese Locken an den Schläfen des Gottes Edom waren später weiß geworden, ebenso auch sein langgewachsener Bart, der vom Kinn bis auf die Brust herabfiel. Der Rock, welchen er gewöhnlich trug, war ebenfalls von rother Seide, reichte bis auf die Knöchel herunter, war hinten am Schooße nicht aufgeschlitzt und vorn vom Gürtel bis zum Halse nicht mit Knöpfen versehen, sondern zugeheftet. Dieser rothe Seidenrock war auch oft mit Pelz verbrämt und gefüttert. Was seine Persönlichkeit betrifft, so war die Form seines Gesichtes länglich-oval, seine Farbe fahl, aber seine Blicke hatten fast einen drohenden und gebietenden Ausdruck, wie die des Donnergottes Zeus. In seiner Haltung hatte er etwas, das Ehrfurcht einflößte. Dazu mochte auch viel beitragen, daß er in olympischer Abgeschiedenheit lebte und der profanen Welt ganz unzugänglich blieb, sich niemals auf offener Straße oder auf Promenaden sehen ließ und im Inneren seiner Gemächer sich mit der Leitung der gläubigen Edomiterheerde in den verschiedenen Ländern beschäftigte.

(Schluß folgt.)

Die Heimath der feinen Handstickerei.

Vor hundert Jahren noch kreiste der Lämmergeier über den Kämmen des Säntisstockes* und pfiffen die Murmelthiere zahlreich in den steilen Halden, welche die Meglisalp umsäumen; sie sind den Verfolgungen erlegen und mehr nach dem Innern der Centralalpen zurückgedrängt. Dafür hausen häufige Gemsenrudel in allen Theilen des Gebirgsstockes. Vor wenigen Jahren noch zählten wir am Hühnerberg einundzwanzig Stück in einem Weidgang, und dieser Tage jagte man selbst in den Vorbergen der Seealp einen Prachtbock auf. Die flüchtigen Thiere werden nicht häufig und nicht mit besonderem Geschick und Glück verfolgt.

* Als vorgeschobener nordöstlicher Eckpfeiler des schweizerischen Alpensystems gewinnt der Säntisstock vermöge seiner Lage, seines Aufbaues und seiner Gestaltung ein ganz besonderes Interesse. Mag man vom Allgäu her oder aus dem schwäbischen Oberland oder aus dem untern Hügellande der Thur in den von ihm beherrschten Gesichtskreis treten, überall imponirt er durch seine breiten, gegliederten Massen und die schönen, bald sanften, bald kühnen Linien, in denen er sich von den Quellen der Thur bis gegen die Rheinmündung am Bodenseeufer hinlagert. Durch das Hochthal der Thur von den steilgegiebelten Churfirsten und dem übrigen schweizerischen Alpennetze getrennt, erscheint er als selbstständiges Hochgebirgsmassiv und überragt in stolzer Majestät sowohl den gewaltigen Seespiegel, als das nordöstliche Ende der großen schweizerischen Hochebene, die sich in breitem Wurf vom Leman zum Bodan hinzieht.

Und wirklich ist der Säntisstock eine Gebirgswelt für sich. In stolzer Isolirtheit tritt er als selbstständiges Ganzes auf. Dabei ist er aber ein vollendetes Modell der schweizerischen Hochgebirgsnatur und birgt in verkleinertem Maßstabe fast alle hochalpinen Naturformen und Naturerscheinungen in überraschender Mannigfaltigkeit. Sein Gerippe besteht aus einer Anzahl parallel von Südwest nach Nordost streichender Arme, von denen der östlichste und der westlichste, sowohl in Bezug auf absolute Höhe, als auch in Bezug auf Länge die bedeutendsten sind. Der westlichste beginnt im Thurthal am Schindelnberg, culminirt im „hohen Säntis“ und bricht im Ebenalpstock jäh gegen das Sitterthal ab; der östlichste streicht vom Schafberg und Altmann in steilem Abfall gegen das Rheinthal über den „hohen Kasten“ und Fähnernberg und verliert sich in einer langen, sanftgebogenen Hügelkette gegen den Bodensee hin. Zwischen diesen beiden Hauptketten zieht sich ein hoher Querkamm von der Säntiskuppe bis zum Altmann, von dem wiederum mehrere Binnenketten parallel mit den Hauptzügen auslaufen.

Diese Configuration des ganzen Kalkgebirgsstockes bedingt eine merkwürdig große Mannigfaltigkeit der Naturbilder. Mit jeder Stunde findet sich der Wanderer in einer neuen Welt. Unter seinem Fuße verwandelt sich unvermerkt der Felsenpfad zum lachenden Alpthal, zur wilden Felsschlucht, während an seinen Seiten die Bergflanken in ewiger Veränderung ihn begleiten, bald in kahlen, gigantischen Felswänden herunterstarrend, bald in grünen Weiden oder dunkeln Fichtenwäldern zu milden Kämmen oder zu kühnen, nackten Kuppen aufstrebend. Nirgends Einförmigkeit und langgedehnte Bilder, überall kecke Ursprünglichkeit und Originalität; aber auch überall schöne Linien, malerische Formen, reizende Farben. Ein paar Vergleiche mögen uns diese Contraste bestätigen.

Die Säntisspitze (7710 Pariser Fuß über dem Meere) steigt ziemlich sanft und allmählich aus ihrer Kette empor, an der Nord- und Ostseite von breiten Schneefeldern flankirt, deren eines im Uebergang zum Gletscher begriffen ist, denselben aber, weil von ausgiebigen Firnquartieren nicht genährt,

Kaum, daß im Jahre ein Dutzend Stücke in Abschuß kommt, während der Zuwachs das Drei- und Vierfache betragen mag. Die Gehänge sind theilweise zu schwer zugänglich und bieten zugleich nach zu vielen Seiten hin bequeme Ausflucht, um die Jagd ausgiebig zu machen. Die zur Winterzeit silberweißen Schneehasen finden sich im obern Gebirge nicht häufig, zahlreicher im angelehnten Mittelgebirge bis gegen die Thäler hin, werden aber auch nicht häufig erbeutet. Bis zu den höchsten Gipfeln lebt das Schneehuhn in kleinen Ketten, während die prächtigen rothfüßigen Steinhühner (Pernisen), obwohl weit schöner als jene, auch in den Felsen und auf den Grasbändern der untern Berge zu finden sind. In allen Bergwäldern balzt im Frühjahr der Birkhahn und läßt sein sonores Kollern von Alp zu Alp ertönen; der herrliche Auerhahn ist überall seltener geworden; das schöne Haselhuhn, die Krone alles Wildgeflügels, erscheint fast überall in den gemischten Waldungen, wird aber nicht zahlreich erlegt. Der schimmernd gefärbte Alpenmauerläufer klettert unabläßig an den Felswänden; die Schneefinken finden wir selten und zufällig, zur Winterszeit in ansehnlichen Flügen, während der zutrauliche Alpenflühvogel auf keiner Weide fehlt. Nur ein Alpenwald beherbergt den seltenen, gelbgescheitelten Dreizehenspecht in spärlichen Exemplaren; die nimmermüden Ringdrosseln aber erfüllen im Frühling schon vor Sonnenaufgang alle obern und mittlern Fichtenschläge mit ihrem weithinschallenden Geschmetter. Der König aller Alpenvögel, der kühne Steinadler („Berggyr“) hat wohl kein Dutzend Horste im ganzen Gebirgsstock und wird am seltensten erbeutet. Ein Horst ob dem Säntissee wird fast alljährlich der Jungen beraubt, ohne von den Alten aufgegeben zu werden. Unter den weißen und braunen Hasen und allen Hühnerarten richten diese Capitalräuber große Verwüstungen an und stoßen selbst auf ziemlich große Ziegen und Schafe. Die großen Raubthiere haben schon seit Beginn dieses Jahrhunderts unser Gebirge verlassen; in ältern Zeiten fehlte es weder an Luchsen noch Wölfen und Bären, und in der vorhistorischen Periode waren die kolossalen Höhlenbären hier zu Hause, die in der großen Höhle neben der Felseneinsiedelei des Wildkirchli's ihre Knochen zahlreich zurückgelassen haben.

Gewiß, — ein interessantes Stück Alpenwelt, auf Vorposten gestellt; aber noch weit anziehender, als in seiner großartig malerischen Gebirgsbildung und seiner reichen Thier- und Pflanzenwelt, durch die so ganz verschiedenartig gestalteten, in sich abgeschlossenen Bevölkerungsfamilien, die sich rings am Fuße des Säntisstockes angesiedelt haben. Es ist als ob die Manigfaltigkeit der Naturbildungen sich in der Verschiedenartigkeit der menschlichen Cultur mit all ihren Contrasten abspiegle.

Im eigentlichen Schooße dieses Gebirges treffen wir gar keine ständigen menschlichen Bewohner. Kein Dörfchen, nicht einmal ein nennenswerther Weiler findet in der obern Bergregion hier die Bedingungen eines behaglichen Daseins, während doch das südliche Centralgebirge, namentlich im rhätischen Lande, noch Dörfer und Weiler in einer Meereshöhe zählt, die bis an tausend Fuß zum Säntisgipfel hinanreicht. Ringsum stehen hier die Dörfer am Fuße der Vorberge und Ausläufer, und nur die Sennen dehnen ihre sömmerlichen Streifzüge über alle Flanken hin bis in den Schooß des Gebirgsstockes aus.

Unter diesen Anwohnern des Säntis unterscheiden wir deutlich vier verschiedene Volksfamilien mit ausgesprochenem Culturcharakter.

Längs der ganzen Ostkette wohnen die Rheinthaler tief am Fuße derselben, echte Tiefthalleute. Ihr Gelände, ein reicher, theilweise noch nicht entwässerter Alluvialboden, wird vom Vater Rhein bespült und gelegentlich auch überfluthet, und die Eisenbahn vom Bodenseegestade her durchzieht es seiner ganzen Länge nach bis zur Pforte der rhätischen Alpen, immer noch harrend der Fortsetzung über und durch diese nach dem sonnigern Wälschland. Wir haben also hier ein vorgeschrittenes Culturvölklein, aber doch noch wesentlich agricoler Art. Auf reichem Ackerboden baut es seinen Mais, sein Getreide und seine Kartoffeln, und an den sonnigen Halden, in denen der Bergzug im Tiefthale aufsteht, zieht es seinen würzigen und feinen Rothwein in Fülle. Die Gemeinden und Corporationen sind reich an Grundbesitz, die Einzelnen durchschnittlich ziemlich wohlhabend; die Industrie tritt sporadisch auf, Handel und Wandel bezieht sich wesentlich auf Naturproducte und Bedürfnisse des täglichen Lebens; in den Rheinufergemeinden lockt der verführerische Schmuggel Viele auf gefährliche Pfade. Die confessionell gemischte Bevölkerung ist intelligent, im Besitze ziemlich guter Schulen, aber, wie das häufig bei gutem Klima und Boden der Fall ist, ohne allzugroße Rührigkeit.

Die zweite Gruppe, am Südfuße des Gebirgsstockes, bewohnt das ganze Hochthal der Thur, den obersten Theil des „Toggenburgs,“ zwischen dem Säntisstock und der Churfirstenkette. Es ist ein vorwiegend protestantisches Hirtenvölklein, alten Sitten und Gebräuchen zugethan, in rauhen Höhen dem kargen Boden mühsam des Lebens Nothdurft abgewinnend. Das oberste, freundliche Dörflein Wildhaus liegt dreitausend vierhundert Fuß über dem Meere; es ist der Geburtsort des großen Schweizerreformators Ulrich Zwingli, in dessen Charakter sich die echte Toggenburgerart, der verständige praktische Blick, die rührige Energie, die einfache Sitte, das ernste, fromme Gemüth seiner Landsleute so treu widerspiegelt. Das Völklein ist nicht wohlhabend, aber ohne all-

---

auch nicht ganz zu vollziehen vermag. Dicht unter der höchsten Spitze birgt sich in der Felswüste eine aus rohen Steinmauern gefügte enge Herberge, um die zahlreichen Besucher aufzunehmen, welche das ungeheure Panorama der Spitze zu bewundern kommen. Der Zugang zu dieser ist so sicher und leicht, daß ihn sehr häufig auch das schöne Geschlecht wagt.

Gegenüber aber starrt mit seinen finstern, gigantischen Felsenwänden der zweithöchste Gipfel des Gebirgsstockes, der unwirthliche Altmann (7414 Fuß über dem Meere) empor. Seine höchste Kuppe ist eine schmale, langgedehnte Wand, fast ohne alle Vegetationsansätze, aus grobzerrissenem, und millionenfältig feingespaltenem, gelbem Kalk bestehend, früher für unersteiglich gehalten — in der That nur durch mühseliges, nicht ganz gefahrloses Klettern erreichbar.

Vom Säntisgipfel streicht nordöstlich ein steiler Binnenzug bis zum Seealpthal hinaus. Auf jeder Seite desselben liegt eine Alp; aber auch diese Alpen contrastiren in den schärfsten Formen. Während die Meglisalp eine weite grüne Wanne bildet mit einem Alphüttendörfchen und sanften, ihrer köstlichen Futterkräuter wegen berühmten Weiden, hängt die parallele Mesmeralp rauh und zerrissen, hütten- und weidearm, von Schrattengräthen und Schrunden durchfurcht, steil an wilden Bergflanken.

Die vier Seelein des Gebirges bilden wiederum vier verschiedene Typen von Alpenteichen. Keines gleicht dem andern, aber von jedem finden wir im Bereiche der Centralalpen zahllose Copieen. Das Wildseelein (7000 Fuß über der Meeresfläche) ist eine todte Schneemulde, die oft Jahre lang nicht aufthaut. Der fischlose Fählensee birgt seine dunkeln, grünblauen Fluthen in einer langen, tiefen, auf dem Grunde stark zerklüfteten Felsenschale, mit spärlicher Vegetation an seinem Saume. Der Säntissee dagegen ist ein seichter Teich in flachem kahlem Rietboden. Er lehnt sich an die östliche Hauptkette und steht durch ein enges Wasserthor mit einem tief im Innern des Berges liegenden, wahrscheinlich weit größern Wasserbecken in Verbindung und ergießt seinen Ueberfluß jenseits in's Rheinthal. Zu diesem innern Bergsee vermag kein Menschenauge vorzudringen; aber die auffallend blassen, fast weißlich gefärbten Forellen, die zeitweise aus dem innern See hervorkommen und im äußern gefangen werden, zeugen von jenen lichtlosen, orkischen Fluthen. Den vierten Typus endlich stellt uns der Seealpsee vor Augen, ein tiefblauer Spiegel, in dem sich die herrlichen Felsterrassen und Gipfel seiner Umgebung widerspiegeln, der einzige Appenzellersee, dessen Ufer, wenigstens zum Theil, malerische Buchwaldgruppen schmücken. Er ist tief und beherbergt große Forellen. Früh im Winter pflegt er zuzufrieren, und die zahlreichen Gemsen, die sich dann gerne aus den Flühen in das von Menschen nicht besuchte Seealpthal zurückziehen, kreuzen auf dem überschneiten Eisspiegel unbedenklich, meiden aber sorgfältig die Nähe der lebendigen warmen Grund- und Uferquellen.

Wir könnten die reichen Contraste, in denen sich die herrliche Gebirgswelt des Säntisstockes unaufhörlich individualisirt, viel weiter verfolgen; doch genüge hier das kurz Angedeutete und wir fügen nur noch bei, daß auch ihre Pflanzen- und Thierwelt eben so mannigfaltig ist, und in den höhern Regionen einen echt hochalpinen Charakter verräth. Oberhalb der Waldgrenze, die auch hier, wie fast überall im schweizerischen Alpengebiete, leider von Jahrzehnd zu Jahrzehnd immer tiefer thalwärts zurückweicht, krönt die Krummholzkiefer häufig lothrechte Felswände und öde Flühen; in den Weiden wuchern auf den hochsetten Hüttenplätzen die Alpenampfern, Bühnen, Germerstauden und Eisenhüte; die hohe punktirte und die gelbe Gentiane sind durch die Wurzelgräber selten geworden; die Alpenrosen kleiden mit ihrem schmucken Blattgrün und ihren zierlichen Glockensträußen überall die Felsköpfe und Halden aus und steigen an verborgenen Stellen bis tief gegen das Thal hinunter. Sobald der Schnee weicht, sprießen aus dem fahlen Alpenboden die feingezahnten Glöcklein der Soldanellen und bald darauf auch die tiefblaue, großblumige Gentiane, die herrliche außen grauwollige, röthliche Frühlingsanemone, während die duftigen gelben Aurikeln, dann die zahlreichen Steinbrecharten, die leuchtende Hauswurz sich an die Felsen heften. Höher im Gebirge schmückt das Edelweiß, für das der Wanderer eine wunderliche Vorliebe hegt, die vanilleduftende Mannstreu, Schnee- und Eisgentiane, die rosenartige Silene, der niedliche Mannsschild, die niedrigen Schafgarben, die kleinen Aretien ꝛc. noch zahllose Humusplätzchen, wo alle reichere Vegetation längst zurückgeblieben ist.

zugroße Bedürfnisse, hält große Stücke auf gute Schulen und pflegt mit warmer Vorliebe das Volks- und Kirchenlied, das, von der Hausorgel begleitet, so häufig am Sonntagnachmittag aus den braunen Holzhäuschen ertönt. Viehzucht und Alpwirthschaft bilden seine vorzüglichste Beschäftigung, und etwas Handweberei vermehrt die spärlichen Einnahmsquellen.

An der westlichen Seite des Gebirgsstockes und über dessen hügeliges Vorland zerstreut, finden wir die dritte Gruppe, die Appenzell-Außerrhoder, von verwandter Art, aber doch wieder specifisch von den Obertoggenburgern verschieden. Ebenso intelligent und energisch wie diese, überbieten sie dieselben weit in Rührigkeit und Lebhaftigkeit. Sie sind von der Natur wie jene auf Viehzucht und Alpwirthschaft angewiesen; aber diese würden nur einen kleinen Theil der starken Bevölkerung, die zu den dichtesten auf dem Continent gehört, ausreichend ernähren. Daher haben sie sich, angeregt von der nahen Handelsstadt St. Gallen, mit erstaunlicher Energie und musterhaftem Geschicke auf die Industrie verlegt und leisten Großes in diesem Gebiete. In den frühern Jahrhunderten war es die Leinenindustrie in allen ihren Phasen, welche Tausende von Händen beschäftigte und mit ihren Fabrikaten die Messen von ganz Süddeutschland, Leipzig, Botzen, ja von Beaucaire versah. Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, wo der Linnenhandel in Verfall gerieth, warf sich das Völklein mit gleicher Energie auf die Baumwollenindustrie und die Weiber verstanden es bald, den neuen Stoff so außerordentlich fein zu spinnen, daß eine Spinnerin im Dörflein Stein aus vierzig Loth einen Faden von 833,300 Fuß oder fast sechzig Stunden Länge zog, während das feinste englische Garn es nur auf 630,000 Fuß brachte. Die neue Industrie wurde mit glänzendem Erfolge gepflegt; es entstanden neben der Handweberei, die in jedem Hause betrieben wurde, bald Färbereien, Druckereien, Appreturen und Bleichereien für die Baumwollstoffe und seit 1760 wurde auch die Handstickerei von St. Gallen aus eingeführt. Mit welcher Kunstfertigkeit damals die Weberei betrieben wurde, davon zeugen noch zwei Hemden, ohne Naht gewoben, von denen das eine in Herisau, das andere in England aufbewahrt wird und bei deren kunstvoll ineinander gewirkten Fäden weder Anfang noch Ende zu erkennen ist.

Seither machte Außerrhoden alle Stadien in der Entwickelung der Baumwollenindustrie durch. Vom Cambrik, der Perkale und Indienne wurde zur Mousselinegaze, zum Calico, Tüll und der Jacquardweberei fortgeschritten, und die Handelswege über alle Meere benutzt. Das Völklein verdankt dieser industriellen Thatkraft einen sehr großen durchschnittlichen Wohlstand, in dessen Scala freilich die Bauern, die Spuler und Weber heutzutage auf den untern, die Fabrikanten und Kaufleute auf den obern Stufen stehen. Blühende Dörfer und Flecken von zweitausend bis achttausend Einwohnern und von einer Nettigkeit und Sauberkeit, die jeden Fremden höchlich überrascht, bedecken das wellige Hügelland.

Diese Volksgruppe des Säntisgebiets steht ohne Frage unter allen vieren auf der höchsten Stufe der Cultur; sie schreitet im Guten wie im Schlimmen lebhaft mit der Zeit fort. Sie besitzt ausgebildete und mit Liebe gepflegte politische und ökonomische Gemeinwesen und bringt große Opfer für gute Volksschulen, für Straßen etc. Die Volkstracht haben die Außerrhoder, wie die früher genannten Familien, schon längst abgelegt; ihre Kleidung und ihre hellen, vielfenstrigen Häuser verrathen eine ganz besondere Reinlichkeitsliebe. In ihrem Charakter sind sie gewissermaßen die Nordamerikaner der Schweiz, unternehmend, durch und durch praktisch, auf Gewinn und Verdienst erpicht, ohne Sinn für Kunst (mit Ausnahme des wohl gepflegten Gesanges) und Literatur, da-



Appenzeller Handstickerinnen.
Nach einer Originalzeichnung von Rittmeyer.

bei aber ziemlich engherzig, oft von beengtem Gesichtskreis, aufgeweckten, fröhlichen Humors, politisch in eidgenössischen Fragen sehr liberal, in innern Cantonal- und Gemeindedingen dagegen stark bezopft, gern mit der Ahnen Großthaten prunkend, aber auch von großer Heimathsliebe, vielredend, phrasenliebend, dem äußern Scheine zugethan, dabei gemeinnützig, höchst haushälterisch, streng Ordnung haltend, für religiöse und politische Interessen leicht entzündlich und reizbar, sonst verständig, vorsichtig, berechnend. Neben einer bestimmten, strengprotestantischen Kirchlichkeit läuft zwar allerlei Sectenwesen, neben einer gewissen Aufklärung allerlei Aberglauben (Schatzgräberei ꝛc.), neben einer gewissen Bildung mancherlei Rohheit, Trotz und Gewaltthätigkeit her; was aber die Secten betrifft, so müssen sich diese eine so intolerante Behandlung gefallen lassen, wie sonst nirgends in der protestantischen Schweiz.

Auf der Nordseite des Säntisstockes, tiefer in diesen hineingedrängt als die andern Völklein, am Ursprung und im ersten Plateau der Sitter, wohnt die vierte Familie, die katholischen Appenzell-Innerrhoder, gleichen Ursprungs mit den Außerrhodern und doch himmelweit von ihnen verschieden. Sie haben fast nichts mit einander gemein, als die naive, mutterwitzige Art sich auszudrücken, den heitern Humor und die Vorliebe für den Gesang. Allein während die Außerrhoder mit besonderem Eifer und Glück auch den Kunstgesang pflegen, begnügen sich die Innerrhoder mit ihrem Jodel und dem Volkslied.

Im Gegensatze zu jenen sind diese ein einfaches, armes, schlichtes Hirtenvölklein geblieben wie selten anderswo. Nur Wenige sind im Besitze einer höhern Bildung; aber überall findet sich heller Verstand und oft überraschende Fassungskraft. Autodidakten von bedeutendem Talente sind nicht selten, zeigen aber kaum ein Bedürfniß, sich mit der großen Welt in Verkehr zu setzen. Wie die meisten Bergvölker sind sie neugierig, auf's Erzählenhören erpicht, aufgeräumt, genügsam, aber auch wieder genußsüchtig und trotz der gewöhnlichen Sparsamkeit in gewissen liederlichen Zeiten verschwenderisch. Sie sind sehr friedfertig und zutraulich; aber einmal mißtrauisch gemacht, bleiben sie es nachhaltig. Gewohnter, nicht allzu harter Arbeit zugethan, sind sie daneben bequem und behaglich. Nicht gerade gemeinnützig, erweisen sie sich doch in der Nähe herum wohlthätig und gutherzig. Im Haus und Kleid (mit Ausnahme der Sennen) reinlich, nehmen sie es im Stall und am eigenen Körper weniger genau. Nach fremden Schilderungen lüstern, halten sie nur um so zäher an den eigenen alten Gewohnheiten. In kirchlich-religiösen Dingen höchst tolerant, wahren sie doch die Observanz der katholischen Kirche nach allen Seiten und sind zu volksthümlichem Aberglauben jeder Art geneigt. Respectvoll gegen die selbstgewählte „hohe Obrigkeit", beweisen sie doch stets ein volles Bewußtsein republikanischer Unabhängigkeit, zumal an Landsgemeinden und Markttagen. Dabei treiben sie wenig Politik; zufrieden an ihrem Heerde, beschränken sie sich auf das eigene Glück und Leid, von der übrigen Schweiz, ja von der ganzen Welt nichts verlangend, als daß man sie in Ruhe lasse, ihre Stickereien kaufe und im Sommer ihre Ziegenmolke trinke.

Ein Völkchen, das in Beschäftigung und Besitz so gleichartig ist, in dem es in Vermögen und Bildung keine allzugroßen Abstufungen und Unterschiede giebt, konnte sich in dieser allgemeinen Gleichartigkeit des Charakters lange Zeit behaupten. Selbst die wenigen Reichen und Gebildeten wirkten bisher um so weniger modificirend ein, als sie weder ihren Besitz anders als in der bequemsten Weise benutzen, noch mit ihren Kenntnissen etwa auf Besserung der staatlichen und geselligen Zustände besonders einwirken. Sie benutzen großentheils das Privilegium des Nichtarbeitenmüssens in des Wortes verwegenster Bedeutung und das des Zechendürfens oft mit einer Ausdauer, die einer bessern Sache würdig wäre, denken weder an industrielle Unternehmungen noch an gemeinnützige Schöpfungen, sind zufrieden mit dem urväterlichen Hause, dem angestammten Rathsherrenstuhl und dem Ehrenplatze am Wirthstisch, bleiben im Lande und nähren sich redlich. Auch die Geistlichkeit theilt fast durchweg das allgemeine anmuthige Behagen.

So branden die Strömungen der Zeit kraftlos an des Hochländchens Grenzen. Das Gerathen der Futterernte in „Grund und Grath", der Gang der Viehpreise berührt sie lebhafter, als alle Krisen des politischen und geselligen Lebens. Luxus ist nicht vorhanden. Die braunen, über alle Hügel gesäten Holzhäuschen mit ihren nach Mittag gekehrten Fensterreihen und niedrigen Stuben, deren beträchtlichsten Theil oft der wohlgegründete, nur in wenigen Sommerwochen erkaltende Ofen einnimmt, sind noch eingerichtet wie vor Jahrhunderten, und Käse, Schotte, Kaffee, Butter sind die Hauptnahrungsmittel geblieben wie ehedem. Auf die Volkstracht dagegen, die mehr bunt, als geschmackvoll ist, und bei der weiblichen Bevölkerung in einem kurzen, reichgefältelten braunen Rocke, farbiger Schürze, buntem Mieder, Silberketten und kleinem Käppchen mit rothem Boden und Band besteht, hat die französische Mode, die selbst noch mächtiger ist, als die französischen Ideen, einigermaßen eingewirkt. Nur die Frauen und Sennen halten die Landestracht noch aufrecht. Die Spiele und Feste des Volkes, seine Lieder, Sprache und Sitten haben sich im Laufe der Jahrhunderte kaum merklich geändert. Leider gilt dies aber auch noch theilweise vom Schul- und Armenwesen und dem ganzen Gange des Staatslebens, in das freilich die jüngste Entwickelung des Schweizerbundes manche Keime gelegt hat, die allmählich zur Umgestaltung der patriarchalischen Zustände führen müssen.

So dünn und genügsam auch die kaum zwölftausend Köpfe starke Bevölkerung Innerrhodens ist, so vermöchte sie doch aus Viehzucht und Alpwirthschaft nicht ihre Existenz zu fristen. Sie griff daher schon vor Jahrhunderten zur Industrie, aber in einer von Außerrhoden ganz abweichenden Weise. Hier sind die Männer ihre Träger, in Innerrhoden sind die Weiber die Industriellen. An beiden Orten wird die Industrie hauptsächlich nicht in besondern Etablissements, sondern im eigenen Hause betrieben, in Außerrhoden im Keller mit dem Webstuhl, in Innerrhoden in der Stube mit dem Stickrahmen. Innerrhoden ist so recht eigentlich die Heimath der kunstvollen Handstickerei, und aus seinen armen Holzhütten gehen die kostbarsten und reizendsten Producte hervor, welche fern draußen die Fürstinnen und die Paläste schmücken, und welche in Paris und im Glashaus des Hydeparks die Bewunderung der Welt gewannen.

Betrachten wir die Organisation dieser Industrie, die gewissermaßen einzig in ihrer Art ist, etwas näher. Es ist gewiß bezeichnend für die Gemächlichkeit der Wohlhabendern und Gebildetern des Landes, daß sie die heimische Betriebsamkeit nicht zu leiten und zu benutzen wissen, sondern dies den Fremden überlassen. Die Handelshäuser St. Gallens und Außerrhodens sind die eigentlichen Träger der Stickereiindustrie. Sie veranlassen und verwerthen dieselbe. Mit der feinsten Aufmerksamkeit verfolgen sie den Gang der Mode und die Entwickelung des Geschmackes, um ihren Dessinateurs die nöthigen Winke zu geben. Diese sind in den betreffenden Häusern angestellt und hoch bezahlt; doch werden auch einzelne Dessins von Paris bezogen.

Die Zeichnungen gelten für Modewaaren, Frauen- und Kindertoilette und Bettlinge, als: Kragen, Taschentücher, Kleider, Hauben und Garnituren aller Art. Die hierzu verwendeten Stoffe sind sehr verschiedener Art und verschiedenen Ursprungs: feine Mousseline, in Außerrhoden fabricirt, Jacconats und Nanzouc aus dem Toggenburg und Batiste aus den Fabriken Frankreichs und Belgiens. Dabei ist es merkwürdig, daß die oft versuchte Batistweberei in Außerrhoden nie gelingen wollte. Das gleiche Material, feines Leinengarn, auf den gleichen Stühlen (Métiers) in diesen Gegenden gewoben, ergab einen ganz andern Stoff und konnte die Weichheit und den eigenthümlichen Seidenglanz des französischen und belgischen Productes nie erreichen, als ob rauhere Luft und Wasser bei uns diesen zarten Geweben feindlich wären.

Die Dessins werden mittels einer einfachen Maschine auf ein eigens präparirtes Papier eingestochen („gestüpfelt") und dann mit Zuhülfenahme einer Pulverfarbe auf den Stoff durchgerieben, auf dem dann die so übertragene Zeichnung durch Dampf oder glühendes Eisen fixirt wird.

Die rohe, aufgezeichnete Waare geht nun aus der Hand des Kaufhauses in die der angestellten Factoren („Ferker") über. Dies sind innerrhodische Männer oder Frauen, welche die regelmäßigen Vermittler zwischen dem Handelshause und den Stickerinnen bilden. Sie empfangen allwöchentlich die genaueren Anweisungen über die Ausführung der Stickarbeit, vereinbaren sich mit dem Auftraggeber über den zu leistenden Preis, wählen sich dann in ihrem Kreise die passenden Arbeiterinnen aus und bestimmen diesen den Lohn, oft nicht ohne Willkür und Eigennutz, und geben ihnen das benöthigte Stickgarn ab.

Dort sitzen sie in ihren hundertjährigen Stuben auf der Bank, die sich längs der kaum unterbrochenen Fensterreihe hinzieht, zu

Berg und Thal, oft selbst in verlorenen Alphütten, die fleißigen Kinder, Mädchen und Weiber, vom siebenjährigen Kinde bis zur siebenzigjährigen Matrone hinter dem runden, beweglichen Stickrahmen („Maschine"), mit scharfem Blicke die Spinnfäden des Gewebes ermessend, um die zarten Arabesken, Blattgewinde und Bouquets auf den Stoff zu zaubern. Merkwürdig, daß auch Männer, die sonst die Axt und Sense zu führen gewohnt sind, nicht selten zur Winterszeit mitsticken und häufig die Nadel gar geschickt zu führen wissen. Die kleinen und die alten Arbeiterinnen besorgen die gröbere, ordinäre Stickerei. Die feine und feinste wird von den gewandtesten Mädchen und Frauen besorgt, und an großen Prachtstücken arbeiten oft drei bis sechs derselben Monate lang mit unausgesetztem Fleiße. Ein Theil der Sticharten ist durch das Dessin vorgeschrieben; die à jour-Arbeit aber ist meist dem Geschmacke der Arbeiterin überlassen und es ist in der That bewunderungswürdig, mit welcher Phantasie und welchem Kunstgeschick diese in unaufhörlicher Abwechselung und den reizendsten Formen angebracht wird.

Junge Mädchen lieben es, mit dem Stickrahmen zur „Spini" (d. h. zum Spinnbesuche) zu einer Freundin zu gehen, und in großen, hellen Stuben finden sich oft ganze Stickgesellschaften zusammen. Da wird reichlich geplaudert, von der letzten oder nächsten „Kilbi" (Kirchweih) oder dem Markte und Tanze, von einer Leiche oder Hochzeit, und die „Toneli, Sepheli, Mareili" wissen immer etwas Neues. Oft wird auch hübsch gesungen oder eine alte Geschichte oder Sage, je grauslicher, desto lieber, erzählt, und wenn Abends die „Buben" am Ofen oder auf demselben sitzen und liegen, so fehlt es nicht leicht an Neckerei und Kurzweil. Der Abend ist übrigens eine schlimme Zeit für diese haarfeine Arbeit, und ohne Beihülfe der zwar augenmörderischen, aber bei dem schlechten Talglichte unentbehrlichen wassergefüllten Glaskugel müßte sie gänzlich eingestellt werden.

Die Stickerinnen genossen — früher mit mehr Recht — den Ruf, daß sie nicht nur schön arbeiten, sondern selbst schön seien; doch ist reine Schönheit nur selten zu finden, wohl aber häufig ein sehr fein geschnittenes Profil, reiche, blonde Haare, helle, lebhafte Augen, von starken Brauen überschattet, schöne Zähne, zarter Teint und eine sehr feine, weiße Hand. Die angestrengte Arbeit veranlaßt oft eine leicht vorgebeugte Haltung, welche zu der gewöhnlichen Mittelgröße und der kurzen Taille der Landestracht nicht gerade gut steht.

Der Tagesverdienst der fleißigen Arbeiterinnen steht mit dem aufgewendeten Eifer und Geschick und dem Ueberreiz und der Schwächung der Sehkraft nicht in günstigem Verhältniß. Für gröbere Arbeit beträgt er blos etwa drei Silbergroschen, für feinere bis sieben und für ganz ausgezeichnete bis zehn oder elf Silbergroschen, während der Verkaufspreis der Waare für reiche Braut- oder Hoftoilette auf fünfhundert bis tausend Franken zu stehen kommt.

Immerhin ist auch der karge Verdienst für dieses geldarme Ländchen von hohem Werthe, und die Stickerinnen klagen eher über Unterbrechung der Beschäftigung, als über die Kleinheit des Erwerbs. Die Anzahl der Arbeiterinnen dürfte auf zweitausend fünfhundert bis zweitausend sechshundert anzuschlagen sein und der jährliche Arbeitsverdienst auf die bedeutende Summe von 350,000 bis 400,000 Franken.

Jede Woche bringen die Factoren die fertige Arbeit, welche sie von der Stickerin in Empfang genommen und unter oft unbilligen Abzügen für kleine Fehler oder Schäden verrechnet haben, dem Handelshause. Die Waare ist noch in einem sehr unansehnlichen Zustande, grau in grau, und erfordert eine äußerst sorgfältige Behandlung, ehe sie in ihrem wahren Werthe und Glanze erscheint. Sie wird nun gewaschen, gebleicht, appretirt und ausgerüstet. Namentlich erfordert der Appret, der nirgends in dieser Vollkommenheit bewirkt wird, wie in den sanct-gallischen und appenzellischen Etablissements, eine äußerst kundige Behandlung, während die Ausrüstung und Verpackung in elegante Schachteln Sache des guten Geschmackes ist. Die feinen und kostbaren Stoffe erleiden bei jenen Manipulationen leicht kleine Beschädigungen durch Rißchen, für deren unbemerkbare Reparatur eigene, äußerst geschickte Arbeiterinnen („Verwiflerinnen") angestellt sind. Ein Theil der feinen und feinsten Waare aber bleibt in dem rohen Zustande, wie er von der Stickerin kommt, und wird auf gewissen Wegen, die wir hier nicht näher bezeichnen, nach Frankreich geschmuggelt, wo er gebleicht und fertig gemacht und dann als französisches Fabrikat verkauft wird. Für die ausgerüstete Waare sind Deutschland, Italien, Spanien und auch Rußland und Amerika die Hauptabsatzplätze.

Appenzell ist freilich nicht der einzige Bezirk, wo die genannten Handelshäuser ihre Stickerinnen haben, auch im Rheinthal wird eine kleine Quantität feine, mehr aber mittelfeine und billige Arbeit, sowie Grobstickerei in Gardinen und Stückwaare geliefert. Ebenso lassen jene Häuser im Vorarlberg und Bregenzerwald viel Grobstickerei fertigen.

Unsere appenzellische feine Handstickerei hat in neuerer Zeit doppelte, wenn auch nicht gerade gefährliche Concurrenz erhalten. In Sachsen, in Frankreich und in Schottland wird ebenfalls Handstickerei gepflegt, aber diese Industriedistricte bringen es ausschließlich nur zu geringer bis mittelfeiner Waare. Mit bedenklichern Augen sah man das geheimnißvolle und rasche Aufblühen der Maschinenstickerei im eigenen Lande an, die im Stande ist, auf mechanischem Wege außerordentlich billige Arbeit zu liefern, und sich namentlich der südeuropäischen Handelsplätze bemächtigte. Allein so ingeniös auch diese Stickstühle construirt sind und so kunstvolle Prachtstücke sie an die Weltausstellungen geliefert haben, so vermögen sie doch nur in Bandes und Entredeux massenhaft und billig zu arbeiten; für Dessins à disposition und Schnittwaare ist Maschinenstickerei nicht ausführbar. Und so wird denn Appenzell-Innerrhoden nach wie vor, wie die ursprüngliche, so auch die einzige Heimath der hochfeinen Handstickerei bleiben,* welche die Bewunderung der eleganten Damenwelt verdient und die edelsten und kunstvollsten Bestandtheile ihrer Toilette liefert. Dabei bleibt es immer interessant und bedeutungsvoll, wie in verschiedenen Theilen des Schweizergebirges so verschiedene specielle Industriezweige gepflegt werden: hier die Stickerei, in Außerrhoden die Weberei, im Jura die Uhrmacherei und Spitzenklöppelei, im Berner Oberlande die Holzschnitzerei.

Diese Industriezweige haben den unschätzbaren Vorzug, daß sie im eigenen Hause betrieben werden können. Die Arbeiter werden nicht in große Etablissements zusammengepfercht, wo sie so oft körperlich und sittlich versiechen oder als lebendige Ergänzungen todter Maschinen in ewiggleicher Sclavenarbeit verdumpfen. Die Hausindustrie bewahrt dem Arbeiter die Freiheit und Individualität und entreißt ihn nicht dem Familienverbande. Die stickende Mutter pflegt den Säugling in der Wiege, bleibt die Gehülfin ihres Mannes und besorgt unbehindert das einfache Hauswesen. Doch ist auch die Stickindustrie nicht ohne Schattenseite. Das ewige vorgebeugte Sitzen am Rahmen von zarter Jugend auf ist für die kräftige Körperentwickelung nachtheilig. Daher so viele zarte, blasse, früh alternde Gestalten unter den Stickerinnen. Auch überreizt die angestrengte, besonders die nächtliche Feinarbeit die Augen und es bleibt unerklärlich, daß ausgesprochene Kurzsichtigkeit nicht stärker verbreitet ist. Dabei zeigt sich hie und da die unerfreuliche Erscheinung, daß die Töchter des Hauses, welche freilich die einzige Vermittelung bilden, durch die regelmäßig das sonst so seltene baare Geld in's Haus fließt, diese ihre Stellung über- und ihre Verpflichtungen unterschätzen, daß sie, sobald sie eines ordentlichen Verdienstes sicher sind, die Familie verlassen und sich anderswo verkostgelden, oder aber gegen Kostgeld im elterlichen Hause bleiben, ihren Verdienst in der Tasche behalten und sich sogar für die Betheiligung an den Hausgeschäften bezahlen lassen. Nur eine bessere sittliche Erziehung wäre im Stande, diesem häßlichen Mißbrauche wirksam entgegenzuarbeiten.

So hätten wir denn flüchtig Umschau gehalten in dem Säntisstock und den kleinen Volksgruppen seiner Anwohner. Wer etwa vom Weißbade, dem reizendsten und heimeligsten Standquartier am Ursprung des Sitterflusses, aus sommerliche Streifzüge in den Schooß dieses wundervollen Gebirges und in die Hütten seiner aufgeweckten und einfachen Leutchen macht, wird sich diese Skizze mit interessanten und genußvollen Anschauungen bereichern.

* Es mag vielleicht manche unserer Leser interessiren, zu erfahren, daß gegenwärtig in St. Gallen das Haus „Adolph Näf" das reichhaltigste Lager für Handstickerei in allen Genres hält und den Bedarf der fremden Höfe für hochfeine Waare vermittelt.

Blätter und Blüthen.

Die zwei naturwissenschaftlichen Vexir-Fragen, welche wir in einigen frühern Nummern der Gartenlaube brachten, haben ebenfalls eine vielfache theils richtige, theils falsche Beantwortung gefunden. Die richtigen sind allerdings vorwiegend und dies gereiche dem naturforschenden Theile unseres Leserkreises zur Genugthuung; aber es sind auch Beantwortungen eingegangen, welche wir uns vorher nicht haben träumen lassen. Wenden wir uns zuerst zur Glas-Wasser-Frage. Die richtige, auch leicht durch den Versuch zu bestätigende Antwort lautet: „Die Wagschale mit dem Glase Wasser senkt sich, selbst wenn man noch so behutsam den Finger in das Wasser taucht." Sie bleibt weder im Gleichgewicht, noch hebt sie sich — das letztere wird in dreien der eingegangenen Zuschriften behauptet. Auf diese Beantwortung waren wir, offen gestanden, nicht gefaßt, und wir können es uns deswegen nicht versagen, die Gründe dieser etwas zu tief denkenden Naturforscher anzuführen. Der eine sagt: „Wenn man in das auf der einen Wagschale stehende Glas Wasser den Finger steckt, so wird es leichter werden, sich also heben, weil ein Theil des Wassers vermöge seines Adhäsionsbestrebens sich an den Finger hängt und so von demselben getragen wird; das Wasser im Glase wird also um so viel leichter, als der Finger trägt." Die andern beiden Einsender führen für dieselbe Behauptung genau denselben Grund an.

Hiergegen läßt sich zuvörderst sagen, daß der Finger der menschlichen Hand, selbst wenn er eben erst recht tüchtig mit Seife gewaschen worden ist, immer noch so viel Fettigkeit auf seiner Oberfläche besitzt, daß von einer Adhäsionswirkung überhaupt nicht die Rede sein kann, sondern vom Gegentheil. Mag aber die Oberfläche des Fingers auf die ihn umgebenden Wassertheilchen entweder eine anziehende, oder eine abstoßende Wirkung ausüben, jedenfalls ist der Einfluß dieser Art so überaus gering, daß wir geglaubt haben, ihn von vornherein bei der Besprechung unserer Glas-Wasser-Frage unberücksichtigt lassen zu können. Es handelt sich in unserm Falle vornehmlich um Druckkräfte und Gewichte, durch welche man sich ja die Druckkräfte darstellt. Der triftige, nicht anzufechtende Grund dafür, daß die Wagschale mit dem Glase Wasser sich senkt, ist, daß der eingetauchte Finger einen wirklichen Druck auf das Wasser und somit auf die Wagschale ausübt, wie jeder Körper, welcher in eine Flüssigkeit getaucht wird. Diesen Druck, den der eingetauchte Körper ausübt, in Gewichten ausgedrückt, verliert dieser Körper wirklich an seinem Eigengewicht. Beides, daß wir beim Eintauchen des Fingers einen Druck ausüben und daß wir dabei an Körpergewicht verlieren, merken wir freilich nicht; beides läßt sich aber recht gut merklich machen. Tauchen wir nämlich statt unseres Fingers ein etwas großes Stück Holz ziemlich tief in das Wassergefäß, so fühlen wir recht gut, daß wir einen Druck ausüben und eine Kraftanstrengung machen müssen. Stellen wir uns aber selbst auf die eine Schale einer Wage, welche durch Gewichte auf der Gegenschale in Gleichgewicht gebracht worden ist, und tauchen nun die Hand in ein neben der Wage stehendes Wassergefäß, so werden wir sicherlich, wenn auch nur wenig, mit unserer Wagschale steigen, und wir haben also an Gewicht verloren. Hiermit ist wohl unsere erste Scherz-Frage erledigt.

Wir wenden uns nun zur Mond-Frage. Unsere Antwort lautet hier: „Der Mond hat sich, wenn er sich einmal um die Erde herumbewegt hat, auch einmal um sich selbst gedreht." Und die Gründe für diese Antwort sollen sogleich folgen. Denken wir uns einmal die Erde ganz fort, so haben wir nur die Bewegung eines einzigen Körpers im Raume zu betrachten. Wenn sich aber ein fester Körper im Raume bewegt, so kann man seine Bewegung in jedem bestimmten Zeitraum als aus einer rein fortschreitenden und aus einer rein drehenden Bewegung zusammengesetzt denken. Denken wir uns den Mond in einer anfänglichen Stellung und er beschreibe dann ein kleines Stück seiner Bahn um die Erde und zwar ein so kleines Stück, daß es als eine gerade Linie angesehen werden kann. Diese kleine gerade Bahnstrecke beschreibe der Mond, indem wir annehmen, daß sämmtliche Punkte des Mondes eine genau ebenso lange und dieser Strecke parallele Strecke durchlaufen. Ist der Mond nun an seinem nahen Ziel auf diese Weise angelangt, so werden wir bemerken, daß er nicht mehr genau dieselbe Seite nach dem Punkte hinwendet, wo die Erde ihren Platz hat. Gleichwohl hat der Mond nur eine rein fortschreitende Bewegung gemacht, denn unter einer fortschreitenden Bewegung eines festen Körpers verstehen wir eben eine solche, bei welcher alle Punkte des Körpers gleich lange und untereinander parallele Bahnen beschreiben. Der Mond kann nur in seine wirkliche Lage gelangen, wenn er nach der fortschreitenden Bewegung auch noch eine Drehung ausführt und zwar um eine durch seinen Mittelpunkt gehende Axe. Denken wir uns nun weiter die ganze Mondbahn in lauter solche kurze Strecken zerlegt und halten wir immerfort die fortschreitende und Drehbewegung auseinander, so finden wir, daß nach Vollendung der Mondbahn alle die kleinen Drehbewegungen zusammenaddirt gerade eine volle Drehung des Mondes um eine Axe ergeben, welche durch seinen eigenen Mittelpunkt geht.

Nun ist allerdings nicht zu leugnen, daß man bei jeder Bewegung eines festen Körpers, also auch bei der Mondbewegung, die Zerlegung der fortschreitenden und Drehbewegung in unendlich vielen verschiedenen Arten vornehmen kann; immer aber wird sich finden, daß der Mond sich nach Vollendung seiner Bahn auch einmal um eine fest mit ihm verbunden gedachte Axe gedreht hat; wo man diese Axe annehmen will, bleibt ganz dem Belieben überlassen. Bei der obigen einfachsten Art der Zerlegung beider Bewegungen hatten wir die Axe durch den Mittelpunkt des Mondes selbst angenommen. Es ist festzuhalten, daß die Drehungsaxe, wo sie auch liegen mag, immer nur eine mit dem sich drehenden Körper fest verbunden gedachte Linie ist, keineswegs aber selbst ein fester Körper. Daher kann auch jede Drehungsaxe, mag sie nun in dem Körper selbst liegen oder außerhalb seiner, als des Körpers „eigene Drehungsaxe" angesehen werden. Das rechtfertigt auch der Sprachgebrauch vollkommen, denn wir sprechen von einem Wagenrade, welches sich um seine eigene Axe dreht, obgleich diese Axe in einer Oeffnung des Rades beweglich steckt, jedenfalls also mit dem Rade nicht einmal fest verbunden ist. Uebrigens ist es bei unserer Frage nur nebensächlich, ob man sagen müsse, der Mond drehe sich um seine eigene Axe oder er drehe sich um sich selbst; die Hauptsache ist der Begriff der in beiden Ausdrucksweisen liegenden Drehung. R. H.

Eines amerikanischen Soldaten Brief und eines Mädchens Antwort.

Uebersetzt von Friedrich Gerstäcker.

Hospital, April —

Mit großen Schmerzen schreib' ich Dir —
Nicht früher war's mir möglich, Schatz.
Seit letzter Schlacht nun lieg ich fest
Im Hospital, am alten Platz.

Ich bin verwundet — sorg' Dich nicht —
Es ist nicht schlimm — könnt' schlimmer sein,
Das Leben blieb mir ja, und das —
Nur freut mich deshalb, denk' ich Dein.

Mein linker Arm ist ab — nun weißt
Du Alles — eine Kugel traf,
Ich fiel und — doch wozu der Rest?
Wir hielten wacker uns und brav.

Ich habe gute Pflege auch,
Es fehlt mir Nichts, bei Nacht und Tag.
Der Arzt sagt mir sogar, daß ich
Recht bald nach Hause kehren mag.

Doch noch ein ander — schwerer Ding
Nagt mir am Herzen — quält und drückt;
Es muß heraus — so höre, Lieb:
Ich geb' Dir Deinen Schwur zurück.

Im ersten Augenblicke wirst
Du denken, ich muß thöricht sein,
Doch überleg' es Dir, Marie —
Du darfst ja keinen Krüppel frei'n

So — 's ist geschehen — das Wort gesagt,
'S war schwer und lag mir lange an,
Doch hab' ich — was auch mag geschehn,
Jetzt meine Schuldigkeit gethan.

Ich kehre heim — und einmal noch
Muß ich Dich sehn — wie weh 's auch thut —
Dann laß uns scheiden — freundlich doch —
Wir bleiben ja einander gut!

Marie's Antwort.

Sweet home, April.

Mein Robert! böser, — lieber Mann
So gut und brav — zu brav für mich;
Doch daß Du gar nicht mir vertraust,
Hab ich das wohl verdient um Dich?

Du giebst mir meinen Schwur zurück?
Beim Himmel! nie hielt solchen Preis
Dein Liebesschwur in meiner Brust,
Als jetzt, da ich Dich leidend weiß.

In jener Schreckensliste fand
Ich Deinen Namen und es wollt'
Das Blut zum Herz zurück — mir war's
Genau, als ob ich sterben sollt'.

Nur der allein'ge Trost noch blieb
Mir da, in meiner größten Noth:
Mein Lieb — mein tapferer Soldat,
Ist ja verwundet nur — nicht todt.

Und doch — wie hat die Sorge mich
So oft und bitt'r dann gequält,
Daß Dir, auf Deinem Leidensbett
Es wohl an dem und jenem fehlt —

Und nun auch noch den Kumm'r, daß
Du meinetwegen Dich betrübt;
O, war das recht? — Als Du es schriebst,
Hast Du mich da wohl noch geliebt?

Doch Gott sei Dank, Du kehrst ja heim
In meine Arme — an mein Herz
Daß Du ein Krüppel, macht Dir Pein
Und hat vermehrt noch Deinen Schmerz?

O, wüßtest Du, wie stolz ich auf
Den Krüppel bin, und wie beglückt,
Wenn erst der eine Helden-Arm
Mich als die Seine an sich drückt!

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig

No. 34. 1865.

Die Gartenlaube.



Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Studentenliebe.

Von **Roderich Benedix**.*

Konrad an Amalie.

Mein theures Mädchen!

Nachdem ich in meiner neuen Heimath angekommen bin, ist es mein Erstes Dir zu schreiben. Wie schmerzlich mir die Trennung von Dir geworden, hast Du wohl in den Thränen bemerkt, die ich nicht zurückhalten konnte. Ich schämte mich deren und riß mich rasch von Dir los; jetzt thut mir das leid, denn auch dem Manne gab die Natur die Eigenschaft zu weinen. Und war denn nicht unsere Trennung eine sehr schmerzliche? Ich habe keine Lustreise angetreten, von der ich bald zurückkehren werde, ich bin hierher gekommen, um mir mein Loos zu gründen, und voraussichtlich werden Jahre vergehen, ehe ich so weit bin, zu sagen: „Komm, Amalie, theile mein Loos, ziehe zu mir in das Haus, das ich uns gebaut habe.“ Das Schicksal theilt seine Gaben verschieden aus. Manchen ebnet es die Wege mit freigebiger Hand, sie brauchen nur zuzugreifen, um Alles zu haben, was ihr Herz begehrt; Anderen weist es einen schweren Weg an, sie müssen mühsam wandern und viele Hindernisse wegräumen, ehe sie zu ihrem Ziele gelangen. Die Ersteren, welche die Welt die Glücklichen nennt, werden vielfach beneidet. Ich kenne solchen Neid nicht. Mir scheint, als hätte man weniger Freude an dem, was man so halb umsonst bekommt, als an dem, was man sich durch eigene Kraft und Mühe erwirbt. Ich meine auch, es müsse sich behaglicher in dem Hause wohnen, das man sich selbst erbaut, als in dem, das man ererbt hat. Ich meine auch, in dem Selbstbewußtsein, daß man Alles seiner eigenen Kraft, seinem eigenen Fleiße verdanke, liege eine Bedingung des wahren Glückes. Und bin ich auch in trauriger Stimmung von Dir geschieden, so bin ich doch nicht niedergedrückt, im Gegentheile fühle ich Muth und Kraft in mir, frisch an die Aufgabe meines Lebens zu gehen. Was meinen Muth und meine Kraft erhöht, ist der Gedanke, daß ich nicht für mich allein arbeite, sondern für Dich mit. Ich kann mir ja meine Zukunft nicht ohne Dich denken. Mit Dir aber erscheint sie mir im rosigsten Lichte. So laß uns denn mit vollem Vertrauen dem entgegensehen, was das Schicksal uns beschieden hat. Unser Glück liegt in uns selbst. Bewahre mir Deine Liebe und Treue, so wie ich nichts Anderes denke, als Dich; und je länger wir auf unsere Vereinigung warten müssen, desto süßer wird sie sein, haben wir sie erreicht. — Vielleicht kommt Dir der Ton meines Briefes etwas kühl und gemessen vor, vielleicht hast Du Klagen über den Schmerz der Trennung, feurige Versicherungen meiner Liebe erwartet. Allein Klagen halte ich für unmännlich, und der Versicherungen bedarfst Du nicht. Wenn Du von meiner Liebe nicht fest überzeugt bist, werden Dir auch die glühendsten Versicherungen diese Ueberzeugung nicht geben. Vielleicht ist meine Liebe darum desto echter und dauernder, je weniger sie leidenschaftlich sich äußert. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die auflodernde Leidenschaft am raschesten sich abblühte. — Grüße Deine gute Mutter herzlich von mir und laß mich bald wissen, wie es Dir geht.

Mit Herz und Seele

Dein Konrad.

Amalie an Konrad.

Mein geliebter Freund!

Du hast Recht, es bedarf keiner feurigen Versicherung Deinerseits, um mich an Deine Liebe glauben zu lassen. Mein Vertrauen auf Dich ist felsenfest, und wie ich fühle, daß ich Dich nie vergessen kann, so weiß ich auch, daß Du mir treu bleiben wirst.

Ich habe die Ankunft Deines ersten Briefes recht sehnsüchtig erwartet. Obschon wir seit Monaten auf unsere Trennung vorbereitet waren, obschon wir dieselbe oft genug besprochen hatten, so traf mich der Schmerz, Dich auf so lange Zeit entbehren zu müssen, doch recht hart. Der Tag nach Deiner Abreise war ein gar trüber. Von Zeit zu Zeit tropfte eine Thräne auf meine Arbeit und oft sah ich unwillkürlich nach der Thür, als müßtest Du eintreten. Es wollte mir gar nicht zu Sinne, daß Du den ganzen Tag, ach viele, viele Tage nicht kommen würdest. Doch Du hast mir einst gesagt, daß man am besten einen Schmerz ertrüge, wenn man sich von der Nothwendigkeit desselben überzeuge, und an diesem Gedanken habe ich gesucht mich aufzurichten. Freilich wird die Zeit unserer Trennung eine recht traurige für mich sein. Dich beschäftigt und zerstreut Deine Arbeit, Deine Gedanken werden von mir abgezogen; anders ist es bei mir. Meine Arbeit gestattet mir fort und fort an Dich zu denken, und so werde ich meine Sehnsucht nach Dir selbst immer nähren. Doch bin ich nicht undankbar? Ist es nicht schon Glück an Dich denken zu können? Ja, ich will die Erinnerung an die Vergangenheit immer in mir wach rufen und mich an ihr erfreuen. Wie lebhaft steht der Auftritt vor meiner Seele, wie ich Dich kennen lernte, wie Du mir männlich zu Hülfe eiltest, als zwei halbtrunkene Menschen mich anfielen und mir Gefahr drohten, wie Du sie

* Mit ausdrücklicher Genehmigung des Verfassers dessen so eben erschienenem „Briefsteller für Liebende“ entnommen, einer Sammlung ganz allerliebster Novelletten in Briefform. D. Red.

zwangst zu fliehen und mich dann nach meiner Wohnung geleitetest. Am andern Tage kamst Du zu uns und frugst, ob mir der Schreck nicht geschadet hätte. Und als Du erfuhrst, daß mein Vater ein Freund des Deinigen gewesen, daß er, ein tüchtiger Gelehrter, zu früh gestorben und seine Wittwe und Tochter in nicht glänzenden Verhältnissen zurückgelassen hatte, daß Beide in stiller Zurückgezogenheit lebten: wie freundlich batest Du unsere Einsamkeit zuweilen durch Deinen Besuch unterbrechen zu dürfen! Mein lieber, lieber Konrad, Du warst mir, als ich Dich zuerst sah, wie ein rettender Engel erschienen, und so oft Du nun wieder kamst, begrüßte ich Dich mit derselben Freude. Warst Du doch der einzige Freund zweier einsamen Frauen, und der einzige Lichtblick in ihrem Leben waren Deine Besuche. Als ich dann merkte, daß Du öfter und öfter kamst und daß Du anfingst mich zu lieben — ach Konrad, welche Seligkeit mich damals erfüllte, kannst Du nicht glauben. Sieh, mein Freund, an diesen freundlichen Bildern ergötzte ich mich in meiner Einsamkeit und werde mich daran ergötzen, so lange wir getrennt sind, denn an sie zu denken, sie mir immer und immer wieder auszumalen, werde ich nicht müde. — Doch ich habe wohl schon zu viel geschrieben und es ist Zeit, daß ich aufhöre. Meine gute Mutter läßt Deine Grüße herzlichst erwidern. So lebe denn wohl, mein lieber, lieber Freund, und denke zuweilen an Dein treues Mädchen Amalie.

Konrad an Amalie.

Mein liebes, gutes, mein herziges Mädchen!

Dank, tausend Dank für Deinen lieben Brief. Ich will Dir nur gestehen, daß meine Stimmung, als ich Dir zum ersten Male von hier schrieb, eine recht gedrückte war und daß ich einen gewissen Unmuth nicht bekämpfen konnte. Dein Schreiben hat mich merkwürdig belebt. Weiß ich doch, daß Du, mein Mädchen, mir lebst und mein gedenkst in treuer Liebe und daß Deine Wünsche und Gedanken mich umschweben. Ja, mein süßes Kind, auch ich rufe mir die Bilder der Vergangenheit in's Gedächtniß zurück und oft des Abends in stiller Stunde schlage ich mir die Gedanken an meine Rechtsfälle aus dem Kopfe und träume halb wachend von Dir. Sind es doch schöne Träume! Wie ich Dich von Tage zu Tage lieber gewann, wie ich Dich dann fragte, ob Du mich lieben könntest, und Du mit verschämten Wangen ein leises Ja antwortetest und doch gleich Dein liebes Auge aufschlugst und mich so treu anblicktest, daß ich meinte in den Himmel zu schauen! Deine gute Mutter schüttelte anfangs den Kopf und meinte: es schlüge nie gut aus, wenn ein Mädchen einen Studenten liebe, es dauere gar zu lange, ehe ein solches Verhältniß zu einem gedeihlichen Ende kommen könne, und mittlerweile gingen meistens Liebe und Treue verloren. Sie mag Recht haben, daß oft flüchtige Neigung zwei junge Leute zusammenführt, die dann nicht aushält im Kampfe des Lebens, und daß solche Verhältnisse sich öfter lösen, als bestehen. Uns aber, meine süße Amalie, führte ja keine flüchtige Neigung zusammen, nein die innigste, wahrste Liebe war es, die uns verband. Und so ist es vielleicht gut, daß wir uns trennen mußten. Wir haben eine Prüfungszeit gewonnen. Könnten wir aufhören uns zu lieben, nun, so wäre zwischen uns nur eine vorübergehende Neigung gewesen und es wäre kein Schade, wenn diese durch die Zeit sich verflüchtigte. Dauert aber unsere Liebe über die Trennung hinaus, so hat sie sich bewährt und ist uns ein sicheres Pfand unseres ganzen Lebensglücks. Sieh, mein süßes Herz, so meint es das Schicksal doch eigentlich gut mit uns. Zuweilen hat mich auch die Unzufriedenheit beschlichen, daß ich arm bin, daß mein Vermögen gerade so groß, oder richtiger gesagt, gerade so klein war, daß ich zur Noth meine Studien beendigen konnte. Zuweilen habe ich auch gewünscht reich zu sein, nur um Dich schmücken zu können mit dem, was das Leben Schönes bietet. Aber ich war undankbar. Das Geschick versagte mir irdische Güter und gab mir dagegen Dich mit Deinem schönen, edlen Herzen. Für welchen Haufen von Geld möchte ich denn Dich vertauschen? O wie lebhaft trittst Du mir jetzt vor die Seele! Ich sehe Dich leibhaftig vor mir. Da sitzest Du in Deinem Lehnstuhl, Deine Arbeit ruht Dir im Schooße, Du wendest das Auge träumerisch gen Himmel, wo eben die scheidende Sonne den Saum der Wolken vergoldet, und Dein Gedanke weilt bei mir. So ist es, so muß es sein, jetzt eben sein. — — Bis hieher hatte ich geschrieben, als mich der Gedanke an Dich so übermannte, daß ich die Feder wegwarf und hinauslief in's Freie. Da, beim Anblick der scheidenden Sonne, als der glühende Purpur der Wolken den Abendhimmel erfüllte, als das herrliche Farbenspiel in ruhigem Wechsel erschien, meinte ich die Zukunft vor mir zu sehen, so rosig und golden wie der Himmel, und es war mir, als grüße mich Dein liebes Auge von da oben, und ich blieb stehen und lauschte, als müsse ich Deine süße Stimme vernehmen. Dann kehrte ich langsam heim und nun schließe ich diesen Brief mit einem herzlichen „Gute Nacht“. Schlafe ruhig und träume süß. Wenn der Gott des Traumes mir günstig ist, dann träume von

Deinem treuen

Konrad.

Konrad an Amalie.

Mein süßes Leben!

Heute sind es zwei Jahre, daß ich von Dir wegreiste, zwei Jahre, in denen ich Dich nicht gesehen, den Ton Deiner Stimme nicht gehört habe. Wenn ich zurückblicke auf diese lange Zeit, so möchte ich die Frage an das Schicksal richten: warum sind diese Jahre für mein Glück verloren gewesen? Ist denn das Menschenleben so lang, daß man zwei Jahre davon ohne Weiteres entbehren kann? Wie doch der Mensch so seltsam ist! Habe ich nicht früher gemeint, die lange Trennung sei ein freundliches Geschick, durch welche unsere Liebe sich stählen solle in Sehnsucht und Entbehren? So wechselt der Mensch seine Stimmungen. Eins nur wechselt nicht, unsere Liebe, Amalie. Sie trotzt der Zeit und erhält sich frisch und lebendig. Und doch beschlich mich der Unmuth, als ich nachrechnete und fand zwei Jahre Trennung. Nicht meinetwegen, Amalie, ich bin ein Mann und muß tragen und kämpfen können! Aber Deinetwegen. Dein Leben ist so einförmig, Dir spinnt sich ein Tag ab wie der andere, keine Abwechslung, keine Zerstreuung, keine Freude tritt an Dich heran. Wahrhaftig, wenn ich zuweilen eine Einladung erhalte, die ich nicht ablehnen kann, so ist mir als beginge ich ein Unrecht, daß ich einige Stunden in Gesellschaft verbringe, während ich Dich einsam zu Hause weiß. Oft habe ich mir schon vorgenommen, mich ganz zurückzuziehen, aber ich darf es nicht. Abgesehen davon, daß ich Manchen vor den Kopf stoßen würde, der mir wohl will, so hasse ich nichts so sehr, als den Schein eines Sonderlings. Aber ich kann Dir versichern, wenn ich mich der Gesellschaft auch einmal hingebe, wenn das Gespräch mich anregt und ich lebhaft Theil nehme, so fällst Du mir plötzlich ein in Deinem einsamen Stübchen und mir wird so weh um's Herz, daß ich aufspringen und hinauslaufen möchte. Wie, wirst Du sagen, klagst Du? Ach ja, ich klage, laß mich einmal klagen. Daß mir die Trennung schmerzlich, warum soll ich es nicht gestehen? Wo ist denn geschrieben, daß man stumm und ruhig Alles ertragen müsse, daß man seinem Schmerze nicht Worte geben dürfe? Und warum soll ich Dir es verbergen, daß meine Sehnsucht nach Dir täglich größer wird und ich es kaum noch überwinde von Dir getrennt zu sein? Mir sind schon manches Mal tolle Gedanken durch den Kopf geschossen. Wegwerfen wollte ich meine Studien, eine andere Laufbahn anfangen, die mich rascher zum Ziele, zu Dir führt. Jahre lang muß man lernen und sich vorbereiten, will man dem Staate dienen, und wie spät und wie karg lohnt dieser unsere Dienste! Wird denn in der Welt nicht endlich einmal das wahre Verdienst belohnt? Denke an Dich selbst. Dein Vater war Gelehrter, der unendlich viel Gutes gewirkt hat, und wie ist er belohnt worden? Eine karge Pension schützt Dich und Deine Mutter eben vor dem Hungertode und der Fleiß Deiner Hände darf nie ermüden, soll Deine Mutter nicht die kleinen, gewohnten Bequemlichkeiten entbehren. Mein Vater war ein tüchtiger Arzt, der Trost und Hülfe an manches Krankenbett gebracht, der mancher Familie den Vater, mancher Mutter ihr Kind gerettet hat. Und was ward ihm zum Lohne? Ich, sein Sohn, habe mich kläglich durch's Leben schlagen müssen und muß zu meinem geliebten Mädchen immer und immer wieder sagen: warte, warte, noch habe ich kein Haus, in das ich Dich führen, noch keinen Tisch, den ich für Dich decken kann. Und wenn ich dann sehen muß, wie leicht es Andern — doch es sei genug. Ich will Dich nicht ermüden mit meinen Klagen. Ach, ich knirsche mit den Zähnen, daß ich nach zwei Jahren keinen bessern Gruß für Dich habe, als: warte, warte. Deine schöne Jugendzeit verrinnt im Harren auf mich und zuletzt — —? Fast

möchte ich Dir sagen: gieb mich auf; wenn sich ein Anderer Dir naht, reiche ihm Deine Hand. Und doch kann ich es nicht sagen, ohne das Todesurtheil für mein eignes Lebensglück auszusprechen. Vergieb, liebe Amalie, daß ich Dir meinen Unmuth nicht verborgen habe, aber ich mag auch diese Stimmung Dir nicht verheimlichen; Du sollst mich immer ganz kennen, wie ich bin. Lebe wohl! Ich kann mich nicht zwingen, kann in keine freundliche Stimmung kommen, besser also ich schreibe gar nichts mehr. Lebe wohl. Mit alter Liebe

Dein Konrad.

Amalie an Konrad.

Mein lieber, lieber Freund!

Wie tief hat mich Dein letzter Brief betrübt! Konrad, mein lieber Konrad, was soll das heißen? Sind wir denn nicht nach einer Trennung von zwei Jahren dem schönen Ziele auch um zwei Jahre näher? Wußten wir denn nicht voraus, daß wir kämpfen und ringen mußten um unser Ziel? Und nun, auf halber Laufbahn sollte uns der Muth verlassen? Doch nein, das kann nicht sein. Du hast Dich einen Augenblick vom Unmuth übermannen lassen und gerade in dieser Stimmung mir geschrieben. Das ist mir aber lieb, Konrad, ich sehe, daß Du mir nichts verbirgst, und danke Dir für Deine Aufrichtigkeit. Ei, mein Freund, ich sehe ja doch, daß die Männer, selbst die besten, zu denen Du gehörst, die Geduld verlieren können. Denn weiter ist doch Dein Unmuth nichts, als ein Augenblick, wo Du ungeduldig wurdest. Wir Frauen harren besser aus. Und wenn Du sagst, daß Du hauptsächlich um meinetwillen so unmuthig wärest, so sage ich Dir offen: dazu hast Du keine Ursache. Mein Leben ist nicht so einförmig, wie Du glaubst, und freudenleer ist es gar nicht, im Gegentheil es ist voll Fest- und Feiertage. Ist denn nicht jeder Tag, wo ich einen Brief von Dir bekomme, ein Festtag? Und habe ich in den zwei Jahren nicht viele, viele solcher Festtage gehabt? Da im untersten Fache meines Nähtisches liegt eine recht ansehnliche Zahl von Deinen Briefen. Und jeden Tag, Morgens und Abends, lese ich einige von ihnen durch. So bringt mir jeder Tag meine Freude! Und bin ich denn so ganz einsam? Habe ich nicht meine gute Mutter? Meinst Du, es freue mich nicht für sie sorgen und vor allen Dingen mit ihr sprechen zu können? Nein, Konrad, ich sehne mich auch Dich wieder zu sehen, aber trotzdem bin ich heiter und glücklich. Kann denn eine Braut unglücklich sein, der die Zeit täglich näher rückt, wo sie mit ihrem Geliebten vereinigt werden soll? Also gräme Dich nicht, mein lieber, lieber Konrad. Mich drückt keine Sorge, kein Kummer, und der Gedanke an Dich, die Hoffnung auf Dich machen mich glücklich. Darum reiße Dich aus Deinem Unmuth heraus. Vermeide es nicht unter Freunden und Genossen fröhlich zu sein. Wenn ich Dir dann in den Sinn komme, so trinke Dein Glas aus und denke im Stillen, es sei auf mein Wohl, und wenn Du Dir dann mein Bild recht vergegenwärtigst, so wirst Du sehen, daß es freundlich lächelt und dankbar Dir zunickt. Lieber, lieber Konrad, antworte mir recht rasch und sage mir, daß solche trübe unmuthige Stunden bei Dir nur selten sind. Denn wäre das Gegentheil der Fall, so würde ich mich grämen und würde fürchten, daß die Treue, mit der Du an mir festhältst, Dir in Deinem Streben hinderlich sei. Geh, mein Freund, Du verkennst ja ganz, was Dir zukommt. Du willst mich in Dein Haus führen, das lasse ich mir gefallen. Aber Du willst auch den Tisch decken? Erlaube, lieber Freund, das ist meines Amtes und das lasse ich mir nicht nehmen. Ei, in meinen geträumten Zukunftsplänen spielt es ja die Hauptrolle, wie ich für Dich und Deine Bequemlichkeiten recht emsig sorgen kann. Nein, nein, mein Freund, den Tisch zu decken lasse ich mir nicht nehmen. Also den Kopf in die Höhe, mein Konrad. Ich habe noch viel Muth und heitere Hoffnung, Du wirst doch hinter Deinem Mädchen nicht zurückstehen wollen? Geschwind, Konrad, setze Dich hin und schreibe mir einen recht freundlichen, sonnenhellen Brief. Du machst mir dann wieder einen Festtag! Tausend Grüße meinem lieben, lieben Freunde von seiner treuen und glücklichen Braut Amalie.

Konrad an Amalie.

Mein herrliches Mädchen!

Dein Brief hat mich tief beschämt und mich doch zugleich auf das Freudigste bewegt. Geschämt habe ich mich, daß mich mein Unmuth hinreißen konnte, Dir einen Brief voll Klagen zu schreiben und ihn auch wirklich in Deine Hände gelangen zu lassen. Ich möchte Etwas darum geben, wenn ich mich Dir nicht so schwach gezeigt hätte. Und doch ist diese Schwäche Gelegenheit geworden, nicht Dich von einer neuen Seite, aber in der ganzen Fülle Deiner Liebenswürdigkeit kennen zu lernen. Ja, meine Amalie, indem Du an Dich gar nicht denkst, indem Du Dich glücklich schilderst, nur um mich zu beruhigen, indem Du alle Entbehrungen leugnest und mich glauben machen willst, daß nie eine trübe Stimmung auf Dir laste, wie die, welche bei mir zu heftigem Unmuth ausschlug, verleugnest Du ganz Dich selbst in hingebender Liebe. Das ist echt weiblich. Und in dieser echten Weiblichkeit liegt der Vorzug, die Stärke eures Geschlechts. Die Liebe ist die Hauptaufgabe des Weibes. Das Weib ist schwach und stark in der Liebe. Die Liebe erfüllt ihr ganzes Leben. Deswegen kann das Weib eine Höhe der Vollkommenheit erreichen, die dem Manne versagt ist. Es giebt ganz vollkommene Gattinnen, Hausfrauen, Mütter.

Auch der Mann ist der stärksten Liebe fähig, allein die Liebe darf sein Leben nicht ausfüllen. Er hat noch andere Pflichten, Pflichten für das allgemeine Leben, für seinen Beruf, für die Gemeinde und den Staat. Und diesen Pflichten in ihrem vollen Umfange zu genügen, vermag der Mann nicht. Insofern sind die Frauen glücklicher. Darum auch, weil wir die Fülle eurer Liebe nicht erreichen können, bewundern wir Euch. Wir lieben Euch gewissermaßen um eurer Liebe willen. Habe Dank, mein herziges Kind, für Deinen schönen Brief oder besser für die Offenbarung Deines schönen Herzens. Du hast Recht, ich bin nicht immer so trübe und verstimmt, wie ich Dir in meinem letzten Briefe erschien. Es sind eben nur Stunden des Unmuths, die ich wieder bekämpfe, und es ist abscheulich von mir, in einer solchen Stunde an Dich geschrieben zu haben. Ich mag Dich nachträglich gar nicht um Verzeihung deshalb bitten, weil Du verziehen hast, ehe ich gebeten habe. Wenn aber jemals mich der Unmuth wieder beschleichen sollte, will ich Deinen Brief lesen und jenen dadurch verscheuchen. So hast Du mir ein treffliches Mittel gegeben, mir meine Heiterkeit zu bewahren. Dank, tausend Dank, meine Amalie. Und nun lebe wohl für heute. Ich bin so überhäuft mit Arbeiten, daß ich die Nächte zu Hülfe nehmen, meine liebste Beschäftigung abkürzen muß, die, an Dich zu schreiben. Lebe wohl. Der Gedanke, daß Du einen Menschen mit Deiner schönen Liebe unendlich glücklich machst, möge Dich stärken in Deiner Einsamkeit.

Dein glücklicher Konrad.

Konrad an Amalie.

Mein süßes Herz!

Eine gute Nachricht sollen Dir diese Zeilen bringen. Ich habe mein drittes Examen gemacht und habe es glänzend bestanden. Sie hatten mir es schwer machen wollen und haben mich auf allerlei Proben gestellt, aber ich war überall sattelfest. Meine Collegen wünschen mir Glück, und der Präsident hat mir schmeichelhafte Worte gesagt. Ich freue mich über Alles Deinetwegen. Es kommt mir vor, als sei ich jetzt erst Deiner ganz würdig geworden. Siehst Du, meine Taube, daß Ihr besser daran seid, als wir Männer? Ihr braucht nichts, als zu lieben, und damit seid Ihr würdig zur höchsten Stufe, die eine Frau erreichen kann. Wir aber müssen Jahre lang arbeiten und ungeheuer viel lernen, ehe wir sowohl dem Staate würdig erscheinen, als auch einer Frau würdig werden. Nun, süßes Kind, vergieb, daß ich abbreche. Zwei meiner Genossen sitzen bei mir, um mich zu dem Schmause abzuholen, der bei solchen Gelegenheiten üblich ist. Ich wollte aber nicht warten, Dir die Nachricht mitzutheilen, bis ich morgen vielleicht Kopfschmerzen habe, und so mache sich denn dieses Blatt schon heute auf die Reise und bringe die herzlichsten, glühendsten Grüße meinem lieben Bräutchen.

Dein treuer Konrad.

Amalie an Konrad.

Mein theurer, theurer Freund!

Heute fühle ich recht schmerzlich, daß ich nicht bei Dir sein darf, nur um meiner Freude einen recht warmen Ausdruck geben zu können. Ach, das Schreiben drückt ja so wenig aus, was man fühlt, was man denkt, was man sagen will. Die Freudenthräne im Auge, das glück-

liche Lächeln, den hellen, fröhlichen Ton der Stimme kann man ja nicht zu Papiere bringen. Meinen herzlichsten Glückwunsch, Konrad! Ach, lieber Freund, mir bist Du durch Dein Examen nicht um ein Haar lieber geworden, ich ehrte und schätzte Dich schon vorher eben so hoch. Aber um der Welt willen freut es mich doch unendlich. Ich glaube, man kann ein braver und tüchtiger Mann sein, selbst wenn man kein drittes Examen zu bestehen vermag, aber es ist doch schön, daß Du es so glänzend bestanden hast. Ach, ich besinne mich noch recht wohl, daß mein guter Vater davon sprach, wie schwer jetzt den jungen Leuten das Examen gemacht würde. Warum ist denn das nur, Konrad? Ist denn eine so fürchterliche Menge von Kenntnissen nothwendig, daß man ein guter Staatsbeamter oder Richter sein kann? Ich sollte doch denken, daß Redlichkeit, Unparteilichkeit, Menschenkenntniß und Scharfblick die nothwendigsten Eigenschaften für einen Beamten seien. Diese werden aber nicht gelehrt und in diesen werdet ihr auch nicht examinirt. Mein Gott, was schreibe ich da! Ich weiß auch wirklich nicht, sind das meine Gedanken, oder ist mir das so aus den Gesprächen meines Vaters sitzen geblieben? Ich komme auch nur darauf, weil Du mich dauerst, daß Du so fürchterlich hast studiren müssen, selbst die Nächte hindurch. Daher kommt es, daß so viele junge Leute mit Brillen gehen, weil sie sich die Augen verdorben, und daß sie engbrüstig werden, weil sie zu viel sitzen müssen. Du darfst jetzt nicht mehr so viel studiren und künftig — — — das wird sich finden. Ich glaube, ich schreibe in meiner Freude lauter dummes Zeug, darum ist es wohl besser, ich höre auf. Ich hoffe, Du hast Dir bei Deinem Schmause ein kleines Räuschchen getrunken, weil Du in Gedanken oft auf mein Wohl angestoßen hast. Dein Räuschchen hat auch bis hierher auf mich gewirkt, denn ich bin auch ein wenig trunken vor Freude! So lebe wohl, mein liebster Freund, — ich hoffe, Du wirst nun, wenn Du Dich nicht mehr mit Justinian und den andern alten Knasterbärten abzugeben hast, wieder Zeit bekommen, recht viel zu denken an

Dein Dich liebendes Mädchen Amalie.

Konrad an Amalie.

Mein theures, geliebtes Mädchen!

Hast Du nach dem Poststempel gesehen, als Du diesen Brief eröffnetest? Schwerlich, denn als Du meine Handschrift erkanntest, genügte es Dir, zu wissen, der Brief sei von mir. Nun, sieh jetzt nach, woher der Brief kommt. Aus Heinrichshausen! Schwerlich werden Deine geographischen Kenntnisse so weit gehen, daß Du weißt, wo Heinrichshausen liegt. Und doch wird dieser Ort Dir von Wichtigkeit, denn er wird Dein künftiger Wohnort sein. Du lässest hier den Brief sinken — Du erschrickst — freudig — Du rufst: „Mutter, höre!" Ich sehe das Alles vor mir. Nur rasch, Amalie, gieb Dich an das Einpacken, Du mußt kommen, bald kommen, sobald als möglich. „Aber wenn er nur ordentlich erzählte," denkst Du bei Dir, „daß ich ihn begriffe." Gut, mein Herz, ich will mir Mühe geben, ordentlich, der Reihe nach zu erzählen. Wo fange ich aber an? Richtig! Nach meinem glänzenden Examen hoffte ich auf eine baldige Anstellung — und doch verging Monat auf Monat, ehe davon die Rede war. Du wirst aus meinen Briefen in der Zeit hier und da eine Bitterkeit herausgelesen haben, die ich eben nicht unterdrücken konnte. Bei alledem wurden mir viele und just die schwierigsten Arbeiten zugetheilt. Da stieg in mir der Verdacht auf, daß man in mir den guten Arbeiter schätze und mich so lange als möglich in meiner jetzigen Stellung lassen wolle, die mir nichts oder wenig einbringt. Ich entschloß mich kurz, ging zum Präsidenten und sagte ihm geradezu meine Meinung. Der Präsident sah mich an und lachte, indem er erwiderte: „Sie haben Recht, daß ich Sie gern hier behielte, und wer weiß, wie bald ich Sie wieder an uns fesseln werde. Aber mit dem Verdacht, daß ich Ihre Beförderung aus eigensüchtigen Gründen hindere, thun Sie mir Unrecht. Hier der Beweis. Dieses eben eingelaufene Schreiben vom Ministerium ernennt Sie zum Kreisrichter in Heinrichshausen." Ich war wie aus den Wolken gefallen und sah den Präsidenten etwas verdutzt an. Dieser reichte mir die Hand und sagte: „Meinen besten Glückwunsch! Ihre neue Stellung ist ehrenvoll, weil sie wichtig ist. Der letzte Kreisrichter, der vor Kurzem in Ruhestand versetzt wurde, war ein alter Mann, der ohne eigentliche Thatkraft in dem Gerichtswesen des ganzen Kreises einen gewissen Schlendrian hat einreißen lassen. Das Ministerium glaubt in Ihnen den Mann gefunden zu haben, der mit sicherm Blick alle Mängel erkennen und beseitigen wird. Aber ich kann Ihnen keinen Augenblick Zeit gönnen. Sie müssen auf der Stelle, das heißt, mit dem nächsten Eisenbahnzuge, abreisen. Gleichzeitig mit dem Ministerialschreiben erhalte ich die Anzeige, daß in Heinrichshausen ein schweres Verbrechen begangen worden ist, dessen Untersuchung die untergeordneten Beamten nicht zu führen verstehen. Eben, als Sie mir gemeldet wurden, wollte ich zu Ihnen schicken, Sie müssen augenblicklich fort." Ich war wie im Traume, ich wußte nicht, was ich sagen sollte, ja, ich glaube, der Präsident hat mich förmlich hinausgeworfen, damit ich fort kam. Ich hatte eben auch nur so viel Zeit, das Nöthigste in den Koffer zu werfen und meinem Wirth meine übrigen Sachen zu übergeben, daß er sie mir nachschicke. So saß ich plötzlich im Eisenbahnwagen und kam da erst recht zur Besinnung. Eine Stunde früher noch voll Unmuth und Bitterkeit, und jetzt am Ziele meiner Wünsche. Nach langem, oft schwerem Harren kann ich Dir sagen: „Komm, Amalie, jetzt habe ich ein Haus für Dich." Und was für ein Haus, mein Liebchen! Laß mich nur weiter erzählen! Ich kam in Heinrichshausen an und die Untersuchung des Verbrechens nahm mich sogleich dermaßen in Anspruch, daß ich zwei Tage lang keinen ruhigen Augenblick gewinnen konnte, Dir zu schreiben. Denn ich wollte Dir ja Alles ausführlich berichten, mir konnten einige flüchtig hingeworfene Worte nicht genügen. Höre weiter. Meine Stelle ist gut und wird uns für die ersten Jahre ein anständiges Auskommen verschaffen. Und daß ich später weiter kommen werde, verbürgt mir das Versprechen des Präsidenten. So komm denn, Du treues Lieb, die Du so lange fest an mir gehalten, komm, sei mein Weib, mache mich glücklich und sei selbst glücklich, indem Du der Segensengel meines Lebens bist. Ich denke, es soll Dir hier gefallen. Heinrichshausen liegt in einer reizenden Gegend. Die Stadt ist nicht übergroß, aber so viel ich bemerken konnte, sind die Bewohner gute, gebildete Menschen, mit denen sich schon wird leben lassen. Ich habe eine Amtswohnung, viel zu groß für uns im Anfange, mit schönen, großen Räumen, mit hübschem Garten und herrlicher Aussicht auf den Fluß und das Gebirge. Nun komm und verleihe dieser Wohnung ihren eigentlichen Schmuck. Für Deine gute Mutter ist ein Zimmer da, wie sie es liebt, still, sonnig, die Fenster mit Weinlaub bewachsen. Nur zögere nicht. Gieb Dich an das Packen Deines Hausraths, den Du mitbringen willst; was fehlt, ergänzen wir hier. Dann schreibe mir, wenn Du fertig bist, und ich komme und hole Dich ab. Unterwegs soll uns mein alter Universitätsfreund in Friedrichsdorf trauen, das mache ich Alles ab. Aber beeile Dich, denn jetzt, wo die Erfüllung meiner Wünsche so nahe, steigt meine Ungeduld zum Fieberhaften. Welch ein Wiedersehen! Oft, oft habe ich daran gedacht, nun es mir aber so nahe gerückt ist, strahlt mir der Augenblick in hellster Herrlichkeit entgegen, daß ich es kaum erwarten kann. Ich mag auch nicht mehr schreiben, denn mir kommt es vor, als verzögere ich durch jede Minute des Schreibens den Augenblick des Wiedersehens. Lebe wohl, mein süßes, süßes, süßes Mädchen, bald mein herziges, liebliches Weib!

Dein überglücklicher Konrad.

Vier Elemente, innig gesellt!

In den Bildern, welche die Kunst nach lyrischen Ergüssen aus dem Seelen- und Familienleben unserer Dichter malt, sähen wir so oft als möglich am liebsten diese Dichter selbst mit zur Darstellung gebracht; wir fühlen uns geehrt, in unserer geliebtesten Männer vertraute Gesellschaft, wenn auch nur als stumme Gäste, mit eingeführt zu sein. In solcher Gesellschaft sind wir sofort daheim, der Dichter selbst ist uns ja kein Fremder, und die Lieblinge seines Herzens hat er uns mit aller Lebenswahrheit in seinen Werken vorgestellt.

Wie passen diese Gedanken zu den Gestalten, die unser Künst-



Schiller's Punschlied.

Illustrirt von Max Adamo.

ler um die Punschbowle gruppirt hat, vor welcher kein Deutscher an etwas Anderes, als an Schiller's Punschlied denken kann? — Suchen wir nicht auch in diesem Bilde sofort nach alten Bekannten, möchten wir nicht am liebsten den Dichter selbst unter ihnen sehen?

Dieser Wunsch wird ein ziemlich allgemeiner sein, und daß wir ihn gerade in der Hauptfigur nicht erfüllt sehen, ist vielleicht das Einzige, was uns in der außerdem so sehr gelungenen Composition stört. Das ganze Bild würde uns gemüthlicher anheimeln, wenn wir in dem jungen blühenden Mann des Vordergrundes den Schiller von Volkstädt bei Rudolstadt wieder erkennen könnten; die beiden lieblichen Mädchen würden sofort als die

Schwestern Lengefeld uns den Kreis von Vertrauten eröffnen, und wir würden nicht in Verlegenheit sein, auch für die übrigen vortrefflichen Personen die entsprechenden verwandtschaftlichen oder literargeschichtlichen Beziehungen zu finden.

Diese Bemerkung hält uns der Künstler, M. Adamo, ohne Zweifel zu Gute, da wir außerdem an dem wahrhaft Kaulbach'schen Geist seiner Composition, deren Original-Carton im Besitz des Herausgebers der Gartenlaube ist, unser herzliches Behagen gestehen. Wie reizend sind in der lebendigen Gruppe zwischen der mit ernster Kennermiene Prüfenden die Spender der „vier Elemente" vertheilt! Wir stehen offenbar vor dem fertigen Punsch, über welchen die verschiedenen Gutachten ausgesprochen werden. Noch läßt augenscheinlich die gefüllte Terrine Manches zu wünschen, aber die Hülfe ist bei der Hand: mit des Wassers sprudelndem Schwall steht das erste der Mädchen bereit, das zweite trägt in gläserner Schale den Zucker, der die herbe brennende Kraft zähmt, und während der alte Herr der Citrone saftigen Stern so gewaltig preßt, daß darüber die Perücke auf seinem Haupte sich verschiebt, gießen die zwei Sachverständigen des Hintergrundes noch fernerweite Tropfen des Geistes hinein. Bleibt es fraglich, welchen Antheil am Vorgang der kleine Junge mit der Trompete nehmen soll, außer etwas Näscherei bei der Großmutter und der Gelegenheit für den Künstler, im Bilde alle Lebensalter vertreten zu lassen, — so erscheint uns dagegen das Mädchen, das zur Thür hereintritt, als eine höchst zweckmäßige Person, denn außer den Gläsern auf dem Teller in ihren Händen trägt sie ein sehr wichtiges Werkzeug für den Genuß des bereiteten Labsals, den Schöpflöffel, der gar stattlich ihr im Busentuche steckt.

Einen noch stockfremderen Geist, als er im Punsche haust, vermag selbst der Deutsche nicht auf seinen Familientisch zu stellen. Thee, Zucker, Citrone, Rum — lauter Ausländer, und nur das unschuldige Wasser giebt die heimathliche Quelle dazu her. Und doch erfreut der Punsch unser Herz, wie — nun, wie die glühende Dichtung der Sakuntala und die warme Weisheit der Brahmanen, und das ist auch ganz in der Ordnung so, denn mit ihnen rühmt er sich desselben Vaterlandes. Er ist ein Kind Indiens; die Gelehrten erzählen, daß die Malabaren ihn Pauscha, d. i. Fünf, nennen, weil sie Wasser und Thee als zwei „Elemente" zählen und ihn somit aus deren fünf bestehen lassen. Unser Dichter hat dieses „fünfte" Element poetisch nicht zu verwerthen vermocht; es ergeht dem armen Thee wie dem Bier, wahre Poesie will nichts damit zu thun haben. Der Punsch schien dagegen zu vornehm für ein Lied zu sein, und es mußte ein Friedrich Schiller kommen, um es ihm würdig zu singen.

F. H.

„Der heilige Herr."

Ein geheimnißvoller Glaubensfürst.

(Schluß.)

Noch befand sich Jakob Frank, „der heilige Herr", in Brünn, als Maria Theresia im Jahre 1780 starb und ihr ältester Sohn, der unvergeßliche Joseph der Zweite, ihr in der Regierung folgte. Diesem hochherzigen Fürsten schwebte das Ideal der höchsten Regententugenden, sowie der Aufklärung und Freiheit für die Völker vor. Er begann in dem verrotteten österreichischen Staate mit Reformen, unter welchen sich auch das Toleranzedict vom 13. October 1781 befand. Darin waren auch die Juden begriffen. Sie sollten neben freier Religionsübung des bürgerlichen Rechtes genießen, Geschäfte und Professionen zu treiben und selbst Staatsämter zu übernehmen unter der Bedingung, daß sie auch den bürgerlichen Pflichten nachkommen würden, nämlich Militärdienste zu thun und ihre Kinder in die allgemeinen Volksschulen zu schicken.

Dieses Edict war ganz dazu geeignet, ein Sectenhaupt zur Rückkehr nach Wien einzuladen. So siedelte Frank, wenige Jahre nach Erlaß desselben und nachdem es in Kraft und Vollzug gesetzt worden war, wieder nach Wien über und lebte dort mit derselben orientalischen Pracht, mit derselben Abgeschlossenheit, mit derselben Anzahl von Leibgarden, mit denselben Besuchen von polnischen und mährischen Juden besonders aus der Jugend, mit denselben massenhaften Geldspeditionen und Almosenspenden, die das Vermögen eines Privatmannes weit überstiegen, und mit demselben mysteriösen Cultus, wie in Brünn. Man wußte sich in Wien diese Pracht nicht zu erklären und glaubte von Frank selbst Auskunft über seinen Stand und seine Herkunft verlangen zu können. Die Polizeibehörde beschritt auch in der That diesen Weg. Allein Frank erklärte: „daß er unter dem besonderen Schutz einer mächtigen nordischen Fürstin stehe," und verschwieg dabei alles Uebrige, was ihn selbst, seine Familie und Secte betraf. Mit der nordischen Fürstin hat er höchst wahrscheinlich die Kaiserin Katharina die Zweite von Rußland gemeint. Zu dieser Annahme ist man darum berechtigt, weil seine Tochter Eva (ursprünglich Rachel), die später in Offenbach als orientalische Schönheit und als Wohlthäterin der Armen gewöhnlich Fräulein Frank genannt wurde, nach ihres Vaters Tod auf gerichtliches Befragen um ihre Herkunft sich den Namen Romanowna beigelegt hat. Daraus hat man folgern wollen, daß die Familie Frank in irgend einem verwandtschaftlichen Verhältniß zum russischen Regentenhaus Romanow gestanden haben müsse, und damit hat man auch die massenhaften, in Fässer gepackten Geldsendungen in Verbindung bringen wollen, da man nicht glaubte, daß sie keine andere Quelle als die Opfergaben der Secte gehabt haben könnten.

Eben so wenig weiß man, aus welchem Geschlechte Frank's Ehegattin gewesen ist. Denn eine Ehe muß man denn doch wohl um der drei Kinder willen annehmen. Indessen scheint diese Gemahlin nicht mehr am Leben gewesen zu sein, als der Edomiterhof nach Offenbach übersiedelte. Frank fand nämlich in der Kaiserstadt Wien die gewünschte Ruhe nicht. Die Reformen Kaiser Joseph's wurden von dem unterrichteten und gebildeten Theile der österreichischen Völker, welcher des Kaisers gute Absichten verstand, mit Freuden und Begeisterung begrüßt. Aber die niedrige Schicht der Bevölkerung, die starr an Gewohnheit und Herkommen hängt, murrte und wurde von den geistlichen Nachtfaltern aufgewiegelt, welche für ihr Ansehen und Brod stritten, wie die Kutscher und Fuhrleute gegen die Eisenbahnen gestritten haben. Selbst in den deutsch-österreichischen Landen wurde die Stimmung eine drohende, und in Ungarn und in Belgien brach eine wirkliche Empörung aus und zwang den aufgeklärten Kaiser zur Nachgiebigkeit.

Bei dieser unbehaglichen Lage der Dinge suchte sich der Edomitergott Frank ein neues Asyl und trat mit dem loyalen Fürsten Wolfgang Ernst dem Zweiten von Isenburg-Birstein in Verhandlungen. Der tolerante Fürst, welcher auch eine Vermehrung seiner Staatseinkünfte im Auge gehabt haben mag, gestattete dem merkwürdigen Mann bereitwilligst eine Ansiedlung in Offenbach und gab ihm eins von seinen Schlössern zur Miethe.

Dieses Palais bezog Frank im Jahre 1788 mit seinem zahlreichen und glänzenden Gefolge, welches wie der strahlende Schweif eines Kometen ihm nachzog. Er war damals schon ein Greis von sechsundsiebzig Jahren, aber immer noch rüstig und beweglich und legte sich den Titel Baron Frank bei.

Es ist begreiflich, daß man sich damals in Offenbach mit allerlei Gerüchten über Stand und Herkunft umtrug, ohne aber die Wahrheit zu treffen, daß er das Haupt einer Secte zur Vereinigung des Judenthums mit dem Christenthum sei. Zu diesen Gerüchten trug Frank's geheime Lebensweise und der Schleier sehr viel bei, der über seiner zahlreichen Umgebung lag.

Sein Aufwand in Offenbach war eben so groß, wie in Wien und Brünn. Seine Leibgarde bestand aus siebzig Mann in der uns schon bekannten Uniform. Seine Correspondenz führte ein geheimer Secretair, der jedoch in ehrerbietiger Entfernung von dem heiligen Herrn bleiben mußte. Unter seinen Pferden befanden sich vier Schecken von der gelblichen Isabellenfarbe, mit denen er täglich ausfuhr. Außerdem bestand die Edomitergesellschaft, die theils im Schlosse unter seinen unmittelbaren Befehlen lebte, theils in der Stadt zur Miethe wohnte, aus ungefähr fünfhundert Personen, welche sämmtlich, ohne irgend ein Gewerbe zu treiben, aus dem großen Gottessäckel des heiligen Herrn unterhalten wurden. Diese Anzahl steigerte sich oft bis auf tausend Personen durch zahl-

reiche Wallfahrten von Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, die aus Polen, Böhmen, Mähren, der Lausitz und den angrenzenden Ländern zur Quelle des Heiles kamen. Blieben die Eltern zu Hause, weil sie die weite Reise nicht machen konnten, so schickten sie ihre erwachsenen Söhne und Töchter nach Offenbach.

Das Palais wurde, so lange Frank darin wohnte, sehr strenge bewacht. Unten am Hauptthore an der Baumallee, wo man noch die zwei Schilderhäuser sieht, standen zwei von den grün uniformirten und rothbewesteten Leibhusaren mit gezogenen Säbeln auf Posten. Im Innern des Hauses und am Eingang in die Gemächer des heiligen Herrn schilderten zwei Mann mit derselben Bewaffnung. Er selbst lebte in seiner olympischen Abgeschlossenheit, handhabte aber im Hause die strengste Disciplin und schien wie durch unsichtbare Canäle von Allem Kenntniß zu haben, was in der Nähe oder in der Ferne vorging. Es war eine Ordnung, eine Unterthänigkeit, ein Zusammenhang, wie zwischen den Profeßhäusern der Jesuiten und ihrem General in Rom, nur war hier in Edom eine größere Ehrfurcht. In Folge dieser strengen Zucht fielen niemals Unordnungen oder Streitigkeiten unter den Hausgenossen oder mit andern Bewohnern von Offenbach vor, welche eine gerichtliche Klage nöthig gemacht hätten und wodurch die bürgerliche Justiz zur Untersuchung der Sache hätte veranlaßt werden können. Denn damit wären die Geheimnisse des Hauses leicht offenkundig geworden. Ein solcher Fall wurde auf das Sorgfältigste vermieden.

Viel besprochen wurde von den Offenbachern, daß die Leibhusaren sammt den übrigen Hausbewohnern im Garten oder im Keller Waffenübungen anstellten. Zu welchem Zweck? fragt sich; etwa zur Vertheidigung des Reiches der Edomiter bei Angriffen, oder zur Eroberung des Stammlandes Polen, welches bereits in Stücke zerfallen war? Dieses Letztere hat man außerhalb des Hauses vermuthet und den Glauben gehabt, daß Frank ein politischer Messias für Polen sei. Eben so sonderbar war es, daß im Hause ein chemisches Laboratorium unterhalten und chemische Experimente angestellt wurden, ohne daß man weiß, wozu diese Arbeiten haben dienen sollen.

Da die Secte sich äußerlich zur katholischen Religion hielt, in Offenbach aber eine Kirche dieser Confession damals nicht bestand, so fuhr der heilige Herr jeden Sonntagmorgen in seiner Prachtcarosse mit den vier Schecken und in Begleitung mit Spießen bewaffneter Leibhusaren am linken Ufer des Mains hinauf nach dem hart an diesem Flusse gelegenen Isenburgischen Ort Bürgel, der katholisch ist. Vor demselben stieg er dann aus, trat unter einen Baldachin, den vier Chorknaben trugen und dem stets ein langer Zug seiner Anhänger von achthundert bis eintausend Personen nachfolgten, und zog in die Kirche zur Messe. Viele Landleute aus den benachbarten Orten Fechenheim, Rumpenheim, Mühlheim rc. fanden sich oft unter den Baumgruppen am Mainufer ein, um den geheimnißvollen Polakenfürsten zu sehen, der sich aber von der schaulustigen Menge nicht gern begaffen und sie durch die Leibgardisten zurückweisen ließ. Immer trug er seinen rothen Talar sammt Mütze, die er auch in der Kirche nicht ablegte. Für die katholische Messe verrieth er eine große Sympathie und scheint darin, daß die vom Priester angehauchte und consecrirte Hostie in den Leib Gottes verwandelt wird, eine Analogie mit sich selbst als dem verkörperten Edomitergott erblickt zu haben.

Trotzdem unterhielt er seinen eigenthümlichen Cultus, dessen Beschaffenheit sorgfältig geheim gehalten wurde. Daher fuhr er jeden Nachmittag um vier Uhr mit gleichem Gepränge in den hinter der Tempelseemühle gelegenen Wald, wo er sich ein kleines Bethaus hatte errichten lassen. Hier betete er auf einem prächtigen Teppich der Länge nach ausgestreckt und mit dem Gesicht gegen die Erde, worauf der mit Schellen behangene Reiter die Stelle aus dem Spritzenschlauche mit Wasser übergoß. Man fragt vergeblich, was die Schellen bedeuten sollten, und warum der Fleck Erde durch eine symbolische Handlung übernäßt worden ist. Es giebt keine Religion, die einen ähnlichen Gebrauch hat und woraus sich diese Handlung erklären ließe.

Daß er auch Hoherpriester der Edomitersecte war, zeigte sich einst, als er durch Offenbach in der Richtung nach Frankfurt fuhr. Das Glasverdeck der Carosse war wie gewöhnlich inwendig mit grünen Vorhängen gegen jeden Einblick sorgfältig geschlossen. Da ereignete es sich, daß durch irgend einen Zufall eine Scheibe des Verdecks sprang. Sofort wurde von innen der grüne Vorhang zurückgezogen und mehrere Vorübergehende erblickten den heiligen Herrn nicht in dem gewöhnlichen rothen Talar, sondern in einer ganz anderen Kleidung, welche einige Aehnlichkeit mit der des Hohenpriesters im jüdischen Alterthum hatte. Besonders fiel ihnen ein glänzendes Brustschild auf, welches aus einem Rechteck mit zusammengefügten Edelsteinen bestand und der Form des ehemaligen Urim und Thummim symbolischer Brustbilder der jüdischen Hohenpriester, welche Licht und Recht andeuten sollen, entsprach. Bei diesem Unfall mußte die Carosse augenblicklich umkehren.

Seine Wohlthaten waren auch in Offenbach ebenso kolossal, wie die Fässer mit Geld, die ihm aus fernen Landen zukamen. Besonders unermüdlich in Spenden an die Armen war seine Tochter, Fräulein Frank, dieselbe, welche sich später als eine Romanowna bezeichnet hat, diese schöne Orientalin mit dem tiefen seelenvollen Feuerblick, mit dem schwarzseidenen Stirnband, auf dem eine Reihe von Perlen und Edelsteinen glänzte, mit dem um den Kopf geschlungenen schneeweißen und durchsichtigen Spitzenschleier, unter welchem dunkle Haarwellen auf den blendend weißen Nacken hervorquollen, mit dem langen, faltenreichen Gewand von himmelblauer Seide. Daher wimmelte es an festgesetzten Tagen vor dem Schlosse auf der Promenade von Bedrängten aller Art, die um eine bestimmte Stunde, wo die Thorflügel des Schlosses geöffnet wurden, unter die Thorhalle traten. Die wachestehenden Leibhusaren hatten Befehl, diesen Zugang zu gestatten. Da erschien Fräulein Frank mit vollen Händen und theilte in reichster Fülle aus. Ach, sie hat nicht geahnt, daß eine Zeit kommen könnte, wo sie mit ihren beiden Brüdern in Noth und Dürftigkeit versinken würde! Aber damals schien sie von dem Glanze ihres Vaters, als verkörperten Gottes der Edomiter, bestrahlt zu sein.

Darin mochte es seinen Grund gehabt haben, daß ein jüdischer Jüngling aus einer angesehenen Familie in Frankfurt von ihren Reizen entzückt wurde, sehr häufig nach Offenbach kam, die Promenade auf- und abging, sehnsüchtige Blicke hinauf nach ihrem Fenster warf, wo sie wohnte, und sich jedesmal verbeugte und den Hut zog, wenn nur ein Wind die grünen Gardinen am Fenster bewegte. Allein die schöne Orientalin gab keiner Liebeswerbung Gehör. Nie nahm sie irgend ein Geschenk als Zeichen der Verehrung an. Nie folgte sie einer Einladung zu einem Balle. Vielmehr liebte sie sammt ihren beiden Brüdern Rochus und Joseph die Abgeschlossenheit, die ihr Vater für seine Person noch strenger hielt, sich niemals öffentlich sehen lassend und nur dann und wann mit seiner rothen Mütze und seinem weißen Bart hinter den Fenstern seiner Gemächer oder hinter dem Glasverdeck seiner Carosse sichtbar werdend. Niemand durfte in seine Gemächer treten, mit Ausnahme des Arztes, wenn er krank wurde.

Immer galt Frank bei den Edomitern noch für unsterblich, für unverweslich, für ewig. Das war eine Täuschung, aus der sein Anhang mit Schrecken erwachte. Denn unerwartet, wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, trat der Tod des heiligen Herrn am 10. December 1791 ein. Frank starb an einem Schlagfluß in einem Alter von beinahe achtzig Jahren. Schrecken und Jammer im Hause waren unbeschreiblich, denn nicht genug, daß der Nimbus des Gottes wie ein Nebelgebilde zerronnen war, wußte man nicht, was aus der Secte der Edomiter werden sollte.

Am 12. December desselben Jahres fand sein Leichenbegängniß bei einer bittern Kälte statt und wurde nicht allein mit mehr als fürstlicher Pracht begangen, sondern auch durch das tiefgefühlteste Leid geheiligt. Alle seine Anhänger, deren Zahl sich damals in Offenbach auf ohngefähr achthundert Personen belief, gingen mit in tiefster Trauer. Voran die Frauen, verheirathete und unverheirathete, zweihundert an Zahl, in weißer Kleidung, die Haare mit weißem Band durchflochten und mit brennenden Wachskerzen in der Hand. Nach denselben kam die Leiche im offenen Sarge, eingekleidet in den rothseidenen Talar, den er im Leben getragen hatte und der mit Hermelin gefüttert war. Der Sarg wurde von der Dienerschaft getragen. Hinter demselben schritten seine drei Kinder, dann folgte die übrige Dienerschaft des Hauses nebst der siebenzig Mann starken Leibgarde. Den Beschluß machten die männlichen Personen, mit brennenden Fackeln in den Händen, die Haare gleichförmig mit einem weißen Band gebunden und die Arme mit weißem Flor umwunden. So ging der Zug durch Offenbach nach dem allgemeinen Begräbnißplatz. Hier setzte man den Sarg ab und schloß denselben mit dem Deckel. Der Sarg war ganz mit

weißem Atlas überzogen, sowie mit goldenen Fransen, Quasten und anderem Schmuck versehen. Nicht mit Seilen, sondern mit weißen Tüchern wurde er in die Gruft hinabgelassen, und dann die Tücher darübergebreitet. Keinen Geistlichen hat man im Zuge gesehen, ein neuer Beweis, daß die Secte ihren eigenen Cultus hatte.

Kaum war die Ceremonie durch Bekleidung des Sarges mit den weißen Tüchern geschehen, als auf einmal wie auf ein gegebenes Zeichen die ganze Trauerversammlung von achthundert Personen in ein herzzerreißendes Jammergeschrei ausbrach, daß die Luft erbebte und den Augen Aller unzählige Thränen entströmten. Man schien den Verlust des gemeinschaftlichen Versorgers und die verlassene Lage der Sectenglieder auf das Tiefste zu empfinden. Während die ganze Begleitung anfing, zum Beschluß eine Hand voll Erde in das Grab zu werfen, ließ sich auch ein seit mehreren Wochen des Augenlichtes beraubter Leibgardist von seinen Cameraden an das Grab seines Wohlthäters führen, stammelte unter heißen Thränen seinen letzten Dank und warf, wie die Andern, eine Hand voll Erde in das Grab. Bei der großen Zahl der Anwesenden währte die Ceremonie des Begräbnisses auf dem Friedhofe über eine Stunde und war äußerst feierlich und rührend. Sämmtliche Bekenner des Hauses Edom in Offenbach haben ein Jahr lang Trauer getragen und zwar mit dem Zeichen eines weißen Bandes in den Haaren und eines weißen Flores um den Arm.

So war der Vorhang gefallen und der Mann von der Schaubühne abgetreten, der Hunderttausende seiner Glaubensgenossen mittels einer neuen Religionsform auf Grund kabbalistischer Geheimlehren mit zauberhafter Gewalt an seine Person gefesselt hatte. Wohl darf man fragen, wie das möglich sei und ob Frank ein Betrüger oder ein Betrogener, also ein Schwärmer gewesen ist. Diese Frage ist schwer zu beantworten, da man den Inhalt seiner Lehren und Gebräuche nicht kennt und von dem dermalen noch bestehenden, jedoch vereinzelten und sehr dünn gewordenen Anhang niemals erfahren wird. Wenn man bedenkt, daß er keine Gaukelspiele, wie sein Zeitgenosse Cagliostro, der Magier, getrieben, keine sympathetischen Wundercuren vollbracht hat, obgleich sich Recepte dazu in der Kabbala finden sollen, so wird er von der Anklage freigesprochen werden müssen, daß er ein religiöser Taschenspieler gewesen sei. Weit eher könnte man ihn zu den Schwärmern für eine festgewurzelte Idee rechnen, für die Idee einer göttlichen Mission zur Vereinigung des Judenthums mit dem Christenthum. Durch das Hinbrüten über der Geheimlehre der Kabbala, durch den Glauben an eine Wechselwirkung zwischen Gott und den auserwählten Menschen, konnte die Einbildung in ihm entstehen, daß Gott in ihm und er in Gott sei und Beide nicht blos ideal, sondern real Eins seien. Ohne Glauben an eine göttliche Mission würde er die harten Kerkerstrafen nicht so willig und ungebrochenen Muthes ertragen, er würde in Verfolgung seiner Idee keine so beharrliche Consequenz bewiesen haben.

Sein Hingang hatte für die in Offenbach seßhaften Edomiter die empfindlichsten Folgen. Die erste war, daß, seit Frank's Tod den Gottesschleier zerrissen hatte, die Geldzuflüsse aufhörten und die Secte auf ihre Selbsternährung angewiesen war. Da mußten viele Mitglieder derselben sich entschließen, in Fabriken zu arbeiten, woran sie nicht gewöhnt waren und was ihnen sehr sauer ankam. Andere verließen Offenbach und kehrten in ihre Heimath Polen zurück, wo sie in Verbindung mit Andern ihrer Secte noch immer fortbestanden und den Namen Frankisten führten, bis sie durch einen kaiserlichen Ukas vom 15. März 1817 als „christliche Israeliten" bezeichnet wurden. Dieser Name kennzeichnet ihre Tendenz am richtigsten und der Erlaß des Ukases selbst sagt uns, daß die Secte von der kaiserlichen Regierung als fortbestehend angesehen worden ist. Sie soll auch noch in der späteren Periode die von ihrem heiligen Herrn überlieferten Lehren und Gebräuche mit Sorgfalt beobachtet, aber auch geheim gehalten haben. Ebenso soll es Grundsatz in dieser Secte sein, sich nur untereinander zu verheirathen und keine fremden Elemente in sich aufzunehmen. Wäre Frank und seine Secte in einem andern Zeitalter aufgetreten, als in der Aufklärungsperiode des großen Friedrich, also einige Jahrhunderte früher, wo der Glaube noch einen größeren Spielraum hatte, wer weiß, wie weit die Secte sich ausgebreitet haben würde. So aber scheint sie im Abnehmen begriffen zu sein, seitdem das regierende, göttlich verehrte Haupt fehlt.

Am härtesten aber traf Frank's Tod seine Kinder, die an fürstliche Pracht und Bequemlichkeit gewöhnt waren und jetzt durch Vertrocknung der Geldquellen in Noth und Dürftigkeit versetzt wurden. In dieser Lage wendeten sie sich an die Agenten und Vorsteher der Edomiter, besonders in Warschau, welche denn auch frühere Ausschreiben des heiligen Herrn erneuerten und umhersendeten. Allein die Säckel öffneten sich nicht mehr. So kam es zum Concursverfahren über Frank's Nachlaß, welcher, nach Abzug der Zahlungen an die zahlreiche Dienerschaft, noch nicht so viel betrug, um die übrigen Creditforderungen vollständig zu bestreiten. Viele Lieferanten mußten an den glänzenden Hofhalt und andere Handwerker einen Theil ihrer Forderungen verlieren.

Für die Kinder war in Offenbach des längeren Bleibens nicht mehr. Sie verließen die Stadt (Fräulein Frank angeblich in männlicher Kleidung; sie soll im Jahre 1815 in Polen gestorben sein), ohne daß man weiß, wohin sie sich gewendet. Sie sind verschollen. Dagegen versichert Peter Beer, unser Gewährsmann, daß einer von Frank's Söhnen als Officier in der russischen Armee gedient und im Jahre 1814, also dreiundzwanzig Jahre nach des Vaters Tode, einen Besuch in Prag bei den Anhängern seines Vaters gemacht habe, wo er mit großer Freude aufgenommen worden sei.

Auf dem Dampfschiff zwischen New-York und Bremen.*

Die Abfahrt von New-York. — Die Dampffähre. — Wagenchaos. — Der Dock und sein Menschengewühl. — Abschiedsscenen zwischen Schiff und Deck. — Das Sternenbanner auf dem Verdeck. — Missionsstimmung. — Die Bai von New-York. — Die ersten Tage am Bord — Wahlverwandtschaftsgruppen. — Versteigerung einer südstaatlichen Banknote. — Das Kindertreiben auf dem Deck. — Die Frau des deutschen Malers. — Dessen „genialer Anfall". — Der letzte Sonntag auf See. — Comfort auf dem Schiff. — Das Schiffsorchester. — Speculation des Schiffspersonals. — Vor Anker in der Wesermündung. — Trennung der Schiffscameraden. — Gegensatz der Heimkehrenden und der Auswandernden.

Es war am 20. Mai 1865, Vormittags zehn Uhr; in dem Gewühle der amerikanischen Metropole, New-York, bemerkte man in der Gegend von Barclaystraße, nach der Hoboken-Dampffähre zu, eine sich selbstständig behauptende Strömung von Wagen und Menschen. Mit gewohnter Geschicklichkeit finden die Droschkenkutscher ihren Weg über jene Querstraßen, an denen die gleichsam flüssigen Lavamassen des ungeheueren Verkehrs in der Nähe des Hafens einander begegnend sich aufstauen. Der Eifer der Rosselenker wird durch das hohe Fahrgeld angespornt, das sie den Unglücklichen abnehmen, welche um zwölf Uhr mit dem Dampfschiff nach Europa wollen und daher zu Beschwerden bei der Polizei gegen die Erpressungen der „hack"-(Lohnwagen)Treiber keine Zeit mehr haben.

Endlich sind Wagen und Menschen an Bord der breiten, gewaltigen Dampffähre, welche den Verkehr zwischen New-York und dem aus einigen Sommergärtenwirtschaften und Villen zu einer bedeutenden Stadt angewachsenen Hoboken auf der Ostseite des East River vermittelt. Mit Majestät, wenn auch angestrengt arbeitend, erreicht nach etwa fünfzehn Minuten das Dampfboot das andere Ufer, die Ketten rasseln nieder, welche die Breter halten, über welche der Ausgang aus dem Boot führt, und donnernd rollen die Wagen durch die gewölbten Thore, welche man an den New-Yorker Fähren als Wartestationen und Regenschutzplätze überall findet. In gerader Linie wälzt sich jetzt ein Gewirr von Droschken, Expreßwagen, Güterwagenleviathans und den feinsten Equipagen nach dem nicht fernen Dock zu, an dem die Dampfschiffe des norddeutschen Lloyd ihre periodische Heimath haben. Der Dock ist seiner ganzen Länge nach überdeckt, und obgleich die Abfahrt des Dampf-

* An Schilderungen von Fahrten nach Amerika ist unsere Literatur überreich, während nur selten einmal eine Heimfahrt von Amerika und die von den Auswanderern so verschiedene Schiffsbevölkerung der Heimkehrenden dargestellt wird. Es wird darum die vorstehende lebensvolle Skizze eines „Heimgekehrten" wohl allseitiges Interesse in Anspruch nehmen. D. Red.

schiffs „Amerika" auf zwölf Uhr angesetzt, wartet noch eine unabsehbare Masse Kisten und Koffer des Tauhakens, an dem die mit Dampf getriebenen Flaschenzüge sie in den Raum des Schiffes befördern. Doch König Dampf ist ein enorm schneller Arbeiter, gleichviel in welchem Fache er arbeitet, und gegen ein Uhr — Dampfschiffe sind ihrem Wesen nach nie so präcis wie Eisenbahnzüge — fliegt die letzte Kiste in den geräumigen Bauch des Schiffes hinab.

Mittlerweile haben sich Hunderte von Menschen am Dock gesammelt, welche dem Abgang des deutschen Dampfschiffes beiwohnen wollen. Verkäufer von Apfelsinen machen glänzende Geschäfte, ebenso fliegende Zeitungshändler, welche die noch feuchte letzte Wochennummer der New-Yorker Illustrated News in englischer wie in deutscher Sprache den Passagieren als Reiselectüre anbieten.

Die Schiffsglocke hat bereits verschiedene Mal die Verwandten und Bekannten der Passagiere ermahnt, sich an's Land zu begeben, und die Unterhaltung zwischen den Scheidenden geschieht par distance. Auf dem Verdeck halten die Mütter ihre Kinder empor, um noch einmal der Tante oder Großmutter zuzulächeln, die auf dem Dock thränenden Auges steht; mit kalter Höflichkeit empfiehlt sich der geehrte New-Yorker Correspondent dem Repräsentanten der westindischen oder mexicanischen Firma, welcher mit seiner Familie den alten Hansestädten zueilt, die er vor Jahren als einfacher Commis verlassen, um in der dollarreicheren Ferne sein Glück zu suchen und zu finden, oder auch ein frühes Grab durch Krankheit des Klimas.

Im Ganzen jedoch giebt sich unter der Menge auf dem Dock, wie auf dem Verdeck, eine gehobene Stimmung kund. Gold steht 130 und Jefferson Davis ist auf dem Wege hinter die Gitter des Washington-Arsenals. Beide Nachrichten werden Europa zugleich erreichen und beide den Cours der Vereinigten-Staaten-Papiere wie der Vereinigten-Staaten-Bürger drüben steigen machen. Kein Wunder," daß ein deutscher Abolitionist aus dem schlotreichen Pittsburg, dem Birmingham der Vereinigten Staaten, sich eigens ein Sternenbanner gekauft hat, um dessen Glanz bei der Abfahrt zu entfalten. Auf dem höchsten Punkte des Verdeckes postirt, setzt er die Flagge in dem Augenblick der Brise aus, wo die Schiffskanone das letzte Signal giebt und die Schraube am Hintertheil zuerst den ruhigen Wasserspiegel in wilden Schaum verwandelt. Ein dreifaches Hurrah für die Vereinigten Staaten ertönt unwillkürlich aus allen Kehlen der am Vorderende des Docks jetzt gedrängt stehenden Massen, die mit dem Schiff sechshundert amerikanische Bürger als Apostel eines neubekräftigten Evangeliums mit freudigem Stolze zu entsenden glauben. Die Sechshundert scheinen für den Augenblick diese Missionsstimmung zu theilen, und selbst die Gesichter einiger conföderirten Soldaten und südlichen Damen blicken nur versteckt Dolche bei dieser Verherrlichung ihres triumphirenden, wenn auch von ihnen noch thöricht gehaßten, großen Vaterlandes. Einige Minuten später und das Schiff fliegt den Strom hinab, das Dock verwandelt sich in weiße Wimpel, d. h. Abschied wehende Taschentücher, und bald verschwinden auch diese den spähenden Blicken der über die Eisendrahtbekleidung des Verdeckes sich hinauslehnenden Passagiere. Sie kehren der Vergangenheit den Rücken und blicken freudig in die vor ihnen liegende Zukunft und Gegenwart.

Die großartig prächtige Bai entrollt sich vor den erstaunten Augen; wir passiren Fort Lafayette, aus dem soeben die Gnade der Republik die letzten hundert Spitzbuben entlassen, welche sich wiederholt in die Armee für fünfhundert Dollars anwerben ließen, um eben so oft zu desertiren und die Vereinigten Staaten um Soldaten, die Stadt um Stellvertreter und Geld zu betrügen. Ein Vereinigtes-Staaten-Panzerschiff wird freudig begrüßt, es scheint den Passagieren die Versicherung zu geben, daß auch in der Ferne eine Macht walten wird, die nicht duldet, daß man ihnen ein Haar auf dem Haupte krümmt. Staten-Island mit seinen reizenden Villen, die aus reichen Gärten auf sanften Hügeln herabschauen, begleitet uns bis an die Mündung der Bucht und überläßt uns den Lootsen, um uns durch dieselbe auf hohe See zu führen. Zum letzten Mal blicken wir nach New-York, das im Widerschein der Sonne, ein ungeheures Amphitheater, am Horizonte sich erstreckt, dann kehren wir unsere Aufmerksamkeit ausschließlich dem Meere und den Personen auf dem Deck zu, die für die nächsten zwölf bis dreizehn Tage unsere Welt sein werden.

Eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit ist unter Passagieren in den ersten Tagen einer Seereise stets bemerkbar, namentlich wenn das Meer sich freundlich beträgt und man mit Interesse die vier Mahlzeiten genießt, die allemal vier Stunden voneinander entfernt die erfreulichsten Cäsuren im Schiffseposversmaß bilden. Später, wenn die durch stürmisches Wetter hervorgerufene Seekrankheit ein Drittel oder die Hälfte der Passagiere in der Unterwelt festhält und selbst die Oberwelt des Deckes, von einer Seite zur andern schwankend, nicht mehr mit reiner Freude beschritten wird, folgt dem angespannten Wesen der ersten Sonnentage eine Reaction und eine größere Anzahl Cigarren bildet zur düsteren Stimmung sowohl den Hintergrund, wie das Resignations-Antidot. Der erste sonnige Tag ruft jedoch Alle in das andere Extrem, und nirgends wird die Frage: „Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?" so leicht bejahend beantwortet wie auf einem Schiff. Nirgends herrscht solche kindliche Leichtgläubigkeit und selbst die stärksten Geister können sich ihr nicht entziehen. Geht z. B. das Schiff ruhig, so zweifelt Niemand, daß diese Ruhe bis zu Ende der Reise anhalten werde, und Alles wundert sich, daß die Aufwärter die hölzernen Vierecke nicht wieder von den Tischen entfernen, welche sie zur Zeit des stärkeren Schaukelns zur Sicherung des Speisegeschirrs vor Purzelbäumen festgeschraubt haben. Die oben erwähnte Lebhaftigkeit hat im Anfang einen isolirenden Charakter, Alles gruppirt sich in verwandten oder wahlverwandten Gesellschaften wie auf dem Blocksberge im ersten Theile des Faust, es fehlt ein gemeinsames, belebendes Centrum, die Genies des socialen Wesens wandeln noch unerkannt oder gar verkannt umher. In diesem Stadium ist die Anwesenheit einer lieben Frau und Kinder ein glücklicher Umstand, so lästig diese Schätze auch wenige Tage darauf werden. Wehe dem Unglücklichen, der

„Auch nicht eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund."

Für ihn bleibt nichts übrig, als das um diese Zeit noch einsame Rauchzimmer oder ein Sitz hinter dem Steuerhaus, wo Niemand seinen verlassenen Zustand bemerken und durch mitleidig-stolze Blicke vertiefen und noch verlassener machen kann.

Betrachten wir uns zunächst einige jener Wahlverwandtschaftsgruppen in der Nähe. Eine gewisse „Familienähnlichkeit" herrscht unter den verschiedenen Großhändlern und Importeuren, welche Deutschland in seiner vielstaatlichen Verkleidung als Consuln oder Privatleute in ausländischen Häfen und Hauptplätzen vertreten. Die meisten dieser Herren haben etwas Zugeknöpftes, Nüchternes, Kaltes an sich. Vielleicht ist ihnen die Sonne des neunundvierzigsten Breitengrades (auf welchem die Oceandampfschiffe sich meistens halten) zu frostig gegen die tropische Hitze, deren Einfluß selbst den Madeira verbessert und noch feuriger macht. Vielleicht grämen sie sich über den Schutzzolltarif der Vereinigten Staaten, welcher die Einfuhr ausländischer Waaren erschwert und den daran zu machenden Profit den Importeuren zu verringern droht. Einige dieser Herren, welche in New-Orleans und Savannah ihre Handelsbureaux gehabt, tragen in ihrem Gesicht eine Art Halbtrauer für die dahingeschiedene südliche Conföderation zur Schau. Sie sind eine besondere Species Halbsecessionisten, moderne Romantiker, welche der verschwundenen Glorie der „alten guten Zeit" melancholisch nachblicken, in der Baumwolle und Geld in südlichen Plätzen in Menge zu machen stand. Sie treten indeß äußerst leise und vorsichtig auf und lassen den Pferdefuß nur blitzweise sehen.

Die Anhänger der Union sind zu zahlreich auf dem Schiffe, und auf ihm befinden sich zur Ehre des deutschen Namens nur zwei Deutsche, welche die Waffen für die Rebellen gegen die große Republik getragen. Die, wie man in stagnationssüchtigen deutschen Cirkeln sagt, leidige Politik theilt selbst zuletzt die deutschen Importeure und Großhändler in zwei feindliche Lager; eine Debatte beginnt, die bis zum letzten Tage der Fahrt dauert. Auf der einen Seite standen die erwähnten Halbsecessionisten, unterstützt von Deutschen aus Venezuela, Mac Clellan-Anbetern aus New-York und Baltimore-Banquiers; auf der andern einige New-Yorker Großhändler von Broadway und selbst Wallstraße, sowie die Vertreter des amerikanischen Westens, welche alle Maßregeln der Bundesregierung vertheidigten und das Unhaltbare der Positionen der Gegner nach harten Kämpfen siegreich nachwiesen.

Eine mehr neutrale Stellung nahm ein deutscher, d. h. österreichisch-oldenburgisch-hannöverscher, Consul von einer der wichtigeren westindischen Inseln ein, welcher theoretisch die Sache der

Union für die allein richtige erklärte, jedoch 1862 große Lust gehabt hatte, eine Ladung Salz auf einem leichtgehenden Schooner von Nassau nach Wilmington, Nord-Carolina, einzuschmuggeln, und noch gelegentlich die Aengstlichkeit seiner Associés verwünschte, die ihre Bedenken gegen Blokadebrecher trotz südlicher Sympathien und enormer Profite im Fall des Durchkommens des Schmuggelschiffes nicht überwinden konnten. Alle diese Debatten und Gespräche gingen auf dem Deck der ersten Kajüte vor sich, denen die Passagiere der zweiten Kajüte, über die aus einer Messingstange bestehende Grenze sich legend, andächtig lauschten, Freude äußernd über jede neue Tiefquarte, die den Vertheidigern der südlichen Aristokratie beigebracht wurde. In der zweiten Kajüte nahm dieselbe Debatte eine noch lebhaftere Richtung. Ein exconföderirter Soldat erregte förmlich die sittliche Entrüstung des im Eingang erwähnten Pittsburger Abolitionisten, der, von einem Schuhmacher zum Doctor der Homöopathie emporgekommen, nach den Grundsätzen der letzteren Heftigkeit mit Heftigkeit erwiderte. Der conföderirte Exsoldat versuchte jedoch, um zu imponiren, einen Staatsstreich: um seine Verachtung gegen die Vereinigten Staaten mehr als symbolisch auszudrücken, zerriß er plötzlich vor Aller Augen eine Fünfzig-Dollar-Vereinigte-Staaten-Banknote. Der Effect dieses selbstverleugnenden Patriotismus war für den Augenblick nicht übel, jedoch ging er bald darauf durch die Entdeckung verloren, daß die Banknote nichts werth war, weil nachgemacht. Die Versteigerung einer conföderirten Hundert-Dollar-Note im Salon der ersten Kajüte, obgleich nur zum Scherz veranstaltet, brachte eine Amerikanerin aus Alabama, die mit ihrem deutschen Manne in deutschen Bädern Gesundheit suchen wollte, vollständig aus dem Häuschen. Sie verbat sich dergleichen Verhöhnungen ernstlich. Ein unterdrücktes Lachen war die Antwort der Umgebung.

Die zahlreichen, von der Seekrankheit nicht berührten Kinder wurden allmählich mit dem Gehen auf Deck so vertraut, daß sie sich anfaßten und hintereinander herliefen. Springseile tauchten auf und ein junger Costa-Ricaner, der in einer osnabrückschen Handelsschule von unserer Cultur beleckt werden soll, übte sich im Werfen eines Lasso, zu dem er einen Strick annähernd hergerichtet. Die dreiundvierzig Kinder der ersten Kajüte, obgleich in verschiedenen Sprachen (spanisch, französisch, englisch und deutsch) erzogen, wußten sich doch bald zu verständigen, mittels des Englischen. Unter denjenigen, die bei allem Wetter stets das Deck als Seekrankheit-Assecuranzbureau behaupteten, fiel eine kleine, zierliche Amerikanerin in's Auge nebst ihrer kleinen Tochter, einem Kinde von jener durchsichtigen feinen Gesichtsfarbe, die man in England und Amerika so schön findet. Sie war die reiche Frau eines talentvollen deutschen Malers, der sie in Southampton erwartete, um mit ihr über Paris nach Rom zu gehen. Wirklich begrüßte auch der Herr Gemahl auf der Rhede von Cowes (Southampton gegenüber) die so kostbare Gemahlin mit nicht geringer Freude, war jedoch unangenehm überrascht, in einem der deutschen Passagiere einen Mann zu entdecken, dem er vor Jahren, natürlich in einem genialen Anfalle, welchen die prosaische Welt nicht als solchen anerkennen wollte, fünfzig Dollars in New-York entwandte. Der Bestohlene war jedoch mit Rücksicht auf die niedliche Frau großmüthig genug, sich damit zu begnügen, auf dem Deck hin- und hergehend scharfe Blicke auf den „Genialen“ zu schleudern und ihm die Minuten zu Stunden zu machen, die bis zur Abfahrt des kleinen Dampfers verrannen, welcher zunächst das Gepäck von etwa sechszig Passagieren nebst 900,000 Dollars in Gold einzuladen hatte.

Welche merkwürdigen Begegnungen mitunter vorkommen, bewies der Fall zweier Juden, die vor achtundzwanzig Jahren auf demselben Segelschiffe nach Amerika fuhren und jetzt zum ersten Mal sich auf der „Amerika“ wiederfanden, die Beide derselben Heimath entgegenführte. Der letzte Sonntag, den man voraussichtlich auf dem Meere zusammen verlebte, wurde besonders gefeiert; von einem Dutzend, wenn nicht gar dreizehn Passagieren, ward eine feierliche Bowle Ananas-Punsch beim Oberkellner, oder ceremonieller „Head-Steward“, Hupe beordert und einige Stunden lang mit Toasten und obligaten Reden genossen, welche verschiedene am andern Ende der Kajüte vorhandene Whistpartien nervös machten.

Des braven Capitains Wessels Gesundheit wurde natürlich mit Pathos getrunken und er mit dem Nordstern verglichen, an den der Schiffer in stürmischen Nächten mit unwandelbarem Vertrauen als seinen Wegweiser sich hält. Aber diesem Klimax der geselligen Stimmung folgte rasch eine Reaction. Erstaunt über die eigne Kühnheit, zogen sich die Meisten wieder in das Schneckenhaus des Particularismus zurück, um gegen Ende der Reise in Atomen nach allen Gegenden der Windrose zu zerfahren. Das moderne Oceandampfschiff steht zu dem Segelschiff in demselben Verhältniß, wie die Eisenbahn zu dem immer mehr in Seitenthälern verklingenden Postwagen. Das Zeitalter der so viel gepriesenen deutschen Gemüthlichkeit ist vorüber oder doch nur ein schwacher Abglanz der romantischen Blütheperiode noch sichtbar. Dagegen sind auf der andern Seite die sehr wesentlichen Verbesserungen und Annehmlichkeiten nicht zu übersehen, welche die jetzige Art des Seereisens bietet.

Das Leben auf einem Bremer oder Hamburger Dampfschiffe insbesondere unterscheidet sich von dem in einem großen Hôtel nur dadurch, daß das Schiff auf dem Wasser schwimmt und mitunter die Flaschen, Gläser und Teller von den Tischen herab unwillkommene Besuche auf dem Schooße der Passagiere abstatten. Sonst hat man seine Milch zum Kaffee, Dank der Condensationserfindung, frisches Fleisch aller Art, Dank der Eiskammer, und Wasser genug für alle Zwecke, Dank dem Condensator der siebenhundert Pferdekraft starken Dampfmaschine. Ein eigener Pasteten- und Tortenbäcker sorgt für die feineren Ansprüche der Zunge, d. h. für die der ersten Kajüte. Die Zungen in der zweiten müssen Epikur aus eigenen Ressourcen opfern oder mehr pythagoräisch leben. Für die Unterhaltung des Geistes sorgt eine Bibliothek, der Mehrzahl nach aus deutschen Werken bestehend. Für Amerikaner bieten sich Dickens' Household Words, Swift's Werke u. A. dar, für Franzosen Le Sage's Gil Blas, Racine und Corneille.

Auf der „Amerika“ gab es ferner regelmäßig des Abends Concerte, und zwar sowohl von Blas- wie von Streichinstrumenten. Das Orchester bildeten sieben oder acht Kellner oder Aufwärter der zweiten Kajüte. Sie hatten ein ganz niedliches Repèrtoire und verstanden es trotz allem Geschaukel des Meeres den Bogen gerade zu halten. Ob diese Kellner erst Musiker wurden, um ihren sehr mäßigen Lohn aufzubessern, oder ob sich Musiker in Kellner umwandelten, um durch Betreibung von zwei Geschäften sich ein besseres Leben auf dem Meere zu bereiten, können wir nicht sagen. Die Jagd nach Geld war jedenfalls bei allen Schiffsangestellten vorherrschend. Alle hatten ihre Kajüten geräumt, vom Schiffsdoctor und Oberkellner bis zum Heizer herab, um die ersteren dafür vierzig Dollars, die letzteren zehn bis zwölf Dollars extra zu verdienen. Ihre Schlafstellen waren an Passagiere gegeben, die in den Staatszimmern kein Unterkommen mehr finden konnten. Des Nachts sah man daher im Salon der ersten Kajüte unter den Tischen schlafende Kellner, auf den Sophas schlafende Schiffsdoctoren und Oberkellner, und selbst im Zwischendeck ließ der „heilige Goldhunger“ Heizer und andere Angestellte ihr Exil von ihren eignen schönen Lagerstätten ertragen. Selbst die Speculation feiert unter diesen amerikanisch-deutschen Amphibien der Oceandampfschiffe ihre Triumphe. So belohnte sich das Vertrauen des Oberkellners auf den Sieg der guten Sache der Vereinigten Staaten durch eine ziemliche Reihe Goldstücke. Er hatte mit seinem deutschen Golde amerikanische Banknoten gekauft, als dieselben, an Gold gemessen, kaum vierzig Cent per Dollar werth waren, und er wechselte sie eben jetzt um, als der Dollar (Papiergeld) nahezu auf achtzig Cent in Gold wieder gestiegen war. Er bedauerte nur, seiner Zeit nicht sein ganzes Geld in amerikanischen Papieren angelegt zu haben.

Nach einer Fahrt von dreizehn Tagen warf das Dampfschiff in der Mündung der Weser Anker und die Ausladung begann. Daß nur amerikanische Häfen Wasser genug haben, um zu jeder Zeit das Einlaufen von Schiffen zu gestatten, erfüllte die Herzen der Amerikaner mit Stolz und tröstete sie über das unfreundliche Wetter bei der Pilgerreise auf dem Deck des kleinen Dampfers nach Bremerhaven. In Geestemünde erfolgte die erste Berührung mit dem Staat, die Republikanern so verhaßt ist, nämlich Zollbeamte visitirten die unschuldigen Mantelsäcke der Passagiere, klebten Stempel selbst auf alte Hüte und legten die Plombe um die Waggons, in denen sich das Kisten- und Koffergepäck der Leute befand. Merkwürdigerweise werden für diese Gepäckmassen vom norddeutschen Lloyd keine Marken oder „checks“ ausgegeben, so daß auf dem Bremer Depot nach Ankunft des Extragepäckzugs spät Abends allemal eine ziemliche Verwirrung entsteht, indem verschiedene Hundert Leute gleichzeitig aus Hunderten von Koffern und Kisten

die ihrigen herauslesen müssen. Die Herren vom Lloyd behaupten, daß noch nie Jemand einen Koffer weggenommen habe, der nicht sein Eigenthum gewesen, sie verweisen sogar als eine Art opus supererogativum des Erfolgs ihrer Systemlosigkeit auf einen Koffer, der noch nicht von seinem Eigenthümer reclamirt ist und seit Wochen ruhig im Gepäckraum dasteht.

So schmeichelhaft diese Thatsachen auch für den Ehrlichkeitssinn der Deutschamerikaner sein mögen, so würden diese doch gern auf diesen Zuwachs an Renommée verzichten, wenn sie statt dessen ihr Gepäck mittelst Marken durch einen „Dienstmann“ sich ohne Weiteres in ihr Hotel besorgen lassen könnten, statt wie jetzt stundenlang im Bahnhofe Untersuchungen anzustellen und wegen der Sicherheit ihres Eigenthums eine Zeit lang nicht ganz ohne Sorge zu sein. Nachdem die Passagiere im Bahnhof sich das Warten auf die Ankunft des Gepäckzugs mit Vortrag patriotischer Lieder verkürzt, schieden die oceanischen Cameraden, um wenige Stunden später auf Eisenbahnzügen, Dampfbooten und Wagen ihren ehemaligen Heimathen zuzueilen, die sie jedoch in den meisten Fällen nicht wieder zu fesseln vermögen. Wenige Monate und die Erde brennt unter ihren Füßen und nicht eher haben sie Ruhe, als bis sie das Rauschen der blauen atlantischen Woge wieder unter sich vernehmen, die sie dem neuen Vaterlande zuführt, welches sie jetzt nach vierjährigem großen Kampfe stolzer als je ihr eigen nennen.

Vorher wird eine Menge der interessantesten Wiedersehungsscenen im alten Vaterlande stattfinden und menschliche Eitelkeit wie berechtigter Stolz ihre Triumphe feiern. Der arme czechische Junge, der vor fünfundzwanzig Jahren sein Dorf im Böhmerwald verließ, kehrt jetzt als San Francisco-Großhändler mit einer zarten spanischen Frau in die heimathlichen Thäler zurück, sein Kind wird von einer englischen Gouvernante bedient. Aehnliche Fälle lagen in genügender Anzahl vor; mittellose Personen befanden sich nur äußerst wenige auf dem Schiff. Eine derselben, ein Mann, der in New-York ein Jahr sich mit Lumpensammeln ernährt und jetzt nach Saarlouis, seiner Heimath, zurückreiste, ließ eine Collecte für sich veranstalten, weil ihm noch verschiedene Thaler zur Fahrt von Bremen nach Rheinpreußen fehlten. Noch schlimmer war ein Büchsenschmied aus Würtemberg daran, den chronischer Rheumatismus des Gebrauchs seiner Glieder seit mehreren Jahren beraubt und der jetzt im Wildbad Heilung suchen wollte, vorausgesetzt, daß ihm die Aufnahme als Armer in das freie Hospital gelingt. Auch für diesen vom Schicksal Verfolgten wurde gesammelt.

Ein weit härteres Geschick erwartete jedenfalls die Ochsenfrösche, welche Dr. Morgan von New-York dem bekannten Professor Dubois-Reymond in Berlin per Amerika übersandte, damit sie im Interesse der Wissenschaft trepanirt und sonst mißhandelt werden, um der „Materie“ über den „Geist“ zum Siege zu verhelfen. Eine allerliebste Tigerkatze von Neu-Granada, die während der Fahrt in Folge des Schaukelns und der kühlen Temperatur tiefsinnig geworden, lebte in Bremen unter der warmen Sonne neu auf und hat jetzt im zoologischen Garten zu Hannover reiche Muße, über die verlorene Schöne am Orinoco nachzudenken.

Charakteristisch für die von den Vereinigten Staaten herüberkommenden Passagiere ist das Selbstvertrauen und die Sicherheit, mit der sie überall auftreten; es sind großentheils vielgereiste Leute, die ihren Cursus mit Nutzen durchgemacht. Ein ganz anderes Lebensbild giebt eine Fahrt von Bremen nach New-York, wenn, wie man in den Vereinigten Staaten sagt, „grüne“ Deutsche die Mehrzahl der Passagiere bilden. Schon der Umstand, daß auf der Reise von New-York die erste Kajüte überfüllt, nach New-York dagegen meist leer ist, beweist die Verschiedenheit von Lebensanschauung und Lebensstellung.

Ein Sohn Thüringens.

„Ein Sohn des sang- und liederreichen Thüringens, der seine Lieder voll tiefer Naturempfindung, voll reinen Menschengefühls, voll wahrhafter Poesie gesungen und erlebt hat auf langer Wanderschaft. Er hat ein gut Stück gesehen von ‚der schönen, weiten Welt‘, zu der's ihn so sehnsüchtig hinauszog über die grünen Waldberge seines heimathlichen Thales. Aber zuletzt hat's ihn doch nicht gelitten da draußen in der Fremde, fern von der Heimath, und er hat all die Herrlichkeit der Welt verlassen und ist wieder zurückgekehrt in den grünen Waldfrieden seines thüringischen Heimaththales. Da bin ich ihm begegnet und hab' ihn kennen gelernt zu guter Stunde unter seinen Büchern und Naturstudien, bin mit ihm gewandert manchen schönen Tag und hab' es ihm auf den Kopf zugesagt, daß er ein Dichter sein müsse, ohne daß ich wußte, ob er jemals ein Gedicht gemacht; und eigentlich wußte das fast Niemand, kaum er selber. Er war der einzige lyrische Poet unter den unzähligen, die mir in meinem Leben bekannt geworden, von denen das alte Wort: ‚Dichter lieben nicht zu schweigen, wollen sich der Menge zeigen‘ etc. nicht galt.“

Mit diesen warmen Worten charakterisirt Adolph Stahr in der Einleitung seiner Ausgabe von Berthold Sigismund's „Liedern eines fahrenden Schülers“, treffend eine der hervorragendsten Seiten des zu früh von uns geschiedenen, uns unvergeßlichen Dichters und Schriftstellers, sinnigen Naturforschers, hingebenden Jugend- und Volksfreunds. Auch die „Gartenlaube“ verlor in ihm einen vieljährigen, gediegenen Mitarbeiter, und sie glaubt nur die Pflicht der Dankbarkeit gegen den Hingeschiedenen zu erfüllen, wenn sie ihren Lesern das ansprechende Bild seines Lebens vorführt.

Ja, das „Wandern und Singen“ in heimathlicher Natur war seine größte Lust und Freude! „So fröhlich, frisch und vogelfrei in's Blaue fortzustreben, die schöne, weite Welt zu sehen“, das war von Jugend auf sein sehnsüchtiges Verlangen!

Die ersten Stiefeln trug ich
Und saß am Berg allein,
Da sann und sann und frug ich:
Wie muß es drüben sein,
Jenseits der Berge Zinnen,
Dort hinter'm Waldessaum?
Des Tags war das mein Sinnen,
Und Nachts war das mein Traum.

Den Vater fragt' ich schüchtern;
Doch lächelnd sagt er mir:
‚Glaub' Träumen nicht und Dichtern!
Dort ist es grad wie hier.‘
Nein, nein, was hold mir träumte,
Ist wohl des Suchens werth!
Ungläubig ich mir zäumte
Geheim mein Steckenpferd,

Und ritt im schnellsten Traben
Den steilsten Berg hinauf;
Doch da verfolgt den Knaben
In sorglich schnellem Lauf
Die Mutter, und sie sperrten
Mich hinter'n Fliederzaun;
Ich sollte nicht die Gärten
Jenseits der Berge schaun.

Zerbrochen ist das Pferdchen,
Das ich als Knabe ritt,
Doch läuft mein Steckenpferdchen
Noch jetzt denselben Schritt.
Wenn Berge vor mir blauen,
Da bin ich gleich entbrannt,
Dort hinter'm Berg zu schauen
Das wunderschöne Land.

Wandernd und singend belauscht er die Natur bis in die Tiefen ihrer geheimsten Werkstätte; als rüstiger Wanderer durchforscht er mit offenem Auge und Herzen Land und Leute; wandernd und singend bringt er selbst den Leidenden Trost und Hülfe; auf weihevollen Spaziergängen lehrt er seine Kinder und Schüler die irdische Heimath kennen und lieben — auf fröhlicher Wanderschaft gebietet ihm endlich der Tod das unerbittliche Halt.

Das Leben eines reichbegabten, edlen Mannes, selbst wenn es, wie das unseres Sigismund, in seinen äußern Verhältnissen nichts Ungewöhnliches bietet, ist stets lehrreich und anziehend, erhält aber ein höheres, psychologisches Interesse, wenn sein Bildungsgang die zu duftigen Blüthen und segensreichen Früchten sich entwickelnden Keime und Knospen schon früh gelegt und sorgfältig gepflegt erkennen läßt. Auch Sigismund's Werden und Wesen, seine Gefühls- und Anschauungsweise wurzelt unverkennbar in der goldnen Jugendzeit und in den glücklichen Verhältnissen seiner ersten Umgebung. In Stadtilm im Schwarzburgischen am 19. März 1819 geboren, verlebte er den größten Theil seiner Jugend in Blankenburg am Thüringer Walde, dem Wohnsitze seiner Voreltern, wohin sein Vater als Justizamtmann 1828 versetzt wurde. Die Lage dieses Städtchens im freundlichen Thalschooße der Rinne, gehoben durch die auf steil emporragendem Berge thronenden Ruinen des Greifensteins, ist so reizend, daß selbst Fürst Pückler einst entzückt äußerte: „Hätte ich nicht Muskau, möchte ich Blankenburg haben!“ Hier in den stillen Thälern mit dem traulichen Wellenrauschen, in den tiefen Felsgründen mit ihren heimlichen Waldesschluchten, bei den ernsten Denkmälern der Vorzeit sog sein weiches, für Naturschönheit empfängliches Gemüth die ganze Zauberfülle der Romantik ein, empfing er den Weihekuß des Genius, der seine Dichtungen, sein ganzes Wesen durchweht. Und wer die „unschuldigen, liebevollen, naturwahren Poesien des fahrenden Schülers recht genießen, die

schlichte Einfalt und Keuschheit ihrer Sprache ganz verstehen will, muß selbst hinauswandern in das tannengrüne, walddustige Thüringer Land —

Wer den Dichter will versteh'n,
Muß in Dichters Lande geh'n."

Hier in einer Natur von seltener Reichhaltigkeit der Thier- und Pflanzenformen, von mannigfaltigen Gebirgs- und Steinarten wurde er als Knabe schon zum Beobachten und Forschen angeregt, trieb er als „kleiner Wildfang" auf einsamen Streifzügen in Wald und Feld seine ersten Naturstudien, lernte er schon früh den hohen Werth selbstgefundener Wahrheiten ahnen und die beseligendsten Freuden im Umgange mit der Natur empfinden. Eine sorgfältige häusliche Erziehung wirkte nicht minder bestimmend auf seine Geistes- und Herzensbildung. Berthold fand gerade in seiner engeren Familie die trefflichsten Vorbilder christlicher Tugenden und athmete früh den Geist der Liebe und Demuth im elterlichen Hause. Neben dem Unterrichte der Bürgerschule bereitete ihn der treusorgende Vater selbst für das Gymnasium zu Rudolstadt vor und hatte die Freude, seinen dreizehnjährigen Sohn als Secundaner aufgenommen zu sehen; während die treffliche Mutter, eine sorgsame, fromme Hausfrau, den Hauptgrund zu seiner Herzensbildung legte. Seine würdige Großmutter, die er uns als eine „einfache, brave, resolute Thüringer Bürgerfrau, schlecht und recht und gottesfürchtig" schildert, weckte in ihm den frommen Sinn, das Sehnen nach sittlicher Vollkommenheit. „Geheimes, ahnungsvolles Grauen" erfüllt den kleinen Knaben, wenn er die altehrwürdige, mit hohen Zwillingsthürmen in herrlichen Sculpturen gezierte Kirche seiner Vaterstadt ungesehen betritt und im „heißen, stillen Gebet hofft — Gott zu sehen". — An seinen Eltern und sechs jüngeren Geschwistern hing er mit der innigsten Liebe; sein einziger Bruder war ihm der „treueste Herzensfreund"; nirgends fühlte er sich glücklicher, als im trauten Familienkreise, „wo die Schwestern eifrig drehn die Rädchen" und „des Mütterleins Segen lieblich wie Maiduft waltet". So wurde ihm in frühester Jugend das hohe — und leider jetzt so seltene — Glück eines innigen Familienlebens zu Theil und blieb ihm Bedürfniß für das ganze Leben. Fern von dem elterlichen Hause, in der „Großstadt Gebrause", umschwebt ihn stets das Bild der wonnigstillen Heimath, und mit „traurigsüßem Sehnen" gedenkt er in seinen Liedern oft des theuern Vaterhauses.

Ohne Heimath wäre der Sterne
Gesegnetster mir öd und leer.
Zu Haus ist doch das rechte Glück!

Diesen Sinn für trautes Familienleben, die schönste Mitgift des väterlichen Hauses, trug er auch als Mann in seinen eignen Hausstand über. Er war es, der in ihm das warme Interesse und die hingebende Liebe für Kinder und Kindererziehung erweckte und ihm durch das ganze Leben ein genügsames, kindlichfrohes Herz erhielt. Goethe's Ausspruch, daß das, „was sogar die Frauen an uns ungebildet lassen, die Kinder ausbilden, wenn wir uns mit ihnen abgeben", hat sich an Sigismund im vollsten Maße bewahrheitet.

Unsre Welt
Wär' ohne Kinder schlecht bestellt;
Ein Gastmahl wär' sie ohne Wein,
Ein Sonntag ohne Sonnenschein,
Ein Garten ohne Blumenzier,
Ohn' Drosselschlag ein Waldrevier,
Ohn' Sang und Klang ein Hochzeitsfest.

Und als ihm selbst die „höchste Ehre und Freude dieser Erde", Vater zu sein, bescheert wurde, erschien ihm kein Gegenstand der Naturforschung würdiger, als das nächste und theuerste Wesen, die Entfaltung seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten zu beobachten, Knospe um Knospe zu belauschen. Eine Frucht dieser mit liebendem Vaterblicke gemachten Studien war das Schriftchen „Kind und Welt" (Braunschweig bei Vieweg 1856), eine genetische Anthropologie, allgemein faßlich, mit tiefem, naturtreuem Verständniß und der ganzen Liebe eines herzigen Kinderfreundes geschrieben. Ammon empfiehlt in seinem bekannten Werke „Die ersten Mutterpflichten" dieses liebliche Büchlein allen Eltern und Kinderfreunden, die Freude an Kindern und den Wunsch haben, sich über die Entwickelung derselben an der Hand ruhiger Beobachtung zu unterrichten. Die Fortsetzung bildet ein anderes Schriftchen, „Die Familie als Schule der Natur" (Leipzig bei Keil), gleich jenem aus Selbstbeobachtung hervorgegangen und durchweht vom Geiste sinniger Naturforschung und weiser Pädagogik, in welchem Sigismund allgemeine Regeln über den naturkundlichen Unterricht giebt und die von ihm erprobte Methode darlegt, das Kind vom zartesten Alter in die Natur einzuführen, dasselbe durch eigene Thätigkeit die Natur anschauen, denkend betrachten und ästhetisch auffassen zu lehren.

So suchte Sigismund den Familienkreis zur Schule der Natur und zur Quelle der reinsten Freuden zu machen; ja, wir dürfen dieses Streben als eine seiner hauptsächlichsten Lebensaufgaben, als Kernpunkt seiner schriftstellerischen Thätigkeit betrachten und die erwähnten Werke, so wie die zahlreichen Beiträge für diejenigen Journale, die für die Hebung des Familienlebens und für die belehrende Unterhaltung „am häuslichen Heerd" wirken, als die besten Gaben bezeichnen, die wir ihm verdanken. Auch für die darstellende Kunst besaß unser Sigismund ein verständiges, feingebildetes Urtheil, war selbst ein geschickter Zeichner und Porcellanmaler — eine Kunst, zu der er ebenfalls als Knabe die erste Anregung durch einen befreundeten Maler in Blankenburg empfing — und würde gewiß als Künstler Vorzügliches geleistet haben, hätte er sein Talent nach dieser Seite hin ausgebildet. In seinen Gedichten liefert er uns so manches reizende Natur- und Genrebildchen voll Leben und Wahrheit, mit einer Farbenfrische gemalt, als sähen wir dasselbe unter dem Pinsel einer Meisterhand entstehen; seine „Thüringer Waldblumen" und besonders seine „Idyllen und Genrebilder" weiß er mit so gewandter Feder und köstlichem Humor zu zeichnen, als sei er Ludwig Richter's würdiger Schüler.

„An den Raphaels erbaut' ich mich noch immer, doch ich seh'
Gern zu Zeiten auch ein Bildchen von Ostad und Teniers."

Gediegene „Hausmusik" und Gesang, vorzüglich Volks- und Kindergesang, liebte er außerordentlich, sang selbst einen schönen Bariton und trug namentlich die Schubert'schen Lieder mit tiefem Gefühle vor. Weniger begeistert war er für die Oper, „die er verstockt meidet, wenn ihn nicht der Mozart lockt". Seine Kinder, so wie früher auch die Schwestern, unterrichtete er selbst im Clavierspielen und Singen.

Mit Sigismund's Streben, das Familienleben zu vertiefen, steht sein reges Interesse für das Volk und dessen Naturgeschichte im engsten Zusammenhang. Wenn das Volksleben in der Familie und Kindererziehung seine Grundpfeiler hat, so betrachtete er auch dessen Erforschung und Veredlung als nächste Lebensaufgabe; wie das Kind, so war auch die Kindheit der Völker ihm höchster Gegenstand seiner Theilnahme. In der That, es gehörte zu seinen schönsten Freuden, die mannigfaltigen Lebensformen und Berufsthätigkeiten der Menschen, zumal der Gebirgsbewohner zu beobachten, die ja ihre Kindheit am treuesten bewahrten. Die Fragen, welche Wohnungs- und Kleidungsformen, welche Speisen, welche Gewerbe, welche wirthschaftliche und sittliche Zustände, welche Gebräuche, welche Erzeugnisse der bildenden Kunst und Volksdichtung sich bei den Bewohnern einer Gegend vorfinden, ob sie denselben eigenthümlich und durch welche natürliche und geschichtliche Einflüsse sie bedingt sind — diese Fragen hielt er ebenso sehr der Untersuchung werth, wie die Erforschung von Flora und Fauna eines Landes; eine vergleichende Ethnographie der deutschen Gebirgsbewohner bezeichnet er als ein würdiges Strebeziel für die vereinigten Kräfte derer, welche für das deutsche Volksthum Sinn haben. In seiner schlichten, herzgewinnenden Weise verstand er es aber auch, mit dem Volke, selbst mit den niedrigsten Leuten, zu verkehren und sich in die Lage und Weltanschauung armer Menschen zu „träumen". „Das Loos der glücklichen Armuth erscheint wirklich zuweilen so reizend, daß man wenigstens auf einige Zeit aus der eigenen Haut fahren und sich in eine fremde stecken möchte." Eine besondere Gabe besaß er, sich auf ungesuchte Weise die Mundarten, Redefiguren und Sprüchwörter verschiedener Gegenden anzueignen, und hatte überhaupt ein tiefes Verständniß für Geist, Sprache und Dichtung des Volkes. Kurz, er war ein vortrefflicher Beobachter, dessen feine Fühlerfäden überall hinreichten, ein kenntnißreicher, liebevoller Maler des Volkslebens, der mit gleichem Geschick die industriellen Verhältnisse, wie die geschichtlichen Momente und das Volksthümliche darzustellen wußte. Nächst seinen pädagogischen Schriften gehören daher seine ethnographischen Schilderungen zu dem Vorzüglichsten, was auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Sauberkeit der Form, Reichthum und Gediegenheit des Inhaltes, klare, anmuthige Naturschilderung zeichnen

seine Schriften über den Thüringer Wald, das Voigtland, die Lausitz, das sächsische Erzgebirge aus.

Daß er die ethnographischen Verhältnisse der engern Heimath zu seinem ganz besondern Studium machte, läßt sich erwarten. Es war ihm daher kein Auftrag ehrenvoller und willkommener, als der seiner Regierung, eine Landeskunde für das Fürstenthum Schwarzburg=Rudolstadt zu bearbeiten. Er unterzog sich der eigenthümlich schwierigen und mühsamen Aufgabe mit ganzer Liebe und mit einem Fleiße, dessen er sich nach dem Ausspruche Lessing's mit Recht selbst rühmen kann. Diese Landeskunde, von welcher leider nur die Oberherrschaft Schwarzburg=Rudolstadt vollendet wurde, die Bearbeitung der Unterherrschaft Frankenhausen aber kaum bis zu den Vorarbeiten gedieh, ist ein würdiges Seitenstück des rühmlichst bekannten Werkes von Brückner über das Herzogthum Meiningen.

Sowie wir Sigismund's Eigenthümlichkeiten als Dichter und Naturforscher, als Förderer der Jugenderziehung in seinen heimathlichen Verhältnissen begründet fanden, so läßt sich auch die Vorliebe für Volk und Industrie in ihren äußersten Wurzelfäden bis in seine Jugend verfolgen, und sie fand in dem spätern Leben immer neue und reichere Nahrung. Als Knabe mit keck=ritterlichem Wesen lebt und webt er in den Spielen der Jugend, versteht er es, als kleiner Tausendkünstler allerlei Apparate und Spielzeuge herzurichten, und keiner seiner Cameraden war geschickter in der Anfertigung von Weidenflöten, Pfeifen und sonstigen Orchesterinstrumenten zu jenen lieblichen Frühlingsconcerten, die er uns so ergötzlich und mit seliger Jugenderinnerung in „des Knaben Lust und Lehre“ schildert. Unter schlichten, fleißigen Bürgern aufgewachsen, lernte er schon früh ihre volksthümlichen Sitten und Gebräuche, ihre Beschäftigungen und Gewerbe kennen und wurde selbst von seiner Großmutter zu ländlichen Arbeiten angehalten. In der Tischlerwerkstatt seines Nachbars war er täglich zu finden und nahm an diesem Handwerk ein so großes Interesse, daß er seinen Vater dringend bat, ihn doch Tischler werden zu lassen. Der Vater hatte Mühe, diese Neigung zu bekämpfen, und mußte ihm wenigstens gestatten, neben seinen Gymnasialstudien zu Rudolstadt noch zu tischlern. Durch's ganze Leben widmete er den Gewerben eine liebevolle Aufmerksamkeit und war um die Förderung derselben bemüht. Der junge Tischler machte übrigens auf der Schule die glänzendsten Fortschritte und erwarb sich die Liebe seiner Lehrer in so hohem Grade, daß er schon im achtzehnten Lebensjahre mit den besten Zeugnissen zur Universität entlassen werden konnte. Die Wahl des Berufes wurde ihm schwer. Er hatte Neigung zum Lehrerberuf, allein seine Liebe zu den Naturwissenschaften und sein warmes Mitgefühl für die Leiden der Menschen bestimmten ihn, wider Erwarten seiner Eltern und Lehrer, die medicinische Laufbahn zu ergreifen. Er studirte von 1837—1842 zu Jena, Leipzig und Würzburg, wurde von letzterer Universität zum Doctor promovirt und ließ sich als praktischer Arzt in Blankenburg nieder. Kränklichkeit, mit der er von Jugend auf zu kämpfen hatte, aber in noch weit höherem Grade der lebhafte Drang nach Erweiterung seines geistigen Horizontes, sowie der Wunsch, auch anderwärts Land und Leute kennen zu lernen, veranlaßten ihn, im Jahre 1843 seinen ärztlichen Wirkungskreis zeitweilig aufzugeben und als Hauslehrer in die Schweiz zu gehen.

Der Aufenthalt in der Schweiz und zumal die mit seinem Zögling unternommenen Alpenreisen gehörten zu seinen angenehmsten Erinnerungen. Ein Universitätsfreund aus England, durch dessen Umgang er in die englische Literatur eingeführt worden war, verschaffte ihm hierauf eine Stelle als Lehrer der deutschen Sprache und Naturgeschichte zu Worksop bei Nottingham. Nach einjährigem Wirken an dieser Schule und mehrmonatlichem Verweilen in London, während welcher Zeit er Englands Sprache und Volk eifrigst studirte, begab er sich nach Paris, um dort die medicinischen Studien fortzusetzen. Bedenklich leidend, aber „mit hellerem Kopfe“ kehrte er im September 1845 zu den lieben Seinen zurück, erholte sich bald unter der treuen Pflege derselben und trieb mit neuem Eifer Naturwissenschaften und englische Literatur. Selbst die ärztliche Praxis wurde wieder aufgenommen. Mit welchem Samaritergeiste er als „schlichter Bauerndoctor“ wirkte, zeigt am deutlichsten seine Gedichtsammlung „Asclepias, Bilder aus dem Leben eines Landarztes“ (Leipzig bei Wöller); sie ist das schönste und rührendste Zeugniß seines tieffühlenden Menschenherzens. „Ein treuer Krankenwärter, der theilnahmsvoll die armen Leute pflegte und weicher ihre Schmerzenskissen legte“, beklagt er es nicht, wenn ihm der Beruf selbst am Sonntag keine Ruhe und Erholung läßt:

> „Ich finde, und das ist mein schönstes Fest,
> Auch Sonntagsfreuden an dem Werkeltage.“

Freilich kam er bei seiner Praxis auf „keinen grünen Zweig“ und opferte ihr noch dazu seine Gesundheit; dagegen fand er in derselben mehr denn je Gelegenheit, seine Volks= und Menschenkenntniß zu erweitern und seine menschenfreundliche, edle Gesinnung zu bethätigen. Auch nach einer andern Seite hin geschah dies, als ihn das Vertrauen seiner Mitbürger zum Oberbürgermeister in Blankenburg wählte. Dieses Amt, dessen Verwaltung in die verhängnißvollen Jahre 1846—1850 fiel, brachte ihm aber auch trotz seiner Redlichkeit, Milde und Freundlichkeit gar manche bittere Erfahrungen, deren er jedoch später nur lächelnd gedachte, und er folgte daher um so lieber dem Rufe als Professor der Naturwissenschaften und der englischen Sprache an das Gymnasium zu Rudolstadt, als ihm diese Stellung einen Wirkungskreis bot, der ganz seiner Neigung und Befähigung entsprach. Ruhe und Milde, Liebenswürdigkeit und Charakterstärke, klarer, anziehender Vortrag machten seine Lehrerwirksamkeit zu einer höchst segensreichen. Als gewiegter, umsichtiger Schulmann zeigte er sich namentlich in seiner letzten Schulrede über die Einführung Shakespeare's als Schulschriftsteller. Zu Ende des Jahres 1851 verheirathete er sich, ein Schritt, der sein Lebensglück zu einem vollkommenen machte. Von dieser Zeit an entfaltete er trotz seiner wankenden Gesundheit eine Thätigkeit, die wahrhaft bewunderungswürdig zu nennen ist, wenn man bedenkt, daß er neben den zahlreichen Berufsgeschäften und Privatstunden nicht nur die eigenen Kinder unterrichtete und leitete, sondern auch noch Zeit erübrigte, seine Lieblingsstudien zu pflegen und nach außen durch Wort und Schrift gemeinnützig zu wirken. Der Gewerbeverein, dessen Präsident er war, die Fort=



Berthold Sigismund.

bildungsschule für junge Handwerker und andere Vereine hatten in ihm einen eifrigen Förderer und verdanken seinen populär-wissenschaftlichen Vorträgen die vielfachste Belehrung und Anregung. An das Leben machte er die bescheidensten Ansprüche, zumal ihn seine Kränklichkeit zur Entsagung manchen Genusses zwang; dafür fand er aber in seinen Ferien-Wanderungen, nah und fern, und in seiner schriftstellerischen Thätigkeit die vollste Befriedigung und süßeste Erholung.

Beschäftigt mit der Idee, ein größeres Werk über die Industrie des Thüringer Waldes zu schreiben, griff er, wie alljährlich, so auch in den Ferien des letzten Sommers zum Wanderstabe; sein elfjähriges, wißbegieriges Söhnchen begleitete ihn. Treu dem Grundsatze des alten Weisen „Omnia mea mecum porto", trug er stets — und auch auf dieser seiner letzten Wanderung — das ihm von seinen Schülerfahrten her lieb und theuer gewordene „Ränzel von Seehundsfell, wie es paßt zum Wanderstabe", und fast wäre dasselbe auch sein Sterbekissen geworden. — Rüstig kam er am 3. August v. J. nach einem mehrtägigen anstrengenden Gebirgsmarsche in Schnepfenthal an, um von da aus unter Führung eines befreundeten Collegen und Gesinnungsgenossen den an Naturschönheit und Industrie so reichen nordwestlichen Theil Thüringens genauer kennen zu lernen. Genußreiche, glückliche Tage verlebten die Freunde auf ihren gemeinschaftlichen Wanderungen — es waren die letzten des „fahrenden Schülers"! Denn als er das interessante Städtchen Schmalkalden verließ, um das Land der armen Nagelschmiede, den wenig gekannten Gebirgswinkel von Oberschönau, aufzusuchen, befiel ihn auf offener Waldstraße sein altes Magenleiden und zwang ihn zur Umkehr. Mit Mühe und Noth erreichte er seine Heimath Rudolstadt und in Folge wiederholten Blutbrechens endete sein reiches, edles Leben am 13. August 1864.

Berthold Sigismund's Ruf als naturwissenschaftlich-pädagogischer Volksschriftsteller ist ein wohl und fest begründeter. Wenn Schiller als Erforderniß einer guten Volksschrift hinstellt, „dem ekeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein, sich an den Kinderverstand des Volkes anzuschmiegen, ohne der Kunst von ihrer Würde zu vergeben", und die Popularität als eine so schwierige Aufgabe bezeichnet, „daß ihre Lösung der höchste Triumph des Genius genannt werden müsse" — so hat Sigismund durch seine Arbeiten bewiesen, daß diese Aufgabe keine unmögliche sei. Wahre Musterstücke hat er in populär-naturwissenschaftlichen Abhandlungen geliefert; und wie manches Treffliche hätte sein rastlos strebender Geist uns noch hinterlassen, wenn ihn nicht der Tod so früh vom thatenkräftigen Leben abgerufen. Um so frischer möge sein Gedächtniß bei Alt und Jung im Vaterlande sich erhalten!

Eisstatuen und Pechmasken.

Ein Sittenbild aus dem alten Rußland.

Es gab früher in Rußland zwei Arten, überflüssige Menschen vom Leben zum Tode zu bringen, die an und für sich so originell, national und echt kalmuckisch sind, daß sie immerhin unter anderen Denkwürdigkeiten eine kleine Stelle verdienen. Beide mögen vielleicht schon von russischen Schriftstellern zu romantischen Effecten benutzt worden sein, aber eine historische Untersuchung über dieselben dürfte (für Deutschland wenigstens) noch nicht existiren. Ich bin nun viel zu unwissend und „étourdi", um eine ernste geschichtliche Abhandlung zu schreiben, aber was ich gelegentlich über die beiden Todesarten erfahren habe, will ich hier erzählen. Von den **Eisstatuen** hörte ich zum ersten Male in Perojaslaw. Ich stand mit einem russischen Militärbeamten am geschlossenen Fenster und wir schauten plaudernd durch die von der Kaminwärme zerfließenden Eisblumen hindurch auf die schneebedeckten Wirthschaftsgebäude und Stallungen des Verpflegungsmagazins hinaus. Die Luft und der Nebel draußen gefroren zu feinen Nadeln, die spitzig gegen die Scheiben raschelten.

„Sehen Sie dort den Baum an," sagte ich, „er hat eine förmliche Eiskruste; man sieht gar nichts von einer Rinde. Alles ist Diamant. Alles glänzt und glitzert, er ist dick überzogen und versteinert. Wissen Sie, daß es bei einer solchen Eisluft, wie heute, wo der Hauch im Fluge zu festen Eiszapfen friert, nicht schwer sein müßte, ganze Häuser mit einer solchen Diamantkruste zu überziehen?" fuhr ich in meinem launenhaften Gedankengange fort. „Man braucht nur immer neues Wasser über das Dach zu schütten, welches jedenfalls im Fließen schon frieren würde, und so ..."

„O ja, nur ist die Idee leider nicht mehr neu. Man hat hier zu Lande schon aus Allem Eisbilder gemacht. Aus wirklichen Bäumen, Häusern und Menschen."

Ich lachte. „Aus wirklichen Menschen?"

Pan Ignazy Wladimirowitsch Repin schaute mich mit seinen ruhigen grauen Augen an. „Freilich, aus wirklichen Menschen. Wo bliebe denn sonst der Witz?"

Das war kein Scherz mehr. Ich fragte und erhielt Bescheid.

„In den barbarischen Zeiten der früheren Jahrhunderte hat mancher Herr seinen Sclaven, der eben eine Strafe verdiente, zu seinem Ergötzen oder zur Ueberraschung seiner Gäste auf diese Weise gemordet."

„So grausam gemordet? Es ist nicht möglich!" sagte ich, indem ich fröstelnd vom Fenster zurücktrat und mich an's warme Feuer flüchtete.

„Und doch ist's so."

„Wie ging das zu?"

„Sie wollen es hören?" lächelte Wladimirowitsch mit seinen entsetzlich dicken, echt tantasischen Lippen. „Sie haben Vergnügen an solchen Geschichten? Ich dachte, Sie hätten ein weiches Herz."

„O ja, wir Enthusiasten haben alle weiche Herzen. Aber ich höre doch für mein Leben gern Etwas, wobei es Einen gruselt. Je schrecklicher, desto besser."

„Ja, Dichtungen."

„Nein, nein, Wirklichkeit."

„Nun, mein lieber Herr mit dem weichen Herzen, mit Wirklichkeiten können wir Ihnen hier in Rußland dienen, daß Ihnen die Haare zu Berge stehen. Also Sie wollen wissen, wie das zuging. Sie konnten sich an keinen Besseren wenden. Ich habe die Beschreibung noch aus dem Munde meines Großvaters; der hat selber noch einer solchen Execution beigewohnt. Die grauen Zeiten des Mittelalters sind bei uns erst ein hundert Jährchen vorüber. Also, man stellte den zu bestrafenden Leibeigenen mitten in den Hof (es mußte natürlich ein Tag sein, wie dieser, wo die Vögel in der Luft und die Luft selber erfroren) und band ihn an einen Pfahl. Dann goß man einen Kübel Wasser über ihn aus. Der ganze Mensch fing sogleich an zu rauchen, wie ein Schlot. Aber schreien konnte er nicht. Die übergroße plötzliche Kälte preßt den Magen und die Kehle zusammen und erstickt den Schrei. Dann kam der zweite Kübel, dessen Wasser schon hängen blieb und in trägen, dicker werdenden Tropfen über den Körper kroch. Beim dritten Kübel klebten bereits die Augenlider und die Lippen zusammen und alle Glieder waren mit einer dünnen Eiskruste überdeckt. Nun ein Kübel nach dem andern, damit man die häßlichen Züge nicht mehr sehe, bis nur noch ein unförmlicher, abscheulicher, glitzernder, weißdurchsichtiger Klotz übrig war, über dem die Nacht nicht schnell genug hereinbrechen konnte."

Der Leser, der in der traulichen sommerlichen Gartenlaube diese Schilderung liest, während bunte Schmetterlinge über das Haidekraut flattern und die brennenden Blumen um ihn herum duften, nicht wahr, er schauert trotz seiner Behaglichkeit mit mir und fragt sich, ob es möglich ist, daß es Menschen (Menschen!) gab, die so grausame Strafen ersannen und so grauenhafte Scherze trieben? Aber ich holte mir in den Büchern des Ignazy Wladimirowitsch Gewißheit. Ich rede hier nicht von Romanen oder Sagen, sondern von historisch beglaubigten Begebenheiten, die in ehrwürdigen schweinsledernen Chroniken stehen. So war nach Karamsin im Jahre 1666 der Bauer Kantemiru aus der Ukraine auf diese Art dafür bestraft worden, daß er vom Czaren übel sprach. Im Jahre 1770 wurde ein Edelmann von der Kaiserin Katharina zu einer Geldstrafe verurtheilt und auf Lebenszeit vom Hofe verbannt, weil er einen seiner Leibeigenen mit „kaltem Wasser überschütten ließ, bis er erfroren war". Die Sache war dadurch herausgekommen, daß der damalige Günstling Lanskoi auf dem Wege nach Nowgorod sich nach dem unheimlichen Klumpen erkundigte, den man auf die Straße geworfen hatte. In den

letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde noch ein Hausdieb auf dem Gute Starobjelsk in der Ukraine auf diese Art vom Leben zum Tode gebracht, wie der Chronist Nikititsch Murawiew erzählt. —

Wir kommen nun zu einer andern sarmatischen Art des Sterbens.

Es war ein unfreundlicher, finsterer Herbstabend, als ich in der Rumpelkammer eines Landhauses in Weißrußland zwischen vermoderten Scharteken, mottenzerfressenen Portraits, rostigen Schwertern und zerfaserten Lederwämmsern herumkramte. Der allerälteste Kram des Hauses war da aufgethürmt unter einer dichten Lage von Staub und Spinnweben. Der Vater des jetzigen Besitzers hatte augenscheinlich den schüchternen Versuch gemacht, ein Familien-Antiquarium anzulegen, aber es war beim Versuche geblieben und die letzten Trümmer dieses Versuches kollerten den Mäusen zum Spielzeug in zersprungenen und zerklüfteten Kisten umher.

Ich wendete schon seit einer Viertelstunde einen unenträthselbaren Gegenstand zwischen den Händen hin und her und wurde doch nicht klug daraus. Es war ein schwarzes, hartes unförmliches ausgehöhltes Ding. Endlich nahm ich es entschlossen unter den Arm und ging auf die Thür zu, um Herrn Wassylkoff in seinem Billardzimmer aufzusuchen und ihn über diese hieroglyphische Familienreliquie zu examiniren. Denn neugierig bin ich wie eine Elster. Ehe ich aber noch die Thür erreichte, stolperte ich über den Bedienten, den ich zu meinem Cicerone ernannt hatte, der aber in einem Winkel der Rumpelkammer eingenickt war. Der Alte war eine echte Hauseule. Er wußte jeden Stein des Hauses zu legitimiren, er war ja da geboren worden. Und er erbot sich, mir jede erforderliche Auskunft zu geben über das schwarze Ding, welches nichts anderes war als eine Pechlarve.

„Pechlarve, zu welchem Zwecke?“ Und ich wollte sie probiren. „Da erstickt man ja darunter?“

„Das soll man eben.“

„Wie so, das soll man? Unsinn!“

„Jawohl. Die Pechlarve drückt man den Personen über's Gesicht, die man ersticken will.“

„Die man ... Davon habe ich ja mein Lebtage nichts gehört. Und am Ende ist unter dieser Maske schon Jemand ..?“

Der Alte schaute sich bedächtig um. „Das will ich meinen. Das ist eine Reliquie. Der Großonkel des gnädigen Herrn ist damit von seinem Bruder erstickt worden.“

Rußland ist ein seltsames Land. Man tritt da mit jedem Schritte, den man in die Vergangenheit thut, in eine Blutlache. Ich drehte das unheimliche schwarze Ding noch zwei Secunden hin und her und legte es dann zart, aber eilig in die Kiste zurück. Unter dieser dunklen Masse war ein Todesschrei erstickt worden, Todesschaum hatte an der inneren hohlen Seite geklebt! Ich wischte mir die Hände an meinem Rocke ab, daß sie brannten, obwohl sie nicht beschmutzt waren. Und der alte Jordaki erzählte mir in seiner naiven Weise: „Wenn man Jemanden ermorden will, wartet man, bis er schläft. Dann drückt man ihm die Larve über's Gesicht, aber sie muß frisch sein, damit sie überall anklebt und nicht etwa durch krampfhafte Gegenwehr entfernt werden kann. Es giebt da nur ein Zucken und höchstens einen dumpfen Seufzer, ehe der Mund verpicht ist. Man braucht kein Schreien zu fürchten, und es bleibt keine Spur.“

Der alte Jordaki beschrieb dies mit dem Gleichmuthe eines ausgelernten Gurgelabschneiders, und ich bin überzeugt, der gute Alte hat in seinem Leben keiner Fliege einen Flügel geknickt.

Abends fragte ich Herrn Wassylkoff über die Pechlarven, von denen ich früher nie Etwas gehört hatte. Er bestätigte mir, daß diese Art des Mordens zwar selten, aber schon dagewesen sei. Vor einigen Jahren noch sei in Jassy ein interessanter Rechtsfall dieser Art vorgekommen. Ein halbruinirter Handelsherr hatte seine reiche Mündel, deren einziger Verwandter er war, mit einer Pechlarve erstickt, um sie zu beerben. Die Sache war durch einen mitschuldigen Knecht an's Licht gekommen, welcher mit seinem Blutlohne nicht zufrieden war und seinen Herrn durch die unverschämtesten Forderungen zur Verzweiflung getrieben hatte. „Aber wie kommen Sie eben heute auf die Pechlarven?“ fragte mich Wassylkoff zuletzt. „Sie haben gewiß beim Herumkramen die alte Maske unten entdeckt. Nicht?“

„Jawohl.“

„Ja, die ist merkwürdig genug. Durch sie ist dieses Gut auf meinen Zweig der Familie übergegangen,“ sagte Herr Wassylkoff, indem er den Rauch seiner Cigarre behaglich in die Luft blies.

V.

Blätter und Blüthen.

Mann oder Kind. So hell und laut wie das Beil des Thomas klang kein anderes Beil durch den Wald; so sicher und lustig wie er fuhr Niemand auf dem gefällten Stamm von der Höhe hinunter in die Tiefe; so lebensvoll und lebensselig jodelte kein Anderer auf den langen, breiten Flößen, die das prächtige Gehölz des Rheinlandes hinunter nach Holland brachten. Wo der Thomas mit anpackte, da ging Alles noch einmal so frisch und rasch und auch bei schwerster Arbeit noch einmal so leicht. Der „lustige Thomas“, der „tapfere Thomas“, der „prächtige Thomas“, so wurde er weit und breit genannt, und als er geheirathet hatte und einen Jungen bekam, da war er noch lustiger, noch tapferer und prächtiger, und seine Frau, die Gertrud, war ganz so wie er, und der Junge versprach es zu werden. Alle Welt hatte ihre Freude an den Dreien; die größte Freude aber hatte Eines an den Andern und ein Jedes wieder an sich selbst.

Auf einmal aber schlug der Blitz ein in das reiche Glück, der Blitz des Beiles, das der Thomas so mächtig im Forste schwang. Es war ein frischer Frühmorgen, da stand der Thomas schon vor einem Stamm, der gefällt werden sollte; seine Frau und sein Junge daneben, um hernach die Spähne zu sammeln, und es waren tüchtige Spähne, die der Thomas gewöhnlich herausschlug. Jetzt reckte er sein Beil hoch auf, warf die Blicke ihm nach, und als ein goldiger Sonnenstrahl auf des Beiles Schneide funkelte, rief der Thomas lustig zu Weib und Kind hin: „Seht Ihr die Sternschnuppe? Hui!“ und an dem niedersausenden Beil fuhr der goldige Strahl zur Erde nieder. War das nicht wirklich wie eine Sternschnuppe anzusehen? Doch Beil und Strahl streiften nur leise den Stamm, fuhren aber dem Thomas in den Fuß. Da gab es nun zwar nicht viel Thränen, aber doch ein großes Herzeleid und noch größer war die Sorge, wie der Mann nach Hause geschafft werde, denn es war noch kein Anderer auf dem Platz. Der Thomas war ja immer der Erste. Er war aber auch jetzt der Erste, der den Muth und die Laune nicht verlor und damit auch Weib und Kind wieder tapfer machte. Ein naher Bergquell gab das Wasser zum Auswaschen der schweren Wunde; der kleine, resolute Anton zog rasch sein Leinenhemdchen zum Verband aus, und als dieser sorgsam angelegt war, stemmte sich der Thomas, die großen, weißen Zähne fest zusammenbeißend, fest an sein Weib, faßte seines Anton's Schulter an und meinte: „Na, nun rasch zu. Wir haben ja nicht weit bis daheim, und dann ist's schon gut.“ Und um desto eher daheim zu sein, nahmen sie den Weg über die Eisenbahn; zwar den verbotenen, aber jetzt doch den richtigen, weil der nächste. Nun sollte jedoch das Unglück erst recht kommen, denn an der ersten Bahnschiene stieß der Thomas mit dem kranken Fuße an, stolperte, fiel vor der Bahn nieder und riß den Jungen so mit sich um, daß der mitten auf die Bahn zu liegen kam, aber an einem Schienenhaken hängen blieb und den Fuß brach. Beide konnten sich nicht rasch wieder erheben, und da kam auch schon der Dampfwagen herangebraust und zermalmend hin über den Anton.

So lautete die kurze, aber schreckliche Geschichte, wie sie vom Thomas und seiner Frau erzählt wurde zum Entsetzen und tiefsten Mitleid Aller, die sie vernahmen.

Aber es mußte dabei wohl noch ein besonderer, geheimnißvoller Umstand gewaltet haben, den Beide verschwiegen hatten; denn sie mochten trotz hundertfältigen Anfragens und drängenden Bittens die schreckliche Geschichte nur einmal erzählen und dann nie wieder. Sie verwiesen dann stets auf das, was sie schon gesagt hätten, und es war immer, als wenn ein kalter Schauer sie überlief, wenn sie auf's Neue daran erinnert wurden. Das dauerte Jahre lang so. Und Jahre lang dauerte die tiefe Schwermuth, die von jenem Unglück an den ehedem so lustigen Thomas und besonders seine ihm so ganz ebenbürtig gewesene Gertrude ergriffen hatte. Das schwer verwundete Bein war längst geheilt; tapfer und tüchtig schwang der Thomas wieder sein Beil, stand die Gertrude ihm wieder zur Seite. Noth und Sorge waren gar nicht an sie herangetreten; die Liebe und Achtung Aller genossen sie nach wie vor, wie sie auch selbst sich einander liebten wie ehedem; kein Wort der Klage hörte man von ihnen, und dennoch, dennoch immer dieselbe tiefe Trauer, die jedes Lächeln von den Lippen der sonst so lustigen, lebensseligen Leute genommen hatte. War es denn einzig die tiefe Trauer um das verunglückte Kind? Bei solchen Naturen, wie sie von je es gewesen waren, so ganz und gar gesund an Leib und Seele, so resolut bei jedem Ungemach, so tüchtig an Verstand, so aus dem doppelten F F „frisch, fromm, fröhlich und frei“, bei solchen Leuten war das durchaus nicht zu denken. Es mußte und mußte da noch ein Geheimniß vorliegen, und lange Zeit bemühte ich mich, das Vertrauen der tief Betrübten zu gewinnen. Wohl reizte mich dabei ein lebhaftes psychologisches Interesse; ja, gestehe ich es offen: sogar ein criminalistisches, der leise Gedanke an die etwaige Möglichkeit irgend einer geheimnißvollen Unthat; hauptsächlich aber war es doch nur der Wunsch, helfen zu können und die wackern Menschen sich selbst und der Welt wieder zu geben, denen sie zu so heller Liebe und Freude gedient hatten. Indessen mußte ich gerade in meiner amtlichen Stellung mit der höchsten Vorsicht, mit dem äußersten Tact dabei zu Werke gehen. Wie es mir endlich gelang, das bleibe wieder mein Geheimniß und ist auch ganz nebensächlich bei demjenigen, was ich erforschen wollte. Genug, daß mir dies gelang; daß Frau Thomas mir einst, in Gegenwart ihres Mannes, ihr schwer gepreßtes Herz erschloß und Folgendes erzählte:

„Als ich meinen Anton bekommen hatte, war mir mein Mann noch lieber und war ich noch froher, wenn er bei mir saß. Aber ich konnte ihn

doch auch wieder zeitweis leichter missen als sonsten und horchte nicht mehr so ängstlich an Thür und Fenster, wenn er mal über die Zeit ausblieb. Ich sagte ihm auch wohl und lachte hell dazu: ‚Jetzt kannst Du mir schon gestohlen werden, jetzt hab' ich mein Kind,' und dann lachte er auch mit dem ganzen Gesicht dazu und sagte: ‚Na, wenn Du das Kind allerweil lieber hast als mich, dann brauchst Du mich ja nicht mehr,' und dann ging er zur Thür hinaus und that grimmig bös. Ich wußt' schon, daß er Uz trieb und hatte meine Freud' dran und that auch so mit; so, als wenn ich mich gar nicht um ihn kümmern thät; aber mitten in der Freud' und dem Uz klopfte mir doch das Herz und es wurde mir unruhig, bis er wieder den Kopf in die Thür steckte und mit seinen großen Zähnen mich anlachte und fragte: ‚Das Kind oder den Mann?' Da rief ich denn geschwind: ‚Den Mann, den Mann!' und wenn er nun hereintrat und ich ihn wieder bei mir wußte, dann wollt' ich ihn wieder uzen und sagte: ‚Aber doch das Kind! Etsch!' Und dann nahm er mir das Bübchen von der Brust, schwenkte es hoch in die Höh' und rief: ‚Ja, Du hast Recht!' Und dann hat er mich auch wohl um den Hals gefaßt und mir einen Kuß gegeben, und so hatten wir denn unsere tausend Freud' an dem Streit."

Frau Thomas machte eine Pause und sah vor sich nieder, während ihr Mann trübselig mit dem Kopfe nickte, als wolle er bestätigen, was die Frau erzählt hatte. Sie begann dann auf's Neue:

„Ich mußte Ihnen das schon erzählen, Herr Amtmann, denn wenn's auch wie weit abliegt von der Sach', es gehört doch dazu; es hat uns ja darnach gar schrecklich viel zu denken gemacht und wir haben gemeint, es sei eine Sünd' gewesen mit dem Uz, den wir so trieben, weil's gar so schrecklich Ernst damit wurd'."

Die Erzählerin war so ergriffen, daß sie einige Augenblicke nicht sprechen konnte; dann blickte sie zu ihrem Mann auf, gleichsam um Hülfe flehend, daß er selbst die Hauptsache erzählen möge. Er verstand sie auch wohl, schüttelte aber traurig mit dem Kopf und machte eine leise Handbewegung, so, als wenn er sagen wollte: ‚Sprich Du nur weiter,' doch blickte er sie gut und aufmunternd an und sie sprach nun auch weiter:

„So wie wir's damals erzählt haben, bis wir zur Eisenbahn gekommen waren, ist's ganz genau; aber justement nun ist's anders gewesen und wir haben's keinem Menschen nicht sagen mögen; wir wissen eigentlich selber nicht, warum. Darum aber hat's uns auch wohl desto schwerer im Gemüth gelegen und ich hab' mir nun denkt, es wird mir besser, wenn's noch ein anderer Mensch weiß, und ein Mensch, der gut ist und gescheidt, wie Sie, Herr Amtmann, daß er mir sagen kann, ob ich ein Unrecht gethan hab. Die Sach' war nämlich so: Als mein Anton und ich den Vater eben vor die Eisenbahn führten, hört' ich schon den Dampfwagen schnauben, aber ich sah noch nichts von ihm, denn der Nebel lag über mannshoch auf dem Grund und ich dacht', das Ungethüm wär noch weit ab. Es war denn auch jede Minute kostbar, daß wir nach daheim kamen, denn mein Thomas mußte partout wimmern vor Schmerz und er meint', sein Fuß brenne ihm wie Höllenstein. Es war ja auch nur ein Hupfseele hinüber und wir hätten auch noch lange Zeit gehabt, hinüberzukommen, wenn mein Mann nicht gestolpert und gestürzt wäre und der Jung' nicht den Fuß gebrochen hätte. Alle Beide lagen nun mitten auf der Bahn, rechts von mir der Thomas, links abgeschleudert der Anton. Und in demselben Augenblick, wie sie dalagen und aufschrieen, hört ich das Ungethüm erschrecklich stöhnen und schnauben und durch den dicken Nebel sah ich seine glühenden Augen gar grausam gierig auf den Thomas und den Anton gericht' und ich sah dicke Funken durch den Nebel wibbeln, als wenn der Teufel die Hölle stochert, und die Dampfwolken jagten wild durcheinander, nach oben und unten, wie Geisterspuk. So sah ich's vor mir und war wie wirbelig, und wenn ich tausend Jahr alt werd', ich kann's nimmer vergessen. Und in demselben Augenblick sah ich: Nur den Thomas könnt' ich retten oder den Anton. Herr Amtmann, Herr Amtmann! Es mag viel Millionen Herzeleid auf der Welt geben, aber das Alles kann nicht so erschrecklich und grausam sein, wie das, was ich nun ertrug in wenig Augenblicken. Und darnach hab' ich nimmer begreifen können, wie man in gar so kurzer Zeit und bei so entsetzlicher Angst so viel durchdenken könn', als ich's nun that! Das Mutterherz riß mich gewaltig hin zum Kind und schon war ich auf dem Sprung' zu ihm und wollte den Thomas liegen lassen, und dann hielt mich's wieder zurück, als wenn des Herrgotts Hand selber mich faßte, und dann dacht' ich: er war eher dein, als das Kind; er hat das erste Anrecht und du hast am Altar geschworen, ihn nimmer zu verlassen. Und dann fühlt' ich auch, daß ich ihn doch noch lieber hätt' als das Kind, und daß er auch mehr nütz sei auf der Welt, und zugleich dachte ich auch wieder, das sei abscheulich, so zu denken, und keine Mutter dürfe vom Kind lassen, wenn sie nicht eine Rabenmutter wär. Und da sah ich das Ungethüm aus dem Nebel heranrasen, schrecklich anzusehen, und hörte die schwarzen Männer da oben rufen und ich sah, daß sie das Ungethüm aufhalten wollten, aber daß es nicht ging — und da faßte ich mir das Herz und wandte mich ab vom Kind und griff nach meinem Manne und packte ihn, als wenn ich ein Ries' wäre, und zog ihn mit einem Ruck von den Schienen weg — und da stampfte das Ungethüm auch schon hin über mein armes, armes Kind. Es war todt und ganz caput!"

Frau Thomas saß auf einmal wie gelähmt an Geist und Gliedern vor mir und starrte mich an mit glanzlosen Augen. Ihr Mann bebte an allen Gliedern und er griff an seinen Bart, als wenn er sich daran festhalten wollte. Dann aber nahm er sich zusammen und während ich erschüttert von ihr zu ihm blickte und die tiefe Stille der schrecklichen Erinnerung durch kein Wort entweihen wollte, trat Thomas an die Seite seiner Frau und legte seinen starken Arm liebevoll um ihren Nacken. Das schien sie wie elektrisch zu berühren. Sie wandte sich mit schmerzlich glücklichem Lächeln zu ihrem Mann um und faßte seine Hand und hielt sie fest; dann sah sie mich mit schweren, fragenden Blicken an; so, als ob sie schon aus meinen Augen, meinen Zügen das Urtheil erforschen wolle, welches ich über das außerordentliche Ereigniß fällen werde. Ich konnte sie nur tief gerührt, mit dem liebevollsten Mitleid und der innigsten Hochachtung ansehen. Ich konnte ihr dann nur die Hand reichen und sagen:

„Arme, arme Mutter! Rechtschaffene, tapfere Frau!" Da fiel es wie Wolkenschatten von ihrem schwermuthsvollen Antlitz, von ihren umflorten Augen; ein helles Roth der Freude flog über ihr Antlitz und ihre Augen belebten sich mit wundersam rührender Kraft. Strahlenden Blickes sah Thomas mich an, hoch aufgerichtet, den einen Arm fast zitternd vorgestreckt, und zum ersten Mal seit Jahren sah man wieder seine großen, weißen Zähne glänzen.

„Herr Amtmann!" rief die Frau jetzt aus, „Gott vergelte Ihnen Ihr Herz und Ihr Wort viel tausige Mal!" Sie stand auf und umfaßte ihren Mann und sah ihm freudig in das glänzende Gesicht und wieder rief sie aus: „Herr Amtmann, mir ist's, als wenn wir nun doch noch wieder glücklich werden könnten! Nicht wahr, Thomas?"

„Mir ist's accurat so!" schluchzte Thomas und bemühte sich dann nicht mehr, die fest zurückgehaltenen Thränen noch länger zu bergen. Sie flossen jäh und voll herab, herab auf die Hand seiner Gertrude, und auch Gertrude weinte so heiß und so glücklich, wie ich niemals einen Menschen weinen sah. Damals und seitdem hatten sie keine Thräne vergossen, jetzt weinten sie sich frei und stark. Ich ließ sie still gewähren. Frau Thomas begann dann wieder:

„Sehen Sie, Herr Amtmann, das war's, was mich so verwandelt hat, was mir alle Freude der Welt schier mit Wermuth versetzte und immer wieder mich fragen ließ: ‚Hast du auch recht gehandelt? Hast du dich nicht versündigt an deines Leibes Fleisch und Blut?' Ich konnte nicht Ruh und Freud' mehr finden seit der Stund', und ich hab dem Thomas gesagt, daß ich nimmermehr wieder ein Kind haben dürfte." Sie schwieg mit tiefem Erröthen und ich fühlte, daß nun der rechte Augenblick gekommen sei, wo ich auch durch ein ernstes, mahnendes Wort noch nachhaltig eingreifen könne in das Geschick dieser braven Menschen. Ich sagte daher sehr nachdrücklich:

„Sie sprachen jetzt nur von sich, Frau Thomas; aber Ihr Mann — litt denn auch der so lang und schrecklich an jenem Ereigniß?" Frau Thomas sah mich groß an, dann antwortete sie nicht ohne einige Verlegenheit:

„Das wohl gerad' nicht, aber weil ich so elendiglich war, war er's auch und er ließ mich gewähren."

„Ha ha, da haben wir's!" warf ich rasch ein und fuhr dann lebhaft erregt fort: „Sehen Sie, Frau Thomas, das war Ihr Unrecht, Ihr Unrecht an Ihrem Manne. Sie zeigten ihm ja Tag für Tag, wie schrecklich theuer Sie ihn sich erkauft hatten; Ihr Leid mußte ihn auch seinetwegen schmerzen, mußte ihm das Opfer, das Sie ihm gebracht, bitter vergällen, mußte ihn zweifeln lassen, ob Sie ihn auch wirklich noch so lieb hätten, wie Ihre Wahl es ihm gezeigt hatte, und er war zu gut, um Ihnen das Alles zu sagen. Nicht wahr, Herr Thomas?"

Thomas war in immer größere Bewegung gekommen, er hatte schon einige Male angesetzt, um mitzusprechen, er hatte mit dem weit vorgebeugten Kopfe lebhaft genickt und mit der ausgestreckten Hand auf- und niedergewinkt, als eifrige Bestätigung alles dessen, was ich sagte. Jetzt brodelte es förmlich aus ihm heraus: „Accurat so ist's, accurat so, wie der Amtmann sagt, wahrhaftig! Ich hab's ganz so gedacht und gefühlt so, ja, und es hat mir das Herz abbrechen wollen und ich hab's doch nicht sagen mögen, weil sie doch so viel für mich gethan hatte. Und daß wir kein Kind mehr haben sollten, machte mir das Herz oft so tief, wie der Brunnen ist."

Süße, züchtige Scham, bange Verlegenheit, selige Freude, ernstvolle Vorwürfe — das Alles, Alles malte sich deutlich im ganzen Wesen der Frau ab, bis sie auf einmal ihrem Mann um den Hals fiel und ausrief: „Verzeih! verzeih!"

Da wurde der gute Thomas puterroth vor Verlegenheit, so, als ob er etwas ganz Dummes gemacht habe. Es war rührend, ihn so zu sehen. Nun noch dies und jenes gute, festigende Wort von mir, und ich ging und durfte überzeugt sein, daß das Glück hier wieder walten werde. Und so geschah's denn auch. Wieder ist Thomas der lustige, tapfere, prächtige Thomas, ist seine Gertrud ganz ebenso und sein Junge verspricht es zu werden. Wieder hat alle Welt ihre Freude an den Dreien, hat die größte Freude Eines am Andern und ein Jedes wieder an sich selbst. Aber niemals wieder haben sie den „Uz" gemacht, wer der Gertrud am liebsten sei: der Mann oder das Kind?

Schl.

Nicht Marel, sondern Ludwig. In unserm Schnadahupfl aus Kissingen in Nr. 32 d. Bl. hat die loyale Kissingerin in der Fülle ihrer Begeisterung für den jungen Landesherrn den Sohn mit dem Vater verwechselt: sie schwärmt für den Marel anstatt für den Ludwig, dessen Cigarrenstumpel sie als Reliquie aufbewahrt. Unsere Leser werden das Quiproquo sofort selbst berichtigt haben.

Kleiner Briefkasten.

J. Pl. in Lemberg. Zwar sehr schmeichelhaft für uns, daß man uns — nach den verschiedenartigsten Auskünften zu urtheilen, die man von uns verlangt — für allwissend zu halten scheint; leider aber müssen wir die uns solchergestalt zugedachte Ehre bescheidentlich von der Hand weisen und können auch Ihnen nur erwidern, daß wir in Ihrer Erbschaftsangelegenheit noch viel weniger wissen als Sie selbst. Das Testament des Verstorbenen ist uns in seinen einzelnen Bestimmungen völlig unbekannt, wir sind also nicht im Stande Ihnen einen Rath zu ertheilen, ob Sie an den Nachlaß Anspruch erheben können oder nicht.

G. L. in Dresden. Die Gartenlaube befaßt sich nie mit Kritiken ihr zur Prüfung eingesandter Manuscripte; dazu hat sie weder Raum noch die Redaction Zeit zur Verfügung. Ihre Erzählung ist übrigens noch ein ziemlich unreifes Product.

J. A. K . . . . . r Wien. Die Rechenmaschine, nach welcher Sie sich erkundigen, ist am Besten von A. M. Hoart in Paris, Rue du Helder 13 zu beziehen und ihr Preis 500 Franken.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 35. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Henry Gibson, der Sträfling.*

Eine Episode aus den letzten americanischen Wirren.

In der Tragödie von Lincoln's Ermordung taucht, wenn auch so sorgsam verdeckt, so genügend geschützt, daß nur die Stimme des Volks ihn erreichen kann, unter andern ein Name auf, an den sich schon aus früheren Jahren eine schwere Anklage knüpft. John B. Floyd war unter Buchanan Kriegssecretair, während unter demselben Präsidenten Thomson den Posten des Staatssecretariats bekleidete; — beide diese hochgestellten Männer sind von der öffentlichen Meinung bezichtigt, im December 1860, nachdem der Abfall des Südens sich zu einer Thatsache gestaltet hatte, den unter Thomson's Verwaltung stehenden „Indianer-Hülfsfond" im Betrage von achthundert und dreißigtausend Dollars entwendet und zur Beförderung der unionsfeindlichen Schritte des Sonderbunds gebraucht zu haben.

Um den gravirenden Verdacht des gemeinen Diebstahls von sich abzulenken, mußte ein Thäter gefunden werden; als solcher mußte denn ein junger Mann herhalten, auf dessen Leben nie der geringste Vorwurf gefallen ist und der, im Herzen der Union anhängend, in Rücksicht auf die begonnene Laufbahn die Fahne seiner Freunde und Gönner zu tragen hatte. Henry Gibson war der Neffe des Staatssecretairs, der Schwiegersohn des Kriegsministers Floyd und der Cassirer des erwähnten Departements. Er mußte im Auftrage seines Chefs und Onkels eine Reise nach Pittsburg in Pennsylvanien machen, und inzwischen wurde unter seinem Namen der Streich ausgeführt. In Pittsburg fand er einen von ihm unbekannter Hand geschriebenen Brief vor, in welchem er benachrichtigt wurde, daß die ihm anvertraute Casse im Interesse des Südens geleert, daß man ihn als Thäter ausersehen und daß bei einem genannten Hause in New-York der Betrag von hunderttausend Dollars für ihn deponirt sei, mit welchem er sich nach Frankreich zurückziehen solle.

Anfangs fühlte sich Henry durch diese ihn zum Verbrecher stempelnde Nachricht so verwirrt, daß es ihm unmöglich war, die Größe seines Unglücks zu erfassen. Aber das Gefühl der Unschuld, das Bewußtsein, nie unrecht gehandelt zu haben, stärkten ihn wunderbar; er beschloß, den Stoß abzuwenden und, koste es auch sein Leben, vor seinen Richter mit offenem Visir hinzutreten, für seine Unschuld bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen und dann, wenn es nicht anders sein könne, das Unvermeidliche über sich ergehen zu lassen. Um wo möglich noch die Plünderung seiner Casse zu vermeiden, telegraphirte er seinem Chef:

„Ich werde nicht thun, was Ihr verlangt, sondern komme morgen zurück."

Keine Antwort erfolgte, wohl aber für den braven Mann eine Nacht voll Angst und Unruhe. Beinahe hätte er sich selbst des Verbrechens angeklagt, so verwirrten sich seine Gedanken; er, als unschuldiges Werkzeug einer ehrlosen Handlung ausersehen, sollte das Land verlassen, weil man seinem Rechtsgefühl nicht traute und bei dem vielleicht unglücklichen Ausgang des Aufstands eine Bloßstellung durch ihn fürchtete. Vor ihm lag seither ein mühsamer, aber sicherer Weg zu Glück und Ehre, — jetzt Schande und Verachtung, und diese konnte er nicht durch das Sündengeld wegwaschen, welches ihn vor Mangel und Sorgen sicherstellen sollte, er sah schon den Finger, welcher hinter ihm her deutete, und hörte die Stimme, welche rief: der hat's gethan! Das brachte ihn zur Verzweiflung.

So saß er noch am andern Morgen, den er zur Rückreise bestimmt hatte, auf dem Sopha seines Hotelzimmers, als sich die Thür öffnete und eine Dame zu ihm eintrat. Betroffen aufspringend, erkannte er sein junges Weib und im Glück des Augenblicks schlang er es in seine Arme. „Du gutes Weib kommst zu einer Zeit, wo ich Deines Trostes am meisten bedarf."

„Du bist aufgeregt, Henry, scheinst krank; was quält Dich so, daß Du Trost von mir verlangst?"

„Weißt Du denn nicht, wozu Dein Vater und mein Onkel mich ausersehen haben, daß Du die Wuth nicht erklärlich findest, mit der ich sie Alle zu Boden schlagen könnte? Ich soll ein Dieb sein und Du das Weib eines Spitzbuben!"

„Beruhige Dich, mein theurer Henry, und sieh die Sache anders an; mein Vater will Dir die Mittel an die Hand geben, Dir auswärts eine bessere Lebensstellung zu sichern, als sie Dir bei uns Angesichts der nahen Zukunft eröffnet sein würde."

„Lebensstellung — Frau? Los will man mich sein, mich zum Träger einer Schuld machen, die sie selber nicht offen bekennen wollen."

„Darin irrst Du ganz," sagte die Frau, „mein Vater weiß, daß Du ein Anhänger der Union bist, und täuscht sich nicht in Dir, wenn er vermuthet, daß Du, durch Bande des Blutes an den Süden gebunden, lieber einem Kampf gegen denselben ausweichst."

„Da irrt er tausendmal, wenn er dies glaubt! Lieber will ich die Waffe gegen ihn heben, als mich selbst schänden und mein Kind!"

* Wir verdanken die nachstehenden durchaus auf Wahrheit beruhenden Mittheilungen, welche von Neuem den Charakter der südstaatlichen Bewegung kennzeichnen, einem Manne, der zu dem Bruder des unglücklichen Gibson (dessen wirklicher Name allerdings anders lautet) jahrelang in den engsten geschäftlichen und persönlichen Beziehungen stand. Die Redaction.

„Wir reisen mit Dir, Henry; in Frankreich oder in Deutschland finden wir viele Freunde und gehen der Möglichkeit aus dem Wege, gegen unser Vaterland zu fechten, wo wir für dasselbe nicht einstehen wollen."

„Nein, sage ich Dir, ich gehe nicht aus dem Lande, das in der Stunde der Noth seine Söhne nöthig hat, denen es während der Zeit seines Glücks den Weg zu Wohlstand und Ehre öffnete."

„Henry, bedenke, was Du thust. Mein Vater und der Staatssecretair haben sich bereits nach Mississippi hinabbegeben, und Du kannst den von ihnen vorbereiteten Schritt nicht mehr ändern. Der Aufstand ist ausgebrochen, die Staaten sind gerüstet, und sie Beide treten für ein Princip ein, dem auch Dein Vater in Tennessee anhängt."

„Ich will keinen Theil an der Schuld haben und jetzt, da ich weiß, wie die Sache liegt, reise ich heute noch nach New-York und stelle das deponirte Geld zur Verfügung der neuen Regierung; dann mag sie entscheiden, ob ich der Dieb der Staatsgelder bin oder — Dein Vater!"

„Henry," rief die Frau, „nur diese Schmach nicht auf unser Haupt! Laß die Leute in Washington reden, was sie wollen, aber geh' Du mit mir über's Meer und rette Dich und uns Alle!"

„Geh Du zurück zu Deinem Vater, Betsy, und laß mich meinen Weg ferner allein wandern, wenn Du ihn nicht theilen willst. Meine Unschuld liegt zu klar am Tage, als daß ich zurückzuschrecken brauchte. Kann Lincoln meine Dienste nicht in seinem Cabinet gebrauchen, so trete ich in's Militär und leihe meinem Lande meinen Arm, und soll ich fallen im Ringen für meines Landes Recht, so fall' ich wenigstens als ehrlicher Mann!"

Und er trennte sich nach schwerem Kampfe von einer Frau, an der sein ganzes Herz hing, von der Mutter seines einzigen Kindes, eines lieblichen Knaben von zwei Jahren, und sie schied mit Thränen von ihm, weil sie nicht Muth genug besaß, der Armuth in's Auge zu sehen und den Eid zu halten, den sie einst in seine Hand gelobte, „in Glück und Unglück, in Armuth und Reichthum" sein Loos zu theilen. Betsy Gibson ging zu ihrem Vater nach Mississippi, wo sie sich besser versorgt glaubte, als am Herzen des liebenden Gatten.

In größter Aufregung eilte Henry nach New-York. Von den Seinen verlassen, der Spielball der Laune einer blutgierigen Clique, deren Treiben er als rechtlicher Mann verachtete, hoffte er durch klare Darlegung der Thatsachen sich leicht von allem Verdacht reinigen und unter dem Schutze gerechter Richter in sein früheres Amt eintreten oder in anderer Verwendung zur Fahne seines Landes stehen zu können.

In New-York angekommen, sein Gepäck der Sorge des Bagagemeisters überlassend, stürmte er aus dem Bahnhofsgebäude heraus, um sich sofort in's Banklocal zu verfügen, wo er das Geld in Empfang nehmen und am gleichen Tage nach Washington zurückkehren wollte. Erhitzt, mit bestäubten Kleidern, kam er in Wallstreet an und präsentirte die ihm vom Minister des Innern ausgestellte Zahlungsanweisung. Der Cassirer sah ihn scharf und durchdringend an und fragte ihn, ob er selber Herr Henry Milnor Gibson sei. Als er dies, die verdächtigen Blicke der Beamten nicht bemerkend, offen bejahte, ward er gebeten, Platz zu nehmen, während auf einen von dem Cassirer mit einem jüngern Gehülfen gewechselten Blick sich der Commis entfernte, um bald darauf mit einem Constabler zurückzukehren. In Gedanken versunken, schreckte Henry wie vom Blitz getroffen auf, als der Polizeimann, vor ihn hintretend, die Hand auf seine Schulter legte und die Frage an ihn richtete:

„Sind Sie Herr Henry Milnor Gibson aus Washington?"

„Ja, der bin ich," entgegnete er.

„Dann muß ich Sie verhaften und bitte Sie, mir ohne weitere Umstände zu folgen."

„Und mit welchem Rechte thun Sie dies?" fragte Gibson, im höchsten Grade bestürzt.

„Auf heute Morgen von der Regierung in Washington an die Bankdirection eingegangene telegraphische Ordre, wegen Unterschlagung von Staatsgeldern, die unter Ihrer Verwaltung standen," erwiderte ihm der hinzutretende höhere Bankbeamte.

Wie gelähmt stand Gibson da; also er unter der Anklage der Veruntreuung, die Andern zur Last fiel, vor dem Publicum bloßgestellt! Er dachte, wie am nächsten Tage es die ganze Stadt und dann das ganze Land wissen würde; das Land, dem er das Geld retten wollte, so weit er es vermochte. Hier war aber nicht der Ort, darüber zu rechten, der Constabler hatte den Verhaftbefehl und mußte die Person vor den Richter führen; so folgte er demselben willig, mehr todt, als lebend. Die Gemüthserschütterung des Arrestanten berücksichtigend, rief der Polizist einem Fiaker und setzte sich mit seinem Gefangenen hinein. Massen Neugieriger umstanden den Wagen und Jeder wollte wissen, was der Verhaftete verbrochen habe; man schien eine Beraubung der Bank zu vermuthen, da Niemand die Frage beantworten konnte.

Die Tombs, jenes mysteriöse Gebäude der Centrestreet, in dem so manche arme Seele zur Buße und Besserung auf Jahre und Jahrzehnte hinaus seiner Freiheit beraubt wird, lagen jetzt vor unserm muthigen Helden, und schweren Herzens ging er, dem Constabler voran, die steinernen Treppen hinauf. In das Bureau des Polizeirichters eintretend, der den Verhaftbefehl in Empfang nahm und registrirte, ward ihm von der Hand Nummer zweiundachtzig als Aufenthalt angewiesen und auf seine flehentliche Bitte, ihn bald zum Verhör vorzulassen, ihm der nächste Morgen als Vernehmungstermin bestimmt.

Inzwischen war es dunkel geworden, als ihn Constabler und Schließer in die einsame Zelle führten. Ein Bretstuhl, ein Tisch, ein einfaches, sauberes Bett bildeten das ganze Mobiliar.

„Ich werde Ihnen Ihr Nachtessen bald bringen lassen," sagte der wohlgenährte Gefangenwärter zu ihm; „wenn Sie noch etwas Besonderes haben wollen und es bezahlen können, so darf ich es für Sie holen lassen."

„Ich danke Ihnen für den guten Willen; ich bedarf nichts."

Da schloß sich die eiserne Thür hinter ihm und er saß allein mit seinem Ingrimm und seinem Schmerz. Angekleidet warf er sich auf's Lager und verbrachte in dumpfem Brüten die Nacht. Wir wollen es nicht unternehmen, das unendliche Weh des unschuldig Gefangenen zu schildern, solche Schmerzen muß man selber empfinden, um sie ganz zu verstehen. Was aber diese Nacht an seinem Marke zehrte, sah man am nächsten Morgen, als der sonst schwarzgelockte Mann mit grauem Haar vor seine Richter trat. In ihm war ein Entschluß gereift, der eines bessern Zwecks würdig gewesen wäre; er sagte sich, daß trotz seines reinen Herzens selbst sein Eid ihn nicht von dem Verdachte der Theilnahme an dem großartigen Unterschleif befreien würde, da er ohne alle Freunde und ohne die Möglichkeit des Gegenbeweises durch seine Richter verurtheilt werden mußte, und er beschloß zur Rettung der Ehre derer, die ihn jetzt vernichteten, aus unendlicher Liebe zu dem Weibe, welches ihn treulos verlassen, die Schuld auf sich zu nehmen.

Der Proceß war bald beendigt. Henry gestand, das Geld unterschlagen und zum Besten der Secessionsbewegung nach Nashville in Tennessee gesandt zu haben. Die bei der Bank deponirten und auf die Anweisung des Ministers zu erhebenden Capitalien behauptete er als sein und seiner Frau Erbtheil nach England bei Seite zu bringen Willens gewesen zu sein. Mitschuldige zu haben, leugnete er entschieden ab, wie gut konnte er dies auch verleugnen, er der dem Verbrechen so fremd war!

Das Geschworenengericht verurtheilte ihn zu zwölf Jahren Zuchthausstrafe, nicht ohne ihn wegen der Motive zu seiner verbrecherischen Handlung auf's Schärfste zu geißeln. Mit Ruhe und Fassung nahm er sein Urtheil hin, war er ja vorher schon auf Alles vorbereitet. Am nächsten Abend sollte er nach Blackwell's Island abgeführt werden.

Erst in seiner engen Zelle brach der Schmerz mit ganzer Gewalt aus und Thränen linderten endlich zum ersten Male, jetzt nachdem sein Loos entschieden war, das blutende Herz. Zwölf lange Jahre ein Sträfling und für immer aus der Gesellschaft ausgestoßen — und doch wollte er es tragen! Wer im Bewußtsein seiner Unschuld eine Strafe leidet, ist übler daran, als der gemeine Taugenichts, mit dem er zusammengespannt wird. Es erfordert Seelenstärke seltener Art, nicht in dem Schlamm zu vergehen, der ihn umgiebt.

Die Strafanstalt zu Blackwell's Island ist auf einer kleinen Insel im East River nahe bei New-York gelegen und gehört zu den humansten Anstalten, welche die Vereinigten Staaten besitzen; sie wird jedoch nur von schweren und lange internirten Verbrechern bevölkert, während das nahe Singsing die kleinen Diebe aufnimmt. Die Bewachung auf der Insel besteht aus regulärem Militär.

Der Abend des verhängnißvollen Tages sah unsern sich selbst aufopfernden Gibson in seinem neuen Wohnort, und als der kleine

Kutter ihn an's Land setzte und er mit noch drei Andern, die des Todtschlags überführt waren, dem Aufseher zur Einkleidung übergeben wurde, sank ihm der Muth. Er bat, er flehte, ihm seine Kleidung, die er seither mit Ehren getragen, zu lassen — vergebens, er mußte den schwarz und gelben Kittel anziehen und Alles, was ihn noch an die Außenwelt fesselte, sein Ring, ein Medaillon mit dem Bilde der herzlosen Frau, das er an der Uhrkette trug, die Uhr selber — Alles mußte in sichere Obhut des Beamten gegeben werden und nur ein Empfangsschein ward ihm statt dessen in die Hand gedrückt — eine Anweisung zwölf Jahre dato.

Materiell hat der Gefangene auf Blackwell's Island nichts zu leiden, seine Beköstigung ist gut und sauber und die ihm auferlegte Arbeit kann er leisten. Hier gilt selbst noch der Verbrecher als Mensch; seinen Freunden und Verwandten erlaubt man ihm von Zeit zu Zeit kleine Erfrischungen und dergleichen zu senden, und mitunter darf er auch, freilich unter strenger Aufsicht, in der Freistunde Besuch annehmen, obgleich nur eine fremde Person auf einmal die Insel betreten darf und Booten nicht gestattet ist, länger als zum Aussetzen ihrer Passagiere anzulegen, um jeden Fluchtversuch zu verhüten.

So vergingen für unsern Gibson zwei schwere Jahre in gleichmäßiger Apathie. Von seinen Freunden und Verwandten hörte er kein Wort, kein Lebenszeichen kam ihm von seinem Weib und seinem Kind, die für ewig von ihm getrennt schienen. Wie manche Stunde der Nacht, die er trotz des Tages Mühen schlaflos, unerquickt auf dem harten Lager zubrachte; wie manche Stunde der stillen Nacht, in der nichts als das eintönige Auf- und Abschreiten der Schildwachen die Ruhe unterbrach, dachte er an sie, die ihn wohl ganz vergessen hatte, und seinen kleinen Knaben — das arme Kind, das seinen Vater, der zum Auswurf der menschlichen Gesellschaft gestempelt war, wohl nie wieder kennen würde, was sollte aus ihm werden! War er auch freiwillig in das Grab gestiegen, welches ihn lebendig umschloß, der Wunsch nach Freiheit, nach warmem Sonnenlicht des Lebens erwachte in ihm und das Verlangen danach niederzukämpfen schien ihm unmöglich. Bei der strengen Bewachung aber konnte er keinen Plan zu seiner Erlösung fassen. Woche um Woche, Monat um Monat verging, schon begann der dritte Sommer seiner Haft — trübsinnig sah er den Tag erstehen, traurig sah er der scheidenden Sonne nach, wann sie sich über dem Hudson drüben in's Land seiner Geburt verzog, und es schien ihm Wahnwitz zu sein, von hier aus an ein Entkommen zu denken, wenn ihn nicht ein Engel durch die Lüfte tragen würde.

Und der Engel erschien dem hart geprüften Mann! Es war ein schöner Junitag gewesen und glühend heiß brannte gegen Abend die Sonne, als die Gefangenen zum Spaziergang in's Freie durften. Das kleine Dampfboot, welches eine Ladung Proviant für das Gefängniß gebracht hatte, verließ eben die Brücke; mit welcher Sehnsucht sah er es nach und nach verschwinden! Auch ein kleiner Postbeutel war wie gewöhnlich in die Wohnung des Aufsehers gebracht worden, und als Henry im Begriffe war nach abgelaufener Freistunde in's Arbeitszimmer zurückzukehren, wurde sein Name gerufen. Einer der Wärter winkte ihm und reichte ihm einen vorher zur Controle geöffneten Brief. Wer konnte denn an ihn schreiben? — die Seinigen wußten unmöglich, was aus ihm geworden war. Und doch wußten sie es und hatten ihn nicht vergessen. Der Brief war von dem für herz- und treulos gehaltenen Weib seiner Liebe aus New-York adressirt und lautete:

„Theurer Henry! Seit sechs Wochen bin ich in das Hospital auf Staten Island als Krankenpflegerin eingetreten, um nach meinen Kräften dem Vaterland nützlich zu sein, und nur der Gedanke, wie es Dir ergehen möge, foltert meine Seele. Möge der Allmächtige Dir Kraft verleihen, die lange Zeit mit Geduld zu ertragen, wie auch ich es tragen muß. Ich habe die Erlaubniß erhalten, Dir heute einige Erfrischungen senden zu können, und darf solche jede Woche einmal dem Dampfboot mitgeben; ich hoffe, daß Dir der Fruchtkuchen munden wird. Kann ich die Bewilligung erhalten, selber zu Dir zu kommen, so werde ich zu meinem schweren Werke Kraft und für mein gequältes Herz Stärkung finden.

Auf ewig die Deine

Elisabeth Gibson."

Henry's Ueberraschung war grenzenlos, und so sehr ihm die Freude das Herz erzittern machte, konnte er doch ein Gefühl tiefen Schmerzes nicht unterdrücken, denn der Brief war ohne allen warmen Lebenshauch, vielleicht nur aus Pflichtgefühl geschrieben. Aber von New-York aus datirt — sie im Norden auf Staten Island — in seiner Nähe — wie sollte er dies zusammenreimen? Um sieben Uhr war die Arbeitszeit vorüber und dann durfte er nach dem gesandten Paket fragen. O welche lange, bange Zeit! Und doch was sollte er daraus für Aufklärung erhalten, vielleicht war es nur das Zeitungsblatt, das er darum geschlagen vermuthen durfte, welches ihn anzog, es war ihm wie Frühlingshauch, wie Freiheitswehen, und unwiderstehlich blieben seine Gedanken dabei stehen, als ob er davon Rettung erlangen müsse.

Die Stunde kam endlich, und nach dem frugalen Mahl sah er das kleine Paket in seiner Hand. In zwei neue Tageblätter eingeschlagen, geöffnet und revidirt wie der Brief, lag der Obstkuchen und einige Fleischstücke vor ihm. Mit bitterer Enttäuschung sah er die Eßwaaren in seiner Hand an und heiße Thränen, bittere Mannesthränen, rollten auf die Gaben der Liebe herab. „Warum denn klagen?" fragte er sich, „diese Sachen sind von der Hand der Liebe gesandt, vielleicht selbst zubereitet — was haben sie mit deiner Freiheit zu schaffen — was kann das arme Weib zu deinem Entkommen thun? Dennoch — sie wäre die Einzige, die von außen darauf hinarbeiten könnte!"

Er aß ein Stück von dem Fleisch — Liebe hatte es gewürzt, und trotz alles Wehes, trotz der Thränen, die ihn am Lesen der Blätter hinderten, es mundete ihm. Jetzt den Kuchen versucht — in eine entfernte Ecke gedrückt, um der Neugier und Bettelei roher Cameraden zu entgehen, durchbrach er denselben — was ist das? Eine Federspule lugt heraus — sie muß aus den Schwingen der Freiheitsgöttin sein, sonst könnte sie nicht darin stecken. Sie schnell mit den Zähnen zerreißend, fühlt er innen eine kleine Papierrolle und Kuchen und Zeitungen vergessend, die zu Boden fallen, liest er darauf:

„Morgen Abend fünf Uhr Freund auf Wache — wälze das Faß spielend zum Wasser; bleib' zuletzt draußen und wirf Dich in jenem in den Fluß — ohne Besorgniß, Freunde sind nah."

Er verschlang jeden Buchstaben mit den Augen, aber trotz des ihn durchzuckenden Glückes verschwand der Götterbote der Errettung zwischen den Lippen, deren stürmischer Kuß bald der muthigen Frau den heißen Dank des Gatten bezeugen sollte.

Den Zusammenhang begriff er nicht, nur so viel verstand er, daß ein Freund auf Wache sein würde, der ihm Hülfe lieh. Wo war ein Faß, in das er steigen sollte? — der nächste Tag mußte Alles aufklären, und er beschloß sich von den Umständen leiten zu lassen. Viel zu langsam verging die Nacht, die er fast schlaflos verbrachte, und als gegen Morgen die Natur ihr Recht forderte und holde Bilder seine Phantasie umschwebten, schreckte ihn die rauhe Stimme des Wärters auf. Ruhig nahm er den Morgengruß hin, hoffte er doch, daß es der letzte sein würde. Nach der Morgenandacht ging's ins Joch, und nie hatte er es so willig getragen wie heute, Keiner schaffte so viel wie er. Endlich kam die Befreiungsstunde, allein noch hatte er von Niemandem auch nur ein Zeichen erhalten, nach welchem er seine Handlungen berechnen konnte. Er flog mehr, als er ging, nachdem die Freistunde angekündigt war, zur Halle hinaus — gleichgültig schritt die am Hause postirte Schildwache auf und ab.

Da entdeckte sein Auge drüben am Wasser keine fünfzig Schritt vor ihm ein Faß von beinahe vier Schuh Höhe — das mußte es sein, welches ihm zur Rettung dienen sollte. Er suchte einige der Mitgefangenen nach und nach dorthin zu ziehen und erfuhr von einem derselben, daß Schinken darin gepackt gewesen sei, den er habe hereintragen helfen. Niemand konnte etwas Verdächtiges darin finden, daß es ihm beim Hantiren umfiel und am Wasserrand liegen blieb, gerade so wie er es wünschte. Keiner gab sich die Mühe es aufzustellen, alle Andern gingen wieder fort. Sorgsam spähte er nach der gegenüberliegenden Küste des Festlandes — kein Zeichen entdeckte sein scharfes Auge. Als er sich unbeachtet glaubte, ließ er den Blick auf den Wachtposten fallen — der nickte mit dem Kopfe. O glücklicher Gedanke, dies mußte der Retter sein! Das Herz klopfte, als ob es vor Freude und Angst zerspringen wollte.

Die Freistunde ging ihrem Ende entgegen — das Signal zur Arbeit ertönte; er hatte sich weiter vom Gebäude entfernt als die Uebrigen und schritt so langsam wie möglich zurück. Er war

der Letzte — an der Thür stand einer der Wärter — es mußte gewagt sein, er schritt dem Fasse zu, als ob er es aufnehmen wollte.

„Jetzt schnell!“ rief eine Stimme hinter ihm, es konnte nur der Soldat gewesen sein, doch er sah es nicht mehr. Sich zu Boden werfen und rückwärts in das Faß schlüpfen war das Werk einer Minute. Mit den Händen gab er sich einen Stoß und sein Fahrzeug bewegte sich. Ein schneller Blick belehrte ihn über die Strömung und abwärts dem Meere zu ging die gefährliche Fahrt. Er hatte sich drinnen auf den Boden niedergekauert; dadurch hielt er die Oeffnung nach oben und wohl saß er ganz still, um nicht umzuschlagen. Hatte er auch beinahe einen Schuh hoch Wasser auf dem Boden seines Fahrzeugs, so schien das Faß doch mehr durch seine Hast beim Abstoßen damit gefüllt zu sein.

Wie lange er so trieb, er wußte es nicht; es däuchte ihn eine Ewigkeit. Da stieß er an einen Gegenstand an — es war ein Boot. Er blickte auf und ein glückliches Frauenauge schaute in das seine. Schmerzlich und beseligend zugleich war die Erkennungsscene, und als er erst, mit Vorsicht seinem gebrechlichen Fahrzeug entstiegen, neben ihr saß und der kräftige Ruderer vorn ausgreifend das Boot dem Lande zu dirigirte, erwachte mit aller Gluth das Gefühl des Dankes für das Weib, das sich doch bewährt hatte.

Betsy hatte an Alles gedacht. Zuerst entfaltete sie einen neuen eleganten Anzug und schleunig war die Sträflingskleidung den Fluthen anvertraut, ein neuer Hut erhob sich aus der neben ihr stehenden Schachtel und sogar das Rasirmesser zog sie hervor. Da half kein Kokettiren — mit der Scheere wurde der Bart gestutzt, und war's auch kein Vergnügen, daß er die Verseifung mit Salzwasser machen mußte, es ging schon einmal auch so.

Halbwegs zwischen Brooklyn und Jersey City, da, wo der Hudson am breitesten ist, hatte die Verwandlung und auch das Begegnen stattgefunden. Bei trübem Wetter sieht man von der Küste kaum hinüber — mithin war keine Entdeckung zu gewärtigen.

Wir wollen die Schwüre und Betheuerungen, die Erklärungen und Versicherungen, welche gewechselt wurden, mit dem Schleier der Liebe bedecken, welche auch diese That vollführte. Es liegt uns nur ob, zu berichten, was wir aus dem süßen Flüstern zweier Glücklichen an Thatsachen erlauscht haben. Betsy war auf ihr wiederholtes Drängen endlich von ihrem Vater fast durch die Reihen der bereits bis nach Virginien vorgedrungenen Heere nach dem Norden begleitet worden.

Tage lang waren sie zu Fuß gewandert, um die Vorposten zu umgehen, und nur erst als sie auf Unions-Gebiet gekommen waren, hatten sie sich der Eisenbahn bedient. Oft angehalten und bei der Verkleidung, in die sie sich gesteckt, bis auf die Haut untersucht, hatten sie erst in Westvirginien andere Kleider gekauft und die Mittel dazu, sowie auch zu seiner Befreiung, hatte sie erfinderisch in einigen großen Banknoten in ihrem ausgehöhlten Haarpfeil geborgen. Durch die langsame Reise ihrer auf den Rücken mitgeführten Vorräthe beraubt und nicht wagend, die Banknoten den Augen gieriger, mißtrauischer Feinde preiszugeben, hatten sie, als das wenige südliche Geld, das sie bei sich trugen, verausgabt war, verschiedene Male ihre Nahrung und Obdach als ausgeplünderte Patrioten erbetteln müssen. Von Henry's Verhaftung und Verurtheilung waren sie schon gleich nach denselben durch die nördlichen Zeitungen unterrichtet worden, die ein großes Geschrei davon machten.

„Nie hatte ich seitdem mehr Ruhe, mein Henry,“ sagte das muthige Weib, „und mir geschworen, eher in den Tod zu gehen, als die Versuche zu Deiner Befreiung aufzugeben. Nur fürchtete ich stets, Du selbst würdest Dich denselben widersetzen und mich als Deiner unwürdig zurückstoßen. Ich habe genug gelitten, daß ich Dich in's Unglück gehen ließ, doch glaubte ich nicht, daß Du Dich nach New-York wenden und so lange zaudern würdest. Hat mich früher die kindliche Anhänglichkeit zu meinen Eltern gezogen, so sollst Du nun sehen, was die Liebe eines Weibes vermag.“

„Laß jetzt die Vergangenheit ruhen und uns lieber bedenken, was demnächst geschehen soll. Daß ich nicht nach dem Süden gehe, wirst Du wohl als ausgemacht annehmen. Ich bin zwar jetzt, nachdem Du mich mit Leib und Seele geraubt hast, Dein Eigenthum, hoffe aber, daß Du mir hierin nachgiebst.“

„Du würdest zwar vor der Hand dort sicherer sein, allein es ist unendlich schwer die Linien zu passiren, so daß ich mich Deinem Willen im Norden zu bleiben um so lieber füge, als selbst mein Vater die Sache des Südens als verloren betrachtet. General Butler hat bereits New-Orleans besetzt, und ganz Missouri und Westvirginien sind in den Händen des Nordens.“

„Ich meinerseits bin entschlossen in die Armee zu treten und werde dort am sichersten sein. Aber was soll ich mit Dir beginnen? denn Dein Vater ist im Norden nirgends sicher, wo jeder Mann ihn kennt.“

„Er wird, nachdem er Dich gesehen und Deinen Entschluß kennt, nach Mississippi zurückkehren und sich den Rücken frei zu halten wissen. Ich ziehe mit Dir in den Krieg und werde in der Pflege von Verwundeten im Felde oder in irgend einem Hospitale ein Unterkommen finden. Nur dann werde ich Ruhe haben, wenn ich mich in Deiner Nähe weiß.“

„Aber die Schrecknisse des Kriegs, die Rohheiten, denen Du ausgesetzt sein wirst?“

„Ich kenne den Krieg schon und schaudere nicht mehr vor seinen Folgen.“

Das Boot legte unterhalb Jersey City an's Land, und bald waren sie mit Mr. Floyd vereinigt. Der Nachtzug brachte sie noch nach Philadelphia und nach einigen Stunden Schlaf trennten sich Vater und Tochter für immer. Der Abschied zwischen Floyd und seinem Schwiegersohn war höflich und kühl, obgleich der Schwiegervater nach dringenden Bitten Verzeihung von Gibson erlangt hatte. Es war das letzte Mal, daß auch sie einander sehen sollten, denn nach drei Tagen schon, eben als die beiden Gatten in Baltimore zur Armee gingen, um ihre Pläne zu verwirklichen, kam ihnen das Gerücht zu, daß Mr. Floyd als muthmaßlicher Spion ergriffen und erschossen worden war.

Diese Schreckensnachricht wirkte furchtbar erschütternd auf Betsy's Gemüth; jetzt gerade, wo sie im Begriff war, sich zeitenweise von ihrem Gatten zu trennen, drohte sie der Schlag zu vernichten. Henry hatte sie die Sorge um ihr Kind anvertraut, welches sie in dem zarten Alter nicht den Gefahren der beschwerlichen Wanderung aussetzen wollte, und freundlos ohne Stütze stand sie da, wenn das Schicksal ihr auch den Gatten rauben würde. Aber auch jetzt kämpfte sie den Schmerz nieder, denn sie wußte, daß sie aller Kraft bedurfte, das schwere Werk, welchem sie sich widmen wollte, zu erfüllen.

Sie trat in das Lazareth zu Baltimore als Krankenwärterin ein und wurde mit Freuden empfangen. Unter dem Namen einer Miß Sarah Underhill gerirte sie sich als die Schwester des Soldaten John Underhill, als welcher ihr Gatte dem Corps des General Grant beim dritten New-York-Regimente zugetheilt war. Mit seltener Aufopferung und Treue lag sie dem schönen Beruf ob, und das Gebet manches Sterbenden wie die Segenssprüche der Reconvalescenten folgten ihren Schritten. Sie wurde nicht allein das Vorbild der Andern, sondern auch in allen Fällen, wo besondere Willenskraft und Muth erforderlich waren, stand sie zuerst neben den Aerzten. Hunderte von ausgewechselten Gefangenen, die, in einer allem menschlichen Gefühl Hohn sprechenden Weise von den Südstaatlichen behandelt, als Skelete in die Heimath zurückkamen, erlagen hier den erduldeten Martern, und Betsy war nicht allein Helferin, sondern auch Trösterin der Leidenden. Gar manches junge Blut, das mit Muth und Begeisterung in den Kampf gegen den wüthenden Krebsschaden des Vaterlandes ausgezogen und gefangen genommen, erst nach langer, qualvoller Haft ausgewechselt wurde, hauchte bei ihr den letzten Athemzug, der dem Weib oder der Mutter daheim galt.

So waltete sie wie ein Engel segensreich in dem engen Kreise, während draußen auf dem Felde der Ehre ihr Gatte seine Brust dem Feinde bot. Sein siegreiches Corps war unter seinem heldenmüthigen Führer bis nach Centreville vorgedrungen und mußte hier der Uebermacht weichen. Zurückgeworfen und von der Cavalerie der Rebellen verfolgt, wurde er mit einem kleinen Theil seiner Compagnie versprengt und gerieth in Gefangenschaft. Mehrere Monate ohne Nachricht von ihm, verfiel Betsy in tiefe Melancholie und Trost in den rastlosesten Anstrengungen suchend, sank



Der Dom zu Köln vor dem Beginn seines Herstellungsbaues im Jahre 1824.

sie selber auf's Krankenlager, um nicht wieder davon aufzustehen. Da kamen erneute Berichte von der schmachvollen Behandlung der im Libby bei Richmond gefangenen Soldaten, die alle seitherigen Schilderungen der Martern an Gräßlichkeit übertrafen. Durch Hunger sollte man sie langsam zu Tode quälen, hieß es in den amtlich aufgenommenen Berichten ausgewechselter Officiere, und im Freien jedem Wetter preisgegeben, seien auf einer Insel im Jamesflusse die Soldaten internirt, so daß täglich Dutzende von Leichen, die dem Delirium erlegen waren, in das Wasser geworfen würden.

Diese Nachrichten zerrütteten den einst so kräftigen Geist unserer Heldin der Art, daß an eine Linderung ihres Zustandes nicht zu denken war. Sie starb nach einigen Tagen, in der letzten Stunde mit lichten Augenblicken, Gott ergeben, wie eine Amerikanerin! Und wohl ihr, denn bald darauf lief die schauerliche Nachricht ein, daß Henry Gibson aus Washington, genannt John Underhill, der entsprungene Sträfling von Blackwell's Island, im Kerker zu Libby durch einen jungen südstaatlichen Rekruten, als er gegen das Verbot dem Fenster des Gefangenensaals zu nahe gekommen, erschossen worden sei.

So endete Einer von den Vielen, die als brave Männer für das Wohl ihres Vaterlandes die Waffe führten — ein Mann, der aus Liebe zu den Seinen auf seine Schultern ein Verbrechen nahm, für das er unschuldig büßen mußte.

Hülfe in Todesnoth.

Gegen das Verbot unserer Eltern gingen wir, meine Spielgenossen und ich, recht fleißig in einem nicht weit vom Heimathsörtchen, aber recht versteckt in einem schattigen Wäldchen gelegenen Teich baden. Anfangs trieben wir uns im seichten Wasser des ganz allmählich abfallenden Ufers umher, später brachte es die Beharrlichkeit des Einen und des Andern dahin, daß er nach Pudelart eine kurze Strecke weit schwimmen konnte, zur Bewunderung und zum glänzenden Beispiel der Andern, und endlich gelang es auch Einzelnen, das Naturschwimmen gegen das kunstgerechte zu vertauschen. Ein solcher gestattete sich dann, beim Beginn des Badens sogleich vom steilen Ufer in die tieferen Stellen des Teiches zu stürzen. Das war Alles ganz gut, gereichte uns zu Nutzen und großer Freude und Niemand zum Schaden, außer einmal denen, welchen die von boshafter Hand vertauschten Hemden zum Verräther wurden. Aber es sollte schlimmer kommen, und beinahe hätte das Vergnügen noch ein böses Ende genommen.

Zu uns, die wir Stammgäste im Teiche und mit allen Untiefen und Tücken desselben vertraut waren, gesellte sich dann und wann ein Gast, dem eine so gründliche Kenntniß des Terrains abging. Meist hielten sich solche im knietiefen Wasser des Ufers. Eines Tages aber ließ sich ein solcher Neuling dadurch täuschen, daß Einige von uns sofort schwimmend in tiefe Stellen gingen und anscheinend noch Grund hatten; unbeachtet von den Andern folgte er ihnen an derselben Stelle und auf einmal war er verschwunden. Zwar wurde es von uns sofort bemerkt, aber durch seine heftigen Bewegungen war der unglückliche Schwimmer so weit in das tiefe Wasser gerathen, daß er nur nach vielfachen vergeblichen Anstrengungen gefaßt und an das Ufer geschafft werden konnte. Es war die höchste Zeit dazu gewesen. Die anfangs sehr lebhaften Bewegungen waren immer langsamer geworden, immer seltener war er emporgetaucht und endlich kamen nur noch dann und wann die Arme zum Vorschein. Fast als Leiche brachten wir unsern Freund auf's Trockene. Wie eine todte Masse lag er da, in sich zusammengesunken, mit blauen Lippen und blauen Wangen, in langen Pausen that er einen kurzen, heftigen Athemzug. Was war da zu thun? Sollte Einer von uns zu den nächsten, eine Viertelstunde entlegenen Häusern laufen und Hülfe holen, einen Arzt herbeischaffen, vielleicht während die Andern Belebungsversuche anstellten? Belebungsversuche, an diese dachten wir zunächst allerdings auch, aber was sollten wir thun? Einer schlug vor, den Verunglückten auf den Kopf zu stellen, damit das Wasser wieder herausliefe, ein Anderer war für das Frottiren der Haut, gethan haben wir aber nichts, denn er kam von selbst sehr bald wieder zu sich.

Mir ist der Vorfall nie wieder aus dem Gedächtniß gekommen und mit dem lebhaftesten Interesse habe ich auf Alles geachtet, was zur Belebung dergleichen Verunglückter in Vorschlag gebracht worden ist. Es wird auch zugegeben werden müssen, daß in vielen Fällen der Tod hätte abgewendet werden können, wenn zu rechter Zeit passende Hülfe geleistet worden wäre. Sachverständige herbeizuschaffen, nimmt die kostbarste Zeit in Anspruch, jede Minute Verzug macht die Aussicht auf Wiederbelebung immer unwahrscheinlicher, und doch giebt es ein Verfahren, das außerordentlich leicht und von Jedermann ausgeführt werden kann, also auch Jedermann bekannt sein sollte. In den folgenden Zeilen wollen wir dieses Verfahren auseinander setzen, um es aber recht deutlich zu machen, wollen wir zunächst erörtern, in welchem Zustande sich ein Ertrunkener befindet und worauf bei Hülfeleistung das Augenmerk eigentlich zu richten ist.

Vielfach ist die Ansicht verbreitet, wenn Einer ertrinkt, laufe ihm das Wasser in die Lungen. Das ist aber nicht richtig. Der in's Wasser Gefallene hält in der Regel den Athem an und holt blos Athem, wenn er mit dem Kopf über Wasser kommt; dabei kann es allerdings geschehen, daß etwas Wasser mit in die Lungen gesogen wird; das Wasser aber, das ihm in den Mund kommt, verschluckt er; es kommt also in den Magen. Während nun der Ertrinkende den Athem an sich hält, kann weder die im Blut entstehende Kohlensäure dasselbe verlassen, noch neuer Sauerstoff in das Blut aufgenommen werden, und es tritt somit aus diesen beiden Ursachen einfach Erstickung ein. Das Bewußtsein trübt sich, die Bewegungen werden immer langsamer und kraftloser, immer seltener taucht der Verunglückte auf, endlich hört alle Bewegung auf, die Muskeln erschlaffen und nun kann es geschehen, daß Wasser in die oberen Luftwege läuft: es steigen über dem Versunkenen ein paar Luftblasen auf. Dies Alles hat die Aufhäufung der Kohlensäure im Blute bewirkt. Kohlensäurereiches Blut taugt nicht zur Ernährung und zur Erhaltung des Lebens. Solches Blut wirkt zunächst lähmend auf die Herzthätigkeit, das Herz schlägt nicht mehr so schnell und so kräftig, wie vorher; in Berührung mit dem Gehirn und Rückenmarke vermag solches Blut diese höchst wichtigen Körpertheile nicht mehr lebensfähig zu erhalten, das Bewußtsein erlischt und die ganze Nerventhätigkeit hört auf, der ganze Mechanismus steht still.

Offenbar ist nun das passendste Mittel für die Wiederbelebung dasjenige, welches die Kohlensäure aus dem Blute fortschafft, gerade so wie nach einer Vergiftung das Mittel das beste ist, welches das Gift wieder aus dem Magen entfernt. Es muß also vor allen Dingen das Athmen wieder hergestellt werden. Diese Anschauung liegt jedenfalls dem Vorschlag zu Grunde, Ertrunkene auf den Kopf zu stellen; es soll das in die Lunge gedrungene Wasser wieder auslaufen. Doch ist dieses Verfahren nicht blos unnütz, sondern auch gefährlich. In die Tiefe der Lungen eingedrungenes Wasser läuft ebensowenig aus diesen heraus, wie Wasser aus einem mäßig feuchten Schwamme; dazu kommt, daß der von verschlucktem Wasser oft stark angefüllte Magen herabsinkt und den Lungenraum nun verkleinert. Das Wasser aber, welches dem Ertrunkenen in den hinteren Partien des Schlundes und in den oberen Luftwegen sitzt, läuft schon heraus, wenn man ihn auf den Bauch legt. Man muß also ein zweckmäßigeres Verfahren aufsuchen.

Vielfach ist auch das Einblasen von Luft in die Lungen empfohlen worden. Es könnte dies nur so gemacht werden, daß Jemand seinen Mund auf den des Ertrunkenen fest aufsetzt, ihm die Nase zuhält und nun kräftig bläst, dann die dem Ertrunkenen eingeblasene Luft entweichen läßt und von Neuem bläst und sofort in regelmäßigen Absätzen. Dies wäre das einzig mögliche Verfahren, da Instrumente zum Lufteinblasen, deren Gebrauch außerdem erst durch Uebung erlernt werden muß, nicht zur Hand sind. Allein auch ohnedem dürfte es für den Unerfahrenen schwer sein,

das Lufteinblasen so geschickt auszuführen, daß wirklich etwas damit erreicht würde; es kommt ferner in Frage, ob Jemand im Stande sein möchte, eine Viertel-, eine halbe, ja eine ganze Stunde lang regelmäßig Luft einzublasen. Doch ist das Verfahren auch an und für sich unpraktisch, denn es kann möglicher Weise dem Verunglückten der Schleim und das Wasser, die sich in seinem Schlund befinden oder die sich aus dem Magen entleeren, noch in die Lunge geblasen werden, und in vielen, vielleicht in den meisten Fällen sinkt die gleichfalls erschlaffte Zunge soweit zurück, daß sie den Eingang der Luftröhre verschließt. Die eingeblasene Luft wird also in diesen Fällen gar nicht in die Lunge kommen, eher in den Magen, wie es denn auch wirklich schon geschehen ist. Endlich aber ist die Luft, welche man einbläst, schon einmal zum Athmen gebraucht worden und mit solcher Luft wäre dem Ertrunkenen, dessen Blut mit Kohlensäure übersättigt ist, höchstens in den ersten Augenblicken etwas gedient, später, wenn sein Blut bei der Wiederbelebung schon viel von der angesammelten Kohlensäure verloren hat, müßte ihm reine Luft eingeblasen werden.

Wäre es nun nicht möglich, dem Verunglückten auf andere Weise gleich reine atmosphärische Luft einzuführen? Wie wäre es, wenn man nicht bliese, sondern den Ertrunkenen die Luft so einsaugen ließe, wie es der lebende Mensch thut? Das wäre ganz einfach so zu erreichen, daß man dem Brustkasten und dem Bauche künstlich die Bewegungen mittheilt, wie sie beim athmenden Menschen von selbst ausgeführt werden. Das geht z. B. durch elektrische Reizung der Muskeln, welche diese Bewegung bewirken, so des Zwerchfells, und in Wirklichkeit sind auch dadurch derartige Verunglückte wieder zum Leben gebracht worden. Bei Ertrunkenen läßt sich aber die Elektricität nicht sofort anwenden, man muß daher die künstliche Athmung in anderer Weise bewerkstelligen. Zu diesem Zweck hat man vorgeschlagen, man soll Brust und Bauch des Ertrunkenen mit beiden Händen umfassen und zusammenpressen; dabei entweicht Luft aus der Lunge; läßt man mit dem Drucke nach, so sollen sich Brust und Bauch wieder ausdehnen und so Luft einsaugen. Gründliche Untersuchungen haben aber gezeigt, daß dies nicht immer so geschieht. Man kann zwar Luft aus der Brust ausdrücken, aber es kommt in sehr vielen Fällen keine wieder hinein, zum Theil deshalb, weil die zurückgesunkene Zunge, Schleim und Wasser die Luftröhre verstopfen. Außerdem ist die nach dem Druck eintretende Erweiterung des Brustraumes nur eine geringe und gar nicht zu vergleichen mit der ausgiebigen, welche beim wirklichen Einathmen vor sich geht.

Es giebt aber ein Verfahren, welches allen möglichen Anforderungen entspricht, ein Verfahren, das schon vor mehreren Jahren von dem englischen Arzt Marshall Hall angegeben und schon oft mit dem günstigsten Erfolg angewandt worden, in Deutschland aber auffälliger Weise noch lange nicht so bekannt ist wie es verdient. Es ist einfach folgendes. Man legt den Ertrunkenen ohne Verzug auf den Bauch, einen seiner Arme unter die Stirn. Dadurch wird erreicht, daß Schleim und Wasser aus dem Munde abfließen können und bei den nun folgenden Athemzügen, welche man den Verunglückten machen läßt, nicht in die Lungen gelangen. Ferner sinkt die erschlaffte Zunge nach vorn und giebt den Eingang der Luftröhre frei. Ist der Betreffende in diese Lage gebracht, so drückt man mit den flachen Händen leicht gegen den Rücken, damit in die Luftröhre eingedrungenes Wasser abfließt und die Lunge einen Theil der in ihr enthaltenen Luft, wie beim Ausathmen, abgiebt. Dann läßt man mit dem Druck nach und rollt den Körper allmählich auf die Schulter, deren Arm unter der Stirn liegt, und noch ein wenig darüber hinaus, dann wieder schnell auf das Gesicht; darauf drückt man wieder gegen den Rücken, rollt den Körper wieder auf die Seite und fährt so fort. Dadurch, daß der Körper auf die Seite und etwas darüber hinaus gerollt wird, nimmt der Brustkasten nämlich die Stellung ein, wie beim Einathmen. Man läßt also bei diesem Verfahren regelmäßig Aus- und Einathmen aufeinander folgen, die Lunge entleert ihre von Kohlensäure reiche Luft und nimmt reine dafür auf, in Berührung mit dieser giebt auch das Blut seine übergroße Menge Kohlensäure ab und sättigt sich mit Sauerstoff.

Macht nun das Herz auch noch so selten Bewegungen und sind die Herzschläge noch so schwach, so gelangt doch jetzt wieder solches Blut in dasselbe, wie es zur Unterhaltung des Lebens völlig tauglich ist. Mit den nächsten Pulsschlägen wird die Herzsubstanz mit solchem Blute versorgt, und nun schlägt das Herz kräftiger und öfter, dann gelangt das sauerstoffreiche und kohlensäurearme Blut in das Gehirn und Rückenmark, und diese werden neu belebt und endlich wird der ganze Körper wieder in den früheren lebensfähigen Zustand versetzt. Bei dieser Belebungsmethode hat man noch darauf zu achten, daß man dies Rollen des Körpers und das Drücken recht ruhig und ohne Hast ausführt; man darf nicht öfter als sechzehn Mal in der Minute athmen lassen, also so oft wie ein gesunder Mensch athmet, darf aber die Bewegungen nicht aussetzen. Wenn möglich, reibt man die Glieder des Verunglückten tüchtig, weil auch dieser Hautreiz das Nervensystem und die Herzthätigkeit erregt. Die nassen Kleidungsstücke vertauscht man mit trockenen. Wie lange man die künstliche Respiration fortsetzen soll, läßt sich nicht im Allgemeinen angeben. In Fällen, in welchen Ertrunkene bis fünf Minuten unterm Wasser waren, traten schon nach den ersten künstlichen Athemzügen wieder die wirklichen ein, in andern Fällen war erst nach dreißig bis vierzig Minuten langer Dauer der künstlichen Respiration das Leben wieder gesichert. Selbst wenn Ertrunkene bis zu zwanzig Minuten unter Wasser waren, ist es gelungen, sie wieder in's Leben zurückzubringen, aber dann hat man sie meist noch länger, selbst mehrere Stunden künstlich athmen lassen, eine Mühe, die sicher nur sehr gering anzuschlagen ist gegen den Gewinn, den sie bringt.

Dieses Verfahren paßt nicht allein für die Wiederbelebung Ertrunkener, sondern auch für die plötzlichen, auf ähnlichen Ursachen beruhenden Todesfälle, so beim Tod durch Erhängen, nach dem Einathmen von Kohlendunst, von Leuchtgas, von Chloroform &c. Die Belebung eines Erhängten geht aus ganz denselben Gründen vor sich, wie die des Ertrunkenen, sie sind beide durch Abschluß der atmosphärischen Luft vom Blute und durch Anhäufung der Kohlensäure im Blute erstickt; nur kommt beim Erdrosseln noch hinzu, daß die Blutcirculation im Gehirn gestört ist. Beim Tod durch schädliche Gasarten ist die Gegenwart dieser im Blute Ursache der Unterdrückung der Lebensthätigkeit; wird solchen Verunglückten aber regelmäßig, in angegebener Weise, Luft zugeführt, so erhält der in das Blut eingeführte Sauerstoff das Leben, wenn auch auf einer niederen Stufe, der Körper gewinnt aber Zeit, sich der schädlichen Gasarten wieder zu entledigen. Für alle diese Fälle liegen Beispiele von Wiederbelebung vor. Auch bei Vergiftungen mit Opium hat man die Methode von Marshall Hall mit Erfolg angewendet, und sicher wird sie auch bei andern Vergiftungen, so bei der mit Alkohol, bei geringer Blausäurevergiftung u. a. m. den erwünschten Dienst leisten.

Das künstliche Athemholen nach Dr. Silvester's Methode scheint noch wirksamer, als das nach der angegebenen Methode von Hall. Es geschieht auf folgende Weise: man legt den Kranken mit dem Rücken auf eine etwas schräge Fläche, so daß der Kopf ein wenig höher liegt, und erhebt und stützt den Kopf und die Schultern durch ein kleines, festes Kissen oder ein zusammengelegtes Kleidungsstück, das unter die Schulterblätter gelegt wird. Sodann wird die Zunge des Kranken nach vorn gezogen und vor den Lippen festgehalten; ein elastisches Band über die Zunge und unter das Kinn gebunden, ist hierzu am besten, oder es kann auch ein Stück Schnur oder Band darumgebunden werden. Hinter dem Kopfe des Kranken stehend, ergreift man nun die Arme dicht über den Ellenbogen, zieht sie sanft und fest aufwärts über den Kopf und hält sie aufwärts gestreckt etwa zwei Secunden lang, wodurch Luft in die Lunge gezogen wird. Dann führt man die Arme des Kranken abwärts und drückt sie sanft, aber fest zwei Secunden lang gegen die Seiten der Brust (wodurch Luft aus den Lungen getrieben wird). Dies wiederholt man abwechselnd ungefähr zehn Mal in der Minute, bis eine beständige Athembewegung wahrgenommen wird. Sowie dies der Fall ist, hört man mit den künstlichen Athmungen auf und sucht die Körperwärme und den Blutumlauf anzuregen. H.

Mülhausen, das Eldorado der Arbeiter.*

Von **Albert Grün.**

III.

Bedingungen für die Benutzung der Restauration. — Die Kleinkinderschule. — Die Junggesellenwohnungen. — Eine kleine Arbeiterwohnung. — Unterstützungen der Wöchnerinnen. — Einer der Gründer der Arbeiterstadt. — Die Volkscurse und ihre Theilnehmer. — Entstehung und Wachsthum der Arbeiterstadt. — Ihre Resultate.

Wir wurden nicht müde die Restauration, diese wahre Musteranstalt zu loben.

„Und doch drängen sich nicht Alle zu, denen es nöthig und heilsam wäre," gab uns unser Führer zur Antwort, „gewisse Beschränkungen, die zum Gedeihen der Restauration unumgänglich waren, halten Viele zurück. Zuerst muß jeden Tag baar gezahlt werden, und um das zu können, muß man ein ordentlicher Haushälter sein; dann ist keinerlei überlautes Wesen, Tumult oder Unordnung gestattet, kein Rauchen, nicht einmal das Anzünden der Pfeife vor dem Weggehen, endlich wird Keinem mehr als ein halber Schoppen Wein verabreicht, damit die Restauration nicht zur Kneipe für die Liederlichen, zur Vogelscheuche für jeden ordentlichen Mann werde. Da verstecken sich denn die Zuchtlosen hinter allerlei Vorwände, schlucken lieber in andern Kosthäusern Massen heißen Wassers nebst saft- und kraftlosem Gras und Stroh und beweisen zum tausendsten Male, daß gegen den Blödsinn Götter selbst vergebens kämpfen."

Als wir durch den Bäckerladen zurückgingen, erzählte unser Arbeiter, daß man in der Cité nicht nur das Brod, sondern sämmtliche Lebensmittel aus Magazinen zum Engros-Preise haben könne: Eß- und Kramwaaren, Hausgeräth und Bettzeug, fertige Kleider und Schuhe, ja daß die Steinkohlen, weil man sie als die bei Weitem wohlfeilste Feuerung mit allen Mitteln zu verbreiten suche, seit vielen Jahren unter dem Einkaufspreise abgegeben worden seien.

Der Pfarrer sah ihn groß an, griff nach seinem Taschenbuche und wollte schreiben, steckte es aber mit einem „Ueberflüssig!" wieder ein und wünschte die Bibliothek zu sehen. Auch ich hatte mich darauf gefreut, die sechszehnhundert Bände zu durchmustern, um zu wissen, welchen Geist man durch die eintausend Leser, die man im verflossenen Jahre zählte, in der Cité verbreitet. Leider war Niemand da, der die Mittel oder das Recht hatte, uns den Eintritt zu ermöglichen, und so mußten wir uns mit der allerdings werthvollen Versicherung unseres Führers begnügen, es seien „lauter vernünftige und schöne Bücher". Nach den in Mülhausen herrschenden Gesinnungen ist jedenfalls mit Sicherheit anzunehmen, daß die Auswahl weder vom gouvernementalen, noch vom einseitig religiösen Standpunkt getroffen worden.

Wir verließen den Bau in der gehobensten Stimmung; der Himmel schien uns noch einmal so klar, der Schnee noch einmal so rein, die ganze Umgebung trotz der winterlichen Oede reizend. Wie glänzten uns jetzt mit ihren Spiegelscheiben die für anspruchsvollere Miether und Käufer errichteten, von außen vornehmen, im Innern hohen und weiten größeren Wohnungen entgegen, deren man nach und nach vierzehn errichtet hat und von denen bereits acht, zu sechszehn- bis siebenzehntausend Franken jede, verkauft sind. Wie köstlich erschien uns und war auch wirklich die elegante Kinderschule (Salle d'asile) in ihrem baumreichen, freundlich umgitterten Hofe, mit ihrem lachend grün gefärbten Vordache aus leichtem Gußeisen, den frischrothen, gefällig geschwungenen Fensterdecken und der blendend weißen Mauer — kein Zuchthaus, ein wahres Asyl, in dem zweihundert und fünfzig bis dreihundert Kindlein in hohen Sälen bei einer Vorsteherin und zwei Gehülfinnen beider Confessionen mütterliche Pflege und erste Unterweisung finden. Es wurde uns fast des Guten zu viel, denn auch das Genießen hat seine Grenze, und da obendrein unser trefflicher Führer uns verlassen mußte, so beschlossen wir, nur noch die Junggesellen-Wohnung und eins der kleineren Arbeiterhäuschen anzusehen und dann der Cité den Rücken zu wenden — auf Wiedersehen natürlich. So lautete auch der Gruß, den wir nach kräftigem Handschlage dem wackern Arbeiter zuriefen, der, nachdem er uns unserm nächsten Ziele zugeführt, unter Ablehnung jeglichen Dankes seiner Wege ging. Ich mag nicht leugnen, daß wir ihm mit einer wahren Verehrung nachsahen, bis er an einer Ecke verschwand.

Das vor uns liegende Gebäude mit der Aufschrift: „Chambres garnies pour hommes" wird von einem besonderen Geranten verwaltet. Von außen jedem großen Hause ähnlich, hat es auch im Innern nichts Casernenartiges; eher erinnert es an eines jener heimeligen Klöster, die Einen fast zum Mönche machen könnten. Die einzelnen Zimmer, siebenzehn an der Zahl, münden wie Zellen auf lange Gänge und halten durch Ausdehnung und Helle jeden Vergleich mit einem Gefängniß fern. Ein lichter Raum von hundert Quadratfuß mit gutem Bette, mit Commode, Tisch und zwei Stühlen ist ein Aufenthaltsort, den sich Jeder gefallen lassen kann, zumal wenn ihm als Ersatz für den fehlenden Ofen ein den ganzen Winter hindurch geöffneter gemeinschaftlicher Saal zu Gebote steht. Und das Alles hat man einschließlich des Leinenzeugs und der Aufwartung für sechs Franken monatlich, d. h. für neunzehn Thaler jährlich. Auch ist das Haus, obgleich die Insassen Punkt zehn Uhr Abends zu Hause sein müssen, beständig besetzt, und mit einem zweiten und dritten würde es ebenso sein, wenn die Verwaltung nicht Anstand nähme, sie zu errichten; sie fürchtet mit Recht, zu viel junges Volk in die Cité zu ziehen und dadurch ihre sittlichen Zustände zu gefährden.

Aus den kleineren Wohnungen, die, nur aus Keller, Erdgeschoß und Speicher bestehend, auf nicht mehr als zweitausend vierhundert bis zweitausend sechshundert und fünfzig Franken zu stehen kommen und deren am äußersten Ende der Cité etwa achtzig, in zwanzig Pavillons gruppirt, beisammenliegen, nahmen wir die erste beste. Eine junge Frau, die augenscheinlich nicht weit von ihrer Niederkunft war, öffnete, nachdem wir das auch hier als Küche benutzte Vorhaus durchschritten, auf unser Klopfen die Stubenthür und bat uns in schlechtem Französisch, einzutreten. Das etwa fünfzehn Fuß lange und ebenso breite Zimmer, hinter welchem man durch eine halbgeöffnete Thür in die Schlafkammer von derselben Länge und halber Breite sah, war beengend warm und erschien unserm verwöhnten Auge etwas unordentlich und ärmlich. Wenig angenehm berührten uns die der Ausbesserung sehr bedürftigen Hemden und sonstigen Kleidungsstücke, die massenweise auf Tisch und Stühlen umherlagen, und die kleinen Fenstergardinen von rothem Kattun, auf denen die Sonne stand, warfen einen grellen und doch unreinen Wiederschein umher. Unsere Mienen mochten eine gewisse Unbefriedigtheit verrathen, denn die Frau sagte entschuldigend, sie und ihr Mann seien noch Anfänger und in ihrem jetzigen Zustande könne sie auch nicht säubern und ordnen, wie sie gern möchte.

„Das wird aber," fuhr sie lebhaft fort, „bald anders werden. Als Junggesell, wo mein Mann in der Stadt wohnte, verbrauchte er Alles, was er verdiente; ob ich einen Sou mehr oder weniger habe, sagte er gewöhnlich, ich bring' es ja doch zu nichts. Jetzt aber, seitdem wir beisammen sind und das Haus hier zu kaufen angefangen, trinkt und spielt er gar nicht mehr, sondern legt jeden Heller zurück, damit wir sobald wie möglich frei werden. Dazu ist er's nicht allein, der verdient; ich gehe auch in die Spinnerei der Herren Dollfus-Mieg und bringe alle vierzehn Tage ein hübsches Stück Geld heim. Nur jetzt muß ich des Kindbetts wegen acht Wochen zu Haus bleiben, und da will ich die erste Zeit benutzen, unsere Geschichten da ein wenig zu flicken. Sie sehen's ja," schloß sie mit lächelndem Blicke auf die Siebensachen, die uns nun schon ganz anders anmutheten.

„Aber," sagte theilnehmend der Pfarrer, „da verdienen Sie ja zwei Monate lang gar nichts und müssen wohl noch obendrein Arzt, Apotheke und Wärterin bezahlen?"

„Das wäre schlimm," erwiderte sie mit spöttischer Zuversicht; „da müßten unsere Herren nicht sein!" Und damit lief sie zu einem Schranke und nahm aus einem schwarzgebundenen Gebetbuch mit verblaßtem Goldschnitt ein bedrucktes Papier, das sie uns hinhielt. Ich ergriff es und las in französischer Sprache, was ich zu gefälliger Nachahmung deutsch hier folgen lasse:

* S. Nr. 19 und 21.

„Zur Nachricht.

Art. 1. Vom 1. November 1862 an wird allen Arbeiterinnen der Fabrik Dollfus-Mieg und Co. eine Geldunterstützung bewilligt, sobald sie in Wochen sind, und zwar unter folgenden Bedingungen:

Art. 2. Um ein Recht auf diese Unterstützung zu haben, muß die Entbundene wenigstens ein Jahr lang ohne Unterbrechung in den Werkstätten der Herren Dollfus-Mieg gearbeitet haben.

Art. 3. Die als tägliche Unterstützung auszuzahlende Summe soll dem durchschnittlichen Tagelohn der sechs Monate gleich sein, die dem Tage der Arbeitseinstellung vorangegangen sind.

Art. 4. Die Arbeiterinnen bekommen diese Unterstützung sechs Wochen lang, vom vierzehnten Tage nach der Niederkunft an gerechnet.

Art. 5. Im Fall das Kind sterben sollte, hört die Unterstützung vom Tage seines Todes an auf.

Art. 6. Der Fabrikarzt der Herren Dollfus-Mieg wird die Wöchnerin besuchen und alle vierzehn Tage Zeugnisse ausstellen, auf welche hin die Auszahlung an den gewöhnlichen Zahltagen erfolgt.

Art. 7. Nach den Statuten des Unterstützungsvereins haben die Frauen ein Recht auf die gewöhnlichen Hülfsgelder aus der Casse desselben, wenn sie mehr als dreißig Tage nach der Niederkunft krank werden. Da diese Bestimmung in Geltung bleibt, so wird in einem solchen Erkrankungsfalle die Art. 3. erwähnte Unterstützung nicht ferner gewährt.

Art. 8. Jede Arbeiterin muß, so lange sie Unterstützung erhält, alle Arbeit einstellen, um ihrem Kinde die nöthige Sorgfalt widmen zu können. Von dem Tage an, wo sie dieser Verpflichtung zuwiderhandelt, werden ihr keine Hülfsgelder mehr ausgezahlt.

Art 9. Die Herren Dollfus-Mieg werden die Wöchnerinnen häufig durch eine Person besuchen lassen, die im Stande ist, ihnen mit gutem Rath an die Hand zu gehen." —

„Nein, nein, das ist denn doch der wahre Geist des Evangeliums, was diese Leute belebt!" rief mein Pfarrer aus, dem bei dem trockenen Vorlesen der Artikel Thränen in's Auge getreten waren. „Und Ihr," wandte er sich der Frau zu, „habt nichts dagegen zu leisten?"

„Nichts," erwiderte sie, „als daß die Arbeiterinnen sich alle vierzehn Tage fünfzehn Cent. von ihrem Lohne abziehen lassen müssen, wozu dann die Herren ebensoviel legen; das wächst und wächst, bis . . . . ."

„Bravo!" unterbrach ich sie und gab das Papier zurück, „so ist es doch kein Geschenk, kein Almosen, sondern eine Art von Selbsthülfe, und so macht's Euren Herren doppelte Ehre. Aber was fangt Ihr denn mit Eurem Kinde an, wenn Ihr wieder in die Fabrik müßt?"

„Dann kommt es für ein mäßiges Kostgeld," erwiderte sie, „den Tag über zu einer Frau da draußen, die zu ihren eigenen Kleinen immer ein paar fremde Kinder nimmt und ganz gut versorgt, und mit drei Jahren geht's in die Salle d'asile. So hilft man sich durch, und das schadet auch nichts, wenn man nur absieht, wohin und wohinaus."

Wir reichten der wackeren Frau die Hand und empfahlen uns.

„Wollten Sie nicht das Haus sehen?" warf sie ein.

„Ist nicht mehr nöthig," antwortete ich, mehr zum Pfarrer gewandt; „wir haben, denk' ich, sattsam erfahren, wie Alles hier auf den inneren Menschen wirkt, und das ist genug. Kommen Sie!"

Ich faßte ihn am Arme und zog ihn hinaus; mir war, als kennte und liebte ich ihn seit Jahren, und der innige Blick, den er mir zuwarf, sprach eine ganz ähnliche Empfindung aus. Glücklich plaudernd gingen wir nebeneinander hin. Die von concurrirenden Privatleuten gebauten Arbeiter-Wohnungen, die wir auf dem Rückwege sahen und die mit Gärtchen zu achtzehn Franken monatlich nur vermiethet werden, waren uns kein Aergerniß; im Gegentheil zählten wir sie ebenso zu den glücklichen Ergebnissen der ersten Unternehmung, wie, als sie uns bekannt wurden, die Nachahmungen des Wöchnerinnen-Vereins in Frankreich und Deutschland (Gladbach). Ueberdies beschäftigte uns fast ausschließlich der Gedanke an die ungeheure Geldsumme, welche diese Mülhauser Kaufleute hingeben mußten, um das Alles zu ermöglichen.

„Da liegt eben das," bemerkte der Pfarrer, „was die Sache zu einer ganz vereinzelten macht. Wo wird man zum zweiten Male bei solchem Reichthum solche Mildthätigkeit, solche Hingebung finden?"

„Ich möchte wissen," erwiderte ich, „wie der ganze Plan entstanden und wie groß eigentlich die Opfer sind, welche die Gesellschaft im Ganzen und die jeder einzelne Theilnehmer gebracht hat."

„Wir müßten uns," meinte Jener, „die Statuten und Rechenschaftsberichte zu verschaffen suchen."

„Das wäre langweilig," scheint mir, „und würde wahrscheinlich noch Raum zu Fragen genug lassen. Was meinen Sie, wenn wir zu einem der Theilnehmer gingen, den ich so obenhin kenne, und ihn bis auf den Grund ausfragten?"

Nach kurzem Sträuben gegen einen für ihn etwas kühnen Besuch willigte der Freund ein; nicht lange nachher waren wir in der Stadt und schellten an der Thür eines von außen ziemlich unscheinbaren Kaufmannshauses. Eine Magd öffnete. Durch das mit Strohmatten belegte Vorhaus wurden wir in ein kleines, aber prachtvolles Anspruchszimmer geführt; der Hausherr, ein frischblickender, untersetzter Fünfziger, dessen Namen zu nennen ich mich nicht befugt glaube, trat bald darauf ein.

Kaum hatte er den Grund, der uns herführte, vernommen, als er ohne Umstände sagte:

„In diesem Augenblick bin ich nicht frei; für Unsereinen ist nun einmal das oberste Gesetz: die Geschäfte vor allem Andern. Ich bitte aber die Herren, in einer Stunde wiederzukommen, und hoffe ihnen dann Genüge zu leisten."

Damit gab er mir die Hand, verneigte sich kurz vor meinem Begleiter und bugsirte uns hinaus.

„Der macht's einfach," brummte draußen der Pfarrer mit einem fragenden Blick auf mich.

„Er hat Recht und wir können die Zeit gebrauchen," erwiderte ich und zog ihn in das nächste Speisehaus, wo wir uns gründlicher restaurirten, als Frankreich unter Ludwig dem Achtzehnten. Genau nach einer Stunde zogen wir die Klingel wieder. Diesmal empfing uns der Herr selbst an der Thür und führte uns in ein einfaches Cabinet mit Büchergestellen und Kupferstichen an den Wänden. Auf einem runden Tische in der Mitte stand eine Flasche Champagner mit drei Gläsern und ein Kistchen Cigarren nebst einer brennenden Kerze.

„Setzen Sie sich," bat er, die Cigarren vor uns hinschiebend und aus der bis zum Knallen des Pfropfens vorbereiteten Flasche einschenkend, „ein leichter Trunk in der Januarfrische kann nicht schaden."

Wir stießen an, zündeten an, und sich behaglich auf einen Sessel streckend, fragte der Wirth, was wir denn nun gesehen und erfahren.

Wir erzählten um die Wette.

„Gut," sagte er, „doch ist Ihnen noch Etwas entgangen. Eine sehr gute Einrichtung sind auch die Vollcurse, die man übrigens auch in Thann, Gebweiler und Markirch hat, demnächst sogar in Paris einführen will und die mehr noch als die Bibliothek zur geistigen Hebung der Arbeiter beitragen. Der beständige persönliche Verkehr mit den dreizehn Professoren, die sich unter Leitung eines Directors zusammengethan haben, ist nicht minder hoch anzuschlagen, als die positiven Kenntnisse, die alltäglich in den neun Sälen der Anstalt erworben werden. Und auch diese sind nicht gering, denn sie umfassen Sprachen, Arithmetik und Zeichnen. Die Arbeiter betheiligen sich zahlreich, obgleich der Unterricht aus Grundsatz nicht ganz umsonst gegeben wird. Jeder Theilnehmer zahlt zwanzig Cent. monatlich pro Curs; für die Zeichenstunde sogar fünfzig Cent. und für's Englische, weil es kein allgemeines Bedürfniß ist, zwei Franken.

Als ich den Wunsch nach weiteren Zahlen aussprach, nahm er ein Notizbuch von einem der Gestelle und gab mir die folgenden:

	Eingeschriebene.	Wirkliche Besucher.
Lesen und Schreiben	339	244
Rechnen	237	175
Angewandtes Rechnen	58	48
Französische Sprache	77	55
Linearzeichnen	117	80
Englische Sprache	78	65
Summa	906	667

„Sie sehen," fügte er lächelnd hinzu, „an dem Unterschiede zwischen Eingeschriebenen und wirklichen Besuchern, daß auch bei

unsern Arbeitern der Geist willig, das Fleisch schwach ist. Dann muß aber auch zugegeben werden, daß wir Fabrikanten selbst noch lange nicht gethan haben, was geschehen müßte und muß. Haben wir doch z. B. erst jetzt die Volksbank zu gründen begonnen, nachdem uns Deutschland und sein Schulze-Delitzsch so lange mit gutem Exempel vorangegangen; die tausend Actien zu je hundert Franken sind erst in diesen Tagen gezeichnet worden."

Wir widersprachen dieser Selbstunterschätzung und äußerten fast zugleich, daß doch nirgendwo etwas so Imposantes geschaffen worden sei, wie die Arbeiterstadt in Mülhausen.

„Nun, nun," suchte er unsere Bewunderung zu dämpfen, „auch da sind wir keineswegs die Ersten. Ich will nicht von der Wirksamkeit der 1849 gegründeten ‚gemeinnützigen Baugesellschaft' in Berlin reden, die nach dreißigjähriger Zahlung einer sechsprocentigen Miethe die Wohnung als Eigenthum in den Händen des Miethers läßt; die Frist kann zu lang, die Größe der Bauten und manches Andere verfehlt erscheinen. Auch nicht von den Arbeiterwohnungen in Flandern, die viel zu wünschen übrig lassen, oder in Böhmen, obgleich die der Lindheim'schen Hütten und der Kohlenwerke in Brandeisl vortrefflich sein sollen. Was Graf de Madre in Paris gethan, kann bei aller Preiswürdigkeit ebenfalls nicht in Betracht kommen, weil seine Häuser nur zu miethen, nicht zu kaufen sind. Aber unser Vorbild ist England, wo William Taylor vor fünfundzwanzig Jahren auf die kleinen Grundstücke, welche die Arbeiter vor den Thoren der Städte besaßen, kleine Wohnungen baute, die durch Abzahlung aus den Ersparnissen allmählich freies Eigenthum der Arbeiter werden sollten. In Leith, Birmingham, Nottingham geschah dasselbe, am Ende auch in London. Es bildete sich eine Gesellschaft, die Häuser mit zwei Zimmern, zwei Dachstuben, einer Küche und einem Waschkeller errichtete und für 90 Pfund Sterl. (2250 Franken) verkaufte; etwas größere für 120 bis 150 Pfund Sterl. (3000—3750 Franken). Dann ließ man seit 1848 die gemeinsame Beschaffung wohlfeiler Lebensmittel folgen — kurz, man bahnte dort den Weg, den wir nur nachzuwandeln brauchten. Und das haben wir ja nicht einmal allein gethan; Gebweiler hat seine vierzig bis fünfzig Arbeiterhäuser, in Beaucourt hat das Haus Japy deren gegründet, Lille ist seit Jahren bestrebt uns nachzuschreiten, und von allen Seiten bittet man uns um Aufschlüsse und Nachweisungen, weil man nicht zurückbleiben möchte."

„Was eine Seelenfreude für Sie sein muß," fiel der Pfarrer dem bescheidenen Manne in's Wort.

„Für den Continent," setzte ich hinzu, „ist Ihre Anstalt jedenfalls das Muster aller Muster.

„Mag sein," erwiderte er, „daß wir den Grundgedanken consequenter durchgeführt haben, als Andere, was freilich auch nöthig war, um eine aus aller Herren Ländern zusammengeschneite Masse von Arbeitern, die sich oft kaum verstehen, langsam in eine geordnete Einheit zu bringen, bei der sich Jeder wohl fühlen kann. Ein solcher Zweck verdient schon, daß man ihm einige Opfer bringe."

„Einige?" fragte der Pfarrer gedehnt; „sagen Sie lieber riesenmäßige! Denn was Sie hingegeben haben und noch täglich hingeben müssen —"

„Nur keine Complimente," fiel unser Wirth ein. „Sie sehen," fuhr er lächelnd fort und füllte die Gläser auf's Neue, „daß wir selbst noch ziemlich behaglich dabei leben. Auch bedarf es bei allen richtig angefaßten Unternehmungen gar keiner unmöglichen Selbstvergessenheit. Abgesehen davon, daß das eigene Gedeihen dem Menschen erst recht wohlthut, wenn es sich in seiner Umgebung spiegelt, kommt es uns selbst zu statten, wenn die Arbeiter treuer, rüstiger, freudiger schaffen, und dann ist sogar, rein kaufmännisch gesprochen, die Sache viel rentabler, als Sie glauben. Die englischen Arbeiterhäuser tragen vier und ein halb bis fünf, die des Herrn Hilliard sogar sechs Procent, und der Erbauer unserer Cité, Herr E. Möller, hat in einer lesenswerthen Schrift mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß, ganz ohne Rücksicht auf den philanthropischen Zweck, ein Capitalist, der sein Geld sicher anlegen wolle, kaum eine bessere Verwendung finden könne."

Wir begriffen das nicht.

„Wie haben Sie denn die Sache nur angefangen und fortgeführt?" fragte ich, und die Spannung, mit welcher der Pfarrer den Fabrikanten ansah, bewies mir, daß er dieselbe Frage auf den Lippen gehabt.

„Darüber haben," war die Antwort, „fast alle Pariser Journale mit mehr oder weniger Sachkenntniß geschrieben. Das Ding ist sehr einfach. Schon vor 1851 waren bei der Papierfabrik der Herren Zuber und Rieder einzelne Arbeiterwohnungen mit Gärtchen angelegt, die zu elf Franken monatlich vermiethet wurden. Da kam das Buch des Engländers Roberts „The dwelling of labouring classes" (die Wohnungen der arbeitenden Classen) in unsere Hände, und auf seine Anregung hin stiftete der nachmalige Maire von Mülhausen, Herr Johann Dollfus, die Gesellschaft zur Gründung der Cité. Es wurden 60 vierprocentige Actien zu je 5000 Franken creirt, von denen der Gründer allein 35 behielt, während wir Uebrigen, elf an der Zahl, den Rest nahmen. Mit diesem Capital von 300,000 Franken fingen wir im Juli 1853 zu bauen an und errichteten im ersten Jahre hundert Häuser. Auf diese Häuser liehen wir unter Bürgschaft des Herrn Joh. Dollfus von den Baseler Capitalisten drei Viertel ihres Werthes, erst zu fünf, später zu vier und ein halb Procent, und zwar unter der Bedingung, daß die geliehene Summe in den ersten fünf Jahren nur zu verzinsen, in den fünfzehn folgenden aber von den mittlerweile eingegangenen Verkaufspreisen nach und nach abzuzahlen sei. Dann traten noch sieben Theilnehmer mit elf Actien im Betrage von 55,000 Franken hinzu, der Crédit Foncier betheiligte sich mit einem Darlehen auf dreißig Jahre, und das Bauen ging so maushaltsam fort, daß 1859 schon vierhundert, zwei Jahre später sechshundert standen und in diesem Augenblick nahe an siebenhundert vollendet sind, die über zwei Millionen Franken kosten und ungefähr sechstausend Menschen beherbergen. Wie die Engländer könnten wir leicht höhere Zinsen ziehen, als unsere vier Procent, aber wir wollen nicht und verwenden jeden Ueberschuß auf Verbesserung und Verschönerung des Werkes."

„Ehre, dem Ehre gebührt!" sprach der Pfarrer und verbarg trinkend seine Ergriffenheit.

„Gewiß," stimmte ich bei, „und darum begreife ich nicht, warum die Herren, die doch so trefflich auf eigenen Füßen zu stehen wissen, durch die Benennungen Rue und Place Napoléon diese Ehre gleichsam der Regierung zuschreiben. Warum denn nicht Rue des Ouvriers, nicht Place Dollfus?"

„Auch das erklärt sich leicht," erwiderte unser Mentor. „Der Staat, der auch eine Hand im Spiele haben wollte, gewährte uns nicht nur für jedes neugebaute Haus eine dreijährige Grundsteuerfreiheit, sondern gab auch eine Summe von 300,000 Franken mit dem Beding, daß die Gesellschaft wenigstens das Dreifache verbaue, die Häuser zum Kostenpreise verkaufe und nicht höher als zu acht Procent desselben vermiethe. Wir verbauten, wie gesagt, mehr als das Sechsfache, vermietheten höchstens zu sieben Procent, wollten aber mit unserm Unternehmen wirklich ganz ‚auf eigenen Füßen stehen' und verwandten deshalb den Zuschuß der Regierung nicht zum Häuserbau, sondern lediglich zur Anlegung von Straßen und Plätzen, Bürgersteigen und Baumpflanzungen, Bädern und Waschküchen, zur Einrichtung der Gasbeleuchtung ꝛc., kurz, zu Verschönerungen und Anlagen von allgemeinem Nutzen. So sind die Häuser selbst nicht vertheuert worden, und dafür danken, weil in unserm Staate doch einmal Alles vom Kaiser persönlich ausgeht, die Namen von Platz und Straße. Oder ist nicht jede Hülfleistung, woher sie auch komme, dankenswerth?"

Ich schämte mich meiner voreilig demokratischen Bemerkung und empfand dagegen einen gründlichen, fast scheuen Respect vor dem Geschäftsmanne.

„Ihr seid Helden," rief ich nach tiefem Zuge aus Cigarre und Champagnerglas; „wie muß Euch nicht zu Muthe werden, wenn Ihr heute auf den Zustand Eurer Arbeiter vor zehn Jahren zurückblickt! Damals in schlechten Löchern unsaubere, verkommene Familien, die ihre Kinder ohne Zucht und Lehre herumwühlen ließen, bis sie zur Arbeit, zum Verdienen tauglich wurden; abgeschnitten von der frischen Luft, vom Freien, das uns selbst befreit, ohne Besitz, ohne Zukunft, ohne Freudigkeit. Jetzt Menschen in frischen, sonnigen Wohnungen, in denen sie selber sonnig, frisch und heiter werden, ihre Kinder allmorgendlich in ordentlichem Anzuge zur Schule sendend. Die Beschäftigung im Garten, den sie in den Freistunden bebauen, verdrängt allen verderblichen Zeitvertreib und macht gesund, wie's der Fisch ist im Wasser; die frische Luft dehnt aus, erfreut und stählt, und sinniger wird der Mensch, der so schalten und walten kann, er mag's merken oder nicht. Und

das Alles, Haus und Garten, ist sein! Der Besitz macht ruhig, sicher, stolz im guten Sinne; die Zukunft hat für den Miethfreien, der allwöchentlich zurücklegen kann, nichts Erschreckendes mehr; sie lächelt von ferne als die Zeit der wohlverdienten Ruhe. Die beiden Grundsäulen des wahren Lebens: Arbeit und Unabhängigkeit, sind fest eingesenkt, und wer sie so dauernd hingepflanzt, das seid Ihr! Wahrlich, Ihr könnt Euch das Zeugniß geben, in aller Stille groß gewirkt zu haben, und dürft den Aehnlichgestellten in Nähe und Ferne zurufen: ‚So gehet nun hin und thuet desgleichen!'"

Auch aus des Pfarrers Mienen sprach ein seliges Gefühl. Mehrmals leise nickend, stieß er mit mir an; dann bot er aufstehend sein Glas dem Wirthe hin und sagte mit schwankender Stimme:

„Der Segen des Herrn sei mit Euch heute und immerdar! Mehr vermag ich nicht zu sagen."

Die drei Gläser klangen glockenrein.

„Wenn man lange mit Euch zu thun hätte," wand sich der Geschäftsmann heraus, „würde man unfehlbar eitel. Zum Glück hat man keine Zeit dazu. Wollen Sie diesen Abend mit mir speisen?"

Wir lehnten dankend mit der Bemerkung ab, daß wir Beide reisen müßten.

„Und die linke Seite des Taschenbuchs?" fragte ich, als wir draußen waren.

„Spötter!" lachte mein Freund und führte mich vorwärts.

Wer uns Arm in Arm und Aug' in Auge dem Gasthause, von da dem Bahnhofe zuschlendern sah, der hätte uns für Brüder halten können. Wir sind's auch jetzt, unbekümmert um nichtige Meinungsunterschiede, und das verdanken wir — Mülhausen und seiner Arbeiterstadt.

Ein Vermächtniß früherer Jahrhunderte.

Mit zwei Abbildungen.

Es sind nicht viel über dreißig Jahre verflossen, als Heinrich Heine schrieb, daß er die Hand des letzten Malers gesehen und geküßt habe. Jener Maler, Peter Cornelius, repräsentirte aber nicht den Abschluß einer Kunstperiode, sondern im Gegentheil den Beginn einer neuen Aera, die sich kein geringeres Ziel gesetzt hat, als wieder zu den Höhen aufzuklimmen, auf denen Raphael, Michel Angelo, Dürer und Rubens gestanden haben. In dieser kurzen Spanne Zeit von dreißig Jahren sind nicht blos einzelne große Künstler, sondern ganze Schulen entstanden. Den Malern haben die Bildhauer emsig nachgestrebt. Schon können wir mit Stolz von einer deutschen Bildhauerei sprechen, deren monumentale Werke die Straßen und Plätze unserer Städte schmücken. Und nicht etwa einzelne Mäcene haben diese neue Kunstblüthe geschaffen, aus dem Volksgeist heraus hat sie sich entfaltet, aus demselben Volksgeist, dem wir auch eine neue Literatur, ein neues und frisches wissenschaftliches, bürgerliches und poetisches Leben verdanken.

Die dritte der bildenden Künste, die Baukunst, ist insofern zurückgeblieben, als sie uns noch keinen neuen Baustyl geschenkt hat. Leben und Thätigkeit herrschen aber auch auf ihrem Gebiet. Mit der wichtigsten ihrer Vorarbeiten, mit der Ausbildung künstlerisch tüchtiger Gehülfen, ist sie fertig. Wir haben wieder Steinmetzen und Maurer, Holzschnitzer und Zimmerleute, die einen Vergleich mit ihren mittelalterlichen Genossen nicht zu scheuen brauchen. Wie das liebevolle Studium der alten Gothik für die Baukunst überhaupt vom höchsten Einflusse gewesen ist, so hat es auch sehr bedeutend zum Aufschwunge der Baugewerke beigetragen. In diesem Sinne ist es ein Glück zu nennen, daß unsere Altvordern uns unvollendete Dome hinterlassen haben und die Zopfzeit das Vorhandene vernachlässigt hat. Um der Ausbaue und Restaurationen willen hat man Bauhütten gegründet, aus denen Schaaren von kunstgebildeten Arbeitern hervorgegangen sind.

Wundern wir uns über die Nichtvollendung von alten Bauen in solcher Zahl, daß man den vollen Ausbau einer großen gothischen Kirche als eine seltene Ausnahme betrachten kann, so können wir uns diesen Umstand damit erklären, daß unsere Vorfahren, theils freiwillig und theils im Drang der Noth, sich Zeit nahmen und daß, ehe sie mit dem Begonnenen fertig wurden, ein neuer Styl, der der Wiedergeburt, die Herrschaft antrat.

So war es mit dem Dom von Köln, einer der größten und wohl der schönsten unter den vielen derartigen Bauten, welche das dreizehnte Jahrhundert begann. Ein Theil, das Chor, etwas mehr als ein Dritttheil der ganzen Länge messend, war seit 1322 vollendet, abgeschlossen und zum Gottesdienste geweiht; 1347 begann man am anderen Ende an den Thürmen und der westlichen Façade, der südliche Thurm ward im Laufe etwa eines Jahrhunderts bis zu einer ansehnlichen Höhe hinaufgeführt, dann zugedeckt, und 1437 hing man die Glocken darin auf. Die Langschiffe waren etwa bis zur Höhe von vierzig Fuß in Mauern und Pfeilern aufgeführt, im äußersten nördlichen Seitenschiff eingewölbt und bereits 1508 mit prächtigen gemalten Fenstern versehen, das Uebrige war mit Holz nothdedeckt; vom Querschiff war der nördliche Theil zu einer besonderen Pfarrkirche verbaut, vom südlichen stand nur ein Theil der östlichen Seitenwand.

So übernahm unser Jahrhundert den Bau, aber noch überdies in einem sehr verfallenen trümmerhaften Zustande. Vierhundert Jahre lang hatte man aufgehört zu bauen und endlich gar die Reparaturen unterlassen. Ringsum war das Gebäude mit anderen Gebäuden verbaut: im Süden war eine geräumige Kirche, St. Johann gewidmet, daran gebaut; im Osten stand dicht daran eine andere Kirche, Sta. Maria ad gradus; im Norden hing die Pfarrkirche Sta. Maria in pasculo, auf kölnisch „zum Pesch", damit zusammen; zwischen die Strebepfeiler der Südseite des Langschiffes waren Häuser und Häuschen eingebaut, und das Ganze steckte halbverborgen in einer formlosen Masse von Baulichkeiten.

Von fern gesehen bildete der Dom zwei große hohe Massen, den Chor und den südlichen Thurmstumpf, auf welchem der Krahnen zum Aufbringen des Materials wie ein wunderliches Auornfungszeichen emporstand und als Wahrzeichen der Stadt galt. Zwischen den beiden großen Massen streckte sich niedrig langhin das unvollendete Langschiff der Kirche. Es schien, daß dieser Bau das bleiben sollte, als was ihn die große kölnische Chronik bezeichnet, „ein ewiger Bau", und es war endlich nahe daran, daß diese Ewigkeit des Werkes mit seiner Abtragung ein Ende nahm, als mit Ausbruch der französischen Revolution der Krieg und die Eroberung das Land überzogen, das Domcapitel flüchtete und seine reichen Schätze mitnahm, als 1801 das Erzbisthum Köln aufgelöst und Klöster und Stifter aufgehoben wurden.

Es wäre ein solcher Kunstfrevel vielleicht ziemlich unbemerkt vorübergegangen, denn noch zehn Jahre später klagt Sulpiz Boisserée in einem Briefe an den Baumeister Molter, daß sich in Köln außer ihm selber und einem alten Glasermeister kein Mensch um den Dom bekümmere.

Was diesen rettete, war, daß bei einer neuen Eintheilung der Pfarreien in der Stadt (die Franzosenherrschaft räumte auch in kirchlichen Dingen auf) die aufgehobene Laurentiuspfarre in den Dom verlegt wurde, der somit Pfarrkirche wurde. Mehr aber that der Antheil und die Thätigkeit eines einzelnen Privatmannes, dessen Namen wir eben nannten, Sulpiz Boisserée. Dieser, ein Kölner von Geburt, damals noch jung (1783 geb.), wohlbegütert, ursprünglich kaufmännischen Geschäften gewidmet, dann dilettirend in Philosophie und Geschichte, ist überhaupt, obschon persönlich eben nicht bedeutend, für die ganze neuere Kunst von großer Bedeutung gewesen.

Sulpiz Boisserée war in philosophischen und ästhetischen Dingen ein Schüler von Friedrich Schlegel, der mit Tieck die deutsche Romantik zur höchsten Blüthe brachte und den Sinn für altdeutsche Kunst neu erweckte. Er hatte natürliche Neigung zu romantischen Anschauungen und Gefühlen, die in der alten ruinenhaften Vaterstadt sehr natürliche Nahrung fanden, und er brauchte nicht wie Schlegel erst katholisch zu werden, er war es schon von Hause aus und frommen Sinnes. So widmete er dem Dom eine Art von Cultus, eine Verehrung wie einem Heiligthum und unternahm das große Bauwerk wenigstens idealer Weile herzustellen und zu vollenden. Etwa 1808 begann er mit Zeichnen und Vermessen desselben, und damit ward endlich wieder ein wärmerer Antheil auch in Köln für den Dom erweckt. 1811 kam es endlich so weit, daß die französische Regierung einige Tausend Franken zu Reparaturen auswarf, daß der Baumeister Moller aus

Darmstadt zu Rathe gezogen und ein wenig geflickt, ein bischen gestützt und das Einsturz Drohende abgerissen wurde.

Boisserée's Werk ist bekannt; er hat mit einer Art von naiven Zuversichtlichkeit und Ausdauer Jahre lang bei Hoch und Niedrig für altdeutsche Kunst und besonders für den Dombau Propaganda gemacht und mit Erfolg. Als die Franzosenherrschaft vorüber war und Preußen Köln und die Rheinlande übernahm, da war der Sinn für die gothische Kunst schon wieder so geweckt, daß sogleich an die Restauration des Domes gedacht wurde, und der damalige Kronprinz, nachmaliger König Friedrich Wilhelm der Vierte, erhob sich bereits zu dem Gedanken der Vollendung des großen Wunderbaues. Schinkel wurde beauftragt den Bau zu untersuchen, und auf seinen Bericht verordnete der König Friedrich Wilhelm der Dritte, das Vorhandene solle erhalten werden, aber es dauerte noch bis zum Jahre 1824, ehe man wirklich Hand anlegte. Doch beschränkte sich Alles auf nothdürftige Reparaturen, die unter Leitung des Bauinspectors Ahlert bis 1833 fortgesetzt wurden, wo dieser starb. Nun übernahm Zwirner das Werk und machte sofort Pläne zum Weiterbau und zur Vollendung der eigentlichen Kirche, des Quer- und Langschiffes bis zu den Thürmen heran. Auch Schinkel hatte solchen Plan gefaßt, jedoch in der Weise, daß nur das Nothdürftigste im Rohbau geschaffen, selbst das Strebesystem womöglich gespart und alles Ornamentale und baulich nicht durchaus Erforderliche späteren Zeiten überlassen werden sollte. Bei dem System äußerster Sparsamkeit, welches unter Friedrich Wilhelm dem Dritten in Preußen herrschte, kam aber von alledem Nichts zur Ausführung.

Inzwischen war aber ein allgemeiner Enthusiasmus für den Kölner Dom erwacht; je weniger man im Grunde von der gothischen Kunst verstand, um so mehr schwärmte man dafür, und mit dem Regierungsantritte König Friedrich Wilhelm's des Vierten kam ein kunstfreundlicher, ja kunstschwärmerischer Herrscher an die Spitze der Dinge in Preußen. Nun bildete sich in Köln ein Verein von angesehenen Bürgern zu dem Zwecke, den Dombau auf jede Weise zu fördern und zwar den Dom ganz nach dem ursprünglichen Plane fertig zu bauen, ohne Aenderungen, ohne Sparsamkeitsrücksichten das zu vollenden, was das Mittelalter nicht hatte vollenden können. Der König ward Protector dieses Vereins (1841) und gab dem Projecte des Ausbaues seine völlige Zustimmung, Zwirner's Plan und Kostenanschlag wurden genehmigt, am 4. September 1842 wurde im Beisein verschiedener deutscher Fürsten durch den König der Grundstein zum Weiterbau gelegt, dort, wo sich das Südportal des Querschiffs öffnet, und der König sprach: „Hier, wo der Grundstein liegt, dort, mit jenen Thürmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der ganzen Welt erheben. Deutschland bauet sie, so mögen sie für Deutschland durch Gottes Gnade Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden!"

Und in der That baute Deutschland an dem Werke; überall bildeten sich Zweigvereine zu solchem Zweck, der Kölner Verein ward Centralverein, wie er noch jetzt besteht. Der Staat gab jährlich fünfzigtausend Thaler für den Aufbau der Südseite, die Vereine brachten die gleiche Summe auf für die Nordseite. Aber auch von anderen Seiten flossen dem Werke bedeutende Hülfen zu. Der Prinz von Preußen, der jetzige König, gab zehntausend Thaler für die Bildwerke des Südportals, König Ludwig von Baiern gab sechszigtausend Thaler, der österreichische Kaiser fünftausend fünfhundert und zweiundfünfzig Thaler, die Königin von England dreitausend fünfhundert Thaler, der Großherzog von Baden eintausend einhundert zweiundvierzig Thaler, der Großherzog von Mecklenburg eintausend sechshundert und fünfzig Thaler, und der Herzog von Aremberg (die Familie der Aremberg stammt unseres Wissens von denen von Aare ab, denen auch der Erzbischof Conrad von Hochstaden, welcher den Grundstein des Domes legte, angehörte) giebt jährlich eintausend Thaler. Eine Menge sonstiger Schenkungen, Vermächtnisse und dergleichen Gaben flossen zu; die industriellen Gesellschaften zum Beispiel, welche bei dem ungemeinen Aufschwung des rheinischen Handels und der rheinischen Industrie sich bildeten und glänzende Geschäfte machten, gaben dem Dombau von ihrem Gewinne einen Antheil; dies beläuft sich auf etwa zweimalhunderttausend Thaler.

Auch die Stadt als solche that das Ihrige und thut es noch. Man hat in letzterer Zeit die Umgebung des Domes freigelegt, eine Menge von Häusern sind verschwunden, wozu die Stadt ein Opfer von etwa fünfmalhunderttausend Thalern gebracht hat; so hat auch die Versicherungsgesellschaft Colonia ihre Gebäude, welche einen Theil der Nordostseite des Doms verdeckten, zum Opfer gebracht und sie sind abgetragen worden.

Im Jahre 1848 am 14. August waren sechshundert Jahre verflossen, seit der Grundstein zum Baue des Domes gelegt ward. Die Zeiten waren für solches Werk schlimm, Revolution brauste durch Europa und Alles war schwankend und schwebend. Gerade wie vor sechshundert Jahren der Graf Wilhelm von Holland als Gegenkönig bei der Grundsteinlegung zugegen, war König Friedrich Wilhelm der Vierte als erwünschter, nicht gewordener Kaiser von Deutschland bei der Feier anwesend, womit die neue provisorische Eindachung des Langschiffes, die Ummauerung des Querschiffes begangen wurde. Die Stürme der Bewegung legten sich bald und das Werk ging seinen ruhigen Gang fort. Im Jahre 1855 am 3. October konnten die Dachgiebel des Querschiffes durch Aufsetzung der Kreuzblume auf dem südlichen in Gegenwart des königlichen Protectors vollendet werden. Zur Eindeckung des Ganzen, welche gemäß den Fortschritten neuerer Technik nicht mehr mit Holzgebälk, sondern mit Eisen geschaffen wurde, gab wiederum die Stadt eine bedeutende Summe, und 1860 wurde der Mittelthurm, freilich nicht nach dem ursprünglichen Plane, wohl aber nach historischen Ueberlieferungen aufgebaut und vollendet, der jetzt über der Vierung des Lang- und Querschiffes sich erhebt, ein manchmal bestrittenes Werk von höchst geistreicher Construction aus Eisen und Zink. Es war das Letzte, was der Dombaumeister Zwirner an seinem Lebenswerke fertig werden sah; am 22. September 1861 starb er.

Zwirner's Nachfolger, der Baumeister Voigtel, war früher schon seit vielen Jahren unter Jenes Leitung am Dombaue thätig. Ihm war es beschieden, einen Theil des großen Werkes zu dem Abschluß zu bringen, welchen man schon so lange ungeduldig erwartete. Viele Jahre hatte es gedauert, ehe Reparaturen und Vorarbeiten ein wirklich sichtbares Vorschreiten des Werkes möglich gemacht hatten, und dann traten scheinbar immer wieder verhältnißmäßige Pausen und Stillstände ein, weil sich der Fortschritt im Stillen vorbereitete. Jetzt plötzlich schritt der Bau fast zusehends vor: die Strebesysteme waren vollendet, die Gratbogen der Gewölbe standen, die Kappen wurden eingewölbt, und nun konnte die Scheidemauer, womit man vor mehr als fünfhundert Jahren den Chor abgeschlossen hatte, fallen, das ganze Kirchenhaus war vollendet.

Dieser Moment ward am 15. October 1863, dem Geburtstage des Protectors dieses Baues, der ihn indeß nicht mehr sehen sollte, feierlich begangen. Nicht, wie es seiner Zeit Schinkel der ungeheuren Aufgabe gegenüber schon als ein hohes Ziel ansah, nur im Rohbau und im Nothdürftigsten, sondern in der ganzen Fülle der Formen und des Schmuckes, war das Gebäude vollendet, und was Goethe vor fünfzig Jahren „mit Staunen und stiller Betrachtung" als ein unmögliches Unternehmen mit dem Thurmbau von Babel verglichen hatte, war nach diesen fünfzig Jahren doch gethan und im Wesentlichen vollendet.

Aber nur das Kirchenhaus; es fehlen noch zwei Thürme, jene riesenhaften Steinpyramiden, welche fünfhundert Fuß in die Luft hinaufragen sollen, geschmückt mit aller Pracht der entwickeltsten gothischen Kunst, wie sie der Meister projectirt hat, dessen Zeichnung dazu verloren und auf die wundersamste Weise wiedergefunden war. Und auch dieser Aufgabe gegenüber mochte leicht der Muth erlahmen und die Kräfte ermatten. Wenigstens zwanzig Jahre noch bedarf es, mit den bisher angewandten Mitteln diese Aufgabe zu lösen. Zwanzig Jahre! Werden diese zwanzig Jahre gleichmäßig verlaufen und ohne Störungen? Wird die Begeisterung für das Werk, welche nach Jahrhunderte langem Schlafe endlich erwachte und die großen Mittel freudig schaffte, noch fernere zwanzig Jahre lang in gleicher Wärme dauern?

Bis dahin hatte der Bau jährlich etwa einmalhunderttausend Thaler gekostet. „Gebt mir jährlich das Dreifache zu verbauen," sagte der Dombaumeister, „und ich stelle Euch die Thürme in acht Jahren fertig!" Wie schaffen wir diese Summe? fragte sich der Dombauverein und kam auf den glücklichen Gedanken, die Opferwilligkeit dadurch anzufeuern, daß den Gebern auch außer der Freude am wachsenden Werke ein anderer Vortheil in Aussicht gestellt wurde. Eine Prämiencollecte ward eingerichtet, das heißt eine Lotterie zum Besten des Dombaues: wer einen Thaler beiträgt, erhält ein Loos, worauf größere oder kleinere Gewinne fallen können. Fünfmal-



Der Kölner Dom nach seiner Vollendung.

hunderttausend solcher Loose werden nach Abzug der Gewinne und der Kosten dem Dombau etwa dreimalhunderttausend Thaler einbringen. Auf ein Jahr hat die Regierung diese Prämiencollecte versuchsweise genehmigt; gelingt das Unternehmen, so wird es in den folgenden sieben Jahren fortgesetzt, und am Ende dieser Periode ist denn auch das große Werk des „ewigen Baues" vollendet.*

Aber noch eine andere gute und schöne Seite hat das Unternehmen: ein Theil der Gewinne wird in Kunstwerken bestehen, und somit kommt ein Theil des gesammelten Geldes ganz rein der vaterländischen Kunst zu Gute; dreißigtausend Thaler sind zu solchem Zwecke ausgesetzt, die deutsche Künstlergesellschaft ist berufen worden, ihre Werke anzubieten, und in den letzten Tagen war im Museum zu Köln eine Ausstellung von vierhundert Kunstwerken deutscher Meister aller Schulen, aus welchen das Beste und Zweckentsprechendste ausgewählt und unter die Gewinne der Dombaulotterie aufgenommen werden wird. Derart wird der größte Gewinn einmalhunderttausend Thaler, der kleinste ein Gemäldchen von fünfzig Thalern Werth sein.

So greift in unserer commerciellen und industriellen Zeit der Handelsgeist in Alles ein und auch der Kunst unter die Arme, und was das Mittelalter mit aller Frömmigkeit des Sinnes, mit aller Ueberzeugung des Glaubens und allem Muthe unbeirrter Ueberzeugung nicht vollenden konnte, das fertigt die moderne Welt des neunzehnten Jahrhunderts, die so oft verschrieene, unfähig, frivol, leichtsinnig genannte.

Jede Zeit hat ihre Art, und wenn im dreizehnten und im vierzehnten Jahrhundert St. Peter's Boten durch das Land gingen, Gaben heischend für das große Gebäude zu Gottes und der heiligen Jungfrau Ehren, und Ablaß der Sünden geboten wurde als Lohn für die Beiträge, so macht man das jetzt anders und sagt: „Gebet, Ihr Weltkinder, Etwas zu dem gewaltigen Werke, das wir zu Gottes Ehre errichten, indem wir darin der geschaffenen Menschen Schöpfungskraft auf's Herrlichste offenbaren, und da Ihr liebe Weltkinder seid, so versprechen wir Euch als Gegengabe die Aussicht auf einen ganz hübschen Gewinn. Ob Ihr den Gewinn bekommt, ist Glückssache, aber Euer Thaler wird gut, wird vortrefflich verwandt."

Hermann Becker.

* Dürfte es nicht gerathen sein, den Ziehungstermin noch um einige Wochen hinauszuschieben? Die Red.

Frau Werther.

Die „Gartenlaube“ ist durch den nachstehenden Artikel mit einer ebenso seltenen wie tiefernsten Bestimmung betraut worden: **sie soll, möglicherweise, ein junges Menschenleben vor dem Fallbeil des Scharfrichters retten.** Es gilt Geheimnisse an das Licht zu ziehen, welche vielleicht im Schooße einer einzigen Familie, vielleicht in einer einzigen Menschenbrust verborgen sind, und weil die „Gartenlaube“ an dem Heerde von Tausenden von Familien heimisch ist, bis zu welchem oft nur wenig andere öffentliche Blätter vordringen, so hat ein Beamter der **Oberstaatsanwaltschaft von Sachsen-Weimar** es für seine Pflicht gehalten, in unserem Blatte noch einen Versuch zum Herbeiruf eines Zeugnisses zu machen, das allein dem Richterspruch nach Geschworenen-Urtheil über ein verwirktes Leben entgegentreten, eine vielleicht Unschuldige aus der Todesnoth erlösen und die deutsche Rechtspflege vor einem Justizmord bewahren kann.

Am 22. Mai d. J. wurde vor dem Schwurgerichte zu Eisenach eine Untersuchung zu Ende geführt, für deren mannigfache Räthsel und Geheimnisse der Wahrspruch der Geschworenen selbstverständlich nur eine Entscheidung, aber keine Lösung zu bieten vermochte.

Des Mordes angeklagt, stand **Amalie Wechsung** aus **Oldisleben** vor Gericht; aber sie leugnete beharrlich ihre Schuld, Niemand war da, welcher Zeuge der dunklen That gewesen wäre, und so mußte denn der Beweis durch Indicien geführt werden, d. h. durch eine geeignete Zusammenstellung von einzelnen Umständen, Ereignissen und Beobachtungen, welche in ihrer Vereinigung und Gesammtwirkung keinen Zweifel mehr an der Schuld des Verbrechens übrig lassen können. Ein solcher Beweis ist schwer, und doppelt schwer da, wo ein drohendes Todesurtheil, dessen Folgen nie getilgt werden können, zur höchsten Vorsicht ermahnt; aber er wirkt auch dann, wenn er durchgeführt wird, ergreifender und tiefer, als jede andere Art der Ueberführung. Zeugen können sich täuschen, oder sich zum Verderben eines Unschuldigen vereinigen, Angeklagte können sich aus Lebensüberdruß, oder um Andere in ihr eigenes Schicksal mit zu verstricken, für schuldig bekennen, ohne es zu sein; wo aber an den verschiedensten Orten und unter den verschiedensten Umständen Tausende von sonst kaum beachteten Kleinigkeiten sich vereinigen, um unter ihrer Gesammtlast den Schuldigen zu erdrücken, wo die stillen Fluthen Sprache gewinnen, einzelne Blutstropfen, wie im Märchen, vernehmlich reden, und Steine selbst nach Rache schreien, da fühlt man schauernd die Nähe einer höheren, vergeltenden Macht, welche den verborgenen Verbrecher an das Tageslicht zieht und ihn seinen Richtern überliefert.

Einen Beweis dieser Art galt es gegen die Wechsung zu führen.

Die Angeklagte ist jetzt dreißig Jahre alt, von mittlerer Größe und schlankem Wuchse, die Züge ihres mageren, etwas gebräunten Gesichtes verrathen noch jetzt, daß sie einst hübsch war, ihre Stimme klingt sanft und gewinnend, ihr Haar ist dunkel, um den hübschen Mund lagert sich der Ausdruck der Sinnlichkeit, während aus den hellblauen Augen ein leichter oberflächlicher Geist oder aber eine wohlmaskirte Heuchelei zu sprechen scheint. Obwohl den unteren Volksclassen angehörig, weiß sie doch ihre Worte gut zu setzen und führte während der langen Verhandlung die Vertheidigung für ihr Leben mit so viel Ruhe, Umsicht und Kaltblütigkeit, daß sie einem erprobten Krieger zum Muster hätte dienen und einen Advocaten der englischen Schule zur Begeisterung hätte entflammen können.

Im Jahre 1853 gebar Amalie Wechsung ein Mädchen, und im Jahre 1857 Zwillinge, beide ebenfalls Mädchen. Alle diese Kinder starben auffallend schnell; das eine nach drei Wochen, das andere nach sieben Wochen, das dritte nach einem und drei Vierteljahren. Haftet auch schon ihr Blut an den Händen der Angeklagten? Der öffentliche Ankläger lieh diesem Verdachte klare Worte, allein die kleinen Leichen sind längst wieder zu Erde geworden; versuchen wir es daher nicht, diesen Schleier zu lüften, und lassen wir der Angeklagten ihr düsteres Geheimniß! Im Jahr 1859 stand dieselbe abermals im Verdacht, heimlich geboren zu haben; man hatte eine Kindesleiche in einem Baume gefunden, aber es fehlte an Beweisen, und die Untersuchung mußte auf sich beruhen bleiben.

Am 20. April 1864 mußte Amalie, die zuletzt bei dem Gastwirth Wolf in der Theaterstraße in Leipzig als Köchin in Diensten gestanden hatte, in das Trier'sche Entbindungsinstitut daselbst gebracht werden und gab hier, obschon sie gegen Jedermann ihren Zustand verleugnet hatte, am 26. April 1864 einem Knaben das Leben, welcher in der Taufe die Namen Johann Ludwig Wilhelm erhielt und im Leipziger Kirchenbuche als nach Oldisleben gehörig eingetragen wurde.

Noch vierzehn Tage verweilte sie in dem Institute, dann verließ sie mit ihrem Kinde dasselbe am 11. Mai 1864 und trat Tags darauf, am 12. Mai, früh um fünf Uhr bei der ihr befreundeten Familie des Arbeitsmannes Bertram zu Halle, wo sie vor ihrem Leipziger Aufenthalte gelebt hatte, in's Zimmer, jedoch — **ohne ihr Kind.** Ihr leidendes Aussehen fiel den Bertram'schen Eheleuten sofort auf, allein sie suchte dasselbe durch kranke Füße zu entschuldigen. Am Nachmittag des 13. Mai verließ sie die Bertram'sche Wohnung wieder mit der Aeußerung, daß sie nun nach Stadtsulza zu ihren Großeltern fahren wolle; statt aber diesen Vorsatz auszuführen, erschien sie am 14. Mai Abends um dreiviertel acht Uhr bei der Frau des Schmiedegesellen Fuchs in Halle und versicherte dieser, daß sie soeben mit der Eisenbahn von Leipzig gekommen sei, um ihren Geliebten zu besuchen. Bei der Fuchs erkrankte sie nach wenigen Tagen und blieb fünf Wochen lang krank, immer indeß ohne das Geringste von dem in Leipzig Vorgefallenen zu erzählen.

So breitete sich denn allmählich Schweigen über die ganze Angelegenheit und diese schien bereits vollkommen der Vergessenheit anheimgefallen zu sein, als die Wechsung zu Anfang des September 1864 in ihrem Heimathsorte Oldisleben wieder eintraf und von dem dortigen Gemeindevorstande — welcher durch das Leipziger Polizeiamt von ihrer Entbindung benachrichtigt worden war — nach dem Verbleiben ihres Kindes gefragt wurde. Jetzt erst räumt sie das Geschehene ein, und es **taucht nun in ihren Erzählungen eine Person auf**, deren Verhalten offenbar **räthselhaft und geheimnißvoll**, deren Vorhandensein zwar **zweifelhaft, aber nicht unmöglich** ist und an deren Existenz das Leben der Angeklagten hängt. Fassen wir Alles zusammen, was die Wechsung über jene Person anzugeben vermag, denn es gilt vielleicht, eine Unschuldige zu retten und das Henkerbeil aufzuhalten, welches bereits drohend über ihrem Haupte schwebt.

Acht Tage vor ihrer Entlassung aus dem Trier'schen Entbindungsinstitut, so erzählt die Angeklagte, fand sich daselbst eine anständig gekleidete Frau in einem Alter von etwas über dreißig Jahren ein, welche sich den Namen „**Frau Werther**“ beilegte und sich gegen sie erbot, ihr Kind an sich zu nehmen und aufzuziehen; mehrere weibliche Patienten des Institutes sollen diese Unterredung mit angehört haben, ohne daß die Angeklagte deren Namen anfänglich zu nennen vermochte. Erst in der Hauptverhandlung behauptete die Wechsung, daß ihr nunmehr die Namen dieser Personen eingefallen seien, aber sowohl sie, als ihr Vertheidiger versäumten es, die Ermittelung und nachträgliche Vernehmung derselben ausdrücklich zu beantragen. Es steht ferner durch die Aussage der Hebamme Richter, welche die Wechsung unter ihrer Obhut hatte, fest, daß Jene an den ihrer Entlassung aus dem Institute vorhergehenden Tagen mehrmals sich unter dem Vorwande entfernte, daß sie noch ihr Dienstbuch und den rückständigen Lohn von ihrem Dienstherrn zu holen habe. Am Tage ihrer Entlassung wurde sie mit ihrem Kinde angeblich von der Frau Werther am Eingange des Trier'schen Institutes in Empfang genommen: die Straßen, durch welche Beide gingen, vermag sie nicht mehr anzugeben, denn sie hat, wie erwiesen ist, die Wohnung ihrer Dienstherrschaft fast nie verlassen und kennt deshalb Leipzig nicht; nur soviel ist sie im Stande mitzutheilen, daß die Frau Werther mit ihr erst eine Strecke geradeaus und dann „links um die Ecke herum“ gegangen und daß sie bei ihrer großen Erschöpfung ziemlich eine halbe Stunde gebraucht habe, ehe sie zur Wohnung der Frau Werther gelangt sei. Letztere habe in einem anständigen Hause drei Treppen hoch gewohnt und sei recht gut eingerichtet

gewesen. Sie habe ihr erzählt, daß sie schon früher ein Kind in Pflege gehabt habe, welches aber im fünften Jahre gestorben sei, und daß sie dessen Kleider noch besitze. Die bisherige Kleidung des Wechsung'schen Kindes sei ihr zu schlecht gewesen, da sie „mit demselben habe Staat machen wollen"; sie habe der Angeklagten daher diese Kleidungsstücke zurückgegeben und diese habe noch an demselben Tage dem Kinde einen neuen Anzug von der Farbe des bisherigen gekauft. Obwohl die Frau Werther sich sogar bereit erklärt habe, das Kind ohne alle Entschädigung „zu ihrem puren Vergnügen" bei sich zu behalten, so sei doch schließlich verabredet worden, daß die Angeklagte ihr für's erste Jahr zwanzig Thaler Ziehgeld geben solle, und Letztere habe sofort fünf Thaler abschläglich bezahlt. Dagegen habe sich die Frau Werther verpflichtet, sie regelmäßig am ersten Sonntage jeden Monats in Halle aufzusuchen und ihr das Kind zu zeigen; auch habe dieselbe die Angeklagte, welche noch an demselben Abende (11. Mai) um ein halb sechs Uhr nach Halle abreiste, bis zum Bahnhofe begleitet, ihr aber schon unter dem 21. oder 22. Mai, während die Wechsung bei der Frau Fuchs krank lag, brieflich gemeldet, daß das Kind an Krämpfen gestorben sei. Die Wechsung selbst bezweifelt die Richtigkeit dieser Meldung und spricht die Vermuthung aus, daß jene Frau Werther das Kind nur ganz in ihre Gewalt habe bekommen und ihr durch die Todesnachricht die Lust zu weiteren Nachforschungen habe benehmen wollen.

Existirt nun eine Frau der bezeichneten Art in der That? Heißt sie wirklich Werther? Lebt sie noch in Leipzig? Kennt sie die entsetzliche Lage der Angeklagten? Ist es ihr möglich, offen aufzutreten und die Unschuld derselben darzuthun?

Die Leipziger Polizei hat unter der Leitung des Actuar Richter die umfassendsten und sorgfältigsten Nachforschungen nach der Frau Werther angestellt; aber sie hat überall *diesen*, möglicherweise falschen *Namen* zu ihrer Richtschnur genommen. Die Seelenlisten Leipzigs weisen nur zwei Frauen mit Namen Werther auf; allein von diesen ist die eine schon ziemlich bejahrt, die andere ist eine junge Musiklehrerin, die Stellung Beider aber ist von einer Art, daß die Polizeibeamten es für *unnöthig* befunden haben, sie auch nur mit einem Worte nach dem Wechsung'schen Kinde zu befragen. Außerdem hat nach der Fremdenliste damals auch eine Schauspielerin Werther sich „zur Cur" in Leipzig aufgehalten, über welche es an weiteren Nachrichten fehlt. Auch in den benachbarten Ortschaften hält sich keine Frau Werther auf und hier, wie in Leipzig, geben auch die Sterbelisten keine Nachricht über das Wechsung'sche Kind. Daß Gaukler oder Seiltänzer das Kind an sich genommen haben sollten, ist unwahrscheinlich, denn Leute dieser Art befassen sich nicht mit Kindern von so jugendlichem Alter.

Alle jene polizeilichen Nachforschungen jedoch gehen von der Voraussetzung aus, daß die angebliche Frau Werther in guter Absicht gehandelt habe und deshalb auch der Polizei gegenüber vollkommen gesetzmäßig verfahren sei. Wie nun aber, wenn es sich darum handelte, das Kind zu einem Verbrechen zu verwenden? Nicht blos in Romanen, sondern auch im wirklichen Leben verschwinden Kinder und tauchen in angesehenen Familien wieder auf. Man vergesse nicht, daß das verschwundene Kind ein Knabe war und daß bei vielen Familien Vermögen, Ansehen und häuslicher Friede von der Geburt eines Knaben abhängen; wie nun, wenn auch der Wechsung'sche Knabe das, was die Natur verweigerte, ersetzen, oder an die Stelle eines kurz nach der Geburt verschiedenen Kindes eintreten sollte, da, wo vielleicht keine Aussicht mehr auf einen gesetzlichen männlichen Erben vorhanden war? Würde dann wohl die angebliche Frau Werther, wenn sie, um einen solchen Betrug zu unterstützen, nach Leipzig kam, die geringe Geldstrafe gescheut haben, welche auf die unterbliebene Anmeldung bei dem Polizeiamt gesetzt ist? oder würde sie wohl der Angeklagten denselben Namen genannt haben, welcher in den polizeilichen Listen stand, um so den Nachforschungen mißtrauischer Verwandten Thor und Thür zu öffnen? War es dann nicht am Gerathensten, das Kind einer Person zu wählen, welche, nicht in Leipzig wohnhaft, nicht einmal mit den Straßen Leipzigs bekannt, schwerlich dorthin zurückkehrte, und diese Person dann durch die Meldung von dem Tode des Kindes von allen weiteren Nachfragen abzuhalten? Konnte sie eine solche Person wohl anderswo leichter finden, als in einer öffentlichen Entbindungsanstalt, deren Bewohnerinnen ihre Mutterschaft als ein Unglück zu betrachten pflegen? und sollte es ihr, einen solchen Zweck vor Augen, so ganz unmöglich gewesen sein, die Wachsamkeit des Thürhüters und des Dienstpersonals im Trier'schen Institute zu täuschen, um mit der Wechsung in Verkehr zu treten? Natürlich würde der weitere Verlauf des beabsichtigten Betruges schwerlich in Leipzigs unmittelbarer Nähe stattgefunden haben, und so ließe es sich wohl auch leicht erklären, daß die öffentlichen Aufrufe in den Leipziger Localblättern den Mitschuldigen des Betruges nicht zu Augen gekommen sind, selbst wenn dieselben geneigt sein sollten, sich selbst und die Ehre ihrer Familie der öffentlichen Schande preiszugeben, um eine unschuldig Angeklagte vom Tode zu erretten.

Freilich dürfen wir uns auch nicht das schwere Gewicht der Thatsachen verhehlen, welche gegen die Angeschuldigte sprechen. Sie hat in Leipzig gegen Niemand geäußert, daß sie ihr Kind dort zu lassen gedenke, sondern vielmehr erklärt, sie nehme dasselbe mit sich, um es ihrem Geliebten zu zeigen; aber mußte nicht gerade eine solche Erklärung den Absichten der geheimnißvollen Frau Werther entsprechen, welche ihr dieselbe vielleicht erst eingeflüstert hatte? Sie reiste am Abend des 11. Mai von Leipzig ab und behauptet, noch an demselben Abend bei den Bertram'schen Eheleuten in's Zimmer getreten sein, um sich aus ihrem dorthin vorausgeschickten Koffer ein Nachtkleid zu holen; während Jene eidlich versichern, daß sie erst am 12. Mai früh um fünf Uhr bei ihnen sich eingestellt habe, zu einer Zeit, zu welcher noch kein Frühzug von Leipzig angekommen sein konnte. Nur in jener Nacht vom 11. zum 12. Mai kann sie ihr Kind getödtet haben, wenn sie es überhaupt getödtet hat, weil nur für diese Zeit es an einem Nachweis über ihren Aufenthalt fehlt und weil erst von da an ihr Kind verschwunden ist. Als sie bei Bertram's eintrat, trug sie ein Bündel unter ihrem Arme und verschloß dasselbe in ihrem Koffer. Dieses Bündel enthielt bei späterer Prüfung die Kleider ihres Kindes in beschmutztem Zustande, als seien sie soeben erst einem Kinde vom Leibe genommen worden. Es waren die einzigen Kindersachen, welche die Hebamme Richter für sie angeschafft und welche sie im Trier'schen Institute überhaupt besessen hatte; aber stimmt dies nicht mit ihrer Angabe, daß die Frau Werther ihr die alten Kleider des Kindes zurückgegeben und nur den nach ihrer Entlassung aus dem Trier'schen Institute neu angeschafften Anzug behalten habe? Die Frau Fuchs bezeugt ferner, daß die Wechsung, während sie bei ihr krank gelegen, zwar mehrere Briefe erhalten habe, jedoch keinen aus Leipzig; reicht aber wohl diese Aussage hin, um zu bestreiten, daß jene Frau Werther existirt und der Angeschuldigten den Tod ihres Kindes gemeldet hat?

Die Angeklagte hat in Halle ihren Zustand und ihre erfolgte Niederkunft geleugnet; aber welchen Grund hätte sie auch dafür gehabt, jedem Unbetheiligten offen ihre Schande zu bekennen? Sie hat überhaupt mannigfach gelogen, selbst da, wo es durch ihre Vertheidigung nicht unbedingt geboten war, wie z. B. damals, als sie der Fuchs erzählte, sie sei erst am Abend des 14. Mai in Halle angekommen; allein hieraus geht nur hervor, daß sie eine gewohnheitsmäßige Lügnerin ist und nicht etwa erst zur Lüge ihre Zuflucht genommen hat, als es galt ein Verbrechen zu verheimlichen.

Das schwerste Moment, welches freilich die Angeklagte zu erdrücken droht, ist Folgendes. Am 16. Mai 1864 wurde bei Halle unterhalb der Gasanstalt ein nackter Kindesleichnam männlichen Geschlechtes in der Saale gefunden. Die Länge dieses Leichnams stimmt *annähernd* mit dem Maße, welches im Trier'schen Institute von dem Wechsung'schen Kinde genommen wurde, überein, und die geringe Differenz sucht die Anklage mit der Schwierigkeit, welche die Messung eines lebenden Kindes darbietet, zu erklären. Die Kindesleiche wog fünfzehn Loth schwerer als das vermißte Kind, und auch dieser Umstand wird durch das eingedrungene Wasser zu erläutern gesucht: die Augen der Leiche waren weiter in der Verwesung vorgeschritten, als andere Körpertheile, und es wurde allerdings festgestellt, daß die Augen des Wechsung'schen Kindes geschwürig gewesen waren; die Haare der Leiche waren blond und spärlich, gerade wie beim Wechsung'schen Kinde, und die Physikatspersonen gaben ihr Gutachten dahin ab, daß das fragliche Kind bei seinem Tode ungefähr vierzehn Tage alt gewesen und durch Ertrinken um's Leben gekommen sei. Von entfernteren Orten her konnte die Leiche auch nicht herbeigeschwommen sein, denn es war gerade niedriger Wasserstand, und ein Wehr, kurz über der Stelle, wo man die Leiche fand, würde dieselbe damals nicht durchgelassen haben. Das Kind mußte daher erst unterhalb des Wehres in das

Wasser geworfen worden sein, und die Vermuthung sprach dafür, daß dieses eben da geschehen, wo die Leiche gefunden wurde, weil hier gerade ein Wirbel in der Saale war, welcher einen einmal erfaßten Gegenstand nicht leicht wieder entließ. Hierzu kam noch, daß die Angeklagte zweimal in der Nähe dieses Platzes gedient hatte, und daß dicht dabei eine Brücke über die Saale nach mehreren Vergnügungsorten führt, über welche die Angeklagte häufig gekommen sein mußte.

Unter der Leitung des Polizeirathes Albrecht in Halle sind nun in der Stadt und in deren Umgegend die sorgfältigsten Nachforschungen nach verschwundenen Kindern angestellt worden; man hat von allen Küstern und Hebammen Verzeichnisse der in der Zeit vom 15. April bis zum 5. Mai 1864 in Halle und Umgegend geborenen Kinder eingezogen und deren Verbleib mit bewundernswerther Genauigkeit festgestellt. Auch öffentliche Aufrufe sind ohne Erfolg geblieben. Das ertrunkene Kind kann daher unmöglich eines von denjenigen sein, deren Geburt zur vorschriftsmäßigen Kenntniß der Hebammen und Küster gelangt war. Aber mußte es darum gerade das Kind der Angeklagten sein? Konnte es nicht von einem anderen unglücklichen Geschöpfe herrühren, welches sich zu dem verzweifelten Entschlusse gedrängt sah, den Zeugen seiner Schande für immer in den Fluthen zu begraben? Konnte das Kind nicht von einer durchreisenden Person herrühren? Pflegen nicht bei Kindern dieses Alters Gewicht und Maß ziemlich gleich zu sein? Sind Augenkrankheiten nicht bei neugeborenen Kindern eine ziemlich häufige Erscheinung? Sind blonde spärliche Haare bei Kindern so selten zu finden? Muß es nicht auffallen, daß jener Wasserwirbel die Kindesleiche vom 11. bis zum 16. Mai herumtrieb, ohne daß eine der zahlreichen auf der Brücke vorübergehenden Personen dieselbe bis dahin bemerkt haben sollte? Und vor Allem muß doch auch hervorgehoben werden, daß nicht der geringste Beweis dafür vorliegt, daß die Angeklagte überhaupt ihr Kind mit nach Halle gebracht hat.

Die Anklage lautete auf Mord; denn das Strafgesetz nimmt lediglich da einen nur mit zeitlicher Zuchthausstrafe bedrohten Kindesmord an, wo eine Mutter ihr nicht legitimes Kind entweder während der Geburt oder innerhalb der ersten vierundzwanzig Stunden nach derselben vorsätzlich um's Leben bringt, weil es im letzteren Falle voraussetzt, daß die Mutter in Folge von Schmerz, Aufregung und Furcht vor Schande nicht bei voller Zurechnungsfähigkeit gewesen sei.

Es ist ein ergreifender Anblick, zu sehen, wie ein einzelner Mensch vor ernsten zweifelnden Richtern und gegenüber einer Beweislast, zu deren Aufbringung der Staat alle Kräfte aufgeboten hat, um sein Leben kämpft, und doppelt ergreifend ist dieser Kampf da, wo ein schwaches Weib ihn führt. Die Angeklagte führte ihn, wie schon erwähnt, mit einer Ruhe und Umsicht, welche in Erstaunen setzten. Beiläufig sei bemerkt, daß der Vertheidiger sich fast nur darauf beschränkte, einen kürzlich vorgekommenen Fall aus der englischen Schwurgerichtspraxis ausführlich mitzutheilen und im Allgemeinen die Behauptung aufzustellen, daß ein Schuldig überall da nicht ausgesprochen werden dürfe, wo sich doch möglicherweise die Sache noch anders verhalten könne, ohne daß er aber nach Maßgabe dieses Grundsatzes die Einzelnheiten des Falles der Reihe nach einer tiefer gehenden Prüfung unterzog. Nach kurzer Berathung sprachen die Geschworenen mit elf Stimmen gegen eine über die Angeklagte das Schuldig aus, und selbst bei dieser einen Stimme ist es zweifelhaft, ob sie aus principieller Abneigung gegen die drohende Todesstrafe oder aus Ueberzeugung von der Unschuld der Angeklagten zu deren Gunsten ausfiel. Jedenfalls ist dieses Stimmenverhältniß indeß ein Beweis für die Schwere der Verdachtsmomente, welche sich über ihrem Haupte zusammengethürmt hatten. Aber weder jetzt, noch als der Gerichtshof das Todesurtheil über sie aussprach, verlor die Angeklagte ihre Fassung; ohne ein Geständniß abgelegt zu haben, folgte sie ihrem Wärter in das Gefängniß und wird dieses nur verlassen, um entweder das Schaffot zu besteigen, oder, im günstigsten Falle eines Gnadenactes, auf Lebenszeit hinter Zuchthausmauern zu verschwinden.

Haben wir es nun hier mit einer betrogenen Unglücklichen oder mit einer verlogenen Mörderin zu thun? Ist der Beweis wirklich so vollständig erbracht, daß es die Frau Werther nicht giebt und nicht geben kann? Es sei fern von uns, den Händen der Justiz eine ihr verfallene Schuldige wieder entreißen zu wollen; aber es kommt uns darauf an, das Geheimniß aufzuklären, welches über der Sache zu schweben scheint. Noch lebt, noch athmet die Angeschuldigte; noch hat das Henkerbeil seine grausige Arbeit nicht gethan. Noch ist die Möglichkeit gegeben, vielleicht eine Unschuldige zu retten, vielleicht aber auch die Schuld einer Verbrecherin so klar hinzustellen, daß selbst der geringste Zweifel, welcher etwa in der Brust eines ihrer Richter bei der Abstimmung der Geschworenen sich regt, schwinden muß. Scheuen wir diesen letzten Versuch nicht! An der Existenz der geheimnißvollen Frau Werther hängt das Leben der Angeklagten; das Erscheinen derselben giebt der Angeklagten Leben und Freiheit wieder! Wohlan denn, dehnen wir die Nachforschungen, welche bisher nur auf den kleinen Umkreis von Leipzig und Halle beschränkt waren, über ganz Deutschland aus. Es war dies bis zur Urtheilsfällung unmöglich, weil die Gesetze es verbieten, bis zu diesem Augenblick den Inhalt von Untersuchungsacten zu veröffentlichen. Lebt eine Frau Werther, sei es auch unter anderem Namen, so wird unser Ruf sie sicher erreichen. Die „Gartenlaube“, welche in der Hütte des schlichten Arbeiters ein ebenso willkommener Gast ist wie in den Sälen der Reichen, wird diese Frau ausfindig zu machen wissen, wenn dieselbe nicht überhaupt blos die schlaue Erfindung einer durchtriebenen Verbrecherin ist; sie wird dann auch diejenige Mutter erreichen, deren Kind in den Wellen der Saale todt gefunden wurde, wenn diese nicht mit der Angeklagten eine und dieselbe Person ist. Mögen diese Frauen der Wahrheit die Ehre geben! Mögen sie offen auftreten und für die Angeklagte Zeugniß ablegen! Möge Jeder, welcher Auskunft zu geben vermag, dieses thun!

Es gilt ein Menschenleben!

J. Chop.

Blätter und Blüthen.

Eine freche Verhöhnung der Gesetze. Um die Wirkungen des heilkräftigen Seebades zu paralysiren, hat das stolze England seit Jahren, versteht sich gegen Erlegung einer enormen Pachtsumme, auf Helgoland die Erlaubniß zur Haltung einer Spielhölle gegeben. Diese Bank auf Helgoland bringt, Dank den vielen Gimpeln, die sich dort rupfen lassen, trotz der großen Abgaben, einen enormen Reingewinn. Was liegt daran, wenn die sonst so segensreichen Wirkungen des Badeaufenthaltes durch die zerstörende Aufregung der spielenden, meistens nervenleidenden Patienten für diese in das Gegentheil umschlagen? Man behauptet, der Gouverneur der Insel beziehe von dem Pachtschilling einen Theil seiner Einkünfte, auch die Ausbesserung des Straßenpflasters wird davon bezahlt; Grund genug, der Spielerbande den Schutz der Gesetze angedeihen zu lassen! Da aber dieser Schutz vollständig ungesetzlich ist, so ereignete sich vor mehreren Jahren ein Vorfall, der beinahe dem ganzen Unwesen ein Ende gemacht hätte und der in seiner Art sehr komisch genannt werden könnte, wenn er nicht eine fast beispiellose Verhöhnung der englischen Gesetze, ausgeübt von englischen Unterthanen, unter der Aegide eines englischen Gouverneurs, in sich schlösse.

Ein verkommenes Subject hatte irgend wie erfahren, daß alle Hazardspiele in England durch Parlamentsacte strenge verboten sind. Darauf baute der Strolch nun den Plan, „die Bank auf Helgoland zu rupfen“. Gesagt, gethan! Er machte der Administration den bescheidenen Vorschlag, ihm eine große Summe auszubezahlen, widrigenfalls er sie ruiniren würde. Man behandelte ihn ganz einfach als Verrückten und warf ihn zur Thür hinaus. Der hartgesottene Projectenmacher aber begab sich zum Gouverneur und machte diesem mündlich und, als dieser darauf nicht einging, schriftlich die Anzeige, daß auf der Insel Helgoland eine Spielerbande ihr Wesen treibe, deren Aufhebung er nach den bestehenden Gesetzen verlange.

Nach einigen Wochen erhielt er von dem „Stellvertreter der Königin“ den Bescheid, daß dieser von dem Bestehen einer solchen Bank nichts wisse, daß er aber den Aufsichtsbehörden den Befehl zugesandt habe, nach einer solchen zu recherchiren.

Und wie komisch es auch klingt, während Tag für Tag öffentlich, im Curhause, zwei Spieltische unausgesetzt arbeiteten, suchten die Behörden von Helgoland einen halben Monat lang, um die denuncirte Bank aufzufinden, und berichteten wieder an den Gouverneur, daß ihnen dies trotz aller Mühe nicht gelungen und eine Spielhölle auf Helgoland nicht aufzufinden sei. Hierauf wurde das „Subject“ wegen Mangel an Subsistenzmitteln von der Insel verwiesen. Um aber dem Eclat, den die Sache dort in sehr unliebsamer Weise verursachte, ein kleines Mäntelchen umzuhängen, wurden die Nachforschungen nach der Spielbank, die sich auf Helgoland befinden „solle“, so eifrig fortgesetzt, daß dieselbe kurz vor dem Schluß der Saison richtig aufgefunden und drei Tage vor dem Ende derselben wirklich polizeilich geschlossen wurde. Natürlich trat das Bänkchen im nächsten Sommer zu neuem blühenden Leben auf und besteht seit der Zeit unangefochten und unbehelligt weiter. Einen Commentar braucht die Geschichte nicht, wohl aber die möglichste Verbreitung.

Kleiner Briefkasten.

M. v. d. Gr— n in Berlin. Schon mit nächster Nummer beginnt wieder eine größere Erzählung. Im Uebrigen werden wir Ihren und den Wünschen vieler Leser gemäß, zu dem alten Principe der Gartenlaube, wo möglich in jedem Monatshefte eine Erzählung abzuschließen, fortan zurückkehren.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die zwölf Apostel.

Von E. Marlitt.

Am äußersten Ende einer kleinen mitteldeutschen Stadt, da, wo die letzten Gäßchen steil den Berg hinaufklettern, lag das alte Nonnenkloster. Es war ein unheimliches Gebäude mit seinen eingesunkenen Fenstern, seinen kreischenden Wetterfahnen und den unaufhörlich um den First kreisenden Dohlenschwärmen. Aus dem Mauergefüge quollen dicke Grasbüschel und zwischen den zerbröckelten Steinzierrathen über dem gewölbten Thorweg nickte ein kleiner Wald von Baumschößlingen. Wie zwei altersschwache Cameraden, deren einer den anderen stützt, lehnten sich der Bau und ein uraltes Stück Stadtmauer aneinander, und das war vortheilhaft für das Kloster, denn die Mauer war sehr dick; man hatte ihren breiten Rücken mit Erde belastet, und nun sproßte und blühte es da droben so üppig, als gäbe es keine Mauersteine unter der Erdschicht. Freilich war das Ganze nur ein längliches Blumenbeet, von einem kaum fußbreiten Weg durchschnitten; dafür war es aber auch sauber gehalten wie ein Schmuckkästchen. An den Wegrändern blühte ein Kranz weißer Federnelken; Lilien und Nachtviolen standen auf dem Beet, und die glührothen Früchte der Erdbeeren, sammt ihren breiten gezackten Blättern, mischten sich mit dem wilden Thymian, der, am Mauerrand hinabkletternd, seine feinen Zweige behutsam in die Steinritzen legte. Hinter der Mauer lag der ehemalige Klostergarten; jetzt ein wüster, ungepflegter Grasfleck, auf dem die wenigen Ziegen der Klosterbewohner ihr karges Futter suchen durften. Aber an der Mauer selbst stand eine ganze Wildniß von Syringen und Haselstauden; die bildeten droben am Gärtchen eine grüne undurchdringliche Wand. Die Syringen hingen im Frühjahr ihre blauen und weißen Blüthentrauben über das einzige hölzerne Bänkchen des kleinen Gartens, und ein alter Kastanienbaum breitete seine Aeste weit über die Mauer bis in die Straße hinein, deren armselige Häuserreihe hier mündete und von dem letzten Haus nur die Rückwand ohne Fenster sehen ließ.

Es würde wohl nie ein fremder Fuß diesen entlegenen, sehr wenig einladenden Stadttheil betreten haben, wenn nicht das alte Kloster ein Juwel neben sich gehabt hätte, ein köstliches Denkmal längst versunkener Zeiten, die Liebfrauenkirche, um deren zwei schlanke Thürme eine ganze reiche Sagenwelt webte und blühte. Die Kirche stand unbenutzt und verschlossen und nie mehr seit dem letzten Miserere der Nonnen hatten heilige Klänge durch die mächtigen Säulengänge gerauscht. Die ewige Lampe war verlöscht; die Orgel lag zertrümmert am Boden; um den verlassenen Hochaltar flatterten Schwalben und Fledermäuse, und die prächtigen, anspruchsvollen Grabmonumente alter untergegangener Geschlechter ruhten unter dichten Staubschichten. Nur die Glocken, deren wundervolles harmonisches Zusammenklingen in der ganzen Gegend berühmt war, schwangen sich noch allsonntäglich über den verwaisten Hallen, aber ihr wehmüthiger Klang vermochte nicht die Gläubigen dahin zurückzuführen.

Daß man neben diesem Prachtbau mit seinen granitnen Mauern und Säulen das hinfällige Kloster stehen ließ, hatte seinen Grund in der weisen Oekonomie der löblichen Stadtbehörde. Es hatte längst seine eigentliche Bestimmung verloren. Luther's gewaltiges Wort hatte auch hier die Riegel gesprengt. Die zur neuen Lehre bekehrte Stadt duldete die gottgeweihten Jungfrauen, bis die letzte derselben eines seligen Todes verblichen war; dann aber fiel das Klostergebäude der Stadt-Verwaltung anheim, die es einem Theil der Armen als Asyl einräumte. Seit der Zeit sah man hinter den vergitterten Fenstern statt der bleichen Nonnengesichter bärtige Züge, oder den Kopf einer emsig stickenden und keifenden Hausmutter, während auf den ausgewaschenen Steinplatten des Hofes, welche früher nur die leise Sohle und die klösterliche Schleppe der frommen Schwestern berührt hatten, eine Schaar wilder, zerlumpter Kinder sich tummelte. Außer dem blühenden Gärtchen auf der Mauer aber hatte das alte Haus noch eine freundliche Seite, auf welcher der Blick ausruhen konnte, wenn er all das hier zusammengedrängte menschliche Elend gesehen hatte. Die Ecke, an welche die Stadtmauer stieß, zeigte vier sauber gewaschene Fenster mit weißen Vorhängen, von denen das letzte so auf das Gärtchen mündete, daß es bequem als Thür benutzt werden konnte, was jedenfalls auch geschah, denn an gewissen Tagen in der Woche war es weit geöffnet. Ein Seil voll feiner Wäsche zog sich von da bis zum Kastanienbaum, und man konnte sehen, wie eine weibliche Gestalt, die aufgesteckte Schürze voll Klammern, geschäftig aus- und einstieg. Das war die alte Jungfer Hartmann. Sie hieß eigentlich Suschen, wurde aber in der ganzen Stadt schon so lange „die Seejungfer" (Libelle) genannt, daß viele Leute ihren eigentlichen Namen gar nicht mehr wußten. Und das kam von ihrem absonderlichen Aeußern, nicht etwa um ihrer flüchtigen Grazie oder Farbenschönheit willen — die haben mit dem sechzigsten Lebensjahre selten mehr etwas gemein — es geschah vielmehr des seltsam huschenden, scheuen Ganges wegen, mit dem diese lange, gestreckte Gestalt durch die Straßen eilte. Im Uebrigen glich sie viel eher einer Fledermaus, vermöge ihrer scharf gebogenen, fast durchsichtig mageren Nase, ihrer aschfarbenen Haut und der großen glanzlosen Augen, welche sich meist schüchtern unter den äußerst dünnen Augendeckeln verbargen. Dieser Eindruck wurde durch das schwarze Bürgerhäubchen vervollständigt, das, knapp anschließend,

kein Haar auf der Stirn sehen ließ und zu beiden Seiten abstehende Spitzengarnirungen hatte. Die Seejungfer war das Kind eines sehr armen Schusters, der sie und ihren etwas älteren Bruder Leberecht streng und gottesfürchtig erzogen hatte und für beide Kinder keine kühneren Wünsche hegte, als daß Suschen später im Dienst ihr redliches Brod erwerbe und sein Erstgeborner ihm dereinst auf dem Dreibein gegenüber sitzen und das ehrsame Schusterhandwerk betreiben werde. Das stille, sanfte Suschen, für dessen Ideenkreis die engen Wände der Schusterstube vollkommen genügten, war ganz mit dem Lebensziel einverstanden, das der Vater ihr vorgesteckt. Dem jungen Leberecht jedoch wuchsen die Flügel um ein Beträchtliches länger, ja, sie reichten sogar bis zur Gottesgelahrtheit hinan. Er besaß glänzende geistige Fähigkeiten, welche ein eiserner Fleiß unterstützte, und so gelang es ihm denn auch, mittelst eines Stipendiums, Theologie zu studiren. Er hatte bereits sein Examen ausgezeichnet bestanden und einige Mal bei großem Zudrang in seiner Vaterstadt vortrefflich gepredigt, als er infolge seiner rastlosen geistigen Thätigkeit auf das Krankenlager sank, um sich nie wieder zu erheben — er starb an der Lungenschwindsucht.

Suschen, die den Bruder wie ein höheres Wesen verehrt hatte, erlag fast ihrem Schmerz, aber sie hatte ein halbverwaistes Kind zu pflegen und zu erziehen; deshalb mußte sie sich aufraffen, was sie auch redlich that. Mit dem Kind hatte es folgende Bewandtniß. Einmal, als bereits der junge Leberecht täglich nach Prima wanderte und Suschen schon seit längerer Zeit von den ehrbaren Bürgersfrauen mit „Jungfer" titulirt wurde, geschah es, daß sich der Storch „sehr verspäteter und unnöthiger Weise", wie sich der entsetzte Schuster ausdrückte, auf dessen Dach abermals niederließ; seit dem letzten Kind, das er todt gebracht hatte, war er neun Jahre ausgeblieben. Mit schwerem Herzen und sorgenvoller Stirn zog die Meistersfrau die wurmstichige Wiege aus dem dunkelsten Bodenwinkel, verjagte die erschrockenen Spinnen aus dem kleinen Bett, fuhr mit einem nassen Tuch über dessen schmale Seitenwände, worauf alsbald grobgemalte Engelsköpfe mit brennendrothen Backen und himmelblauen Augen triumphirend erschienen, und stellte es sacht neben ihr Bett, unweit des alten Dreibeins, auf welchem der Schuster mit wahrer Wuth eine unglückliche Stiefelsohle behämmerte.

Das half aber Alles nichts; die Wiege konnte er doch nicht in Stücke zerhämmern, und später hätte er es wahrscheinlicher Weise auch gar nicht gethan, denn da lag etwas Niedliches darin. Aber es war gerade, als sei der uralte Storch mit einem Mal blödsichtig geworden und als hätte er die aufgehangenen Leisten in der Schusterstube für Ahnenschilder eines alten erlauchten Geschlechts gehalten, denn das Kind in der Wiege sah gar nicht in die eigentlich sehr unschöne Schusterfamilie, und sah überhaupt nicht aus wie ein Schusterkind; es lag vielmehr mit seiner blendend weißen Haut, dem zartgoldenen, feinen Haar und den großen, blauen Augen wie eine Prinzessin in den groben Kissen. Dafür wurde es aber auch der Augapfel des Vaters — die Mutter starb bei der Geburt der Kleinen — und ein Gegenstand der unausgesetzten Bewunderung seiner Geschwister. Während der junge Lateiner mit gewandter Feder seine Uebersetzungen schrieb, erhielt sein Fuß die Wiege im sanften Schwunge. Alle weiblichen Schönheiten des classischen Alterthums schmückte seine jugendliche Phantasie mit den feinen Zügen des Schwesterchens, und das erste Lächeln des Kindes begeisterte ihn zu Versen. Suschen dagegen ließ der Kleinen die sorgfältigste körperliche Pflege angedeihen. Sie hielt sie stets fleckenlos sauber und ging nie mehr aus ohne das Kind auf dem Arm, denn die Menschen blieben ja auf der Straße stehen und konnten sich nicht satt sehen an dem reizenden kleinen Blondkopf.

Als der Bruder Leberecht todt war und der Schuster auch bald darauf das Zeitliche segnete, da bezog die Seejungfer die ihr mitleidig gewährte Freistätte im alten Kloster und etablirte sich als Feinwäscherin. Sie brachte nichts mit, als ihre unerzogene Schwester, die geringen ererbten Habseligkeiten und ihre arbeitenden Hände. Was aber die Aufmerksamkeit und besonders den Tadel der neugierig gaffenden Klosterbewohner erregte, das war ein netter, kleiner Glasschrank mit grünen Wollvorhängen, den die Seejungfer in die neue Wohnung schaffen ließ. Dies Schränkchen enthielt die sämmtlichen Bücher des verstorbenen Bruders. Für Suschen selbst konnten diese literarischen Schätze freilich keinen Werth haben, denn sie verstand ja nichts von all dem, was darin stand; allein sie hatte oft genug gesehen, mit welch innigem Behagen der Bruder diese Lieblinge musterte, wie er darbte und sparte, um dies oder jenes heißgewünschte Werk anschaffen zu können. Auf jedem Titelblatt stand sein Name mit der zierlichen Schrift, die sie immer so bewundern mußte; aus jedem Buch guckten einzelne Papierstreifen, welche er bei bemerkenswerthen Stellen eingelegt hatte; manches steckte noch im schützenden Papiereinband, der sorgfältig mit Oblaten drüber geklebt war, und das waren für sie lauter Heiligthümer, von denen sie sich um keinen Preis der Welt getrennt hätte, lieber wäre sie Hungers gestorben. Deshalb aber wurde sie auch zum ersten Mal in ihrem Leben heftig, als die Nachbarinnen ihr riethen, das unnütze Zeug zu verkaufen.

Die Seejungfer lebte von nun an nur ihrer Arbeit und der Erziehung ihrer kleinen Schwester, Magdalene, die denn auch im Laufe der Zeit zu einem auffallend schönen Mädchen heranblühte. Suschen betrachtete sie oft mit geheimer Lust und sah sie schon im Geiste als die stattliche Hausfrau eines ebenso stattlichen Bürgers und Meisters. Allein das Schicksal fragt ebensowenig, wie ein junges liebendes Herz nach den Plänen einer mütterlichen Liebe und Fürsorge, und so wurde Suschen sehr bald und sehr unsanft aus ihren Versorgungsträumen geweckt.

Nicht weit von der Stadt, in der diese kleine Geschichte spielt, lebte zu jener Zeit auf einem einsamen Schlosse eine einsame, verwittwete Prinzessin, in deren Diensten sich, da sie eine leidenschaftliche Kunstliebhaberin war, ein italienischer Künstler befand. Dieser Neapolitaner nun war es, welcher den Strich durch Suschens Zukunftspläne machte. Er war ein schöner Mann mit feurigen, dunklen Augen und kohlschwarzen Locken. Eines Tags sah er die blonde Magdalene Hartmann, wie sie, einen Korb voll feiner Wäsche auf dem Kopfe, durch den Schloßgarten schritt. Alsbald entbrannte er in heftiger Leidenschaft für sie, und als er ihr, wenige Wochen darauf, nachdem er verschiedene Male mit ihr gesprochen, in der schattigen Lindenallee des fürstlichen Gartens seine glühende Liebe gestand, da konnte auch sie nicht widerstehen und versprach ihm, wenn auch unter Thränen und heftigen Angstschauern, ihm in seine prächtige südliche Heimath zu folgen.

Das war aber ein furchtbarer Schlag für die Seejungfer, als Magdalene ihren Entschluß aussprach und zugleich versicherte, daß sie sterben würde, wenn sie dem Geliebten nicht folgen dürfe. Suschen wollte jammern und bitten, allein infolge der letzten Drohung des jungen Mädchens verschluckte sie ihre Thränen und ließ es widerstandslos geschehen, daß eines Morgens, nach einer einfachen Trauung, der Bildhauer Beroaldo seine junge, blonde Frau in den Wagen hob und für immer der deutschen Heimath entführte. Vierzehn Jahre lang kamen regelmäßig Briefe aus Italien und berichteten wechselnd Glück und Leid, im fünfzehnten aber erschien eines Morgens ein dickes Briefpaket aus Neapel; es war gar nicht von Magdalenens Hand, und als es geöffnet wurde, da fiel ein Brieflein der Schwester heraus, in welchem sie die Seejungfer beschwor, sich ihres einzigen Kindes anzunehmen, weil sie sich dem Tode nahe fühle. Dabei lag ein Schreiben der Behörde, welches besagte, daß der Bildhauer Giuseppe Beroaldo sammt seiner Ehehälfte an einem hitzigen Fieber und mit Hinterlassung einer achtjährigen Tochter das Zeitliche gesegnet habe. Ein Freund des Verstorbenen wolle das verwaiste Kind bis nach Wien mitnehmen, von wo es aber die Verwandte abholen müsse, sofern sie nicht wolle, daß es einer öffentlichen Anstalt übergeben werde. Zugleich wurde darauf hingewiesen, daß die Eltern völlig mittellos gewesen seien und der Kleinen auch nicht das geringste Erbe hinterlassen hätten.

Anfänglich weinte die Seejungfer bitterlich, dann aber faßte sie sich wunderbar schnell und entfaltete eine ungemeine Energie und Rührigkeit. Sie nahm die Ohrringe der seligen Mutter und die, welche sie selbst an ihrem Confirmationstage als Pathengeschenk erhalten, aus dem sogenannten Heiligthum, einer alten, mit Watte gefüllten Schachtel; dann trennte sie aus dem weißen Bürgerhäubchen, das der Mutter höchster Schmuck gewesen war, den goldgestickten Boden; die dicke silberne Uhr des Vaters und zwölf silberne Westenknöpfe wurden auch dazu gelegt. Dies Alles trug sie zum Goldschmied und verkaufte es. Hierauf schloß sie das Glasschränkchen auf und nahm — kein Buch — sondern ein schweres Päckchen mit bebender Hand und feuchtem Auge heraus. Um das Päckchen war ein weißes Papier gelegt und darauf stand in großen, steifen Buchstaben und sehr unorthographisch geschrieben: „Ich möchte gern für dieses Geld ein ehrliches Begräbniß

haben, aber auch einen Leichenstein, und darauf soll stehen: Jungfer Susanna Hartmann." In dem Päckchen befanden sich dreißig blanke Silberstücke, die gaben mit dem Erlös der verkauften Sachen zusammen fünfundvierzig Thaler.

Eines Morgens sah man hinter den Fenstern der Seejungfer statt der weißen Kattunvorhänge festanschließende, mit blauem Papier beklebte Fenstereinsätze, und die Blumentöpfe auf den Simsen waren verschwunden. Die Seejungfer hatte sich, zum maßlosen Erstaunen der Klosterbewohner, aufgemacht, das Kind der verstorbenen Schwester zu holen. Drei Wochen blieb sie aus; da plötzlich, an einem Sonnabend Nachmittag, trat die Seejungfer wieder in den Klosterhof, ebenso geräuschlos kommend, wie sie gegangen war. Alt und Jung stürzte aus den Thüren und umringte die Ankommende, die, scheu und wortkarg wie immer, auf alle Fragen des andringenden Haufens nur erwiderte, daß sie in Wien gewesen sei, und als Beweis dafür auf ein kleines Mädchen zeigte, welches den Kopf ängstlich in den Rockfalten der Seejungfer zu bergen suchte. Es war aber ein merkwürdiges kleines Wesen, das die Alte da mitgebracht hatte, ein wahres „Taterkind" (Zigeunerkind), wie die Nachbarinnen meinten, ein Wechselbalg, vor dem man sich fürchten könne — es sei ganz unmöglich, daß die schneeweiße, goldhaarige Magdalene solch ein schwarzgelbes Ding zur Welt gebracht habe. Die Seejungfer sei angeführt worden, das müsse ein Kind einsehen. Und in der That, das braune Gesicht der Kleinen, die ziemlich große Nase und der Wust pechschwarzen Haares, der auf eine niedrige Stirne fiel, dies Alles hatte auch die Seejungfer erschreckt. Trotzdem konnte sie die Zweifel der Nachbarinnen nicht theilen, denn das Mädchen trug unverkennbar die Züge ihres italienischen Vaters. Es hatte auch seine wunderbar tiefen, glänzenden Augen, deren Schönheit jedoch durch die schwarzen, zu stark entwickelten Brauen sehr beeinträchtigt wurde, welche auch dem Gesicht jede Spur von Kindlichkeit nahmen.

Nach einigen Tagen der Ruhe, welche hauptsächlich dazu benutzt wurden, der Kleinen ein möglichst sauberes, gefälliges Ansehen zu geben, führte die Seejungfer ihren kleinen Fremdling in Begleitung der üblichen Zuckerdüte nach der Schule. Die erste Vorstellung fiel, wie die zaghafte Alte richtig vorausgesehen hatte, nichts weniger als glänzend aus. Das Kind hielt krampfhaft die Hand der Muhme umschlossen und fuhr mit dem Kopfe heftig unter deren Mantel, als der Lehrer es anredete. Die sanften Bitten der Seejungfer und die eindringlichen Reden des Lehrers bezweckten nichts weiter, als daß die Kleine sich nur um so tiefer in die Kleider der Alten einwühlte, bis endlich dem Lehrer die Geduld riß und er scheltend das kleine Mädchen unter dem Mantel hervorzog. Da brach aber die ganze Classe in ein schallendes Gelächter aus, denn der mittelst Pomade und Kamm mühsam gebändigte Haarwust hatte sich bei der heftigen Gegenwehr des Kindes aufgelöst und starrte nun nach allen Himmelsgegenden. Zu gleicher Zeit aber erhub die Kleine ein so schmerzliches Geschrei, daß der Lehrer sich zornroth die Ohren zuhielt und die Seejungfer vor Angst am ganzen Leibe zitterte.

Von jenem Tage an war die kleine Fremde so zu sagen vogelfrei in den Augen der anderen Kinder. Sie verwarfen ihren Eigennamen Maddalena, der so sanft klang, und nannten sie einstimmig „Tater", ob auch die Kleine wüthend wurde, ihre weißen Zähne zornig wies und mit dem Fuße stampfte. Sie lief meist wie gescheucht nach Hause, der Kinderschwarm lärmend hinterdrein, bis sich die Verfolgte auf einen Eckstein flüchtete, dort die verschränkten mageren Arme über die Augen hielt und regungslos stehen blieb. Dann sah man nur noch an der kleinen, heftig athmenden Brust, daß Leben in ihr war; sie rührte sich auch dann nicht mehr, wenn die wilden Kinder sie an den Kleidern zupften oder mit Wasser bespritzten, und wartete geduldig, bis vernünftige Erwachsene sie befreiten und ihre kleinen Peiniger nach Hause gehen hießen. Bei den Lehrern fand sie wenig Schutz. Sie fühlten keine Sympathie für das kleine unheimliche Wesen, das bei jeder Frage die düsteren Augen wild erschreckt auf sie heftete und nur selten, am allerwenigsten aber mittelst Drohungen oder rauher Worte zu einer Antwort sich bewegen ließ. Freilich zeugte dieselbe dann stets von einer merkwürdigen Fassungskraft und von einem klaren Verständniß dessen, was der Lehrer vorgetragen; allein die wenigen Worte wurden gewöhnlich rauh und in fremdklingendem Deutsch hervorgestoßen und von so heftigen Gesten begleitet, daß allgemeines Gelächter entstand.

Seit jenem denkwürdigen Abend, an welchem die kleine Waise aus dem Süden zum ersten Male die Freistätte des Elends betrat, mochten ohngefähr zwölf Jahre verstrichen sein — und hier beginnt eigentlich diese Erzählung — als an einem Pfingstsonntag, und zwar gerade als die sogenannte große Glocke mit tiefem, mächtigem Klange in das Nachmittagsgeläute einfiel, ein junger Mann am Eingang der schmalen Gasse erschien, welche nach dem Kloster führte. Offenbar war er dem Geläute bis hierher gefolgt. Er blieb einen Augenblick stehen, gleichsam überwältigt von der Macht dieser wundervollen Harmonie. Zwei greise Mütterchen, festlich angethan mit dem silberbetreßten Bürgerhäubchen und in den stattlichen, radförmigen Tuchmantel gehüllt, schritten an ihm vorüber nach der Kirche und grüßten freundlich. Auch verschiedene Fenster öffneten sich, aus denen Männer in Hemdärmeln und Frauen mit der Kaffeetasse in der Hand die neugierigen Gesichter steckten. Der junge Mann aber bemerkte dies Alles nicht; das Auge auf den Thurm gerichtet, durch dessen offene Luken man deutlich die schwingenden Glocken sehen konnte, ging er langsam weiter bis zu dem Gärtchen auf der Mauer. Dort, durch den Kastanienbaum gegen die brennenden Sonnenstrahlen geschützt, lehnte er sich an das Gemäuer und lauschte bewegungslos. Da erhob sich ein schwacher Luftzug; ein weißes Blatt flatterte vom Mauerrand herab zu seinen Füßen, zugleich lief eine weibliche Gestalt droben durch das Gärtchen und verschwand in dem offenstehenden Fenster. Die Erscheinung war flüchtig und lautlos vorübergeglitten wie ein Schatten. Der junge Mann hatte nur einen feingeformten Hinterkopf mit einem prächtigen bläulich-schwarzen Flechtengewirr und einen entblößten, schöngerundeten Arm gesehen, der das Fensterkreuz umschlang, während der schlanke Leib sich in das Innere des Hauses bog; allein in dieser einen Bewegung lag so viel jugendliche Anmuth, eine so schlangengewandte Biegsamkeit, daß der Beobachter drunten auf der Straße ohne Zweifel auch ein dazu gehörendes Gesicht voll Liebreiz voraussetzte, denn er musterte sofort mit großem Interesse die Fensterreihe mit den weißen Vorhängen, hinter deren einem jedoch nur das scharfe Profil der Seejungfer sichtbar war, wie sie, die Brille tief auf die Nase herabgedrückt und das Gesangbuch weit abhaltend, ihr Nachmittagsgebet las.

Der Fremde hob das Blatt auf, das noch vor ihm auf dem Boden lag. Es enthielt das flüchtig, doch correct mit Bleistift hingeworfene Portrait einer Frau, ein wunderliebliches, aber echt deutsches Gesicht, von lichtem Haar umrahmt, unter dem kleidsamen Schleier der Neapolitanerinnen. Das Blatt war jedenfalls von dem Steintisch droben auf der Mauer herabgefallen, dessen Platte mit verschiedenen Papieren bedeckt war; auch mehrere Bücher lagen dort. Diese Zeichen einer höheren geistigen Beschäftigung sammt dem improvisirten hohen Gärtchen voll Blüthenduft und Käfergeschwirr sahen merkwürdig genug aus inmitten der zerfallenen, armseligen Umgebung, fast wie ein versprengtes Märchen, das sich in die rauhe Wirklichkeit verirrt hat.

Unterdeß hatte das Geläute einen immer mächtigeren Aufschwung genommen, ein Zeichen, daß es seinem Ende nahte. Der junge Mann sah wieder hinauf nach dem Thurmfenster, aber statt der schwingenden Glocken erschien jetzt eine helle Gestalt in der schmalen Oeffnung, es war dieselbe Erscheinung, die vorhin so rasch über die Mauer gehuscht war. Der Fremde hatte nicht so bald dies bemerkt, als er auch das Kloster und die Kirche umschritt und die alte, ausgetretene Steintreppe des Glockenthurmes hinanstieg. Als er oben war, fiel sein erster Blick auf die Gestalt im Fenster, und überrascht blieb er stehen. Es war ein junges Mädchen, das da still und regungslos mit gefalteten Händen auf dem Sims saß. Das Spitzbogenfenster mit seinen feingemeißelten Arabesken umschloß sie wie ein enger Rahmen, und gegen den tiefblauen Himmel draußen, der sich erst in weiter Ferne auf einen schöngeschwungenen, in zartes Violet getauchten Bergrücken legte, zeichnete sich ein bewundernswürdiges Profil ab, rein und tadellos in der Form und von einem hinreißenden Ausdruck beseelt.

Der Blick des Fremden, der unverwandt und erstaunt auf dem Gesicht haftete, schien indeß etwas wie eine magnetische Kraft zu besitzen, denn das Mädchen wandte plötzlich den Kopf nach innen. Ihr dunkles Auge öffnete sich weit und starrte ihn einen Augenblick an, als käme er aus der Geisterwelt, dann aber sprang sie mit einem Schrei vom Sims herab, barg den Kopf in beiden Händen und rannte in dem schmalen Gange, der zwischen den Glocken und der Mauer blieb, wie in Todesangst einen Ausweg

suchend, auf und ab. Da es jedoch den Anschein hatte, als ob sie sich in ihrer Verwirrung zwischen das sausende Erz stürzen wolle, so lief ein alter Mann hinzu, welcher sie am Arme faßte und, um das Glockengebraus zu übertönen, ihr heftig und laut in die Ohren schrie. Sie aber riß sich los und eilte mit Blitzesschnelle und abgewendetem Gesicht an dem Fremden vorüber, die Treppe hinab, wo sie alsbald in der unten herrschenden Dunkelheit verschwand.

Dies Alles war das Werk eines Augenblickes gewesen. Zugleich erschollen die letzten Glockenschläge mit fast betäubender Gewalt, um bald darauf hinzusterben in ein schwaches, unregelmäßiges Klingen, das zuletzt als wehmüthiges Tongeflüster in den Lüften verschwamm. Dann hingen sie still und dunkel da, die Glocken, mit gebundenen Schwingen den Klangreichthum in sich betrauernd, weil er schweigen muß nach dem Willen der kleinen Menschen da drunten. Aber noch lange nach ihrem Verklingen, selbst wenn der schwächste Ton ausgezittert hat, ist es, als entströme ihnen ein unsichtbares Leben, als zögen die Geister der abgeschiedenen Klänge leise dem Strome nach, der mächtig hinausfluthet und in Millionen Arme getheilt an die Menschenbrust schlägt; er rauscht an das verstockte Gemüth, das sich grimmig wehrt und windet unter der unabweisbaren Mahnung, und löst sich harmonisch auf in der spiegelklaren Fluth, die wir „eine reine Seele" nennen.

Mehrere Männer, welche das Geläute besorgt hatten, waren indessen von den Balken herabgestiegen und gingen grüßend die Treppe hinab, indem sie ihre Röcke anzogen. Jener alte Mann aber, der mit dem Mädchen gesprochen hatte, zog höflich seine Mütze vor dem Fremden, wobei ein ehrwürdiger, schneeweißer Scheitel sichtbar wurde, und sagte mit einem eigenthümlich gutmüthigen Anflug in der Stimme:

„Was hat denn der Herr dem Lenchen gethan, daß sie so ganz außer Rand und Band war? Um ein Haar wär' sie von den Glocken erschlagen worden."

„Sehe ich denn aus wie ein Mädchenverfolger, alter Jacob?" fragte lächelnd der junge Mann.

Der Alte blickte erstaunt auf. „Der Herr kennt mich?" fragte er und sah dem Fremden forschend in's Gesicht, während er die dicken, weißen Augenbrauen zusammenzog und die Hand schützend über die Augen hielt, um besser sehen zu können.

„Es scheint, ich habe ein treueres Gedächtniß für meine alten Freunde, als Ihr ... Wie könnte ich wohl den Mann vergessen, der alle meine tollen Knabenstreiche unterstützte, der mir manchen Apfel vom Baume geschüttelt hat und mich gern als zweiten Reiter auf meines Vaters Braunem duldete, wenn er ihn nach der Schwemme ritt!" erwiderte der Fremde und reichte dem Alten freundlich die Hand.

„Herr Jesus!" rief der alte Mann. „Nein, wie kann man aber auch so blind werden! Ja, das Alter, das Alter ... Na, das ist eine Freude! ... Hätt' nicht gemeint, den jungen Herrn Werner in meinen alten Tagen noch einmal zu sehen ... Und wie groß und stattlich Sie geworden sind ... Jetzt müßte die sel'ge Mutter kommen, die würde wohl Augen machen, wenn sie ihr Herzblut sähe! — Bleiben Sie denn nun aber auch bei uns?"

„Für's Erste, ja ... Nun sagt mir aber, wer ist denn das Mädchen, das hier im Fenster saß?"

„'s Lenchen, der Seejungfer ihr Schwesterkind."

„Was, der Tater?"

„Ach, du meine Güte, das wissen Sie noch? ... Ja, die bösen Kinder hatten sie so getauft; aber aus dem Tater ist ein schönes Mädchen geworden. Die Leute wissen's nicht so, weil sie sich immer hinter den Mauern verkriecht, und in den armseligen Kleidern sieht man's auch nicht gleich ... Es giebt auch Dumme genug, die meinen, es sei nicht ganz richtig bei ihr, weil sie manchmal so absonderlich ist. Es ist wahr, sie führt freilich mitunter Reden, die Unsereiner nicht versteht, muß sie denn aber deshalb gerade verrückt sein? ... Sehen Sie, Herr Werner," fuhr der Alte fort und strich mit der großen, schwieligen Hand über die Augen, „das ist immer gar ein armes Ding gewesen, so allein, keinen Vater und keine Mutter ... Ich hatte sie im Anfang gar nicht weiter angesehen, wenn sie auf den Thurm kam, die Andern nannten sie nur die Unke, weil sie immer so still in ihr Winkelchen kroch, aber einmal, da sah ich sie, wie sie ihr Köpfchen in die eine Glocke legte, die gerade ausgeklungen hatte, und sie streichelte, als ob es ein lieber Mensch sei, das dauerte mich. Ich ging auf sie zu und redete sie an, da machte sie jedoch ganz erschrockene Augen und schoß die Treppe hinunter wie eine wilde Katze. Später hat sich's aber doch noch gemacht. Wir wurden gute Freunde, und ich gewöhnte mich so an das närrische kleine Ding, daß mir nachher meine Frau jeden Sonntag mein Töpfchen Kaffee hierher auf den Thurm bringen mußte, weil ich ihn daheim immer kalt werden ließ; daß da die Kleine mittrank, können Sie sich denken."

„Dann habe ich Euch heute um Euer Kaffeestündchen gebracht, denn es scheint, das Mädchen kommt nicht wieder," sagte Werner und bog sich aus dem Thurmfenster. Tief unten lag das Mauergärtchen, aber es herrschte dort sowohl, wie in der kleinen Gasse eine Todtenstille. Die Sonne lag brütend auf der engen Ecke, und Alles, was lebte, hatte sich hinter die kühlen Mauern geflüchtet.

„Ja, ich glaub's auch," entgegnete der Alte, „heute kommt sie nicht mehr, sie hat sich zu sehr erschreckt; möchte nur wissen, warum. Sie geht freilich allen Menschen aus dem Wege, aber das thut sie gewöhnlich still, ohne daß es die Andern groß merken ... Ich weiß nicht, was heute in sie gefahren ist; Sie sehen doch wahrhaftig nicht so aus, daß man sich fürchten müßte, Herr Werner!"

Der Blick des Alten glitt bei diesen Worten wohlgefällig über die auffallend schöne, imposante Gestalt des jungen Mannes; der aber zog seine Brieftasche hervor und zeigte Jacob die gefundene Bleistiftzeichnung.

„Ach, das ist Lenchen ihre sel'ge Mutter!" sagte dieser, „das Bildchen hat die Kleine selbst aus dem Gedächtniß gemacht."

„Wie," rief Werner erstaunt, „das junge Mädchen?"

„Ja wohl, die malt, wie irgend Einer. ‚Setze Dich hierher, Jacob,' sagt sie manchmal, wenn wir hier oben zusammensitzen. ‚Siehst Du, da kommt ein heller Sonnenstrahl, der fällt gerade auf Deinen Kopf, so muß ich Dich zeichnen' ... und da dauert's keine Viertelstunde, da steh' ich alter Kerl da auf dem Papier, daß die Leute hell auflachen, so ähnlich ist's. ... Da wohnte lange Jahre ein alter Maler im Kloster. Er soll seine Sache recht gut verstanden haben, allein er war aus der Mode gekommen, die vornehmen Leute sagten, er lege nicht den rechten Verstand in die Gesichter ... du lieber Gott, da mag auch manchmal guter Rath theuer gewesen sein, denn Etwas malen, was nicht da ist, dazu gehört wohl ebensoviel Kunst, als wenn man Glocken läuten will, die keinen Klöppel haben. ... Nun, der alte Mann hat gemerkt, daß in dem Lenchen was steckt; er hat sie hergenommen und hat ihr gezeigt, wie man die Bilder macht, und bald hat sie ihm geholfen an den Carmen und Pathenbriefen, welche die gemeinen Leute gern schön gemalt haben. Der Alte ist nun vor ein paar Jahren gestorben und Lenchen hat seine Kundschaft gekriegt, sie verdient manchen Groschen damit."

(Fortsetzung folgt.)

Die Judengasse in Frankfurt a. M. und die Familie Rothschild.

Von H. L. Kriegk.

Bis gegen den Schluß des Mittelalters befanden sich die Frankfurter Juden in einer besseren Lage, als in der neueren Zeit. Sie lebten bis 1349, wo die christliche Bürgerschaft sich das Eigenthumsrecht über sie erkaufte, als Kammerknechte des Kaisers, d. h. als Zinsgehörige und Schützlinge desselben, und hatten nicht nur ihren eigenen Gerichtsstand, sondern auch ihre eigene Gemeindeverwaltung. Auch nachdem sie Eigenthum der Frankfurter Bürgerschaft geworden waren, verwalteten sie noch lange ihre religiösen und Gemeinde-Angelegenheiten ganz selbstständig, waren und hießen Bürger der Stadt und unterschieden sich rechtlich von den christlichen Bürgern nur dadurch, daß sie der höheren politischen Rechte entbehrten und nicht, wie diese, die nach dem jedesmaligen Stande des Vermögens berechnete Beede oder Schatzung, sondern eine für jeden Juden im Voraus festgesetzte jährliche Abgabe entrichteten.



Die Judengasse in Frankfurt am Main.

Sie konnten also zwar nicht Mitglieder des Rathes, der Gerichte und der politischen Corporationen sein und, weil letzteres der Fall war, auch an städtischen Kriegsdienste nicht Theil nehmen, sie durften aber Grundeigenthum erwerben, ihren Wohnsitz in der Stadt nach Belieben wählen und außer den Gewerben derjenigen Corporationen, die man Zünfte nannte, jedes Geschäft treiben.

Von dem Zwange, in einer bestimmten Straße zu wohnen, war damals keine Rede. Allerdings gab es schon in jener Zeit zu Frankfurt eine sogenannte Judengasse, welche zwischen der Hauptkirche der Stadt und der Mainbrücke lag; aber kein Jude war genöthigt in ihr zu wohnen, und sie enthielt ebensowohl christliche wie jüdische Häuser. Sogar einige der vornehmsten christlichen Familien hatten ebenso zu Frankfurt, wie zu Speier und Ulm, ihre Wohnhäuser in der Judengasse, und in den Jahren 1364—1375 wohnte sogar das Haupt der Stadtgemeinde, der sogenannte ältere Bürgermeister, daselbst. Natürlich hatten die meisten Juden ihre Wohnungen in der nach ihnen benannten Gasse, denn in dieser lag ihre Synagoge, ihr Badehaus und ihr

sogenanntes Tanzhaus, d. h. das für größere Vergnügungen bestimmte gemeinschaftliche Gebäude, und außerdem lebt ja der Mensch in der Regel am liebsten unter denen, welche mit ihm gleiche Religion, Sitte und Sprache haben.

Die Aenderung der glücklichen Lage, in welcher die Frankfurter Juden sich früher befanden, beginnt mit der ersten Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts. Sie trat allmählich ein, nahm aber nachher immer schneller zu und erreichte mit dem Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts ihren höchsten Grad. Schon um 1425 hießen die Juden in Frankfurt nicht mehr Bürger, sondern sie wurden ebenso Judenbürger genannt, wie man sie in der neuesten Zeit israelitische Bürger genannt hat. In der Juden-Ordnung von 1480 wurde ihnen geradezu verboten, sich Bürger von Frankfurt zu nennen. Ebendaselbst war ausgesprochen, daß jeder Jude sein Recht, in Frankfurt zu wohnen, alle drei Jahre erneuen lassen müsse, daß er aber auch innerhalb dieser Zeit ausgewiesen werden könne.

Das Härteste, was die Juden im fünfzehnten Jahrhundert traf, war das 1460 erlassene Gebot, ihre bisherigen Wohnungen zu verlassen und dagegen fortan insgesammt in einer bestimmten, für sie herzustellenden Gasse zu wohnen. Dieses Gebot ging im Allgemeinen aus dem zu Ungunsten der Juden veränderten Geiste der Zeit hervor, hatte aber seinen besonderen Grund noch darin, daß die Frankfurter Juden bisher größtentheils in der Nähe der Hauptkirche gewohnt hatten und man dies als eine Entweihung des christlichen Gottesdienstes ansah. Es sei, sagte man, eine Beschimpfung der christlichen Religion, daß die Juden in nächster Nähe einer Kirche ihren Gottesdienst hielten, auch werde durch die in letzterer hörbaren Ceremonien der Juden der christliche Gottesdienst gestört und dieser werde außerdem auch noch dadurch herabgewürdigt, daß die Juden von ihren Wohnungen aus die Sacramente der Christen mit ansehen und ihre Kirchengesänge hören könnten; man müsse daher die Juden und ihre Synagoge nicht nur aus der Nähe der Hauptkirche entfernen, sondern zugleich auch an einen Ort versetzen, an welchen ihnen jede nähere Berührung mit den Christen unmöglich gemacht sei. Diese Versetzung und Absonderung der Juden war dem Rath schon 1442 durch Kaiser Friedrich den Dritten befohlen worden, der Rath hatte jedoch das kaiserliche Gebot nicht befolgt. Im Jahre 1458 wiederholte Friedrich der Dritte seinen Befehl, und nun gehorchte der Rath. Von 1460 an wurde dann an der Herstellung einer neuen Judengasse gearbeitet und 1462 mußte dieselbe von den Juden bezogen werden.

Diese Gasse hatte man in einer schwach bewohnten Gegend der Stadt angelegt und von den nächsten Christenhäusern auf eine solche Weise abgesondert, daß die Juden fortan wirklich in einem völlig abgeschlossenen Raume wohnten. Sie lag nämlich an der Grenze der Alt- und der Neustadt, auf einem Theile des ausgetrockneten Stadtgrabens, welcher um die Mauer der Altstadt lief. Auf der einen Seite war sie durch die alte Stadtmauer von den Häusern der Altstadt abgesperrt, auf der anderen aber hatte man sie von denen der Neustadt dadurch geschieden, daß auch dort eine Grenzmauer erbaut worden war. Sie hatte drei Eingänge, einen an ihrem Anfang, einen anderen an ihrem Ende und den dritten in ihrer Mitte. Die beiden ersteren vermitteln den Verkehr mit der Neustadt, der letztere den mit der Altstadt.

Die Juden hatten, als der Rath die Erbauung dieser Gasse beschloß, Alles aufgeboten, um ihre Vertreibung aus ihren bisherigen Wohnungen abzuwenden. Sie hatten 1460 in einer Bittschrift an den Rath vorgestellt: in der neuen Judengasse seien sie durch die alte Stadtmauer von den Bewohnern der Altstadt so sehr geschieden, daß diese ihnen, wenn sie Hülfe bedürften, dieselbe nicht leisten könnten, während auf der anderen Seite nur Gärtner und andere den Tag über auf dem Felde oder im Walde beschäftigten Leute wohnten; die Juden seien aber schon in der letzten Zeit auf denjenigen Straßen, in welche die Thore der Judengasse führten, oft mit höhnenden Zurufen und mit Steinwürfen verfolgt, ja manchmal sogar mit Schlägen bedroht worden; wie viel mehr würde dies erst dann der Fall sein, wenn sie künftig bei allen ihren Geschäften durch jene Straßen gehen müßten; außerdem würden sie, in einer so abgelegenen Gegend, zur Zeit der beiden Messen hülflos der Mißhandlung oder Plünderung durch die vielen anwesenden Fremden preisgegeben seien ꝛc. Am Schlusse ihrer Bittschrift hatten sie das Anerbieten gemacht: sie wollten, damit der Hauptgrund für ihre Vertreibung aus der seitherigen Judengasse wegfalle, den der Kirche gegenüber befindlichen Ausgang aus derselben zumauern lassen, sich künftig mit einem einzigen Ausgange, welcher auf der entgegengesetzten Seite liege, begnügen, auch rings um ihr bisheriges Quartier eine hohe Mauer, ja sogar hinter derselben noch eine zweite aufführen lassen, sowie die in der Nähe der Kirche stehenden Häuser verkaufen und sich dafür auf der entgegengesetzten Seite Wohnungen miethen und endlich noch sich gefallen lassen, daß auch dort der Zugang zu ihrer Straße verschließbar gemacht werde.

Alle diese Vorstellungen und Anerbietungen fruchteten nichts; es blieb bei dem gefaßten Beschlusse, und die Juden mußten 1462 in die neue Judengasse wandern, welche gleich Anfangs Neu-Aegypten genannt wurde, weil die gezwungene Niederlassung in ihr die Juden ebenso als Knechte der Christen bezeichnete, wie ihre Vorfahren einst Knechte der Aegypter gewesen waren. Uebrigens waren die Wohnhäuser der neuen Gasse auf Kosten der städtischen Behörde erbaut worden, und diese hatte ebenso auch eine Synagoge, ein kaltes Bad, ein Tanzhaus und ein jüdisches Wirthshaus errichten lassen, wogegen aber alle bisherigen Gebäude der Juden städtisches Eigenthum wurden. Die Juden mußten von den ihnen eingeräumten Häusern, welche ihnen keineswegs als Eigenthum übergeben worden waren, einen jährlichen Zins an die Stadtcasse entrichten. Erst hundert und fünfzig Jahre später wurden die Häuser der Judengasse für Eigenthum ihrer Bewohner erklärt, jedoch nur die Gebäude selbst, nicht auch der Grund und Boden, auf welchem dieselben standen, weshalb bis in die neueste Zeit statt des früheren Hauszinses ein Grundzins entrichtet werden mußte. Uebrigens hatten schon von 1465 an alle neuen Bauten auf Kosten der Juden selbst gemacht werden müssen.

Die in den Jahren 1460—1462 erbaute Judengasse ist 345 Jahre lang, also bis in unser Jahrhundert hinein, der alleinige Wohnort der Frankfurter Juden geblieben. Abzurechnen sind hiervon nur wenige Jahre, in welchen die Juden oder doch ein Theil von ihnen einige Male wegen Feuersbrünsten und einmal wegen ihrer Vertreibung aus Frankfurt nicht in der Judengasse wohnten. Eine geringfügige Vergrößerung erhielt die Gasse nur einmal (1713), als die Juden vor dem südöstlichen Ende derselben einen Bleichgarten erkauft und, nach langem Widerstreben der Frankfurter Behörden, durch den Reichshofrath das Recht erlangt hatten, diesen zu ihrer Gasse hinzuzuziehen. Erst 1807 wurde den Juden auch ein Raum außerhalb der Gasse zum Wohnen angewiesen, indem damals der Fürst Primas als Beherrscher von Frankfurt nicht blos die Thore und Ringmauern der Judengasse abzubrechen befahl, sondern auch den Juden die Erlaubniß ertheilte, ihre Wohnungen in einem bestimmten größeren Bezirke neben ihrer Gasse zu wählen. Einige Jahre später (28. Decbr. 1811) gewährte derselbe Fürst den Frankfurter Juden den Genuß gleicher Rechte mit den Christen und hob dadurch ihre Absperrung von diesen für immer auf. Seit dieser Zeit haben die Juden das Recht behalten, in allen Theilen der Stadt zu wohnen.

Die Frankfurter Judengasse war, bis sie 1711 völlig abbrannte, ein finsterer Wohnbezirk, denn sie hatte fast durchaus nur eine Breite von zwölf, an ihren breitesten Stellen von fünfzehn bis sechszehn Fuß, und bestand aus hundert und fünfundneunzig dicht an einander gebauten Häusern, welche zum Theil sehr hoch waren. Natürlich war es unmöglich, in ihr mit einem Wagen umzuwenden, und damit die deshalb öfters eintretenden Stockungen einigermaßen beseitigt würden, hatte der Rath 1580 den mittleren Zugang zur Gasse erweitern lassen.

Bei der engen, finsteren und ungesunden Beschaffenheit ihrer Gasse war den Juden auch noch der Genuß der frischen Luft außerhalb derselben verkümmert. Die Gasse war an ihren drei Eingängen mit Thoren versehen, und diese wurden nicht nur Nachts, sondern auch während der Sonntage und der christlichen wie der jüdischen Festtage geschlossen gehalten. Nur in Fällen der Noth gestattete man dann den Aus- und Eingang, und zwar vermittelst einer kleinen in jedem Thor angebrachten Thür. Ferner durfte kein Jude die Stadt-Allee betreten, d. h. den einzigen Platz zum Spazierengehen, welchen das mit hohen Mauern und breiten Gräben umgebene, Morgens spät geöffnete und Abends früh geschlossene ältere Frankfurt enthielt. Als in neuerer Zeit die die Stadt umgebenden Gräben und Wälle in Promenaden verwandelt worden waren, durften die Juden anfangs auch diese nicht betreten, sondern sie mußten sich auf der an den Promenaden herziehenden

Chaussee halten. Sogar einen Theil der Straßen in der Stadt durften sie früher kaum zu betreten wagen. Ueber das Pfarreisen, d. i. den an der Hauptkirche liegenden Platz, durch die zu Passagen benutzten Kreuzgänge der Kirchen und über den sogenannten Holz- und Zimmergraben zu gehen, war ihnen geradezu verboten, und wenn ein Jude dies doch that, so wurde ihm durch Vorübergehende der Hut vom Kopfe gerissen. Auch den Römerberg oder den vor dem Rathhaus liegenden Platz durften sie nur längs der Häuser seiner Ostseite betreten, und sogar dies war ihnen blos in der Zeit der Messen gestattet. Die einzige Ausnahme hiervon fand dann statt, wenn die Juden das aus Gewürz bestehende Neujahrsgeschenk, welches sie jedem Schöffen machen mußten, in den Römer, d. i. in das Rathhaus, brachten. Hatte ein Jude sonst etwas im Römer zu thun, so mußte er an dem hinteren Theile desselben in ihn eintreten.

Selbst in den ihnen gesetzlich zugänglichen Straßen waren sie den Mißhandlungen und Kränkungen seiten des Pöbels und junger Leute preisgegeben. Schon drei Jahre nach ihrer Uebersiedelung in die Judengasse war der Rath genöthigt, durch eine besondere Verordnung zu gebieten, daß man die Juden auf den Straßen nicht schlage und ihnen nicht Schimpfworte zurufe. Dergleichen Gebote fruchteten jedoch nichts; im Gegentheil, die Mißhandlung und Verhöhnung der Juden wurden im Laufe der Zeit immer ärger. Man warf sie mit Steinen, Koth und Schneeballen, rupfte sie am Bart, stieß sie und dergl. mehr. Auch pflegten die meisten Christen einen Juden nicht anders als mit Du anzureden. Diese Mißhandlungen dauerten bis zum Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts fort. Namentlich nahm zuletzt jeder christliche Gassenjunge das Recht in Anspruch, einen ihm begegnenden Juden durch den Zuruf: „Judd', mach' Mores!" zur Abnahme des Hutes zu zwingen. Noch leben Leute, welche dies als Knaben gethan haben, und der 1855 gestorbene Amschel von Rothschild hatte in seiner Jugend sich mehr als einmal einer solchen Mißhandlung unterwerfen müssen.

Kehren wir nun zur Beschreibung der Judengasse zurück, so war diese 1616, in Folge einer argen Mißhandlung der Juden, unter den besonderen Schutz von Kaiser und Reich gestellt worden. In Frankfurt hatten nämlich die Zünfte, welche mehrere Jahre hindurch im Aufstand begriffen waren, alle Gewalt an sich gerissen, und am 22. August 1614 waren die verhaßten Juden in ihrer Gasse durch eine meist aus Handwerksgesellen bestehende bewaffnete Pöbelschaar überfallen worden. Anstifter des Ueberfalles war der Lebküchler Vincenz Fettmilch gewesen, welcher als leitendes Oberhaupt an der Spitze der empörten Zünfte stand. Die Juden hatten, von dem Vorhaben des Pöbels in Kenntniß gesetzt, sich nicht nur bewaffnet und das Straßenpflaster aufgerissen, sondern auch die Eingangsthore ihrer Gasse verschlossen und dasjenige Thor, durch welches der Angriff projectirt war, verbarricadirt. Die Angreifer drangen jedoch durch ein an dieses Thor anstoßendes, aus Fachwerk bestehendes Haus, welches sie zerstörten, in die Gasse ein. Es entstand nun um vier Uhr Abends ein etwa acht Stunden dauernder Kampf, in welchem es auf beiden Seiten Verwundete gab und zwei Juden sowie ein Christ getödtet wurden. Die Juden waren der Ueberzahl ihrer Feinde nicht gewachsen, und wurden immer weiter zurückgedrängt, während ein Theil ihrer Gegner die unvertheidigten Häuser zu plündern begann. Sie waren bis gegen die Mitte der Gasse zurückgewichen, als endlich der eine der beiden Bürgermeister mit bewaffneten Bürgern erschien und die Angreifer und Plünderer aus der Gasse hinaustrieb. Jetzt begaben sich alle Juden auf den am anderen Ende der Gasse gelegenen Juden-Kirchhof, in welchen gleich anfangs die Weiber und Kinder geflohen waren; doch hatte ein Theil der Juden während des Kampfes auch in christlichen Häusern Zuflucht gesucht und gefunden. Am anderen Morgen holten die Juden so viel von ihren Habseligkeiten, als sie fortbringen konnten, aus der vom Bürgermeister besetzt gehaltenen Gasse und trugen es auf ihren Friedhof. Sie waren noch immer in großer Gefahr, weil ein Theil des Pöbels ihnen den Tod geschworen hatte und Vincenz Fettmilch im Namen der Bürgerschaft ihnen förmlich den Schutz aufkündigte. Der seines Ansehens beraubte Stadtrath war außer Stande, sie zu schützen, und beschloß daher, sie schnell aus der Stadt fortbringen zu lassen. Dies geschah denn auch in der Mittagszeit des 23. August.

Die Juden lebten hierauf anderthalb Jahre lang in den benachbarten Ortschaften, in welche sie sich vertheilt hatten. Während dieser Zeit wurde der in Frankfurt waltende Aufstand, durch die vom Kaiser hiermit beauftragten Fürsten von Mainz und Hessen-Darmstadt, völlig unterdrückt und die Zurückführung der Juden beschlossen. Diese fand an demselben Tage statt, an welchem die Leiter des Aufstandes ihre Strafe erhielten (28. Februar 1616). Am frühen Morgen dieses Tages mußten alle Frankfurter Juden vor einem der Stadtthore erscheinen und dort so lange warten, bis Fettmilch nebst sechs anderen Volksführern auf einem freien Platze der Stadt enthauptet, neun andere aber unter den Peitschenhieben der Henker zur Stadt hinaus und an den Juden vorbei in die Verbannung getrieben und noch dreiundzwanzig Schuldige, ohne dabei vom Henker geschlagen zu werden, zur Stadt hinausgebracht worden waren. Nachdem dies Alles geschehen, wurden die Juden von Mainzischen und Hessischen Truppen in die Stadt zurückgeführt und an der Richtstätte vorbei in die Judengasse geleitet. Dieser Zug durch die Stadt fand unter Trommelschlag statt. Ein Jude des Namens Oppenheim war über die Rückkehr in seine Vaterstadt so sehr erfreut, daß er einen Trommler dringend bat, ihn doch auch die Trommel schlagen zu lassen. Seine Bitte wurde gewährt, und die anderen Juden gaben ihm dafür den Beinamen Trumm, welcher seiner Familie bis zum heutigen Tage geblieben ist. Einer seiner Nachkommen war der reiche Bankier Oppenheim in Hannover, in dessen Geschäft um 1765 der Gründer des weltberühmten Hauses Rothschild mehrere Jahre lang arbeitete, was, wie wir unten sehen werden, den ersten Anlaß zur Erwerbung des Rothschild'schen Reichthums gab. Als die zurückgebrachten Juden vor ihrer Gasse angekommen waren, mußten sie einen Kreis bilden, um die neue, von den kaiserlichen Commissären verfaßte Juden-Ordnung anzuhören, ehe sie in ihre Wohnungen zurückkehrten. Hierauf wurde an jedes der drei Gassenthore ein großes Schild angeschlagen, auf welches der Reichsadler gemalt war mit der Aufschrift: „Römisch kaiserlicher Majestät und des heiligen Reichs Schutz". Die christliche Bürgerschaft mußte, auf kaiserlichen Befehl, den Juden in den nächsten Monaten 176,000 Gulden als Entschädigung für die Plünderung von 1614 bezahlen. Uebrigens feierten seitdem die Frankfurter Juden und feiern noch immer jährlich zwei Feste, welche dem Andenken an ihre Vertreibung und ihre Rückkehr gewidmet sind. Beide werden nach dem Vornamen Fettmilch's benannt.

Die damals aus einhundert fünfundneunzig Häusern bestehende Judengasse war von vierhundert vierundfünfzig Familien bewohnt. Auf jedes Haus kamen also zwei bis drei Familien, und da zu jener Zeit die Seelenzahl der Juden zwischen zweitausend fünfhundert und viertausend betrug, so enthielt jedes Haus dreizehn bis zwanzig Personen. Hundert Jahre später (1711) belief sich die Zahl der Frankfurter Juden, nach der geringsten Schätzung, auf etwa achttausend Seelen, und damals wohnten also in jedem Hause durchschnittlich einunddreißig Menschen. Die Bewohner der Judengasse waren um so mehr beengt, da alle Häuser eine so geringe Breite hatten, daß sie nach vorn nur ein einziges Zimmer enthielten.

Im Jahre 1711 brannte die Gasse völlig ab und alle heutzutage in ihr stehenden Häuser sind erst in und nach diesem Jahre erbaut worden. Man nennt die Feuersbrunst, welche damals die Judengasse einäscherte, den großen Judenbrand, zum Unterschied von dem sogenannten großen Christenbrande, welcher acht Jahre später nicht weniger als vierhundert christliche Häuser Frankfurts vernichtete. Die Veranlassung des großen Judenbrandes ist ungeachtet der darüber gehaltenen strengen Untersuchung nicht ermittelt worden. Das Feuer brach am 14. Januar 1711 Abends halb neun Uhr aus, und zwar im Wohnhause des ersten Rabbiners, welches fast in der Mitte der Gasse lag. Man eilte von Seiten der Christen sogleich zum Löschen herbei, allein die Juden hielten aus Furcht vor Plünderung die Thore ihrer Gasse eine ganze Stunde lang verschlossen, und als sie dieselben endlich öffneten, stand bereits eine Anzahl Häuser in vollen Flammen. Der zufällig herrschende heftige Wind und die Enge der Gasse wurden Ursache, daß, bis auf drei am östlichen Ende derselben abgesondert stehende Gebäude, alle Häuser darinnen niederbrannten. Manche Juden sahen die völlige Vernichtung ihrer Gasse als ein Zeichen an, daß Gott über die Frankfurter Juden erzürnt gewesen sei und sie Alle habe strafen wollen. Sie wurden in diesem Glauben durch den Umstand bestärkt, daß von allen benachbarten christlichen

Wohnhäusern kein einziges den Flammen zum Opfer fiel, denn nur eine nahestehende Scheune brannte nieder und zwei christliche Wohnhäuser wurden in unbedeutendem Grade vom Feuer beschädigt; auch ein ganz nahestehender und angefüllter Pulverthurm, den man unbegreiflicher Weise während des Brandes nicht ausräumte oder zu schützen suchte, blieb trotz des wehenden Windes unversehrt. Wegen der Erhaltung der benachbarten christlichen Häuser gab es auch unter den Christen nicht Wenige, welche in dem großen Unglück der Juden und in der Verschonung der Christen den Beweis fanden, daß jene als Feinde Christi der Gottheit verhaßt seien.

Die obdachlos gewordenen Juden wurden zum Theil in christliche Wohnhäuser aufgenommen, in welchen manche so lange wohnen blieben, daß ihnen 1716 die Rückkehr in die Judengasse geboten werden mußte. Andere siedelten sich bis zur Wiederherstellung ihrer Häuser in benachbarten Dörfern an. Den ärmeren Theil ließ der Stadtrath einstweilen in ein christliches Spital, das sogenannte Pestilenzhaus, bringen und verpflegen.

Die Häuser der Gasse wurden bald nach dem Brande wieder aufzubauen begonnen, vor Allem die Synagoge. Jedoch waren erst 1717 sämmtliche Häuser wiederhergestellt. Dagegen stand die neue Synagoge schon im Herbst 1711 vollendet da, welche übrigens 1854 wieder abgebrochen wurde, da man an derselben Stelle eine größere und prächtigere errichtete, deren Einweihung am 23. März 1860 stattfand.

Die neue Judengasse wurde auf obrigkeitlichen Befehl um vier bis acht Fuß breiter gemacht, als die alte gewesen war, sie erhielt allenthalben eine Breite von zwanzig Fuß. Auch durften damals keine anderen als dreistöckige Häuser erbaut werden. Allein diese erhielten hohe Giebel und bei den meisten von ihnen brachte man hinten noch Nebengebäude an, welche zum Theil einen Stock höher waren. In Folge davon enthält jedes Haus nur einen sehr kleinen Hof, welcher für die Laubhütten bestimmt war. Von den beiden Grenzmauern, welche längs der Judengasse hinziehen, mußten die Hintergebäude sechs Fuß entfernt bleiben. Diese Mauern ragten hoch hervor. Bei der südlichen Mauer ist dies noch jetzt der Fall, die nördliche dagegen erhebt sich nur wenig über den Boden der Höfchen. Auf der letzteren Seite ist die Judengasse eine ziemliche Strecke von dem Viehhof begrenzt, und da dieser tief unten am Fuß der dortigen Grenzmauer liegt, so gewährte es früher, als die Gasse nur noch von Juden bewohnt war, einen eigenthümlichen Anblick, wenn man zur Zeit des Laubhüttenfestes Abends durch den Viehhof ging und zu den vielen erleuchteten Laubhütten hinaufsah.

Durch das Feuer erlitt die Judengasse nur noch zweimal (1774 und 1796) eine beträchtliche Einbuße. Im ersteren Jahre brannten einundzwanzig Häuser ab, deren Bewohner sich auf zwei Jahre in Christenhäuser einmietheten. Im Jahre 1796 wurden durch die Franzosen unter Kleber, welche vom 12.—14. Juli Frankfurt mehrmals bombardirten, einhundert und vierzig Häuser des westlichen Endes der Judengasse sammt dem Dachstuhl der Synagoge in Asche gelegt. Auch damals wurde der niedergebrannte Theil der Judengasse alsbald wieder hergestellt, er erhielt aber eine bedeutende Verbesserung. Es ward nämlich dieser von der Fahrgasse bis zur Synagoge sich erstreckende Theil, dessen nordwestliches Eckgebäude jetzt das Geschäftslocal des Hauses Rothschild ist, nicht nur in eine sehr breite Straße umgewandelt, sondern er erhielt auch lauter stattliche Gebäude. Er wird übrigens jetzt nicht mehr unter dem Namen Judengasse mit inbegriffen, sondern die Bornheimer Straße genannt.

(Schluß folgt.)

Bilderschau in meinem Zimmer.

Erinnerungsblätter von **Franz Wallner.**

Ich pflege in meinem Arbeitszimmer mich gern mit Portraits von Personen zu umgeben, mit denen ich während meiner Laufbahn in freundschaftliche oder geschäftliche Berührung gekommen bin. Zu Zeiten, namentlich wenn es anfängt „schummrig" (dämmerig) zu werden, treten die Originale näher an mich heran und es tauchen hundert und hunderte von Scenen, heiterer und ernster Natur, vor meines „Geistes Auge", die ich in frohen und trüben Tagen mit jenen erlebt habe. Viele, ach, wie viele! ruhen bereits lange unter dem kühlen Rasen, andere sind verschollen und verkommen, wenige stehen noch auf dem Zenith ihres Ruhmes und sehen heiteren Muthes in's frische Leben. Während ich dies schreibe, fällt mein Auge auf ein halbverblichenes, kleines Bildchen; die mit Bleistift geschriebene Widmung meines Collegen Carl Krasnek ist halb verwischt, er selbst ist lange schon ein stiller Mann geworden, obwohl er seiner Zeit ein witziger, toller und lustiger Bursche war. Für kleine komische Rollen unter Director Carl in Wien engagirt, wußte er jeder seiner Leistungen einen so originellen Anstrich zu geben, daß bald die Leiter der anderen Wiener Bühnen auf ihn aufmerksam wurden und ihn mit Engagementsanträgen überhäuften. Vergebens aber war alles Bitten um Entlassung aus seinen contractlichen Verpflichtungen oder um Verbesserung seiner Gage. Director Carl „bestand auf seinem Schein" mit eiserner Consequenz. Nun begann zwischen dem kleinen Krasnek und dem gewaltigen Carl ein fortwährendes Plänklergefecht der ergötzlichsten Art. Ersterer wollte seinen Chef durch kleine Pflichtverletzungen, Zuspätkommen zur Probe und dergleichen mürbe zu machen suchen. Da kannte er aber seinen Mann schlecht; Strafe bezahlen, verhältnißmäßig schwere Strafe entrichten mußte er für jede Vernachlässigung, ohne daß sich das kleinste Glied der papiernen Kette löste, die ihn eisenfest an's Theater an der Wien band.

Nun griff er zur Ironie, wozu ihm seine gedrückte Lage reichlichen Stoff bot, so z. B. brachte er, als die Lampe in der Garderobe, in welcher er sich anzukleiden hatte, tropfte und der fette Ueberfluß den Boden verunreinigte, eines Tages eine kleine Salatschüssel mit in die Probe und bat Carl vor allen Mitgliedern demüthig um die Erlaubniß, Abends die Schüssel unter die Lampe stellen zu dürfen, da seine kleine Gage ihm nicht gestatte, sich Oel zu seinem Salat zu kaufen. Eines Tages, als er wieder zu spät zur Probe kam, wurde der Tyrann wüthend, herrschte ihn mit derben Worten an und gab ihm die Versicherung, daß er durch derlei Manöver den Zweck der Entlassung nie erreichen werde.

„Verzeihen Sie, Herr Director," sprach mit seiner hohen Discantstimme in scheinbarer Unterwürfigkeit und wie in höchstem Schrecken der Komiker, „verzeihen Sie mir, Herr Director, ich mußte heute länger im Bette liegen bleiben; ich hatte die vergangene Nacht einen furchtbaren Schreck, der mir noch in allen Gliedern steckt."

„Worüber sind Sie denn erschrocken?"

„Ach, als ich gestern um Mitternacht nach Hause ging, wurde ich am Glacis von zwei Räubern angepackt. Der eine hatte mir schon meinen einzigen Rock ausgezogen, als er mich frug, wer ich wäre. ‚Schauspieler bin ich, bei Herrn Director Carl,' antwortete ich. Da ergriff die beiden Spitzbuben tiefes Mitleid, sie gaben mir meinen Rock zurück, und der eine von ihnen schenkte mir noch einen Gulden."

Selbst der Respect, in welchem Carl bei den Mitgliedern seiner Bühne stand, konnte den Ausbruch eines dröhnenden Gelächters nicht verhindern. Später ergab sich Krasnek, wie ich hörte, dem Trunk, ist irgendwo „gestorben und verdorben", und die Theaterwelt hatte ein Original weniger aufzuweisen. —

Hier blickt mich Herloßsohn mit seinen treuherzigen Augen an. Diese gutmüthigen blauen Augen, die eine ganze Welt von Wohlwollen auszuströmen schienen, bargen doch in einem kleinen Winkel ein hübsches Stückchen Schelm. Einen prächtigeren Cumpan in Ernst und Scherz, als Herloßsohn, gab es nie, selbst damals nicht in Leipzig, wo an frischen und fröhlichen Gesellen gewiß kein Mangel war. Ich brauche nur Robert Heller und Heinrich Laube zu nennen, Beide jung, voll sprühender Lebenslust, im Besitz eines gar gastfreien Hausstandes, in dem sich nach und nach Alles einfand, was in Leipzig und den angrenzenden Staaten berühmt war oder — werden wollte. Herloßsohn, der Clown dieses prächtigen Cirkels, war überall zu finden, wo es ein heiteres Gespräch und ein gut Glas Rebensaft gab, und überall wohl gelitten. Ab und zu verkehrten auch Adolph Glaßbrenner, der Stammvater des Berliner Witzes, und M. G. Saphir, der Erfinder des

deutschen Wortspiels, und viele lustige Leute in jenem Kreise, die meisten von ihnen sind auch schon längst „stille Menschen“ geworden. In jenen Tagen aber waren wir Alle jung, gesund, mit Glücksgütern nicht überschwenglich gesegnet, desto mehr aber voll froher Hoffnungen und frischen Muthes. Von jener schönen Leipziger Zeit und dem „guten Herloßsohn“ will ich ein Stücklein erzählen, das Letzterer mit seinem alter ego, Robert Heller, gar frisch in Scene gesetzt hatte.

Der Heldenspieler R., damals Mitglied einer großen Hofbühne, hatte ein sehr erfolgreiches Gastspiel an der Leipziger Bühne beendet. Naturalist, mit glänzenden Mitteln, mit vieler Gutmüthigkeit, doch ohne zu großen Verstandesüberfluß, imponirte er durch die ersteren und riß sein Publicum überall hin. Zwei seiner hervorragendsten Eigenschaften waren eine fast maßlose Eitelkeit und eine bei Künstlern seltene Oekonomie. Im Hinblick auf letztere hatten daher die hervorragenden Mitglieder der Presse Grund genug, zu erstaunen, als sie von Freund R. ganz unerwartet mit einer Einladung zu „Thee und Abendbrod“ im Hôtel de Pologne, dem Stammquartier des Mimen, überrascht wurden. Die Sache hing indeß so zusammen:

Der „gute Herloßsohn“ und Robertus Heller hatten ein kleines Complötchen geschmiedet, in Folge dessen der „große Künstler“ von einem bescheidenen Verehrer seiner genialen Leistungen ein Gedicht mit der Bitte zugeschickt erhielt, dem Verfasser im Falle huldvoller Annahme ein freundliches Zeichen der Billigung im Leipziger Tageblatt zukommen zu lassen. Diese „Billigung“ ließ auch nicht lange auf sich warten und dem „jungen, talentbegabten Autor“ — einem Candidaten der Theologie, wie er sich nannte — wurde ein öffentlicher, warmer Dank gespendet von dem „Künstlerheros“ für „wohlwollende Anerkennung“ ehrlichen Strebens.

Das Gedicht lautete:

„Du Künstlerheros, dessen Stärke
Sich zeiget im dramat'schen Werke
Fern von der Nachahmungen Spur!
In Selbsterkennung schweifst ein Jeder,
Die Zeitenuhr treibt Welträder,
Das Schicksal jede Creatur.

In wessen Busen so die Hoheit
Erblüht, den flieht Gemeinsinns Rohheit,
Weil Phantasie stets in ihm wohnt,
Gestürzte Größe, Ideale,
Der Pyramiden todte Male,
Und drei Mal der Hervorruf lohnt.

Drum winde Kranz und winde Kränze,
Die Lerche brütet nur im Lenze,
Und in der Dichtung haust der Schein,
Weil Alles in dem alten Gleise,
Die ernste und die heit're Weise
In's weite Dasein muß hinein!

Auch Geniusse sind verächtlich,
Der Vollgenuß nur ist beträchtlich,
Gefühl und Saite sind Metall;
Praxiteles war öfters Maler,
Aus Formen werden Idealer,
Und in dem Lichte wohnt der Schall.

Laß walten nur die Eumeniden —
Dem Tadler ist kein Kranz beschieden,
Petrarca traut die Lethe nicht;
Im Soccus und Cothurn behende
Fügst stets den Anfang Du an's Ende
Und flochtest Licht, wo Schatten blüht.

So strebe fort, Du kühner Adler!
Geadelt wird erst dann der Tadler,
Wenn der Begriff sein Unstern ist.
Der Pegasus wird auch geritten,
Die Wahrheit aber liegt inmitten,
Wo Beispiel sich und Abendröthe küßt!“

Da lag das schöne Gedicht, dem es, wie der Leser sofort herausfühlt, weder an Schwung noch Empfindung fehlte, da lag es auf dem Schreibtisch des großen Künstlers, zierlich mit einem rosa Seidenband umwunden, in eleganten runden Schriftzügen, die nur durch einen sonderbaren Zufall viel Aehnlichkeit mit der Handschrift des „guten Herloßsohn“ gezeigt haben sollen. Was nützt aber das schönste Gedicht, die wärmste Anerkennung dem strebenden Künstler auf einsamer Stube? Hinausgetragen auf den Flügeln der Presse muß der Ruhm des Mannes werden, dessen Leistungen anerkannt wurden, so weit die deutsche Zunge reicht. Darum die Einladung „zu Thee und Abendbrod“.

Wir finden die fröhliche Gesellschaft in den Räumen des Hôtel de Pologne beisammen. In der Mitte des Saales liegt auf einem halbbeleuchteten, runden Tische, geheimnißvoll umwunden, eine Rolle Papier, dem ein Lorbeerkranz „von unbekannter Hand“ beigefügt war. Der Festgeber, schwarz befrackt und weißbecravattet, empfängt seine Gäste mit ernster, feierlicher Miene. Man sieht, es drückt ihn Etwas; er ringt nach einer passenden Einleitung.

Endlich löst sich seine Befangenheit: „Meine Herren, meine lieben Freunde,“ beginnt er mit bescheidenem Tone, „ich benütze die Gelegenheit, um Sie auf ein namhaftes, in Ihrer Mitte aufblühendes Talent aufmerksam zu machen.“

Die Gesichter der Anwesenden wenden sich in gespannter Erwartung dem Redner zu, nur in den Mienen des guten Herloßsohn und Robert Heller's spiegelt sich mühsam unterdrückte Heiterkeit ab.

Der Sprecher fährt fort: „Das Talent, von dem ich Ihnen soeben eine Probe vorzutragen im Begriff bin, ist zwar noch etwas wild und regellos — ungefähr wie das Schiller's, als er seine Räuber schrieb — auch ist der Stoff, den er zum Gegenstand seiner Phantasie gewählt, kein würdiger, allein der Dichter selbst sagt ja: ‚die Wahrheit liegt inmitten‘, und so nehme ich Ihre freundliche Aufmerksamkeit in Anspruch für das Opus eines jungen Schriftstellers, welches mir vor Kurzem in bescheidener Anspruchslosigkeit zugesandt worden ist.“

Nun begann der Künstler das Opus mit einem Schwung zu recitiren, der eines besseren Zieles würdig gewesen wäre. Schon bei der „Zeitenuhr, die Welträder treibt“ wurden die Physiognomien der Zuhörer immer länger, aber auch immer fröhlicher, „der Pyramiden todte Male“ und die „nur im Lenze brütende Lerche“ brachten beinahe einen Ausbruch der überhandnehmenden Lustigkeit zu Wege. Die Stelle: „Auch Geniusse sind verächtlich“ mußte der Vortragende unrecht verstanden haben, denn er las mit großem Ernst:

„Auch Genüsse sind verächtlich,
Der Vollgenuß nur ist beträchtlich“,

als er von Herloßsohn unterbrochen wurde: „Halt, mein Junge, Genüsse kann es nicht heißen, es muß stehen: ‚Auch Geniusse sind verächtlich.‘“

Befremdet sieht der Recitirende auf und fragt betroffen: „Woher weißt Du denn das?“

Keine Feder vermag den nicht mehr zu bannenden Ausbruch des tollsten und einstimmigsten Gelächters zu schildern, welcher dieser burlesken Scene folgte. Ein vollständig ansteckendes Gebrüll erschütterte die Wände. Betroffen sah der arme Schauspieler diesen unbezähmten Ausbruch toller Heiterkeit mit an, der sich noch steigerte, wenn überhaupt Steigerung möglich war, als er ganz naiv die Frage aufwarf: „Ihr habt Euch wohl einen Spaß mit mir gemacht?“

Er war jedoch klug genug, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, den „theuren Abend“ nicht zu verderben und unter den lustigen Gesellen selbst einer der lustigsten zu sein.

Guter R. mögest Du noch lange ausruhen auf Deinen verdienten Lorbeeren und Deine reiche Pension in Frieden genießen! Der schmale und schaale Nachwuchs der Theaterwelt hat Deine kräftigen Leistungen noch nicht vergessen lassen, und Dein Name wird bei aller Bizarrerie, die Deinen Schöpfungen manchmal anklebte, doch ein geachteter in der Welt bleiben, welche durch die Breter repräsentirt wird. —

An einer Fensterecke hängen zwei kleine Bilder, in einem Rahmen, so wie ich dieselben einst auf dem Trödelmarkt in St. Petersburg gekauft. Ein Mann und eine Dame. Der Männerkopf trägt die weltbekannte Unterschrift: „Staatsrath von Kotzebue“; unter dem Portrait der Dame, einem kleinen aber sauber und elegant gearbeiteten Kupferstich, steht: „Madame Chevalier“. Wer war jene Madame Chevalier? Es hat mich nicht wenig Mühe gekostet, dies zu erfahren; eine Menge, zum Theil jetzt sehr selten gewordener Broschüren und Streitschriften aus jener Zeit habe ich durchflogen, um Näheres über diese Person kennen zu lernen, welche eine Zeitlang das Schicksal zahlloser Menschen in ihren feilen Händen hatte.

Madame Chevalier war die bildschöne Tochter eines Tanzmeisters in Lyon und kam als Figurantin mit ihrem Mann, einem eben so schlechten Tänzer, von Hamburg nach Rußland. Aus den vielen

Schriften, welcher der Frau erwähnen,* wird mir doch nicht ganz klar, ob ihr gewaltiger Einfluß direct ihrem Verhältniß zu Kaiser Paul entstammte, oder ob sie, als Günstlingin eines Günstlings, mit der frechen Unverschämtheit manövrirte, die ihre und ihres Mannes Laufbahn bezeichnet. Jene Broschüren aber liefern auch den Beweis, welche Unzahl erbitterter Todfeinde sich Kotzebue an allen Orten seines Wirkens zu schaffen verstand. Zu den letzteren scheint auch die Familie Chevalier gehört zu haben — ein Umstand, der vielleicht nicht ohne Einwirkung auf seine noch nicht ganz aufgeklärte unvermuthete Verbannung nach Sibirien gewesen sein mag.

Durch seine Verheirathung wurde der elende Tänzer erster Balletmeister des Kaiserlichen Hoftheaters, mit dem Titel eines Collegienassessors, und zugleich mit seiner Frau, welche sich dem Schauspiel gewidmet hatte und eine treffliche Künstlerin im naiven Fach gewesen sein soll, unumschränkter Beherrscher aller Theater in Petersburg. Allein auch außer der Bühne richtete die Courtisane durch ihre Verbindungen unglaubliches Unheil an. Kotzebue erzählt einen Fall, daß ein Italiener, der zur Schlichtung eines Processes nach Rußland gekommen, um seinen Zweck zu erreichen, das allvermögende Chevalier'sche Ehepaar, sie mit einem kostbaren Schmuck und ihn mit einer enormen Summe, bestochen habe. Da er trotzdem den Proceß verlor und über die Mittel, die er zur Gewinnung angewendet, zu laut wurde, indem er sein Eigenthum zurückforderte, erhielt er die Knute und wurde mit aufgeschlitzten Nasenlöchern in die Bergwerke von Nertschinsk geschickt.

Auf die geistlosen Ballete, welche der Herr Collegienassessor in Scene setzte, wurden ganz unglaubliche Summen verwendet, um das langweilige Zeug genießbar zu machen. Die Wohnung der Dame soll ein Wunder von Luxus gewesen sein und an Reichthum und Geschmack die Einrichtung des kaiserlichen Palastes übertroffen haben. Ihre Benefize brachten ungeheuere Summen ein, denn die hochgestelltesten Personen des Reiches drängten sich, bei dieser Gelegenheit sich der allvermögenden Person zu empfehlen. Einzelne Logen wurden mit Tausenden von Rubeln bezahlt, Madame Chevalier hatte nicht nöthig, sich an solchen Tagen um den Verkauf der Plätze zu bekümmern; man stürmte Haus und Casse, und was nur bei Hof in Ansehen stand oder zu solchem kommen wollte, beeilte sich, der einflußreichen Familie seine Ergebenheit klingend zu beweisen. Wer nicht genug gab, dem wurde die Summe ganz einfach zurückgeschickt, er durfte jedoch gewiß sein, daß ihn die boshafteste Rache für diese Unterlassungssünde bald genug ereilen würde. Unglaublich klingen die Summen, welche die wackere Familie in dieser Weise zusammenscharrte und in's Ausland sandte.

Wie weit die Macht des Herrn Chevalier ging, möge der Umstand beweisen, daß er es wagte, dem Großfürsten Alexander, dem nachmaligen Kaiser von Rußland, den Besuch der Ballet-Proben ohne Weiteres zu verbieten. Bei allen Staatsministern ging der freche Bursche unangemeldet ein und aus, warf sich mit unverschämter Nonchalance auf das Sopha und redete die höchsten Würdenträger des Reiches mit „bon jour, mon ami" an. Ganze Stunden ließ die gefeierte Madame das Publicum vor dem Vorhang ruhig warten, wenn es ihr noch nicht gefällig war, zu erscheinen, und war es ihr dann endlich genehm aufzutreten, so wurde sie, statt mit wohlverdientem Pfeifen, mit einem Sturm von Applaus von „dem dankbaren Publicum" empfangen.

Die ganze Herrlichkeit erreichte freilich ein eben so unerwartetes, als unsanftes Ende. Zwei Stunden nach dem Tode des Kaiser Paul drangen zwei Officiere in das Schlafzimmer der schönen Phryne; ihr Mann war in Engagementsangelegenheiten in Paris abwesend war, zu deren Realisirung er eine enorme Summe in Creditbriefen und Wechseln mitbekommen hatte. Die Officiere weckten die zarte Schläferin etwas unsanft aus dem Schlummer. Mit ironischer Höflichkeit wurde die Erschrockene bedeutet, sofort aufzustehen und einen Ring mit der Namens-Chiffre des Kaisers und eine kostbare Dose mit dem Bild desselben, auf einen Amor gelehnt, zurückzugeben. Im Nachtkleide stürzt die Heuchlerin, welche noch nicht wußte, daß ihr Beschützer todt sei, und sich in Ungnade glaubte, zu den Füßen der beiden Officiere und ruft mit thränenerstickter Stimme:

„Gnade, Gnade, nehmt Alles, was ich an Schmuck besitze, nur laßt mir diese theuren Andenken!"

Lachend erwiderten die Gesandten, daß sie keine anderen Schmuckgegenstände verlangten, als den Ring und die Dose. Mit eben nicht sehr zarten Spöttereien wurde noch die Wohnung untersucht nach einem Grafen Kutaissow, welchen man bei ihr versteckt glaubte und für den man einen Verhaftsbefehl bei sich trug, dann wurde die Verzweifelnde ihrem Schicksal überlassen, welches leider viel besser ausfiel, als die Elende verdient hatte. Der neue Kaiser ließ sie am anderen Morgen durch Graf Pahlen wissen, daß ihrer Abreise aus Rußland kein Hinderniß im Wege stehe und daß sie ihr ganzes Vermögen mitnehmen dürfe, an welchem tausend und tausend Flüche hingen.

Sie starb in hohem Alter, als Millionärin in Berlin, nachdem sie sich, wie Kotzebue sagt, sehr gelangweilt hatte und sehr fett geworden war.

Unter vielem bombastischen Geschwätz versteckt, geben die erwähnten Broschüren doch ein überaus lebendiges Bild der Schreckenszeit unter Kaiser Paul. Man weiß kaum, wer sich mehr vor dem Andern gefürchtet, ob der Kaiser vor dem Volke, oder das Volk vor dem gewaltigen Tyrannen.

„Aus einem sumpfigen Moraste stieg," schreibt Kotzebue, „jener blutrothe Palast empor, den Paul bewohnte, rings von tiefen Gräben umgeben und mit Kanonenschlünden bepflanzt; jeder Zugang führte durch ein Wachthaus. In den dunklen, labyrinthischen Gängen standen, düster vom Lampenlicht beleuchtet, schwer bewaffnet, Posten an Posten. Hinter dem fest verschanzten Cabinet des Monarchen war eine kleine Küche angebracht, worin er sich seine Speisen von einer deutschen Köchin bereiten ließ, die er zu seiner Geliebten erhoben hatte. Ueber dem Bette des Kaisers hing ein Engel — kein Schutzengel."

Soweit Kotzebue! Allein auch schon diese überaus zahme Andeutung auf die verhängnißvolle Todesart des Kaisers erregte die Wuth eines dortigen Correspondenten, der mit frecher Stirn folgende Berichtigung drucken ließ:

„Was Herr von Kotzebue mit diesen mysteriösen Worten — ‚ein Engel — kein Schutzengel' — sagen wollte, ist uns wirklich unverständlich und klingt in unseren Ohren seltsam. Von dem plötzlichen Tode des Monarchen weiß man nur so viel, daß die giftigen Dünste einer Alles verheerenden Feuchtigkeit schon lange seiner sonst so starken Gesundheit drohten, allein Niemand durfte es, ohne den Monarchen zu erzürnen, wagen, ihn auf die drohende Gefahr der mephitischen Dünste aufmerksam zu machen, da das Palais gewissermaßen sein Steckenpferd war. So vermehrte sich sein übler Zustand von Tag zu Tag zusehends, ein Stickhusten raubte ihm schon einige Nächte vor seinem Tode Schlaf und Ruhe! Bei Tage und in freier Luft fühlte er sich zwar leichter und er war dann bei munterer Laune, allein dies konnte doch die Gefahr nicht tilgen, die seine Gesundheit untergrub. Am 11. März, als er sich kaum zur Ruhe gelegt, fand sich der fatale Stickhusten auf's Neue wieder ein, und ehe noch der schnell herbeigerufene Leibarzt erschien, machte ein plötzlicher Stickfluß seinem Leben ein Ende. So ruhe denn sanft, guter, biederer verkannter, wahrlich verkannter Mann! Die Schuld alles des Bösen, dessen man Dich angeklagt, tragen diejenigen, die Dich umgeben und die Dein vortrefflicher Sohn nach dem Wunsche der ganzen Nation von sich und den Stellen, die sie bekleideten, entfernte. Ruhe sanft! und einst beim Erwachen, beim Wiedersehen, reichen Alle, die Dich verkannt, Dir brüderlich zur Versöhnung die Hände, treten mit Dir vor den Richter Aller und werden laut ausrufen: ‚Herr, er ist nicht schuld, er wollte immer nur das Gute, das Gerechte! Strafe die, so seine Gewalt mißbrauchten!'"

Klingt diese Grabrede nicht wie Ironie auf einen Mann, der in tyrannischer Willkür Tausende knuten und nach Sibirien schleppen ließ, der mit Menschenschicksal und Menschenwohl spielte, wie es ihm seine blutige Laune eingab, der z. B. einen Unglücklichen auf die Festung schleppen ließ, weil er, unbekannt mit den neuen Verordnungen über die Kleidertracht, derselben entgegen, dem Kaiser in den Weg trat? Nach vier Jahren, in denen er vollkommen im Kerker vergessen worden war, wurde der Arme entlassen und seiner Familie, welche ihn längst todt glaubte, zurückgegeben! Niemand wußte ihm auch nur zu sagen, warum er arretirt worden sei.

* Briefe eines Franzosen an einen Deutschen rc. Von Masson. Basel 1802. — Nöthige Erläuterungen rc. von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig 1802. — Geheime Nachrichten über Rußland. Coblenz 1802. — Kurze und gelassene Antwort des Herrn von Kotzebue auf eine lange und heftige Schmähschrift des Herrn von Masson. — Das merkwürdigste Jahr meines Lebens, von Kotzebue rc. rc. rc.

Kotzebue selbst, später beim Kaiser in hoher Gunst stehend, legt das Geständniß ab, daß er sich „jeden Abend mit bangen Ahnungen zu Bett gelegt, zitternd auf jedes Geräusch der Straße, auf das Rollen jeden Wagens gehorcht habe, der in der Nähe seiner Wohnung gehalten habe. Zu neuen Sorgen," fährt er fort, „erwachte ich, wie ich diesen Tag ein Unglück vermeiden wolle; ängstlich fuhr ich durch die Straßen, um ja, wenn ich dem Kaiser begegnen sollte, zur rechten Zeit auszusteigen; mit peinlicher Sorgfalt wachte ich über jedes meiner Kleidungsstücke und über die Art, sie zu tragen; so oft meine Frau mit den Kindern spazieren fuhr und nur einige Minuten über die bestimmte Zeit ausblieb, zitterte ich, zu erfahren, daß sie nicht schnell genug ausgestiegen und deshalb, wie die Frau des Gastwirths Demuth, in's Gefängniß geworfen worden sei. Nie konnte ich meinen Kummer in dem Busen eines Freundes ausschütten, denn alle Wände hatten Ohren, und der Bruder traute dem Bruder nicht! Der harmloseste Spaziergang gewährte keine Zerstreuung, denn täglich begegnete man Unglücklichen, die arretirt und zur Knute geführt wurden ꝛc. ꝛc."

Welch ein Zustand! Welche Existenz! Und Kotzebue war feig genug, die Stellung zu ertragen, weil sie — einträglich war! Freilich brachte ihm dieselbe ungefähr zwanzigtausend Rubel jährlichen Einkommens, und damit glaubte der Herr Etatsrath seine „schreckensvollen Nächte" und seine „qualerfüllten Tage" wohl aufgewogen! Wie mögen die Bewohner Rußlands aufgeathmet haben bei der ersten Ukase des jungen Kaisers Alexander, die wir, durch den uns zugewiesenen Raum beschränkt, leider nur im beschränkten Auszug als ehrendes Document wahrhaft großer Gesinnung hier wiedergeben. In dieser Ukase befiehlt der Kaiser dem dirigirenden Senat, „mit aller Strenge der Gesetze und ohne Ansehen der Person alle diejenigen, welche sich des Mißbrauchs der Gewalt, der Spuren der Parteilichkeit schuldig gemacht, von ihren Posten zu entsetzen und zur Besetzung der Stellen, welche nur von seiner Bestätigung abhängen sollen, blos Candidaten vorzuschlagen, die den Staat mit würdigen Beamten besetzen."

„Da der dirigirende Senat," heißt es ferner, „die ganze Wichtigkeit dieses Mißbrauches kennt und weiß, in was für einem Grade derselbe sogar den ersten Grundsätzen der Gerechtigkeit zuwiderlaufend und wie drückend er allen bürgerlichen Rechten ist, so können wir nicht unterlassen, überall im ganzen Reiche auf das Strengste zu bekräftigen, daß sich nirgend und auf keine Art weder in den höheren, noch niederen Regierungen und Gerichten Jemand bei unvermeidlicher Bestrafung unterstehe, weder ein peinliches Verhör anzustellen, noch zuzulassen, noch zu vollziehen; daß alle Gerichtsbehörden, denen durch die Gesetze die Revision aller Criminalsachen vorbehalten ist, nur das persönliche Bekenntniß des Angeklagten vor dem Gerichte zur Grundlage ihres Urtheils nehmen dürfen, damit sie nicht im Laufe des Processes zu irgend einem parteiischen Verhöre hingerissen werden, und daß endlich selbst der Name ‚Folter', welcher der Menschheit Schande und Vorwürfe bringt, für immer aus dem Andenken des Volkes gelöscht werde."

(Wird fortgesetzt.)

Die blaue Tiefe.

Von Karl Vogt.

I.

Die Eltern des Glaubens. — Der Bischof von Bergen. — Meermänner und Meerweibchen. — Der große Seekraken von einer Poststunde im Durchmesser. — Die Ausdünstungen des Krakens. — Die große Seeschlange. — Die Riesentintenfische.

Furcht und Wundersucht sind die beiden Eltern des Glaubens. Der Mensch fürchtet sich vor dem Unbekannten, was sein Verstand unmittelbar nicht fassen, seine Sinne nur unvollständig zu entdecken vermögen; er glaubt in Erscheinungen, deren thatsächlicher Grund ihm nicht in die Augen springt, Aeußerungen übernatürlicher Kräfte zu sehen, deren Wirkungen er nicht berechnen kann, und sucht dann hinter diesen Erscheinungen Wesen als Ursachen, denen er ganz besondere Macht und besondere Eigenschaften beilegt. Hat ihn einmal die Furcht vor solchen übernatürlichen, geheimnißvollen Wesen erfaßt und durchdrungen, glaubt er einmal, sei es nun an Hexen oder Gespenster, an Teufel oder Götter, so sucht er auch die Aeußerungen solcher geheimnißvoller Wesen in allen gewöhnlichen, streng gesetzmäßig sich abspinnenden Naturerscheinungen und stellt hinter jede keimende Pflanze ein wunderbares Wesen, das sie treibt, hinter jeden Menschen einen guten Genius, der ihn inspirirt, und einen bösen, der ihn verführt. So sieht man denn bald ein Wunder in jedem Sonnenaufgang, ein Wunder in jeder Blüthe, und je unreifer die Naturauffassung, je geringer die Kenntniß der Weltgesetze, desto üppiger sproßt dieser Glaube an wunderthätige Wesen und Wunderwirkungen, der sich an die gewöhnlichen Vorgänge jedes Tages knüpft. Die unzugänglichen Orte, wo kein Fuß hinkommen, kein Auge hinsehen kann, werden dann mit solchen Wesen und ihren Geschöpfen bevölkert, und je unerreichbarer die Wohnorte, desto lebhafter bemüht sich die Phantasie, diese nach Carrière „unmittelbar vom Himmel ausströmende Gabe", dem Leeren einen Inhalt zu schaffen. So bevölkert der Bergbewohner die unnahbaren Gipfel mit „Berges-Alten" und ähnlichen „Gratthier-Beschützern", bis irgend ein Alpenclub sich bildet, der mit Leitern und Seilen dem Phantom zu Leibe rückt; so versetzt der Wüstensohn in die gaukelnden Spiele des glühenden Horizontes die Fee Morgana, welche der Huf seines Rosses niemals erreichen kann; so läßt der Bergmann in dunkeln Tiefen die Gnomen und Kobolde hausen und sich mit Einstürzen und schlagenden Wettern so lange gegen den Eindringling wehren, bis Verschalungen und Sicherheitslampen die neidischen Geister ihrer Waffen berauben; so sieht der Fischer und Seemann in den Abgründen der Wellen neben Nixen und Meerweibchen räthselhafte Ungethüme ihr Wesen treiben und unendliche Schätze von Korallen und Perlen von Kraken und Seeschlangen bewacht werden, gegen welche der Walfisch nur ein Zwerg an Größe und der Hai ein Muster von Sanftmuth ist.

Ich lese in „Erich Pontoppidan's, Bischofs über das Stift Bergen in Norwegen, Versuch einer natürlichen Historie von Norwegen, Worinnen die Luft, Grund und Boden, Gewässer, Gewächse, Metalle, Mineralien, Steinarten, Thiere, Vögel, Fische und endlich das Natural, wie auch die Lebensarten und Gewohnheiten der Einwohner dieses Königreiches beschrieben werden," (Kopenhagen 1753) in der Vorrede des zweiten Theiles: „Ich hoffe, daß diejenigen, die sich an der Betrachtung der herrlichen Haushaltung des großen Schöpfers mit unvernünftigen Thieren belustigen, manche Spuren seines weisen Rathes, seiner liebreichen Absicht und seiner allmächtigen Hand darin finden und dadurch aufgemuntert werden können, mit Sirach, Cap. 43. V. 5 zu denken: das muß ein großer Herr sein, der sie gemacht hat.

Das achte Capitel, welches von den nordischen Seeungeheuern oder von den Wunderthieren in der See handelt, dürfte wohl ebensoviel hierzu beitragen, als eines derer vorhergehenden. Da man in unseren Zeiten weit mehr als vor Zeiten eine kindische Leichtgläubigkeit scheuet und aus der Ursache seinen Beifall fast allzulange zurückhält, als zu frühzeitig damit herausrücket: so sehe ich voraus, daß derjenige, welcher blos den Inhalt des bemeldeten achten Capitels lieset, und darinnen die Meermänner, die großen Seeschlangen von etlichen hundert Elen und den noch weit größeren Seekraken, Kraxen oder Horven findet, mich der vorbemeldten Leichtgläubigkeit in diesen Materien beschuldigen wird, und dieses muß ich so lange erdulden, bis er das Capitel durchgelesen hat. Alsdann aber werde ich keiner Entschuldigung bedürfen."

Eine gute Dosis von Leichtgläubigkeit gehört nun zwar zu dem Geschäfte eines Bischofs, und ohne dieselbe könnte Einer wohl nicht dazu kommen, Bischof zu werden und zu bleiben — aber so viel wie der gute Pontoppidan in seinem achten Capitel entwickelt, dürfte für natürliche Dinge doch wohl zu viel sein. Da kommen nun zuerst die Nachrichten von Meermännchen und Meerweibchen, die begreiflicher Weise auch Kinder haben, dänisch sprechen, Königen Lieder vorsingen, und wenn auch der gute Bischof Letzteres für Märchen hält, die geeignet seien zu bewirken, „daß auch nur mäßig verständige Leute den Geschichten ihren Beifall versagen und zugleich ein Mißtrauen in die Richtigkeit des ganzen Wesens und Wirklichkeit setzen, so hat man doch inzwischen keineswegs Grund oder Fug, dieses Letzte zu thun, insofern die Sache nicht an sich selbst ungereimt, geschweige unmöglich ist, oder auch wenn ihr nicht die Bekräftigung vieler unverwerflicher Augenzeugen

mangelt.“ Da man nun Seepferde, Seekühe, Seewölfe, Seehunde und Meerschweine habe, so meint der Bischof, könne es auch Meermenschen geben, und um diese Möglichkeit zu beweisen, steuert er mit vollen Segeln in die Darwin'sche Theorie, in die Aehnlichkeit der Affen und Menschen hinein und bekämpft zugleich Gründe gegen die Existenz der Meermenschen, die denjenigen, welche heut zu Tage gegen die Abstammung des Menschen vom Affen vorgebracht werden, eben so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern.

Obgleich nun der Bischof selbst gerichtlich beglaubigte und beschworene Zeugnisse von Meermännern und Kindern beibringt, so scheint doch jetzt in Norwegen der Glauben an diese Art von Seeproducten nach und nach zu Grunde gegangen zu sein — wenigstens habe ich weder selbst davon gehört, noch auch in neueren Schriften Andeutungen davon gefunden. Die Ansicht, daß es sich um seltenere Arten von Seehunden handele, an deren Anblick die Fischer nicht gewöhnt sind, scheint allmählich auch unter dem Volke Wurzel gefaßt zu haben.

Nicht so mit dem Kraken, Kraxen, Horven oder dem Ankertroll (Troll heißt jedes Zauberwesen), der an Größe einer schwimmenden Insel gleicht. „Unsere Fischer,“ meldet der Bischof, „sagen gleichsam mit einem Munde und ohne den geringsten Widerspruch, daß, wenn sie, insonderheit in warmen Sommertagen, einige Meilen in die See hinausrudern, ihre Nahrung zu suchen, und sie, nach der Kenntniß der Seegründe, welches sie ihre Mee nennen, wie gewöhnlich, eine Tiefe von achtzig bis hundert Klaftern finden sollten, sie zuweilen nur dreißig, zwanzig oder noch weniger Klaftern Wasser antreffen, darin sie aber auch ganz gewiß den größten Ueberfluß dessen, was sie suchen, an Dorschen, Längen und Brosmern (verschiedene Stockfischarten) finden. Ihre Angeln sind kaum ausgeworfen, so können sie sie schon ganz voller Fische wieder heraufziehen. Daraus merken sie, daß der Kraken im Grund ist und diese ungewöhnliche Erhöhung verursachet. Sie fahren inzwischen mit Freuden fort, sich dieser guten Gelegenheit zu bedienen, und zuweilen versammeln sich in einem mäßigen Umfange wohl zwanzig und mehr Böte. Das einzigste, worauf sie mit großem Fleiße Acht haben, ist dieses, ob die Tiefe unter ihren Seilen eben dieselbe bleibt oder ob sie nach und nach höher und das Wasser seichter wird. In diesem letzten Falle merken sie, daß der Kraken sich erhebet und höher hinaufgeht. Alsdann ist es keine Zeit mehr, länger zu warten. Sie geben ihre ganze Fischerei auf, ergreifen alle Riemen, die sie an Bord haben, und rudern auf der einen Seite so geschwind fort, als es möglich ist, um der Gefahr zu entkommen. Wenn sie nun ihre gewöhnliche Tiefe wieder erreicht haben und folglich in Sicherheit sind, so halten sie stille und nach wenigen Minuten sehen sie, daß das Ungeheuer, welches seines Gleichen nicht hat, auf das Obertheil des Wassers in die Höhe kommt und sich daselbst zeiget, obschon nicht in seiner völligen Gestalt und Größe, wie man denken kann, als welche vermuthlich niemals ein menschliches Auge zu betrachten Gelegenheit gehabt hat (außer in seiner Brut oder in seinen Abkömmlingen, von denen ich nachher reden werde), sondern blos mit dem Obertheile seines Körpers, der dem Anscheine nach eine Viertelmeile (einige sagen, noch mehr, ich will aber der Sicherheit wegen die geringste Größe angeben) zu sein scheint und anfangs nicht anders lässet, als ob eine Menge kleiner blinder Scheeren daselbst im Meere wären, die alle mit etwas, das daselbst herumschwimmt und dem Tange oder Meergrase gleichkommt, behänget wären. Hier und da bemerkt man eine größere Erhöhung, wie Hügel, worauf verschiedene kleine Fische herumspringen, bis sie endlich über die Seiten hinabrollen. Endlich erheben sich einige glänzende Spitzen oder Zacken in die Höhe, die immer dicker werden, je weiter sie über's Wasser hervorkommen; allein sie werden zuweilen so hoch wie mäßige Mastbäume, also daß, wenn auch eines der größten Orlogschiffe von ihnen getroffen würde, solches mit diesem Ungeheuer zu Grunde gehen müßte; denn nach einem kurzen Zeitverlauf fängt der Kraken an wieder zu sinken und begiebt sich wieder hinab in die Tiefe. Wenn dieses geschieht, so ist die Gefahr ebenso groß, wie zuvor, wenn man sich nahe dabei befindet, weil dessen sinkende Bewegung einen so großen Seeschlund im Meere verursacht, der durch das Anziehen alles mit sich hinunterziehet, nicht anders als das Malstrom bei Moskö. Aus der Erfahrung, die manche Fischer seit langer Zeit sich erworben haben, weiß man dieses, daß der Kraken einige Monate frißt und einige darauf folgende Monate hingegen sich von seinem Unflath wieder erleichtert. Wenn diese Ausleerung geschieht, so kann die Oberfläche des Wassers davon angefärbet werden, ja sie wird gleichsam dick und modericht. Man sagt, dieser Moder wäre, dem Geruche oder dem Geschmacke nach oder nach beiden zugleich, den Fischen so angenehm, daß sie sich von allen Seiten dabei versammelten, und wenn sie sich alsdann diesfalls über dem Kraken aufhielten, da eröffnete er sich oben, um diese seine angenehmen Gäste zu verschlingen und sie in eine neue Lockspeise der andern Fische zu verwandeln. So wird gesagt, relata refero, und ich kann davon keine so gewisse Erfahrung angeben, als von der Hauptsache selbst, ob ich schon nichts gegen die Natur streitendes darin finde.“

Der Kraken kommt also an warmen Sommertagen; er ist eine Viertelmeile wenigstens groß, und auf seinem einer Insel ähnlichen Rücken heben sich Zacken in die Höhe, welche Mastbäumen gleichen. Es will mich bedünken, als gebe sich die Erklärung des Zauber-Ungethüms von selbst. Diese nordischen Fischer stecken voll von den ungeheuerlichsten Aberglaubensresten; eine Menge Dinge, die sie täglich in dem Meere finden, sind für sie Trollfische, welche sie sogleich in die See zurückbefördern. Nun finden solche Fischer bei heißem Wetter und glatter See eine Bank, die sie noch nicht kannten, auf welcher Massen von Fischen sich sammeln. Sie fischen; der Strom treibt sie etwas ab während dieser Beschäftigung und treibt sie vielleicht gegen eine höhere Stelle der Bank. Nun panischer Schreck: der Kraken hebt sich! Man rudert wie besessen, aber muß wenigstens eine Viertelmeile wegrudern, denn der Kraken ist im geringsten Falle so groß. Wer aber jemals in Norwegen gereist ist, der weiß, was eine Viertelmeile ist — etwa zwei englische Meilen oder eine deutsche Poststunde! Ein Thier, eine Poststunde im Durchmesser! Aus dieser Entfernung nun sehen die vor Angst halbtodten Fischer flache Inseln, Klippen und Zacken sich erheben, mit andern Worten, jene bei stillem, heißem Wetter so häufigen Luftspiegelungen, welche, ähnlich wie die Fata Morgana in der Wüste, dem nordischen Schiffer Alles vorzaubern, was er nur irgend wünschen oder fürchten kann. Und wenn sie nun diese glänzenden, in die Luft sich erhebenden, zurücksinkenden, anschwellenden und abnehmenden Zacken gesehen haben, in welche durch diese Luftspiegelung entfernte Küsten, Inseln oder Wolken sich auflösen, so wird die Angst doppelt groß und man flüchtet heim, überzeugt, dem Kraken begegnet zu sein. Hat man nicht die gefangenen Fische als Beweis der Existenz des Ungethüms?

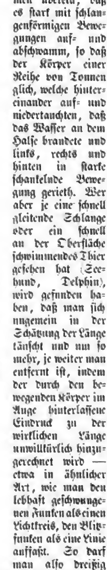
Aber unser Bischof berichtet mehr. „Im Jahr 1680 (also etwa siebzig Jahre vor Erscheinen seines Buches) soll ein Kraken (vielleicht ein junger und unvorsichtiger) in die Bucht Ulvangen im Kirchspiel Alstahough gekommen sein, da es sonst seine Gewohnheit ist, sich einige Meilen vom Lande aufzuhalten, daher er denn auch allhier umkommen mußte. Diese Sache soll folgendermaßen geschehen sein: es sollen seine ausgestreckten langen Zacken oder Fühlhörner, die er, wie es scheint, nach Art der Schnecken dazu gebraucht, damit hin und wieder herumzufühlen, vielleicht in einigen dicht an der Bucht stehenden Bäumen hängen geblieben sein, die aber gar leicht konnten losgerissen werden, aber vornehmlich, und wie man nachher gesehen, sind sie in einige offene Spalten, Steinritze und Klüfte an den Klippen gerathen, woran sie sich so fest gehaftet hatten, daß sie daran hängen geblieben waren, daß es sich daher nicht wieder losarbeiten konnte. Dadurch kam das Thier an selbigem Orte um, wo es auch zugleich verfaulete. Da denn dessen langsam verfaultes Aas einen großen Theil bemeldter Bucht Ulvangen soll angefüllt haben, wodurch denn diese Seite den Leuten, die eine zarte Nase hatten, ganz unwegsam geworden.“ Und das muß Alles vollkommen wahr sein, denn ein Consistorial-Assessor, Prediger und Vicarius Collegii hat es seinem mit Naturgeschichte beschäftigten Vorgesetzten erzählt! Zugleich scheint aber der Kraken, trotz seiner eigenen Ausdünstungen, eine feine Nase zu besitzen, denn wenn man Bibergeil oder Teufelsdreck bei sich trägt, so bleibt er in der Tiefe und hebt sich nicht in die Höhe, weil er den Geruch des Stoffes fürchtet.

Der Kraken geht in dem Norden nur noch unter den Fischern der niedersten Classe um, nicht bei den Gebildeten; unbestritten aber, mit Ausnahme einiger Naturforscher, die durchaus in Norwegen, wie auch in andern Ländern, sehen wollen, ehe sie glauben, ist die Existenz der großen Seeschlange, See- oder Hav-Orm, wie die Norweger sie nennen, bei den meisten Küstenbewohnern nördlich von Bergen. Auch hier ist unser würdiger Bischof eine authentische Quelle und er begiebt sich mit großem Eifer daran, zuerst

ihre Existenz darzuthun. „Wäre nicht,“ sagt er, „die weise und sorgfältige Einrichtung des Schöpfers solchergestalt beschaffen, daß dieses Seethier sich beständig in der Tiefe aufhielte, außer im Monat Julius und August, als in seiner Laichzeit, in welcher es, wenn die See am allerstillsten, heraufkommt, aber sogleich wieder sinket, sobald der Wind das Wasser nur im Geringsten bewegt; wäre nicht diese Einrichtung, sage ich, zur Sicherheit der Menschen solchergestalt gemacht, so erforderte die Wirklichkeit der Meerschlange weniger Beweis, als man Gott Lob! auch sogar in Norwegen nöthig hat, dessen Küsten sonst in ganz Europa die einzigsten sind, die von diesem Ungeheuer besucht werden; und dieses ist auch den Feinden der Leichtgläubigkeit zu statten gekommen, daß sie desto mehr daran gezweifelt haben, so wie ich selbst gethan habe, bis mir endlich meine Zweifel durch hinlängliche Beweismittel gänzlich benommen wurden.“

Die Fjorde von Christiansund und Molde sind die eigentlichen Heimathsorte der großen norwegischen Seeschlange; dort schwört Jedermann auf ihre Erscheinungen und jeder Besucher dieser schönen und tiefen Meerbusen kann Dutzende von lebenden Zeugen auftreiben, welche die Seeschlange mit eigenen Augen gesehen zu haben beschwören. Auch uns wurden während mehrtägigen Aufenthalts im Molde-Fjord mehrere solcher Leute bezeichnet. Pontoppidan giebt ein Actenstück, von dem hochedlen und wohlgeborenen Herrn Seecapitain und Oberlov (Oberlootse? Lorenz de Ferry, der im Jahre 1646 Ausgangs des Augustmonats mit seiner mit acht Ruderknechten bemannten Jacht eine Meile von Molde der Seeschlange so nahe kam, daß er mit seiner mit Hagel geladenen Flinte auf das Thier schoß, welches stracks unter das Wasser tauchte. „Das Wasser war sonst daselbst, wo die Schlange untergegangen war, gleichsam dicke und röthlich; vielleicht, daß die Körner des Hagels sie in kurzer Entfernung getroffen hatten.“ Verschiedene Pfarrer haben sie dann auch auf ihren Kirchenreisen gesehen und einer hat das Thier gezeichnet. Der grönländische Missionär Hans Egede hat nicht minder eine „andere Art“ gesehen, die sich so hoch aufrichtete, daß „der Kopf über den großen Mars hinaus reichte“, die mir aber trotz der Schlankheit in der Abbildung und vielen sonstigen Abweichungen nichts anderes, als ein spielender Finnfisch gewesen zu sein scheint.

Gegen Ende der dreißiger Jahre besuchte Heinrich Rathke, der berühmte Königsberger Naturforscher, Christiansund und nahm einige Zeugnisse, ebenfalls von Solchen, welche das Thier selbst gesehen haben wollten, auf, die er später veröffentlichte. Fasse ich nun die verschiedenen Angaben zusammen, die uns ebenfalls mündlich bestätigt wurden, so giebt derjenige Zeuge, welcher die Seeschlange auf sechs Fuß Entfernung bei seinem Boote während zweier Stunden dreimal gesehen haben will, ihre Länge nur auf fünf bis sechs Faden (dreißig bis sechsunddreißig Fuß) an — die Schätzung der Größe wächst aber auf vierundvierzig und fünfundfünfzig Fuß, fünfundfünfzig Ellen, ja dreihundert Ellen, je weiter



die Zeugen von dem Thiere entfernt waren. Alle stimmen überein, daß es stark mit schlangenförmigen Bewegungen auf- und abschwamm, so daß der Körper einer Reihe von Tonnen glich, welche hintereinander auf- und niedertauchten, daß das Wasser an dem Halse brandete und links, rechts und hinten in starke schaukelnde Bewegung gerieth. Wer aber je eine schnell gleitende Schlange oder ein schnell an der Oberfläche schwimmendes Thier gesehen hat (Seehund, Delphin), wird gefunden haben, daß man sich ungemein in der Schätzung der Länge täuscht und um so mehr, je weiter man entfernt ist, indem der durch den bewegenden Körper im Auge hinterlassene Eindruck zu der wirklichen Länge unwillkürlich hinzugerechnet wird — etwa in ähnlicher Art, wie man den lebhaft geschwungenen Funken als einen Lichtkreis, den Blitzfunken als eine Linie auffaßt. So darf man also dreißig bis sechsunddreißig Fuß als die größte beobachtete Länge und jede andere Schätzung als Uebertreibung auffassen.



Staffen-Kappetmann.

Die Farbe wird allgemein als dunkelbraun oder schwärzlich angegeben; der Kopf, besonders um das Maul herum, dunkler und ganz schwarz. Der Kopf selbst scheint wie ein Hut oder ein Branntweinfäßchen groß, vorn abgestumpft, mit breiten Lippen, wie ein Pferde- oder Kuhmaul und mit starken Schnurrhaaren besetzt. Nur den Kopf hat man in spitzem Winkel aus dem Wasser hervorgehoben gesehen — von dem Körper nur die Rückenfläche, doch schien derselbe lang, schlangen- oder aalartig, vollkommen rund, von der Dicke eines starken Mannes und nach hinten zu schnell abnehmend — den Schwanz hat Niemand außer dem Wasser gesehen. Die Augen sah der nächste Beobachter auf sechs Fuß sehr groß, rund, glänzend, roth, etwa von dem Durchmesser einer Theetasse — andere sahen sie auf hundert Schritt groß, glänzend, wie die einer Katze, oder bläulich-weiß, wie zinnerne Teller. Die Haut glatt, allgemein aber wird an dem Halse eine Mähne angegeben, welche

derjenigen eines Pferdes ähnelt, links und rechts auf dem Wasser schwimmt und die Farbe des Körpers, vielleicht etwas lichter hat. Die Fischer haben eine große Furcht vor dem Thiere, das fast alljährlich, aber nur in den Hundstagen, gesehen wird, so daß sie sich zu dieser Zeit, besonders bei stillem Wasser, nur mit Asa foetida in den Taschen auf die See begeben, weil das Thier den Geruch dieser Substanz scheuen soll.

So weit gehen etwa die thatsächlichen Angaben. Was sonst erzählt wird, ist eitel Fabel, Uebertreibung und Einbildung; die Jagdgeschichten des Continents werden in den norwegischen Seeplätzen durch Fischer- und Schiffergeschichten ersetzt. Aber etwas Thatsächliches muß doch dem Dinge zu Grunde liegen, sonst könnte eine solche Uebereinstimmung nicht vorhanden sein. Und hier müssen wir gestehen, daß wir durchaus vor dem Unbekannten stehen. Was wir wissen und ich soeben anführte, kann nur auf ein Säugethier hindeuten — kein anderes Thier kann eine Mähne, ein stumpf abgeschnittenes Maul mit Barthaaren besitzen. Aber ein Seesäugethier von solcher Größe mit einer Mähne ist auch im Norden nicht bekannt, und doch ist der Norden, seit so viele ausgezeichnete Naturforscher dort sich gebildet und mit andern civilisirten Nationen um die Wette gearbeitet haben, kein unbekanntes Land mehr. Von einer Schlange kann, wie alle Naturforscher einstimmig anerkennen müssen, gar keine Rede sein. Die Natur eines Reptils ist unverträglich mit solchen Lebensäußerungen. Die großen Augen, das lautlose Athmen, das Untersinken ohne weiteres Bedürfniß, das Erscheinen nur zu ganz bestimmter Jahreszeit in den Hundstagen und nur in sehr beschränkten Buchten könnte einzig auf einen Fisch unbekannter Art sich beziehen. Aber auch hier wäre es wunderbar, wenn gar kein Ueberbleibsel, gar kein Stück eines solchen Fisches je zum Vorschein gekommen wäre. Nichtsdestoweniger ist dies der Fall. Viele wollen die schwimmende Seeschlange gesehen haben — den Naturforschern, die sich am Moldefjord oft wochenlang in der Erscheinungszeit aufhielten, Männern wie Danielsen, Koren, Rathke und Sars, ist noch nie eine solche Erscheinung aufgestoßen und noch nie hat man gehört, daß eine Seeschlange angegriffen und getödtet oder todt an den Strand getrieben, oder ein Knochen, den man ihr zuschreiben könnte, mit den Schleppnetzen aus der Tiefe hervorgeholt worden sei.

In andern Gebieten hat man freilich in der neuesten Zeit wenn auch noch unvollständige Documente gigantischer Tiefenthiere entdecken können. In den Jahren 1639 und 1790 wurden zwei riesige Tintenfische an die Küste Islands getrieben, von welchen einzelne Stücke in dem Museum von Kopenhagen aufbewahrt sind. So viel ich mich erinnere, denn die Notiz, welche Steenstrup darüber veröffentlichte, ist mir gegenwärtig nicht zur Hand, lassen die tassengroßen Saugnäpfe auf Thiere schließen, welche Arme von der Dicke eines Schenkels und von zwanzig bis dreißig Fuß Länge hatten. Ein solches Thier muß eine schauderhafte Bestie sein. Wer jemals einen der gewöhnlichen Tintenfische, einen Pulper oder etwas dergleichen gesehen hat, wer weiß, daß das Anklammern der acht mit Saugnäpfen dicht besetzten Arme, die höchstens zwei Fuß Länge haben, ein Bein des Badenden zur Erstarrung lähmt, wird sich von einem solchen Ungeheuer einen Begriff machen können!

Außer den verstümmelten Resten sind uns aber neuere Zeugnisse überliefert worden, die wohl das Gepräge der Wahrheit an sich zu tragen scheinen.

Am 30. November 1861 traf das Dampf-Aviso Alecto, Capitain Bouger, Lieutenant der französischen Marine, zwischen Madera und Teneriffa auf einen ungeheuren Tintenfisch, der an der Oberfläche schwamm. Der Körper des Thieres maß fünf bis sechs Meter, ohne die acht gewaltigen, mit Saugnäpfen bedeckten Arme. Die Augen waren ungeheuer groß, grüngelb, fürchterlich unbeweglich; der mit einem Papageienschnabel bewaffnete Mund maß wohl einen halben Meter im Durchmesser. Man schätzte den ungeheuren, spindelförmigen, mitten sehr dicken Körper auf zweitausend Kilos (vierzig Centner). Die am hinteren Ende angebrachten Flossen waren abgerundet, wie zwei fleischige Lappen. Man bemerkte das Thier um zwei Uhr Nachmittags. Der Commandant ließ darauf zusteuern und dann halten; leider aber ging die See zu hoch, so daß das Schiff stark rollte, während das Thier ihm aus dem Wege zu gehen suchte. Man lud die Gewehre und bereitete Harpunen und Seile. Nach den ersten Kugeln tauchte das Thier unter dem Schiffe durch. Es erhielt mehrere Salven; nach jeder tauchte es unter, erschien aber dann wieder auf der Oberfläche und bewegte seine langen Arme nach allen Richtungen. So dauerte die Jagd etwa drei Stunden. Der Commandant Bouger wollte sich um jeden Preis des Ungeheuers bemächtigen, wagte aber nicht, ein Boot auszusetzen, da er fürchten mußte, das Thier möchte es umreißen. Die Harpunen, die es erhielt, hafteten nicht in der weichen Masse; die Kugeln, deren etwa zwanzig getroffen hatten, schienen keine große Wirkung zu haben. Endlich erhielt es einen Kernschuß; es spritzte Schaum, Blut und schleimige Massen in Menge aus, die einen starken Moschusgeruch verbreiteten. Jetzt haftete auch eine Harpune und es gelang, ihm eine Schlinge umzuwerfen, die zwar über den glatten Körper wegglitt, aber an den Flossen festhielt. Man suchte nun das Thier an Bord zu winden und hatte es auch schon großentheils über Wasser, als eine heftige Welle die Harpune ausriß. Die Schlinge schnitt jetzt in's Fleisch ein, das Gewicht des Körpers war zu groß, der Schwanz riß mit den Flossen ab und blieb in der Schlinge hängen und der Leib fiel in das Meer, wo er rasch zu Grunde sank. Die abgerissenen Flossen wogen etwa zwanzig Kilogrammen. Sie wurden nach Sta. Cruz auf Teneriffa gebracht, wo die Fischer beim Anblick der ungeheuren Ueberreste in nicht geringen Schrecken geriethen.

Wahrscheinlich war das Thier sehr krank oder erschöpft, so daß es am Untertauchen gehindert war.

Einer Zeichnung zufolge, die einer der Officiere des Alecto während des Kampfes machte, hatte es eine röthliche Farbe, acht gleich lange Arme und den Körperbau eines Kalmars. Diese haben aber außer den acht gleich langen, überall mit Saugnäpfen versehenen Armen zwei noch viel längere Arme, welche nur an dem verbreiterten Ende mit Saugnäpfen versehen sind und in besondere Taschen zurückgezogen werden können. Auf der Zeichnung fehlen diese langen Arme. Fehlten sie überhaupt? Waren sie schon vorher abgerissen? Oder trug sie das Thier in den Taschen zurückgezogen, ohne sie zu entwickeln?

Die Familie des Messias.

Sada-Góra ist ein gräuliches Judennest in der Bukowina, das in geringer Entfernung von Czernowitz liegt. Man trifft da nur Kaftane und Pelzturbans, herabwallende Peies (Juden-Locken) und von Branntwein erhitzte Gesichter. Und doch hat dieses versteckte und häßliche Städtchen eine Anziehungskraft, einen Magnet, der alle wundergläubigen Israeliten von weit und breit mit derselben Sicherheit anzieht, wie nur je irgend ein wunderthätiges Madonnenbild des mittelalterlichen Italien die gesammte wundergläubige Christenheit angezogen hat. Dieser Magnet ist die Familie des Messias. In Sada-Góra lebt nämlich gegenwärtig eine der Familien, aus welchen, alten Traditionen, Verheißungen, Prophezeiungen und Stammbäumen zufolge, der jüdische Messias hervorgehen soll. Zu Belz in Galizien, zu Kozk in Podlachien, zu Kozienica im Sandomirschen und in vielen Judenorten des Czarenreiches leben solche Familienhäupter des zukünftigen Messias, die man Zadiks, d. h. Fromme, nennt, und die für große Provinzen und Kreise eine Anziehungskraft haben. Diese Zadiks haben ihre Entstehungsgeschichte. Als der fünfundzwanzigjährige schwärmerische Jüngling Sabbatai Zebi aus Smyrna im Jahre 1666 sich als wunderthätiger Juden-Messias ausgab, wurden die leichtgläubigen Israeliten in Europa, Asien und Afrika in eine excentrische Bewegung versetzt und Hunderttausende sahen in ihm den künftigen Erlöser aus der Knechtschaft. Tausende schwuren noch auf ihn, als er zum Islam übergetreten war und als er von 1676 an zu einem muhammedanischen Heiligen canonisirt wurde. Ein Theil der enttäuschten Massen wurde ernüchtert, ein anderer warf sich aus Schamgefühl dem mächtigen Katholicismus in die Arme, an dessen Spitze später der erst vor Kurzem in der Gartenlaube geschilderte wunderliche Frank mit seinen unerschöpflichen Reichthümern stand, und den dritten größeren Theil bil-

dete zur Zeit Moses Mendelssohn's eine abenteuerliche, wundersüchtige, höchst bizarre Secte, zu der zwei Drittel der jüdischen Bevölkerung unter den Slaven gehörten. Der Begründer dieser messianischen Secte, die unter dem Namen Chasidim in dem bürgerlichen und staatlichen Leben figurirt, war ein gewisser Isrolka in Podolien, der sich für einen Zweig der königlichen Familie David's hielt, aus welchem Sabbatai war und aus welchem der zukünftige Messias wiedergeboren werden soll. Das jetzige Haupt eines großen Theils der Chasidim, der Hausvater der Familie des Messias und der vorläufige Repräsentant desselben zu Sada-Góra ist ein früh gealterter, triefäugiger Mann Namens Isrolka, wie sein Ahn in Podolien in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geheißen hat. Isrolka ist der reichste Jude Rußlands und Polens, und wer die zuweilen ungeheuern Reichthümer kennt, welche die Juden des Ostens in ihren baufälligen Nestern aufgehäuft haben, wird wissen, wie viel das sagen will.

Die Familie Isrolka, deren jedesmaliges Haupt als Wunderthäter (Baal-Schem) weit und breit gerühmt wird, hat seit hundert Jahren durch den phantastischen Messias-Glauben slavischer Juden Millionen zusammengescharrt. Sada-Góra ist gegenwärtig der vorgezogenste Wallfahrtsort polnischer und russischer Juden, der Juden von Galizien, Bukowina, Moldau und Walachei. Es ist den Anhängern dieser Familie, die nach Hunderttausenden zählen, eine unabweisbare Glaubenspflicht, den Stammhalter der messianischen Familie wenigstens einmal im Leben zu sehen und zu beschenken. Man behängt die Familie wie ein Götzenbild mit Schmuck und überschüttet sie mit Ducaten und Imperials. Der krampfhafteste Geiz reißt sich ein Geldstück aus der verschlossenen Brust, um es dem Aberglauben zu opfern und sich bei der Familie des Messias einzuschmeicheln. Weder die betheiligten noch die solchen Irrwahn bedauernden Israeliten pflegen von diesen Spenden zu sprechen, und deshalb ist in weitern Kreisen von diesen Wallfahrten nach Sada-Góra Nichts bekannt. Hingegen wissen wir von den Polen und erzählen die durch Sada-Góra reisenden Fremden von der Pracht und dem Glanze des Messiaspalastes, der, was seine ärmliche Umgebung und seine eigenen zur Schau gestellten Reichthümer betrifft, in seiner Art einzig dastehen soll.

Sada-Góra ist, wie gesagt, ein einsames, schmutziges, in einer wüsten Gegend der Bukowina gelegenes Judenstädtchen, das einem Edelmann gehörte, der auf Verbesserung seiner Finanzen und bessere Verwerthung seiner Branntwein-Brennereien zu sehen Ursache hatte. Seit vor ungefähr vierzig Jahren das Haupt der Familie des Messias in das elende Sada-Góra eingezogen, ist der Edelmann reich geworden und die eingezogene messianische Familie, aus Rosienne im Gouvernement Wilna kommend, hat seitdem den alten Glanz fortgesetzt. Mitten unter den baufälligen Häusern der Handelsleute und Wucherer erhebt sich ein Palast im wahrsten Sinne des Wortes, umgeben von einer Anzahl kleinerer eleganter Häuser, welche den Schwiegersöhnen und Töchtern Isrolka's zum Aufenthalt dienen. Was man an Pracht und Luxus kennt, ist in den Gemächern dieser Häuser aufgethürmt. Der Palast besitzt ein Silberzimmer, welches alle erdenklichen Silbergefäße ältester und neuester Form aufzuweisen hat und welches man im Werthe von einigen hunderttausend Rubeln schätzt. Die prachtvollsten türkischen Teppiche, die schwersten Damast-Vorhänge sind in den Wohnzimmern aufgehäuft. Und alle diese prächtigen Gegenstände sind die frommen Opfergaben slavischer Israeliten! Geschmackvoll eingerichtete Gewächshäuser begrenzen den großen Park. Das Ganze ist ein mit dem raffinirtesten Luxus ausgestattetes großes Hotel, welches zwischen den schmutzigen Baracken von Sada-Góra hervorschimmert wie ein verbannter Feenpalast. Und der Herr dieser Reichthümer und dieser Pracht, in dessen Hand sogar jetzt der ganze Güter-Complex gelangt ist, der Vater, aus dessen Lenden der Messias hervorgehen soll, das geheiligte Gefäß einer erhofften glorreichen Zukunft, der Sproß David's, den zu sehen von den jüdischen abergläubischen Massen schon für ein Glück gehalten wird, dessen bloßer Anblick mit reichen Geldopfern erkauft und der als Heiliger verehrt wird — ist der verthierte Blödsinn.

Rebiche Isrolka, so heißt der Mann, ist blödsinnig. Unter seinen weißen Haaren lebt kein denkender und ordnender Geist, in seiner Brust lebt kein Gefühl; er ist ein greiser Jüngling mit stumpfem Sinn. Er vermag nur auf einen Führer gestützt zu gehen, nicht aus Schwäche, sondern aus thierischer Bewußtlosigkeit. Seine Sprache besteht aus unarticulirten Tönen, welche nur seiner Familie und seinem vertrauten Secretair verständlich sind. Er ist verdummt im höchsten Grade, bewegt sich ganz thierisch, stößt wie ein Thier Töne hervor und brütet vor sich hin in thierischer Weise. Und wenn er sich auf der Gasse zeigt, so ist es schon einige Stunden vorher bekannt geworden, und die Fenster und Thüren, die Straßen und Plätze sind gedrängt voll Menschen. Auf Bäume und Dächer klettern die Leute, um den Stammhalter der messianischen Familie zu sehen; man schlägt sich, man läßt sich erdrücken, um den Götzen zu schauen.

Rebiche Isrolka hat eine Frau und Töchter und Söhne. Die meisten seiner Töchter werden schon als Kinder verheirathet. Jedem seiner Schwiegersöhne, die natürlich unter den Reichsten der Reichen ausgesucht werden, wird es zur Pflicht gemacht, nach Sada-Góra zu ziehen und in der nächsten Nähe des väterlichen Hauses ein ähnliches kleineres Haus zu bauen. Seine Töchter gehen auch im Hause in Sammt und Seide gekleidet. Die täglichen Kaftane seiner Söhne und Schwiegersöhne sind von den kostbarsten Stoffen. Die kleineren Kinder haben französische, englische, deutsche und russische Bonnen, Gouvernanten und Hofmeister, wie junge Prinzen. Zahlreiche Secretaire versehen „die Geschäfte" des Hauses, die meistens in der Empfangnahme frommer Geldopfer und in andern Gaben bestehen. Vormittags ertheilt Rebiche Isrolka Audienzen, d. h. er empfängt im Beisein seines Leibsecretairs einige seit lange vorgemerkte fremde Wallfahrer, läßt sich, ohne einen Laut von sich zu geben, eine Weile anstarren und acceptirt zuletzt das herkömmliche Opfer, welches nie weniger als zehn österreichische Gulden betragen darf. Manchmal fährt dieser Heilige spazieren. Eine Zeit lang folgte seinem Wagen ein zweiter Wagen, auf welchem sich eine Musikbande befand, die während der Dauer der Promenadenfahrt die hübschesten Stücke spielte. Diese Begleitung ist gegenwärtig, vermuthlich durch die Behörde veranlaßt, eingestellt. Als sein Urgroßvater vor länger als vierzig Jahren in Rußland eine ähnliche öffentliche Pracht entwickelte und sogar die Kühnheit hatte, zwanzig Leibkosaken zu halten, die stets neben seinem Wagen reiten mußten, ließ der verstorbene Kaiser Nikolaus, als er gerade zu diesem sonderbaren Schauspiel kam, dasselbe verbieten und bei einer renitenten Wiederholung ließ er den Heiligen in der Festung Kiew einsperren. Die zahlreichen Anhänger und der Reichthum machten es dem Urgroßvater des Sada-Góra-Heiligen leicht, von Kiew zu entfliehen und nach dem neuen Bethlehem, nach Sada-Góra, zu kommen. Kaiser Nikolaus reclamirte ihn als russischen Unterthan, allein die Macht des Geldes war stärker: zwölf Bukowinaer Bauern schwuren, daß er in Sada-Góra geboren sei.

Vor einigen Jahren wurde Rebiche Isrolka der Falschmünzerei beschuldigt. Von seinem Hause aus war falsches Geld in Umlauf gesetzt. Das war für die Christen eine willkommene Gelegenheit, sich an der arroganten jüdischen Heiligkeit zu reiben, die sich mit wahrhaft kaiserlicher Grandezza gebehrdete. Der gute Isrolka wurde schonungslos arretirt, trotz allen Höllengeschreies, welches die Juden erhoben. Und bei der Arrestation wurden Spiegel zertrümmert, Geschirre in Stücke gehauen, Tapeten zerrissen. Isrolka saß also im Gefängniß und wurde verhört. Aber so oft man ihn auch verhörte, es war kein Wort aus ihm herauszubringen. Die Anhänger im Allgemeinen und die Familie des Heiligen insbesondere vereinigten sich natürlich mit Geld und That, um den Messias-Vater zu befreien. Aber zufällig war der Landes-Gerichtsrath, welchem die Untersuchung übertragen war, ein Mann, den alle Reichthümer Golkonda's nicht bewegen konnten, einen Angeklagten freizugeben, gegen den eine so schwere Verdächtigung vorlag. Da der Beamte durch Bestechung oder Einschüchterung nicht zu gewinnen war, so wollte man es mit einer Verleumdung nach oben hin versuchen, was man mit Hülfe des Geldes zu erringen hoffte. Allein auch das mißlang. Da kamen die Anhänger auf die Idee, den strengen Beamten dadurch von der Untersuchung zu verdrängen, daß man eine höhere Beförderung für ihn auszuwirken suche. Eine Deputation mit goldnen und diplomatischen Empfehlungen ging nach der Residenz, der Beamte wurde Ober-Landesgerichtsrath und nach einer bessern Station versetzt und der Nachfolger sprach den Heiligen aus Mangel an Beweisen frei. Die Quelle der Falschmünzerei wurde später anderweitig entdeckt und es stellte sich sodann heraus, daß man Unrecht hatte, dem Heiligen und seinem bethörten Anhang die Fähigkeit zur Falschmünzerei zuzutrauen. Der nackte Blödsinn hatte nicht einmal das Geschick zu einem Verbrechen.

Blätter und Blüthen.

Classen-Kappelmann. Als im Sommer 1863 der preußischen Volksvertretung beim Schlusse der Landtagssession vom Ministerium zuerst der Vorwurf gemacht war, der Landtag trage lediglich die Schuld des Conflictes; als gleich hinterher die Preß-Ordonnanz vom 2. Juni erschien, die nun den Streit in das Land hineintrug: da war die unmittelbare Folge, daß sich in allen Theilen des Staates die Wähler für das Abgeordnetenhaus erklärten. Die Regierung verhinderte aber, daß die Meinung des Landes so umfassend zum Ausdruck gelangte, als es in der Absicht der Staatsbürger lag; sie verhinderte alle Immediat-Vorstellungen, alle Deputationen und machte die in den Stadtverordneten-Collegien vorbereiteten, zum Schutze der Verfassung unternommenen Kundgebungen zu nichte. Da entstand in der drittgrößten Stadt des Staates der Gedanke, eine allgemeine, öffentliche Demonstration zu machen, welche die Meinung des Volkes, die sich auf keine andere Weise offenbaren konnte, zum Ausdruck brächte; der Gedanke entstand in der Hauptstadt am Rhein, weil sich hier am besten die Gelegenheit darbot ihn auszuführen und zwar in Gestalt eines Allen zugänglichen Festes zu Ehren der verfassungstreuen Vertreter. Einer der größten Säle der Welt, der Gürzenich, reichte dennoch nicht vollständig aus, die allein von den beiden westlichen Provinzen herzuströmenden Theilnehmer alle aufzunehmen. Dagegen bot die für den folgenden Tag arrangirte Fahrt auf dem Rhein Gelegenheit zur Kundgebung der Gesinnung in so reichem Maße, daß die Festlichkeit ihren Zweck vollständig erreichte.

Die Regierung verklagte damals den Mann, dessen Bildniß Ihr wohlgelungener Holzschnitt heute in die weite Welt trägt, wohin sein Name längst gedrungen. Classen-Kappelmann, schon damals das Haupt der Verfassungstreuen, mußte büßen. Zwar konnte man seinem stets streng gesetzmäßigen Vorgehen nichts anhaben, aber er hatte als Vorsitzender des Comités den Aufruf zum Feste geschrieben, und aus seiner männlichen Sprache ein paar Worte herauszufinden, die sich zur Anklage eigneten, war glücklich gelungen. Eine Geldbuße von fünfundzwanzig Thalern war die Folge auf der einen Seite — eine alle Schichten der Bevölkerung durchdringende Ehrenanerkennung ergab sich auf der andern.

Nach fast halbjähriger mühevoller Sitzung waren vor einigen Monaten die preußischen Abgeordneten mit einer Schlußrede entlassen worden, welche das Volk kurzweg den „großen Anklageact" nannte. Dringender als vor zwei Jahren, dringender als je trat damit die Pflicht an das Land heran, zur Entkräftung des officiellen Tadels den Vertretern des Landes den Beweis zu geben, daß das Volk unerschütterlich festhält an der Verfassung und zu seinen gesetzlichen Vertretern steht. Zugleich wollte man die Mißdeutung des Festes abwehren, das man gelegentlich des Jubiläums der fünfzigjährigen Vereinigung der Rheinprovinz mit Preußen am 15. Mai d. J. gefeiert und seiten der Regierung zu einem Feste der Anerkennung des jetzt in Preußen herrschenden Systems zu stempeln versucht hatte.

So wurde denn wenige Tage nach dem Schluß des Landtags die Feier eines zweiten, umfassenderen, nicht blos die Vertreter des Rheinlandes, sondern „die verfassungstreuen Abgeordneten des ganzen Landes" begreifenden Abgeordnetenfestes in Köln von Classen-Kappelmann vorgeschlagen und mit großer Begeisterung aufgenommen. Das Festcomité wurde aus Mitgliedern der verschiedenen Parteien zusammengesetzt. Vergebens suchten deshalb die Ankläger später nach irgend einem Vorwand, das so entstandene Festcomité zu einem politischen Verein zu stempeln. Die Furcht, das Fest werde die Berufung des Ministeriums auf die Feier des 15. Mai thatsächlich widerlegen, siegte über die Bedenken, welche das Vereinsrecht entgegenstellte. Man schritt zu einem Verbote, und wahrscheinlich hatte man dabei geglaubt, es werde die polizeiliche Einschüchterung das Fest im Keime schon ersticken. Das war eine Rechnung ohne den Wirth — ohne Classen-Kappelmann!

Am nämlichen Tage, als das Verbot erschien, erließ er als Vorsitzender des Comités einen Protest an den Polizeipräsidenten; er schrieb darin die schönen Worte: „Bei aller Achtung vor den Anordnungen der Obrigkeit gebietet uns die Bürgerpflicht, auch unsere Rechte, wie sie uns durch die Verfassung und die Landesgesetze gewährleistet sind, hoch und heilig zu halten und uns die Ausübung der Dankbarkeit, als einer der edelsten und schönsten Pflichten gebildeter Menschen, nicht verkümmern zu lassen."

Als er in seiner schlichten Weise ohne lange Einleitung diese Worte dem Comité verlas, wider Willen in seiner sonst so ruhigen Redeweise die tiefste Erregung verrathend — da machte er in wenig Minuten die zahlreichen Mitglieder zu entschlossenen Männern der That. In dem zweiten Schriftstücke: „An die liberalen Bürger von Rheinland-Westphalen", sagte der Vorsitzende des Festcomités u. A.: „Kann durch ein einfaches Scriptum eines Beamten ein Artikel der Verfassung suspendirt werden, so ist die gesetzliche Freiheit vernichtet. Jede gesetzwidrige, unlautere Absicht liegt uns fern, und wenn von oben Gewalt an Stelle der Gesetze treten soll, so mögen diejenigen die Folgen verantworten, die sie heraufbeschwören!"

Ja, sie haben die Folgen schon sehr empfindlich verspürt! Der Nächste, der in die Schranken trat, war der Oberbürgermeister von Köln. Ohne amtlich irgendwie veranlaßt zu sein, da ja die Polizei gar nicht zu seiner Competenz gehört, ließ er sich vom Diensteifer verleiten, den Vertrag über die Miethe des städtischen Saales im Kaufhause Gürzenich zu brechen. Er erhielt eine Antwort, die in demselben Maße, in welchem er sich unberufen einmischte, mehr als alle übrigen Proteste geharnischt war: „Wir hätten lieber gesehen, daß Sie als gewählter Oberbürgermeister der ersten Stadt der Rheinprovinz sich auf Seite jener Bürger gestellt hätten, die ein unantastbares Recht der beschworenen Verfassung und ihre persönliche Freiheit, wie sie durch die Landesgesetze gewährleistet sind, vertheidigen. Die hohe Stellung, welche Sie durch das Vertrauen Ihrer Mitbürger einnehmen, legt Ihnen nach unserm Dafürhalten nicht blos die Pflichten einer guten, geregelten Verwaltung auf, sondern involvirt auch die moralische Verpflichtung, als bonus paterfamilias an der Spitze des großen Gemeinwesens, Ihre Mitbürger soviel als möglich vor gesetzwidrigen Eingriffen in ihre Rechte zu schützen und den Sinn für Gesetzlichkeit und Freiheit zu pflegen, zum Wohle von Stadt und Staat. Man sollte glauben, daß Sie jede Mitbetheiligung von sich abgewiesen hätten, den Vertretern des Volkes von neunzehn Millionen den städtischen Saal zu schließen und einem Feste Hindernisse in den Weg zu legen, das von den edelsten Sympathien der Nation getragen wird."

Die männliche Sprache des Mannes, der schon so oft dem Unrecht kühn die Spitze geboten, verfehlte auch nach außen ihre Wirkung nicht; die auswärtigen Comité-Mitglieder wehrten mit aller Energie das Verbot des Festes ab und der Polizeipräsident Geiger bekam eine Blumenlese von Protesten. Drei Tage vor dem Feste geschah eine gewaltsame Auflösung des Comités; ohne weitere Begründung wurde dasselbe ein politischer Verein genannt, man stellte Haussuchungen bei mehreren Kölner Mitgliedern an, um herauszubringen, daß mit auswärtigen Vereinen, als welche man sogar die Fractionen des Abgeordnetenhauses qualificirte, eine ungesetzliche Correspondenz gepflogen werde. Man fand harmlose Briefe, Zusagen oder Ablehnungen, nichts weiter — nirgends den so sehnlich gewünschten Anhalt zur gerichtlichen Klage, die gleichwohl gegen Classen erhoben wurde und gegenwärtig noch der Entscheidung harrt.

Aber man hatte vorläufig das Comité factisch gesprengt, und um den Schlag zu pariren, trat Classen jetzt in eigenem Namen hervor. Er hatte den Gürzenich gemiethet, ihm waren die sechs Dampfboote zur Rheinfahrt verpachtet, er lud jetzt auch die Abgeordneten und die Theilnehmer zum Feste ein. Die Polizei ging folgerecht nun auch gegen seine Person allein in's Treffen, erließ einen Vorführungsbefehl und als er zu Hause nicht zu finden war (er befand sich in seiner eine Stunde entfernten Fabrik zu Sielsdorf), umstellte sie den Ein- und Ausgang mit Wachen. Es lag auf der Hand, daß man mit seiner Verhaftung besondere Absichten hatte. Ein Attentat auf den geachtetsten und populärsten Mann hätte unbedingt die Erbitterung im Volke von Köln bis zur höchsten Aufregung gesteigert und vielleicht Scenen herbeigeführt, die ein Einschreiten der Behörden nöthig machten. Und damit wäre das Fest, das alle sonstigen Gewalteingriffe wohl stören, aber nicht hindern konnten, vernichtet worden durch die Gefangennehmung des Mannes, dem Alle Alles verdankten; Niemand hätte noch Lust behalten, nach Köln zu kommen, um sich dergleichen Maßregelungen auszusetzen.

Das Comité beschloß daher sofort, den Vorsitzenden zu ersuchen, daß er sich nicht eher der Polizei stelle, als bis das Fest vorüber sei. Classen richtete darauf durch die „Rheinische Zeitung" einen öffentlichen Aufruf an seine Mitbürger, ermahnte zur strengen Innehaltung des bisherigen gesetzlichen Weges und warnte davor „das Fest politisch-reifer Männer durch Widersetzlichkeit gegen die Gewalt zu entweihen". Die Durchführung des Festes fiel damit dem Comité wieder anheim und nun traten jene Vorfälle im Kölner zoologischen Garten, im Gasthofe Bellevue zu Deutz, in Oberlahnstein ein, welche in der ganzen gebildeten Welt das gewaltigste Aufsehen gemacht haben und zweifelsohne allen unsern Lesern bekannt sind.

Am Montag nach dem Feste, Morgens zehn Uhr, stellte sich Classen-Kappelmann dem Richter. Daß man ihn nur hatte verhaften wollen, um während des Festes eine Absicht damit zu erreichen, trat nun klar hervor, denn man entließ ihn, ohne auch nur eine Vernehmung zu versuchen, sofort „bis auf Weiteres". Erst am 2. August wurde er von dem Untersuchungsrichter wegen der dreifachen Beschuldigung vernommen: 1) durch seine Einladung an die Abgeordneten und Festgenossen zu einer Versammlung unter freiem Himmel aufgefordert, 2) einem politischen Verein vorgestanden und 3) das Statut dieses Vereins nicht eingereicht zu haben.

Mit neuer Kraft zu seinen Geschäften zurückkehrend, sah sich nun aber der schlichte Mann zu seiner großen Ueberraschung in einen Strudel von Ovationen hineingezogen, denen er nicht entfliehen konnte. Die Bitten seiner Freunde um ein photographisches Portrait für die „Gartenlaube", lehnte er ab mit den Worten: „das fehlte noch!" und jene erlangten das Bild, das Ihrem Holzschnitt zur Vorlage gedient, nur dadurch, daß sie sein eigenes Argument, „es gilt der Sache, nicht der Person" für ihren Wunsch anwendeten. „Huldigt der Sache statt der Person!" ermahnte er seine Freunde und seine Verehrer — aber wie war hier Eins vom Andern zu trennen? Nicht seinen Freunden, sondern seinen erbitterten Feinden war es beschieden, die Person zu treffen trotz der Sache. Classen-Kappelmann ward auf dem Arndt-Feste in Bonn insultirt, trotzdem er als Abgesandter der Stadtverordneten von Köln erschienen war! Und zu dieser groben Verletzung des Anstandes gab sich ein Mann her, den seine Stellung wie seine Verhältnisse vielleicht mehr als irgend einen Collegen im ganzen Staate unabhängig machen — der Oberbürgermeister Kaufmann in Bonn!

Daß in gleichem Sinne die armen Sclaven der Reaction, die Zubringer der feudalen Presse wirken, nimmt Niemand Wunder; daß sie insultiren und verleumden, ist ein Theil ihres Gewerbes — aber noch nie ist es ihnen so sauer geworden, wie bei unserm Manne, denn er bietet nicht einmal der Bosheit eine Handhabe. Zuletzt, ermüdet von vergeblichen Anstrengungen und verzweifelnd am Erfolge, verlegten sich die „guten Leute" auf's Ermahnen, die Kreuzzeitung warnte den allgemein Gefeierten vor den Nachwehen der Popularität. Das Junker-Organ möge sich aber beruhigen: Classen-Kappelmann ist keine Eintagsgröße. Er hat dem Kampfe, den er diesmal mit dem schönsten Erfolge geführt, sein ganzes Leben geweiht. Ihre weltverbreitete Zeitschrift hat noch vor zwei Monaten (in Nr. 23) eine Schilderung seiner langjährigen, umfassenden Wirksamkeit gebracht, die längst geschrieben war, ehe man die jetzigen Erfolge des Mannes ahnen konnte. Nun bezeugen alle braven Menschen in Nähe und Ferne, durch Adressen, Geschenke und Ovationen, daß sie ihn lieben und ehren, und sein Herz erntet mit diesen Gaben die Frucht einer Saat, die, schon von dem Jüngling sorgsam gepflegt, von dem Manne mannhaft vertheidigt, langsam reifte: die Frucht seiner Liebe zu Allen, es ist die Liebe Aller zu ihm!

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 37. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die zwölf Apostel.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Der alte Jacob hatte, während er noch mit Werner sprach, einige Luken zugemacht, schüttelte sich den Staub von Rock und Mütze, der hier oben unfehlbar bei jedem Schritt aufwirbelte, und verließ darauf, nachdem er noch liebkosend mit der Hand über die große, prächtige Glocke gestrichen hatte, mit dem jungen Manne den Thurm. Sie schritten durch mehrere Straßen, bis sie vor einem großen, etwas düster aussehenden Gebäude — Werner's Hause — stehen blieben. Hier sagte der junge Mann:

„Um in die Schwemme zu reiten, bist Du nun zu alt, lieber Jacob; die Aepfel vom Baume kann ich mir jetzt auch selbst holen, denn ich habe ein Paar tüchtige Arme, wie Du siehst. Aber eine männliche Aufsicht in meinem Haus und Garten und ein treues, ehrliches Gesicht, welches mir jeden Augenblick meine fröhliche Kinderzeit zurückruft, das kann ich brauchen. Wenn Du also willst, guter Alter, so kannst Du sammt Deiner Frau jeden Tag in die hübsche Hofwohnung meines Hauses einziehen. Es ist mir eine Freude, für Deine alten Tage zu sorgen. Deshalb aber bleibt es Dir doch unverwehrt, den Glocken und Deinem scheuen Liebling auf dem Thurme jeden Sonntag Deinen Besuch zu machen."

Jacob sah ihn an, als träume er. Zitternd faßte er die Hand Werner's, brachte aber in all seiner Glückseligkeit nichts weiter heraus, als:

„Ach, Herr, ob ich will! . . . Mit tausend Freuden, ja! Aber lassen Sie mich jetzt geschwind heim. . . . Was wird nur meine Alte dazu sagen, die springt deckenhoch vor Freude, wenn's noch geht mit ihren alten Beinen!"

Und damit rannte er spornstreichs die Straße hinab. Werner faßte den blanken Messingknopf an der Hausthür und läutete. Alsbald erschien droben im schrägen Spiegel am Fenster ein altes Damengesicht mit hochmüthigen, harten Zügen, von einer sehr gesteiften, schneeweißen Haube umgeben; es verschwand ebenso schnell wieder und sogleich öffnete sich der Thorflügel mit jener Schwerfälligkeit und Vornehmheit, wie sich massive Thorflügel in alten und reichen Häusern zu öffnen pflegen.

Der junge Werner war das einzige Kind sehr vermögender, angesehener Eltern, die er jedoch schon im fünfzehnten Jahre verlor. Ein alter Onkel, geistlichen Standes und in einer entfernten Stadt wohnend, wurde sein Vormund und nahm ihn zu sich. Hier erhielt er eine vortreffliche Erziehung. Er besuchte das dortige Gymnasium, bezog später die Universität und ging dann nach Italien, dem Ziel seiner heißesten Jugendwünsche. Er hatte ein ausgezeichnetes Malertalent und lebte dort, völlig unabhängig durch sein Vermögen, nur der Kunst. Nach sechsjährigem Aufenthalt im Süden erfaßte ihn jedoch mit einem Male das Heimweh und er kehrte nach Deutschland zurück, um wenigstens auf einige Zeit wieder an dem Orte zu leben, wo er ein glückliches, vorzüglich von der Mutter zärtlich geliebtes Kind gewesen war. Eine alte, verwittwete Tante hatte während seiner langen Abwesenheit sein Vaterhaus bewohnt und im Stand erhalten, und so fand er bei seiner Zurückkunft wenigstens eine bequeme Häuslichkeit, wenn auch kein treuer Mutterarm ihn mehr empfing und jener Liebesstrahl des mütterlichen Auges erloschen war, der seine Kindheit verklärt hatte.

Wer zu der Seejungfer wollte, der mußte durch den düstern, von alten verfallenen Gebäuden eingeschlossenen Klosterhof. Im Flügel rechts befand sich eine Thür, deren hoher, gewölbter Bogen noch sehr schöne Spuren eines kunstreichen Meißels trug; an der Thür selbst aber waren einzelne Breter aus dem Gefüge gewichen, was seltsam contrastirte mit dem ungeheuren Schloß und den massiven, eisernen Beschlägen, die für alle Zeiten gemacht zu sein schienen. Dieser Eingang führte in ein kellerartiges Gewölbe; am Ende dieses tiefen Ganges lief eine schiefe, halbbrechende Treppe in das obere Stockwerk. Hier wohnte die Seejungfer und da war es licht und sonnenhell, wenn auch klein und eng — man vergaß in dem sauberen Wohnstübchen mit dem ungeheuren Kachelofen und den weißgescheuerten tannenen Möbeln sofort den unheimlichen Eingang.

An dem offenen Fenster, das hinaus auf die Mauer führte, saß Magdalene. Zu ihren Füßen stand ein Korb mit frisch gebügelter Wäsche, und der Fingerhut an der Hand und ein Stück Leinenzeug auf ihrem Schooße zeigten, daß sie beschäftigt war, die Wäsche auszubessern. Aber die Nadel ruhte. Betrachtete man diese hohe Mädchengestalt, so mußte sich unwillkürlich der Blick des Beschauers fragend nach der Zimmerdecke richten, ob sie wirklich beabsichtige, so niedrig, schief und angeräuchert hängen zu bleiben über diesem schönen Haupte, das so stolz auf dem Nacken saß, über dieser ausdrucksvollen Stirn und den wunderbaren Augen darunter. . . .

Das altmodische Schränkchen mit den Glasthüren und den grünen Wollvorhängen stand offen. Die Bücherreihen darin sahen nicht mehr neu aus, einige davon erschienen sogar recht abgegriffen, auch standen sie durchaus nicht so schön steif da, wie die wohlgeordneten Truppen vornehmer Bibliotheken, die zwar ausgezeichnet equipirt werden, sehr selten aber in's Treffen kommen — man sah vielmehr einzelne, die flüchtig und halb hineingesteckt waren,

um vielleicht in Folge eines raschen Gedankens gleich wieder bei der Hand zu sein. Es standen ehrenwerthe Namen auf den kleinen, rothen Vignetten, Namen, vor denen die ganze Welt sich beugt und die hier in einem ärmlichen Erdenwinkel den ganzen Segen ihres Wirkens in ein von der sogenannten Welt völlig ausgeschlossenes Gemüth streuten. Der alte Maler, der Magdalene im Zeichnen unterrichtet hatte, war ein vielseitig gebildeter Mann gewesen. Er hatte das junge Mädchen zuerst auf den kostbaren Schatz im Glasschranke aufmerksam gemacht und ihr nach und nach selbst die Bücher in die Hand gegeben, wie sie in strenger Reihenfolge ihrem sich ungemein rasch entwickelnden, feurigen Geist nützen mußten. Nach stillschweigender Uebereinkunft zwischen ihm und der Seejungfer brachte er stets die langen Winterabende im warmen, gemüthlichen Stübchen derselben zu und las, von Suschens unermüdlich schnurrendem Spinnrad traulich accompagnirt, Magdalenen vor, oder erklärte ihr die Stellen, die ihr dunkel geblieben waren. Als ein von der undankbaren Welt vergessener Mann war er jedoch nicht ohne Bitterkeit. Ein entschiedener Feind der meisten socialen Einrichtungen, zog er oft mit schneidender Ironie gegen dieselben zu Felde und beleuchtete grell ihre Lächerlichkeiten und Widersprüche. Daß diese Saat üppig aufschoß in einem jungen Herzen, dessen heißes Empfinden überall an die zurückweisenden Schranken der Welt stieß und so in sich verglühen mußte, konnte wohl nicht anders sein. Auf diese Weise kam es, daß, während der Geist des jungen Mädchens jubelnd das Reich der Ideale betrat, welches ihr alter Freund in den Werken großer Meister vor ihr aufschloß, ihr Gemüth einem finsteren Dämon verfiel, dem tiefsten Mißtrauen gegen die Menschen, geschöpft aus den Lebenserfahrungen des verbitterten Alten und aus einer trüben Kindheit.

Magdalene hatte den Kopf an die Fensterbekleidung gelehnt. Sie merkte es nicht, daß eine kleine Weinranke von draußen hereinkam und sich schmeichelnd auf ihr Haar legte; auch den kleinen, vorwitzigen Sperling sah sie nicht, der nahe an ihre Schulter herantrippelte und Brodkrumen suchte, die sie ihm oft hinstreute. Sie blickte träumerisch vor sich hin und hielt in der herabgesunkenen Hand mehrere zusammengeheftete Papiere. Es waren alte, vergilbte Blätter, eine Anzahl von dem verstorbenen Leberecht zierlich geschriebener Verse enthaltend — Gedichte voll Schwung und Gluth, voll tiefen Leidens und schmerzlicher Resignation. Auf dem Titelblatt stand „An Friederike".

Langsame Tritte draußen auf der knarrenden Treppe schreckten das junge Mädchen aus ihrem Nachsinnen auf. Sie eilte nach der Thür und nahm der eintretenden Seejungfer einen leeren Korb und den Mantel ab, den sie sorgfältig an den Nagel hing, dann schob sie der Muhme den alten Sorgenstuhl des verstorbenen Schusters hin und holte den Nachmittagskaffee aus der Küche. Die Seejungfer sah ihrer Geschäftigkeit freundlich zu, gleichwohl hatte sie einen etwas mürrischen, unzufriedenen Zug um den Mund, der sich auch durchaus nicht unterdrücken lassen wollte. Sie sagte deshalb, nachdem sie die schwarze Bürgerhaube der Schonung wegen mit einer buntkattunenen Hausmütze vertauscht hatte:

„Höre, Lenchen, ich bin der Frau Schmidt begegnet. Sie wollte mir zehn Groschen geben, weil Du sie durchaus nicht genommen hättest, sagte sie. Guck, mein Töchterchen," fuhr die Alte fort, „es heißt in der Bibel: ‚Brich dem Hungrigen dein Brod', das hat mir mein seliger Vater oft genug gesagt, obgleich es bei uns nicht ein einziges Mal vorgekommen ist, daß sich ein Anderer an den Spruch gehalten hätte, und wir waren manchmal recht in Noth. Na, das thut nichts, ich hab' mich mein Lebtag an das Wort Gottes gehalten, so viel ich konnte; aber es hat Alles seine Grenzen . . . Da hast Du nun einen ganzen Tag fest gearbeitet an dem Leichencarmen für der Schmidt ihr Kind, hast viel schönere Rosen und andere Sachen darauf gemalt, als Du bei weit reicheren Leuten schon gemacht hast — und nun nimmst Du nicht einmal das Geld dafür, das Du sauer genug verdient hast . . . Zehn Groschen sind für uns viel Geld, Lenchen, und der Schmidt ihr Kind wär' ebenso selig geworden, wenn sie ihm ein Sträußchen Buchsbaum auf den Sarg gelegt hätte, statt des Sprüchleins und der gemalten Blumen auf dem weißen Seidenband."

„Muhme, das ist nicht Euer Ernst!" entgegnete das Mädchen und seine erst von einer sanften Freundlichkeit beseelten Züge nahmen einen Ausdruck von Strenge an. „Seht mich einmal an,' Muhme. Wißt Ihr noch, wie die Schmidt die Hände fast blutig rang und verzweiflungsvoll weinte und schrie, als ihr der liebe Gott das kleine Mädchen, den Trost ihrer Augen, ihre ganze Glückseligkeit auf dieser Welt, nahm? . . . Könnt Ihr Euch nicht denken, daß darin noch ein geringer Trost, eine wehmüthige Freude liegt, wenn wir das, was wir begraben müssen, wenigstens bis zu dem Augenblicke, wo es unseren Blicken entzogen wird, mit den höchsten äußeren Ehren, die wir zu geben vermögen, mit jedem sichtbaren Ausdruck unserer Zärtlichkeit überhäufen können? Und soll eine arme Mutter darin nicht gerade so fühlen, wie eine reiche? . . . Seid nicht bös, Muhme, ich konnte das Geld nicht nehmen, an dem die Thränen des armen Weibes hingen."

„Ja, da sprichst Du nun wieder wie ein Buch, und Unsereins kann nichts darauf sagen. Aber, Lenchen, wenn Du's immer so machen willst, da wirst Du Dein Lebtag zu nichts kommen."

„Seid ohne Sorgen, Muhme," erwiderte das junge Mädchen nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit. „Ihr wißt selbst am Besten, wie viel Leichencarmen mir schon bezahlt worden sind, ohne daß ich nöthig gehabt hätte, mich zu weigern . . . Ihr habt das Geld der Schmidt gelassen, nicht wahr, Muhme?"

„I freilich, da Du's nicht nehmen wolltest, da durft' ich schon gar nicht, aber geärgert hab' ich mich doch, hab's auch gleich dem Jacob gesagt, der gerade dazukam. Aber der ist nicht um ein Haar anders, als Du; ‚Recht hat das Lenchen', sagte er und ließ mich stehen."

Der Blick der Seejungfer fiel jetzt auf das geschriebene Heft, das noch auf dem Tische lag.

„Was hast Du denn da?" fragte sie.

„Geschriebenes vom Vetter Leberecht," sagte das Mädchen. „Es lag in einem Buch ganz droben im Glasschrank. Ich hatte bis jetzt die Klammern daran nicht aufgemacht; aber heute, als ich den Schrank innen säubern wollte, da stürzte es herunter und da fiel das Heft heraus."

„Ja," sagte die Alte, und eine tiefe Rührung überflog ihre Züge, „das sind schöne Liederverschen, die der Leberecht wahrscheinlich aus seinen Büchern abgeschrieben hat . . . Ich hab' ihm oft in seiner Krankheit dies Schreibbüchlein auf's Bett legen müssen, bis er's am Tage vor seinem Tode selbst in das große Buch geschoben hat."

„Muhme Suschen, hat denn der Vetter Leberecht ein Mädchen lieb gehabt?" fragte plötzlich Magdalene.

Die Seejungfer, die bei aller Rührung eben ein Stück Semmel zum Munde führen wollte, hielt so erstaunt inne, als sei sie eben gefragt worden, ob der Wald blau sei und der Himmel grün.

„Was Du aber auch immer für närrisches Zeug auf's Tapet bringst!" sagte sie endlich. „Der Leberecht, der stille, ernsthafte Mensch, der weder rechts noch links sah und immer seinen Weg fein gesetzt ging — nein!"

„Nun, deswegen könnte er doch geliebt haben."

„Ja, wen denn? . . . Es gab freilich damals hübsche Bürgerstöchter genug und die Weiberstühle waren immer zum Brechen voll, wenn er predigte, aber angesehen hat er Keine. Er ging ja auch zu gar keiner Menschenseele und steckte den ganzen Tag zu Hause. Nur einigemal in der Woche kam er zu dem gestrengen Herrn Bürgermeister Werner und gab dem Jungen Stunden."

„Waren auch Töchter da?"

„Freilich, eine — nu, Du wirst doch nicht gar glauben, daß der Leberecht so dumm gewesen sei, sich in die Friederike zu verlieben, das stolzeste Mädchen in der ganzen Stadt? . . . Nein, das hätte der Leberecht nie gethan, und wenn er's auch bis zum Candidaten gebracht hatte — er war doch nur ein Schustersohn, und das hat er nie vergessen. Da wäre er aber auch schlecht angekommen, denn Werner's ganze Sippschaft hatte einen gar erschrecklichen Stolz. Nu, sie waren ja auch reich und vornehm genug! . . . Tausend noch einmal, in dem Hause soll's hoch hergegangen sein! Manchmal Sonnabends kam der Bediente und lud ‚den Herrn Candidaten' auf einen Löffel Suppe zum Sonntag ein. Da ging denn der Leberecht auch immer hin und nahm seine Geige mit — er soll recht schön gespielt haben, ich verstand's nicht. Und da mußte er immer nach Tische der Familie ein Stückchen aufspielen und die Friederike sang auch . . . Aber er hat auch viel Aerger dort gehabt, denn der Junge, dem er das Lateinische beibringen mußte, hat ihm viel zu schaffen gemacht, es war gar eine böse, nichtsnutzige Range . . . ist nachher aber doch ein vornehmer Mann und Bürgermeister geworden."

„War denn Friederike schön?"

„Na, ob die schön war! Das will ich meinen . . . Du kennst sie ja, es ist die jetzige alte Frau Räthin Bauer. Man sieht freilich jetzt nichts mehr davon; sie hat ein ebenso runzeliges Gesicht, wie ich auch — junge Springer, alte Stelzner — lautet das Sprüchwort; aber damals, ja damals! . . . Ich habe sie einmal gesehen, wie sie zu einer Hochzeit ging, und das habe ich mein Lebelang nicht vergessen können. Da hatte sie ein steifseidenes Kleid an, das war blau wie der Himmel; es schleppte hinten lang nach und rauschte entsetzlich, und die ganze hohe Frisur war mit Rosen besteckt, frisch vom Stock, wie sie im Garten gewachsen waren. . . Ach ja, ich weiß noch, dazumal war's mit dem Leberecht nahe am Ende. Ich wollte ihm noch eine kleine Freude machen und setzte mich an sein Bett und erzählte ihm vom Hochzeitszug und von Werner's Friederiken, die er doch so gut kannte — wie lustig und stolz sie ausgesehen hatte und was für ein stattlicher Herr sie führte. . . Da machte er mir aber ein Paar Augen, die vergeß' ich in meinem ganzen Leben nicht — nachher steckte er den Kopf tief in's Kissen, und am anderen Morgen ist er gestorben. Ich mein' immer, er hat da noch einmal an den vielen Aerger gedacht, den er mit dem bösen Jungen gehabt hat."

Magdalene sah tiefbewegt auf die alte Frau, die so ahnungslos und ruhig erzählte, wie sie dem über Alles geliebten Bruder unwissend den letzten Todesstoß beigebracht hatte. Während ihrer Erzählung hatte die Alte die Brille aufgesetzt und einen schadhaften Strumpf auf die linke Hand gestülpt, dem sie wacker mit Nadel und Faden zusetzte.

„Die Friederike hat nachher den Rath Bauer geheirathet," fuhr die Seejungfer in ihren Mittheilungen fort, „und es ist dazumal ein Gesperr in der Stadt gewesen über den vornehmen Bräutigam, daß kein Kaiser und kein König neben ihm aufkommen konnte. Aber Hochmuth kommt vor dem Falle, und man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Der Herr Rath hat kein Geld in der Hand leiden können — es mußte Alles hinaus, und wie er gestorben ist, da war nichts mehr zu finden, und in der Friederike ihrem großen Geldkasten, da hielten die Mäuse Kirchtag. . . Dazu kam nun noch das Unglück, daß ihre Tochter im ersten Kindbett starb, und ihr Tochtermann, weil er schlechte Streiche gemacht hatte, davonging. Dazumal hat sie mich gedauert — aber alle das Schicksal hat sie nicht mürbe gemacht; sie hielt sich strack und steif wie immer, und in den Trauerkleidern hat sie eben nicht anders ausgesehen, als vorher auch."

„Ihr Enkelkind, die Antonie, kenne ich wohl von der Schule her," sagte Magdalene, und um ihre Lippen glitt ein herber Zug. „Sie saß immer so steif eingeschnürt in den tadellos gehaltenen Kleidern auf ihrem Platz, und ihr gelbes Haar war so glatt an die Schläfe gestrichen, daß es wie ein Spiegel glänzte. Sie that unendlich vornehm, so daß die anderen Kinder mit einer wahren Ehrfurcht zu ihr auffahen. . . Ich haßte sie, denn sie hinterbrachte stets dem Lehrer die kleinsten Vergehen, die in der Classe vorkamen, und konnte so zufrieden lächeln, wenn recht harte Strafen zudictirt wurden. Es empörte mich, wenn sie uns auch noch als Muster eines wohlgesitteten Kindes vorgestellt wurde."

„Ja, Lenchen, das ist nun einmal der Welt Lauf. Zu meiner Zeit war's gerade so, da waren die Rathstöchter auch immer die gescheidtesten und die besten — das muß wohl so in der Art liegen. . . Das kannst Du mir aber glauben, wenn die Frau Räthin ihren Brudersohn, den jungen Herrn Werner, nicht hätte . . ."

Ein Klopfen an der Thür unterbrach sie, und viel eher hätte sie wohl des Himmels Einsturz erwartet, als das, was sie sah. Der junge Mann, dessen Name noch halb auf ihren Lippen schwebte, trat, sich tief unter der niedrigen Thür bückend, in das Stübchen und bat, nachdem er freundlich gegrüßt, um den Schlüssel zu der Liebfrauenkirche, den, wie er höre, die Jungfer Hartmann seit letzterer Zeit in Verwahrung habe.

Die Seejungfer knixte und riß ihre gläsernen Augen weit auf; das junge Mädchen aber schrie diesmal nicht, wie vor einigen Tagen auf dem Thurm; sie machte auch keine Bewegung, um fortzulaufen — langsam erhob sich ihre schlanke Gestalt vom Stuhle, ja, es sah fast aus, als wüchse sie zusehends. Ihr Gesicht war schneeweiß geworden bis in die festgeschlossenen Lippen; aber in ihren Augen, die sie auf den Eintretenden richtete, funkelte es wie ein zorniger Blitz.

Während die Seejungfer in die anstoßende Kammer eilte, um den begehrten Schlüssel zu holen, näherte sich Werner Magdalenen. Die Abendsonne fiel in dem Augenblick auf seine Züge — sie waren wie von Marmor, so edel, fest, aber auch so ruhig und so kalt. Er schien das Zurückweisende in der ganzen Haltung des jungen Mädchens nicht zu bemerken und sagte höflich:

„Ich habe Sie neulich erschreckt, wie ich mit Bedauern sehen mußte."

„Ich hatte eben Herrliches geträumt und war nicht darauf vorbereitet, einen Menschen zu sehen."

„Es ist traurig, so unsanft geweckt zu werden."

„Ich bin mit Enttäuschungen vertraut, seit ich denken gelernt habe."

„So jung — und schon so bitter?"

„Erfahrungsreich wollen Sie sagen."

„Nein, das wollte ich durchaus nicht sagen; ich müßte denn diese Erfahrungen doch erst kennen — von Ihrer Vergangenheit aber weiß ich sehr wenig."

„Es ist auch der Mühe gar nicht werth, sie näher zu besichtigen."

„Wenn ich mir nun aber doch diese Mühe nehmen wollte?"

„So würden Sie alsbald finden, daß Sie schon viel zu lange mit mir gesprochen haben."

„Ich könnte in diesem Augenblick leicht in den Fall kommen, Ihre Bitterkeit für Unhöflichkeit zu halten, die mir die Thür weist."

„Wenn Sie vielleicht wissen, daß ein armes, unbedeutendes Mädchen auch Tact haben kann, so brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, daß eine solche Unhöflichkeit in diesem Augenblick nicht denkbar ist."

Magdalene hatte während dieses Gespräches die linke Hand auf den Fenstersims gelegt. Sie stand halb abgewendet und bog nur den Kopf stolz nach dem Sprechenden zurück. An das, was er sagte, reihte sich ihre Antwort stets wie ein Blitz; nur ihr Auge und ein jäher Farbenwechsel auf den Wangen verriethen ihr rasches Denken, ihre innere Bewegung, sonst blieb das Gesicht völlig ruhig.

Die Seejungfer war indessen ängstlich hin und her getrippelt, dann und wann einen scheuen Blick auf die Sprechenden werfend. Magdalenens Haltung, ihre kurzen Antworten wollten ihr ganz und gar nicht gefallen. Wo, in aller Welt, nahm dies junge Ding den Muth her, dem Herrn, der so vornehm und in so feinem Rock vor ihr stand, so knapp und bündig auf Alles, was er sagte, zu dienen? Die unglückliche alte Jungfer verstand von dem, was gesprochen wurde, nicht ein Wort. Es summte um ihre Ohren, bis das verhängnißvolle „die Thür weisen" ihr plötzlich Licht über Lenchens unseliges Beginnen verschaffte. Sie verließ eiligst das wohlthätige Dunkel hinter dem Kachelofen, das sie soeben aufgesucht, und sagte mit einem Anflug von Strenge, der aber sehr kläglich ausfiel:

„Ja, Lenchen, was fällt denn Dir ein, daß Du so grob bist mit dem Herrn?"

„Beruhigt Euch, Jungfer Hartmann," sagte Werner, gelassen lächelnd, während er das große, blaue Auge auf Magdalene richtete. „Ich bin so eine Art Schatzgräber und lasse mich nicht so leicht zurückschrecken, wenn es sich darum handelt, Gold zu finden."

Du lieber Gott, der sprach ja fast noch verwirrter, als das Lenchen! . . . „Ein Schatzgräber" hatte er gesagt, einer der's mit der schwarzen Kunst hielt! . . . Arme Seejungfer! ihr wirbelte der Kopf, und sie zog sich schleunigst in ihr Versteck zurück, denn ihre Prüfung war noch nicht am Ende.

„Wenn Sie Gold suchten, mein Herr," nahm Magdalene das Wort, und ein ironischer Blick glitt über das enge Stübchen mit der verräucherten Decke und den getünchten Wänden, „so werden Sie sich nun wohl überzeugt haben, daß Ihre Wünschelruthe den Ort schlecht angezeigt hat. . . Indeß, die Sage wird Ihnen vielleicht nicht unbekannt sein, daß dies Kloster unterirdische Gänge hat, in denen die zwölf Apostel, massiv von Silber, versteckt liegen, bis ein glücklicher Finder sie an's Tageslicht bringt. . . . Wenn ich Ihnen rathen dürfte . . ."

„Ich danke Ihnen für den freundlichen Wink. Da ich jedoch bis jetzt nicht den mindesten Appetit nach diesen todten Schätzen hege, so werde ich mich an den Apostel halten, in dessen wundervoller Lehre mir ein neues Leben aufgeht, der zu allen Zeiten die Welt durchstreift und liebliche Botschaft bringt. Er entzündet plötzlich ein strahlendes Licht in den armen Menschenkindern, die bis dahin in Blindheit wandelten."

Die Seejungfer dachte in ihrer dunklen Ecke, das sei geradezu gottlos gesprochen; denn die zwölf Apostel, die jeder Christenmensch schon in der Schule auswendig lernen müsse, seien längst im Himmelreich, und Zeichen und Wunder geschähen nicht mehr. Sie hütete sich indeß wohlweislich, ihre Selbstbetrachtungen laut werden zu lassen, und begnügte sich, in ihrer Aufregung mittelst des Schürzenzipfels die dicke Rostschicht von dem alten Kirchenschlüssel abzureiben — eine Restauration, die sie später, bei ruhigem Nachdenken bitter bereute, denn sie kostete eine frische Schürze.

Magdalene sah den jungen Mann an, als er so mit tiefer, wohlklingender Stimme sprach. Auf seiner mehr breiten, als hohen Stirne, die aber glatt und fest wie von Erz sich wölbte, lag eine merkwürdige Klarheit und Ruhe; das ganze übrige Gesicht trug dasselbe Gepräge, und nur ein leises Zucken der sehr beweglichen, feinen Nasenflügel und ein leichtes Beben der festgeschlossenen Lippen ließen dann und wann einen erhöhten Wellenschlag in seinem Inneren vermuthen. Auch jetzt erschien jener eigenthümliche Zug, begleitet von einem seltsamen Aufleuchten seiner Augen, und Magdalene, die durchaus, trotz alles Nachdenkens, den Sinn seiner Worte nicht zu erforschen vermochte, fand in dieser einen Bewegung den Schlüssel zu seinen Reden — es war Spott, abscheulicher Spott. Er sprach absichtlich in nebelhaften Bildern, auf die sie nichts erwidern konnte, um sie für ihre ersten, raschen Antworten büßen zu lassen. Ihr südliches Blut wallte auf. Sie wandte sich hastig und unmuthig ab und sagte, indem sie die kleine, naseweise Weinranke von draußen abriß:

„Ihr Apostel scheint sehr parteiisch zu sein, was seine Gnadenbeweise betrifft. An unserem armen Kloster wenigstens ist er bis jetzt vorübergegangen, und doch thäte gerade hier mancher belasteten Menschenseele ein wenig Sonnenschein recht noth."

Jetzt erschien in der That ein schelmisches Lächeln auf den Lippen des jungen Mannes.

„Wahrhaftig? Ist er bis jetzt vorübergegangen?" fragte er. „Nun, dann kann ich Ihnen wohl versichern, daß ich von ganzem Herzen wünsche, er möge so schnell wie möglich hier einkehren."

Er bog sich bei diesen Worten nieder, um in ihr Gesicht zu sehen. Mit einer heftigen Bewegung fuhr sie in die Höhe, wobei eine ihrer langen Flechten sich löste und am Fensterkreuz hängen blieb.

„Sieh da, Ihr schönes Haar!" sagte Werner, indem er sie befreite. Magdalenens Gesicht aber war plötzlich mit einer flammenden Röthe übergossen. Sie warf dem jungen Mann einen zornsprühenden Blick zu und war mit zwei Sprüngen zur Thür hinaus.

Werner sah ihr erstaunt nach. Die Seejungfer aber kam aus ihrem Winkel hervor und sagte schüchtern und verlegen, indem sie ihm den Kirchenschlüssel hinhielt:

„Nehmen Sie's nur ja nicht übel, Herr Werner, daß das Lenchen so fortgelaufen ist. Aber so was, wie von schönen Haaren, das darf man dem Mädchen nicht sagen... Sie weiß wohl, daß sie von Kindesbeinen an der arme, häßliche Tater gewesen ist, und aus einem Raben kann sein Lebtag keine Taube werden — das weiß sie auch... Die Nachbarsleute können die hellen Haare meiner seligen Schwester nicht vergessen — ich freilich auch nicht — und da hat's das Lenchen gar manchmal anzuhören gekriegt, daß sie so aus der Art geschlagen ist. Sie kann ihre pechschwarzen Haare nicht ausstehen, und wenn ihr manchmal so ein Zopf vornüber fällt, da erschrickt sie ordentlich... Sie guckt das ganze Jahr in keinen Spiegel, und wir haben auch keinen im ganzen Hause. Je nu, warum denn auch? Setze ich am Sonntag meine Kirchenhaube schief auf, so rückt sie's Lenchen wieder gerade."

Werner lächelte und nahm schweigend den Schlüssel in Empfang. Die Seejungfer begleitete ihn an die Treppe und knixte, bis er drunten im dunklen Gang verschwunden war. Gleich darauf trat Magdalene wieder in die Stube. Ihr Gesicht glühte und ihre Züge waren in heftiger Bewegung. Die Seejungfer sah sie ängstlich von der Seite an, wie sie sich schweigend an's Fenster setzte und ihre Arbeit wieder aufnehmen wollte; aber die sonst so feste Hand zitterte, und nach allen Seiten flogen Fingerhut, Scheere und Arbeit vom Tisch herunter. Als sie sich danach bückte und etwas von „ungeschickt" und dergleichen murmelte, sagte die Muhme:

„Laß jetzt gut sein, Lenchen; Du bringst im Augenblick doch nichts zurecht... Wie kannst Du nur aber auch gleich so wild werden!... Er hat Dir ja doch eigentlich nichts gethan."

„Ausgespottet hat er mich!" rief jetzt das Mädchen mit ausbrechender Heftigkeit, und in ihren glühenden Augen funkelten Thränen. „Verhöhnt hat er mich!... O, diese Herzlosen, da stehen sie auf ihren Geldsäcken und sehen vornehm und spöttisch auf die herab, die, wie sie wähnen, im Staube ihr elendes Dasein hinschleppen!... Weil ich mit diesen meinen Händen mir mühsam den Unterhalt gewinnen muß, darum bin ich schlechter, als der, den das Glück in eine goldene Wiege legte, der seine feinen Finger bedachtsam ansieht und meint, sie seien nur da, um seinen hochgeborenen Körper zu vervollständigen... Weint und lacht das reiche, in Spitzen gewickelte Kind etwa anders, als das im groben Kissen?... Und sieht das brechende Auge des reichen Sterbenden in einen anderen Himmel, als das des Bettlers?... Ich kann bewundernd zur Geistesgröße aufblicken, kann mich demuthsvoll vor der Tugend beugen, kann das Talent verehren — aber niemals werde ich dem Mammon huldigen, der seinen Fuß grob und schwerfällig Allem und Jedem auf den Nacken setzen will und da schonungslos und kalt hintritt, wo der wärmste und weichste Punkt im Herzen des Armen sitzt!... Und darum wehre ich mich auch bis zum letzten Athemzug, wenn solch ein Gewaltiger daherkömmt und meint, mich beleidigen zu können."

Nach diesem leidenschaftlichen Ausbruch schwieg Magdalene einen Moment. Die Seejungfer, gewöhnt, Alles, was das junge Mädchen in solcher Aufregung sprach, unverstanden an ihren Ohren vorüberbrausen zu lassen — es war aber auch für diese Ohren eigentlich nicht gesagt — hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen und benutzte nun diesen stillen Augenblick, indem sie sagte:

„Ja, siehst Du, Lenchen, so geht's, wenn man vornehmen Leuten allzu dreist antwortet. Hättest fein artig Deinen Knix machen sollen und weiter nichts — so war's zu meiner Zeit, und darum ist mir auch Keiner zu nahe gekommen."

„Muhme," rief das junge Mädchen wie außer sich, „wenn Ihr mich ein wenig lieb habt, so sagt mir nicht solche Dinge! Bedenkt Ihr denn nicht, daß Ihr mich damit schwer kränkt?.. Inwiefern habe ich den Mann herausgefordert?... Ich habe ihm geantwortet, wie ich antworten mußte!... Was hat er hier in unserer armen Wohnung zu suchen?... Ist noch je einer der Herren selbst gekommen, den Schlüssel von Euch zu holen?... Das ist so Einer, der sich das Elend ansieht, um es nachher beschreiben zu können. Man muß nur in dies Gesicht blicken. So mag seine Tante, die alte Räthin Bauer, in ihrer Jugend ausgesehen haben — das sind Züge von Erz und Eis, an denen mag wohl die Gluth und das Empfinden anderer Herzen ungefühlt und unverstanden zerstieben."

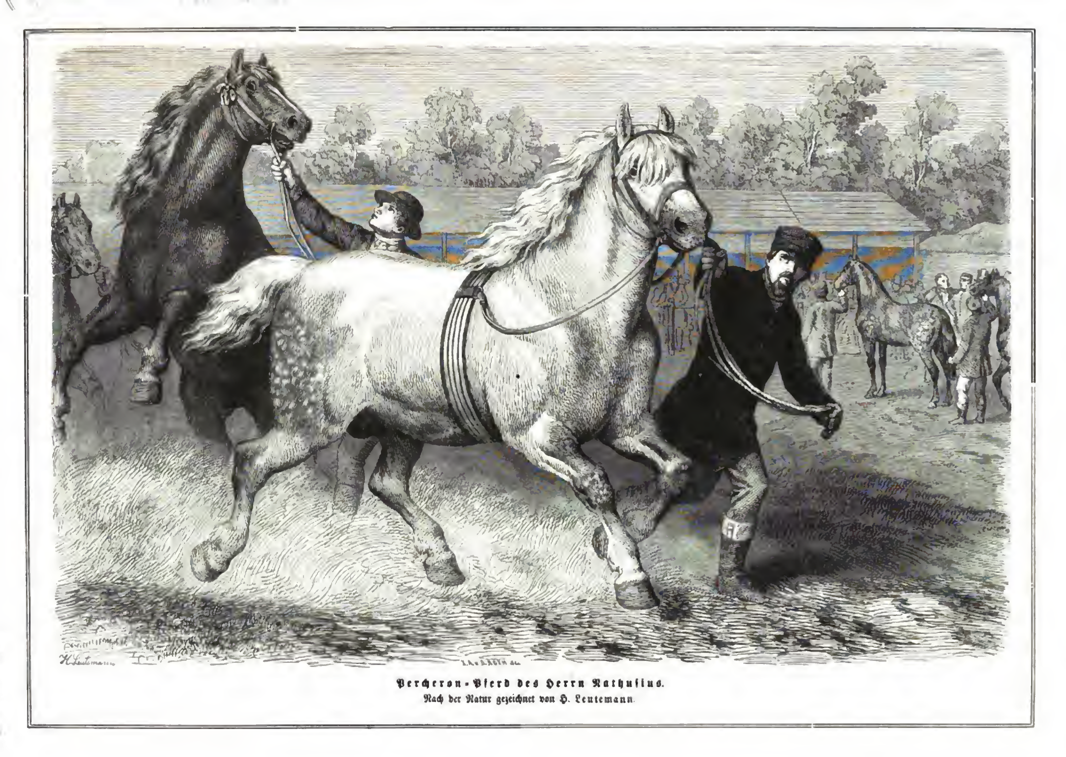
„Es kann schon sein, wie Du sagst; davon verstehe ich nichts," meinte die Seejungfer, „aber ein schöner Herr ist er doch, und gegen den Jacob ist er auch gut," fuhr sie fort. „Der Alte weiß vor Freuden über sein neues Logis nicht aus, noch ein, und ich habe ihm in die Hand hinein versprochen, daß ich heute Abend, wenn es dunkel ist, mit Dir hinkommen will — er hat keine Ruhe, bis wir Alles gesehen haben."

Magdalene antwortete nicht. Sie hatte das Heft mit Leberecht's Gedichten leise in das große Buch gelegt, und als sie die Klammern schloß, da rollten ein paar heiße Thränen auf den alten Folianten herab — da drinnen lagen ja die ganzen Qualen eines gebrochenen Herzens eingesargt!

(Fortsetzung folgt.)

Die Pferde der Diligence.

Oft schon ist darüber geklagt worden, daß mit den Eisenbahnen und den Dampfern die Poesie des Reisens von der Erde verschwunden sei, und nicht selten schweift der Blick des älteren Geschlechts bedauernd, ja fast verlangend zurück in die schönen Zeiten, in welchen fechtende Handwerksburschen die malerische Staffage der Landschaft bildeten, der Hauderer wie ein Pascha über das Leben seiner Mitmenschen verfügte und die gelbe Kutsche das gefeierte Wahrzeichen des durch sie mit der übrigen Welt verbundenen Land-



Percheron-Pferd des Herrn Nathusius.
Nach der Natur gezeichnet von H. Leutemann.

striches bildete. Und eine gelbe Kutsche ist es in der That, welche mir in diesem Augenblicke vor die Erinnerung tritt, deren Bild ich noch einmal aufzufrischen versuchen will, ehe der allmächtige Schwamm der Zeit es gänzlich von der Tafel des Gedächtnisses löscht. Es ist die Diligence und zwar die französische der Messageries royales, später impériales oder Lafitte, welche ehedem zwischen Straßburg und Paris fuhr und heutzutage fast schon eine verschollene Mythe ist. Das war doch noch eine Fahrt, zu der eine Vorbereitung der Mühe lohnte; da konnte man doch noch Etwas sehen und erleben, sich des Weges und der Natur freuen; da ließen sich Bekanntschaften anknüpfen und durch tagelangen Umgang festigen! Man gewöhnte sich ordentlich ein in das wandernde Haus, ward vertraut mit dessen Winkeln und geheimnißvollen Taschen, und wenn man Abschied von ihm nahm auf dem Hofe der Messageries in der Weltstadt, so warf man gewiß einen Blick des Bedauerns und des Dankes auf das zuverlässige Ungethüm, welches Einen sicher beherbergt und treulich über Stock und Stein geführt hatte.

Es ist im hohen Nachmittag. Ich komme zurück von einer Razzia in den Läden der Bäcker, Fleischer und Weinhändler, woselbst ich mich in weiser Voraussicht mit Proviant auf alle Fälle versehen habe. Die vor den Bureaux aufgefahrenen Wagen umdrängt ein Gewühl von Reisenden und Abschiednehmenden, von Packern und Neugierigen; die fremdartigsten Gestalten und Charaktere caramboliren hier in einer Weise, die den Müßigen wohl eine Weile fesseln kann. Nichtsdestoweniger geht Alles mit einer gewissen Behäbigkeit vor sich, weit verschieden von der fieberhaften Hast, welche heutzutage auf den Bahnhöfen zu gewahren ist. Vor und in der Diligence herrscht ein Wille, derjenige des Conducteurs; er ist ihr Capitain und Supercargo, für sie und ihren Inhalt verantwortlich bis zum Bestimmungsort. Unser Conducteur ist ein Musterexemplar seines Standes. Ein geborner Hamburger, war er frühzeitig den väterlichen Laren abhanden gekommen; er hatte sich in England und Spanien, in Frankreich und Aegypten, in Italien und der Türkei toll umhergetrieben und war nach einem längeren Spaziergang mit der Fremdenlegion in Algier zu seiner jetzigen hohen Würde befördert worden. Er war unerschöpflich im Erzählen, wobei es ihm auf das Idiom durchaus nicht ankam; seine ethnographischen Kenntnisse haben mich wesentlich in der Völkerkunde gefördert und mich um einen wahren Schatz drastischer Anekdoten bereichert. Seht doch einmal in der Gegenwart, ob und wo euch Solches geboten wird! Der Conducteur der Bahn hat kein Wort für euch, als die bis zur Verzweiflung wiederkehrenden „Die Billets, wenn's beliebt!", „Station Dingskirch, drei Minuten Aufenthalt!" und ihr könnt Gott danken, wenn er euch blos den Rockschoß und nicht irgend ein nothwendiges Körperglied zwischen die zugeschlagene Wagenthür klemmt.

Endlich ist das Gepäck untergestaut, der Abschied genommen, und es beginnt das Einladen der lebendigen Fracht. Kein Belegen, kein Streit um die Plätze, Jedermann hat seine Nummer und Abtheilung, Unordnung kann nicht vorkommen. Der bevorzugte Sitz ist der Vordertheil des Wagens, das Coupé oder die Berline, welche drei Personen faßt, diese zahlen am Meisten; daran schließt sich in der Mitte der Fond oder das Interieur mit sechs Plätzen, und hinten angeklebt schwebt die Rotonde für drei Personen, welche rückwärts fahren, oder auch für sechs einander gegenüber, der billigste Platz. Der begehrteste ist jedoch das Banquette oder die Imperiale in der zweiten Etage, hier sitzt der Conducteur mit zwei Passagieren. Dahinter befindet sich die geräumige Bache, in welcher die größeren Gepäckstücke untergebracht werden. Der Postillon reitet auf dem Sattelpferd, es wird immer mit Viergespann gefahren. Im Anfang sitzt man auf diesem hohen Throne vielleicht etwas unbequem, aber nach und nach wird man zurechtgerüttelt bis in völlige Behaglichkeit. Die Romantik des Posthorns, welche sich jetzt in die entlegensten Theile Deutschlands geflüchtet hat, ist in Frankreich unbekannt — ebenso aber auch glücklicherweise der Zustand der Lebensmüdigkeit deutscher Postklepper. Und so geht es lustig hinaus durch die Straßen mit ihren alterthümlichen Giebelhäusern, die drohenden Basteien, über hallende Brücken auf fester, baumbegrenzter Straße in die sonnige Landschaft. Wie ein Garten liegt es da, das schöne Elsaß, die schmählich verlorene Perle der deutschen Krone. Acker und Wald, Weinberge und Wiesen, Berg und Thal fliegen in zierlichem Wechsel an uns vorüber; näher rücken die Hügel zusammen, Felsen wachsen daraus empor, Wildwasser schäumen zu ihren Füßen und von der Höhe schauen die Trümmer der Vorzeit melancholisch herab in das bewegte Leben einer neuen Welt. Das Alles kannst du deutlich bequem betrachten ohne Ueberstürzung; jedes Bild haftet gerade lange genug in deinem Auge, um es in's Gedächtniß aufzunehmen, ohne seiner überdrüssig zu werden. Diese Gunst ist dem heutigen Reisen verloren gegangen.

Aber ich will keine Reisebeschreibung liefern, zumal die Diligence Gegenden durchfährt, welche Jedermann bekannt sind. Wer auf der Imperiale sitzt und halbwegs ein Herz für Pferde hat, den wird und muß alsbald das Gespann fesseln. Unser Zug aber ist mir unvergeßlich eines Ereignisses halber, dessen ganze Scene mir heute noch nach vielen Jahren deutlich vor Augen steht. Es sind prachtvolle Thiere, welche uns fahren, sämmtlich Apfelschimmel von schöner Zeichnung, mit weichen, gelben Mähnen und Schweifen, die letzteren aufgebunden, in einen derben Knoten geschürzt. Sie sind wahre Kolosse, in den Einschnitt ihrer Kruppe kann man eine Hand legen; den etwas kurzen, fleischigen Hals tragen sie schön gebogen, ihre Köpfe, vielleicht etwas zu schwer, sind gut und trocken modellirt. Die ganzen gedrungenen, sehr starkgliedrigen Gestalten machen den Eindruck des Riesenhaften, Unbezähmbaren, und dennoch traben sie leicht und flüchtig dahin, als spielten sie nur mit der schweren Maschine, welche sie so hinter sich schleppen, daß man ihnen vertrauen darf, sie würden sie auch in den schwierigsten Verhältnissen nicht stecken lassen. Der ganze Zug sieht so gleichförmig aus, als bestände er aus Geschwistern, und ebenso gleichförmig sind die Bewegungen jedes einzelnen Thieres. Da ist nichts zu gewahren von Unart oder bösem Willen; es ist eine wahre Freude, diese flotten Gänger vor sich zu sehen, und je länger man sie betrachtet, um so mehr Interesse gewinnt man an ihnen. Dasselbe steigert sich zur Bewunderung, wenn man beobachtet, wie wenig Neigung der Postillon zu seinen Thieren zeigt; er behandelt sie hart, fast roh, wie denn überhaupt der Franzose nur geringe Liebe zu seinen treuen Arbeitsgehülfen hegt.

Schon wurden die Schatten länger, als plötzlich die Diligence einen heftigen Ruck empfing; es erfolgte ein Sturz und ein Schrei, die beiden Vorderpferde prallten jäh zur Seite, die hinteren stemmten sich an den Aufhaltern, der Wagen erzitterte bis in sein innerstes Mark, dann stand er wie eine Mauer. Aus seinem Innern drangen Rufe des Schreckens und der Bestürzung, laut schnaubten die bebenden Pferde, mit einem „mille tonnères de Dieu, qu'est ce que c'est que cela?" rutschte der Conducteur an der Außenwand herab, ich folgte ihm, ein Gleiches thaten die übrigen Passagiere. Da ergab sich denn das Unheil: der Postillon lag stöhnend im Geleise, er ward sofort aufgerichtet und schien unbeschädigt. Aber eine viel wunderbarere Fügung hatte über einem anderen Leben gewaltet. Dicht vor den Pferden stand inmitten der Straße ein Schiebkarren mit Körben beladen und in einem dieser Körbe lag — ein ruhig schlafendes Kind! Wahrscheinlich war der Postillon im Sattel eingeschlafen gewesen, glücklicherweise waren die Thiere klüger als der Mensch, die Pferde des Vordergespanns hatten sich vor dem Hinderniß im raschesten Laufe zur Seite geworfen und standen hier, wie festgewurzelt; ebenso hatten es die Deichselrosse vermocht, mit Anspannung aller Sehnen inne- und den schweren Wagen zurückzuhalten. Nur noch einen Schritt weiter und das arme, unschuldige Kind wäre unrettbar verloren gewesen. Dasselbe wurde sofort ein Gegenstand zärtlichster Aufmerksamkeit von Seiten der Frauen aus dem Interieur, welche es gleichsam dem hülflosen Wesen abbitten zu wollen schienen, daß ihr Vehikel beinahe ein Werkzeug zu seinem Verderben geworden wäre. Der Postillon erholte sich sehr rasch von seinem Sturz unter den kräftig schüttelnden Fäusten des Conducteurs; ich will gern gestehen, daß ich etwas dabei half. Ueber dem Lärm kamen denn auch die Eltern des verlassenen Kindes hinter dem Zaun hervor, woselbst sie Brennholz gesammelt hatten; sie nahmen die Sache äußerst kühl, antworteten auf die Grobheiten und Flüche des Conducteurs mit noch derberen Grobheiten und Flüchen, bedankten sich kaum für die ihrem Kinde reichlich gespendeten Gaben und zogen trotzig in entgegengesetzter Richtung davon, wobei die Frau Vorspanndienste verrichtete. Auch wir waren bald wieder in Ordnung unterwegs und erreichten ohne Gefährde die nächste Station, woselbst der Postillon, trotzdem er himmelhoch um gut Wetter gebeten hatte, der wohlverdienten Ordnungsstrafe verfiel. Auf der Eisenbahn wäre ein derartiges Abenteuer wohl nicht ganz so glatt abgelaufen; mich hat es in der guten Meinung bestärkt, die ich

von dem Urtheilsvermögen der höher organisirten Thiere, namentlich der Pferde, hege.

In besonderem Bezug auf die Gespanne unserer Diligence, welche sich von Station zu Station immer gleich, oft bis zum Verwechseln gleich blieben, hatte ich im Verlauf der Fahrt noch häufig Gelegenheit, Belege dafür zu finden. Fast ausschließlich hatten wir Hengste und zwar junge feurige Thiere vorgehängt; oft kam es nun, daß wir an Stationen hielten, woselbst vieles Karrenfuhrwerk sich versammelt hatte, dessen Anblick malerisch genug war. Vor den hochräderigen, langbäumigen Karren mit ihrer segeltuchbedeckten Ladung gingen oft sechs bis acht Pferde und zwar eines hinter dem anderen gespannt, meistens ungeheuere Ardenner Stuten, deren riesig hohe Kummete mit glänzenden Messingstollen, metallenen Kämmen, Glöckchen, Muscheln und anderen Zierrathen, darunter besonders in die Augen fallend scharlachrothe befranzte Wollenschärpen, geschmückt waren. Mitten in diesem Gewühl standen unsere Hengste wie die Lämmer ohne jegliche Aufsicht, bis endlich ein kleiner, barfüßiger Junge daherkam und die vier Kolosse mir nichts dir nichts kategorisch in den Stall zog. Später habe ich bei großen Volksfesten in der Umgegend von Paris die Pferde der Gensdarmen, gleichfalls meistens Hengste, welche derselben Race angehören, eben so fromm und artig gesehen; im dichtesten Gewühl der Menschenmenge, von dieser gestreift und gestoßen, standen sie, ohne sich zu rühren, und ließen naseweise Gamins gemüthlich unter ihrem Bauche durchkriechen. Es ist, als gäbe das Bewußtsein der unwiderstehlichen Kraft diesen edlen Thieren die Milde und Frömmigkeit ihres Charakters. Und darin ist das Percheronpferd fast einzig in seiner Art. Denn aus der Perche, einer Landschaft nördlich der Seine, stammen die Pferde der Diligencen und der Gensdarmen, und Frankreich besitzt in ihnen eine Arbeitsrace, um welche andere Länder es beneiden. Erst neuerdings ist man auch im Ausland auf ihren Werth aufmerksam geworden, und die Bemühungen, welche man gegenwärtig in Deutschland macht, um sie einzubürgern, sind es, die mir meine Fahrt auf der Diligence und das kleine Abenteuer derselben in's Gedächtniß zurückgerufen haben.

In der That sieht man bei uns jetzt von Jahr zu Jahr mehr Percherons verwendet, vorzugsweise zum Lastfuhrwerk und im Ackerbau. Es fehlt in Deutschland entschieden an einem kräftigen Pferdeschlag für die Arbeit, weil alle bisherigen, von den Regierungen geleiteten oder begünstigten Züchtungsbestrebungen entschieden das Interesse der Cavalerie weit mehr zum Ziele hatten, als dasjenige der Production und des Verkehrs. „Der Bauer braucht keine Pferde, für den sind Ochsen gut genug!" hat bekanntlich jener X'sche Gestütsdirector der Deputation um Reform geantwortet. Indessen zwingt die Nothwendigkeit zur Selbsthülfe, und so sehen wir gegenwärtig neben der Bewegung zu Gunsten des britischen Vollbluts durch die Rennen eine zweite — jedenfalls berechtigtere — in der deutschen Pferdehaltung für die Einführung der Arbeitspferderacen. Frankreich liefert von denselben in erster Reihe die Percherons, in zweiter die leichteren Normannen und die ungefügen Ardenner; Großbritannien concurrirt mit den Suffolks und Clydesdales. Das britische Fleischerpferd, das man vor den Karren der Hauptstadt bewundert, ist eine Merkwürdigkeit, aber kein Gebrauchsthier.

Welchen Werth man schon gegenwärtig in Deutschland auf die Percherons legt, davon gaben die diesjährigen großen Ausstellungen zu Stettin und Dresden redendes Zeugniß durch die Zahl und die Schönheit der daselbst aufgestellten Exemplare ihrer Race. Eines der edelsten darunter, der wahre Typus der Prachtrosse der Perche, ist der Schimmelhengst Diamant des Gutsbesitzers Nathusius in Meyendorf (Provinz Sachsen), dessen höchst gelungene Abbildung wir den Leser vorführen, um ihm einen Begriff zu geben von dem imposanten Eindruck, welchen ein solches schönes Thier in der Action auf Jeden, selbst den nicht Sachverständigen, hervorbringt. Dieses Bild der unbewußten Kraft, der höchsten Entwickelung thierischer Stärke in ansprechender Form erinnert unfehlbar an die Darstellungen des Herkules in der Antike. Dem Diamant ist in Dresden der erste Preis zuerkannt worden, wie er denselben auch schon 1863 auf der großen internationalen Ausstellung in Hamburg erhalten hat. Das auf unserem Bild dem Schimmelhengst folgende, sich bäumende Pferd ist der fünfjährige Suffolk-Hengst Crisp des Herrn von Jagow in Crüden (Altmark), welcher gleichfalls in Dresden und Hamburg prämiirt worden ist. Die Suffolks — meist Kohlfüchse mit gelben Mähnen — sind noch gedrungener, stuffiger, als die Percherons, und sollen die letzteren an Ausdauer im weichen Boden — also beim Ackerbau — übertreffen, stehen ihnen aber nach an Gelehrigkeit und Frömmigkeit. Durch Kreuzungen dieser kräftigen Ausländer mit dem deutschen Landschlag könnte man letzteren leicht veredeln und so mit der Zeit das schwere Gebrauchspferd züchten, an dem es Deutschland noch entschieden fehlt. Bei der Ausstellung zu Dresden, welcher unsere Erinnerung und das dazu gehörige Bild die Entstehung verdanken, zog die Musterung jener gewaltigen Hengste stets das größte Publicum an, welches nicht müde wurde, seine Bewunderung zu äußern. Sogar die Vollblut-Araber und Engländer, die Orloff-Traber und Trakehner errangen weder den Beifall, noch die Aufmerksamkeit und — Kauflust, deren sich jene zu erfreuen hatten.

Ich bin etwas abgekommen von meinem Wege: aus der französischen Diligence auf der großen Heerstraße durch Lothringen und die Champagne nach dem deutschen Florenz an der Elbe. Aber diese Association der Gedanken und Oertlichkeiten ist erklärlich und entschuldbar durch den Gegenstand, der sie vermittelt hat, und das sind die Percheron-Pferde; denn so oft ich sie sehe, die edlen, geduldigen Riesenthiere mit ihren runden Formen, so muß ich unwillkürlich gedenken der heiteren Tage und sonnigen Nächte auf der Diligence.

Die Judengasse in Frankfurt a. M. und die Familie Rothschild.

Von G. L. Kriegk.

(Schluß.)

Die neue Judengasse. — Die verbundenen Keller der Judenhäuser. — Ursprung vieler jüdischer Familiennamen. — Börne's Geburtshaus. — Das Stammhaus der Familie Rothschild. — Amschel Moses Rothschild und Maier Amschel Rothschild. — Gründung seines Geschäfts. — Seine Frau Gutta Schnapper. — Erstes Begegnen Maier Amschel's mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel. — Die Geldlieferungen an das in Spanien kämpfende englische Heer. — Maier Amschel's fünf Söhne.

Ungeachtet der größeren Breite, welche man nach dem Brande von 1711 der Judengasse gegeben hat, ist diese noch immer enge und düster, da die dreistöckigen und mit hohen Giebeln versehenen Häuser auch damals wieder dicht an einander gebaut worden waren. Erst in den drei letzten Jahrzehnten hat die Judengasse ihren finsteren und beengenden Charakter verloren, weil eine beträchtliche Zahl von Häusern ihrer Baufälligkeit wegen durch die städtische Behörde zum Abbruch verurtheilt wurde und das Einreißen derselben auf beiden Seiten der Gasse mehr und minder große Lücken geschaffen hat. Dadurch hat sie endlich auch den ihr früher mangelnden Luftwechsel erhalten. Neuerdings hat die Judengasse auch darin eine wesentliche Aenderung erlitten, daß jetzt etwa die Hälfte ihrer Bewohner aus armen Christen besteht.

Die Häuser sind, mit Ausnahme eines einzigen, des sogenannten steinernen Hauses, aus Gebälk mit Fachwerk erbaut. Wegen ihrer großen Schmalheit und Tiefe sind die meisten im Inneren fast dunkel. In manchen von ihnen hatte man früher, aus Furcht vor Verfolgungen und Plünderungen, keine zum Dachstuhl führende Treppe, sondern statt derselben war eine Leiter angebracht, welche der unter das Dach Fliehende hinter sich hinauf ziehen konnte. Aus dem gleichen Grunde war in manchen Häusern der Keller mit dem des Nachbarhauses durch eine Thür verbunden, welche gewöhnlich durch einen vorgestellten Schrank verdeckt war und im Nothfalle die Flucht in den nächsten Keller, sowie aus ihm in mehrere andere ermöglichte. Diese Einrichtung kam vor etwa vierzig Jahren zu Tage. Als nämlich im Fuldaischen viele Hirschgeweihe gestohlen worden waren und die Frankfurter Polizeibehörde die Anzeige davon erhalten hatte, ordnete diese an den

Stadtthoren ein besonderes Augenmerk auf verdächtige Wagen und ein geheimes Verfolgen derselben bis zu dem Hause an, in welches sie abgeladen würden. Wirklich kam ein Wagen an, der mit Hirschgeweihen beladen zu sein schien, und fuhr in die Judengasse. Auf die Anzeige davon ließ man das betreffende Haus dieser Gasse in allen seinen Räumen durchsuchen. Es fand sich jedoch in ihm nichts von dem Gesuchten; da aber die Sache außer allem Zweifel stand, so ging man sorgfältiger zu Werke und entdeckte endlich eine jener verborgenen Kellerthüren. Auch in dem Nachbarhause, in welches diese führte, war indeß nichts von dem Gestohlenen zu finden; dieses zeigte sich aber endlich, als man auf gleiche Weise noch durch mehrere andere Keller gedrungen war. Uebrigens hatten auch an anderen Orten die Juden die gleiche Einrichtung in ihren Kellern gemacht; in Regensburg sollen früher sogar alle Judenhäuser auf solche Weise mit einander verbunden gewesen sein.

Die Häuser der Frankfurter Judengasse waren, wie die der übrigen Stadttheile, bis zum Jahre 1759 nicht mit Nummern versehen, sondern man hatte sie dadurch von einander unterschieden, daß jedes Haus einen bestimmten Namen trug, welcher auf ein über der Thür angebrachtes Schild gemalt war. Von den alten Namen der Frankfurter Judenhäuser sind manche als Personennamen auf die diese besitzenden Familien übergegangen, wie die Namen Bär, Haas, Hahn, Hirsch, Hecht, Kann, Ochs, Reuß, Rindsfuß, zum rothen Schild, Schiff, Schloß, zum schwarzen Schild, Sichel, Stern, Stiefel, Strauß und andere. Wahrscheinlich hat auch die Familie Rothschild ihren Namen von dem „zum rothen Schild“ benannten Hause (es war das jetzt abgerissene Haus Nr. 69) erhalten. Doch führt dasjenige Haus, welches der Stifter des Rothschild'schen Handelshauses, Maier Amschel von Rothschild, um das Jahr 1780 erkaufte und in welchem alle Kinder desselben geboren wurden, nicht jenen Namen, sondern den „zum grünen Schild“.

Die interessantesten Häuser der Frankfurter Judengasse sind die mit Nr. 118 und Nr. 148 bezeichneten, weil im ersteren Börne geboren wurde und letzteres das Stammhaus der Familie Rothschild ist. Beide Häuser unterscheiden sich durch nichts von den übrigen; namentlich haben sie, wie diese fast insgesammt, eine Breite von nur sechs Schritten und sind von ihren Nachbarhäusern nur durch eine dünne Wand getrennt. Das Börne'sche Geburtshaus hat neuerdings eine Marmortafel erhalten, deren Inschrift besagt, daß in ihm 1786 Börne geboren sei. Das Rothschild'sche dagegen ist durch nichts als solches erkenntlich und wird von der Familie Rothschild unverändert in dem Zustande erhalten, in welchem es von ihrer 1849 gestorbenen Stamm-Mutter bis zu deren Ende bewohnt worden war. Es liegt gerade dem Gäßchen gegenüber, welches den mittleren Ausgang aus der Judengasse bildet. Auf unserer Abbildung in letzter Nummer ist es nicht sichtbar; es stößt gerade an das erste Haus linker Hand an, mit welchem die Illustration beginnt. Dreißig Häuser weiter steht auf derselben Seite das Geburtshaus von Börne.

Die Frankfurter Judengasse geht jetzt ihrem völligen Untergange entgegen, da man die Absicht hat dieselbe sammt ihrer nächsten Umgebung abzubrechen, um neue Straßenanlagen zu machen. Mit ihr wird ein Denkmal der härtesten Beschränkung und Mißhandlung schwinden, welche Tausende von Menschen, ihres Glaubens, ihrer Abstammung und ihrer Sitten wegen Jahrhunderte lang hatten erdulden müssen. Von dem traurigen früheren Zustande der Juden wird dann in Frankfurt keine sichtbare Spur mehr vorhanden sein, während dagegen diese Stadt schon jetzt viele palastartige Privatgebäude, zwei schöne neue Synagogen, ein großartiges Krankenhaus, eine ebenfalls großartige Realschule und zwei schöne Freimaurerlogen darbietet, welche die Nachkommen der noch vor sechszig Jahren in eine finstere Gasse eingeengten Juden mit ihrem neuerdings erworbenen Reichthum sich theils erbaut, theils erkauft haben. Die denkwürdigste Erscheinung aber, die sich an die Frankfurter Judengasse anknüpft, wird immer die Familie Rothschild sein, die, aus einem jener engen und finsteren Häuser hervorgegangen, schon in ihrer zweiten Generation sich einen Reichthum und eine Stellung erworben hat, welche beide nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in allen Zeiten der Vergangenheit ihres Gleichen nicht haben. Es wird sich daher auch wohl eignen, der Schilderung der Frankfurter Judengasse Einiges über die Geschichte jener Familie beizufügen.

Diese Geschichte kann über den Frankfurter Handelsmann Amschel Moses Rothschild hinaus nicht zurückgeführt werden. Von dem Leben und den Verhältnissen desselben hat sich keine Nachricht erhalten. Er war der Vater Maier Amschel's von Rothschild, welcher das nach ihm benannte weltberühmte Handlungshaus gegründet hat. Maier Amschel selbst war sechs Jahre vor Frankfurts größtem Sohne, vor Goethe, geboren. Als Knabe wurde er von seinem Vater dazu verwendet, daß er mit einem Geldsäckchen bei den Bankiers umhergehen mußte, um Münzen gegen grobes Geld umzuwechseln. Diese Beschäftigung ward für ihn später aus dem Grunde wichtig, weil er dabei mitunter seltene Münzen eintauschte und in Folge davon Interesse an der Münzkunde gewann. Als Jüngling brachte er, da er Rabbiner werden sollte, einige Zeit in Fürth zu und studirte dort jüdische Theologie, gab dies jedoch bald wieder auf, um sich dem Handel zu widmen. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, blieb er vorerst nicht in derselben, sondern nahm im Oppenheim'schen Bankierhause zu Hannover die Stelle eines Comptoiristen an, welche er mehrere Jahre mit solcher Geschicklichkeit bekleidete, daß sein Principal ihm die wichtigsten Geschäfte anvertraute. Als er endlich nach Frankfurt heimkehrte, war er bereits ein so tüchtiger Kaufmann, daß er mit Erfolg ein selbstständiges Geschäft gründen konnte. In diesem war er zugleich als Geldwechsler und als Makler thätig, trieb außerdem Handel mit seltenen Münzen, sowie mit altem Silber und Gold und verwandte die erworbenen Geldmittel nach und nach immer mehr zu den Unternehmungen eines eigentlichen Bankiers. Im Jahre 1770 verheirathete er sich mit der Frankfurterin Gutta Schnapper, welche erst 1849 im sechsundneunzigsten Lebensjahre starb und so das Glück hatte, das stets zunehmende Gedeihen der Geschäfte ihres Gatten und ihrer Söhne, ja sogar noch das Emporsteigen ihrer Familie bis zur ersten Geldmacht der Welt zu erleben. Da außerdem zur Zeit ihrer Kindheit die Frankfurter Judenschaft sich noch in der drückendsten Lage befand, das Schicksal derselben aber nachher von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich immer besser gestaltete, bis zuerst 1811 und dann wieder ein Jahr vor dem Tode der alten Rothschild die Frankfurter Juden völlige Gleichheit der Rechte mit den Christen erlangten: so hatte die glückliche Frau zugleich noch die Freude, einen der segensreichsten Abschnitte in der Geschichte ihres Volkes sich vor ihren Augen entwickeln zu sehen. Sie blieb dabei des Dankes, welchen sie und ihre Kinder der Gottheit schuldeten, stets eingedenk und bewahrte sich bis zum Ende ihrer Tage vor dem Uebermuth, welcher sonst so leicht das Herz des Glücklichen beschleicht. Nie verließ sie das finstere, unbequeme Haus, in welchem sie und die Ihrigen glücklich geworden waren. Sie selbst sprach zuweilen aus, daß das Aufgeben dieser Wohnung ihr als eine Sünde erscheinen würde und daß sie überzeugt sei, das Glück werde von ihrer Familie weichen, wenn sie selbst sich überhebend die Hütte verlasse, in welcher dieses Glück gegründet worden sei. Es liegt etwas Großes in diesem Ausspruche der alten Rothschild, dessen Grundgedanke ganz mit dem übereinstimmt, was die alten Griechen vom Neid der Götter und die neueren Dichter von der Eifersucht der Schicksalsmächte gesagt haben, und man muß der alten Frau diese demuthsvolle Lebensansicht um so höher anrechnen, da dieselbe bei ihr nicht auf intellectueller Betrachtung oder historischer Anschauung beruhte, sondern aus tiefer religiöser Empfindung hervorgegangen ist.

Um das Jahr 1780 kauften und bezogen Maier Amschel und seine Gattin das Haus zum grünen Schild, welches Beide nicht wieder verließen, bis sie als Leichen aus ihm herausgetragen wurden. Dem Sinne der Mutter entsprechend, hat später ihr ältester Sohn, Amschel Maier, dieses Haus auf ewige Zeiten zu frommen und wohlthätigen Zwecken bestimmt. Er hat nämlich in seinem Testament 1,200,000 Gulden zu einer sogenannten „milden Stiftung für die armen Israeliten der Stadt Frankfurt a. M.“ ausgesetzt, deren Zinsen theils für wöchentliche Almosenspenden, theils für Holzaustheilungen an Frankfurter Juden verwendet werden sollen, mit Ausnahme von 7500 Gulden, welche jährlich an arme Juden aus dem Umkreise von zehn Meilen um Frankfurt herum als Almosen zu geben sind. Die Austheilung der Almosen soll im Rothschild'schen Stammhause stattfinden, in welchem ein hiermit beauftragter Beamter der Stiftung seine Wohnung hat und die Sitzungs- und Bureaulocale des leitenden Comités sich befinden. Endlich sollen in dem Hause noch sogenannte Gebetsversammlungen durch zehn dafür bezahlte Israeliten gehalten

werden, und zwar an den Todestagen des Testators, seiner Eltern, seiner Gattin und seiner Brüder. Seit dem 1855 erfolgten Tode des Testators wird das Rothschild'sche Stammhaus zu den angegebenen Zwecken verwendet.

Um nun wieder auf Maier Amschel zurückzukommen, so trieb dieser seine Handelsgeschäfte mit dem größten Geschicke und mit ungewöhnlichem Erfolge. Er hatte daher nicht nur schon 1798 die nöthigen Mittel, um neben seinem Frankfurter Handlungshause ein zweites in London gründen zu können, sondern er war auch im Stande, in der Zeit von 1804 bis 1812 mit dem Staate Dänemark Anleihegeschäfte im Gesammtbetrage von zehn Millionen zu machen, ja sogar 1808 die Jahre lang dauernde Besorgung der Geldlieferungen an das englische Heer zu übernehmen, welches in Spanien mit den Franzosen kämpfte. Diese bedeutenden Geldlieferungen, welche kein anderes englisches Haus zu übernehmen gewagt hatte, wurden von Maier Amschel und seinem das Londoner Haus leitenden Sohne Nathan mit solcher Geschicklichkeit besorgt, daß sie insgesammt glücklich von Statten gingen und ihren Besorgern einen Gewinn von vielen Millionen abwarfen. Die Uebernahme dieses Geschäftes war, wegen der dabei zu leistenden bedeutenden Caution, aber nur in Folge eines Umstandes möglich gewesen, welcher mehr als alles Andere das Glück des Hauses Rothschild gegründet hat.

Dieser Umstand ist das Verhältniß, in welchem Maier Amschel seit 1801 zu dem sehr reichen Landgrafen Wilhelm dem Neunten von Hessen-Kassel stand. Er ward in jenem Jahre (vielleicht auch schon früher) hessen-kasselischer Hofagent und erwarb sich als solcher das unbegrenzte Vertrauen des von 1785 bis 1821 regierenden Landgrafen und nachherigen Kurfürsten Wilhelm des Neunten. Als dieser 1806, beim Ausbruch des Krieges der Franzosen mit Preußen und Rußland, vom Hasse Napoleon's verfolgt, sein Land verlassen mußte, vertraute er den größten Theil seines Vermögens seinem Hofagenten in Frankfurt zur geheimen Aufbewahrung an. Die anvertrauten Millionen bewahrte und verwaltete Maier Amschel mit Sorgfalt und Treue. Als der Kurfürst bald nach seiner Flucht durch Napoleon für abgesetzt erklärt wurde, war zu befürchten, daß die Franzosen seine Millionen in Frankfurt aufspüren und wegnehmen würden. Dies geschah jedoch nicht, weil die wenigen Leute, welche um die Sache wußten, nichts verriethen und Rothschild die kurfürstlichen Gelder in Weinfässer seines Kellers versteckt hatte.

Maier Amschel war nebst seinem Sohne Nathan durch den Kurfürsten auch noch bevollmächtigt worden, für diesen die Zinsen seiner in der englischen Bank angelegten Gelder zu erheben, um sie an den Kurfürsten zu übermachen. Er that dies in der gewohnten, das Vertrauen des Kurfürsten rechtfertigenden Weise. Als nun das Haus Rothschild die oben erwähnten Lieferungen an die englische Armee übernehmen wollte, gestattete ihm der Kurfürst, von jenen Geldern einen bedeutenden Theil zu erheben, um die geforderte große Cautionssumme zahlen zu können. Nur dadurch ward es dem Hause Rothschild möglich, ein Geschäft zu übernehmen, dessen großer Gewinn die Hauptquelle seines nachherigen Reichthums bildete.

Einer, wie es scheint, begründeten Sage nach verdankte Maier Amschel die Bekanntschaft mit dem Kurfürsten und somit die Grundlage des kolossalen Reichthums seiner Familie einem Umstande, welcher auf's Glänzendste zeigt, daß die Art, wie der Mensch schon in seiner Jugend sich in Geschäften benimmt, oft ungeahnte glückliche Folgen für seine ganze Zukunft hat. Der hannöverische General von Estorff, ein vertrauter Freund jenes Fürsten, schlug, als derselbe ihn wegen der Anstellung eines neuen Hof-Agenten zu Rathe zog, Maier Amschel Rothschild vor, den er im Bankierhause Oppenheim zu Hannover kennen gelernt, mit welchem er als großer Gutsbesitzer mancherlei Geldgeschäfte zu machen hatte. Man erzählt übrigens von dem ersten Erscheinen Maier Amschel's vor dem Landgrafen Folgendes. Er ward dem Letzteren gerade zu einer Stunde angemeldet, in welcher dieser eine Partie Schach mit Estorff spielte. Der Landgraf ließ ihn eintreten, nahm aber, in das Spiel vertieft, eine Zeitlang keine Notiz von dem hinter ihm stehenden Juden. Endlich blickte er im Unmuth über das für ihn sehr schlecht stehende Spiel um sich und sah seinen neuen Hof-Agenten. „Versteht Er auch das Schachspiel?" redete er ihn an. Rothschild antwortete mit Ja, bat um Erlaubniß, seinen Rath zur Rettung der Partie ertheilen zu dürfen, und gab dann mehrere Züge an, durch welche das Spiel zum Vortheil des Fürsten entschieden wurde. Dies und die darauf folgende Unterhaltung des Landgrafen mit Maier Amschel machte einen so günstigen Eindruck auf Ersteren, daß er zu Estorff sagte: „Herr General, Sie haben mir keinen dummen Mann empfohlen!"

Maier Amschel starb im Jahre 1812 mit der seinen Söhnen gegebenen und von ihnen auch befolgten Ermahnung, stets in brüderlicher Eintracht zu leben und zu handeln. Er war, ungeachtet seines erworbenen Reichthums, in Lebensweise und Kleidung stets seiner früheren Gewohnheit treu geblieben und hatte sich während seines Lebens nicht nur durch Rechtlichkeit und kaufmännische Tüchtigkeit, sondern auch durch Frömmigkeit und Menschenliebe ausgezeichnet. Stets hatte er gern Almosen ausgetheilt; er war deshalb beim Ausgehen gewöhnlich von Leuten umgeben, welche seine Mildthätigkeit in Anspruch nahmen. Nicht selten pflegte er auf eine ganz besondere Weise Almosen zu spenden. Da er nämlich wie mancher andere Jude den Glauben hatte, daß Gott diejenigen Wohlthaten am meisten belohne, für welche ihr Spender keinen Dank empfangen habe, so ging er mitunter im Abenddunkel durch die Judengasse, drückte jedem ärmlich Aussehenden, der ihm begegnete, einige Geldstücke in die Hand und lief dann schnell weiter. Auch noch in seinem Testament sorgte er auf freigebige Weise für die Armen: er legte jedem seiner fünf Söhne die Verpflichtung auf, bis zu seinem Lebensende an das Rothschild'sche Haus in Frankfurt jährlich fünftausend Gulden zu senden, welche von diesem an Arme ausgetheilt werden mußten.

Er hatte fünf Söhne und fünf Töchter. Seine Söhne waren: Amschel Maier, Chef des Frankfurter Hauses, welcher im December 1855 kinderlos starb; Salomon Maier, Chef des in Wien gegründeten Hauses Rothschild, gestorben 1854; Nathan Maier, Chef des Londoner Hauses, 1836 zu Frankfurt, wohin er bei Gelegenheit eines Familien-Congresses gekommen war, gestorben; Karl Maier, Chef des Hauses in Neapel und gestorben 1855; Jakob, genannt James, Chef des Pariser Hauses, welcher noch lebt.

Von diesen fünf Brüdern war Nathan der geistig am meisten begabte und in Bezug auf Gewandtheit und Tact in Geschäften dem Vater am meisten ähnlich. Für die Stadt Frankfurt hat er eine bleibende Bedeutung dadurch erhalten, daß er, wie man behauptet, der Schöpfer des dort so wichtigen Handels mit Werthpapieren gewesen ist. Er soll nämlich schon früh das Dahinschwinden des früher in Frankfurt blühenden Waarenhandels vorausgesehen und deshalb seinen Brüdern und Freunden den Rath ertheilt haben, ihre Capitalien auf Staats- und andere Werthpapiere zu verwenden und diese zum Hauptgegenstand des Frankfurter Handels zu machen.

Der Mutter glich am meisten Amschel Maier. Auch theilte er mehr als seine Brüder deren Anschauungsweise. Er hielt fest an den alten Sitten und Gebräuchen, legte keinen großen Werth auf den Freiherrn-Titel, den man der Familie Rothschild ertheilt hatte, und äußerte öfters die Befürchtung, daß die folgenden Generationen derselben durch Ueberhebung, Prachtliebe und Genußsucht dem Geiste und Glauben ihrer Väter entfremdet werden möchten. Als einst Karl Maier von Rothschild mit ihm von seinen Söhnen sprach und diese die jungen Barone nannte, fuhr Amschel ihn mit den Worten an: „Lasse mir diesen Ausdruck hinweg und sei darauf bedacht, daß Deine Buben tüchtige Kaufleute werden! denn mit dem Baronstitel können sie nichts verdienen." Ein christlicher Bankier erzählte dem Schreiber dieses einst Folgendes. Amschel unterhielt sich eines Abends mit ihm im Casino, wurde aber zu wiederholten Malen durch vornehme Herren, die ihn zum Kartenspielen aufforderten, gestört. Er gab endlich widerwillig ihrer Aufforderung nach und sagte dabei: „Wie übel bin ich doch daran! Von Arbeiten ermüdet, wollte ich hier durch mündliche Unterhaltung mich erholen, muß aber aus Rücksicht auf diese Leute, welche mir doch nur Geld abgewinnen wollen, mich an den mir unangenehmen Spieltisch setzen. Wie viel glücklicher war ich da in meiner Kindheit, als ich Abends in der Dachkammer meines väterlichen Hauses, die unser Schlafzimmer war, mit meinen Brüdern zusammensaß und wir unter heiteren Gesprächen unser aus Käse und Bier bestehendes Abendessen hielten!"

Gegen Leute, welche Amschel in früherer Zeit kennen und schätzen gelernt hatte, blieb der überreiche und durch sein Geld

übermächtige Mann bis zu seinem Tode ebenso freundlich, wie er früher gewesen war, mochten dieselben auch in noch so weiten Abstand von ihm gekommen sein. Dabei erkannte er sie, selbst wenn er ihrer Jahre lang nicht ansichtig geworden war, beim Begegnen stets wieder und redete selbst sie an. Dem Sohne eines in der Nähe der Judengasse wohnenden Bierbrauers, welcher als Knabe oft mit den jungen Rothschilds gespielt und sie gegen die höhnenden Straßenjungen in Schutz genommen hatte, blieb Amschel bis zu dessen Tode dankbar dafür, er behandelte ihn stets als einen seiner besten Freunde und war ihm behülflich, sich ein Vermögen zu erwerben, von dessen Zinsen er die letzten Jahrzehnte seines Lebens behaglich zubringen konnte. Ein Buchhalter in einem christlichen Handelshause, der Sohn eines Rentmeisters, hatte als Knabe den jungen Amschel oft in seines Vaters Stube gesehen, in welche er Geldgeschäfte halber geschickt worden war und in der man ihn oft mit den damals gegen Juden gebräuchlichen barschen Worten vor der Thür hatte warten heißen. Nichtsdestoweniger redete Amschel diesen Mann, so oft er ihm begegnete, freundlich an. Einst fragte er denselben, welcher gleich ihm selbst alt geworden war, wie es ihm gehe. „Nun," war die Antwort, „wie es eben einem Buchhalter geht, der es im Leben nicht so gut hat, wie Sie."

Amschel erwiderte: „Ei, zwischen uns Beiden findet kein großer Unterschied statt; denn wir werden bald Beide im Grabe liegen, und dann wird Niemand mehr den Einen von uns glücklicher preisen als den Andern."

Wie die Familie Rothschild in unserem Jahrhundert die erste Macht im pecuniären Getriebe der Dinge geworden ist, so ist zu derselben Zeit auch die (jetzt aus sechstausend Seelen bestehende) Frankfurter Judenschaft nicht blos ebenfalls immer reicher geworden, sondern sie hat auch 1864 zum dritten und sicherlich zugleich zum letzten Male völlige Gleichheit der Rechte mit den Christen erlangt. Seit dem Herbste jenes Jahres besteht zwischen den Christen und Juden Frankfurts kein anderer Unterschied mehr, als der des Glaubens; denn damals wurde den Juden auf verfassungsmäßige Weise die vollständige Gleichstellung mit den Christen zuerkannt, nachdem diese ihnen zweimal (1813 und 1850) wieder entzogen worden war. Auch in den Sitten und im geselligen Verkehr sind Juden und Christen einander immer näher gekommen; der Judenhaß früherer Zeiten ist aus den Anschauungen und der Empfindung der heutigen Frankfurter längst geschwunden, und bald wird es voraussichtlich dahin kommen, daß den Christen sogar der letzte schwache Nachklang der früheren Judenverfolgungen, das 1817 durch ganz Deutschland erschollene „Hepp! Hepp!", kaum als ein möglich gewesenes Factum erscheinen wird.

Sancta Libertas.

Eine literarische Erinnerung.

Es war ein rauher, kalter Octoberabend; der Wind fegte durch die Straßen Berlins und machte die Laternen noch düsterer flammen, als es dazumal gewöhnlich schon der Fall war. In einem engen, nur spärlich erleuchteten Zimmer des Hauses Nr. 7 der kleinen Hamburger Straße, einer Straße, die sich zu jener Zeit — es war um die Mitte der dreißiger Jahre — keiner besonderen Schönheit erfreute, saßen vier junge Leute, alle ziemlich in gleichem Alter stehend, und redeten gar klug über Welt, Bestimmung des Menschen, dichterische Größe und unvergänglichen Nachruhm. Denn, daß wir es kurz sagen: die Leutchen waren Poeten. Und die träumen, reden und sinnen zuweilen gar viel.

Und ob auch der eine von ihnen auf dem blonden Haar die blaue Militärmütze trug und sich durch dieselbe und seine aufgeknöpfte Interimsuniform als Offizier kennzeichnete, so war er dennoch durch und durch Poet; ein Poet, den es vor Kurzem erst getrieben, die Auswüchse und Uebelstände seines Standes in einer satirischen Novelle zu behandeln, wofür ihm, nachdem dieselbe in den „Hessischen Blättern" veröffentlicht worden war, eine Verurtheilung zu Cassation und zehnjährigem Festungsarrest zuerkannt worden war. Wohl war dies Urtheil selbst dem Könige zu hart erschienen, und er hatte die Sache nochmals einem zweiten Kriegsgericht übergeben. Als auch dies auf zwei Jahre Festungsstrafe erkannte, war es wieder der König gewesen, der diese auf zwei Monate herabgesetzt und den jungen Delinquenten nach Trier in Garnison gesendet, nachdem derselbe seine Haft in Jülich abgebüßt. Jetzt war er zurückgekehrt, um die Kriegsschule mit allem Eifer zu besuchen, was ihn freilich nicht abhielt, zugleich der edlen Poesie zu huldigen. Der junge Mann hatte etwas Kaltes in seinem Wesen, das selbst an Theilnahmlosigkeit zu streifen schien, besonders wenn die klaren blauen Augen vor sich hinstarrten, während in dem scharfgeschnittenen hageren, aber schön geformten Gesicht sich keine Muskel rührte. Eine angeborene Schüchternheit ließ ihn zumeist mehr den Hörer, als den Redner in dem Kreise seiner Freunde machen, wie dies denn auch heut, an dem erwähnten Abend, der Fall war. Als jedoch sein Nachbar zur Rechten, eine untersetzte, schmächtige Natur wie er selbst, mit tiefbewegter Stimme — er war seinem Brodstudium nach Mediciner — des Ausspruches seines Collegen Rademacher gedachte, wonach Selbstmordgedanken, in der Brust eines Menschen einmal ernstlich aufgetaucht, niemals wieder vergingen, sondern von Zeit zu Zeit, wenn auch unterdrückt, hervorbrächen, bis der Gedanke zur That geworden sei, wies er diese Ansicht mit Entschiedenheit zurück. Er konnte und wollte sich mit diesem Gedanken nicht befreunden. Aufspringend rief er: „Jeder von uns, wie jeder Mensch, trägt Etwas von einem Columbus in sich. Wir steuern Alle einem fremden, unbekannten Lande entgegen. Sollen wir von unsern eigenen Gedanken, die den muthlosen Genossen des Columbus gleichen, uns zwingen lassen, über Bord zu springen, ehe der Matrose im Mastkorbe ‚Land' gerufen? Sancta libertas, ich halte Dich, heil'ger Strand!"

Wie aber, als wäre er über seine eigene Erregtheit erschreckt und als fürchte er den Genossen und Freund, dessen tiefes inneres Leid er mehr ahnte als wußte, durch seine Worte verletzt zu haben, setzte er ruhiger hinzu: „Und doch hat auch wieder der Gedanke Etwas für sich. Ist es mir doch ähnlich mit einer Idee ergangen. Ihr kennt alle Drei mein Märchen ‚Schön Irla'! Und während Ihr denkt und meint, dasselbe sei erst jetzt gleichsam empfangen und geboren, ist es doch nur ein verklärter Nachhall einer meiner frühesten Erinnerungen aus schöner Kindheit. Mein lieber Stiefbruder Carl, mit dem ich, wie Ihr wißt, Percy's Ueberreste altenglischer Poesie übersetze, spielte mir jüngst ein schwedisches Wiegenlied. Die Melodie blieb mir im Kopf, sie summte mir im Ohr, ich konnte sie nicht vergessen, und so gab ich mich endlich diesen Träumen hin, wurde im Traume wieder ein Kind und rief, wie damals, wenn ich im Zimmer allein war, der eintretenden Mutter zu: ‚Schau! die Irla kommt', während ich zugleich freudig hinzusetzte: ‚Lieb Irla, bist Du da?' Wenn mich dann die Mutter fragte: ‚Wen meinst Du, närrisch Kind? Und mit wem sprichst Du? es ist Niemand hier!' hab' ich unwillig gerufen: ‚Siehst Du sie nicht? Die Irla ist's!' Mehr ist damals nicht aus mir heraus zu bekommen gewesen. Jetzt hab' ich jenem Kindheitstraum Leben und Gestalt gegeben — und das Märchen ist entstanden!"

„Ja! ja!" rief der Dritte, eine starkknochige, große hagere Figur, während er die braune Pelzmütze sich tiefer über das struppige, schwarze Haar zog. „Jeder Mensch besitzt einen Schatz von Kleinigkeiten, die nur für ihn Werth haben. Wir Poeten machen aus solchen Kleinigkeiten höchst geistreiche, unsterbliche Lieder — denn die meisten Dichter können nur dichten, wenn sie verliebt sind oder wenn sie zuvor dem beseligend-heitersten Gott gehuldigt haben. Es ist nur fatal, daß selbst diesem schönen Doppelrausche ein Zustand folgt, den die schnöde Welt mit dem prosaischen Ausdruck ‚Katzenjammer' benamset. Als ich aus dem Weinkeller der Burgstraße stieg, mußte ich sogar eines Verses denken, der letzthin im ‚Gesellschafter' unter schönem Bilde stand:

‚So leb' denn wohl, du Jungfer Kanne,
Du Fräulein Flasche nun, ade!
Und muß ich jetzund auch von danne,
Denk wohl, daß ich euch wiederseh.'

Ich kann den Vers nicht los werden und dabei ist es mir immer,

als wäre die Flasche, die ich vor mir hatte, wahnsinnig geworden und komme nun und locke mich immer wieder in den Keller zurück. Was meint Ihr Brüder in Apoll zu diesem Vorschlage?"

Und sich zu dem Vierten des Bundes wendend, einer echt jüdischen Physiognomie, der, den Hut auf dem Kopf, unruhig im Zimmer hin- und herging, rief er: „Nun, Arno, Du philosophischer Ex-Talmudist, laß Dein Singen sein:

'Was soll ich in der Fremde thun?
Es ist ja hier so schön!'

und gehe zur Thür hinaus, damit wir folgen können!"

Doch der Angeredete, statt dem Worte Gehör zu geben, wendete sich und sagte unter Lachen, dem aber der bittere Ernst nicht fehlte: „Lieber Ferrand, Du hast Vermögen und kannst ganz Deinen Neigungen leben; ich habe dem Talmud und mit ihm meinen Freitischen und sonstigen Unterstützungen Valet gesagt. Ich bin angehender Journalist, und deren Jahresrente ist, wie Du weißt, verdammt klein, zumal wenn man noch einen Bruder auf den Hals gesendet bekommt, den man unterstützen soll. Laßt uns gehen. Aber nicht in den dumpfigen Keller hinein, sondern hinaus in Sturm und Wind! Jacta alea est. Ich hab's gewagt!"

Und sofort wieder in seinen alten, heiteren, gemüthlichen Ton einfallend, schritt er zur Thür hinaus und summte vor sich hin, während die drei Freunde folgten:

„Habt Recht! das jetz'ge Leben ist
So fade und so triste!
Drum mög' ein beff'res mir erblühn
Als großer Journaliste!"

und fort ging's, die Treppe hinab, zum Hause hinaus, die Straße entlang.

Unwillkürlich schlug man die Richtung nach dem Thore ein. Gesprochen wurde nicht, nur der Officier sagte einmal flüchtig, sich zu seinem Begleiter wendend: „Das war eine köstliche Idee von Dir: wahnsinnige Flasche. Der Gedanke verläßt mich nicht. Was wird aus demselben und durch denselben zu Tage kommen! Nun, was es auch werden möge, Dir soll es gewidmet sein!"

Man war durch das Hamburger Thor gegangen und schritt das düstere, unheimliche Voigtland entlang, jene damals noch tief verrufene Gegend, wo unheimliche Gestalten scheu an den Häusern entlang schlichen, wo in den Kellern und Spelunken wilde Orgien gefeiert wurden, die sich jeder Beschreibung entzogen. Lampen brannten nicht mehr, der Mond schaute durch wildzerrissene Wolken auf die Erde nieder. Hastiger, ruheloser schritten sie dahin. Und immer einsamer, düsterer, unheimlicher wurde es. Der Mond hatte sich hinter Wolken verborgen, jetzt blickte er wieder durch die wild vom Winde zerrissenen hindurch, sie sahen auf, Häuser fanden sich nicht mehr, sie waren auf freiem Felde, sie standen am Fuße des — Galgens.

Einen Augenblick stutzten die jugendlichen Genossen, es fröstelte sie doch beim Anblick der Richtstätte; war doch erst vor Kurzem ein Mörder gerichtet worden. Dann aber mit Gewalt alle unheimlichen, düsteren Gedanken von sich abschüttelnd, sprangen sie, wie verabredet, wie auf Commando, den Galgen hinauf, drei von ihnen lehnten jeder an einem Pfeiler, und der, welcher den Vorschlag zum Ausgehen gegeben, der Ex-Talmudist, war in der Mitte stehen geblieben, nahm den Hut vom Kopfe und hob begeisterungsvoll zu sprechen an. O, es war eine tiefdurchdachte, glühende, wild phantastische Rede, und nie ist den Zuhörern diese Stunde aus dem Gedächtniß gekommen. Er sprach über den Ort, wo er stand, und über den Mangel an Liebe in der Welt, über die schöne Erde, den gestirnten Himmel, immer denkend und meinend, daß alle jene Tausende von Sternen auch bewohnt seien von denkenden Geschöpfen, daß unser Leben hier nicht abgeschlossen sei, sondern in andern Welten seine Fortsetzung fände. „Gott hat uns das Gemüth aufgehängt in der Mitte zwischen das Spitzchen von Herz und das Spitzchen von der Seele. Wenn die Seele krank ist, legt sich das Gemüth auf das Herz und das thut weh; und wenn das Herz krank ist, legt sich das Gemüth auf die Seele und das thut gut. In wem aber die Seele lacht, in dem tanzt das Gemüth hin und her vor Freude und klopft an unser Herz und unsere Seele, und das ist ein Lachen, welches Gott gefällt." Heut leben wir. Wie werden wir enden? Wer wird sich von uns nach zehn, zwanzig Jahren dieser Stunde erinnern?

Es war eine eigenthümliche Rede, die er hielt, wild phantastisch, mit bitterem Spott gewürzt, aber auch zugleich und namentlich von ernster, unendlicher Liebe durchzogen. Seine drei Zuhörer standen lautlos still, Niemand sprach. Und als er geendet, zuletzt noch den Gerichteten Ruhe und Frieden wünschend, hoffend, daß Humanität und allgemeine Menschenliebe alle Richtstätten verschwinden machen werde, stiegen sie die Stufen von dem Galgen hinab und schritten der Stadt wieder zu. Mitternacht war nahe, es war rauh und kalt.

Vor dem Hause Nummer sieben der kleinen Hamburger Straße reichten die Drei dem militärischen Freunde die Hand. „Gute Nacht, Sallet!" sagten sie und gingen weiter.

An der Ecke der nächsten Straße verabschiedete sich der Mediciner. Es war Julius Minding, der Verfasser des Lehrgedichts „Das Leben der Pflanze", später bekannter geworden durch seine Lieder vom alten Fritz und sein Gedicht vom großen Kurfürsten. In hastigen Schritten, von tiefer, innerer Sehnsucht getrieben, eilte er der Oranienburger Straße zu. Und hier, dem Hause nahe, wo der große Alexander von Humboldt starb, mäßigte er seinen Fuß, er blieb stehen und blickte zu einem Fenster des nahestehenden Hauses auf. Wie lange er hier gestanden, wer kann es wissen? Ruhelos fast die ganze Nacht hindurch, ging er hier vor dem Hause auf und nieder. Sein wunderschöner, formvollendeter Sonettenkranz: „Daß ich dich liebe, ist's, warum ich leide," war nicht erdichtet, er war erlebt. Er liebte die Frau seines Freundes.

Die beiden andern Freunde aber gingen Arm in Arm der Königsstadt zu. Am Alexanderplatz, wo sie sich trennten, begegnete ihnen Wilhelm Müller, der Herausgeber und Verfasser des in vielen Jahrgängen erschienenen Taschenbuchs: „Des Bettlers Gabe." Er war vor Kurzem erst von Pommern nach Berlin übergesiedelt. Der Mann soll tief schmerzliche Lebensschicksale erfahren haben; er war, wie es hieß, lange Zeit in Rußland, woher es also auch kam, daß die meisten seiner wild-düsteren, überreich phantastischen Geschichten auf jenem Boden spielten. Seine früheren Genossen, Schauspieler, denn auch dies sollte er lange Zeit gewesen sein, nannten ihn zum Unterschiede von Andern seines Namens den Todtenkopf-Müller. Woher dieser Name rührte, haben wir nie erfahren können, wie wir denn auch nicht einmal wissen, ob derselbe überhaupt noch lebt oder nur in dem großen, weiten Berlin vergessen und verschollen ist, wie seine vielen Erzählungen und Romane vergessen sind. Die Woge der Zeit hat ihn dahingespült. Das Glück stand nie an seiner Seite. Und doch war er eine so überaus reichbegabte Natur!

Bald darauf, nach dem Mitgetheilten, kehrte Friedrich von Sallet nach dem Rhein in seine Garnison zurück. Von hier aus sendete er sein heroisches Epos in zwei Sitzungen: „Die wahnsinnige Flasche", versprochenermaßen seinem Freunde E. Ferrand, dem das Werkchen auch gewidmet war. Es ist gänzlich verfehlt und Sallet's unwerth. Er würde es selbst später niemals unter seine Gesammtwerke aufgenommen haben, denn Sallet war überaus streng gegen sich selbst, wie er denn auch an die Menschheit ernste Forderungen stellte. Als Verfasser des „Laien-Evangeliums", „der Atheisten und Gottlosen unserer Zeit" war er sich dies schuldig.

Dem Freunde schrieb er: „Ich versumpfe und vertrockne in meiner Stellung. Drei Jahre bekomme ich Pension. Außerdem stehe ich nicht gerade hülflos da. Meine Absicht ist, durch literarische Arbeiten mir fortzuhelfen, dabei aber mich ernsten Studien, namentlich denen des classischen Alterthums, hinzugeben und auf eine Professur loszuarbeiten."

Er trat mit dem Ende des Jahres 1838 aus dem Officierstande, verließ Trier und ging nach Breslau. Das Journal, welches er hier zu gründen beabsichtigte, kam nicht zu Stande. Ihm zum Glück, denn seine Natur war nicht dazu angethan, Redacteur eines Journals zu sein, besonders bei seinem Hange zum einsamen Leben und bei seinem Studium der Hegel'schen Philosophie. Wie schön aber schrieb er einem Freunde: „Das Leben ist kurz, doch vorwärts! erst wenn wir ermattet am Ziele des Lebens stehen, wollen wir uns umsehen, wen wir hinter uns haben; für jetzt nur daran gedacht, wie unendlich viel noch vor uns liegt!" So dachte und schrieb er. Allein es war ihm nicht vergönnt, lange auf der Bahn des Lebens dahinzuschreiten. Ein früher Tod machte seinem Streben ein Ende, nachdem er vorher noch an der Seite einer überaus geliebten Frau wenige Jahre in angestrengter Thätigkeit, ganz seinen Ideen und Neigungen gemäß gelebt hatte. Mit Recht

konnte er sagen: „Wie thöricht und klein sind doch die Menschen, daß sie sich Fabeln dichten und Fratzen schnitzen, um ein Heiliges zu haben! Ist denn nicht Alles, Alles heilig? Wie göttlich aber ist das Weib, da es so beglücken und begeistern kann! Wem in der Liebe das Heilige nicht aufgeht, für den kann sie nur ein todter Name sein!"

Am 21. Februar des Jahres 1843 riß ihn der Tod nach längerem Lungenleiden in bestem Schaffen von der Seite eines geliebten Weibes und Kindes. Wenige Monate vorher, im October des vorangegangenen Jahres, war sein Freund E. Ferrand, dem Theodor Storm in der Vorrede zu seiner Sammlung deutscher Liebeslieder ein so schönes anerkennendes Zeichen der Erinnerung gesetzt hat, aus diesem Leben abgerufen worden. Auch dort standen am Todtenbett eine Gattin und zwei Kinder. Aber während die Kinder in ihrer Unschuld und ihrem Unverstande den tiefen Schmerz des Verlustes nicht fühlten, lehnte sich die Frau in tiefem, tiefem Leid an die Brust des Freundes des gestorbenen Gatten und sagte unendlich vielsagend, eine ganze Geschichte, ein ganzes Lebensschicksal umschließend: „Seit dem Tode O . . . hat er sich nie wieder erholt!" Die Genannte war als ein junges, überaus schönes Mädchen vor Kurzem gestorben!

Das letzte Gedicht, das Sallet vor seinem Tode schrieb, war die kleine Ballade: „Der Wind". Seiner Frau gab er eine Stunde vor seinem Tode den Ring zurück und bat um ein stilles, möglichst einfaches Begräbniß. „Und als er im Sarge lag, das Lorbeerreis um seine hohe Stirn geschlungen, da erschien er mir," sagte der Bruder, „schön und freundlich. Noch in seiner Leiche zeigte es sich, daß er mit seinem Geiste zu den Besten und Vollendetsten seiner Zeit gehört. So haben die Dichter einer schöneren Zeit ausgesehen. Man sah in dem Todten nur den Dichter des Laien-Evangeliums; er war verklärt wie Christus auf Tabor!"

Der Stein auf seinem Grabe trägt, außer seinem Namen, dem Geburts- und Sterbetage, die Worte aus seinem Gedicht: „Der neue Columbus." ‚Sancta libertas, heil'ger Strand, dich halt' ich!'

Und die Woge der Zeit rauschte dahin. Noch lebten die beiden übrigen Genossen des erwähnten Abends. Aber das Sturmjahr 1848 kam. Der Traum des schmerzlich schönen Sonettenkranzes war dahin. Die Frau, der Gegenstand seiner Liebe, war längst gestorben. Minding, der Poesie mehr und mehr untreu werdend, war durch Speculation unermeßlich reich geworden. Das Sturmjahr zertrümmerte auch dieses Gebäude. Arm, verlassen, flüchtete er nach Amerika, wo er am 7. September 1850 in einem Gasthause zu New-York seinem verfehlten Leben durch Blausäure ein Ende machte. Es war, als ob der alte Rademacher mit seiner Aeußerung doch Recht behalten sollte!

Und der Vierte? Noch lebt und wirkt er. Drum nennen wir seinen Namen nicht. Er steht viel angefeindet, aber auch hoch geachtet da. Ein Kranz von Kindern umgiebt ihn. Seine Gattin ist todt. Er hat ihr in seinen Schriften ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Einem Freunde, dem er Hülfe und Unterstützung angedeihen ließ, schrieb er: „Lieber! ich bitte Dich, weise die Kleinigkeit nicht zurück. Es ist heute der Todestag meiner Unvergeßlichen, und da —" Doch genug der Worte. Sein Haar ist dünn geworden, er reicht dem Schreiber dieser Zeilen die Hand und sagt, jener erwähnten Zeit gedenkend: „Es war doch die schönste meines Lebens. O, die Jugend, die süße Jugend!"

Und wie als schäme er sich der gethanen Aeußerung, fährt er sich mit der Hand über die hohe Stirn und den etwas kahl gewordenen Scheitel und sagt lächelnd: „Du siehst, die Müdigkeit des herannahenden Alters macht sich auch mir bemerkbar! Die schöne Jugend!" F. Brunold.

Der „erste Arbeiter Frankreichs".

Als nach der Einnahme der Tuilerien und nach Louis Philipp's Flucht Ledru-Rollin am 24. Februar 1848 auf dem Pariser Stadthause, welches in allen französischen Revolutionen eine so bedeutende Stelle eingenommen hat, die Republik proclamirte und Marie und Arago die Meinung aussprachen, daß Frankreich als Republik nicht bestehen könne, war Louis Blanc derjenige, welcher die sofortige Proclamation der Republik verlangte. Er und Albert vertraten dann in der provisorischen Regierung der jungen Februarrepublik das republikanische und sociale Element, während alle übrigen Mitglieder derselben, auch Ledru-Rollin, Gegner des Socialismus waren.

Von diesem Gegensatz aus, welcher bereits am Tage der Proclamation der Republik in Frankreich eine Spaltung unter den Mitgliedern der Regierung hervorrief und binnen wenigen Wochen eine weite Kluft zwischen der Pariser Bevölkerung aufriß, ist das Schicksal der Februarrepublik und die Entwickelung der französischen Zustände seit den letzten sechszehn Jahren einzig und allein richtig zu beurtheilen. Auch die Thätigkeit Louis Blanc's als Mitglieds der Regierung der Republik erscheint nur dann in richtigem Lichte, wenn man sie unter dem Drucke dieser Spaltung schildert und beurtheilt. Ich werde der Schilderung der Persönlichkeit des großen französischen Socialisten, des „premier ouvrier de France" und eines der ersten und bedeutendsten Geschichtsschreiber Frankreichs, der seit sechszehn Jahren als Flüchtling auf englischer Erde lebt, eine kurze Darstellung seiner Regierungsthätigkeit im Jahre 1848 vorausschicken. Meine Darstellung wird sich in allen Punkten auf actenmäßige Quellen und Urkunden, welche ich zu diesem Zwecke zusammengestellt habe, stützen und wird, hoffe ich, Louis Blanc für immer in Deutschland von dem Vorwurfe befreien, den seine Feinde immer wieder von Neuem gegen ihn erheben, von dem, daß er mit der Gründung und Verwaltung des ebenso abgeschmackten wie planlosen Instituts der Nationalwerkstätten jemals das Mindeste zu thun gehabt habe.

Die provisorische Regierung hatte in ihren Erlassen das „Recht auf Arbeit" ausdrücklich anerkannt. Mit dem bloßen Aussprechen eines Grundsatzes war nichts gethan, man bedurfte eines Planes, einer Organisation, und um über diese zu berathen, berief man ein Arbeiterparlament, dem man den Saal des Luxembourg öffnete, in dem eben noch die vergoldeten Sessel der Pairs des Bürgerkönigthums gestanden hatten. Es waren dreihundert Abgeordnete, Vertrauensmänner der Pariser Arbeiter, die hier unter Louis Blanc's Vorsitz tagten. Er erklärte ihnen sein System der Organisation der Arbeit, zu dem der Staat die Mittel liefern solle, ohne daß eine Erhöhung der Steuern nöthig werde. Die Arbeiter jedes Gewerks sollten sich zu Genossenschaften vereinigen, in denen ein jeder auf eigene Rechnung arbeite. Sein System bezweckte ferner eine Vorsorge für Alte und Kranke, eine Unschädlichmachung von Krisen durch ein solidarisches Einstehen aller Gewerke für die momentan leidenden Geschäftszweige und eine Herbeischaffung der Geldmittel durch eine Vergesellschaftung von Capitalisten, welcher der Staat die Interessen ihres Capitals verbürge. Man ging gleich insofern zur That über, als man in Paris und mehreren großen Städten Genossenschaften errichtete, die zu Resultaten gelangt sein würden, wenn die Verhältnisse nicht bald die ihnen ungünstigste Gestalt angenommen hätten.

Inzwischen hatte die provisorische Regierung Nationalwerkstätten errichtet. Es war zu einem Gebot der Nothwendigkeit geworden, den vielen Arbeitern, die durch die eingetretene Stockung des Handels und der Gewerbe arbeitslos geworden waren, eine nährende Beschäftigung anzuweisen. Mit der Einrichtung dieser Nationalwerkstätten hatte Louis Blanc, den sein Arbeiterparlament und dessen Ausschuß vollauf beschäftigten, nichts zu thun. Er wurde nicht einmal zu der Berathung des betreffenden Decrets zugezogen. Auch an der Organisation der Werkstätten, die von Emil Thomas ausging, hatte Louis Blanc nicht den entferntesten Antheil. Von dem, was er hinsichtlich der Organisation der Arbeit erstrebte, geschah das Gegentheil. Man errichtete keine Genossenschaften von Arbeitern desselben Gewerks, sondern allgemeine Werkstätten, in denen Kunsttischler und Handlanger, Weber und Maurer durch einander beschäftigt wurden. Man bezahlte nicht Jeden nach seiner Arbeit, sondern gab Allen den gleichen Lohn. Geradezu unsinnig war die Leitung der Nationalwerkstätten eingerichtet. Sie war bureaukratisch und zugleich militärisch, stellte ein ganzes Beamtenheer auf von Vorstehern, Aufsehern und Zahlmeistern, theilte die Arbeiter in Brigaden, Compagnien und Rot-

ten ein und ließ sie jeden Morgen mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel zu den Werkstätten ziehen und jeden Abend ebenso zurückkehren. Nach Berichten, die allerdings von Gegnern der Arbeiterbewegung ausgehen und der Uebertreibung verdächtig sind, soll die Zahl der in den Nationalwerkstätten Beschäftigten auf 150,000 gewachsen sein.

Die Nationalversammlung war kaum eröffnet, als ein Bericht über diese Werkstätten gefordert wurde. Trelat erstattete ihn und gelangte zu dem Urtheil: Es wird wenig gearbeitet und dieses Wenige ist nicht verkäuflich. Ein in einer spätern Sitzung gefaßter Beschluß, die Werkstätten von ihren gefährlichen Elementen zu reinigen und die Mitglieder zu entwaffnen, rief den Juniaufstand hervor. So furchtbar gestaltete sich der Kampf dieser Tage und so entschieden bestärkte er die Kleinbürger (bourgeois) von Paris in der reactionairen Stimmung, die unter ihnen bereits Platz gegriffen hatte, daß sie zwischen Reform und Revolution nicht mehr unterschieden, Arbeiterparlament und Nationalwerkstätten durch einander warfen und Louis Blanc für Alles verantwortlich machten. Trotz aller Proteste des Verleumdeten, trotz der Beweise vom Gegentheil, die er beibrachte und die sich selbst in den Schriften seiner Gegner finden, ist die unsinnige Anklage immer wieder aufgetaucht, und es ist mit der Zweck dieser Zeilen den wackern Volksmann von dieser Beschuldigung beim deutschen Publicum zu reinigen.

Fünfzehn Jahre nach dieser merkwürdigsten Epoche seines Lebens sah ich Louis Blanc als Flüchtling in London wieder. Als der Juniaufstand niedergeworfen war, ging das erste Bestreben der antisocialistischen Partei dahin, sich Louis Blanc's zu entledigen, der an der Spitze der Arbeitercommission im Luxembourg und sämmtlicher Socialwerkstätten stand. Um seiner Verhaftung zu entgehen, floh er in der Nacht des 26. August von Boulogne über das Meer. Es war bei einem Mittagsessen im gastlichen Hause meines Freundes Carl Blind in dem Londoner Stadtbezirke St. John's Wood, wo ich nach den stürmischen Tagen in Paris dem ehemaligen Minister der französischen Republik wieder begegnete. Es giebt Menschen, auf deren Aeußeres Alter, Schmerzen und getäuschte Hoffnungen wenig oder gar keinen Einfluß ausüben; die Jahre rauschen an ihnen vorüber, ohne ihr Haar zu bleichen, ohne ihre Gestalt zu verändern, ohne den Glanz ihres Auges zu trüben; denn die Schönheit und der Reichthum ihres Geistes drücken auf ihr Antlitz den Stempel ewiger Jugend, den selbst der scharfe Zahn der Zeit nicht zu zerstören vermag. Zu diesen bevorzugten Menschen gehört Louis Blanc. Ich war erstaunt, als ich ihn eintreten sah. Lagen wirklich fünfzehn Jahre zwischen heute und damals, wo die Arbeiter ihn mit dem Titel eines „premier ouvrier de France" beehrten? Oder träumte ich? Schrieben wir nicht heute 1849 statt 1864 und war es nicht erst vor wenigen Monaten, daß Louis Blanc vor den Häschern der französischen Polizei nach England floh? Gerade so wie heute sah ich ihn vor fünfzehn Jahren, als die Pariser Volksmassen unter der Aufführung Blanqui's, Raspail's und Barbès' den Sitzungssaal der Nationalversammlung im ehemaligen Palais Bourbon überflutheten, auf der äußern Galerie des Palastes stehen, die dreifarbige Fahne Frankreichs in der Hand, ganz in ihre Falten eingehüllt, von den tausendfachen Hochs der Arbeiter empfangen, als sie ihren Liebling erblickten. Die Rufe „vive Louis Blanc, vive la république sociale!" übertönten, wie der Donner des Himmels, das Waffengeklirr und die Commandoworte; jedes andere Geräusch ging unter und verschwand in diesen hochgehenden Wogen des Jubels und der Begeisterung. Das war ein glänzender Festtag in dem einfachen Leben Louis Blanc's, der, selbst als er an der Spitze der französischen Republik stand, immer sein Diner zu dem mäßigen Preise von zwei Franken verzehrte. Ganz so, wie damals, sah ich ihn heute. Es fehlte nur die äußere Decoration, die Galerie des Palastes, der Faltenwurf der bunten Fahne, die jubelnden Hochs der Tausende, die begeisternde Atmosphäre der Revolution. Aber er war derselbe geblieben. Dieselbe zarte und geschmeidige Gestalt, dasselbe braune, volle Haar, die großen flammenden Augen, aus denen mich der geistvolle Denker und der glühende Politiker anschauten, dieselben lebensfrischen und intelligenten Züge, in denen sich die Humanität des Socialisten mit dem scharfen Verstande des Logikers vereinigte. Als ich nicht umhin konnte, ihm mein Erstaunen darüber zu erkennen zu geben, daß die Zeit keinen Einfluß auf ihn zu haben scheine, sagte er lachend: „Nicht wahr, ich habe mich sogar verschönert!"



Louis Blanc.

Seit jenem Tage habe ich Louis Blanc während meines damaligen Aufenthalts in London häufig gesehen. Er wohnte in demselben Stadtviertel, wo auch Blind, Mazzini, Ledru-Rollin und Kinkel wohnen, in dem schönen, stillen St. John's Wood, wo man von dem geschäftlichen Geräusch der ungeheueren Weltstadt nichts hört, wo die Blumen duften und der feuchte Westwind im Laube der Ulmen und Kastanien flüstert. Das ganze Viertel besteht aus eleganten und geschmackvollen Landhäusern, von Blumengärten, duftigen Rasenplätzen und schönen Baumgruppen umgeben. Eines von diesen Landhäusern am Melina-Place, ein einfaches zweistöckiges Häuschen im Rahmen von Rasenplätzen und stattlichen Bäumen, bewohnt Louis Blanc. Der Vorübergehende sieht nichts von seiner stillen Einsamkeit; eine hohe Mauer trennt Haus und Garten von der staubigen Straße. Ein Klingelzug öffnet die kleine Thür in der Mauer, und überrascht erblickt das Auge des Eintretenden den duftigen Rasen und die farbigen Blumen. Das Haus gehört einer jungen Dame mit ihrer ältern Tante — Louis Blanc hat während seines ganzen Aufenthalts in England bei dieser Familie gewohnt — sie sind Deutsche von Geburt, leben aber schon seit Jahren in England. Auch die Dienstboten sind Deutsche. Ich war auf's Höchste überrascht, als ich Louis Blanc zum ersten Male in seiner Wohnung am Melina-Place besuchte und im Hause überall Deutsch sprechen hörte. Louis Blanc's Arbeitszimmer befindet sich im ersten Stock; es ist ein großes, hohes, in comfortabler Weise eingerichtetes Gemach, die Fenster mit Blumen geschmückt, die Aussicht auf Feld und Wald. Da stand der große, mit Büchern, Papieren und Zeitungen bedeckte Schreibtisch, an dem der berühmte Historiker sein Werk über die erste große französische Revolution während seines Exils beendigte — hätte Louis Blanc während seines ganzen Lebens nichts gethan, als dies Werk und „die Geschichte der zehn Jahre" geschrieben,

beide Werke allein würden seinen Namen unsterblich machen; — der ehemalige Minister der französischen Republik bringt an diesem Schreibtische täglich viele Stunden zu, um mit der Feder das zu erwerben, was sein schlichter Haushalt kostet. Selbst das einfachste Leben in England ist theuer. Er brachte nichts mit hinüber, als er vor fünfzehn Jahren von Paris über das Meer floh, als seinen unbefleckten Namen und sein Talent. Aber die Arbeit ist ja einer der idealen Grundgedanken seines Systems.

Eines Tages speiste der Sohn des früheren Deputirten Barrère, der ebenfalls als Flüchtling in London lebt, mit uns, ein schöner, schlanker Knabe mit blauen Augen und blondem Lockenhaar. „Hören Sie, was vor einigen Tagen dem Kinde da und seinem Vater, der Lehrer an der Militärakademie in Woolwich war, passirt ist,“ sagte Louis Blanc, wie es schien entrüstet, zu mir, „doch, erzähle selbst, Emil.“

„Nun,“ sagte der Knabe, „vor der Schule in Woolwich kamen mir zwei englische Knaben entgegen, welche mit mir in derselben Classe sitzen. Der eine, der Sohn eines Lehrers an der Militärakademie, an der auch mein Vater angestellt war, rief mir zu: ‚Du bist ein elender Franzose; ich könnte mit zehn, wie Du bist, fechten.‘ ‚Versuche es,‘ erwiderte ich. Dann griff er mich an, aber ich warf ihn nieder und habe ihm ordentlich zugesetzt. Währenddem lief der andere Knabe zurück und holte noch drei englische Jungen herbei. Alle auf einmal fielen sie nun über mich her. Aber ich habe sie alle fünf zusammen niedergeworfen und zerzaust.“

„Nun hören Sie weiter,“ unterbrach Louis Blanc das Kind, „ich werde den Schluß dieser miserablen Geschichte erzählen. Der zuerst geprügelte Knabe ging mit zerzaustem Haar und geschwollenem Gesicht zu seinem Vater, und dieser wandte sich mit einer Klage an die Verwaltung der Akademie. Die Verwaltung gab Herrn Barrère auf, seinen Sohn exemplarisch zu züchtigen. Natürlich weigerte sich mein Freund diesem Befehle nachzukommen, sondern rief vielmehr seinen Sohn, lobte seine Energie und seinen Muth und theilte dies der Verwaltung mit. Und was that die Verwaltung? Sie entsetzte Herrn Barrère seiner Stelle. Was sagen Sie dazu? Solche Dinge können auch nur in England vorkommen!“

Uebrigens hat sich Louis Blanc in das englische Leben leichter und besser hineingefunden, als irgend ein anderer von den französischen Flüchtlingen. Er hat die englische Sprache so fertig sprechen gelernt, daß er in dieser Sprache in London eine Reihe von wissenschaftlichen Vorträgen gehalten hat. Die Conversation mit den Damen in seinem Hause wird ebenfalls in englischer Sprache geführt, da dieselben nur deutsch und englisch, aber nicht französisch sprechen. Auch unterhält er einen regen, gesellschaftlichen Verkehr mit englischen Familien. Unter den deutschen Flüchtlingen verkehrt er am meisten mit Blind, dessen Umgange er eine so genaue Kenntniß der deutschen politischen Verhältnisse verdankt, wie ich sie nie bei einem Franzosen gefunden habe. Zu Ledru-Rollin hat er wenig Beziehungen. Der Grund liegt wohl in ihrer wesentlich verschiedenen politischen Stellung und Anschauung. Mit tiefer sittlicher Entrüstung spricht er von Louis Bonaparte, dem jetzigen Kaiser der Franzosen. Louis Blanc ist bekanntlich Corse von Geburt; er betrachtet deshalb Italien als sein zweites Vaterland und sprach von der Auferstehung seines schönen und tapfern Volkes mit der Liebe und Zuneigung, welche dem Franzosen eigen ist, wenn er seines Schwesterlandes gedenkt. Mit großer Begeisterung und Verehrung äußerte er sich über Garibaldi, den er damals noch nicht persönlich kannte. „Ich habe kurz nach dem Verrath von Aspromonte bei dem Banket Victor Hugo's in Brüssel in meiner Rede den Helden gefeiert,“ sagte er in seiner bescheidenen Weise zu mir, „es war gerade in der Zeit, wo die Feinde und die Schwachen ihn schmähten; die große Masse der Menschen geht ja immer mit dem Erfolge.“

Auch im Hause der bekannten englischen Freundin Garibaldi's, Frau Julie Salis-Schwabe, in Hanover-House im Park von Richmond, begegnete ich an einem jener glänzenden Gartenfeste, welche die Dame in jeder Saison giebt, Louis Blanc. Die Dame ist besonders stolz darauf, daß der „premier ouvrier de France“ ihre glänzenden Salons mit seinem Besuche beehrt. Am Tage vor meiner Abreise nach der Normandie ging ich nochmals zu Louis Blanc, obschon ich bereits Abschied von ihm genommen hatte. Er war mir unter allen Flüchtlingen in London besonders sympathisch geworden, und so schieden wir denn in der herzlichsten Weise von einander.

Gustav Rasch.

Aus deutschen Bädern.

2. Von Wiesbaden nach Homburg.

„Von Raubritterburgen und Flußpiraten sprachen Sie soeben mit gewisser Beziehung auf mein engeres Vaterland,“ bemerkte ein junger Rheingauer zu mir gewendet, als wir von dem Spielparadies Wiesbaden mit Dampfkraft nach der Spielhölle Homburg eilten, und wünschte eine nähere Erklärung. Da erst faßte ich den kühnen Fremdling, der mich, ohne mir vorgestellt zu sein, bismarcken zu wollen schien, in's Auge und gewahrte eine unbedeutende Gaunerphysiognomie, wie man sie in den rheinischen Bädern täglich zu sehen gewöhnt ist. Der junge Mann verstand nur Winke mit dem Scheunenthor, und ich gewährte ihm deshalb gern die nähere, engere und weitere Erklärung, daß Raubritterburgen Burgen von Rittern vom Raube und Flußpiraten Inhaber von Schiffen seien, die Flüsse auf nähere oder weitere Strecken unsicher zu machen pflegen. Er schwieg eine Weile verblüfft, jedenfalls ob meiner biderben Deutlichkeit, machte aber dann die gelehrte Bemerkung: „Es wird dadurch bei uns doch nichts geändert!“ — „Nein,“ lachte ich, „es wird bei Euch Alles geeniert!“ Hiermit hatte ich leichtsinniger Weise einen gewiß ganz netten Calembourg an den jungen Rheingauer Gauner — denn ein solcher war es — vergeudet, ich hätte sagen sollen „bei Euch wird ruhig fortbarbiert,“ und deshalb schwieg ich nun selbst verblüfft.

Wiesbaden — Homburg! Sie liegen sich recht hübsch und bequem in der Nähe, diese Burgen der Ritter vom Raube, damit ja ein gerupfter Gimpel, der noch einige Haare zu lassen vermag, von hier nach dort — natürlich nur der Gegend halber — in möglichst kurzer Zeit gelangen kann. Aber diese Ritter vom Raube — nennen wir sie getrost Gaunerbande, da sie, ganz abgesehen von dem Jedem freistehenden und von Jedem zu meidenden Spiel, schon durch ihr freches Wesen keinen andern Namen verdienen, überhaupt auch mit dieser Censur ganz zufrieden sind — aber diese Gaunerbande, will ich sagen, versteht es gründlich, wie man es von Gaunern von Profession wohl auch erwarten darf, ihre Spinnennetze zu den strahlendsten, von Marmor, Gold, Sammet und Krystallen prunkenden und die raffinirtesten Genüsse in sich vereinigenden „Erholungsplätzen“ auszustatten; diese ganze Gaunerbande, wie ich sie in Wiesbaden und in Homburg vom Directionsmitglied an bis herab zum Lakaien sah, der in bessern Zeiten als Commis an demselben Pulte mit dem Directionsmitgliede gesessen und „auch einmal“ irgendwo Croupier war, ehe er an der grünen Tafel einen kühnen Griff in seine Tabaksdose machte und dabei aus Versehen einige Friedrichsd'or hineinfallen ließ; diese ganze Gaunerbande, hündisch devot gegen die Masse und straßenbubenfrech gegen den Einzelnen, macht inmitten der von Natur und Kunst entfalteten Pracht auf den Beschauer selbstverständlich den ekelhaftesten Eindruck, bietet aber zugleich die reichste Galerie zu physiognomischen Studien und anderen ähnlichen Beobachtungen der sogenannten feinen Welt sammt der ihr anklebenden halben, Viertel- und Achtelwelt. In Wiesbaden fand ich an den grünen Tischen noch den größtmöglichen Anstand gewahrt und als Croupiers überhaupt eine bessere Sorte von Gaunern, die über ihre Fäulniß wenigstens noch anständige Manieren breiteten; das roheste, frechste und innen wie außen lumpenhafteste Gaunergesindel weisen dagegen die Homburger Spieltische auf. Hier sieht man in diesen Galgen- und Galeerengesichtern die wahren Prostituirten des starken Geschlechts, die sich der öffentlichen Schande für den täglichen Lohn von fünf Thalern preisgeben.

Man glaubt zu träumen, wenn man dem Treiben an diesen Tischen zuschaut und Zeuge der widerwärtigsten Vorfälle ist, die, fast immer in Schwindeleien entweder der Bank oder der Pointeurs bestehend, gewöhnlich auf Mißverständnisse zurückgeführt werden, und man fragt sich, ob diese Stätte des Fluches, der Verzweiflung, des Betrugs, des Diebstahls, Selbstmordes und Mordes eine Scholle deutscher Erde, jenem vielgerühmten Deutschland angehörig ist, das allen Ländern immer so gern als Muster vorstrahlen will. Es ist jedoch auch hier in der That Alles nichtdeutsch, und der deutsche Hans Taps wandelt auf diesem Marmor oder läßt sich an den Spieltischen schieben und zurückdrängen von den Angehörigen aller Nationen der Erde, als ob er, der sogenannte deutsche Michel, hier der „Etranger“ sei. O über den ewigen deutschen Hans Taps! Es ist das ein berechtigter Seufzer, wenn man hier und da und dort am Rhein die deutschen Hans Tapse von französischen Schwadroneurs, russischen Grobsäcken und englischen Flegeln bei Seite geschoben sieht, als ob sie hier nichts zu suchen haben, nicht hierher gehören. Und wahrhaftig, der deutsche Michel gehört nicht hierher, man spricht hier nur französisch bis herab zum Kellnerburschen aus Hanau, der auf eine Frage in gutem Deutsch sich nicht entsinnen kann, in Hanau geboren zu sein, und eben deutsch zu radebrechen beginnt, als ihm ein „Sie Lausbub!“ noch zu rechter Zeit an seinen Namen und seine Heimath erinnert und er nunmehr sofort das fließendste Deutsch hanauert. „Ein bischen Französisch ist ja so wunderschön“, und die Sprache in der „Frankforter“ Gegend klingt gar so knollig!

Die Stunden eines diesen paradiesischen Spielhöllen in Wiesbaden oder Homburg gewidmeten Nachmittags schwinden bei den hier verschwenderisch ausgestreuten Reizen, durch die der Besucher berauscht oder auch berückt werden soll, im Fluge dahin, denn Jeder muß hier Etwas finden, was ihn fesselt oder zerstreut, und selbst wenn er sich auf eine einsame Bank im

zauberisch beleuchteten Parke zurückzieht. Wie aber Park, Terrasse und die pomphaften Concert-, Lese- und Billardsäle zu gewissen Stunden ihre Besucher haben, so sind die Spielsalons zu allen Stunden frequentirt. Die edle Goldgier läßt hier ein fortwährendes Zuströmen und Abfließen von Besuchern bemerken, bis sich nach und nach der Kreis der Pointeurs um die langen Tafeln mehr und mehr verdichtet und in den Abendstunden in „drangvoll fürchterliche Enge“ geräth.

Auch solch ein grüner Tisch mit dem Aas, dem Gold und Silber darauf, den bissigen Croupierwölfen, welche die Beute zähnefletschend hüten, und dem verehrungswürdigen Publicum als lüsternen Aasgeiern herum hat seine komische Seite, von der ich diese Gaunergeschichte stellenweise aufzufassen mir gestattete. Beim ersten Anblick eines wohlbesetzten und wohlumstandenen Roulettetisches sammt seiner Croupierbedienung, dem Obergauner auf erhöhtem Sitze und der traurig-ernsten Spielgesellschaft rings herum, habe ich in der Stille herzlich lachen müssen und meine Heiterkeit war um so anhaltender, als sie bei einem Theile der respectablen Gesellschaft das Befremden zu erregen schien, wie man bei einer so traurigen Geschichte so frivol lachen könne. Aber das wechselvolle Bild, das sich an einem solchen Tische kaleidoskopisch neu und immer wieder neu entrollt, packt und fesselt endlich das Interesse des „Studirens halber“ sich hier aufhaltenden Besuchers, und sein bewaffnetes Recensentenauge nimmt ein photographisch treues Bild von diesem bunten Treiben in sich auf. Wie die Croupiers oder der erhöhte Herr Controleur, der immer die „Rouleaux“, d. i. Goldrollen, im Auge behalten muß, oder das bleiche Gaunergesicht von einem der Herren Chefs des Geschäfts den Lakaien winken, wenn eine Spielernotabilität dem Tische naht, daß sie Platz machen und der Notabilität Karte mit Nadel vorlegen, und wie der nur einen Gulden wagende Pleds dann achtungsvoll vor dem General Klapka und vor der auf ihren Krücken hereinwankenden Fürstin Kisseleff, einer immer brav verlierenden leidenschaftlichen Spielerin, zurückweicht, damit Jene ihr Spielchen bequemer haben!

Nur zu häufig kommen Differenzen vor zwischen Pointeurs und Croupiers, und bei derlei Meinungsverschiedenheiten betrugen sich die Homburger Croupiers, wenn nicht einer der Herren Obergauner vermittelnd einschritt, im höchsten Maße pöbelhaft, selbst auch gegen das schwache, im Spiel besonders sehr schwache Geschlecht, das in leibhaftiger Fieberhitze sich dem Spiele zu widmen pflegte und vielleicht oft — sonst wäre es ja nicht das schwache Geschlecht — irren mochte. Ein Croupier ist aber eben nur ein Dienstknecht dieser privilegirten Gaunerbande, ein raddrehendes und geldauszahlendes oder einziehendes Individuum, das, als Kauwerkzeug in dem Schlunde der Spielbank thätig, nur sein Rad zu drehen und seine Harke hin und herzubewegen hat, als solcher Dienstknecht aber dem Publicum gegenüber stumm oder doch bescheiden sein muß. Dem aufmerksamen Beobachter wird es schon in den ersten Minuten seines Besuchs der Homburger Spielbank augenfällig, welch saubere „Direction“ hier waltet, die solche Croupiers in Dienst genommen, leitet und überwacht, und daß der Herr wie der Knecht ist. In den wenigen Stunden meines Besuches dieser Spielsäle bin ich von mindestens zehn geradezu empörenden Fällen von Maltraitirung des Publicums Seiten der Croupiers Zeuge gewesen, mein Erstaunen war aber größer als meine Entrüstung, als ich wahrnehmen mußte, welch' dickes Fell so ein Pointeurrücken in der edlen Hitze des Spiels sich angerbt, so daß er im Gewinn einen wirklich respectablen Puff vertragen konnte, und wie seelensruhig und ergeben in ihr Schicksal eine erhitzte „Pointrice“, die ihrem Verlust gar so gern wieder beikommen wollte, die unverschämtesten Grobheiten eines Croupiers hinnahm. Es mag das auch von den Maltraitirten als das einzig Richtige angenommen werden, da Lakaien und Gensd'armen immer bereit gehalten werden, störende Elemente aus dem Wege zu räumen, sind diese Elemente auch Personen, die betrogen worden sind und ihr Recht fordern. Gewinnende Pointeurs scheinen den Croupiers Dornen im Auge zu sein — sie finden jedenfalls einen point d'honneur im Geldeinharken — denn als einer derselben, überhaupt ein unsauberer, frecher Strolch, einem verzweifelten Spieler dreimal hintereinander zweiundfünfzig Friedrichsd'or auszahlen mußte und dieser den Gewinn nur oberflächlich nachzählte, äußerte er, Gold und Gewinner bei Seite schiebend, grob, „daß es nach Adam Riesen zweiundfünfzig seien,“ während ein anderer Croupier, der eine an der Seite ihres Flitterwochen-Gatten Satz auf Satz gewinnende junge Frau mit der Auszahlung pflichtschuldigst zu bedienen hatte, bei dem letzten großen Treffer, welcher die beiden Neuvermählten in noch größere Flitterwochen-Heiterkeit versetzte, in allgemein vernehmlichem Tone zu seinem Spießgesellen sagte: „Nu haben se den Hals voll und gehn!“ Das ist der Ton, der in diesen prunkvollen Sälen herrscht, wo der Fuß nur über Marmor und Parquet gleitet, wo, da nun einmal Gold und Schlamm unzertrennlich sind, neben der Hefe auch die Crème der Gesellschaft stündlich zu finden, wo die raffinirteste Eleganz zu einem Ensemble ausgesucht ist, um auf den Besucher, wenn auch als Blendwerk der Hölle, den angenehmsten Eindruck zu machen — hier herrschen Sitte und Manieren der Frankfurter Gassenjungen, und zwar unter den Augen der Directoren der sauberen Bande!

Als eine der heitersten Erinnerungen an Homburg bewahre ich die an einen jungen Mann, der, den Spielsaal verlassend, an der Thür mit voller Lunge das vielsagende Wort „Gauner!“ ausrief und ruhig weiter schritt; ferner die an eine den besseren Ständen angehörende Dame, die mit ihrem etwa zwanzigjährigen Sprößling um die Wette rasend spielte und des Abends spät im Park ihrem Sohne unter mütterlichen Thränenfluthen die heftigsten Vorwürfe machte, daß er nicht aufgehört zu spielen und daß er sie nicht abgehalten habe zu spielen, während ich Beide noch desselbigen Abends am Trente et Quarante ihr Spielchen wieder fortsetzen sah, Beide mit hochgerötheten Wangen und höchst sorgenvoller Stirn; ferner die an eine junge, hübsche Frau, die ihren Mann zum Spiel verführte und, als der brave Gatte und Vater stark blieb und ruhig mehr und mehr zurückwich, lustig einen Gulden setzte, verlor und zum unaussprechlichen Entsetzen der Croupiers und der ganzen Gaunerdirection mit schallender Stimme ihrem äußerst gespannten Männchen die Worte zurief: „Weg is er!“ —

„Wer Pech angreift, besudelt sich,“ ist zwar ein sehr wahres Wort, aber wir sind ja hier in Hombourg-ès-monts und in der besten Gesellschaft, greifen wir zur Abwechselung dieses Pech an — wir reinigen uns, ehe wir Frankfurt, ehe wir deutsche Erde wieder betreten, von dem Homburger Pech.“ So denkend, tritt die Legion der deutschen Jünglinge, abgerechnet an dere deutsche Mitbürger und Mütter, an den grünen Tisch und erlegt ihren Tribut an den alten Herrn Landesherrn, der Jahr aus Jahr ein wie ein ergrauter Chaussee-Einnehmer an seinem Schlagbaum sitzt und den Chausseezettel gegen sofortige baare Bezahlung vermittels eines Beutelstocks oder Stockbeutels durch sein Fenster reicht. Es giebt zwar noch zwei oder drei solche Chaussee-Einnehmer, ihre Straße ist aber bei Weitem nicht so stark befahren und ihr Einkommen steht deshalb dem ihres Herrn Collegen, des Homburger Obereinnehmers, bedeutend nach. Was soll nun aber aus dieser ganzen Spielbankgesellschaft, dem Herrn Obereinnehmer, den Herren Directoren, Cassirern und Controleuren und dem übrigen Gaunergeschmeiß werden, wenn einst die Zipfelmütze unseres Michel am Schalter des Herrn Obereinnehmer sichtbar wird und das Donnerwort erklingt: „Rien ne va plus!“ gerade das Wort, das ihm jetzt noch das tägliche Brod bringt?

Aber wir wollen uns um Gotteswillen nicht um den alten Herrn Chaussee-Einnehmer ängstigen, ängstigen wir uns um uns, daß wir nicht auf das hier mit weiser Berechnung ausgestellte Fliegenpapier gerathen und unseren Leichtsinn mit unserer Reisecasse bezahlen.

Wenn in andern Dingen aller Anfang schwer ist, so ist er auf diesem glatten Boden recht leicht, aber das Aufhören und gar das Ende ist um so schwerer. Wahrlich, lachte ich im Selbstgespräch, dort der kleine, blonde, junge Mann an der Seite des unteren Croupiers repräsentirt vom Kopf bis zur Zehe das vom Laster des Spiels abschreckende Beispiel, wie man es so oft gelesen hat, — „wie es im Buche steht“, nämlich sehr bleiche Gesichtsfarbe, zu Berge stehende Haare, die endlich diese Richtung annehmen müssen, da bei jedem verlorenen Satze fünf Finger durch sie bergwärts fahren; sehr fest zusammengepreßte Lippen, welche „trotz alledem“ noch ein schmerzliches Lächeln bilden; unheimlich bald stier, bald stechend, bald stumpf blickendes Augenpaar, das sich bei einem verzweifelten Satze kurz vor dem entscheidenden Augenblicke circa zehn Secunden lang schließt; einfache, aber etwas derangirte Kleidung, u. A. umgefallener Hemdkragen, stark nach links strebende Cravatte, verdächtigste Manchetten &c.; besondere Kennzeichen: hört und sieht nicht, als nur auf Rouge und Noir, hält in der Linken fünfzig bis hundert Goldstücke, verschränkt, wenn er sie nicht mehr in der Linken, das heißt, auch nicht in der Rechten hält, die Arme und lächelt, wie oben, schmerzlich krampfhaft, spielt seit Vormittag elf Uhr bis sechs Uhr Abends auf derselben Stelle ohne Nahrung und Getränke, nur auf Loyhed's Pastiller Nummer 2 angewiesen, verschwindet nach sechs Uhr auf eine Stunde in den Speisesaal, dejeunirt, dinirt und soupirt hier auf einem Sitze „etwas schnell“, wie er zum Garçon sagt, und steht über ein Kleines wieder so ziemlich auf der alten Stelle am grünen Tische, wo er leiblich gestärkt mit frischen Kräften und mit einem kolossalen Vertrauen den Kampf mit den Goldrollen der Bank wieder aufnimmt. Das ist das ungefähre Signalement des unerfahrenen Spielers, „wie er im Buche steht“, des blonden jungen Mannes, der schwermüthig seinem Nachbar klagte, daß er sein Geld „von diesem Nachmittag immer noch nicht wieder habe“, während er fünf hundert gewonnene Friedrichsd'or auf der rothen Sammtbank im Hintergrunde wieder und wieder zählte. Diese drollige Erscheinung ist aber eben nur ein Spieler, wie sie nach Hunderttausenden zählen, kein Spieler „von Fach“, kein Habitué der Spielbank.

Die sogenannte feine Welt und der Spieler von Fach spielen ruhigen Blutes, ohne Uebereilung, con amore, mit Pausen von einer Stunde nach Befinden, aber immer dabei mit der Nadel auf der Karte über Rouge und Noir Buch führend, sie spielen ihr Spiel leidenschaftlich gern, allein ohne Leidenschaft. Wie sie da bedächtig den Fall der Karten oder der Kugel verzeichnend dasitzen, die alten, würdigen Herren, die alten Damen der feinen und die jungen der halben Welt; dann die im bedächtigen Spiel ergrauten Habitués; ferner diese Backfische der russischen und polnischen Aristokratie, die noch im Flügelkleide schon recht emsig die Nadel führen, wenn diese Nadel auch nicht die richtige ist; ferner jene maskenartig herausgeputzten Femmes entretenues mit goldgefüllten Börsen und diese Courtisanen ohne Börse! Das sind die Gold- und Silberfische und Gründlinge, die den Haifisch umschwärmen.

Dort das blasse Kind von vierzehn Jahren führt die vom Croupier geliehene Krücke ganz erstaunlich gewandt, und wie graziös verliert das Kind, wie sanft lächelt das feine Antlitz, wenn das mit zehn Friedrichsd'or besetzte Quarré nicht gewann, und wie zierlich dirigirt sie den neuen Satz mit der Krücke auf Zéro! Neben ihr berechnet eine Dame mit weißen Locken wieder und wieder, wie oft Rouge in der letzten Stunde gewonnen, und ist ganz in ihr Kärtchen versunken; dann setzt sie plötzlich auf Noir ein Zweiguldenstück, gewinnt, macht einen Stich und darauf rechnet sie wieder ganz tiefsinnig.

Ihr Nachbar, eine dürftige Erscheinung in hier auffälliger sehr ärmlicher Toilette, aber vor sich respectable Haufen Gold- und Silberstücke, rechnet ebenfalls krampfhaft und zwar im Schweiße seines Angesichts. Das ist jedenfalls eine bemerkenswerthe Erscheinung. Ein abgehärmtes Gesicht mit Struwwelpeterfrisur, ein elend abgemagerter Körper in abgetragener Kleidung, sitzt der Mann in tief gebückter Haltung und durchbohrt seine Karte mit Nadel und Auge; er macht viertelstündige und längere Pausen, sieht nichts als seine Karte, achtet nur auf den Fall der Kugel, setzt selten, aber dann nur entweder zwei Friedrichsd'or oder zwei Gulden, gewinnt fast immer und schüttelt dabei wie verwundert oder unzufrieden sein alterndes Haupt, indem er die betreffenden Stiche in die Karte macht; er spricht halblaut vor sich hin und gesticulirt dabei, als wollte er sagen: „Wer hätte das gedacht! Noir konnte fast nicht kommen! Zwei Gulden gewonnen! Ich hätte zwei Friedrichsd'or setzen sollen!“ So monologisirt er in der Pause, rechnend und unter dem Tische die Hände reibend; der Mann ist ein Spieler von Fach, aber der unschuldigsten Art, der sich langsam zu Tode rechnet,

sorgt und härmt. Am Abend sah ich ihn im Speisesaale, seinem abgehungerten Leibe eine halbe Flasche Wein mit Imbiß zuwendend, und welche lucullische Table d'hôte hätte sich der Arme für einen seiner vielen Goldsätze erzeugen können, wenn es eben nicht der Grundsatz der Spieler von Fach wäre, Alles auf den Zufall und Nichts auf den Körper zu wenden. Glückliche Spieler werden als eine Sehenswürdigkeit gezeigt, finden aber stets in ihren unglücklichen Collegen die lebhaftesten Sympathien, denn es geht nichts über die Freude, wenn einer dem Hai ein tüchtiges Stück vom Leibe reißt. Da verzerren sich die Gesichter der Spieler zu einem Lächeln teuflischer Freude über die der Bank versetzte Schlappe, einer wirklich teufelmäßigen Freude, die von neidischen Gefühlen gegen den glücklichen Collegen nicht im Geringsten alterirt wird, und als Pendant zu diesem schönen Götterfunken affectiren die Visagen der Croupiers eine himmlische mit lo'ossaler Gleichgültigkeit gepaarte Ruhe, als ob den Kerls Alles Eins sei, ob sie Geld hätten oder keins. Ich hatte an jenem Nachmittage das Vergnügen, zwei solche Glückliche zu schauen, eine junge Pariserin, die ganz anständige Packete von Tausend-Francs-Billets in die Tiefe ihrer Kleidtasche senkte und lachend der Bank den Rücken wandte, und einen riesigen Russen, ein echtes Baschkirengesicht, der unter den Goldrollen-Bergen am Trente et Quarante gründlich aufräumte.

Auf der nach dem Park gelegenen Terrasse erholt sich, wer genug sein läßt des grausamen Spiels, wer des Drängens und Treibens müde, wer das Gewonnene nicht verlieren, wer die Häupter seiner Lieben zählen will, aber vor Allem wer nichts mehr zu zählen, sondern Alles verloren hat, nur die Ehre nicht — hier noch eine Tasse kräftigen Kaffee zu trinken. Hier läßt sich manche heitere Beobachtung machen, besonders die, in wie verschiedener Weise sich die Wonne- und Schmerzensgefühle der von den Spielsälen Kommenden kundgeben. Da schreitet ein ernster Jüngling möglichst unbefangen über die Terrasse, läßt sich mit einem tiefen Seufzer nieder und schaut schwermüthig hinab in den herrlichen Park, aus dem gerade die lustigsten Weisen von Keler-Bela heraufschallen, und unwillkürlich fielen mir beim Anblick dieses Jünglings die Worte ein: „Und sie trugen einen Todten hinaus und der war stumm!“ Da kommt die alte Mutter mit dem jungen Sohne, Beide roth wie Krebse, und flüstern ärgerlich, nachdem sie am äußersten Ende der Colonnade Platz genommen. Der junge Tausendsasa scheint noch eine Force auf diverse Nummern machen zu wollen, aber die Mama, die selbst die Hälfte der Reisecasse „versetzt“ hat, schüttelt den Kopf, weht den erhitzten Fettwangen mit dem Fächer Kühlung zu und hält die Ledertasche mit dem Rest der Reisecasse fest. Da erscheinen zwei Husarenofficiere in leichtem „Sommercivil“ an der Schwelle des auf die Terrasse führenden Saales, und der eine bestellt lachend eine Wittwe Cliquot. „Wie stehst denn Du?“ fragt er den andern. „Ich stehe jar nicht Futsch!“ sagt der und lorgnirt eine zwei Ellen Schleppe vorübertragende Camelliendame. „We ß Gott,“ höre ich hinter mir eine Stimme aus dem Herzen Deutschlands, „ich habe Sie Habchen und Babchen verloren, aber der Kaffee is kräftig!“

Das war, als ich diese Bilder dem immer wechselnden Leben auf diesem Ruhepunkte entnahm, genau die Stunde, in der die Abendstille eines bei Offenbach gelegenen Wäldchens durch einen Schuß unterbrochen wurde, dann wattete wieder Friede und Ruhe wie vorher, und die Vögelchen wagten ihr Abendlied fortzusetzen und die Grillen zirpten weiter. Auch der Mann in dem dichtern Theile des Wäldchens, der mit dem Gesicht auf dem Moosboden liegt, regt sich nicht mehr, — rien ne va plus!

Blätter und Blüthen.

Humor und Poesie auf Cassenscheinen. Die Casse der Niedersächsischen Bank in Bückeburg, der berühmten Hauptstadt des deutschen Großstaates Lippe-Schaumburg, hat im Jahre 1856 Banknoten im Betrage von je zehn Thalern ausgegeben, welche eine Merkwürdigkeit zeigen, die gewiß nur von den Wenigsten bisher beachtet worden ist. Es hat nämlich einer der Bankbegründer — Manche wollen, der Fürst selber, nach Andern der betheiligte Prinz von Hohenlohe — den sublimen Einfall gehabt, die einzelnen Cassenscheine so zu zieren und zur Controle zu bezeichnen, daß darauf Verse aus Volksliedern, bekannten Gedichten und deutschen Sprüchwörtern derartig Wort für Wort niedergeschrieben (mit Tinte!) sind, daß eine gewisse Serie den ganzen Satz bildet. So liegt vor uns die mühsam zusammengebrachte Reihe Nr. 323,300—323,307. Auf dem ersten Schein trägt der Revers in dem flatternden Band unterhalb des Wappens links die Nummer „323,300“, rechts das Wörtchen „Ich“ (und darunter den classischen Namen „Spindler“). Die folgende Nummer trägt:

323,301 = hab'
ferner 323,302 = mein'
323,303 = Sach'
323,304 = auf
323,305 = Nichts
323,306 = gestellt,
323,307 = Juchhe!

Und da alle Noten der Niedersächsischen Bank in gleich origineller Weise beschrieben oder vielmehr gezeichnet sind, so bildet ihre Gesammtheit jedenfalls das wunderlichste und kostbarste Spruch- und Liederbuch der Welt! Wer sich die Mühe des Suchens und Sammelns nehmen will (und nota bene die Mittel dazu besitzt), der wird finden:

„Wer niemals einen Rausch gehabt,
Der ist kein braver Mann!“

oder:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang!“

Und:

„Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen
Denn das Glück ist immer da!“

Von diesen und vielen andern guten Reimen sind untrügliche Bruchstücke gefunden worden. Ob nicht die berühmte Scene der Papiergelderfindung im zweiten Theile des Faust ebenfalls benutzt worden ist? Nun weiß doch ein jeder Eigner von Bückeburger Banknoten, wenn ein früheres Besitzthum dieser Art wieder zu ihm rückkehrt, und kann ihm gerührt entgegenrufen: „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!“ Sage Niemand fürder, im Geld- und Bankwesen sei keine Poesie zu finden — oder wir senden ihn nach Bückeburg!

Aus Mecklenburg. Als ein Seitenstück zu dem, was sich mecklenburgische Ritter namentlich den kleinen Landstädten gegenüber, welche theilweise ihre Nahrung aus den großen Gütern ziehen, erlauben dürfen, ohne dafür exemplarisch gestraft zu werden, will ich Ihnen einen Fall mittheilen, der die kürzlich in der Gartenlaube geschilderten Uebergriffe des Herrn von Arenstorff noch hinter sich zurückläßt. In der Nähe des Städtchens Krakow wohnt ein Herr von S . . . . . , auf dessen Besitzthum eines Abends in den vierziger Jahren ein armer Handelsjude aus der genannten Stadt hausirend einkehrte und, weil sich plötzlich heftiges Regenwetter eingestellt hatte, das ihn vorher ganz durchnäßte, um ein Obdach für die Nacht bat und es auch erhielt. In der Nacht wurde der alte Mann krank und starb gegen Morgen, ohne daß ihm Hülfe gegeben werden konnte. Dem Herrn wird die unangenehme Meldung gemacht und er schickt sofort seinen Reitknecht mit der Todesanzeige an die Stadtbehörde, der er die Aufforderung, die Leiche abzuholen, beifügte. Zu seiner Ueberraschung und größten Entrüstung lautet die Antwort ablehnend und auf die Verordnung verweisend, daß er für Bestattung des Gestorbenen zu sorgen habe. Kurz entschlossen läßt er anspannen und den Todten auf einen Büschel Stroh in einem Leiterwagen legen und zur Stadt führen. Zwei starke Knechte mußten mit aufsitzen und vorwärts ging's bis zum Kirchhof. Dort angekommen, fuhr der Wagen dicht an die Mauer heran, die beiden vorerwähnten Knechte packten die Leiche je an Kopf und Füßen und schleuderten sie eins, zwei, drei über die Mauer. „Da habt Ihr Euren Juden!“ jubelten die Knechte und heim ging's im sausenden Galopp.

Die Sache bedarf keines Commentars, um in ihrer ganzer Scheußlichkeit zu erscheinen; für die Wahrheit bürge ich Ihnen, und wer in Mecklenburg bekannt ist, wird von diesem Stück des edlen Ritters wohl wissen. W.

Gedenkt der Invaliden! Ueber ein Jahr schon ist dahin seit den siegreichen Tagen des schleswig-holsteinischen Feldzuges, und daß die so hoch gehenden Wogen des Enthusiasmus inzwischen wieder sich gelegt, ist nicht weniger eine natürliche Wirkung der Zeit, als die leicht erklärliche Folge des unerquicklichen Verlaufes, den diese uns so tief berührende Angelegenheit genommen hat. Frei von aller Verstimmung, hoch über jeder Parteinahme aber muß ein Gefühl bestehen bleiben: das der Dankbarkeit gegen die Tapfern von Oeversee, Oberselk, Düppel, Alsen etc. und heilig sei uns Allen die Pflicht, diesem Gefühle der Dankbarkeit den Invaliden jenes Feldzuges gegenüber thatsächlichen Ausdruck zu geben. Hier muß das gesammte deutsche Volk warmen Herzens und mit offener Hand um so bereitwilliger eintreten, als Jeder weiß, wie unzulänglich der Staat für seine hülflosen Krieger sorgt; dies ist ein unabweisbarer Fall edelster Selbsthülfe! Eine Anzahl von Patrioten in preußisch und österreichisch Schlesien hat sich zu dem der Anerkennung wie der Unterstützung gleich werthen Unternehmen vereinigt, dem Einzelnen die Erfüllung seiner Dankespflicht zu erleichtern. Das Comité hat einen freundlichst ihm überlassenen Carton des rühmlich bekannten Künstlers P. J. N. Geiger, Professors an der Akademie der bildenden Künste in Wien, durch den Photographen G. Jägermeier in Wien vervielfältigen lassen und ladet nun zur Subscription auf dieses in jeder Beziehung vorzügliche und seiner Größe halber namentlich auch zum Zimmerschmuck geeignete „Erinnerungsblatt an die glorreiche Befreiung Schleswig-Holsteins“ mit dem Bemerken ein, daß der gesammte Reingewinn den im schleswig-holsteinischen Feldzuge von 1864 invalid gewordenen Kriegern Preußens und Oesterreichs durch Vermittelung der Kriegsministerien zukommt, des guten Glaubens, „die deutsche Nation werde sich in diesem Gefühle der Dankbarkeit und seiner Bethätigung als ‚ein einig Volk von Brüdern‘ zeigen“. Mag dieser Glaube nicht getäuscht werden! Indem wir das Unternehmen unsern Freunden und Lesern zu geneigter thatkräftigster Unterstützung empfehlen, uns auch zur Entgegennahme von Subscriptionen gern bereit erklären, bemerken wir noch, daß der Preis des neunundzwanzig Zoll breiten und zwanzig Zoll hohen Kunstblattes vier Gulden ö. W. oder zwei Thaler zwanzig Silbergroschen beträgt und daß alle directen Bestellungen und Sendungen aus Preußen an Herrn Robert Scholz, königl. preuß. Kreis-Steuereinnehmer in Pleß in preußisch Schlesien, jene aus Oesterreich und allen andern Staaten aber an Herrn Eduard Klimett in Bielitz in österreichisch Schlesien erbeten werden.

Zur Beachtung für unsere Abonnenten in Schleswig-Holstein. In wenigen Wochen wird Schleswig sowohl als Holstein preußische Post besitzen, diese aber, früheren Erfahrungen nach, obwohl sie in dem fremden Lande kein Recht zu solcher Weigerung hat, die Beförderung unseres Blattes an die betreffenden Postabonnenten nicht mehr übernehmen. Wir ersuchen die letzteren daher, fortan die Gartenlaube auf dem Wege des dortigen Buchhandels beziehen zu wollen

Die Expedition der Gartenlaube.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



No. 38. Die Gartenlaube. 1865.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die zwölf Apostel.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Werner's Haus, in der hübschesten und breitesten Straße des Städtchens gelegen, war ehemals auch ein Kloster gewesen. Es hatte jedoch, nachdem es in Privatbesitz gelangt war, beträchtliche Veränderungen erfahren. Der ganze vordere, nach der Straße gerichtete Flügel wurde niedergerissen, an seiner Stelle erhob sich ein stattliches Wohnhaus mit Mauern so massiv und dick, daß jede Nische der breiten Fenster ein kleines Cabinet vorstellen konnte. Die Fensterreihe im Erdgeschoß steckte hinter jenen dichten, bauchigen Eisengittern, die stets einen gewissen Respect einflößen und erkennen lassen, daß es ihre Aufgabe sei, ansehnliche Capitalien und Werthgegenstände zu beschützen, zugleich aber auch deren gesichertes Vorhandensein verrathen zu dürfen. Einige Hintergebäude, welche den weiten Hofraum umschlossen, waren jedoch ihrer Festigkeit und des späteren Datums ihrer Erbauung wegen stehen geblieben, ebenso die hohe, ungemein starke Mauer des Klostergartens, an der noch hie und da kolossale, von uralten Linden umrauschte Steinbilder verschiedener Heiligen unangetastet standen.

Die Nacht brach heute früh herein. Ueber der Stadt hing ein dunkler Himmel voll schwerer Gewitterwolken. Kein Lüftchen regte sich, wohl aber quollen ganze Ströme von Blüthenduft aus allen Hausgärten in die stillen, schwülen Straßen.

Es hatte eben neun geschlagen, als die Seejungfer in Magdalenens Begleitung vor Werner's Hause erschien, um Jacob den verheißenen Besuch abzustatten. Der große Thorflügel war leicht angelehnt, aus der schmalen Spalte aber drang ein so heller Lichtstrom, daß die Seejungfer sich nicht entschließen konnte, diesen lichten Streifen eigenmächtig zu erweitern und ihre schüchterne Gestalt in der vornehmen Atmosphäre da drinnen beleuchten zu lassen. Allein Magdalene schob ruhig den Flügel zurück und folgte der schnell hineinhuschenden Muhme durch die große, gewölbte Hausflur nach der Hofthür. Ein gegenüberliegendes, erleuchtetes Bogenfenster im Erdgeschoß zeigte ihnen den Weg nach Jacob's Wohnung. Die Gardinen waren nicht zugezogen und ließen den Einblick in die kleine, traute Häuslichkeit völlig frei. Der Alte stand vor der altväterischen Wanduhr und zog sie mit großer Sorgfalt auf, seine Frau saß still bei der kleinen, blanken Lampe am weißgescheuerten Tische und strickte. Neben ihr vor dem Sorgenstuhl mit der hohen, gepolsterten Lehne lag das aufgeschlagene Gesangbuch, aus welchem Jacob vermuthlich das Abendgebet vorgelesen hatte.

Die Gäste wurden freudig, aber auch mit Vorwürfen begrüßt, weil sie gar so spät kamen, und Jacob meinte, er kenne seinen Nachtraben, das Lenchen, schon; das könne den Sonnenschein nicht vertragen und gehe nur bei Nacht um, wie ein Geist; worauf ihm Magdalene erwiderte, daß sich die Muhme doch noch mehr vor dem Lampenschein fürchte, weil sie durchaus nicht in die hellerleuchtete Hausflur gewollt habe.

„Ja, heute ist's aber auch ganz erschrecklich hell da drüben, es ist großer Thee bei der Frau Räthin,“ sagte Jacob und um seine Lippen spielte ein leichter Humor, der sein Gesicht oft so charakteristisch machte. „Die Frau Räthin haben drei Tage lang Brezeln und Torten gebacken, Kapaune gebraten, gescheuert und Teppiche ausklopfen lassen, von denen kein Stäubchen kam, weil sie beinahe alle Tage durchgeprügelt werden …“

„Jedes will seine Freude haben,“ sagte Jacob's Frau neckend, „und wenn die da droben das Fegen und das Wasser liebt, so bist Du kein Feind vom Bier — laß gut sein!“

Mit diesen Worten stellte sie einen kleinen Steinkrug voll schäumenden Biers auf den Tisch und gab ihrem Mann dabei einen leichten Schlag auf die Schulter; sie standen nämlich sehr gut zusammen, die zwei alten Leute. Dann holte sie von einer altersschwarzen Eckconsole — Kaunrückchen genannt — drei schönbemalte Tassen, eine blanke Zuckerdose von Zinn und einen Teller voll Semmeln, lauter Vortruppen eines gemüthlichen Kaffees, der denn auch bald dampfend auf dem Tische stand.

Magdalene hatte sich während dieser Vorrichtungen, bei denen Jacob's Frau nicht unterließ, sehr lebhaft zu erzählen und der Seejungfer Fragen vorzulegen, wie ermüdet auf ein niedriges Bänkchen nicht weit von des Alten Lehnstuhl gesetzt und starrte, das Kinn auf die Hand gestützt, unverwandt hinauf nach der gegenüberliegenden, glänzend erleuchteten Fensterreihe, deren Flügel der Schwüle wegen weit offen standen. Was sieht das junge Mädchen? … Die weißen Vorhänge blähen sich im Nachtwind, der feucht und leise vorüberstreicht; denkt sie an die gewaltige Fluth, die an den heimathlichen Strand rauscht? Fern, fern zieht ein Boot und die weißen Segel schwellen im Winde … oder taucht aus der Masse prächtiger Schlingpflanzen in der Fensternische das Vaterhaus im Süden mit seinen sonnbeschienenen Mauern und der niedrigen Thür, aus welcher die goldlockige Mutter mit den hellen, frommen Augen tritt? … Droben auf einer hellen Wand, von dem blendenden Licht des Krystallkronleuchters überströmt, hängt das lebensgroße Oelbild eines Knaben, ein schönes, stolzes Kind mit leuchtenden Augen und einer wunderbar klaren Stirn unter der blonden Lockenfülle … und die blauen Augen leuchten mit so

bezwingender Gewalt, daß Heimath und Vaterhaus in weite Ferne zurückfliehen, das sagen die träumerischen, schwarzen Augen drunten im ärmlichen Stübchen.

Einzelne Passagen auf dem Clavier drangen jetzt von drüben herüber und in eines der Fenster trat eine Gestalt, es war die blonde Antonie, die Enkelin der alten Räthin. Sie war ganz in Weiß gekleidet. Ihre entblößten, blendend weißen und sehr schön geformten Schultern umschloß ein wahrer Duft von Tüll und Spitzen, und auf dem weißblonden Scheitel lag ein Kranz von zarten Rosen. Sie sah sehr hübsch und elegant aus.

Kaum hatte sie sich in die Fensternische zurückgezogen, als Werner zu ihr trat. Das Licht des Kronleuchters fiel auch blendend auf seine Züge, wie auf das Bild des Knaben; die Aehnlichkeit zwischen Beiden war wunderbar, allein aus dem schmächtigen Kinde war ein hoher Mann mit fast königlicher Haltung geworden ... Er faßte die Hand des jungen Mädchens zwischen seine Hände, als ob er sie beschwöre. Sie schien seinen Bitten widerstehen zu wollen, aber zuletzt, als er ihren Arm in den seinen legte, ging sie mit ihm und lachte hinter dem vorgehaltenen Fächer, als er seinen Kopf vertraulich herabbog und ihr Etwas zuflüsterte.

Magdalene hatte diese kleine Scene mit angesehen, ohne sich zu regen, aber sie biß die Zähne zusammen, wie im heftigen Schmerz, und mit sprühenden Augen verfolgte sie die junge Dame, die, jetzt ein Notenblatt in den Händen, zum Clavier trat. Gleich darauf erscholl eine ziemlich harte, spitze Stimme, die ein schönes, inniges Lied ohne alles Verständniß vortrug.

„Sie singt schlecht," murmelte Magdalene. „Ihre Stimme ist dünn und farblos wie ihr Haar."

Als der Gesang schwieg, rauschte ein wahrer Beifallssturm durch den stillen Hof. Jacob aber bog sich zu Magdalene hinüber und legte seine Hand liebkosend auf ihren glänzenden Scheitel.

„Gelt, Lenchen," sagte er, „da machen's unsere Glocken doch ganz anders. Wenn die anfangen, da weiß man gleich, weshalb sie den Mund aufthun, aus dem Gepimpel da droben aber kann kein Mensch klug werden ... Weiß nicht, was die Leute davon haben, wenn ihnen so ein Messer durch die Ohren fährt."

Da kam er jedoch schlecht an bei seiner Frau und der Seejungfer. Sie hatten den Gesang sehr schön gefunden und konnten sich nicht satt sehen an der jungen Dame droben, wie sie beim Singen das bekränzte Haupt hin und her bog und die Augen zum Himmel aufschlug; ja, sie behaupteten sogar, sie sähe aus, wie ein leibhaftiger Engel, als sie gleich darauf in die Fensternische trat, wo die hohe Gestalt Werner's während des Gesanges regungslos gelehnt hatte. Und als sie nun vertraulich ihre Hand auf seinen Arm legte und ihm mit einer graziösen, schelmischen Bewegung ein riesiges Bouquet an das Gesicht hielt, damit er den Blumenduft einathme, da meinten die zwei Alten, der müsse doch kein Herz im Leibe haben, der sich nicht auf der Stelle in sie verliebe.

„Ach, laßt mich in Ruhe," sagte Jacob und das ironische Lächeln erschien in seinem Gesicht. „Ihr seid auch gerührt, wenn die Spittelweiber in der Kirche neben Euch zetern, daß einem Hören und Sehen vergeht ... Und wenn so ein junges Ding, wie die da, in einer weißen Fahne steckt, da sind alle himmlischen Heerschaaren Bettelvoll dagegen! ... Das Mädel da droben ist nicht um ein Haar besser, als die Alte auch, sage ich Euch. Keine weiß sich zu lassen vor Hochmuth ... und wenn die Kleine jetzt so schön thut und heuchelt und schmeichelt, so weiß sie auch, warum. Sie ist arm, wie eine Kirchenmaus, und es wäre gar nicht bitter, sich hier in die Wolle zu setzen und eine reiche Frau zu werden ... Aber Herr Werner ist nicht auf den Kopf gefallen, der sieht durch zehn Wände, wo die Leutchen hinauswollen."

Er nahm bedächtig eine Prise Schnupftabak, die er während der ganzen Demonstration zwischen den Fingern gehalten hatte, dann fuhr er fort:

„Ihr braucht Euch überhaupt nicht einzubilden, daß mein junger Herr Eine aus hiesiger Stadt freit, das weiß ich besser ... Da hab' ich heute gegen Abend noch ein wenig gefegt in seiner Stube, wo er malt — nun, wie nennt er's doch gleich?"

„Atelier," sagte Magdalene, ohne den Kopf nach ihm umzuwenden.

„Ja, richtig ... und da lag auf dem Tisch ein großes Bild, es war nur gezeichnet, wie Du's nennst, Lenchen, nicht bunt gemalt. Ich konnte das Gesicht nicht erkennen, weil ich nicht so nahe hingehen mochte; aber so viel hab' ich doch gesehen, daß es eine Frauensperson war, die ein weißes Tüchelchen auf dem Kopfe hatte, wie Deine sel'ge Mutter in Welschland eines getragen hat, Lenchen. Da kam gerade Herr Werner herein ... er lachte, wie er meinen langen Hals sah. Nachher deckte er aber geschwind ein Tuch auf das Bild und sagte zu mir: ‚Höre, Jacob, das brauchst Du gerade noch nicht anzusehen; aber ich will Dir Etwas verrathen, die da auf dem Papier wird einmal meine Frau.' ... Er ist ja sechs Jahre in Welschland gewesen und dort soll's gar erstaunlich schöne Weibsbilder geben."

Mit höchster Aufmerksamkeit, aber regungslos hatte Magdalene dem Alten zugehört. Sie legte den Kopf an die Wand, die Hände ruhten zusammengefaltet auf den Knieen und die langen Wimpern lagen tief gesenkt auf den bleichen Wangen, als ob sie schliefe.

Unterdeß wurde droben tapfer weiter musicirt. Antonie ließ sich noch einige Male erbitten, sie sang sogar eine colorirte italienische Arie, deren Ausführung den alten Jacob zu dem Vergleich veranlaßte, es sei gerade, als ob Jemand die Treppe herabfiele und Hals und Beine bräche... Der junge Werner war schon längst vom Fenster zurückgetreten und schien auch das Zimmer verlassen zu haben, denn man sah ihn nicht mehr.

Eben, als vier Hände in einem Concert das Clavier nicht gerade meisterhaft bearbeiteten, wurde an Jacob's Fenster geklopft, und als der Alte es öffnete, reichte Werner's Bedienter ein Körbchen voll prächtiger Orangen nebst einem Gruß seines Herrn herein. Der Bursch fügte ausdrücklich hinzu, er habe schon früher herüber gesollt, allein erst sei er beim Präsentiren des Thees beschäftigt gewesen und eben noch habe er Wein herumreichen müssen.

Jacob hielt mit einem strahlenden Gesicht Magdalenen das Körbchen hin.

„Siehst Du, Lenchen," sagte er, „das macht mir große Freude Deinetwegen ... Weißt Du noch, daß Du Dich einmal beinahe krank nach einem solchen gelben Ding gesehnt hast?"

„Ja," sagte das Mädchen und hob die Augen zu ihm empor; sie schwammen in Thränen. „Ich weiß es noch, guter Jacob. Du machtest mich wieder gesund, indem Du für theures Geld eine Orange kauftest und mir auf den Thurm brachtest. Damals war es mir, als hätte ich einen Blick in meine Heimath gethan, ich war glückselig ... Jetzt aber könntest Du mir Schätze hinlegen, ich möchte um Alles in der Welt keine dieser Früchte berühren."

Jacob sah sie erstaunt an, aber die Seejungfer, die bei all ihrer harmlosen Anschauung die Weigerung des Mädchens nach der stattgehabten heutigen Scene doch erklärlich fand, zupfte ihn bedeutungsvoll an der Jacke, wobei sie ihm zublinzelte. Er schwieg denn auch, holte sein Taschenmesser hervor und zerlegte eine Orange für die beiden alten Frauen.

Drüben im Hause war es stiller geworden. Die Musik war verstummt; auch das Stimmengesurr hatte nachgelassen. Statt dessen grollte ganz fern der Donner, der Nachtwind blies heftiger durch die offenen Fenster, jagte die Vorhänge wie weiße Schwäne hinaus in die pechdunkle Nacht und warf einige Thüren in's Schloß.

Der Seejungfer wurde bange. Sie trieb zum Aufbruch, und bald eilten die zwei Frauen, die Köpfe in große Tücher gehüllt, über den Hof.

In der offenen Glasthür, welche die Treppe von der Hausflur abschloß, stand Antonie, die Enkelin der Räthin. Sie hatte eben die scheidenden, in Capuzen und Mäntel gehüllten Freundinnen der Reihe nach geküßt und wandte sich lachend zum Fliehen, weil einige derselben sie mit dem „bezaubernden Vetter" neckten, als sie die Seejungfer und Magdalenen gewahrte, die sich eben erschrocken wieder zurückziehen wollten. Das junge Mädchen zog die weißblonden Augenbrauen in die Höhe, sah noch einmal blinzelnd hinüber, wobei ein überaus hochmüthiger Zug um Mundwinkel und Nasenflügel erschien, und winkte dann einem mit der Laterne auf seine Herrschaft wartenden Bedienten, der sofort in barscher Weise frug, was die Beiden hier zu suchen hätten. Als sie schwiegen, drehte sich das blonde Mädchen mit einer systematisch nachlässigen Bewegung nach der Treppe um und rief mit dem Ton eines verzogenen, vornehmen Kindes hinauf:

„Großmama, es sind fremde Leute in der Hausflur!"

Die alte Räthin, die mit einem sehr dicken Herrn langsam im Gespräch herabkam, beeilte möglichst ihre Schritte, und als sie nun unten stand, zornig das falsche Toupet unter der großen Haube schüttelnd, da versammelten sich die in Capuzen gehüllten jungen Freundinnen schleunigst um sie, wie die Lämmer um den getreuen Hirten, in den frommen, schuldlosen Zügen einen nicht zu bezweifelnden Abscheu, verbunden mit dem Ausdruck unendlicher Wißbegierde. Selbst der Bediente gesellte sich zu der Heerde und hielt, trotz des Lampenlichtes, das von der Decke herabfloß, seine Laterne über die Köpfe der Delinquentinnen, um sie gleich von vornherein der Möglichkeit zu berauben, ihre verbrecherischen Absichten in ein wohlthätiges Dunkel zu hüllen.

Die alte Dame faßte ohne Weiteres das schwarze Tuch, das die Seejungfer über ihren Kopf gebunden hatte, und zog es herunter.

„Das ist ja die Seejungfer," sagte sie mit harter blecherner Stimme. „Und wer ist denn diese Mamsell da?" fuhr sie fort, indem sie ihren dürren Zeigefinger nach Magdalenen ausstreckte. „Die mummt sich ja ein, als wäre sie das böse Gewissen selbst. . . . Auf der Stelle sagt, was Ihr hier gewollt habt."

Magdalene schwieg abermals, und die Seejungfer brachte vor Schrecken kein Wort heraus.

„Nun, könnt Ihr nicht antworten?" fragte streng der dicke Herr, ohne Zweifel ein allmächtiger Beamter, dem die Justiz aus Stirn, Augen, Nase, ja, womöglich aus den Rocktaschen guckte. Er hatte mit der Frage zugleich seinen Stock derb auf das Steinpflaster gestampft und schien die unglückliche Seejungfer mit seinen Blicken durchbohren zu wollen. Diese Manöver brachten denn auch endlich Suschens erstarrte Zunge in den erwünschten Fluß, und stammelnd erklärte sie, daß sie bei Jacob gewesen seien.

„Ach, liebster Egon," rief in diesem Augenblick sich umdrehend, die alte Räthin mit möglichst weicher und milder Stimme, als am oberen Treppengeländer der junge Werner erschien, „hier hast Du den schlagendsten Beweis, daß meine wohlgemeinten Vorstellungen begründet gewesen sind. Mit diesem Jacob hast Du Dir — mich will ich gar nicht nennen — eine wahre Ruthe aufgebunden. Unter dem Vorwand, ihn zu besuchen, schleicht sich bei Nacht und Nebel allerhand Volk in's Haus, und man wird künftig genöthigt sein, über jeden silbernen Löffel die Hand zu halten."

Bei dieser abscheulichen Schlußwendung trat Magdalene rasch gegen die Sprechende vor. Das Tuch war vom Kopf auf die Schultern gesunken, und so stand sie mit sprühenden Augen, das ideale Haupt hoch gehoben, vor der alten Frau, welche sie erschrocken und verblüfft ansah. Zugleich war Werner die Treppe herabgesprungen. Eine flammende Röthe bedeckte sein Gesicht, und als er zu sprechen anfing, bebte seine Stimme wie im heftigen Zorn.

„Was fällt Ihnen ein, Tante," rief er, „diese Leute ohne Weiteres so zu beleidigen? . . . Ist es ein Verbrechen, wenn sie Bekannte aufsuchen? . . . Ich habe Ihnen bereits einigemal erklärt, verehrteste Frau Tante," fuhr er fort, und sein Ton klang spöttisch, „daß ich durchaus nicht leide, wenn Sie mir den Jacob anfechten, und sehe mich in diesem Augenblick genöthigt, diese Erklärung insofern zu vervollständigen, als ich auch Diejenigen unangefochten sehen will, mit denen er verkehrt."

Mit diesen Worten schritt er nach der Hausthür, öffnete sie und sagte mit einer leichten Verbeugung den zwei Frauen gute Nacht, die eiligst hinausschlüpften.

Bald nachher entlud sich ein heftiges Gewitter über der Stadt; und wenn die gelben Blitze um das alte Kloster zischten und die kleine Kammer Magdalenens tageshell durchflammten, da beleuchteten sie das Mädchen, wie sie bleich, die Hände tief eingewühlt in das aufgelöste, reiche Haar, auf dem Bett saß — einem größeren inneren Sturm preisgegeben, als der war, der draußen an den alten Mauern rüttelte.

„Ach, Du lieber Gott, Jacob, ist das ein Schicksal mit dem Lenchen!" seufzte die Seejungfer einige Tage nach jenem Vorfall, indem sie Jacob's Stübchen betrat.

„Ja, was ist denn mit dem Mädchen?" fragte Jacob erschrocken.

„Hättet Ihr denn geglaubt, daß mir das Mädchen das noch in meinen alten Tagen anthun würde?" entgegnete Suschen, und heiße Thränen liefen über ihre Wangen. „Ich bin ein armes, geplagtes Weib mein Lebtag gewesen," fuhr sie fort, „aber ich habe Alles geduldig auf meinen Rücken genommen, so wie mir's unser Herrgott bescheert hat, aber jetzt wird mir's zu viel. . . . Das ist doch das Schlimmste, was ich nun noch erleben soll, das Lenchen will fort, will durchaus fort in die weite Welt, und ich soll nun wieder allein sein. Bin nun meine sechszig Jahre alt, muß jeden Tag auf mein selig Ende gefaßt sein, und habe keine Menschenseele, die mir die Augen zudrückt. . . Ach, ach!"

„Ja, wie kommt denn das Mädchen mit einem Mal auf den Gedanken?" fragte Jacob erstaunt.

„Ich weiß nicht," entgegnete die Seejungfer, indem sie ihre Augen mit dem Schürzenzipfel trocknete, „aber sie ist gerade wie ausgewechselt seit dem Abend, wo die alte Räthin da drüben — na, die Strafe wird da auch nicht ausbleiben — so grob mit uns war. Das Mädchen ißt und trinkt nicht mehr, und gestern Abend, als wir still bei einander saßen und noch kein Licht angesteckt hatten, da legte sie ihren Arm um meinen Hals, wie sie als Kind immer gethan hat, wenn ich ihr was gab, oder sie in's Bett brachte. . . ‚Liebe, gute Muhme,' sagte sie, ‚Ihr habt mich lieb, gelt? . . . Ich weiß es ja, so lieb, als ob ich Euer eigen Kind wäre. . . Eine gute, echte Mutter bringt ihrem Kind jedes Opfer und fragt nicht, ob es schwer oder leicht ist — gerade so habt Ihr ja auch immer an mir gehandelt. . . Und wenn nun so eine Mutter weiß, daß ihr Kind rechte Schmerzen leidet, und einsieht, daß es nur wieder gesund werden kann, wenn sie sich von ihm trennt, so — thut sie das auch, gelt, Muhme?' Ach, Jacob," unterbrach sich die Seejungfer, und neue Thränen stürzten hervor, „ich wußte zwar eigentlich noch nicht, wo sie hinaus wollte, aber so viel merkte ich doch, daß sie nicht mehr bei mir bleiben will, und da weinte ich bitterlich. . . Sie sagte mir nun, daß sie's hier nicht mehr aushalten könne — die Menschen seien nicht gut gegen sie; sie wolle in einer fremden Stadt einen Dienst suchen. Gelernt hätte sie ja ihre Sache und verspräche mir heilig, daß sie mir jeden Groschen, den sie verdiene, schicken wolle. . . All mein Zureden war in den Wind gesprochen, und als ich Licht gemacht hatte, da holte sie ihr Sparbüchschen aus dem Schranke und zählte das Geld — es waren sechs Thaler — wie sauer hat sie die verdient! Sie meinte, damit käme sie freilich nicht weit, doch bis in eine andere größere Stadt reiche es vielleicht. . . Ach, Jacob, ich bitte Euch um Gotteswillen," wandte sich die Seejungfer an den Alten, „redet dem Mädchen die Sache aus! . . . Ich schlafe keine Nacht mehr ruhig, wenn ich das Lenchen unter fremden Leuten weiß . . . sie ist ja so absonderlich; es wird Niemand die Geduld mit ihr haben, wie ich, und sie wird schlecht behandelt."

Jacob's Frau, eine sehr praktische Natur, beleuchtete die Sache von einer anderen Seite und meinte, das könne vielleicht dem Lenchen sein Glück sein. Die Seejungfer habe ja auch nicht das ewige Leben, und dann müsse das Mädchen doch hinaus. Davon aber wollten weder Suschen, noch Jacob Etwas hören, und letzterer versprach der geängsteten alten Jungfer, heute Abend noch in's Kloster zu kommen und Lenchen den Kopf zurecht zu setzen, wie er sich ausdrückte.

Die Seejungfer hatte nicht übertrieben, wenn sie Magdalenen gänzlich umgewandelt nannte. . . Wo war die Elasticität ihrer Bewegungen geblieben? Jene sichere, stolze Haltung des Kopfes, die an ihr stets auffallen mußte und die im Verein mit den ausdrucksvollen Gesichtszügen und dem eigenthümlich bewußten Blick auf eine große geistige Kraft schließen ließ? . . . Das Aussehen des jungen Mädchens schien selbst den Klosterbewohnern aufzufallen; denn heute, als sie der Muhme den Waschkorb bis an das äußere Thor getragen hatte und nun über den Hof langsam zurückkehrte, da schob der Nachbar, ein fleißiger Leinweber, sein Fenster auf und rief:

„Na, Lenchen, Du bist wohl so traurig, weil die ungezogenen Kinder das alte Muttergottesbild aus dem Kreuzgang drüben, Deine Marie, vor der Du so oft sinnend gesessen hast, von dem Postamente heruntergeworfen haben?"

Magdalene sah auf, als erwache sie aus einem Traume; er aber sagte: „Nun ja, wenn Du's noch nicht weißt, da gehe einmal hinein — ich hab's heute Morgen gesehen."

Auf des Leinwebers Mittheilung hin öffnete Magdalene die Thür und sah auch schon von Weitem das Marienbild vor dem Postament liegen. Vor einigen Wochen noch, als einer der Knaben hinaufgeklettert war und im Begriff stand, das hölzerne Ge-

sicht mit schwarzen Augenbrauen und einem eben solchen Bart zu versehen, hatte sie dem kindlichen Vandalen eine so leidenschaftliche Strafpredigt gehalten und ihn mit so zornigen Augen dabei angesehen, daß er erschrocken davongelaufen war. Heute aber hob sie still und geduldig das geschändete Bild auf, wischte die Erde aus dem Gesicht und lehnte es sorgfältig in die Ecke neben das Postament. Dann schritt sie langsam durch den großen, offenen Bogen hinaus auf den Rasenplatz, der, von Kirche und Kloster rings eingeschlossen, einsam und sonnenbeschienen dalag. . . Wie oft war sie flink über diesen Grasfleck weggehuscht, um gewandt auf einigen Mauervorsprüngen nach dem offenen Kirchenfenster zu klettern, in welchem sie verschwand. Dann war sie allein in der schaurig stillen Kirche; nichts störte sie, als der Schall ihrer eigenen Schritte, oder das Gezwitscher eines Vezels, der sich draußen auf dem Hollunderbusch niederließ, neugierig den Kopf in die düsteren, kühlen Hallen steckte und dann erschrocken davon flog, um sich auf's Neue im Sonnenglanz zu baden. Hier unter diesen gewaltigen Säulen athmete sie auf, und ihrer im engen Stübchen mattgedrückten Seele wuchsen die Schwingen. . . Ihre Phantasie beschwor die Zeiten herauf, wo noch der Weihrauch durch diesen Raum fluthete, wo die Hora klang und prächtige Meßornate am Hochaltar schimmerten. Sie sah bleiche Nonnengesichter an der zertrümmerten Orgel sitzen und mit bebenden, blassen Händen die vergilbten Tasten berühren . . . wie manchmal mochten diese Töne den Schmerz eines heißen, gewaltsam unterdrückten Herzens ausgehaucht haben. . . Sie beobachtete die Sonnenstrahlen, wie sie durch die Reste der bunten Glasmalerei im hohen Fensterbogen glitten, die Farbenpracht zitternd auf die schlanken Säulen warfen und sie hinauftrugen in die kunstvollen Schnörkel und Rosetten der Knäufe, die wohl seit dem letzten Meißelschlag des längst in Staub und Asche zerfallenen Meisters keine Menschenhand wieder berührt hatte. Stundenlang konnte sie neben jenem alten Madonnenbilde sitzen und sich in die Heimath träumen, wo sie Tausende in heißer Inbrunst vor einem solchen Bild hatte knieen sehen, wo ihr Vater nie vorübergegangen war, ohne ehrfurchtsvoll das Haupt zu entblößen und gläubig das Zeichen des Kreuzes zu machen . . . .

An alle diese Dinge aber schien Magdalene in diesem Augenblick nicht zu denken. Es war, als bebe sie fröstelnd vor den dunklen Kirchenmauern zurück und als fühle sie zum ersten Mal die todtenähnliche Stille des verlassenen Tempels, der im glühenden Sonnengold dalag wie ein riesiger Leichnam unter Purpur und goldenen Decken. Sie hatte sich, den Rücken nach der Kirche gewendet, unter einen alten Apfelbaum gesetzt, auf dessen verwittertem Stamm sich nur noch ein einziger, aber breiter und voller Ast wiegte. Lang aufgeschossene Gräser, an denen grüngoldene Käfer geschäftig auf- und abliefen, bogen ihre befiederten, blühenden Spitzen an ihre Kniee, und eine zahlreiche Familie großer Camillen duftete zu ihren Füßen.

. . . Und wenn sie nun Muhme, Kloster und Stadt verließ; wenn sie hinausging in die weite Welt, über dem Haupt mit den quälenden Gedanken einen anderen Himmel; wohin sie blickte, fremde Gesichter, auf denen nichts Wohlbekanntes stand; ihr ungestümes Herz inmitten einer Menschenfluth, die achtlos vorüber brauste, nichts von ihr nahm und nichts zurückgab — ja, das gerade wollte sie, allein sein, nichts mehr hören vom Vergangenen, keinem liebevoll und ängstlich fragenden Blick begegnen . . . vergessen, vergessen! Darin lag die Heilung eines plötzlich aufgerüttelten Herzens, das im Riesensturm ungeahnter, neuer Empfindungen ihr ganzes Inneres aus den Fugen zu reißen drohte. . . Wohl fielen die Thränen der alten, treuen Muhme schwer in die Wagschale und rissen an tausend zarten Fäden ihrer Seele; aber wie klein war dieser Schmerz gegen die Qual, die sie sich durch ihr Bleiben auferlegte, unter der sie erliegen mußte, wenn sie nicht floh! . . . Wie furchtbar hatte sie in den letzten Wochen gelitten! Sie meinte, sich selbst verachten zu müssen, weil sie da nicht hassen konnte, wo sie sollte und mußte. . . Wie geschäftig war ihr Herz gewesen, einen strahlenden Nimbus um sein Bild zu zaubern, als er neulich sie und die Muhme gegen seine Tante beschützte! Tags darauf begegnete sie ihm im Klosterhof, als er den Kirchenschlüssel bei der Muhme holen wollte. Sein eisiges Gesicht, die vornehme Ruhe seiner Haltung und die wenigen, gleichgültigen Worte, die er an sie richtete, zeigten ihr abermals, wie thöricht es sei, in diesem kalten Herzen reges Mitgefühl vorauszusetzen. Er hatte einfach seine Rechte als Hausherr der anmaßenden Tante gegenüber vertreten wollen, und deshalb war es ihm jedenfalls sehr gleichgültig, wer die Veranlassung zu dieser Zurechtweisung gewesen.

Ein Vogel, der lange auf einem Zweig über ihr auf- und abspaziert war, flog schnell davon. Sie beachtete es nicht; als sie aber den feinen Duft einer Cigarre plötzlich einathmete, da fuhr sie erschrocken in die Höhe und blickte um sich. Eine Männergestalt, den Rücken nach ihr gekehrt, saß nicht weit von ihr auf einem großen, bemoosten Steine und zeichnete. Diese Männergestalt war Werner . . . Er schien in seine Arbeit so vertieft, daß Magdalene, welcher das Herz vor Schrecken heftig klopfte, hoffen konnte, er habe sie gar nicht gesehen und sie könne unbemerkt entschlüpfen.

Leise erhob sie sich und glitt wie ein Schatten unter dem überhängenden Ast weg, das Auge voll Angst auf den emsig Zeichnenden geheftet. Aber kaum hatte sie sich einige Schritte weit entfernt, als Werner, ohne aufzublicken, hinüberrief:

„Verzeihen Sie, daß ich in Ihr Reich eingedrungen bin!"

Darauf wendete er sich um nach ihr und lüftete den Strohhut, der leicht auf seinem dunkelblonden Haar saß.

Augenblicklich verwandelte sich Magdalenens Gesicht und Haltung. Die scheue Angst verschwand und machte einem finsteren Trotz Platz.

„Mein Reich?" wiederholte sie bitter, indem sie stehen blieb. „Nicht eine Fußstapfe Weges hier möchte ich so nennen, ohne mit der wohllöblichen Stadtbehörde in Conflict zu gerathen."

„Nun, auch ich will sie nicht in ihrem Besitz verkürzen," entgegnete Werner, indem er gleichmüthig mit dem Gummi eine nichtgerathene Linie wegwischte. „Ich kann jedoch nicht glauben, daß sie auch Beschlag legt auf die mystische Luft, die um die alte Kirche weht, und in diesem Reich, meine ich, begegnen wir uns. Ich kann nicht einen Augenblick auf diesem Stein sitzen und das dunkle Gemäuer gegenüber ansehen, ohne daß nicht auch sogleich geheimnißvolle Gestalten auftauchen, welche jene Bogen, Nischen und Pfeiler bevölkern . . . In der Fensterhöhle dort, die auch nicht eine einzige Glasscheibe mehr aufzuweisen hat, sehe ich z. B. stets eine Mädchengestalt aus- und einschlüpfen, so oft ich auch hinüberblicke . . . vielleicht der Schatten einer unglücklichen jungen Nonne, welche das schöne Leben gänzlich nicht verstanden hatte und nun ruhelos das verschmähte Glück sucht — was meinen Sie dazu?"

Magdalene fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen schoß. Ohne Zweifel hatte Werner sie auf ihrem Weg in die Kirche beobachtet. Sie war entrüstet über diese Indiscretion, sagte aber ziemlich ruhig:

„Ich habe hier ganz und gar keine Meinung. Die Spukgestalten des Klosters haben mich bis jetzt nicht für würdig gehalten, sie sehen zu dürfen. Auf alle Fälle möchte ich jedoch jener vermeintlichen Nonne rathen, sich künftig auf ihre enge Behausung zu beschränken, denn es mag selbst einem Schatten nicht gleichgültig sein, wenn ein fremder Blick in sein Walten und Wesen eindringt."

Ein feines Lächeln, das jedoch ebenso schnell wieder verschwand, erschien im Gesicht des jungen Mannes. Er blickte aufmerksam nach dem Kirchenfenster, warf in zarten Linien die schöne, reine Spitzbogenform auf das Papier und sagte gelassen:

„Gewiß nicht, vorzüglich wenn dieser Schatten, von bitterer Weltanschauung erfüllt, in jedem harmlosen Begegnenden eine feindliche Gestalt sieht, die ohne Weiteres mit Feuer und Schwert bekämpft werden muß . . . Weh mir, wenn jene Himmelsbraut so denkt! Ich komme dann vielleicht in den traurigen Fall, bei der nächsten Begegnung als unschuldiges Opfer einer Rache zu fallen, welche die Erdbewohner des sechszehnten Jahrhunderts heraufbeschworen haben."

„Wie leicht mag es sein, über trübe Lebenserfahrungen zu spotten, wenn man im Schooße des Glückes sitzt!"

„Ohne Zweifel sehr leicht, nicht ganz recht zwar und vielleicht auch ein wenig leichtsinnig . . . aber ich weiß nicht, ob ich diesen gefährlichen Uebermuth nicht weit weniger verdammungswürdig finden soll, als z. B. das Gebahren einer jungen Seele, die nach trüben Erlebnissen und Enttäuschungen alle Fühlfäden einzieht und sich der gräulich verderbten Welt nur bis an die Zähne bewaffnet zeigt. . . . Ah, ich sehe deutlich an Ihrem Gesicht, daß Sie nicht meiner Meinung sind!"



Herrgottshändler.

Er legte den Bleistift hin, stützte den Ellenbogen auf das Zeichenbret, welches auf seinen Knieen lag, und maß das junge Mädchen mit einem sarkastischen Lächeln.

„Gut denn," fuhr er fort, „Sie sind ein Anwalt jener Seele aus dem einfachen Grunde, weil Sie ebenso handeln würden oder vielleicht schon so gehandelt haben. A.er ich sehe nicht ein, was Sie berechtigt, der gesammten Menschheit so ohne Weiteres den Fehdehandschuh hinzuwerfen. . . . Sie stehen hier auf einem eng begrenzten Fleckchen Erde. Dort drüben hören die Klostermauern auf, dann sind da draußen einige wenige Straßen mit wenigen, wenigen Menschen, weiter kommt etwas Feld und Wald mit der einsamen Spitze eines Dorfkirchthurms oder den langen Armen

eines Wegweisers, und dann ziehen die Berge eine enge Linie, über die das Auge nicht hinaus kann; ich wette, weiter kam auch Ihr Fuß und Blick nicht, als bis zu diesem Horizont! . . ."

„Und deshalb ist es eine unverzeihliche Anmaßung von mir, ein Urtheil über Welt und Menschen zu haben," unterbrach ihn Magdalene, indem sie auf seinen spöttischen Ton einzugehen suchte, wobei jedoch ihre Stimme merklich zitterte. „Es giebt aber noch andere Wege," fuhr sie fort, „die über engen Horizont und beschränkte Verhältnisse hinausführen, und ich nehme mir deshalb die Freiheit, zu denken, daß die moralischen Gebrechen der Menschheit überall dieselben sind — wie sich ja der Mond mit seinen Flecken im kleinsten Gewässer genau so abspiegelt, wie im unermeßlichen Weltmeer. . . Uebrigens," fuhr sie nach einer Pause fort, indem sie tief Athem schöpfte, „muß ich Sie ersuchen, nicht zu früh zu wetten; denn ich habe diese Berge schon einmal überschritten und weiß seit jenem Moment genau, was jene ersten, unseligen Menschenkinder empfinden mußten, als das Paradies hinter ihnen geschlossen wurde — ich vertauschte damals meine südliche Heimath mit dem Norden."

„Ach, Sie waren ja damals noch ein kleines Kind!"

„Aber kein Kind, das gedankenlos auf dem heimischen Boden umherhüpft, das, infolge der Gewohnheit des täglichen Anschauens, keinen Begriff für Schönheit oder Häßlichkeit seiner Umgebung hat!" entgegnete Magdalene heftig. „O, ich wußte, daß meine Heimath schön war! . . . Der Schaum des Meeres netzte meine Füße, und über mir rauschte der Lorbeer. . . Und das Sonnenlicht, wie flammt es dort! wie glüht der Mond, wenn er feierlich heraufschwebt! Das ist Licht und Gluth, das ist Leben! . . . Ihr nennt die blasse Luft da droben ‚den Himmel'. . . Wenn Sonntags die Kirchenglocken verstummt sind, dann verlaßt ihr euer Haus und wandelt bedächtigen Schrittes vor die Thore, erzählt euch, was euer Nachbar Alles nicht hätte thun sollen, und sagt dann und wann: ‚Ei, wie schön blau ist heute der Himmel!'

. . . Ach, daheim, da lag ich stundenlang vor der Thür, unter den Bäumen! Ich hörte das Brausen des Meeres, wie es sich gegen den Strand bäumte; auf den Zweigen über mir zitterte es golden — sie bewegten sich leise, und das tiefe, prächtige Blau fluthete herein — das ist Himmel! — der Himmel, den ich mir voll schöner Engel denke! . . . Man schleppte mich hierher, wo die Sonne mich kalt ansieht, wie die Augen der Menschen; wo der Schnee lautlos niederfällt und tückisch die letzten Blumen erstickt. Ich wurde unter einen Haufen roher, wilder Kinder gesteckt. Das Kind, das bis dahin nur die weiche Hand einer zärtlichen Mutter berührt, das ein treues Vaterauge ängstlich und unausgesetzt bewacht hatte, weil es das einzige ihm gebliebene war, es wurde von der ausgelassenen Kinderschaar verfolgt und gemißhandelt, weil es arm, fremd und — häßlich war und weil es nicht sein wollte wie sie, die um einen elenden Apfel rauften und die sich gegenseitig die Fehler und Mängel ihrer Eltern vorwarfen. . . Ich lernte den Unterschied zwischen Reich und Arm bitter erkennen. Der goldene Glaube, daß das Brod vom Himmel falle, zerstiebte an der sorgenvollen Stirn der alten, guten Muhme, die mühsam um den täglichen Unterhalt rang und die von den Nachbarn geschmäht wurde, weil sie mich, die Last, sich aufgebürdet hatte. . . Ach, wie oft empörte sich mein heißes Kinderherz! Wenn ich allein war, warf ich mich auf den Boden, weinte und schrie und rief nach meiner todten Mutter." . . .

Magdalene war, während sie sprach, wieder unter den Baum getreten. Das heiße Auge auf die Kirche gerichtet, sprach sie, als habe sie ihres Zuhörers vergessen und als quelle wider ihren Willen ein Gedankenstrom, bis dahin mühsam gebändigt, an das Licht, nicht achtend, an welch: Ufer er rausche. Bei den letzten Worten schlang sie ihre Arme heftig um den Baumstamm und drückte die Stirn an die harte Rinde.

(Schluß folgt.)

Land und Leute.

Nr. 21. Herrgottshändler.

(Mit Abbildung.)

So reich und bunt geschmückte Dorfkirchen wie in Tirol trifft man wohl nirgends in den Alpen. Die ärmste Gemeinde verwendet auf einen Sammetbaldachin mit Goldtressen oft mehr, als das Capital beträgt, dessen Zinsen zur Erhaltung des Schullehrers dienen, und die Hochwürdigen wissen bei ihren Sammlungen für solche Zwecke auch die Sparkreuzer der Armuth flüssig zu machen. Das wäre freilich unmöglich, entspräche nicht diesem Ansinnen die Vorliebe des Volkes für bildnerischen Schmuck. In jedem Bauernhause begegnet man schönen „Gemahlern" wenigstens im Winkel über dem Eßtisch, wo das Crucifix hängt. Dahinter nickt meistens eine Gerte der dornigen Gleditschie, mit der Christus gekrönt worden sein soll, obwohl dieser Baum erst aus Amerika eingeführt ward, und ein Oelzweig, der am Palmsonntag geweiht wurde und das Einschlagen des Blitzes verhindert. An den Füßen des Erlösers bemerkt man etliche Maiskolben, rothe oder gelbe, wie sie eben durch Schönheit ausgezeichnet sind.

Das Bedürfniß nach Kunstwerken ist daher ein sehr großes, nur dürfen sie nicht viel kosten, weil die Leute nicht viel zahlen können. Da findet man fast in jedem Thale einen Tuifelmaler, der freilich auf keiner Akademie Studien machte, aber dafür auch nicht viel fordert. Er streicht die Kreuze auf dem Friedhof an und schreibt schöne Sprüchlein darauf — in den Friedhof von Achenthal verirrten sich sogar Verse von Klopstock und Hölty! — er malt an die Läden des breiten Ehebettes Lilien und Rosen, bei welchen ihm vielleicht statt der duftigen Blüthe Aphrodite's ein sechspfündiges Tirolerknödel als Modell vorgeschwebt zu haben scheint. Um das Glas zu ersparen, klezt er gleich die Bilder selbst mit dicker Oelfarbe auf die Rückseite einer Glastafel, schließt diese in schwarze Rundstäbe ein und ladet etliche Dutzend zwischen Heu gepackt einem Händler auf den Rücken, der sie von Haus zu Haus anbietet. Nebenbei vertrödelt er gräuliche Holzschnitte, meist Illustrationen zu „Gebethern" und Viehsegen, gewöhnlich auch noch mit einem Ablaß auf hundert Tage oder sieben Jahre versehen. „Gaggebeten" — Rosenkränze, die aus den Körnern einer Grasart, der sogenannten Josephszehe, mit Messingdraht geflochten sind — werden auch sehr geschätzt und viel begehrt. In großer Auswahl kann man diese Herrlichkeiten auf den Jahrmärkten der Dörfer in hölzernen Buden ausgestellt sehen. Bisweilen ergreift ein solcher Künstler auch den Pinsel des Frescomalers und ziert Capellen. Dabei thut es nichts, wenn bei einem Heiligen Hand oder Fuß fehlt, nur müssen die Höllenflammen hübsch in Zinnober brennen und die Verdammten schreckliche Gesichter schneiden, über welche Thränen wie Haselnüsse herabfließen.

Steht die Malerei hoch in Ehren, so wird ihre Schwester, die Plastik, nicht weniger gefeiert, und der „Herrgottschnitzer" hat einen Künstlerstolz wie ein Phidias. Besuchen wir ihn im Winter in seinem Atelier. Da sitzt er, den kurzen Pfeifenstummel im Mund, das Messer in der Hand, und arbeitet, daß die Spähne fliegen.

„Was machst Du, Alter?"

„Milchschüsseln aus Zirmholz."

„Zu was hast Du die Lärchenstöcke hier?"

„Das giebt Knospen für die Hirten."

Unter „Knospen" versteht man die groben Holzschuhe, mit denen die Sennen auf den steinigen Almen herumstolpern.

„Und der Plunder da?"

Unser Meister wird unwillig und wirft die Pfeife weg. „Was Plunder? Gehst unteri mit dem Geschwätz. Das werden ‚Herrgotte' und ‚Muttergottessen', daß Du eine Freud' dran haben kannst. Aber das Hauptstück habt Ihr doch nicht ausgeschnüffelt. Da ist's!" Mit stolzem Blick zeigt er uns einen Pfeifenkopf, den er sorglich aus Maßholder gemeißelt. Den soll sich der Postmeistersbua für einen Thaler kaufen und mit Silber fassen lassen.

Mitunter kommen aber auch andere Bestellungen. Da ist ein neuer Calvarienberg einzurichten, dort ein Florian für einen neuen Brunnen zu machen. Der muß extra schön werden, mit goldenem Helm, silbernem Harnisch, verdrehten Beinen und einem tüchtigen Eimer. In neuester Zeit ist der Gute freilich ein bischen

aus der Mode; jüngst schrieb sogar ein Unterländer unter sein Bild an die Brunnensäule:

> Heiliger Florian,
> Du saggrischer Schwanz,
> Wir brauchen di nimmer,
> Wir hab'n d' Assecuranz.

So brachte die Feuerassecuranz unsern Heiligen um sein Amt! Das thut aber nichts, dafür wurde unlängst der Jesuit Canisius canonisirt; vielleicht erkürt man ihn als Vorkämpfer gegen den Protestantismus zum Patron der alttirolischen Glaubenseinheit, und dann wird erst unser Herrgottschnitzer zu thun kriegen!

Doch Scherz bei Seite!

Der Frühling lächelt durch die Scheiben der dumpfen Kammer, unser Meister putzt sich, ladet Schüsseln und Knospen auf einen Karren und fährt zu Markt. Die Waare ist bald verkauft. Das Bimmeln der Heerden erinnert ihn an großartige Unternehmungen. Er füllt Körbe mit prächtig angestrichenen und lackirten „Herrgotten"; einen davon packt er, den andern die Tochter auf den Rücken, so schreiten sie am Bergweg, er rechts, sie links. Nun wandelt er von Alm zu Alm, denn Mensch und Vieh braucht Schutz gegen Hexen und Teufel. Daher befestigt man an der Thür ein Crucifix oder nagelt es an eine weithin sichtbare Schirmtanne, bisweilen bietet auch eine Felsennische Gelegenheit, etwas Heiliges anzubringen. Ja wenn der Alte nur mehr Hände hätte, um genug „Herrgotte" und „Muttergottessen" zu machen! Nicht selten lernen diese Meister auf ihren Kunstfahrten das Schnapseln und kehren dann zum Verdruß der Weiber als rechte „Branntweinzapfen" heim. Ich kannte einen solchen. Als er von der Alm zurückkam, fand er seine Alte in Noth und Elend todt. Er schnitzte das Kreuz für ihr Grab so schön wie er konnte. „Es ist das letzte Kreuz, das ich ihr mache!" sagte er zu mir und wischte eine Thräne ab.

Doch genug von diesen Dingen.

Schließlich erwähnen wir, daß Tirol außer den Herrgottschnitzlern und Taifelmalern eine große Anzahl echter, tüchtiger Künstler besitzt: Knoller, Koch und Knabl darf man überall mit Ehren nennen. *r.

Ausplaudereien aus der Apotheke.

2. Des deutschen Volkes Wunder- und Zaubermittel.

Wie, wird man kopfschüttelnd fragen, in unserer aufgeklärten und so hochstrebenden Zeit, sollte da wirklich solche Finsterniß noch herrschen, sollte man da wirklich noch den Glauben an Zaubereien und dergleichen im Volke finden? Es sei von vorn herein daran erinnert, daß wir nur Thatsächliches schildern — und nun führen wir, als Antwort auf diese Frage, die Leser hinaus in die Wirklichkeit des täglichen Lebens.

Dort, am Ende eines Dorfes, steht eine einsame kleine Hütte. Dorthin wallen Jahr aus, Jahr ein Leidende und Hülfesuchende aller Art in ganzen Schaaren. Treten auch wir mit jener krankhaft aussehenden, matt daherschleichenden Frau zugleich hinein. Man ladet uns zum Sitzen ein. Der Mann ist noch nicht anwesend, er ist nach dem Walde gegangen, um Kräutlein zu sammeln, oder nach der Apotheke, um Arzeneien zu holen, wird uns gesagt. Inzwischen setzt sich seine Frau zu der Patientin und fragt, wie unwillkürlich in herzlichster Theilnahme, ihr die ganze Krankheitsgeschichte ab. Dann endlich kommt auch der Mann, mit Mütze und Stock, anscheinend von einer weiten Wanderung, und nachdem er die Leidende scharf angesehen und ihren mitgebrachten Urin prüfend gegen das Licht gehalten, erzählt er der staunenden und mit jedem seiner Worte natürlich immer gläubiger werdenden Frau den ganzen Verlauf und alle möglichen Erscheinungen ihrer Krankheit haarklein. Er hat nämlich hinter einer dünnen Bretterwand im andern Zimmer gesessen und das ganze Examen mit angehört. Eine solche „Allwissenheit" aber giebt natürlich von vorn herein Ruf und unbegrenztes Vertrauen, und die glänzendsten Erfolge seiner Curen bleiben nimmer aus.

Dies wiederholt sich, natürlich in zahllosen Variationen, fast in jeder Gegend; je ärmer eine solche, desto allgemeiner ist erklärlicher Weise der Glaube an den ländlichen Wunderdoctor und desto ärger werden die einfältigen armen Leute von demselben ausgebeutelt. Ohne allen Zweifel dürfen wir mit vollster Gewißheit annehmen, daß mindestens einen solchen Wunderthäter in einem Dorfe oder einer kleinen Stadt (ja in den großen Städten meistens erst recht) jeder Landstrich unseres großen deutschen Vaterlandes ohne Ausnahme noch jetzt in unserer gepriesenen Gegenwart aufzuweisen hat.

Greifen wir nur einige dieser thatsächlichsten Beispiele heraus. In meiner Heimath, einem freundlichen, aber armen Theile Westpreußens, trieb ein Mann, Namens Voß, viele, viele Jahre lang ganz unangefochten sein Unwesen, bis ihn endlich der Tod vor Kurzem zur Rechenschaft zog. „Er hatte einst einen jungen Teufel eingefangen, denselben mit der Zunge an die Krippe seines Pferdestalles genagelt und ihn vermittelst seiner Zaubermittel so gebannt, daß er ihm völlig zu Gebote stehen mußte." Das war es, was man, halb Scherz, halb Ernst, von ihm munkelte. Seine Verordnungen, die er stets doctormäßig auf Zettel schrieb, rechtfertigten übrigens eine solche Annahme in der That. Die Leute erhielten ein Gemisch aus Asa foetida (Teufelsdreck), Kreuzkümmel, Schackerell (Cascarillenrinde), Weihrauch, Myrrhen, Lorbeeren ꝛc. zum Räuchern, welches einen wahrhaft pestilenzialischen Duft aushauchte; dem entsprechend waren auch seine übrigen innerlichen und äußerlichen Mittel nach dem goldenen Wahlspruche aller derartigen Heilkünstler: „Schlimm muß Schlimm vertreiben." Die Gegend von Schlochau in Preußen machte eine Frau unsicher (und wenn wir nicht irren, prakticirt sie noch jetzt in vollster Glorie), die vermittelst eines uralten Doctorbuches sich einen solchen Ruf erworben, daß sie viele Meilen weit sogar zu den „gebildeten" Gutsbesitzern geholt wurde. Der biedere, reiche Oderbruch hat ein Schneiderlein aufzuweisen, dessen zahllose Sympathie- und Wundercuren sich nur auf eine Substanz basiren — freilich aber auch auf eine gar gewichtige: auf den schon unseren Altvorderen geheiligten Mistelzweig. In Posen, namentlich um Bromberg, erntete ein hochbetagter katholischer Pfarrer bis an sein unlängst erfolgtes seliges Ende wahrhaft staunenswerthe Erfolge in Heilung von Weichselzopf- und zahlreichen anderen dort leider nur noch zu allgemein einheimischen Schmutzkrankheiten. Ob er, wie sein ersterwähnter Genosse, ebenfalls durch Beelzebubs Hülfe die Teufel austrieb oder vielmehr den Engel der Reinigung walten ließ, das vermögen wir nicht näher anzugeben. Seine Verordnungen bestanden gleichfalls meist in sehr mystischen Heilmitteln. Solcher Fälle könnten wir — und mit uns ganz gewiß zahlreiche Leser — noch gar mannigfache aufzählen, und bei ihnen allen, ohne Ausnahme, steht das fest, daß die betreffenden Wunderdoctoren stets erkleckliche Geldsummen zusammenraffen — während ihre ausposaunten Heilerfolge, am Lichte der Wahrheit besehen, regelmäßig in das kläglichste Nichts zerfallen.

Was aber in aller Welt hat dies Alles mit der Apotheke zu thun? Verzeihen Sie, meine freundlichen Leser, wir gelangen jetzt eben zu einem inhaltschweren Vorwurf, den wir den Apothekern auch hier wieder machen müssen. Ein wahrhaft ungeheurer Sturm hat sich gegen uns erhoben, ein Sturm von Einwänden gegen das „Unrecht, das wir den Apothekern angethan". Unter allen diesen der am häufigsten wiederholte und allenfalls berechtigt erscheinende ist folgender: „Da das deutsche Apothekerthum, im schroffen Gegensatz zu jedem (?) ausländischen, an Sicherheit und Billigkeit (?) seinen Patienten unendliche Vortheile bietet, so ist ein gesetzmäßiger Schutz (Privilegium?) für dasselbe nicht blos durchaus billig und nothwendig, sondern es muß dem Apotheker auch freigestellt sein, zum Heil des Publicums (oder doch wohl mehr zum Nutzen des Apothekers!) alle diejenigen Forderungen und Wünsche nach seinem Ermessen zu befriedigen, welche in alt- und tiefwurzelndem Glauben ihren ‚wohlberechtigten' Grund haben." Ja, man geht soweit, diese alt-ehrwürdigen Volksheilmittel im Heiligenschein der Pietät zu betrachten und es also

gleichsam für einen Frevel zu halten, falls der Apotheker es wagen wollte, sie nicht zu verabreichen, selbst wenn er sie gar nicht besitzt! Betrachten wir dies Verhältniß indessen einmal aus anderen Gesichtspunkten — denen des Rechts, der Billigkeit und Humanität.

Dem Volke zum Heil und Segen — allein auch den Apothekern zum nicht geringen Vortheil — hat die Sanitätspolizei allenthalben den alten Olitätenkrämern, Balsamträgern ic. längst schon das Handwerk gelegt. Und hoffentlich haben wir in nicht gar ferner Zeit auch ernstlichen Schutz gegen den unheilvollen Geheimmittelkram zu erwarten. Bis dieser letztere eintritt, müssen wir an die Aufklärung uns halten, welche von verschiedenen Seiten geboten wird.

Während so nach allen Seiten hin in freudigster Regsamkeit für Licht und Wahrheit redlich gekämpft wird — wie verhalten sich da die Apotheker? Sie genießen behaglich den Schutz des Gesetzes, doch statt jetzt auch ihrerseits wacker mitzuwirken für das wirkliche Heil und Wohl der Menschheit, glauben sie vielmehr ohne die Begünstigung des Aberglaubens und der Finsterniß nicht bestehen zu können, fürchten sie das Vertrauen der Leute zu verlieren, wenn sie Wahrheit sprechen und sich schnöder Unredlichkeit enthalten wollten! —

Wie wir bereits selbst zugestanden, liegt allerdings ein harter Kampf in der Aufgabe, die einfältigen Leute von ihrem Wahn und „guten Glauben", selbst zu ihrem augenscheinlichen Vortheile, zurückbringen zu wollen; allein sollte ein solches Streben des schönen Berufs eines ehrenhaften Apothekers nicht ungleich würdiger sein, als die „Pietät", mit welcher man derartigem Aberglauben huldigt?! Unser so schnell und hitzig von den Apothekern aufgenommener Streit ist daher von vornherein vollständig erledigt. Alle diejenigen braven und ehrenwerthen Apotheker nämlich, denen die von uns aufgedeckten Düsterkeiten der Apotheke selbst ein Gräuel sind, die froh und erleichtert aufathmen würden, wenn sie von derlei unredlichem Geschäft befreit wären, sie sämmtlich werden uns freudig zustimmen und froh darüber sein, daß endlich einmal diese Mißstände vor der Allgemeinheit aufgedeckt und dadurch ihre Abhülfe doch mindestens vielleicht ermöglicht worden. Alle übrigen aber mögen uns erst beweisen, daß wir auch nur im Geringsten den Boden der Thatsachen verlassen haben. Ja, sie mögen uns auch nur nachweisen, daß wir durch das Aufdecken dieses Apothekenzopfthums ihr pecuniäres Interesse in bedeutendem Grade gefährden — während wir doch dem armen Leidenden gar manchen sauer erworbenen Pfennig dadurch zu ersparen hoffen dürfen!

Nehmen wir jetzt noch die Reihe der eigentlichen Wunder- und Zaubermittel unseres Volkes kurz durch. Wohlgemerkt verstehen wir darunter nur solche, welche ausschließlich zu mystischen Zwecken gebraucht werden und sich sonst als Heilmittel oder dergleichen keinerlei Anwendung erfreuen. Unter ihnen obenan steht der Teufelsdreck oder Asa foetida. Daß derselbe als ein sehr heilkräftiges Arzneimittel von den Aerzten gebraucht wird, ist wohl allgemein bekannt. Als Volksheilmittel dagegen findet er im rohen Zustande keine andere Verwendung, als zum Räuchern bei Zauber- und Wundercuren. Er wird dann unter den Bezeichnungen Stinkasand, „Wat vom Schwarten" oder Teufelsdreck gefordert. Hier und da gegen krampfige Leiden einzunehmen, meistens aber auch zum düsteren Gebrauch, wird die Tinctur unter dem Namen Teufelsdrecks-, Stiefelknechts- oder Knoblauchstropfen gekauft. Der menschenfreundliche Apotheker sollte also stets die Leute nach dem Wozu fragen, ihnen den Aberglauben auszureden suchen oder beim Gebrauch als Hausmittel für Menschen oder in der Viehheilkunde nur die Tropfen oder den gereinigten Stinkasand verabreichen. Dieser letztere, der in den beiden genannten Fällen oft zu Klystieren ɪc. verwandt wird, muß möglichst in der Kälte und in einem Metallmörser sehr fein gepulvert, mit Eigelb angerührt und dann mit der wässerigen Flüssigkeit, Thee oder dergleichen abgequirlt werden. Anders läßt er sich nicht damit vermischen. Um daher nicht den Verlust der sehr heilkräftigen Wirkung zu erleiden, sollte man ihn stets nur von Sachverständigen, am besten in der Apotheke, zubereiten lassen.

Ihm schließen sich der schwarze oder Kreuzkümmel und Schackerell als die gebräuchlichsten Räucherzusätze an. Der erstere, außerdem unter den Namen Kreuzkörner, Teufelskörner und Satanssaat gekauft, ist längst aus den Verzeichnissen sämmtlicher Heilmittellehren gestrichen und dient nur noch dem Moloch des Aberglaubens, um dem Einfältigen sein Geld aus der Tasche zu locken. Die Cascarillenrinde wird von den Aerzten in verschiedenartigen Arzneimitteln bei Durchfällen und Magenschwäche verordnet. Als Volksheilmittel findet sie nur selten noch als Fiebermittel Gebrauch, sonst nur zu jenen Teufelsräuchereien. Man fordert sie noch unter den Namen Chakrill, Schakerill, Schikrill, Schabrell und Schakerillenbork.

Ein außerordentlich geschätztes Wunderheilmittel ist der Allermannsharnisch, welcher noch unter den Bezeichnungen „Adam und Eva", Erunsih, „Allermenschenärgerniß", „Er und Sie", „Kurz und Lang", Siegmars-, Siegwars-, Sieg- und gemeine Schwertelwurzel sehr häufig gekauft und bei Menschen und Vieh gebraucht wird. Der Apotheker hält dem Volke zuliebe zweierlei: Radices victoriales longae et rotundae, also eine lange und eine runde Wurzel des lilienartigen Gewächses, welche aber aus dem Arzneimittelschatz längst verbannt sind und auch als Haus- oder Volksheilmittel fast keinerlei Gebrauch finden, sondern eben nur zu mystischen Räuchereien, Bähungen ic. dienen. Um des lieben Aberglaubens willen werden sie indeß auch den Menschen und Thieren eingegeben. Außerdem wird ein geheimnißvolles Gemisch von ihnen, nebst mehreren der vorerwähnten, in einem Säckchen im Stall vergraben oder an die Krippe genagelt — gut gegen Zaubereien allerlei Art.

In außerordentlichem Ansehen steht auch, namentlich bei den unwissenderen Juden, das Dürrwurzkraut. Wie bei dem vorigen Wundermittel ist auch bei ihm von keiner besonderen arzneilichen Wirkung die Rede, und der Apotheker muß es ebenso nur des leidigen Aberglaubens wegen halten und verkaufen. Seine Volksthümlichkeit und seine Anwendung gehen ebenfalls aus seinen zahlreichen Namen hervor; es wird gekauft als Berufungs-, Beschrei-, Glied-, Grind-, Scheer-, Verwasch-, Zielken-, Ziesken-, Zeisig-, Zeischen- und Wergenkraut, Rennkraft, Scharfkräntig und Zieft. Möchte doch endlich, namentlich in Bezug auf diese beiden letzteren durchaus werth- und zwecklosen Stoffe, einmal Aufklärung und Licht in die Massen dringen, damit sie nicht noch immerzu ihr Geld dafür hinauswerfen. Allen Lehrern auf dem Lande sei die Belehrung hierüber vorzugsweise warm und dringend an's Herz gelegt.

Sehr wichtig, als Mittel des Aberglaubens, ist ferner die Zaunrübenwurzel, auch als Alraun und Alrunke, uralten, mystischen Andenkens gefordert. Sie hat für den Kaufenden durchaus keinerlei Werth. Die bei Wechselfiebern ɪc. in Arzneimischungen nur noch selten gebrauchte Nelkenwurzel dient ebenfalls zu argem Mißbrauch, indem sie als Teufelsabbiß- und Benedicterwurzel zu mystischen Zwecken verabreicht wird. Hier und da, aber wohl selten, hält man in den Apotheken auch noch die eigentliche Succisa oder Teufelsabbißwurzel, Morsus diaboli. Daß die jetzt endlich aus dem Arzneimittelschatz gemerzte, weil völlig werthlose Mistel gleichfalls zu Wundercuren dient, ist ziemlich bekannt, weniger aber wohl, daß auch mit dem in der That heilkräftigen Cardobenedictenkraut, unter all den Namen: Gesegnete Distel, Tutthee, Trutzthee, Bitterdistel, Cardictenkraut, „Ochs wie Du", und Cactus pinnititus, viel Unsinn getrieben wird. Wir führen dies nur beiläufig auf, während wir hier fast alle wirklichen Haus- und Arzneimittel sorgfältig fern lassen, um zu zeigen, wie man auch gute Stoffe in Mißbrauch gezogen hat.

Ein höchst gefährliches Wundermittel ist der als Tolldill, Dollsamen, toller Dill und Dulldill geforderte Bilsenkrautsamen. Glücklicher Weise darf er aber nicht verkauft werden; die Liebhaber empfangen daher unschuldigen Dill-, Petersilien- oder anderen Samen. Zur Abwechselung giebt sich der Apotheker auch wohl einmal die Mühe, dem Volksglauben durch ein expreß bereitetes Präparat zu huldigen. Es ist dies ein ekelhaftes Gemisch aus stinkendem Thieröl (Oleum animale foetidum) und Leinöl, das unter den Namen Schwalben-, Schwülken-, Ziegel-, Ziegelstein-, Sehnerzieh-, Brand- und Tichterstein-Oel und sogar unter dem stolzen Namen Oleum Philosophorum verkauft wird. Wenn seine Wirkung auch für die meisten Fälle gleich Null anzuschlagen ist, so wollen wir es doch allenfalls als Volksheilmittel, namentlich in der Thierheilkunde, gelten lassen. Ihm schließt sich das ähnliche Regenwurmöl an, welches unter den Namen Merken-, Melken-, Pirats- und Sproßöl ebenfalls viel geholt wird — und, früher

gewissenhaft aus Regenwürmern dargestellt, jetzt als Gemisch auch weiter keinen Zweck hat. Beide könnten füglich aus den Apotheken endlich fortbleiben.

Das unschuldige Wolverleitraut, dessen Blumen (Arnica) von so unschätzbarer Wirkung in vielen Krankheiten sind, muß leider dem Schwindel und Aberglauben als Brenn-, Fall-, Fruen-, Gemsen-, Melk-, Stich-, Scharbocks-, Fahlenpfots- und Wulverlingskraut und Fohlenfüße ebenfalls dienen. Auf die größtentheils unheimlichen, sämmtlich fast nur für Wundercuren dienenden Namen Knoblauchskraut, Lachenkraut, Peters-, Läuse-, Bathenzelkraut, Marienblätter und dergleichen — verabreicht der gute Apotheker häufig genug erklärlicher Weise was ihm gerade zur Hand ist. Viel geheimer, oft recht schauerlicher Unfug wird dann noch mit der auch als Arzneimittel geschätzten Johanniswurzel (Wurmfarrnwurzel) getrieben, sowie auch mit der nicht mehr im gesetzlichen Arzneimittelschatz befindlichen, dagegen zu Pferdepulvern ꝛc. vielfach gebrauchten Meisterwurzel. Beide werden abwechselnd auch als Teufelsklau, Pestilenzwurzel und Türkenblut gefordert. Den Beschluß in dieser würdigen Reihe macht das Sepienbein, welches als Walfischschuppen, Tintenfischbein, Seeschaum und Blackfischbein gekauft und zu allerhand schwer zu ergründenden Heilzwecken (außerdem aber auch zu industriellem Gebrauch) verwendet wird. Daß die Apotheker nun außerdem noch „Elephantenläuse" — Anacardiae —, „Drachenzähne" — Päonienkörner —, Krebssteine — Lapides Cancrorum — und den berüchtigten Stinktmarin — Stincus marinus, eine in Lavendelblüthen aufbewahrte Eidechse, — gleichsam aus Gutmüthigkeit vorräthig halten und ihren curiosen Liebhabern verkaufen, das müssen wir ihnen jedenfalls noch hoch aufnehmen.

Diejenigen von ihnen aber, die sich durch diese Darlegungen wiederum gekränkt fühlen sollten, fragen wir: Hand auf's Herz! Ihr Herren, ist in alledieſem die geringste Unwahrheit? Und noch mehr: wie lange ist's denn her, daß Ihr noch Mumie — Mumia vera — verkauftet als Armsünderfleisch, Armsünderpulver, „Mummi und Puppi", „Schwarte Ebr" und „Galgentheil", — ferner Kälberlunge und Kälberblut — Pulmonium und Sanguis hirci, als Wolfs-, Bären-, Fuchs- ꝛc. Lungen, respective Blut — und vielerlei dergleichen ekelhaftes und unsinniges Zeug sehr bereitwillig verkauftet? Oder habt Ihr am Ende (natürlich nur um das Vertrauen der Leute nicht zu verlieren) das Alles nicht noch in den Apotheken?!

Carl Ruß.

Eine Todesmaschine auf dem Meere.

Von George Hiltl.

Wir waren, eine Gesellschaft Berliner Kinder, zum Seebade in Westerland auf der Insel Sylt. An einem schönen Julimorgen machten wir einen Ausflug nach der Nordspitze des Eilands, dem sogenannten List, wo das Dänenthum noch zahlreiche Anhänger besitzt. Es ist ein öder Haidestrich, dieses List, mit den Dünen, die es säumen, und bietet wenig Anziehendes, um so mehr interessirte uns aber die in's Auge gefaßte Besichtigung eines Stückes preußischen Bodens, der, noch vor der Gasteiner Vereinbarung, bis nach Sylt gekommen war. Ich nenne preußischen Boden ein Schiff mit der Adlerflagge, denn nach altem richtigen Satze ist das Deck eines Schiffes gleich dem Boden des Landes, dem es angehört.

Schon einige Tage vorher war der liebenswürdige Commandeur des bei Sylt auf Peilung befindlichen königlich preußischen Kanonenbootes Chamäleon nach Seebad Westerland gekommen. Seiner Einladung, ihn an Bord zu besuchen, hatten meine Badegenossen, ein paar preußische Officiere, Folge geleistet und mich aufgefordert, die jedenfalls interessante Partie mitzumachen, worauf ich denn auch im Vertrauen auf die bekannte Freundlichkeit des Chamäleon-Commandeurs sehr gern einging. Am hohen Strande angelangt, erblickten wir in ziemlich weiter Entfernung das Chamäleon vor Anker liegend. Es sah, von hier aus betrachtet, wie ein ungeheures Krokodil oder wie ein todter Walfisch aus, in dessen Rücken mächtige Harpunen steckten. Die Boote, welche zu beiden Seiten herabhingen, glichen großen Warzen, und nur der hohe, gelb angestrichene Schornstein störte diese Vergleiche des Kanonenbootes mit den Bestien der Meeresgründe.

Das Chamäleon lag so still, so ruhig, so friedlich vor uns, von der herrlichsten Sonnenbeleuchtung in höchst vortheilhaftes Licht gestellt, es sah, um einen populären Ausdruck zu gebrauchen, so aus, „als ob es nicht fünf zählen könnte". Ein leiser Rauch, kaum stärker, als der einer transportablen Kaffeeküche auf den Boulevards von Paris, quoll aus dem Schornstein hervor und auch das Leben an Bord schien erstorben. Freilich konnte man auch anderen Gedanken Raum geben, denn das Kanonenboot glich auch einem Todesboten, einem Leichenbitter, einer Pulverkiste, einem lauernden Drachen, dessen Kopf noch unter Wasser lag und dessen Anblick erst vollkommen schrecklich sein mußte, wenn es seinen Rachen öffnete, um Feuer und Qualm zu speien.

Einer der Herren hatte mit dem Commandeur die Verabredung getroffen, daß eine Art von Signal vom Ufer aus gegeben werden solle, sobald wir zur Ueberfahrt bereit seien, und so flatterten denn verschiedene Taschentücher vom Ufer aus. Die Wache auf dem Chamäleon bemerkte auch bald diese Winke; es ward plötzlich auf dem Decke lebendig, wir sahen einige weiße Gestalten in das Boot steigen, es hinablassen und in kurzer Zeit schoß dasselbe, mit fünf Matrosen und einem Bootsmann besetzt, pfeilschnell durch die Wogen auf die Lister Spitze zu. Wir eilten hinunter und wurden bald durch den sehr höflichen Bootsmann begrüßt. Er berichtete uns, daß der Herr Commandeur nicht an Bord, sondern am Lande sei, daß er aber befohlen habe, nach ihm zu senden, sobald wir angelangt sein würden; wir möchten daher nur immer Platz nehmen.

Mit der den Landratten auf Schiffen und Booten eigenen Ungeschicklichkeit balancirten wir uns über verschiedene Ruderbänke hinweg zu den angewiesenen Sitzen. Während ein Junge von der Besatzung des Chamäleon über die Hügel in das Dorf eilte, um den Commandeur zu benachrichtigen, musterten wir unsere Bootsmannschaft. Es waren prächtige, ausgefressene, dicke Bursche mit langen Haaren und sonnverbrannten Gesichtern. Sie trugen Arbeitszeug, d. h. leinene Hosen und Oberhemden, darunter blauwollene Hemden mit breitem, weißgeränderten Ueberschlagkragen. Auf dem Kopfe saß die runde, blaue Matrosenmütze mit schwarzem Streifen, worauf in gelben Lettern zu lesen war: Königlich preußische Marine. Einer trug auch eine Mütze mit der Inschrift: Augusta. Sie tuschelten leise mit einander. Ich weiß nicht, ob sie sich etwa auf einen Jubel freuten, der ihnen durch irgend einen faux pas der Landratten verursacht werden sollte, oder ob wir ihnen willkommene Gegenstände der Zerstreuung waren. Der Bootsmann saß am Steuer in blauer Uniform, sein breites, seidenes Halstuch in den berühmten Seemannsknoten geschlungen, was die Matrosen übrigens auch gethan hatten. An schwarzem Bande hing eine silberne Pfeife auf seine Brust herab und ein brocheartiger Gegenstand hielt das Hemde unter dem Halse zusammen. Alle waren barfuß und hatten die Aermel hochgestreift, wodurch ihnen Erleichterung in der großen Hitze und uns die Gelegenheit geboten wurde, die mannigfaltige Tättowirung auf den musculösen Armen zu betrachten, jene sonderbare Koketterie der Seeleute, sich die Arme und Hände mit eingeätzten Herzen, Zahlen und Namen zu bedecken, die in blauer oder rother Farbe paradiren, vielleicht eine aus den Inseln der Südmeere mitgebrachte Mode, von den Angehörigen wilder Stämme adoptirt.

Während wir diese Dinge betrachteten, ertönte vom Ufer her schon ein lauter, kräftiger Ruf. Der Commandeur erschien. Ein junger, kraftvoller Officier in blauer Uniform, bot derselbe das Bild eines echten Seemannes. Gebräunter Teint, die eigenthümliche Färbung der Haut, welche Arbeit, Sonnengluth und schneidender Wind erzeugen, der schwankende Gang, eine fortwährende Bewegung zwischen Laufen und Balanciren, als ob die ungewissen Breter des Fahrzeuges stets unter seinen Füßen befindlich seien,

die durch den Kampf mit dem Elemente doppelt stark entwickelte, markige Gestalt, dies Alles bezeugte uns, daß der Commandeur des Chamäleon schon eins geworden mit jener Welt des Wassers, in die zu reisen „ein Mann," wie Vater Homer sagt, „die Brust mit sechsfachem Erze gepanzert haben muß."

Nach freundlicher Bewillkommnung der preußischen Landsleute gab der Commandeur das Zeichen. Der Bootsmann herrschte: „Ruder ein!" worauf mit einem Schlage die zehn Riemen sich in's Wasser senkten. „Ab," und hinaus in die See schoß das Boot, auf den Wellen recht ordentlich schaukelnd. Die schnelle Fahrt brachte uns bald an die Steuerbordseite des Chamäleon, und mit kühnem Schwunge stiegen die Söhne der Kurmark Brandenburg auf Deck des Kanonenbootes. Schon während der Ueberfahrt hatten die Umrisse desselben immer bedeutendere Dimensionen angenommen, so daß wir über seine anscheinende Harmlosigkeit denn doch ziemlich enttäuscht wurden. In der unmittelbaren Nähe traten die verschiedenen Anstalten, die Stangen, Raaen und Leitern, die Schanzen und Stege klar hervor, und wenn das Chamäleon gemäß seiner Bestimmung auch nur ein kleines Schiff ist, birgt es doch die verderbenbringende Gewalt in seinen Planken, zwischen seinen Decken und Schanzen.

Als wir das Schiff betraten, fanden wir, was vom Lande aus nicht bemerkt werden konnte, die Mannschaft auf dem Deck in voller Beschäftigung. Lautlos, ohne zu räuspern, war Jeder bei seiner Arbeit. Es wurden Maschinentheile, Waffen, Gefäße geputzt, einzelne Stellen des Verdecks gescheuert, die Segel ausgebessert &c. Diese lautlose Geschäftigkeit hatte etwas ganz Eigenthümliches. Oben der blaue Himmel, unten das grüne Meer, das Fahrzeug mit seinem Gewirr von Leinen, Stricken und Stangen, darauf die arbeitende Mannschaft, und das Alles von der Sonne so grell, so glühend beleuchtet — man glaubte zu träumen.

Vor allen Dingen zog uns die gefürchtete Armirung des Kanonenbootes an. Das Chamäleon führt drei Geschütze. Zwei davon sind wohlgezogene, eines ein ungezogenes Kind. Die Gezogenen sind Fünfundvierzigpfünder. Sie sehen wie ein Schmucktäschchen aus, so sauber und blank ist Alles an und bei ihnen. Damit die Feuchtigkeit keinen Schaden bringe, ist das Rohr mit feinem Firniß überzogen, die Griffe, die Beschläge blitzten in der Sonne wie Silber und Gold. Die furchtbaren Maschinen stehen auf dem Deck des Kanonenbootes und zwar auf schmalen Eisenschienen, wodurch sie beliebig vor- und rückwärts gerollt werden können. Die Laffetten sind niedrig und gleich den gewöhnlichen Schiffslaffetten. gebaut. Das Abfeuern geschieht mittels eines Hammers, der bei dem Zündloche angebracht ist und durch einen Strick gezogen wird, dann auf die Zünd- oder Schlagröhre niederfällt und wieder zurückfliegt, sobald der Schuß entzündet wird. Sorgfältig verwahrt man die Oberfläche des Geschützes durch Uebersätze von Kupferblech, und es ist eigentlich ganz seltsam, wenn man sieht, wie die Todes- und Zerstörungsmaschinen gleich geliebten Kindern sorgsam gehätschelt werden, wie man sie fast in Watte packen möchte und wie die Matrosen mit einer Mischung von Stolz und Zuneigung auf die Ungethüme blicken. Besondere Kanoniere sind auf dem Chamäleon nicht, die Matrosen bedienen das Geschütz selbst. Die Munition steht zum Theil auf dem Verdeck in Kästen, welche unter der Schanze ihren Platz haben. Die Ladung für das ungezogene Geschütz befindet sich ebenfalls in dessen Nähe, und die auf einen Spiegel gesetzten, mit getheerter Leinwand überdeckten und durch Stränge gewürgten Kartätschenballen machen einen höchst unbehaglichen Eindruck auf den Beschauer.

Was befindet sich nicht Alles auf dem Deck eines solchen Schiffes! Die Dinge sehen in der Regel so zierlich aus, als dienten sie zum Spielwerk. Man betrachte nur die Handwerkskästen oder die Behälter, in denen Bürsten, Räumnadeln, Wischer, Zangen und sonstige Requisiten für die Geschütze enthalten sind; Alles ist so niedlich und sauber, als wären es Modellstückchen, dabei befindet sich an jedem Kasten ein Verzeichniß des Inhaltes, so daß man nur zuzugreifen braucht, um alle Gegenstände schnell zu bekommen, welche zur Vernichtung und Zerschmetterung des Gegners dienen können, oder die dazu beitragen, so und so Viele in das Jenseits zu befördern. Ueberhaupt macht ein Kanonenboot zwar nicht den imposanten Eindruck, welchen ein größeres Kriegs- oder eines jener gewaltigen Postdampfschiffe hervorbringt, aber jedem Beschauer drängt sich, wenn er sich auf einem Kanonenboote befindet, unwillkürlich der Gedanke auf, daß er wirklich auf einer Todesmaschine stehe, daß diese Breter, diese Planken, diese Werkzeuge nur dazu vorhanden seien, sicheres Verderben zu verbreiten, Vernichtung an die Küsten zu tragen. Bei anderen Schiffen ist neben der Bewaffnung noch ein gewisser Comfort bemerkbar, das Kanonenboot entbehrt jeder Bequemlichkeit, es ist nur geschaffen, um zu tödten, zu zerschmettern, zu vernichten.

Ein in gewissem Sinne furchtbarer Ort ist der Maschinenraum auf dem Chamäleon. Die fast tropische Hitze eines Sommertages verband sich mit dem heißen Dampfe, mit der Gluthströmung, welche die Kessel der Dampfmaschine von achtzig Pferdekraft entsendeten. Diese Temperatur einer Hölle ist in einen engen Raum gesperrt, zu dem nur ein schmaler Eingang führt. Man hatte die Windfänge hinabgelassen, um einige frische Luft in diese Räume zu bringen, allein das fruchtete nicht viel. Ein sinnbetäubender Dunst strömte uns entgegen und es gehörten sicher eine lange Zeit und ein fester Körper dazu, um den Aufenthalt in diesem Behältniß ertragen zu können. Freilich ist es wohl mehr oder weniger in den Maschinenräumen aller Dampfschiffe ähnlich so, aber die Kanonenboote sind nun einmal enger und niedriger, also ist der Dienst ihrer Ingenieure auch desto härter. Es ist ein großartiger Beruf, denn das Wohl des Fahrzeuges hängt nächst der richtigen Führung des Commandeurs zum großen Theil von der Gewissenhaftigkeit und Sicherheit der Ingenieure ab, die ihr Leben dieser harten Arbeit weihen. Man sagt, die Ingenieure der Dampfschiffe seien die Lebemänner unter der Mannschaft, sie bilden gewissermaßen die Jeunesse dorée unter dem Dienstpersonale eines Fahrzeuges; sie sollen ihre freien Stunden sehr wohl zu benutzen wissen und zuweilen sogar ein wenig über die Stränge schlagen.

Ob das so ist — ich weiß es nicht. Wenn aber die Männer der Maschine, diese Arbeiter, gegen welche die Genossen Vulcans nur Tagdiebe sind, wirklich in den wenigen freien Stunden, fern von der verzehrenden Gluth des brodelnden und dampfenden Kessels, von dem betäubenden Getöse der Maschine und dem erstickenden Dunste des qualmenden Oeles, ihr Leben dreifach zu genießen suchen, wer kann mit ihnen rechten? wer darf es tadeln? Die freie Stunde wird benutzt, die kurzen Augenblicke, in denen es diesen lebendig Begrabenen vergönnt ist, die erquickende Luft zu athmen, müssen schadlos halten für wochenlange, schwere Arbeit. Sie sind alle gut bezahlt, sind geachtete und gebildete Männer, weshalb sollen sie nach mühevollem Tagwerk nicht ihre Ansprüche an das Leben geltend machen? Mögen sie immerhin ein wenig oben hinaus sein — das Stampfen der Maschine macht alle Erinnerungen an fröhliche Stunden, an Saus und Braus zu nichte.

Noch mit unserm Weine beschäftigt, wurde zum Mittagessen gepfiffen. Wir sahen die ganze Mannschaft nach und nach unter Deck verschwinden. Außer uns befand sich nur noch der Posten auf dem Auslug oben. Dieser Mann vom Chamäleon war ebenfalls nicht zu beneiden. Nach Dienstvorschrift war er natürlich mit einem Fernrohre bewaffnet und mußte die gegenüberliegende Küste recognosciren. Was er dort sah, konnte seine Phantasie nicht besonders erregen. Die kahle Hügelreihe, die Häuser von List und einige Schiffchen am Strande, kleine Schooner, welche bei der Ebbe trocken lagen, so daß die Wagen vom Ufer aus dicht heranfuhren, um die Ladung des Schiffes einzunehmen — dies waren die Dinge, mit welchen unser Posten sich unterhalten durfte. Wir schenkten ihm einen Seufzer des Mitleidens, obwohl der Bursche an den langweiligen Beruf schon gewöhnt sein mochte, denn er stand unverrückt in glühendster Sonne auf der Schanze des Badbord und hielt sein Rohr an das Auge, als gälte es die Bewegungen einer feindlichen Armee zu verfolgen.

Unsere Unterhaltung ward durch einen Matrosen unterbrochen, der, aus der Küche heraufgestiegen, den Gästen des Chamäleon einen Teller Erbsensuppe präsentirte. Wir kosteten Jeder einen Löffel und mußten gestehen, daß uns nach dieser Prüfung das gesunde, wohlgenährte Aussehen der Leute kein Räthsel mehr war. Wir Badegäste in Westerland auf Sylt hatten solche Suppe in unsern respectiven Hotels nicht auf dem Tische. Die Leute sind überhaupt trefflich beköstigt und können sich auch über allzu harte Arbeit nicht beklagen. Ein Theil versieht den Dienst, während der andere sich mit den häuslichen Verrichtungen beschäftigt; Nachmittags sind sie mit Ausnahme der Wachhabenden

frei, wenn nicht die Witterung ihre Kräfte in Anspruch nimmt. Der Vormittag wird nach einem besonderen Stundenplane mit Uebungen hingebracht. Theils manövrirt das Schiffsvolk oder wird instruirt, auch übt der Commandeur fleißig die Löschmannschaft und es ist ein besonderer Unterricht für das Verhalten eingerichtet, wenn das Signal gegeben wird: „Feuer im Schiff!"

Die Mannschaft hängt mit großer Zuneigung dem trefflichen Commandeur an, welcher seiner Seits wieder den Leuten das beste Lob ihrer Tüchtigkeit, Willigkeit und Ordnungsliebe wegen ertheilt; auch ist der Gesundheitszustand höchst befriedigend. Von der gesammten Equipage war nur ein Unterofficier an Gelenkrheumatismus während des Aufenthaltes bei List erkrankt, obgleich die starke Hitze allerlei Befürchtungen erweckt hatte.

Die Entermesser, Hacken und Spieße, sowie die gefürchteten Zündnadelgewehre, liegen in bester Ordnung in Säcken wohl verwahrt und doch gleich zur Hand für etwaigen Gebrauch. Hunde verschiedener Gattung liefen im Schiffe umher und wurden sehr gehätschelt. Man läßt den Leuten gern diese treuen Gefährten und nur bei allzu zahlreichem Erscheinen von Nachkommenschaft werden einige Sprößlinge über Bord befördert.

Durch mehrere offenstehende Luken gewahrten wir in den Zimmern der Ingenieure und Steuerleute oder Unterofficiere verschiedene weibliche Photographien. Hinter einigen war eine kleine welke Blume, ein Blättchen oder eine Schleife befestigt. Es waren wohl Andenken der fernen Lieben, Erinnerungen an eine traurig-süße Abschiedsstunde, in der jene kleinen Blumen und Blätter gebrochen waren, stumme Mahnungen der Heimath zu gedenken und zuweilen eine Unterschrift: „Komm gesund wieder." Ja, das ist nun nicht anders. „Werden wir uns wiedersehen?" diese Frage muß der Seemann jedes Mal leise vor sich hin thun, wenn er, auf dem treulosen Elemente schwimmend, des Abends solch ein liebes Bild betrachtet!

„Boot herab!" scholl das Commando, und wir saßen bald wieder in dem kleinen Fahrzeuge. „Auf Wiedersehen nach Tische!" damit verabschiedeten wir uns von den Leuten und gingen, vom Commandeur geführt, in den naheliegenden Gasthof, sobald wir an's Land gestiegen waren. Der Wirth des Gasthauses zu List ist ein Stockdäne. Er ließ sich nur wenig sehen. Die Leute erzählten, er sei auf Capitain Hammer's Flotille gewesen. Indessen machte er sein mürrisches Betragen durch trefflichen Hammelbraten, guten Salat und eine Nationalspeise: Grütze mit Weinsauce — Alles äußerst wohl zubereitet und von der bildhübschen Tochter servirt — vergessen.

Nach Tische stellte der Commandeur uns dem Strandvoigt von List vor, der, Anfangs scheu, durch des preußischen Seeofficiers liebenswürdiges Betragen bald ganz umgewandelt worden ist. Ich glaube, der Voigt heißt Hansen. Ich glaube, denn obwohl ich mich eines guten Gedächtnisses erfreue, kann es doch dem besten Gedächtnißkünstler passiren, auf Sylt Namen zu vergessen, weil man in einem wahren Meere von Hansen, Petersen, Johannsen, Boysen, Boëssen und Jensen umherrudert. Es giebt Stellen, wo man wirklich die Leute numeriren müßte. Vor der Wohnung des Voigtes ist eine Menge Schiffsholz aufgehäuft, Spieren, Balken, Planken, Maststücke, Eisenwerk. Die See hat das Alles an den Strand getrieben, es wird verkauft, zerschnitten, verbrannt. Diese Schiffstrümmer geben ein sehr ernstes, melancholisches Bild. Woher kommen sie? Welche Hoffnungen sind zu Grabe gezogen, als diese Holzstücke in die wüthenden Fluthen sanken? Wie viele Hände haben vielleicht jenen großen Balken als letzten Versuch zur Rettung umklammert und sind dann matt, kraftlos abgeglitten! Das Holz an das Ufer, die Menschen in die See — tief, tief hinunter, — hinweggerissen von dem helfenden Brete und doch ist auf demselben noch zu lesen: „——tuna." Armer Seemann! Er hatte die Fortuna umklammert! Man sieht an vielen Häusern Sylts solche Schiffsnamen, welche die See an den Strand warf. Die meisten sind fast eine Ironie auf das Schicksal des Fahrzeuges, dem sie zur Zierde gereichten.

Fort ging es über die Dünen und in eine schauerliche Einöde. Von dieser Traurigkeit, dieser furchtbaren Schwermuth der Dünengegend bei List kann man sich kaum einen Begriff machen. Die schneeweißen Sandberge rollen ineinander, spärlicher Sandroggen kriecht auf ihnen umher, wie Leichentücher breiten sich die Ebenen aus, Alles erstorben, Alles verschüttet, der Sand ist Meister des Bodens geworden. Nun kommt eine Strecke brauner Haide, da wird es lebendig; wo nur ein Gedanke von Vegetation sich zeigt, da sind Wesen mit Fleisch und Blut. In diesen Haidethälern der Dünenberge kreischt und schwirrt es. Tausende von Möven fliegen empor und erfüllen die Lüfte mit ihrem klagenden Geschrei. Sie haben hier unten ihre Nester, ihre Jungen und der Ruf des Vogels klingt fast wie: „Tödte nicht! tödte nicht!" Zwischen den kurzen Blättern der Wegekräuter oder Ginster liegen die großen, grünen Eier der schönen Vögel. Man kann sie leicht finden, denn nur ein kunstloses Nest umhüllt sie. Bückt man sich, so wird die Unruhe der Vögel oben in der Luft immer größer, sie fahren herab, sie wollen einen Versuch machen ihr Nest zu schützen, sie haben sich in diese unwirthlichen Steppen zurückgezogen, um sicher vor dem Menschen sein zu können. Da ist er wieder und stört die Ruhe auch hier. Sonnenbrand, Einöde von Mövengeschrei und ängstlich flatterndem Geflügel belebt, ungeheuere Berge zeigen, bei dem leisesten Windhauche angewirbelten Sandes, ein großartiges Bild der erstorbenen Natur, das ist hinter den Dünen von List zu sehen, und zu diesem wüsten Panorama stimmt trefflich das Geheul der See, die wenige Schritte davon brandet.

Auf solche beklommen machende Eindrücke that der Anblick des hübschen Segelbootes gar wohl, welches unterdessen vom Chamäleon herübergekommen war, um uns abzuholen. Es sollte der interessante Tag durch eine Segelpartie beschlossen werden. Leider — ich muß so sagen — war das Wetter so schön, daß wir fast kein Lüftchen in die Segel bekamen. Mit Riemen mußte das Fahrzeug gefördert werden. Endlich sprang eine kleine Brise auf. Diese Zeit der Ruhe hätten wir nun gar zu gern durch Gesang gefeiert. Der Commandeur befahl den Jungens vom Chamäleon in scherzhafter Weise zu singen. „Sie sollten nur hören, wie munter das an Bord zugeht. Da wird gejubelt und gesungen, hier können sie nicht die Zähne auseinanderkriegen," sagte er. Die Leute waren verlegen, sie drehten ihre Mützen in den Händen, zuletzt krochen sie alle in die Gegend des Bugsprietes und weil sie nun von dem Segel gedeckt waren, begannen sie einen vierstimmigen Gesang, der recht gut klang, aber ernst, feierlich, fast choralartig war. Liegt das in der Stimmung, welche das Element erzeugt? Werden diese einfachen Leute durch dies Schweben zwischen Leben und Tod so unwillkürlich ernst, wenn sie heiter sein wollen? Genug, die überwiegende Mehrzahl der Seemannslieder tönt in melancholischen Weisen über die Fluth dahin.

Wir steuerten auf den „Ellenbogen", eine kleine Insel gegenüber der List, zu. Hier ist ein Leuchtthurm oder ein Leuchtfeuer. Das Boot stieß auf, aber wir waren wohl noch fünfzig Schritte vom Land entfernt. „Wie kommen wir heraus?" riefen die Landratten. — „Das werden Sie gleich sehen, meine Herren," lautete die Antwort. Schon standen eben so viel Matrosen, als Passagiere im Boote waren, in der Fluth. Der Commandeur bestieg die Schultern eines seiner Untergebenen, unter lautem Gelächter folgten wir Alle seinem Beispiel. „Werden Sie mich auch nicht fallen lassen?" fragte einer unserer Hauptleute, mit wehmüthigem Blicke auf seinen eleganten Reiseanzug, das zweibeinige Roß, dem er sich anvertraute. Der breitschultrige Seewolf hatte statt der Antwort nur ein verächtliches Grunzen.

Wir wurden Alle an das Land gesetzt. Das Leuchtfeuer brennt auf einem eisernen Thürmchen. Wir bestiegen dasselbe und genossen noch einen herrlichen Anblick, denn die Sonne sank schon in die Fluthen. Beim Zurückgehen kam die Rede auf Capitain Hammer. Man mag von der Bösartigkeit dieser berüchtigten Figur des letzten Krieges Mancherlei erzählen können — aber der Wahrheit die Ehre. Die Tüchtigkeit Hammer's in seinem Berufe steht über alles Lob erhaben da. Die Tonnen- und Baakenordnung, das Leuchtfeuerwesen, die Peilungen, die Ausbaggerungen auf dem unter seiner Obhut stehenden Terrain sind so musterhaft in ihrer Art geführt, daß nach dem Zeugniß unserer Seeofficiere sowohl, als nach dem der ihm feindlich gesinnten Sylter, jede Marine die dänische um einen so trefflichen Beamten und kenntnißreichen Officier beneiden kann. Noch einmal fuhren wir bei dem Chamäleon vorüber, wir grüßten seine Mannschaft und gingen eine Viertelstunde später an das Land. Mit herzlichstem Danke für den genußreichen Tag, der ein uns Allen interessantes Berufsleben erschauen ließ, schieden wir von dem liebenswürdigen Commandeur des kleinen Seeungeheuers.

Zu unsern Füßen rauschte es leise, es war die Fluth, welche heranrollte; die Sonnenkugel schwebte nur noch zur Hälfte über

dem glühend rothgefärbten, glatten Meeresspiegel, rosige Nebel stiegen auf und hüllten die letzten Enden der Masten des Chamäleon ein, nur die preußische Flagge bewegte sich noch lustig im Abendwinde. Endlich verschwand auch sie hinter dem Vorsprung der hügeligen Küste. Die Sonne sank hinab, im Osten schwebte der Mond herauf. Zwei riesige Seeadler zogen in weiten Kreisen über das Meer, dessen Wellen im Mondlichte blitzten und funkelten.

Wild-, Wald- und Waidmannsbilder.

Von Guido Hammer.

Nr. 21. Ein gebrochenes Edelweiß.

Ein heißer Septembertag hatte mich auf einer Entenjagd bei Moritzburg * fast ausschließlich im Wasser zubringen lassen, als ich, noch naß wie ein Pudel und nicht wenig ermüdet, am Abend den immerhin weiten Weg von drei Stunden nach Hause antrat, wobei ich im Vorübergehen nur noch einem in der Gegend seßhaften Waidmann eine Gute Nacht sagen wollte. Gemächlich saß dieser, von der ebenfalls mitgemachten Wasserjagd bereits verschnaufend, mit den Seinen an der von mächtigen Linden überschatteten Thür seines reizend gelegenen Forsthäuschens und stärkte sich am reichlich aufgetragenen Imbiß. Mein Erscheinen war ihm ein sehr willkommenes, denn schon von Weitem rief er mir zu:

„I, das ist vortrefflich, daß ich Sie heute Abend noch einmal sehe! Setzen Sie sich," nöthigte er mich dann beim Herankommen, „und nehmen zuvörderst fürlieb mit einem einfachen Abendbrod, später aber mit einem Nachtlager in dem Ihnen ja so lieb gewordenen Giebelstübchen, denn Sie müssen heute bei mir bleiben. So eben," erläuterte er mir, „habe ich noch Schußbefehl auf ein weißes Edelthier erhalten, und da gehen wir morgen in der Frühe mitsammen darnach. Meine Büchse steht Ihnen zu Diensten, und wem es von uns Beiden zuerst paßt, der schießt's todt."

Das war allerdings Wasser auf meine Mühle. Dennoch wies ich mit Bedenken auf meine durch und durch nasse Bekleidung, die ich mir beim Nachhausegehen wohl trocken zu laufen gedachte, zur Uebernachtung im fremden Hause aber durchaus nicht geeignet fand. Diesen Einwand ward jedoch sehr bald prattisch abgeholfen, indem ich schon in wenigen Minuten vom Kopf bis auf den Fuß in trockenem Jägercostüm steckte, das freilich, da der gastfreundliche Besitzer desselben bedeutend umfangreicherer Natur war, als ich, arg an mir herumschlotterte. So metamorphosirt nahm ich nun vor allen Dingen am erquicklichen Mahle Theil, um dann so recht in behaglicher Muße den stillen, herrlichen Herbstabend zu genießen.

Ungehindert schweifte der Blick über die mondspiegelnde Fläche eines weit gedehnten Waldteiches hin, aus dessen wirrem Schilfe zuweilen die dumpfmächtige Stimme der Rohrdommel erklang, während das Gezänk der Rohrspatzen kein Ende nehmen wollte; wahrscheinlich weil ihnen die bereits in massenhaften Zügen einfallenden Staare den Platz im Röhricht streitig machten. Aber auch die Schnatter- und Pfeiftöne verschiedener Entenarten drangen durch die stille Abendluft herüber, und man konnte sehen, wie das plätschernde Wasser von den sich auf den Blänken Tummelnden gleich silbernen Funken und Streifen im Mondenlichte erglänzte. Lange saß ich so mit meinen gastlichen Wirthleuten unter den flüsternden Bäumen, von denen schon hin und wieder gelbe Blätter leise bröckelnd herabsanken und sich unter die im Gärtchen blühenden Astern, Malven und andern Herbstblumen betteten, wo sie am andern Morgen, goldenen Schälchen gleich, den perlenden Thau in großen, demantschimmernden Tropfen sammelten. Endlich mußte ich mich doch, so gern ich noch geblieben wäre, der Hausordnung fügen und in das mir angewiesene liebe, traute Giebelstübchen hinaufsteigen. Aber auch hier saß ich noch lange schlaflos am weinumrankten Fensterchen, sog in vollen Zügen die balsamische Waldluft tiefathmend ein und blickte immer wieder über den schweigsamen Forst und schimmernden See, bis aufsteigende Nebel ein mystisches Dämmerlicht verbreiteten und zuletzt Alles tief verschleierten, so daß das Auge endlich ermüdete und sich nach Ruhe sehnte. Nun erst suchte ich das frische, linnenduftende Lager auf.

Nach tiefem, stärkendem Schlafe ermunterte mich der laute Weckruf meines jägerlichen Freundes, worauf ich sehr bald in Kleidern und jagdgerüstet vor ihm stand. Dann ging's, zuvor noch durch eine Tasse guten Kaffee erquickt, hinaus in die Frische der Morgenluft, ohne daß wir jedoch sehr weit nach unserem Ziele wandern mußten. Der einzuschlagende Weg führte uns durch die von glattgeschorenen, steifverschnörkelten Taxushecken umgebene Fasanerie nach dem sogenannten „Weißen Fischgarten", worin das jetzt gänzlich ausgestorbene weiße Edelwild gehalten wurde. Der erwähnte Wildpark aber, dessen Eingänge durch plastische Kunstwerke der Rococozeit geschmückt sind, besteht aus vortrefflichen, canaldurchschnittenen Wiesen, gesäumt von Jahrhunderte alten Beständen der herrlichsten Laub- und Nadelhölzer, die wiederum durch niedergehaltene Remisen, welche dem Wilde den gehörigen Schutz bieten, unterbrochen werden.

In erquickender Frische dämmerte der Morgen herauf; schon bleichten im Osten die Sterne vor dem kommenden Tagesschimmer, und den silberbethauten Wiesen entstiegen in langen Schwaden die Morgendünste. Mit Wonne schlürfte die Brust wiederum, wie am Abend, die aromatischen Düfte der Gräser, Kräuter und Bäume ein, während dem Ohre schon Gelegenheit ward, den mannigfachen Lauten der früh munteren Vögelschaar zu lauschen. Rasch wurde es nun heller und heller und auch die wallenden Nebel waren plötzlich wieder verschwunden, so daß das Auge freieren Spielraum bekam und bald — o köstlicher Anblick! — durch einen Trupp des weißen Edelwildes gefesselt wurde. Drüben, am Wiesenrande, dicht vor einem dunklen Fichtenbestande, äßten ruhig die graziösen Thiere, an Zahl wohl wenigstens zwanzig Stück. War die Entfernung zwischen uns und dem Wilde auch noch ziemlich weit, so hatten wir doch so vortrefflichen Wind und so geeignetes Terrain, daß es keinerlei Schwierigkeit bot, uns auf Schußweite hinanzupirschen. Dennoch mußten wir uns, nachdem wir dies bewerkstelligt hatten, auch hier zunächst nur an dem Anblick der Herrlichen weiden, da sich die Gelegenheit zum Schießen auf das bezeichnete Thier nicht sofort bieten wollte, indem dasselbe gerade mitten im Trupp und dadurch vollkommen gedeckt stand. So verhielten wir uns denn vor der Hand ruhig hinter dem Stamme einer gewaltigen Eiche, der uns vollkommen verbarg, dabei das gegenseitige Uebereinkommen treffend, wer zuerst seines Schusses sicher zu sein glaubte, der solle in Gottes Namen Feuer geben.

Das sollte aber keinem von uns Beiden so leicht glücken. Schon war es lichter Tag geworden, die äußersten Wipfel der uns gegenüberliegenden Buchen und Eichen prangten bereits im goldenen Schein der Frühsonne; weiter und weiter drangen die Strahlen hernieder, bis sie über die thauglitzernden Büsche und Gräser huschten und zuletzt die vor uns stehende Wildgruppe mit blendendem Lichte übergossen — aber noch immer ruhte die Todeskugel im Rohre. Ja, wäre sie für den stattlichen Sechszehnender, der beim Truppe stand, bestimmt gewesen, längst hätte sie ihr Ziel erreicht, denn kaum vierzig Schritte vor mir äßte sich der Herrliche, gänzlich isolirt und breit stehend. So zog er nur allzusehr meine Aufmerksamkeit auf sich, denn den einzigen Moment, in welchem ich einmal zur Noth auf unsere ersehnte Beute hätte schießen können, versäumte ich in versunkener Anschauung des Hochgeweihten. Fast eine halbe Stunde hatten wir vergeblich geharrt, der Trupp hatte sich, fortäßend, mehr und mehr von uns entfernt und zog endlich in das Waldesdunkel ein, so daß er darin unsern Blicken gänzlich entschwand. Das hatte nun bei so beschränktem und eingeschlossenem Terrain, wie das des Hirschgartens ist, eben nicht viel zu sagen, insofern es nur die Wiederauffindung des Wildes galt. Dennoch konnte dieses dabei leicht rege gemacht werden, was dann jedenfalls Schwierigkeiten zur Folge hatte, denn man glaubt nicht, wie schwer es schon ist, ein bezeichnetes Stück Wild aus einem selbst ruhigen Trupp herauszuschießen, um wie viel mehr, wenn letzterer einmal stutzig geworden. Und wirklich

* Moritzburg ist ein von großen Teichen umgebenes, mitten im Walde gelegenes Jagdschloß unweit Dresden, der Schauplatz der großartigsten Jagdfestlichkeiten unter den früheren Auguften.

bekamen wir noch unsere rechte Noth. Denn so schnell wir auch wieder schußrecht an die außer Sicht Gekommenen hinan waren, das begehrte Thier blieb, wie in Vorahnung ihm drohender Gefahr, stets mitten im Trupp und ward, wie erst schon, immer und immer durch andere gedeckt, oder, wenn es ja einmal auf Augenblicke frei wurde, stand sicher hinter ihm eine Creatur, die, hätte man geschossen, auch mit getroffen werden mußte. Kurzum, es war nicht beizukommen.

Außerdem trat nun wirklich der gefürchtete Fall ein, daß die Beschlichenen uns wegbekamen und dadurch so mißtrauisch wurden, uns nicht wieder im Pirschen an sich hinan zu lassen. Deshalb zogen wir nach vergeblichen Bemühungen vor, uns ablösend vor die Wechsel zu stellen, während der Andere sacht hinter dem Wilde herpirschte. Aber auch dieses Manöver wollte zu keinem Erfolge führen, wir kamen eben niemals auf das rechte Stück zum Schuß. Zuletzt fiel uns fast der Muth, dasselbe an diesem Tage überhaupt noch zu bekommen, besonders da der Trupp durch die immerwährende Beunruhigung nun förmlich flüchtig wurde und die gezwungenen Wechsel nur im Fluge passirte. Trotzdem ließen wir nicht ab, und dabei glückte es endlich meinem Führer doch einmal, das Thier auf einen Moment, allerdings in vollster Flucht, frei auf's Korn zu bekommen. Rasch schoß er, und ganz deutlich sah ich, wie es die Kugel erhielt. Mit krummgezogenem Rücken machte es eine gewaltige Lançade in die Luft und stürmte dann mit dem flüchtigen Trupp weiter. Aber nur etwa fünfzig Schritt ging es mit seinen Genossen, dann trennte es sich von ihnen und zog langsam, nicht sehr fern von mir, etwa hundertundfünfzig Schritte, über eine haideblühende Blöße dem Holzrande zu. Deutlich konnte ich hierbei auf dem weißen Haar den Anschuß, der hinterm Blatte, aber etwas kurz saß, erkennen, ohne noch selbst einen Schuß anbringen zu können. So beobachtete ich denn vor allen Dingen, wo das kranke Thier sich niederthun würde, was auch sehr bald unter einer gewaltigen Fichte geschah, welche ihre dichten Zweige bis zur Erde neigte.



Die letzten Augenblicke.

Nach der Natur gezeichnet von Guido Hammer.

Unterdessen war mein Jägersmann mit Laden fertig geworden und an mich herangekommen. In Kürze erstattete ich Bericht über das Beobachtete und zeigte dem glücklichen Schützen seine sitzende Beute. Mit gutem Winde pirschten wir uns nun mitsammen ganz nahe hinan, und leise nahm ich die Büchse an den Kopf, um das leidende Thier vollends todt zu schießen, aber Freund Grünrock griff mir plötzlich in den Arm, mich an meinem Vorhaben zu behindern. „I," raunte er mir dabei in's Ohr, „Sie sind wohl des Teufels, hier erst noch eine Kugel d'ran wenden zu wollen. Nehmen Sie lieber rasch Ihr Skizzenbuch zur Hand, denn so Etwas kommt einem nicht alle Tage vor: ein Stück Wild im Verenden nach der Natur zeichnen zu können."

„Ach was, lassen Sie mich dem armen Geschöpf sein Leiden verkürzen! Hole der Satan eine so erbärmliche Skizze nach einer schmerzgequälten Creatur, der dadurch die Erlösung von ihren Schmerzen vorenthalten wird!“ murmelte ich ihm unwirsch entgegen und nahm die Büchse wieder auf, um Menschlichkeit zu üben, denn das Thier hatte jetzt, durch unser Geflüster aufmerksam geworden, eben den Kopf nach mir herübergewandt und sah mich mit einem Blick seines großen, schönen blauschimmernden Auges, aus dem Schmerz und Sanftmuth, Vorwurf und Bitte zugleich sprachen, so jammervoll an, daß ich mir dem duldsam sterbenden Thiere gegenüber wie ein ruchloser Bösewicht erschien. Dieses Gefühl steigerte sich in mir noch außerdem durch den Anblick des purpurnen Herzschweißes, der dem Anschuß in dicken Perlen entquoll und am „gebrochenen Edelweiß“ herniederrann, während bei jedem Athemstoß des sterbenden Geschöpfes hellrother Lungenschweiß aus Nase und Lippe entströmte. Das rührte aber meinen Waidmann Alles nicht, er nahm mir's Gewehr von der Schulter und drang darauf, daß ich zeichnete. Laut bittend, ohne Rücksicht auf jägerliche Vorsicht, verlangte ich indeß die rasche Tödtung durch seine oder meine Hand, was er aber halsstarrig mit dem Bedeuten verweigerte: wenn ich gezeichnet hätte. Nur um ihm den Willen zu thun und dadurch um so rascher des Wildes Qualen zu beenden, griff ich nun hastig nach Stift und Papier, in flüchtigen Umrissen das Opfer mißverstandener Kunstliebe zu fixiren. In vibrirender Unruhe, aber kürzester Frist, habe ich das Blatt, nach dem ich die beigedruckte, natürlich ausgeführtere Zeichnung gebe, geschaffen, denn so lange ich zeichnete, verwendete das schwer- und schweißathmende Thier keinen Blick von mir ab. Dann, so rasch ich entworfen, legte es den schönen Kopf seitwärts und hinter nach dem Anschuß zu, das schmerzgebrochene Auge umflorte sich mit smaragdenem Schimmer, leiser und leiser wurde das Röcheln und — ohne seine Lage zu verändern oder sonst nur zu zucken — hauchte es seinen letzten Athemzug aus. Der Tod war mitleidig dem harten Menschenherzen zuvorgekommen.

„Verdammt sei das Sündenblatt!“ Mit diesen Worten warf ich die erzwungene Studie dem Waidmann vor die Füße, und — sonderbarer Weise — als er sie aufhob, war genau an der Stelle, wo der Anschuß hingehörte, ein Tröpfchen Schweiß gekommen, das in der Fährte an einem Halme gehangen. Mit seinem Herzblut hatte das dem Tode verfallene Original sein nichtiges Conterfei bezeichnet. Noch bewahre ich mir das unscheinbare Blättchen als mahnendes Erinnerungszeichen: auch als Jäger das Mitleiden nie zu unterdrücken.

Blätter und Blüthen.

Sind Frauenaugen die Fenster oder die Spiegel des Herzens? In einer gewählten Damengesellschaft entstand jüngst ein lebhafter Streit über die Frage: „Sind Frauenaugen die Fenster oder die Spiegel des Herzens?“ Einige wollten behaupten, daß die Augen nicht die Spiegel, wie man allgemein zu sagen pflegt, sondern die Fenster des Innern seien, weil man durch die Augen keineswegs den bloßen Spiegelschein, vielmehr den wahren Zustand des Innern sieht. Ferner behauptete man, daß man aus dem Auge, eigentlich aus dem Blicke, eines Menschen nicht nur sein Gemüth und seine Stimmung, sondern überhaupt jeden noch so unbedeutenden Wechsel in seinem Innern, ungeachtet der Verstellung, fast mit Zuversicht erkennen kann. Andere waren gerade der entgegengesetzten Meinung und wollten blos zugeben, daß man nur die Hauptaffecte, wie Freude und Schmerz, nicht aber jede noch so unbedeutende Regung des Herzens und schon gar nicht, wie wir behauptet, die Zuneigung zu einem Anderen aus dem Blicke allein ersehen könne.

Diese Debatten dauerten längere Zeit, bis ich auf den glücklichen Gedanken verfiel, uns zur Schlichtung unseres Zwiespaltes an einen der ersten Humoristen mit der Bitte zu wenden, über den Gegenstand unseres Streites sein unparteiisches Urtheil fällen zu wollen. Sein Ausspruch lautete wie folgt:

„Zu dem innersten Audienzzimmer ‚Herz‘ in dem alten gothischen Gebäude ‚Mensch‘ führen fünf Pforten, genannt fünf Sinne. Der Schall fährt durch das stets offene Ohr; das Licht macht seinen Tagesbesuch durch die Fall- und Aufzugsbrücke des Auges; der Geruch geht durch den Corridor in dem gewölbten Gange der Nase; der Geschmack zieht über den Pont volant der Zunge, und das Gefühl, eigentlich Tastgefühl, tanzt über die Fingerspitzen-Palissaden in's Audienzzimmer hinein. Zurück aus diesem Audienzsaale, oder besser, aus dieser Ständeversammlung der Sinne mit den beiden Kammern, zurück aus dieser Chambre haute gehen die Beschlüsse des Herzens direct nur durch ein Organ, durch den Moniteur universel des Auges. Das Licht, der Blick, ist die einzige officielle glaubwürdige Hof- und Staatszeitung des Innern. Der glatte ‚Messager des Chambres‘ aber, die Zunge, ist zwar auch ein Organ der Veröffentlichung, allein dieses ist glatt und heuchlerisch, höflich und trügerisch, und es bringt von den geheimen Angelegenheiten nur so viel zur allgemeinen Kenntniß, wie die Politik erheischt. Also nur das Auge ist der Großsiegelbewahrer des Herzensreiches, und was mit diesem Siegel ab- und ausgedrückt wird, ist das einzig Wahre und Untrügliche. Jeder Blick ist ein unwiderleglicher Ausspruch.

Am passendsten lassen sich die Augen — die Fenster des Herzens nennen, denn jeden Morgen werden diese Fenster aufgemacht, sie haben Lädchen (Augenlider) und Vorhänge (Wimpern), sie laufen bei unfreundlichem Geschick trüb an, es fließen Tropfen von ihnen herab, und am Ende, wenn unser Herrgott das Menschenhaus absperrt, fällt das Fenster zu oder bricht. Allein ein Fenster ist eine bloße Glasscheibe, es spiegelt und malt sich auf ihr selbst gar nichts ab, man kann blos durchschauen; durch ein Fenster fällt das Licht von außen hinein, durch das Auge strahlt das Licht von innen heraus. Ein Fenster ist ein Todter, er sagt Jedem, der hineinschaut, dasselbe. Ein Auge hingegen ist lebendig, es hat für Jeden eine andere Färbung, einen anderen Strahl, ein verschiedenes Licht. Das Auge ist Alles; das Auge ist das Comptoir, in welchem jeder Wechsel der Empfindung erst sein Accept erhalten muß. Der Ring des Auges ist der große Trauring der Gefühle; der Augapfel ist der Reichsapfel der Empfindung, und der Stern im Auge ist der Leitstern des Herzens. Jeder Blick ist ein durch Strahlenfeuer und Thränenwasser gegangener und geprüfter, treuer Tamino; die Iris im Auge ist eine Götterbotin, wie die Iris im Himmel, ihre Sendung ist untrüglich! In der Regenbogenhaut des Auges strahlt der ewige Regenbogen, den der Schöpfer als Zeichen seiner Wahrheit und Liebe einsetzte. Die Augen sind mehr als Fenster, mehr als Spiegel, denn ein Spiegel ist ein Egoist, der nur das wieder vergilt, was man ihm giebt; ein Spiegel ist ein hartherzig kaltes Ding, eine eisige Schöne, die Jedem sein ‚Ich‘ zurückwirft; das Auge hingegen ist der Reichs-Dragoman, der erste Dolmetscher des Herzens; es spricht alle Sprachen und giebt den leisesten Willen des Herzens kund.

Aber es ist vor allen Dingen nöthig, daß man, um diese Sterne zu deuten, die Sternenkunde auch verstehe. Dem Blinden ist selbst der Himmel mit seinen Sternen ein nichtssagendes leeres Blatt, eingeschoben in dem großen Buche der Schöpfung. Dem, der sich auf Augen und Blicke nicht versteht, dem freilich sind Augen und Blicke nichts, als blau, oder grau, oder schwarz gekleidete Livréediener des Herzens, zwei leblose Laternen an beiden Seiten der Gehirnchaise &c. Wer aber die tiefe und sinnige Astronomie und Astrologie dieses Sternenhimmels kennt und versteht, der wird, so wie der Astronom durch die Sternkunde erst die wunderbare Größe Gottes erkennt, auch durch diese Augen-Sternkunde erst die wunderbare Größe, die Schönheits-Allmacht und den Zauberreiz der irdischen Göttinnen — der Frauen kennen, bewundern und lieben lernen! Nach diesen Sternen richtet sich der Compaß aller Nebenschiffchen, die in dem feinen Gewebe unserer Empfindungen hin- und herlaufen; nach diesen Sternen richten wir den Weg in der großen Saharawüste unseres Daseins; nach dem Auf- und Niedergang dieser Sterne berechnen wir unseren Lebensmorgen und Lebensabend, und unter diesen Sternen wie unter den wirklichen sucht der Liebende seine ‚Jungfrau‘, der Krieger seinen ‚Schütz‘, der Jurist seine ‚Wage‘, der Sänger seinen ‚Schwan‘ und der Dichter seine ‚Leier‘.“

Das Bärbel am Arenenberg. Die „Gartenlaube“ brachte neulich interessante Mittheilungen über den Aufenthalt des Prinzen Louis Napoleon im Schlosse Arenenberg, das angesichts der grünen Insel Reichenau freundlich vom Thurgauer Ufer auf das weite, schimmernde Seegebiet herabblickt und durch die jüngste Anwesenheit des Kaiserpaares neues Interesse gewonnen hat. Bei meinem Aufenthalte in dem nur wenige Stunden davon entfernten schweizerischen Städtchen Stein am Rhein wurde mir durch Zufall eine Episode aus der Jugendgeschichte des „neuen Cäsars“ bekannt, die ich im Anschluß an den oben erwähnten Artikel und an die letzte Kaiserreise hier mittheilen will.

Es war zu jener Zeit, als die vielgenannte Dappenthaler Affaire die Gemüther der Schweizer erregte. In der Verletzung des Grenzgebietes glaubte jeder Einzelne sich selbst beraubt, denn es liegt einmal in der republikanischen Erziehung und in der patriotischen Anschauungsweise des Schweizers, daß er überall in den Interessen des Gesammtstaates seine eigenen Interessen und in den Verhältnissen der Republik seine eigenen Verhältnisse gefährdet sieht. Da schwiegen denn endlich einmal die Stimmen des „Cantönligeistes“, dafür aber schleuderten die drittehalb Millionen Zungen der vier verschiedenen Nationalitäten, aus welchen die Bevölkerung des Bundesstaates besteht, deutsch, französisch, italienisch und romanisch, wie ein einziger grollender Donner den Bannfluch auf den „undankbaren Schweizerbürger“, welchen einst als heimathlosen Flüchtling das ganze, freie Volk mit Gut und Blut gegen den Machthaber des Thrones zu schützen bereit war, von dem herab er nun selbst die geheiligten Grenzen Helvetiens bedrohte. Man muß die Schweizer kennen, um die Unzahl von Flüchen und Verwünschungen zu begreifen, welche damals auf das Haupt des „neuen Cäsars“ geschleudert wurden; jeder Einzelne wäre ihm gern ein „Brutus“ geworden. Nur Eine hörte ich oft das Toben der Männer besänftigen und zuversichtlich sagen: „Ich hab' ihn g'kannt, den Louis, 's war halt a braver Burich, i glaub' nit d'ran, daß er was Böses gegen d' Schweiz im Sinn hat; ‚undankbar‘ ist er halt nimmer g'st.“

Es war eine gutmüthige, verständige Frau von kaum mehr als vierzig Jahren, die so sprach. Sie wurde von Jung und Alt die Frau Bäbel genannt und war für mich nicht allein die sorgende Wirthin, in deren Hause ich wohnte, sondern namentlich auch die Freundin, mit deren Familie ich am liebsten verkehrte. Gern hätte ich sie wohl gefragt, woher sie den „Louis“ so genau kenne, allein der Gast hat in nordschweizerischen Häusern eine an-

dere Stellung, als bei uns in Deutschland, und wenn ihm das seltene Glück zu Theil wurde, in einem Familienkreise Zutritt zu erhalten, so thut er wohl, wenn er in politisch bewegten Zeiten die äußerste Zurückhaltung beobachtet. Ich verschob daher meine Frage, bis sich mir auf einem Spaziergange eine passende Gelegenheit bieten würde.

Meine Wirthin liebte nämlich ebenso wenig wie alle Schweizerinnen große, verschwenderische Vergnügungen, Aufwand und Luxus, daher animirte sie mich oft zu gemeinschaftlichen Ausflügen. Auf steilen Fußsteigen stiegen wir dann wohl durch Rebenberge und Wald hinauf zum alten Raubschlosse Hohenklingen, von wo wir über dem Rheinthal und den grünen Vorbergen der Schweiz die Riesen der Alpenwelt in der blitzenden Galauniform ihres Schnee- und Eisregimentes leuchten sahen, oder wir wanderten hinüber nach der alten römischen Ruine Strotsburg, die, wenig gekannt und noch weniger besucht, uns eine herrliche Aussicht über den weiten Spiegel des Bodensees und sein goldschimmerndes Gebiet gewährte. Hier saßen wir eines Nachmittags auf dem zerbröckelnden Gemäuer. Vor uns lag der Untersee mit dem stillen Flecken Radolphszell, fern am Bodensee Constanz mit seinem grauen Münster; näher, dem Oertchen Ermatingen gegenüber, schien das grüne Eiland von Reichenau auf den goldklaren Fluthen zu schwimmen, in denen sich das weinreiche Thurgauer Ufer mit dem neu restaurirten Schlosse Arenenberg spiegelte.

„Da drüben,“ begann meine Gefährtin, „in jenem Dörfli unterm Areneberg, hab' i meine Kindheit verlebt. Meine Eltern waren früh g'storben und so wurd' i halt bei einem Onkel, der dort Pfarrer war, erzogen.“

„Ach,“ fing ich, die Gelegenheit benutzend, „dort war es auch wohl, wo Sie die Bekanntschaft des Prinzen Napoleon machten, deren Sie in meiner Gegenwart schon öfter erwähnten?“

„Ei freilich war's da!“ antwortete sie redselig und mit sichtbarer Befriedigung, daß ihr nun die Gelegenheit geboten war, von einer ‚Jugendbekanntschaft‘ zu erzählen, auf die sie sich nicht wenig einbildete. „Der Louis kam gar oft zu meinem Vetter, seinem Jugendfreund, in's Haus, und dann war's halt gar nit, als wär' a Prinz zu uns kommen. Aber 's war lange, lange Zeit, da kam er halt nit mehr, und wir hörten nur lauter verworr'ne Ding' von ihm rede: daß er eing'sperrt sei und dann wieder ausg'rissen und über's Meer gangen. Und die Hortense, die arme Königin droben auf dem Schloß, ward krank; wir dachten, 's wär' halt aus Gram über den Louis, und da wollt' ich ihr a rechte Freud' machen und bracht' ihr die ersten reifen Trauben in's Schloß, die drunten am See bei uns gereifet; 's war halt im August! Als i aber in's Schloß komm', da steht der Louis, von der Sonne ganz braun g'brannt, und hinter ihm a häßlicher Mohr, den er mit aus Brasilien g'bracht. Und sowie mich der Louis sieht, kommt er an gleich auf mich zu und kneift mi in d' Backen und sagt: ‚Ach, da ist's Bärbel auch noch; ei, und wie bist' groß und hübsch worden, Bärbel!‘ Da mußt' i mi ordentlich schäme und schlug d' Augen nieder, weil mich der Prinz so freundlich anschaute, wie sonst; und dabei ließ ich meinen Korb mit den schönen Weintrauben in den Sand fallen. Das war recht schad' drum, die arme, kranke Königin hätt' sie g'wiß gern g'essen. Der Louis aber, der hat noch a lang G'spaß macht mit den Weintrauben und i glaub', er hat die G'schicht heut noch nit vergesse.

Und a paar Tage d'rauf, da spielt' ich mit meinen Freundinnen, 's waren ihrer wohl vierzehn oder fünfzehn an der Zahl, auf dem Kirchplatz mitten im Dörfli, als der Prinz vorüberfuhr, und zwar wieder mit seinem unvermeidlichen, garstigen Mohr hinten auf der Chaise. Er erkannte mich, ließ anhalten und frug: ‚Willst' mitfahren, Bärbel?‘

‚Wenn Sie meine Gespielinnen auch mitnehmen wollen?‘ antwortete ich.

‚Das ist unmöglich, Bärbel!‘ rief der Prinz. ‚Du siehst, daß in meinem Wagen nur noch ein Platz neben mir frei ist; drum komm' allein!‘

Mit dem Prinzen war, wenn er sich einmal 'was in den Kopf g'setzt, halt nit z'spaße; und am allerwenigsten durften ihm junge Maidlis trauen; deshalb fingen wir an lachend davonzulaufen. Als ich aber sah, daß er seinen Mohr schickt', um mich festz'halten, verdoppelt' ich meine Schnelligkeit. Es half mir nichts, und ich sah mich bald von den schwarzen Armen gepackt. In meiner Angst schrie ich aber so laut, daß dem Prinzen selbst bang' ward und er seinem Helfershelfer zurief: ‚Na, wenn das Bärbel einmal so spröd' ist und nit zu mir mag, so gieb ihr einen Kuß und laß' es laufen.‘

Der Mohr that nach sein's Herrn Befehl, küßte mich arm's Ding und ließ mich dann laufen . . . laufen, sag' i? und g'brauch halt wohl a falsches Wort; denn als das Schwarzg'sicht seine blutrothen, aufgeworfenen Lippen auf die meinen g'drückt, hat' mich der Schreck halb g'lähmt.

Andern Tags war der Prinz wieder bei meinem Vetter. ‚Nun, Bärbel,‘ sprach er, als er mich furchtsam zur Thür hereintreten sah, ‚willst Du das nächst' Mal lieber den Prinzen Napoleon oder seinen Mohr küssen?‘“

Diese und noch viele andere Episoden erzählte mir die gute Frau; aber alle bezogen sich auf den Arenenberg und das stille „Dörfli am See“. Die Dämmerung war herabgesunken. Am Himmelsgewölbe hatte sich nach und nach das Heer der Sterne entzündet, und hinter den fernen Eisfirsten ging der Vollmond wie eine blutige Flamme auf und spiegelte sich in den zitternden Wellen des Sees, als wir den schmalen Steig durch die Rebenpflanzungen zu unserm Städtchen hinabgingen. Der Abendwind rauschte durch die Zweige und die schwankenden Schatten der Laubkronen waren auf dem hellen Pfade von wunderbarer, fast geisterhafter Wirkung. Abendglocken klangen von nah und fern aus den Bergthälern über dem See zusammen und zwar manche aus solcher Ferne, daß sie wie Töne einer Windharfe von den Abendlüften herübergetragen wurden. Dumpfer aber und feierlicher hallten die Glocken von Ermatingen und dem dabei gelegenen „Dörfli“ am Arenenberg herüber, als uns aus den Straßen des Städtchens, dem wir zueilten, der frohe Gesang des schönen schweizerischen Liedes: „Rufst du, mein Vaterland!“ entgegentönte. In den Gassen herrschte wieder der Frohsinn, den wir seit Wochen vermißt hatten, und als wir endlich über unsere Schwelle traten, kam uns der Hausherr mit dem „Bund“, der bekannten schweizerischen Zeitung, entgegen und rief: „'s ist All's abgethan und es bleibt halt Friede zwischen Frankreich und der Schweiz. Der Kaiser ist unserm Bundesrath entgegengekommen und hat ihm die Hand zur directen Unterhandlung und friedlichen Regelung der Angelegenheit g'boten.“

Jeder war glücklich über diese unerwartete Nachricht; aus keinem Angesichte glänzte aber die Freude reiner, als aus dem des alten „Bärb'le“. Mit einer wahren Genugthuung, und gleichsam wie mit einem Vorwurfe, sagte sie zu den nun wieder beruhigten Männern: „Ich hab' ihn besser g'kannt, den Louis, und hab' nimmer d'ran glauben möge, daß er Böses gegen d' Schweiz im Sinn trüg'; denn ‚undankbar‘ ist er halt nimmer g'si.“

Wie uns mitgetheilt wird, ist auch das „Bärble“ jenes Mütterchen gewesen, das sich neulich, als Napoleon den Arenenberg besuchte, durch die am Fuße desselben gedrängt zusammenstehende Menschenmenge Bahn brach, um dem Kaiser die Hand zu schütteln, und ihm dann ungenirt in's Gesicht sagte: „Ihr sid doch a chli g'altert, Herr Kaiser.“

Liebig'sches Fleischextract. Dieses Präparat ist, nach Angaben Liebig's bereitet, ein kalter, wässriger Auszug des von seinem Fette möglichst befreiten Ochsenfleisches, der, um das Eiweiß auszuscheiden, schnell erwärmt und hierauf vorsichtig zur Dicke eines gewöhnlichen Breies eingedampft wird. So erhalten, stellt es eine bräunliche Masse dar, die angenehm nach Braten riecht und schmeckt und sich jahrelang unverändert aufbewahren läßt. Die geringe Ausbeute, ungefähr $^{1}/_{10}$ des verwendeten Fleisches, machte bei unseren hohen Fleischpreisen das Extract so theuer, daß es nur in seltenen Fällen angewendet werden konnte und von einer allgemeineren Verbreitung, besonders als Nahrungsmittel, gänzlich abgesehen werden mußte.

Die Industrie hat sich in neuerer Zeit auch dieses Artikels bemächtigt, und ein Herr Gilbert, der unter Leitung der Professoren v. Liebig und Pettenkofer in München die Bereitung praktisch erlernte, hat jetzt in Uruguay in Südamerika, wo das Fleisch als werthlos bei Seite geworfen und die Thiere nur ihrer Felle wegen geschlachtet werden, eine große Fabrik zur Ausbeute dieses Artikels errichtet, aus welcher er sein Fabrikat regelmäßig nach München sendet, von wo es durch die Professoren v. Liebig und Pettenkofer unentgeltlich untersucht und unter der Bedingung weiter versendet wird, daß der Preis nur den dritten Theil von dem bei uns bisher bereiteten Extracte beträgt.

Kaum fängt nun das billigere Fleischextract an, sich allgemeineren Eingang zu verschaffen, so bemächtigt sich auch schon die Marktschreierei dieses Artikels und ein Herr Dr. Meyer-Berk aus Frankfurt empfiehlt einen Fleischextract-Syrup, der natürlich gegen nicht weniger als alle Krankheiten helfen soll, aber mit dem Liebig'schen Präparate nichts als einen Theil des Namens gemein hat. In der langen Reclame läßt Herr Meyer-Berk seinen Syrup durch einen Herrn Dr. Gautier St. Martin in Paris chemisch untersuchen und empfehlen. Herr Dr. Gautier hebt nun als besondere Empfehlung den Umstand hervor, daß dies Präparat sehr viel Eiweiß enthalte; allein jede Hausfrau weiß, daß sich Eiweiß nur getrocknet und gepulvert unverändert aufbewahren läßt, aber in flüssigem oder nur feuchtem Zustande nicht nur selbst schnell zersetzt und den bekannten Geruch nach faulen Eiern entwickelt, sondern zugleich zersetzend auf verschiedene andere Körper einwirkt. Dr. Gautier's Anpreisung ist entweder nichts, als ein gewöhnlicher Schwindel, oder zeigt von einer so gänzlichen Unkenntniß chemischer Vorgänge, daß es nur des Hinweises darauf bedarf, um das Publicum vor diesen Anpreisungen zu schützen.

Leipzig. Dr. M. Rothe.

zum Schweigen verdammend, und die schöngeistigen Zeitschriften müssen Novellen und ähnlichen Schöpfungen einen zu großen Raum gönnen, als daß sie ihren Lesern einen Ueberblick über die ganze geistige Thätigkeit auf den Gebieten der populären Wissenschaften, der Literatur und der Künste gewähren könnten. Einen solchen Einblick in die große geistige Werkstatt des Tags zu eröffnen, ist das Ziel, das die „Europa" seit Jahren verfolgt. Es erscheint kein Werk von allgemeinem Interesse, ohne daß unsere Zeitschrift schon in ihrer nächsten Nummer dasselbe nach Geist und Inhalt kennzeichnete und so viel daraus mittheilte, daß jeder Leser die Bedeutung und den Charakter der neuen Erscheinung selbst würdigen könnte. Denn nicht den Leser in seinem Urtheil zu bevormunden, sondern ihn mit allem Neuen durch Auszüge bekannt zu machen, ist unsere Tendenz. Vorzugsweise benutzen wir zu längern Mittheilungen solche Bücher, die Biographisches von großen Deutschen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit mittheilen, interessante Beiträge zur Geheimgeschichte der Zeit liefern, culturhistorisch wichtige Züge aus dem Volksleben schildern, Skizzen der modernen Gesellschaft, anziehende Charakterschilderungen, frische Bilder aus fernen Gegenden enthalten. Um den augenblicklichen Standpunkt einer Kunst, eines Literaturzweiges in lebendiger Weise anschaulich zu machen, führen wir die besten Vertreter derselben in Biographien und Charakteristiken vor. Für sociales, wissenschaftliches und Kunstleben ist die „Europa" eine Chronik.

Unter den vier Rubriken: **Aus der Gesellschaft, Literatur, Kunst, Musik und Theater** werden die Erscheinungen dieser Gebiete, auf das Sorgfältigste gesammelt und übersichtlich geordnet, den Lesern vorgeführt. Daß dieser Theil, welcher auf die größte Schnelligkeit der Mittheilungen besonderes Gewicht legt, auch an Reichhaltigkeit wenig zu wünschen übrig läßt, mag daraus hervorgehen, daß der laufende Jahrgang gegen dreitausend Artikel umfaßt. Wer unsere Chronik mit Aufmerksamkeit liest, wird auf dem ganzen Gebiete, welches in der Regel Gegenstand der Unterhaltung in Kreisen der gebildeten Gesellschaft ist, gut orientirt sein, und wir können sie deshalb als eine nie versiechende Quelle zur Belebung der geselligen Unterhaltung bezeichnen.

Die Redaction.

Bei der anerkannten Bedeutung unseres Blattes kann selbstverständlich kein deutscher Lesecirkel die „Europa" entbehren, und wie der Erfolg der letztern bereits den Beweis geliefert hat, daß — trotz der vielen bei Weitem billigeren Wochenschriften — sich ein gutes, wahrhaft gediegenes Blatt rasch und dauernd in Deutschland einzubürgern weiß, so wird sich unsere Zeitschrift nunmehr auch in Kreise verbreiten, wo bis dahin weder durch Lesecirkel noch sonstige ähnliche Veranstaltungen dergleichen Blätter gedrungen sind. In kleineren Orten und Gesellschaften, die ein Interesse an Literatur und Kunst nehmen, dürfte es sich als das Gerathenste empfehlen,

wenn sich eine Anzahl von drei oder vier Theilnehmern zu einem Abonnement auf die „Europa" vereinigte,

um sich dadurch immer auf dem Laufenden der wichtigeren Erscheinungen deutscher und fremdländischer Literatur und der Bewegung auf dem Gebiete der Kunst und des gesellschaftlichen Lebens zu halten und sich zugleich ein Jahrbuch zu gewinnen, das, auch wenn der Reiz der Neuheit seines Inhalts vorüber ist, als eine wahre Chronik der Zeit und ihres Geistes von dauerndem und praktischem Interesse und Werthe bleibt und in den Auszügen aus den besprochenen Schriften eine der umfassendsten Bibliotheken für unterhaltende und belehrende Lectüre bildet.

Daß dies vorstehend Gesagte keine gewöhnliche buchhändlerische Reclame ist, mögen die im Folgenden abgedruckten Urtheile der besten Organe unserer periodischen Presse bekunden.

Unter den Zeitschriften, welche sich Verbreitung höherer Bildung und fesselnde Unterhaltung zur Aufgabe gestellt haben, nimmt die „Europa" einen der ersten Plätze ein. Indem sie die wichtigsten Fragen der Tagesgeschichte in leitenden und gut, besonders aber mit Sachkenntniß geschriebenen Artikeln bespricht, vergißt sie nicht, alles Kennenswerthe im Gebiete der Literatur, Wissenschaft, Kunst und des socialen Lebens in ihr Bereich zu ziehen, und populär geschriebene wissenschaftliche Aufsätze wechseln unterhaltend ab mit novellistischen Skizzen, Reisebildern, Biographieen und kritischen Besprechungen der wichtigeren Erscheinungen auf dem Büchermarkte.
(Ger.-Anz.)

Die „Europa" gehört mit zu den am besten redigirten deutschen Journalen, indem besonders das Feuilleton für Literatur, bildende Kunst und Theater reichhaltige und in ihrem Urtheile unparteiische Notizen giebt.
(Breslauer Ztg.)

Die „Europa" hat in der vorgenommenen Umgestaltung auf das Glänzendste dargethan, daß sie mit vollem Rechte den Titel „Chronik der gebildeten Welt" führen darf. Die Zeitschrift empfiehlt sich allen gebildeten Familien eben so sehr durch Mannigfaltigkeit, als durch gediegenen Inhalt und ansprechende Form. (Schlesische Ztg.)

Die Wochenschrift „Europa" hat einen sehr bemerkenswerthen Aufschwung genommen und das uns vorliegende Quartal giebt Zeugniß von der regsamsten, gediegenen und umsichtigen Thätigkeit des geschätzten Redacteurs. Sehr tüchtige und geachtete Mitarbeiter sind veranlaßt, mit ihrer Thätigkeit die regsamen Bestrebungen des Leiters zu unterstützen. So giebt die Mannigfaltigkeit und Trefflichkeit des Inhalts der „Europa" volle Berechtigung, dies Journal für die Lectüre gebildeter Familien warm zu empfehlen. (Dresdner Journal.)

Die „Europa" zeichnet sich durch eine überraschende Fülle und Mannigfaltigkeit der Leistungen aus. Vorzüglich reich ist der Chroniktheil ausgestattet, der in der That Alles zusammenträgt und verarbeitet, was in Wissenschaft, Kunst und öffentlichem Leben die Aufmerksamkeit des Augenblicks zu fesseln geeignet ist. (Hamb. Correspondent.)

Will man gerecht sein, so muß man bekennen, daß seit geraumer Zeit die „Europa" mit großer Umsicht, ausgezeichnetem Takt und einer geistigen Frische redigirt wird, wie sie in diesem Moment gerade uns sehr erwünscht erscheinen muß und mit hohem Danke anzuerkennen sein möchte.
(Jahreszeiten.)

Sämmtliche Artikel sind entweder von vornherein so ausgewählt oder nachträglich überarbeitet, daß ein wohlthuender, belehrender wie erfreuender Geist, eine Anschauung voll Frieden und Gemüth darin lebt. Der erste Theil bringt meist größere Darstellungen, sei es aus dem Gebiete der Menschenkunde, Naturwissenschaft oder in's Fach der Erzählung einschlagend; die dann folgende sogenannte Chronik eine Reihe kleinerer Bilder und Notizen der Gegenwart aus dem ganzen Reiche des Wissenswerthen und Neuen. — Man lernt, wenn auch nur in Auszügen, die trefflichen Leistungen kennen, geht Hand in Hand mit der Zeit und fühlt sich unbemerkt auf einen Punkt gehoben, wo ihre besonnten Gipfel und ihre Schattenthäler zugleich contrastiren. Wir wünschen daher, daß die Sprache ruhiger Anschauung der Zeitschrift ungetrübt verbleiben möge, und ihre Verbreitung wird schnell wachsen, wenn auch mehr und mehr kleinere Blätter sich anstrengen, sie zu plündern und für sich selbst auszubeuten. (Hbg. Nachrichten.)

Die Zeitschrift „Europa" hat ihre Ankündigung, „daß sie Alles aufbieten werde, durch Mannigfaltigkeit und Auswahl ihrer Mittheilungen immer noch Größeres zu leisten", seither wahr gemacht. Sie nennt sich eine Chronik der gebildeten Welt, und man kann diesem Titel nicht besser entsprechen, als sie es thut. Das letzte Quartal, das uns vorliegt, enthält einen Reichthum von Aufsätzen in allen Richtungen, wie sie kein anderes Journal bietet, und den meisten derselben ist nachzurühmen, daß sie sowohl den Zeitbedürfnissen entsprechen, als auch durch ihre geistreiche Auffassung und interessante Behandlung alle Erwartungen befriedigen. In Summa, die „Europa" verdient vor den meisten andern Zeitschriften die ernste Beachtung aller Leser. (Aachener Zeitung.)

Die „Europa" ist unter ihrer gegenwärtigen Redaction eine der besten unserer schönwissenschaftlichen Zeitschriften, vielleicht die beste überhaupt. Der Inhalt ist sehr reich und mannigfaltig, und es wird aus allen Gebieten des Lebens, der Literatur und Kunst das Neueste und Interessanteste rasch zur Kenntniß des Lesers gebracht. (St. Gall. Ztg.)

Zu den vorzüglichsten unserer Zeitschriften gehört unbedingt die „Europa". Ueberall sucht sie in das Leben einzugreifen und der politischen, der Cultur- und wissenschaftlichen Entwickelung interessante Seiten abzugewinnen. Es liegt uns ein Monats-Band vor, und erst wenn man so eine Reihe von Heften gesammelt durchsieht, erkennt man recht den Reichthum des gebotenen Stoffes, der in anziehender Weise dem Leser eine Fülle von Belehrungen gewährt. Von besonderem Werthe sind dabei, was kein anderes Journal so übersichtlich bringt, die fortlaufenden Notizen über Kunst und Literatur, welche den Leser auf dem Laufenden über die Erscheinungen der Bildung aller Nationen halten und nützliche Fingerzeige über sie geben.
(Elberfelder Ztg.)

Zu den tüchtigsten deutschen Unterhaltungsschriften gehört die „Europa". Das Journal gewährt einen großen Reichthum von unterhaltender und belehrender Lectüre, bietet mannigfache Abwechslung und erfüllt nach allen Richtungen hin die Aufgabe, die demselben gestellt worden.
(Preßburger Ztg.)

Die „Europa" erfreut sich immer eines gewählten Leserkreises, den sie sich besonders dadurch zu erhalten sucht, daß sie die neuesten Erscheinungen der Literatur in Form selbstständiger und geschmackvoll geschriebener Aufsätze, die keine eigentliche Kritik sein wollen, vorführt. Zudem bietet sie Biographien von Zeitgenossen, die stets objectiv gehalten sind. Die „Europa" hat für das laufende Jahr ihren Umfang vermehrt, und ist im Aeußern eleganter als bisher ausgestattet; sie hat aber schon aus früherer Zeit Anspruch auf volle Beachtung. (Triester Ztg.)

Wen Neigung oder Beruf dazu veranlassen, sich von den neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und der Kunst fortlaufend in Kenntniß zu erhalten, der kann sich keinen besseren und sichereren Wegweiser wählen, als die „Europa". Die Redaction läßt kein wichtiges Erzeugniß auf diesem Felde an sich vorübergehen, ohne historische und kritische Bemerkungen daran zu knüpfen oder durch Berichte, Auszüge, Uebersetzungen &c. dem Leser den Werth des Gebotenen zu veranschaulichen. Die Artikel sind ebenso gediegen wie verständlich und bringen neben dem Wissenschaftlichen für den Fachmann so vieles Gemeinnützige und allgemein Anziehende, daß das Blatt mit Recht außerordentlich begehrt ist.
(Fernbach's Journal.)

Zu allfälligen Bestellungen beliebe man sich des beiliegenden Zettels zu bedienen. **Die Verlagshandlung.**

Zur Nachricht!

Mit nächster Nummer schließt das dritte Quartal. Wir ersuchen daher die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 39. Die Gartenlaube. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die zwölf Apostel.

Von E. Marlitt.

(Schluß.)

Werner hatte bewegungslos zugehört. Er mochte fürchten, durch einen tieferen Athemzug oder einen Blick die weiche Stimme zu verscheuchen, die ihm hier, in Lust und Schmerz halb gebrochen, die Tiefen einer Mädchenseele enthüllte. Als Magdalene schwieg, sagte er langsam und ohne sich nach ihr umzuwenden:

„Und fiel kein einziger Liebesstrahl in Ihr Kindesleben?“

„Die Muhme hat mich mütterlich und zärtlich gepflegt — ihr Herz ist voll Liebe gegen mich,“ sagte Magdalene rasch und bewegt, „aber sie mußte für Brod sorgen, und es blieb ihr keine Zeit, zu beobachten, was in meinem Innern vorging. Auch hatte sie gewissermaßen eine Scheu vor meinem stürmischen Wesen, was mich später bewog, ihr gegenüber so ruhig wie möglich zu sein, um ihr keinen Kummer zu machen. . . Dann saß in der Schule neben mir ein schönes, kleines Mädchen mit einer sanften Stimme, die ich unbeschreiblich liebte; das Kind war barmherzig gegen mich; es spielte mit mir und nahm mich sogar einmal mit in sein elterliches Haus. Seitdem aber wurde es scheu und wich mir aus, und als ich einstmals sehnsüchtig auf der Steintreppe vor dem Hause saß, da kam ein Dienstmädchen heraus und hieß mich rauh meiner Wege gehen — die Frau Secretairin leide es nicht, daß ihr Töchterchen mit hergelaufenen Kindern spiele. . . Oft, wenn ich aus der Schule nach Hause ging, begegnete ich einem Knaben, der ernst und stolz den Kopf in den Nacken warf und der doch so mild aussehen konnte mit seinen blauen Augen. Seine Locken waren so golden, wie die meiner Mutter, und deshalb mußte ich ihm immer nachsehen, so lange ich konnte. Ich betrachtete ihn mit ehrfurchtsvoller Scheu und meinte, in den schön gebundenen Büchern, die er unter dem Arme trug, müßten Wunderdinge stehen. Er war viel älter als ich und der Sohn vornehmer Eltern; das kümmerte mich nicht — er sah ja aus wie meine Mutter, und deshalb mußte er gut und edel sein und ein Herz voll Mitleiden haben. . . Als mich aber einst eine Horde wilder Knaben mit Steinwürfen verfolgte und mich mit höhnendem Geschrei umringte, ging er vorüber. Er führte ein kleines Mädchen mit lichten Augen und farblosen Haaren sorgsam an der Hand; sie war ihm verwandt und hieß Antonie, sie zeigte geringschätzend auf mich, das berührte mich nicht, aber von ihm dachte ich, er wird dich schützen und die bösen Kinder verjagen . . . o, wie wehe that es, als er von fern stehen blieb, Abscheu in den Zügen, und das kleine Mädchen an sich drückend, als könne mein Anblick ihr schaden. . . Wahrlich, er war schlechter noch, als meine Verfolger; denn es hätte nur eines Wortes aus seinem Munde bedurft, um mich vor der Verwundung zu schützen, deren Narbe ich noch am Arme trage. . . Es war, als drehe sich in jenem Augenblick mein Herz um, und es ward voll Haß gegen den Knaben!“

Magdalene war einen Schritt näher getreten. Sie hatte immer lauter und heftiger gesprochen, und ihre Augen, die sie jetzt fest auf den jungen Mann richtete, flammten, als käme erst in diesem Augenblick jenes Gefühl zum Durchbruch.

Werner blickte auf. Er sah bleicher aus als vorher, nahm aber gelassen den Bleistift auf und schnitt ihn zurecht, indem er fragte:

„Und — hassen Sie ihn noch?“

„O, mehr als je!“ stieß Magdalene leidenschaftlich heraus. „Ich mag ihm nie mehr begegnen! . . . Einen Gifttropfen, der zerstört, segnet man nicht!“

Mit diesen Worten wandte sie sich um und eilte durch den Kreuzgang hinauf in die Stube, die sie hinter sich verriegelte. Hier stand sie eine Weile athemlos und mit starren Augen am offenen Fenster und wiederholte sich, was eigentlich geschehen war. Sie hatte sich hinreißen lassen, vor einem Manne, den sie selbst herzlos und hochmüthig nannte, die Wunden ihrer Seele zu enthüllen, sie, die bis dahin zu stolz gewesen war vor fremden Ohren je eine Klage laut werden zu lassen. Sie hatte ein Erlebniß erzählt, das, wenn auch in ihr Kindesleben fallend, doch von großem Einfluß auf ihr innerstes Sein gewesen war und das in jüngster Zeit wieder die heftigsten Kämpfe in ihr hervorgerufen hatte. Nie hatte selbst die Muhme erfahren, wie dem armen Kinde der ganze Sonnenglanz seiner Seele, die kindliche Schwärmerei für ein aus der Ferne abgöttisch verehrtes Wesen grausam entrissen wurde. Nie aber auch hatte Magdalene sich selbst eingestehen mögen, daß das heranwachsende Mädchen später jenen Vorfall in der Erinnerung zu verwischen suchte und gern das Ideal ihrer Kindheit mit dem stolzen, lockenumwallten Gesicht in ihren Träumen heraufbeschwor. Sie sträubte sich ja noch in diesem Augenblick leidenschaftlich gegen das Bewußtsein, daß kein Gedanke sie beseele, der nicht ihm gehöre, keine Regung in ihrer Brust auftauche, die nicht von ihm spreche, ja, daß sie mit jeder Faser ihres Lebens an ihn gekettet sei, der auf der eisigen Stirn ihr nur Hohn und Spott entgegenhielt. . . Und nun war Vieles über ihre Lippen geschlüpft, das aus dem tiefinnersten Geheimniß hervorging, und zwar vor ihm, der es nie und nimmer hätte wissen sollen. . . Mußte nicht die Treue, mit der sie jene Episode der Kinderzeit festgehalten, die leidenschaftliche Aufregung, in die sie bei ihrer Erzählung gerieth, ihm nothwendig zeigen, in welchem Maße ihre Seele von ihm erfüllt war? . . . Es war ihren Blicken

nicht entgangen, trotz der strengen Beherrschung seiner Züge, daß Werner in der Schilderung des Knaben sich erkannt hatte — einen Moment war dies ruhige, kalte Gesicht bleich geworden, ohne Zweifel im Zorn darüber, daß ein Mädchen den Muth haben konnte, ihm, dem verwöhnten, vornehmen Mann, gegenüber ungescheut zu sagen, sie hasse ihn. . . Das war ein Triumph für sie gewesen, eine glänzende Sühne für die Qualen, die jene hochmüthigen Augen, jenes spöttische Lächeln ihrem Herzen so oft zugefügt hatten. Ja, sie hatte sich und ihren Mädchenstolz einen Augenblick vergessen; aber sie hatte auch gesiegt . . . und doch weinte sie jetzt über diesen Sieg heiße Thränen; ja, es war ihr, als klaffe unter ihm ein Grab, in das sie das liebste Eigenthum ihrer Seele muthwillig selbst gestoßen habe.

Aus dem Gewirr von widersprechenden Gedanken, welches in ihrem Kopf auf und ab wogte, trat nur einer klar ausgeprägt vor ihre Seele, und sie griff nach ihm, als dem einzigen Rettungsanker — sie mußte nun unausbleiblich fort, weit fort. Es half zu nichts, wenn sie in eine andere, nahegelegene Stadt ging — sie durfte keine deutsche Luft mehr athmen, keinen deutschen Himmel mehr über sich sehen, das Meer mußte zwischen ihm und ihr liegen — sie wollte fort, weit, weit fort.

Als gäbe dieser Gedanke ihr neue Flügel, lasse sie aber auch jetzt schon nirgends mehr rasten, eilte sie aus der Stube und betrat mechanisch wieder den Kreuzgang. Beim ersten Blick überzeugte sie sich, daß Werner den Garten verlassen hatte. Sie lief rastlos auf und ab, ihr Denken angestrengt auf den einen Punkt gerichtet, wie sie sich Reisemittel verschaffe, bis sie sich todtmüde auf das Postament setzte, das Jahrhunderte lang die Statue der Jungfrau Maria getragen hatte. Sie schloß die Augen und schmiegte sich an das Gemäuer, das eine erfrischende Kühle über ihre brennenden Glieder hauchte. Tiefe Stille herrschte in dem kleinen Winkel, die kein Lüftchen zu stören wagte; nicht einmal die Ranken des Ginsters bewegten sich, die, droben um die Säulenknäufe gewickelt, ihre Enden muthwillig und frei in der Luft hängen ließen. . . Nur dann und wann, sobald das junge Mädchen aufzuckte und hastig seine Stellung änderte, ließ sich ein leises Knirschen in der Wand hören, wobei das Postament jedesmal leicht erzitterte. Zu tief in sich selbst versenkt, hatte Magdalene anfänglich dies seltsame Geräusch nicht weiter beachtet; einmal aber stieß sie heftiger an eine hervorragende Stelle in dem unteren Mauerwerk und wurde in dem Augenblick unter einem widrigen Gekreisch, das aus dem Gemäuer zu kommen schien, sammt dem Postament stark gerüttelt. Das kam ihr grauenhaft vor. Sie sprang auf und floh einige Schritte in den Garten hinaus. Bald aber kam sie zurück. Schien doch die Sonne so lebenswarm und golden herein; eben flogen die Schwalben, deren Nester an den umgrünten Säulen des Ganges hingen, unbeirrt und fröhlich zwitschernd aus und ein und über die Gartenmauer klang helles Kindergelächter. . . Sie schämte sich ihres Grauens und fing an, die Sache herzhaft zu untersuchen.

Ueber dem Postament, neben einem weit hervortretenden Stein, befand sich eine Art Knauf, rund und massiv, wie man sie noch hier und da an sehr alten Thürschlössern findet. Er war bisher unbemerkt geblieben, weil ihn die Statue vollkommen verdeckt hatte. An diesen Knauf hatte Magdalene mit dem Arm gestoßen. . . Unwillkürlich fiel ihr die Sage von den zwölf silbernen Aposteln ein, die, einst im Besitz des Klosters, noch in einem unterirdischen Gang desselben liegen sollten. Der Volksmund hatte freilich auch hier nicht verfehlt, schwarze Kettenhunde mit tellergroßen, glühenden Augen bewachend vor den Aus- und Eingang zu placiren und letzteren verschwinden zu lassen, sobald ihn das ungeweihte Auge eines Sterblichen berühre. . . Wenn nun hier die Lösung dieses Geheimnisses vor ihr lag? Wenn ihr vielleicht vorbehalten war, jenen Schatz zu heben, von dessen Werth und Größe die Sage Unglaubliches fabelte? . . . Welche Genugthuung für sie, wenn sie dann diesen geldstolzen Stadtbewohnern, und vor Allem ihm, diese Silbermassen verschmähend vor die Füße werfen konnte, nichts für sich behaltend, als die Mittel, die es ihr möglich machten, die Stadt verlassen zu können! . . . Aber das war ja Alles so märchenhaft lächerlich! Nur eine aufgeregte Phantasie konnte mitten in die Wirklichkeit solche Luftschlösser zaubern. Trotz dieser Raisonnements des Verstandes faßte Magdalene den Knauf. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, ihn umzudrehen, stieß sie ihn endlich mit Gewalt in die Mauer zurück, und siehe da — mehrere Quadersteine, die ohnehin aussahen, als wollten sie jeden Augenblick aus dem Gemäuer herausfallen, schoben sich unter lautem Geräusch, und eine mächtige Staubwolke aufwirbelnd, langsam vorwärts. Ein breiter Spalt erschien in der Mauer, und nun sah Magdalene, daß die Quadern keineswegs so dick im Durchmesser waren, als von außen schien; sie waren vielmehr dünn gespalten und geschickt auf einer eichenen Thür befestigt, die sich jetzt ohne Mühe weiter öffnen ließ. Unmittelbar zu Magdalenens Füßen führten acht bis zehn ausgetretene Stufen in die Tiefe. Drunten aber dämmerte es grüngolden, wie wenn die Sonne durch dichtes Laubwerk dringt. Es sah ganz und gar nicht unheimlich aus, und deshalb stieg Magdalene auch rasch entschlossen die Treppe hinab. Unten angelangt, sah sie einen schmalen, ziemlich niedrigen Gang vor sich, der links, dicht an der Decke, schmale, aber lange Oeffnungen hatte, durch welche frische Luft und ein gedämpftes Licht einströmten. Der Gang lief ohne Zweifel parallel mit der Klostermauer droben, die im Verein mit der lebendigen Wand von dichtem Buschwerk dem Auge die Luftlöcher von außen entzog. Der Boden des Ganges war mit einem feinen Sande bedeckt, und an den Wänden saß der Mörtel noch so fest in dem Steingefüge, als seien erst Jahre und nicht Jahrhunderte an ihm vorübergestrichen.

Magdalene schritt weiter. Der Gang senkte sich ziemlich steil abwärts und plötzlich that sich zur Rechten des Mädchens ein zweiter Gang auf, der sie in tiefster Finsterniß angähnte. Sie eilte erschrocken vorüber, immer den grünschimmernden Leitsternen folgend, die so tröstlich in den Hauptgang hereinglänzten. Eine Strecke lang jedoch hörten auch diese auf. Eine starke Erschütterung über ihr ließ sie vermuthen, daß sie sich unter einer belebten Straße voll Wagengerassel und Menschenverkehr, wahrscheinlich unter dem Marktplatz, befinde. Der Gang bildete hier eine scharfe Ecke nach rechts, und beim Umbiegen glänzten ihr droben die Lichter wieder entgegen.

Magdalene war nun ziemlich lange geschritten, allein nirgends, weder an den Wänden, noch am Boden war eine Spur der Klosterschätze zu entdecken. Ihr Fuß watete in dem weichen, mehlartigen Sande, ohne einen anderen Gegenstand zu berühren, und in den Luftlöchern droben zeigte sich manchmal der schillernde Schuppenleib einer vorüberschlüpfenden Eidechse — das war Alles!

Noch einige Schritte, und sie stand vor einer Thür, die genau aussah, wie die am Eingang. Magdalene blieb zögernd stehen. Ohne Zweifel löste sich hier das Räthsel, aber wie? . . . Wenn nun dieser unbekannte Raum, da vor ihr, Miasmen aushauchte, die sie augenblicklich betäubten und ihren Tod unvermeidlich herbeiführen mußten? . . . Hier unten wollte sie nicht sterben — der Gedanke war entsetzlich — sie trat einen Schritt zurück. . . . Aber nun flog Alles, was sie heute schon gelitten, wieder durch ihre Seele. Noch vor einer Stunde schien ihr kein Preis zu hoch, ihre Seelenruhe wieder zu erlangen, und war, selbst wenn sie hier unten sterben sollte, dieser Gedanke schrecklicher, als das Bewußtsein, daß sie nun ein vielleicht langes Leben, so freudenleer und sonnenlos, mit müdegehetztem Herzen, an einem verhaßten Ort hinschleppen müsse? . . . Ihre Pulse klopften heftig. Es war, als ob Stürme ihr Haupt umbrausten und mit schwarzen Flügeln über ihre Augen wehten. . . Sie faßte den Knauf an der Thür und stieß ihn zurück — ein lauter Krach, begleitet von Rasseln, betäubte ihr Ohr — ein Strahl, als ob die Sonne ihre ganze Lichtgewalt hier ausströmen wolle, blendete ihre Augen — sie wankte einen Schritt vorwärts und verbarg ihr Gesicht in beiden Händen, während abermals ein donnerähnliches Gepolter hinter ihr ertönte und den Boden unter ihren Füßen erschütterte.

Endlich schlug sie die Augen auf. . . Wo war sie? . . . Vor ihr lag ein reizendes Blumenparterre; über ihr wölbte sich eine Gruppe prächtiger Linden; sie selbst stand auf einem reinlichen Kiesplatz, und das leise Rauschen einer Fontaine schlug an ihr Ohr, deren silberner Strahl nicht weit von ihr durch das Gebüsch schimmerte.

Im ersten Augenblick erschien dem jungen Mädchen, das aus dem schwachen Dämmerlicht eines engen Schachtes trat, die ganze Umgebung blendend und feenhaft. Kein Wunder, wenn ihrer reichen Phantasie die überraschenden Lösungen der Märchenwelt vorschwebten. Aber nach einem einzigen forschenden Blick sanken die hochgehobenen Flügel der Einbildungskraft und machten einem heftigen Schrecken Platz. . . Himmel, sie stand auf fremdem Grund

und Boden, in dem Garten irgend eines vornehmen Hausbesitzers! . . . Unter einem luftigen Pavillon, jenseits des Blumenparterres, saß eine reizende Gruppe junger Mädchen. Sie plauderten, nachlässig in den Sessel zurückgelehnt und eine Arbeit in den Händen haltend, während mehrere andere einen Rosenstrauch in der Nähe plünderten und unter lautem Lachen die prächtigen Centifolien in ihre Flechten steckten. Sie flatterten in ihren leichten, weißen Gewändern wie Tauben durch die Gebüsche, und Magdalene blieb, trotz ihres tiefen Schreckens, einen Augenblick wie angefesselt vor dem wunderlieblichen Bilde stehen. Dann aber wollte sie in den Gang zurückfliehen. Sie wandte sich um — da war jedoch keine Thür, keine Maueröffnung zu sehen, wohl aber stierte sie aus einem grünbemoosten, mächtig wallenden Barte das ernste Steingesicht eines großen Heiligenbildes an.

Mit bebenden Händen tastete sie an der Mauer nach einem Knauf oder irgend einem Mittel, die verschwundene Pforte wieder aufzufinden. Sie durchwühlte die Brennnesseln am Fuße der Statue, befühlte jede Steinfalte des priesterlichen Gewandes und rüttelte zuletzt verzweiflungsvoll an dem Bilde, das wie zürnend seine starren Augen auf sie gerichtet hielt — vergebens, hier war ihr der Rückzug abgeschnitten, und vorwärts konnte sie nicht gehen, ohne den Hausbewohnern zu begegnen. . . . Sie mußte an den Auftritt in Werner's Hause denken. Ihre ärmliche Kleidung, die nicht einmal durch ein schützendes Tuch bedeckt war, konnte ihr auch heute ähnliche Demüthigungen zuziehen. Sie sah ein, daß man anfänglich ihrer Erzählung keinen Glauben schenken würde, weil sie ja so unglaublich klingen mußte, und bis sie im Stande war, die Wahrheit zu beweisen, wie viele Anfechtungen hatte ihr stolzes Gemüth bis dahin zu erdulden!

Noch einmal blickte sie hinüber nach den jungen Mädchen; sie sahen so harmlos und lieblich aus, sie waren jung wie sie, vielleicht, wenn sie muthig auf sie zuging und ihr Abenteuer erzählte, glaubten sie ihr und nahmen sie bis zur einbrechenden Dunkelheit auf oder gaben ihr eine Hülle, um über die Straße gehen zu können.

Schnell betrat sie den Kiesweg, der drüben vor dem Pavillon mündete, aber kaum hatte sie das erste Blumenbeet erreicht, als sie heftig erschrocken stehen blieb. Aus einem großen, eisernen Gitterthor, gerade ihr gegenüber, trat im schwarzen Seidenkleide, einen mächtigen Schlüsselbund über der sorgsam vorgebundenen weißen Schürze, die Räthin Bauer, gefolgt von ihrer Enkelin, die gleich der hinter ihr gehenden Magd eine Platte voll Tassen und Kuchenkörbe trug. . . . Es blieb Magdalenen kein Zweifel, der unterirdische Gang war ein Verbindungsweg zwischen zwei Klöstern gewesen, sie befand sich in Werner's Garten.

Das Herz stand ihr fast still vor Angst, aber da kam ihr plötzlich ein trostreicher Gedanke. In diesem Hause wohnte ja auch ihr alter, guter Jacob; wenn es ihr gelang, seine Stube zu erreichen, dann war sie geborgen. Die Fenster des hohen Wohnhauses blinkten durch die Aeste einiger Kastanienbäume über ein niedriges Dach, jedenfalls das Hintergebäude, zu ihr herüber. Sie wußte nun die Richtung, die sie einzuschlagen hatte, und bog in einen schmalen Seitenweg ein, der durch ein Bosquet führte.

Nach wenigen Schritten stand sie vor einem kleinen Gebäude, das sich an die Rückwand des Hinterhauses lehnte und oben große Glasfenster hatte. Halb zugezogene seidene Gardinen verbargen das Innere, zu welchem mehrere an beiden Seiten mit Topfgewächsen besetzte Stufen führten. Vielleicht stand dies Zimmer in Verbindung mit dem Hintergebäude oder führte wenigstens in den Hofraum. Magdalene trat schnell hinein; es war Niemand darin, aber es hatte auch, wie es schien, keinen zweiten Ausgang.

An der Wand hin, die keine Glasscheiben hatte, liefen Bänke mit dunkelrothen Polstern. In der Mitte stand eine verhüllte Staffelei und auf den Tischen lagen im bunten Durcheinander Zeichnungen und Bücher. Das war ohne Zweifel Werner's Atelier. Einen Augenblick blieb sie wie angezaubert stehen und blickte in den Raum, den die zugezogenen Gardinen in eine grüne Dämmerung hüllten. . . . Hier schaffte und waltete er und hier auch, hatte der alte Jacob gesagt, war das Bild des italienischen Mädchens, das Werner als seine künftige Frau bezeichnet hatte. . . . Wenn sie einen Zipfel der Hülle über der Staffelei hob, dann konnte sie vielleicht die Züge derjenigen sehen, der es gelungen war, jenes stolze Herz zu besiegen . . . nein, und wenn es Engelszüge waren, sie hätte sich nicht überwinden können, das Tuch zu lüften.

Ein Geräusch hinter Magdalene ließ sie erbeben, sie wandte sich um. Auf der untersten Stufe stand eine alte Magd, Staubtuch und Besen in den Händen, starr vor Erstaunen, während ihre Blicke wie Spinnen über die Gestalt des jungen Mädchens liefen.

„Nu, da seh' mir Einer an!" rief sie endlich, „das nenn' ich doch frech, am hellen, lichten Tag sich in die Häuser zu schleichen. Wenn man betteln will, da ist da vorn eine Hausflur, da bleibt man hübsch stehen und wartet, bis die Leute kommen, aber man läuft nicht so mir nichts, dir nichts bis in den Garten hinein, das ist ja schlimmer, wie bei den Zigeunern. . . . Na warte, das will ich doch gleich der Frau Räthin sagen."

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, liebe Frau!" bat Magdalene in Todesangst.

„Ach was, ich bin keine Frau!" entgegnete die Alte grämlich. „Wenn Sie mir etwa schmeicheln will, da ist Sie an die Rechte gekommen, sag' ich Ihr! . . . Ihre Strafe muß Sie haben," fuhr sie fort, indem sie den Kehrbesen auf die Erde stampfte. „Wenn doch nur lieber gleich der junge Herr da wäre!"

„Was willst Du denn von mir, Katharine?" fragte Werner's Stimme in dem Augenblick. Er bog um die Ecke und sah ebenso erstaunt in's Zimmer, wie vorher die alte Magd.

Magdalene stand bewegungslos und verbarg ihr Gesicht in beiden Händen. Werner sprang die Stufen hinauf.

„Sie wollten zu Jacob und haben sich verirrt, nicht wahr?" fragte er hastig.

Magdalene schwieg.

„Ach was, zum alten Jacob geht man nicht durch den Garten, Herr Werner!" sagte die Alte ärgerlich. „Das lustige Jüngferchen da wird schon wissen, warum es sich verirrt hat."

„Ich habe Dich nicht um Deine Meinung gefragt, Katharine," sagte Werner streng. „Gehe jetzt vor in das Haus und sage Niemand, daß Du diese junge Dame hier getroffen hast; ich werde selbst mit meiner Tante darüber sprechen."

Die Magd entfernte sich stillschweigend.

„Jetzt," wandte sich Werner an Magdalene, „sagen Sie mir, was Sie hierher zu mir führt."

Um keinen Preis hätte das junge Mädchen in diesem Augenblick erzählen mögen, wie sie hierher gekommen. Sie dachte an die Beweggründe, die sie veranlaßt hatten, in die Tiefe hinabzusteigen. Sie fühlte überhaupt, daß sie nicht andauernd ihm gegenüber sprechen könne, ohne in die heftigste Aufregung zu gerathen; hatte sie doch Mühe, den Kopf aufrecht zu erhalten und ihre Züge zu beherrschen. Sie sagte deshalb kurz:

„Ich habe nicht zu Ihnen gewollt und glaube auch nicht, daß ich genöthigt bin, mich Ihnen gegenüber meines Hierseins wegen zu vertheidigen. Die Versicherung wird Ihnen genügen, daß mich in der That ein Irrthum hierher geführt hat."

„Wenn ich mich nun aber mit dieser Versicherung durchaus nicht zufriedengestellt erkläre?"

„So steht Ihnen frei, zu denken, was Sie wollen."

„Ah, immer kampfgerüstet, selbst in der peinlichsten Lage!"

„Wenn Sie meine Lage peinlich finden, so versteht es sich von selbst, daß Sie mich so rasch wie möglich aus derselben befreien. Es wird Ihnen ein Leichtes sein, mir einen Weg zu zeigen, auf dem ich mich unbemerkt entfernen kann."

„Sie wollen den Damen da draußen nicht begegnen?"

Magdalene schüttelte heftig mit dem Kopfe.

„Dann thut es mir leid, Ihnen nicht helfen zu können. Sie sehen, dies Zimmer hat nur diesen einen Ausgang. Sie müssen schlechterdings durch den Garten, wenn Sie in den Hofraum wollen, und sehen Sie dort hinüber," er schob einen Vorhang ein wenig zurück, „dort promeniren die Damen eben vor der Gartenthür!"

„Nun, dann seien Sie wenigstens so rücksichtsvoll, mich hier allein zu lassen, bis die Damen sich aus dem Garten entfernt haben."

„Auch das kann ich nicht. Das Schloß an dieser Thür ist seit heute Morgen defect, sie kann deshalb nicht verschlossen werden. Ließe ich Sie hier allein, dann wären Sie nicht sicher vor ähnlichen Anfechtungen, wie Sie eben durch die alte Katharine zu erleiden hatten . . . Es läßt sich durchaus nicht ändern, ich muß hier bleiben zu Ihrem Schutz."

„Nun, dann will ich lieber draußen zehnfach Unrecht leiden, als auch nur einen Augenblick länger hier bleiben!“ rief Magdalene außer sich und eilte nach der Thür.

In demselben Augenblick wurde draußen Werner's Name gerufen.

„Was giebt es?“ rief er aufgeregt und öffnete ein Fenster.

„Es fängt an zu regnen,“ antwortete Antonie. „Wir möchten aber nicht hinauf in die schwülen Zimmer und bitten Dich recht sehr, uns zu erlauben, daß wir ein wenig in Deinem Atelier bleiben dürfen.“

„Bedaure unendlich, aber dieser Raum hat einen Marmorfußboden. Ich wäre untröstlich, wenn sich die Damen den Schnupfen holten, und muß deshalb meine Einwilligung entschieden verweigern.“

„Auch mir, liebster Egon?“ fragte Antonie in den schmelzendsten Tönen.

„Auch Dir, verehrteste Antonie.“

„Aber das ist wirklich sehr unliebenswürdig, Herr Werner,“ rief eine andere Mädchenstimme, „wir hätten so gern das Bild der schönen Italienerin gesehen, von dem uns Antonie erzählt hat!“

„Ah, ich entdecke in diesem Augenblick ein reizendes Spionirtalent an meinem Mühmchen! . . . Nun ja, ich will's nur gestehen, ich habe eine engelschöne Italienerin hier; aber ich spüre nicht die mindeste Lust, sie irgend Jemand zu zeigen, aus dem einfachen Grunde, weil ich sie für mich ganz allein behalten will!“

„Pfui, wie ungalant!“ riefen Alle zugleich und huschten schnell vorüber, denn es fielen schon große Tropfen. Gleich darauf wurde die Gartenthür zugeschlagen.

Jetzt drehte sich Werner rasch um und zog Magdalene, die eben hinauseilen wollte, in das Zimmer zurück. Es war eine merkwürdige Veränderung plötzlich mit ihm vorgegangen. Wo war die Marmorglätte seiner Züge, die kalte Ruhe seiner Augen geblieben? . . . Die Hand des jungen Mädchens festhaltend, sagte er mit bebender Stimme:

„Sie dürfen dies Zimmer nicht verlassen, bevor Sie mir eine Bitte erfüllt haben.“

Magdalene sah erstaunt und erschreckt auf. Aber er fuhr fort:

„Vor einigen Stunden haben Sie mir erklärt, daß Sie mich hassen . . . jetzt bitte ich Sie, mir hier diese wenigen Worte zu wiederholen.“

Magdalene entzog ihm hastig die Hand und stammelte kaum hörbar: „Wozu das?“

„Das will ich Ihnen nachher erklären — wiederholen Sie!“

Das junge Mädchen lief in heftigster Bewegung tiefer in das Zimmer hinein. Sie kehrte Werner den Rücken zu und rang in stummer Angst die Hände. Plötzlich drehte sie sich um, drückte die verschränkten Hände vor die Augen und rief mit erstickter Stimme:

„Ich — kann es nicht!“

Da fühlte sie sich stürmisch von zwei Armen umschlungen.

„Du kannst es nicht, und warum nicht? . . . weil Du mich liebst, Magdalene! Ja, Du liebst mich!“ rief Werner jubelnd und löste ihr die Hände vom Gesicht. „Laß mich Deine Augen sehen! . . . Ist das ein Gefühl, dessen Du Dich zu schämen hättest? . . . Sieh' mich an, wie glücklich und stolz ich bin, indem ich Dir sage: ich liebe Dich, Magdalene!“

„Das ist unmöglich! . . . Jene Eiseskälte, die mich zur Verzweiflung brachte —“

„War genau so gemeint, wie Deine Schroffheit, die mich jedoch durchaus nicht verzweifeln ließ,“ unterbrach sie Werner lächelnd. „Kind, mit Deiner Verstellungskunst war es nicht weit her. Was Deine Lippen mit herben, bitteren Worten gegen mich sündigten, das sühnten Deine Augen . . . Ich habe Dich geliebt seit jenem Augenblick, wo ich Dich auf dem Thurme sah. Die Erzählungen des alten Jacob, die ich herauslockte, ohne daß er es merkte, enthüllten mir Deine ganze innere Welt und ließen mich erkennen, daß es mir beschieden sei, einen kostbaren Schatz zu heben, an welchem Hunderte vorübergegangen waren, ohne ihn zu bemerken. . . . Aber ich wußte auch, daß der Vogelsteller, der dies seltene Vöglein einfangen wollte, auf seiner Hut sein müsse, denn es war schen und blickte mit mißtrauischen Augen in die Welt. Deshalb hatte ich den Panzer einer kalten Ruhe angelegt und vermied jede heftige Bewegung, sowohl in dem, was ich sagte, wie in meinen Zügen . . . Ich habe Dich unzählige Mal beobachtet, während Du keine Ahnung von meiner Nähe hattest. In der alten stillen Kirche, im Klostergarten, in Jacob's Stube, wo Du meine Orangen verschmähtest, und auf dem Mauergärtchen, wenn Du den Nachbarslindern Blumen hinabwarfst . . . Willst Du mein Weib sein, Magdalene?“

Sie richtete sich hoch, mit strahlenden Augen, in seinen Armen auf und hielt ihm, ohne ein Wort zu reden, beide Hände hin. Und so war der Bund zwischen zwei Menschen geschlossen, von denen noch vor wenig Augenblicken jeder fremde Beobachter geglaubt haben würde, daß sie sich abstießen wie Eis und Feuer.

Magdalene verbarg dem Geliebten nun nicht länger, wie tief sie in der letzten Zeit gelitten, und erzählte ihm ihr unterirdisches Abenteuer, wobei sie auch nicht einen Gedanken verschwieg, der ihr da drunten durch die Seele gefluthet war.

„Also den sagenhaften zwölf Aposteln habe ich's zu danken, daß ich schneller an mein glückliches Ziel kam, als ich zu hoffen wagte!“ rief Werner lachend. „Weißt Du auch noch, was ich Dir bei unserem ersten, so stürmisch endenden Gespräch wünschte?“

„Gewiß — jener Apostel...“

„Ist die Liebe.“

„Aber die schöne Italienerin, von der Jacob sagte —“

„Daß ich sie heirathen würde?“ unterbrach sie Werner lächelnd. „Nun, ich will sie Dir zeigen, diese kleine Neapolitanerin mit den abstoßenden Zügen und dem häßlichen Haar, das trotzdem ein unzerreißbares Netz um mein Herz geschlungen hat.“

Er streifte die Leinwand von der Staffelei. Da saß eine liebliche Mädchengestalt auf der Brüstung eines Thurmfensters und blickte sehnsüchtig und träumerisch hinaus in die Ferne. Die Kopfbedeckung der Neapolitanerinnen lag auf ihren reichen, bläulich schwarzen Flechten; ein weißes Spitzentuch schmiegte sich um den Nacken und verschwand in einem feuerfarbenen Mieder, das die schlanke Gestalt eng umschloß. Das Bild war noch nicht vollendet, aber es versprach ein Meisterstück zu werden.

„Siehst Du, mein Mädchen, das ängstlich den Spiegel meidet, weil es meint, vor sich erschrecken zu müssen, das bist Du!“ sagte Werner. „Aber ich habe oft den Pinsel mißmuthig hingeworfen, denn der eigenthümliche Zauber, der so plötzlich das helle Licht in mir angezündet, spottet aller Farben.“

Ein heftiger Platzregen schlug jetzt prasselnd gegen die Glaswände. In dem Augenblick lief der alte Jacob vorüber, so schnell seine alten Beine es erlaubten. Sein weißes, unbedecktes Haar flatterte im Winde und keuchend trat er in's Zimmer.

„Ich wollte —“ begann er athemlos.

„Nachsehen, ob Alles in Ordnung sei, alter Jacob?“ unterbrach ihn lächelnd Werner. „Gewiß,“ fuhr er fort, indem er Magdalene dem Alten entgegenführte, „Alles, bis auf das Aufgebot und die Hochzeit . . . Jacob, was meinst Du, habe ich mir nicht eine schöne Braut ausgesucht?“

Jacob stand wie eine Bildsäule. Er griff zuerst wie geistesabwesend nach seinem Kopfe und lächelte dann wie Einer, der auf einen unverstandenen Spaß einzugehen sucht. Magdalene trat ihm näher und legte, wortlos vor Glück und Seligkeit, den Arm um seinen Hals. Da erst erwachte er aus seiner Erstarrung und sagte, indem Thränen in seine Augen traten:

„Ach, Du Unglückskind, da bist Du ja! Drüben sitzt die Muhme und weint sich die Augen aus. Wie sie nach Hause gekommen ist, hat die Thür offen gestanden und Du warst im ganzen Kloster nicht zu finden. Alles sucht nach Dir, und ich habe Deinetwegen zum ersten Mal meine Pflicht vergessen, denn ich habe vor lauter Angst und Schrecken das Gewitter gar nicht gehört, und da hätte der Regen hier schön auswaschen können . . . Komm nur gleich mit — die Muhme glaubt Dich womöglich schon im Mohrenlande . . . Daß Gott erbarm, wie kommst Du nur hierher?“

„Ich habe Dir ja schon gesagt, als meine Braut,“ sagte Werner mit Nachdruck.

„Ach, Herr Werner,“ entgegnete bittend der Alte, „sprechen Sie nicht so. Das Mädchen versteht keinen Spaß, das habe ich Ihnen schon oft gesagt.“

„Ja wohl, lieber Jacob, und ich könnte mich beinahe fürchten, wenn es mir nicht gar so Ernst wäre!“ rief lachend Werner und zog das Mädchen an sein Herz.



Unterbrochene Straßenmessung auf Singapore.
Originalzeichnung von H. Leutemann.

Man muß in der Welt gar Vieles glauben lernen, und so gelangte denn auch endlich der alte Jacob zu der glückseligen Ueberzeugung, daß Herr Werner sein liebes Lenchen wirklich zur Frau Werner machen wollte. Als auch bei der Seejungfer der noch viel länger anhaltende Unglaube, den sie durch Kopfschütteln und ein beständiges Abwehren mit den Händen an den Tag legte, besiegt war, da gab es eine Scene der freudigen Rührung und Ueberraschung in Jacob's Stübchen, wie sie wohl die alten Mauern in ihrem Leben noch nicht gesehen hatten.

Wie Werner's Tante und Antonie über diese wie aus heiterem Himmel hereinbrechende Verlobung dachten, wird sich der Leser wohl vorstellen können, da er selbst die Bekanntschaft dieser Persönlichkeiten gemacht hat. Ich meinerseits glaube nicht, daß die Frau Räthin sehr bereitwillig war, zur Vermählungsfeier des unbegreiflichen Neffen Capaune zu braten, die unglücklichen Teppiche ausklopfen zu lassen und das Haus vom Dachboden bis zum Keller herab spiegelblank zu machen, wie sie bei ihren großen Gesellschaften zu thun pflegte, und denke mir, Antonie wird schleunigst eine Besuchsreise zu einer fernen Freundin angetreten haben.

Die Räthin Bauer bezog später eine andere Wohnung, die der Neffe für sie bezahlte. Dafür schlug die Seejungfer ihren Wohnsitz in Werner's Hause auf und behütete es im Verein mit Jacob treulich, bis das junge Paar, das gleich nach der Trauung eine Reise nach Italien angetreten hatte, zurückkehrte.

Den unterirdischen Gang, der nach seinem Garten führte, hat Werner zumauern lassen. Er meinte scherzend, auf diesem Wege sei das Glück zu ihm gekommen, er müsse ihm für alle Zeiten den Rückzug abschneiden. Er war überhaupt so berauscht von diesem Glück, daß er nicht daran dachte, dem geheimnißvollen Gang irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken. Anderweitige Nachforschungen durften sich hinsichtlich des Erfolges nicht mit Magdalenens Entdeckungsreise messen; denn sie fanden Nichts da, wo das junge Mädchen seiner Aussage nach Silber gesucht und Gold gefunden hatte.

Frau Sage kauert nun auf's Neue in den Klosterecken und deckt ihren grauen Mantel über die geheimnißvollen zwölf Apostel.

Die Tigernoth in Singapore.

Mit Abbildung.

Ein Jaguar, der aus einer Menagerie entkommen sein mochte, hatte sich unlängst in ein an der pommerisch-mecklenburgischen Grenze gelegenes Gehölz geflüchtet, dies sich zur Residenz erkoren und, wie uns die Zeitungen berichteten, die ganze Gegend unsicher gemacht und in die höchste Aufregung versetzt, so daß kein Mensch mehr den Wald zu passiren wagte, ja landrathamtlich vor dem Betreten desselben gewarnt wurde. Ein einziger Jaguar, eine Katze, die nur im äußersten Nothfall den Menschen angreift, und meilenweit Furcht und Aufregung! Als wir diese Geschichte lasen, mußten wir daran denken, was unsere geängsteten Pommern erst für Gesichter machen würden, wenn sie mit einem Male sich nach Hinterindien, etwa auf die Halbinsel Malacca versetzt sähen, dort, wo an manchen Orten die Tiger fast so häufig umherspazieren, wie bei uns die Hasen, notabene — wenn diese nicht erfroren sind.

An dem äußersten Ende dieser Halbinsel Malacca liegt eine Hafenstadt, deren rascher Aufschwung eines der glänzendsten Beispiele von den segensreichen Wirkungen des Freihandels ist. Ihr Gründer, Sir Stamford Raffles, hatte als englischer Statthalter von Java die Bedeutung des Verkehrs mit dem östlichsten Asien kennen gelernt. Um diesen Verkehr nach der Zurückgabe der Sunda-Inseln an Holland für sein Vaterland zu gewinnen, kaufte er von einem Radscha der Malaien eine kleine, fast öde Insel, auf der blos wenige arme Fischer lebten, und baute an einer geräumigen Bucht eine Stadt. Die ungemeinen Vortheile der Lage dieser neuen Stadt Singapore, die für alle von Ostasien kommenden oder dorthin gehenden Schiffe der bequemste Hafenplatz ist, verstärkte Sir Stamford Raffles durch vielerlei Handelserleichterungen.

Dank diesen weisen Maßregeln, in denen keine Aenderung eingetreten ist, hat sich Singapore zu einem Welthafen und zu einem Stapelplatz erhoben, in welchem die Erzeugnisse aller Welttheile gegen einander ausgetauscht werden. Aus dem armen kleinen Fischerdorfe ist eine Stadt mit 100,000 Einwohnern geworden; in der Bucht, die früher blos Kähne und hin und wieder ein paar schwerfällige Küstenfahrer sah, herrscht ein lebhafterer Verkehr als in irgend einem andern Hafen Ostasiens; in den Straßen drängen sich Angehörige der kaukasischen, indischen, malaiischen und mongolischen Völkerstämme. Auch über die Insel, auf der Singapore wie zu Gast ist, hat sich die Cultur verbreitet. Rings um die Stadt ziehen sich die Landhäuser reicher Kaufleute, weiterhin auch Pflanzungen, in denen Chinesen Pfeffer, Zucker, Reis und Perlsago gewinnen. Nur in einer Beziehung hat die Wildniß sich nicht besiegen lassen: die Insel wird von jenen Bestien geplagt, deren wir oben gedachten, von Tigern, denen jedes Jahr einige hundert Menschen zum Opfer fallen.

Zur Zeit der Besitznahme der Insel durch die Engländer scheint sie von Tigern frei gewesen zu sein. Die Eingeborenen behaupten das einstimmig, und in der That würde das kleine Eiland, dessen vier Geviertmeilen damals fast ganz mit Walddichten bedeckt waren, den großen Bestien keine genügende Nahrung geboten haben. Elf Jahre nach der Gründung Singapore's (1835) wurde der erste Tiger bemerkt. Eines Tages ging ein Herr Coleman mit Instrumenten und Arbeitern aus, um eine Straße anzulegen. Eine deutsche Meile von der Stadt entfernt, stellte er seinen Theodoliten auf und wollte eben seine Beobachtungen beginnen, als es im Gebüsch krachte und im nächsten Augenblicke ein ungeheurer Tiger mitten in den Menschenhaufen hineinsprang. Zum Glück traf seine Tatze keinen Menschen, sondern den Theodoliten, wie dies unsere Abbildung darstellt, und er eilte nach seinem Fehlsprunge davon, wie man es bei Tigern häufig beobachtet haben will. Woher der Tiger gekommen war, entdeckte man bald darauf. Malaische Fischer, die in dem Canal zwischen der Insel und dem Festlande Netze aufgestellt hatten, fanden in einem derselben einen ausgewachsenen weiblichen Tiger. Von der Insel konnte er nicht gekommen sein, weil er sonst näher an derselben sich in den dort aufgestellten Netzreihen verfangen haben würde. Es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß alle Tiger Singapores von dem Festlande herüberschwimmen. Der Canal ist schmal, vielleicht nicht viel breiter als der Rhein bei Köln.

Die Zunahme des Anbaues lockt immer mehr Tiger vom Festlande herüber. Die Walddichte bieten ihnen Schlupfwinkel, aus denen sie in die Pflanzungen hervorbrechen. Auf Landstraßen und in belebtere Gegenden wagen sie sich blos Nachts, an der Grenze der Culturen zeigen sie sich auch am Tage. Die furchtsamen und sorglosen Chinesen sind eine leichte Beute für sie. Jeden Tag findet mindestens einer seinen Tod durch einen Tiger und trotzdem werden sie nicht vorsichtig, arbeiten einzeln in der Nähe des Waldes, oder ruhen wohl gar am Boden sitzend aus, den Rücken der Gegend zukehrend, von welcher die Gefahr droht. Unhörbar schleicht der Tiger heran, macht seinen Sprung und zerschmettert dem Chinesen mit einem einzigen Schlage der Tatze die Halswirbel. Alle von Tigern Getödteten, die man gefunden hat, trugen diese Verletzung, auf welche wahrscheinlich ein augenblicklicher Tod gefolgt war. In der Nähe der Stadt kann man bei Tage unbewaffnet umhergehen und hat nichts zu besorgen. Die Europäer glauben, daß der Tiger sie verschone und blos unter Chinesen, Malaien und Hindus seine Beute suche. Gewiß ist, daß man seit Menschengedenken von keinem Angriff eines Tigers auf einen Weißen gehört hat, obgleich diese Raubthiere zuweilen nahe an die Stadt herankommen. Als Gustav Spieß in Singapore war, hatte ein Tiger dicht vor Singapore, kaum einen Büchsenschuß von dem Hause einer europäischen Familie entfernt, einen Hindu von einem offenen Wagen heruntergerissen.

Für jeden erlegten Tiger wird, zur Hälfte von der Regierung und zur Hälfte von einer Gesellschaft von Kaufleuten, eine Prämie von zehn Pfund Sterling bezahlt. Die Jagd mit der Büchse ist nicht so gebräuchlich, wie der Fang in Gruben. Hat

man durch Beobachtungen die Stelle kennen gelernt, wo ein Tiger aus dem Dickicht zu treten pflegt, so gräbt man ein Loch, das bei nur acht Fuß Weite zwanzig Fuß tief ist, und überdeckt es mit einer Doppelschicht von dünnen Aesten und dürrem Laub, so daß es von dem angrenzenden Boden nicht zu unterscheiden ist. Tritt der Tiger an dieser Stelle wieder aus dem Dickicht heraus, so bricht er durch und stürzt in die Grube. Früher waren unten spitzige Pfähle angebracht, auf welchen der Tiger sich spießte. Seit ein Glaubensbote in einer solchen Grube einen qualvollen Tod gefunden hat, läßt man die Pfähle weg und tödtet entweder den Tiger durch Schüsse oder fängt ihn. Ist er ein schönes Thier, so läßt man ihn erst zwei oder drei Tage hungern, fesselt ihn durch herabgelassene Schlingen die Tatzen und zieht ihn heraus, um ihn zu verkaufen. Die Tigergruben sind auch ohne Pfähle eine Gefahr, vor der man fremde Europäer dringender warnt, als vor dem Tiger selbst.

Die Jagd mit der Büchse wird auf eine ungefährliche Weise betrieben. Man weiß, daß der Tiger, der einen Menschen erschlagen hat, ihn eine Strecke fortschleppt, sich sättigt, sein Versteck aufsucht und nach vierundzwanzig Stunden zurückkehrt. Findet man eine Leiche, so läßt man sie ruhig liegen und baut auf dem nächsten Bäume einen Sitz für den Jäger. Der Tiger kommt fast immer wieder und wird erlegt. Ein ehemaliger amerikanischer Officier, der die Ausrottung der Tiger um Singapore als seine Aufgabe betrachtete, hat auf diese Art schon eine ziemliche Anzahl getödtet. Vermindert wird die Zahl der Tiger durch alle Nachstellungen nicht, und man will sogar wissen, daß sie sich vermehren. Es giebt gegen diese Noth nur ein Mittel: die rasche Ausdehnung des Anbaues. Mit jedem Dickicht, das unter der Axt fällt, verschwindet ein Versteck der Tiger, und die gänzliche Ausrodung des Waldes treibt die verderblichen Raubthiere auf das Festland zurück, von dem sie eingewandert sind. —

Zu den beliebtesten Schauspielen gehören auf mehreren ostasiatischen Inseln, namentlich auf Java und Sumatra, die Kämpfe zwischen Tiger und Büffel, welche, wie in Spanien die Stiergefechte, von den verschiedenen Fürsten und Residenten auf jenen Eilanden bei besonderen festlichen Gelegenheiten zur Ergötzung des Volkes veranstaltet zu werden pflegen. Bei diesen Kämpfen ist indeß der Tiger regelmäßig die unterliegende Partei.

In einer aus Bambus errichteten kreisförmigen Umzäunung, an der zugleich in verschiedenen Etagen Schautribünen angebracht sind, befindet sich der Büffel, manchmal, um das Ganze mannigfaltiger zu machen, auch noch anderes Gethier, etwa ein Affe, ein Hund, ein Ziegenbock u. a. m. Jetzt tritt der Tiger aus einer Seitenthür in den Kreis, durch längeres Fasten sehr zahm und versöhnlich gestimmt, kaum mehr das Ebenbild seiner Brüder draußen in der Freiheit des Dickichts.

Er scheint wirklich allerfriedlichste Gesinnungen zu hegen, denn matt und träge mit schleppendem Schweife schleicht er am Rande der Schranke hin und meidet den Büffel, welcher, den Kopf vorgestreckt, mit glühenden Augen, dem Feinde die Stirn bietet. Mit einem Male stürzt dieser auf den wilden Stier, allein er prallt an dessen Hörnern zurück, wird überrannt und in den Sand geschleudert. Zwar richtet er sich wieder auf, doch seine Kraft ist gebrochen und es geschieht selten, daß er sich noch einmal ermannt; vielmehr äußert er seine Wuth nur durch ein dumpfes Knurren und grimmiges Zähnefletschen, höchstens bringt er dem Büffel noch einige Bisse an Kehle und Schenkeln bei, ehe er, unter den Klängen einer ohrenzerreißenden Musik, sich müde niederlegt und unter gräßlichen Zuckungen verendet.

Die blaue Tiefe.

Von Karl Vogt.

II.

Unzugänglichkeit der größeren Tiefen. — Der Taucherhelm. — Gewalt des Luftdrucks. — Das Schleppnetz. — Das Messingsloth. — Brooke's Apparat. — Proben vom Meeresgrunde. — Tiefe desselben. — Unzulänglichkeit aller Sondirungsinstrumente. — Organisches Leben in der blauen Tiefe. — Der Teleskop-Fisch. — Die Industrie im Dienste der Naturforschung. — Die Telegraphenkabel als Mittel zur Naturforschung.

In größere Tiefen ist bisher noch kein Blick hinabgedrungen. Was viele sogenannte populäre Naturgeschichten von Tiefen von tausend Fuß und mehr fabeln, in welche geschickte Taucher sich hinabgelassen haben sollen, ist eitel Uebertreibung. Der Mensch könnte nicht einmal den Athem so lange anhalten, wie zur Erreichung einer solchen Tiefe nöthig wäre. Genauere Messungen würden leicht zeigen, daß eine Tiefe von einhundert und fünfzig bis höchstens zweihundert Fuß die äußerste Grenze ist, die der Mensch ohne Vorrichtungen erreichen kann. Die Perlenfischer von Ceylon und Bengalen tauchen nur bis in eine Tiefe von vierzig Fuß und können kaum mehr als eine halbe Minute aushalten.

Aber auch die Tauchapparate reichen nicht viel weiter. Früher hatte man die Taucherglocke — einen ungemein großen, unbehülflichen Apparat, in welchen eine gewisse Quantität Luft eingelassen war, die dem Tauchenden das Athmen gestattete — man hat sie jetzt allgemein verlassen, um dagegen den Taucherhelm zu gebrauchen — eine geschlossene, mit Augengläsern versehene Sturmhaube, welche auf den Schultern aufsitzt und in die durch eine Luftpumpe vom Bord aus beständig frische Luft eingepumpt wird. Bei gehörigen Vorrichtungen im Schiffe, von welchem aus man taucht, bei guter Einübung der Leute, welche die Pumpen dirigiren und auf die Signale, die der Taucher aus der Tiefe giebt, Acht haben, und bei zweckmäßiger Auswahl der Taucher ist diese Einrichtung vollkommen, sobald man von gutem Wetter und ruhiger See begünstigt wird. Nicht Jeder kann aber selbst in geringer Tiefe diese Maschine vertragen. Sie übt dieselbe Einwirkung, wie die Röhren, in welchen bei den neueren Brückenbauten Menschen in verdichteter Luft unter einem Drucke von einigen Atmosphären arbeiten. Viele sind unfähig, es in einer solchen Röhre auszuhalten; unerträgliche Schmerzen in den Ohren zwingen sie, in gewöhnlichen Atmosphärendruck zurückzukehren. Von zweien meiner Freunde, die an der sicilischen Küste den Taucherhelm zu unterseeischen Untersuchungen benutzten, war der eine nicht im Stande, den Druck der Luft nur unter vierzig Fuß Wasser zu vertragen, während der andere sich dabei ganz wohl befand.

So ist es denn begreiflich, daß alle die unterseeischen Apparate, die Tauchkammern und untermeerischen Kameele Bauer's und wie alle die unzähligen Erfindungen heißen mögen, von denen die Gartenlaube früher Kunde brachte — daß alle diese Apparate ebenfalls in keine größere Tiefe als dreihundert Fuß fünfzig Faden reichen und daß also Alles, was unterhalb dieser Tiefe sich findet, bis jetzt fast vollkommen unzugänglich war. Je tiefer man hinabsteigt, desto größer wird der Druck, welchen das Wasser auf die Apparate ausübt, so daß starke Metallröhren wie Wachs zusammengedrückt werden. Die Substanz müßte erst noch erfunden werden, welche fähig wäre, dem Drucke einer Wassermasse von tausend und mehr Faden Mächtigkeit zu widerstehen! Und doch wäre dies nöthig, wenn der Mensch selbst oder ein anderes luftathmendes Wesen in diese Tiefen dringen wollte — es müßte ihm ein hohler, mit Luft gefüllter Raum geschaffen werden, in dem er athmen könnte.

Für größere Tiefen über fünfzig Faden müssen also andere Hülfsmittel geschaffen werden. Die Naturforscher haben hierzu in ausgedehntestem Maße das Schleppnetz (drague im Französischen, dredge im Englischen) benutzt, und besonders sind es englische und nordische Forscher, welche bedeutende Resultate damit erzielt und große Strecken der europäischen Meere auf diese Weise durchsucht haben. Die Austernfischerei hat zu diesen Forschungen den Anstoß gegeben.

Ich habe einmal einen Monat in St. Malo zugebracht. Wie in Frankreich Alles reglementirt ist, so auch die Austernfischerei. Die Boote, welche sie betreiben, müssen nach vorgeschriebenem Modell ausgerüstet, mit einer bestimmten Anzahl von Leuten bemannt sein und dürfen nur zur genau regulirten Zeit fischen. Es war ein schöner Anblick, wenn Hunderte von diesen Booten auf das Zeichen eines Kanonenschusses ihre Segel entfalteten und dann, weißen Schwänen gleich, aus der Bucht an meinem Fenster vorbei zu den Bänken flatterten, die in einiger Entfernung von der Küste sich befinden. Das Schleppnetz selbst ist ein grober, an einem eisernen Rahmen befestigter Beutel, welcher mittelst einer Winde in die Tiefe von höchstens dreihundert Fuß hinabgelassen wird. Die

eine Seite des Rahmens ist von einer schweren Eisenklinge gebildet, die sich auf den Boden legt. Nun rudert oder segelt man mit günstigem Winde und kratzt so den Boden ab. Was die Klinge losscheuert, fällt in den Sack, der sich bald füllt. Jetzt wird er mit der Winde in die Höhe gehoben, geleert und auf's Neue hinabgelassen. Es wimmelt darin von Meerthieren aller Art. Austern, Seesterne, Seeigel, Würmer, Schnecken und Muscheln, Korallen und Seescheiden, Schwämme und Tange füllen den Beutel, der sorgsam erlesen wird. Was die Fischer wegwerfen, ist gerade für den Naturforscher das Interessanteste, so daß man leicht mit den Leuten für Ueberlassung dieser Beute sich verständigen kann.

Aber das Geschäft hat seine Schwierigkeiten. Der Boden ist nicht gleich bevölkert; wo eine echte Austernbank ist, finden sich nur wenig anderweitige Thiere, und die Fischer haben natürlich keine große Lust, an austernleeren Orten zu fischen, selbst wenn man ihnen den Verlust reichlich ersetzt. Sie fürchten den Spott der Cameraden. Das Schleppnetz selbst aber verlangt eingeübte Arbeiter. Bald ist der Wind zu schwach, bald zu stark; der hohe Wellengang läßt eine geregelte Arbeit nicht zu; die Klinge hakt sich an einem Felsen fest und das Tau reißt, an welchem das Netz geschleppt wird, sobald man zu stark anzieht, während wieder bei größerer Lockerheit das Instrument über den Boden gleitet, ohne gehörig aufzukratzen. Der Patron der Arche hat deshalb beständig die Hand am Tau, und die Leute müssen höchst aufmerksam auf seine Befehle sein.

Will man aber in noch größere Tiefen dringen, so wird das Schleppnetz außerordentlich unsicher. Es gehören dann größere mechanische Vorrichtungen dazu, weil im Verhältniß zur Tiefe das Instrument schwerer werden muß. Die Strömungen, welche in verschiedenen Höhen übereinander das Meer durchziehen, wirbeln das Schleppnetz umher; die Fühlung geht verloren; man weiß nicht, ist man auf dem Grunde oder nicht — kurz, eine Schleppnetzfischerei in mehreren hundert Faden Tiefe ist eine außerordentlich schwierige, zeitraubende, ja fast unmögliche Operation. Als Maury sein berühmtes Werk über die physische Geographie des Meeres schrieb (jetzt vor etwa zehn Jahren), konnte er mit vollem Rechte sagen: „Es war Keinem gelungen, aus einer größeren Tiefe als dreihundert Faden (eintausend achthundert Fuß) irgend welche feste Stoffe für das Studium der Naturforscher emporzubringen, ja überhaupt nur wesentlich tiefer in die Wasserhülle unseres Planeten einzudringen!"

Die einzigen Untersuchungsmittel, welche wir jetzt noch für größere Tiefen besitzen, bestehen in dem Messungslothe und seiner Leine. Aber es ist keine Kleinigkeit, größere Tiefen, wie sie in dem Ocean vorkommen, zu lothen, und man muß, etwa in Maury oder in einem anderen technischen Werke, die betreffenden Capitel nachlesen, um sich zu überzeugen, daß man früher in der That kein sicheres Mittel hatte, das Loth bis auf den Grund großer Tiefen in senkrechter Linie zu bringen und andererseits sich zu vergewissern, ob es auch wirklich den Boden berührt habe. Endlich kam man darauf, besonderen Bindfaden machen zu lassen, der einem Gewichte von sechszig Pfunden widerstehen konnte, ohne zu reißen, und eine zweiunddreißigpfündige Kanonenkugel als Loth zu benutzen. Etwa sechshundert Fuß dieses Fadens wiegen ein Pfund, und da man Tiefen von dreißig- bis vierzigtausend Fuß zu messen und bei jeder Messung den größten Theil des Fadens, früher wenigstens, verloren geben mußte, so bedurfte es begreiflicher Weise bedeutender Quantitäten von Bindfaden. Bald stellten sich noch größere Schwierigkeiten heraus. Vom Schiffe aus war es unmöglich, solche Sondirungen vorzunehmen, man mußte ein Boot aussetzen und mit den Rudern dahin wirken, daß die Leine stets senkrecht ablief; man mußte endlich irgend eine Vorrichtung erfinden, um sich überzeugen zu können, daß das Loth wirklich den Boden berühre, denn man fand bald, daß die Leine beständig ablaufe, wenn auch der Grund längst erreicht war, weil die Strömungen den Faden links und rechts abtrieben.

Endlich erfand der Seecadett Brooke von der Vereinigten-Staaten-Flotte einen Apparat, der durch Aufbringung von Bodenproben die Sicherheit der Berührung gewährt. Die Kanonenkugel ist durchbohrt und durch dieses Loch geht ein Eisenstab, der innen hohl und am Ende mit Talg beklebt oder auch mit einer Klappenvorrichtung versehen ist, welche sich öffnet, sobald der Stab auf den Boden stößt, und sich wieder schließt, wenn er in die Höhe gezogen wird. Die Kanonenkugel selbst hängt in einem Ringe und mit Faden so an dem oberen Theile des Stabes, daß sie sich augenblicklich abhakt, sobald der Apparat den Grund berührt. Geschieht dies, so bleiben an dem Talg des Stabes Proben des Grundes hängen, etwas Schlamm wird bei der Oeffnung der inneren Klappenvorrichtung in die Röhre hineingeschlürft und darin bei dem Aufhaspeln festgehalten, und Letzteres geschieht um so leichter, als die schwere Kanonenkugel, die sich abgelöst hat, auf dem Grunde liegen bleibt.

Mittelst dieses Apparates, der bis jetzt besonders zur Sondirung derjenigen Strecken benutzt wurde, auf welchen man unterseeische Telegraphentaue legen wollte, ist es gelungen, Proben des Meeresgrundes bis zu einer Tiefe von fünfundzwanzigtausend Fuß hervorzuholen, wo man zugleich über die wirkliche Tiefe durchaus sicher war; ja einigen Angaben zufolge soll man in dem stillen Meere bis auf achtundvierzigtausend Fuß Tiefe gelangt sein. Fast die doppelte Höhe der höchsten Berge der Erde! Und diese bilden nur einzelne, aufragende Spitzen, während diese Meerestiefen über weite Strecken mit geringen Veränderungen sich hinziehen!

Begreiflicher Weise kann eine solche Sondirung nur höchst dürftige Notizen über die Bewohner der blauen Tiefe bringen. Ein Pfund Talg mit einer Oberfläche von einigen Quadratzoll, eine enge Eisenröhre, in der kaum ein Glas Wasser Raum hat, sollen uns Auskunft geben über diese weiten, unterseeischen Tiefenstrecken, welche die halbe Oberfläche unseres Erdballs einnehmen, über die Organismen, sowohl thierischen wie pflanzlichen Charakters, welche sich dort finden! Man sieht, unsere Mittel der Untersuchung nehmen um so mehr an Umfang und Schärfe ab, je weiter wir vordringen. Trotz allen unzweifelhaften Erfindungstalentes des Urhebers ersetzt die Bauer'sche Taucherkammer nur höchst unvollkommen das unmittelbar wirkende Auge; das Schleppnetz liefert blos einen mageren Ersatz für den in geringeren Tiefen anwendbaren Tauchhelm, und die Sondirleine mit dem Brooke'schen Lothe ist nur ein unbeholfenes und höchst ungenügendes Werkzeug gegenüber dem Schleppnetze.

Was kann in der That ein solches Loth an das Tageslicht bringen? Einige auf dem Boden befindliche Pflänzchen oder Thierchen vielleicht, die es gerade trifft und die an dem Talge hängen bleiben oder beim Oeffnen der Klappenvorrichtung mit dem Wasser in den Hohlstab hineingerissen werden; einige kriechende Wesen, welche sich auf irgend eine Weise an die Leine klammern und mit in die Höhe gezogen werden. Wie gering ist diese Ausbeute, wenn es überhaupt auf dem Meeresboden in der blauen Tiefe organisches Leben giebt; wie unendlich klein die Aussicht, ein gewinnendes Loos zu treffen!

Für manche Schlüsse genügt es indessen schon, durch solche Untersuchungen constatirt zu haben, daß ein organisches Leben in der blauen Tiefe existirt — denn frühere, mit dem Schleppnetze im ägäischen Meere ausgeführte Forschungen wollten schon bei einigen hundert Faden Tiefe jegliches Leben aus dem Meere geschwunden finden, wozu man auch herrliche Gründe in dem großen Drucke der Wassersäule, in dem Mangel alles Lichtes und wer weiß in noch welchen physikalischen Verhältnissen finden wollte. Man vergaß, daß das Meerthier in der Tiefe ebenso wenig den Druck des Wassers fühlt, als der Mensch den Druck der Luft an dem Grunde des Luftmeers, in welchem er lebt, eben weil der Körper des Meerthieres in gleicher Weise und noch mehr durchdringlich für das Wasser ist, als der Körper des Luftthieres für die Luft; ja daß dieser Druck sich um deswillen noch weit weniger fühlbar macht, weil das Wasser nicht elastisch und nicht zusammendrückbar ist wie die Luft, seine Dichtigkeit also mit zunehmendem Drucke kaum zunimmt, während die Luft gerade die entgegengesetzte Eigenschaft besitzt. Man vergaß, daß Versuche über die Einschluckung des Lichts durch das Wasser, welche nur an kleinen Mengen gemacht waren und bei gleichmäßiger Abnahme bereits in wenigen hundert Faden Tiefe vollständige „purpurne Finsterniß" berechnen ließen, schon in dem Umstande eine Widerlegung finden konnten, daß manche seltene, in großen Tiefen lebende Fische, wie der Teleskop-Fisch verhältnißmäßig ungeheure Augen besitzen, während die in wirklicher Finsterniß lebenden Höhlenthiere, wie der Olm aus den Höhlen Krains und die Fische aus den Höhlen Kentuckys, gar keine oder nur ganz rudimentäre Augen besitzen. Bald belehrte auch der Fund schön gefärbter Kammmuscheln in großen Tiefen, daß dort unten doch noch Licht hinkommen müsse — denn wie läßt sich Farbe ohne Licht denken?

Hier komme ich auf die zufälligen Dienste, welche der Naturforschung durch die Industrie geleistet wurden. Zuweilen ziehen Fischer aus sechshundert bis eintausend Faden Tiefe einen Seestern, eine Koralle, eine Muschel hervor, welche an ihren Netzen oder Angeln in irgend einer Weise verstrickt geblieben ist — besonders dann, wenn der Sturm ihre Geräthschaften in Unordnung gebracht und die Schwimmer, welche Netze und Angeln an der Oberfläche halten sollten, abgerissen hat. Einem solchen Zufalle verdankten wir ohne Zweifel den schönen Baum einer seltenen Koralle (Fig. 1), der heute in dem Senkenbergischen Museum in Frankfurt



Fig. 1. Knospentragende Augenkoralle.

aufgestellt ist und der in der Nähe des Pippertind-Gletschers am Lyngen-Fjord am Strande lag neben dem Boote des Küstenlappen, der ihn weggeworfen hatte.

Noch mehr Belehrung werden uns künftig die Telegraphentaue bieten. Von Zeit zu Zeit wird immer wieder eines derselben herausgefischt werden müssen, und da jetzt fast alle kleineren Meere von solchen Kabeln durchzogen sind, so wird nach und nach, wenn die herausgefischten Stücke nur lange genug in der Tiefe gelegen haben, an diese Stücke ein ganzes Studium sich anknüpfen lassen. Sehr langer Zeit bedarf es freilich nicht; ich habe ein Stück des unterseeischen Kabels vom rothen Meere gesehen, an welchem eine fingerlange Koralle sich angesetzt hatte, obgleich das Tau der Versicherung des Ingenieurs zufolge sich nur zwei Jahre im Meere befunden haben sollte. Milne Edwards, der Sohn, hat Gelegenheit gehabt, ein Stück des Taus zu untersuchen, welches die Verbindung zwischen Cagliari auf der Insel Sardinien und Bona in Algier vermittelt hatte und das zwei Jahre lang in einer Tiefe gelegen hatte, die zwischen 2000 und 2800 Meter (6000 und 8400 Fuß) wechselte und genau gemessen worden war.

Diese einzige Beobachtung aus einem Meere, in dessen östlicher Fortsetzung, dem ägäischen Archipel, das Schleppnetz aus der geringen Tiefe von 230 Faden (1380 Fuß) kein lebendes Wesen mehr heraufgebracht hatte, schlug eine Reihe von Vorurtheilen mit einem Male zu Boden und sie verdient deshalb etwas näher in das Auge gefaßt zu werden.

Das Tau war mit Muscheln und Korallenpolypen besetzt, die darauf gelebt hatten, denn die Weichtheile waren noch erhalten und die Schalen waren an dem Tau selbst festgewachsen. Die Thiere hatten also in dieser enormen Tiefe von 7000 Fuß im Mittel gelebt, hatten sich dort auf das Tau festgesetzt, wie auf jedem anderen Gegenstand am Boden, waren da gewachsen — hatten also Nahrung und alle übrigen Bedürfnisse eines kräftigen Lebens dort gefunden.

Da saß eine Auster, die Löffel-Auster, die auch in der Zone der Edelkorallen, in etwa 600 bis 1000 Fuß Tiefe, häufig vorkommt, deren Schale sechs Centimeter im Durchmesser hielt, also völlig ausgewachsen und so über das Tau hinübergewachsen war, daß sie seine obere Hälfte umspannte; anderwärts saß, freilich weniger fest, eine Deckel-Kammmuschel, eine der schönsten Muscheln des Mittelmeeres, von welcher wir hier eine Abbildung (Fig. 2) geben, meist mit brennendrothen oder gelben Farbenbinden geschmückt, die in dieser Tiefe auch nicht im Mindesten gebleicht erschienen; ferner eine andere, nicht minder lebhaft gefärbte Art, der Pecten testae, welcher in den Sammlungen ziemlich selten ist und gewöhnlich nur aus großen Tiefen gefischt wird. Auch Schnecken fehlten nicht: eine Spindelschnecke, so frisch, als komme sie eben lebend aus dem Wasser, und eine Einzahn-Schnecke, die in dem Mittelmeere nur äußerst selten am Strande vorkommt, dagegen bei Bergen in Norwegen nicht selten in geringer Tiefe an den Steinen sitzt — leider stand mir die Art selbst nicht zu Gebote, so daß ich keine Abbildung davon geben kann. Das ist aber eine sehr merkwürdige Thatsache, daß eine fast nordische Schnecke, die, so viel ich weiß, an den englischen, französischen und spanischen Küsten nicht vorkommt, jetzt noch einerseits die Tiefen des Mittelmeeres, andrerseits die norwegische Küste bewohnt, und dies deutet wie mit Fingern auf eine Zeit hin, wo vielleicht eine Verbindung zwischen diesen beiden Meeren quer durch den Continent hindurch, den Thälern der Rhone und des Rheines entlang bestand, eine Verbindung, die man noch aus mehreren andern ähnlichen Thatsachen erschließen kann.



Fig. 2. Deckel-Kammmuschel.

Ferner waren an dem Kabel festgewachsen einige Arten von Korallen und zwar Nelkenkorallen, von denen die eine bis jetzt nur versteinert in den tertiären Schichten von Piemont und Algerien, aber nicht lebend im Mittelmeere gefunden wurde, die andere ganz neu scheint, allein vielleicht auch in Algerien fossil vorkommt; eine dritte Art, vielleicht eine neue Gattung, verwandt mit den vorigen; einige Rindenkorallen und einige Moosthiere, sowie endlich einige Deckelwürmer mit Kalkröhren, die alle wohl erkannt, aber nicht genau der Art nach bestimmt werden konnten.

Betrachtet man sich diese Liste genauer, berücksichtigt man, daß blos kleine Stücke des Taues untersucht werden konnten, so muß man zu der Ueberzeugung kommen, daß nur wenige Typen festsitzender Seethiere fehlen, kurz, daß das aus einer Tiefe von mehr als eintausend Faden gefischte Tau einem nicht minder reichen Leben zur Grundlage diente, als irgend ein nahe an der Oberfläche gelegener Punkt.

Auch ein Vergessener.

Erinnerung aus der Zeit der schweren Noth.

Am 25. Mai des Jahres 1809 donnerten die Kanonen von den letzten Resten der ehemaligen Außenwerke Stralsunds herab ihren rauhen Jubelruf in die sonnige Morgenluft hinaus. Er galt dem Triumphe Frankreichs über Oesterreich, der Verherrlichung des Einzuges Napoleon's in Wien. Jetzt lag das ganze Deutschland besiegt, in schweigender Gebundenheit zu den Füßen des corsischen Emporkömmlings. Was half es, daß die Fluth der Empörung in dem Gemüthe manches Patrioten hoch aufwogte!

die zwingende Macht der Verhältnisse war zu groß, um nicht jeden Versuch der Auflehnung dagegen als hoffnungslose Thorheit erscheinen zu lassen. Auch in Stralsund, dem Hauptort des damaligen Schwedisch-Pommern, herrschte äußerlich Ruhe und Ordnung unter dem fränkischen Regimente, dem es seit dem August 1807, nach halbjährigem, tapferem Widerstande, verfallen war. Seitdem hatte man seine bedeutenden Festungswerke darniedergeworfen und es befand sich gegenwärtig nur eine kleine Besatzung daselbst, etwa einhundert und fünfzig Mann Artillerie unter dem Befehl eines Capitains. Schmetternde Marschmusik ertönte an dem gedachten Morgen, ihr nach zogen die fremden Krieger durch die Straßen der Stadt, jeder einzelne stolz in dem Bewußtsein, der großen Nation anzugehören, ein Glied des gewaltigen Kolosses zu sein, der den Erdkreis umspannen zu wollen schien.

Der kriegerische Schall drang jetzt mit verstärkter Deutlichkeit zu den Ohren eines Mannes, der im Erdgeschoß eines Eckhauses am sogenannten Schildsod zum Fenster getreten war, die Stirn an das Holzkreuz desselben lehnend. So stand er lange. Das heitere Familienbild hinter ihm im Zimmer zog ihn nicht an. Am Frühstückstische im sauberen Hauskleide jener Zeit sein noch junges, hübsches Weib mit den Kindern, einem blühenden Knaben und einem Mädchen, ihr gegenüber seine alte Mutter, deren ergrautes Haupthaar ein farbiges Tuch nach schwedischer Sitte umhüllte. — Vom Festlärm draußen offenbar schmerzlich berührt, hatte er mit einer fast heftigen Bewegung dem Fenster den Rücken gekehrt. Die Arme verschränkt, blickte er finster und voll innerer Aufregung gerade vor sich hinaus. Er war ein hochgewachsener, schlanker Mann, gegen vierzig Jahre alt und von regelmäßigen Gesichtszügen; seine zugleich straffe und ungezwungene Haltung verrieth, trotz der bürgerlichen Kleidung, die er trug, den ehemaligen Soldaten. In der That hatte der frühere Ingenieur und Artillerielieutenant **Petersson** lange im activen Dienst der schwedischen Krone gestanden und als solcher auch die Vertheidigung von Stralsund während der Belagerung mit durchgefochten. Wegen eines falschen Verdachts war er seiner Stellung enthoben worden und beim Abzuge seiner Landsleute hier geblieben, hatte sich ein Haus erworben und füllte die seinem thätigen Geiste wenig zusagende Mußezeit durch Unterrichtgeben, besonders im Zeichnen, aus.

In seine Gedanken versunken, merkte er es nicht, daß die alte Frau mit den Kindern das Zimmer verließ, daß jetzt Stille in demselben waltete und seine Gattin mit bekümmerter Miene neben ihm stand. Erst als sie sanft ihre Hand auf seine Schulter legte, schüttelte er wie unwillig über diese Störung das Haupt und drehte sich hinweg. Mit schallenden Schritten durchmaß er eine Weile hastig das Wohnzimmer, noch immer schweigend, bis nach und nach seine Bewegung langsamer ward, sein verhaltenes Zürnen, sein Gram einzelne Worte fand und er dann, wie schon oft vorher, gegen die theilnehmende Gattin seinen innersten Gefühlen Luft machte. Durfte denn der Verrath, das Unrecht, der Despotismus der Welt Gesetze vorschreiben? Nein! Eine höhere Gewalt, der Geist der Wahrheit, der Gerechtigkeit mußte endlich ein Machtwort darein reden, vor dem alle Tyrannengewalt in Trümmer zerschellte. Eben weil der Frevel so groß, das Unrecht so himmelschreiend, durfte es nicht länger bestehen; es mußte ein Ende nehmen, und zu diesem Ende selber thätig mitzuwirken, sei sein sehnlichster Wunsch. Wie der heldenmüthige **Schill**, auf den jeder Wackere mit freudig erwachender Hoffnung blickte, möchte auch er wieder hinaus, zu kämpfen, zu siegen, den Haß zu stillen in dem Blute der Franzosen.

Petersson hatte im Sprechen sein Herz erleichtert; die hochgehenden Wogen der Erbitterung ebneten sich und eine hellere Stimmung überkam ihn. Seine Züge gewannen wieder jenes offene und gewinnende Gepräge, welches ihm leise die Herzen zuwandte, wie er sich denn auch einer seltenen Beliebtheit bei seinen Mitbürgern und Bekannten erfreute. Bald darauf verließ der ehemalige Lieutenant, sorgfältig zum Ausgehen gekleidet, das Haus. Die neunte Stunde rückte heran und berief ihn zur Ausübung seiner Lehrerpflicht.

— —

Petersson hatte die Unterrichtsstunde geschlossen. Langsam schritt er durch die Straßen, sein zerstreut umherschweifender Blick gewahrte eine auffallende, unruhige Bewegung. Menschen eilten hin und wieder, fragten, berichteten untereinander; sie [illegible]enen aus den Häusern hervor, sahen die Straße entlang, Knaben liefen jauchzend dazwischen. „Der Schill ist hier!" scholl es ihm entgegen. Was war dies, war es möglich? Was wollte, was konnte —

„Ah, Herr Lieutenant!" — ein aufgeregter Bürger rief es Petersson zu, den er wie die Meisten noch so betitelte — „wissen Sie schon? Denken Sie sich, der Schill ist plötzlich gekommen, preußische Jäger und Husaren halten auf dem Neuen Markt. Jetzt müssen die Franzosen kopfüber!"

„Ach was, er ist schon wieder fortgeritten."

„Nein, nichts da! Der französische Capitain ist ja gefangen worden, ich hab's selbst mit angesehen."

So tönt es widersprechend durcheinander. Petersson schlug fast laufend die erwähnte Richtung ein: er war erschrocken wie über ein unerwartetes Glück, eine Freude, die plötzlich vom Himmel herabkam; dann mußte er still stehen, sich an die Stirn fassen, blitzschnell jagten sich hinter ihr die Gedanken. Da — sein geübtes Ohr vernahm, unterschied den Lärm kriegerischer Zurüstungen, das Rollen von Geschützen auf dem Steinpflaster, Wagengerassel, Rufen, Geschrei. „Die Franzosen wollen sich wehren," klang es ihm entgegen, „Gott im Himmel, was wird es geben!" Er stürzte vorwärts, er überblickte eine wüste, tumultuarische Scene, einen Auftritt rasender Eile und Geschäftigkeit. Wie rumpelte und toste es durcheinander, wie rannten und schleppten die flinken Franzosen von dieser, von jener Richtung, mit allen nur möglichen schmetternden Flüchen ihrer Muttersprache die Arbeit würzend! Die im Ueberfluß vorhandenen Kriegsmaterialien wurden mit Windesschnelle herbeigeschafft, in Bereitschaft gesetzt, Lafetten gerichtet, Munition aufgefahren; es galt die Haakstraße zu versperren, die Zugänge zu verbarricadiren, Kanonen davor aufzupflanzen.

Petersson mußte sich um Alles zuerst von der Sachlage einen vollständigen Ueberblick verschaffen. Ihm brannte das Herz in der Brust, alle seine Sinne waren geschärft, auf das Höchste angespannt; das Soldatenblut wallte hoch in ihm auf, er fühlte sich wie elektrisirt. Auf Nebenstraßen eilte er vorwärts; nun hieß es: „Die Preußen sind da, Schill ist wiedergekommen!" Er hörte nur das Eine, hatte nur Gedanken für das Eine. Alles Uebrige um ihn her, die laut ausgesprochenen Befürchtungen, die Besorgniß der Einwohner vor den möglichen Folgen eines blutigen Zusammentreffens, die in bangen Klagen sich Luft machte — es ging spurlos an seinem Geiste vorüber. Aus den höchsten Giebelluken eines Hauses beobachtete er angestrengten Auges jede Bewegung, jeden sich entwickelnden Vorgang unten. Die Schaar der Preußen hatte einen Moment zögernd, unentschlossen auf dem Neuen Markt gehalten, sie schienen mit Ueberraschung die gerüsteten Feinde vor sich, die Mündungen der Kanonen sich entgegen gerichtet zu sehen. Officiere sprengten hierhin und dorthin, mit Ordnen beschäftigt; Petersson glaubte den so hoch von ihm bewunderten Helden unter ihnen herauszuerkennen — ja, er war es, er mußte es sein! Die Franzosen auf der andern Seite, in aller lärmenden Lebendigkeit ihres südlichen Naturells, hielten drohend, schimpfend, herausfordernd bei ihren Geschützen, die herannahenden Preußen trotzig erwartend. Eine prasselnde Salve schmettert in diese hinein, Gewehr- und Kartätschenfeuer — ha! es hat blutig getroffen, rings um den Anführer stürzen sie zusammen. Zwei Officiere sind darunter, einer erhebt sich wieder, schwingt hoch den Säbel empor — nur Einer! Triumphgeschrei von drüben, gellend, überlaut — o, diese Franzosen! Die Preußen wanken, Verwirrung in ihren Reihen, sie ziehen sich eilig zurück. Nur um sich von Neuem zu ordnen, in fester Kampfordnung geht es wieder vorwärts, den Todesschlünden entgegen.

Man kennt den Verlauf des mit ungeheurer Erbitterung geführten Kampfes, man weiß, daß es Petersson war, der, unfähig, länger diesem zuzuschauen, sich durch das tobende Gewirr hindurch zu Schill drängte, ihm seinen Beistand anzubieten. Die zwingende Minute entzündete ein schnelles Verständniß zwischen dem preußischen Major und dem ehemaligen schwedischen Lieutenant, und während jener hier den Streit fortsetzte, führte dieser die seiner Leitung zugewiesenen Jäger und Scharfschützen auf einem Umwege in weitem Bogen in den Rücken der Feinde hinein. Sie erlegten mit ihren weittreffenden Kugeln die französischen Kanoniere neben den Geschützen, von den Luken und Fenstern eines Hauses am sogenannten Katharinenberge herab, das mit seiner Rückseite an den inneren Hof des Zeughauses sich lehnte. Der

Sieg ward durch diese entscheidenden Vorgänge unverzüglich herbeigeführt. Was von den Franzosen noch die Waffen trug, ward in der noch kochenden Wuth des Kampfes zusammengehauen; der Ueberrest erhielt Pardon, welchen nur der Capitain, der, gezwungen sein Ehrenwort brechend, die Vertheidigung geleitet hatte, anzunehmen verschmähte.

Es war kurz nachher, als der zum letzten Male siegreiche Schill dem zur gelegenen Zeit genahten Helfer mit kräftigem Druck der Hand seinen Dank, seine Anerkennung aussprach und dieser, hingerissen von seiner Begeisterung für Denjenigen, dessen überraschende und glückliche Handstreiche, dessen treue Hingebung für seinen König ihn so bald zum Liebling des Volkes gestempelt hatten, ihm seinen Arm und mit diesem alle Hülfsquellen seines Geistes zur Verfügung stellte. Schill nahm freudig dies Erbieten an, und Petersson trat unter seinem früheren Rang in preußische Dienste. Man nahm die vorhandenen Kriegsbedürfnisse und Vorräthe in Augenschein und ihr reichlicher Befund mochte wohl in der Seele des preußischen Anführers die so hartnäckig in ihm festgewurzelte Idee, sich in Stralsund zu behaupten, mit verstärkter Macht rege machen. Aber die Festung lag darnieder, war vernichtet und der nachsetzende Feind ihm auf den Fersen; es war nicht denkbar, die schützenden Wälle und Bastionen unter den die größte Eile gebietenden Verhältnissen wieder herzustellen.

„Wenn es sich nur darum handelt," rief Petersson mit blitzenden Augen, „so verpflichte ich mich auf Ehrenwort, falls ich über die nöthigen Mittel und Arbeitskräfte gebieten kann, in kürzester Frist, ja im Zeitraum einer Woche, die Festungswerke vollständig aufzurichten."

Schill erfaßte begierig diesen Vorschlag, und von jetzt an begannen für den Lieutenant Petersson Tage rastlosen Wirkens, einer nie ermüdenden Thätigkeit, die, wenn sie hinterher auch nicht von dauernden Erfolgen gekrönt wurde, doch das Talent und die Thatkraft dieses Mannes bewundern läßt, der die zertrümmerten, geschleiften Verschanzungen fast gänzlich neu wieder aufrichtete. Auf das Innigste vertraut mit jeder Einzelheit der Fortification, wie sie unter den Schweden hier gewesen, konnte er den ursprünglichen Plan getreu wieder herstellen. Bald starrten Palissaden drohend empor, die Gräben wurden ihres Schuttes entleert, die Wälle mit ihren Brustwehren wuchsen wie durch Zauberschlag in die Höhe; die Thore, auf die das meiste Augenmerk der Vertheidigung sich richtete, waren nach Verhältniß größtentheils schon trefflich befestigt. Alle diese Dinge in's Werk zu setzen waren zahlreiche Kräfte aufgeboten worden. Tag und Nacht ging die Arbeit mit ungeheuerer Anstrengung ohne Unterbrechung fort; Hunderte von herbeorderten Landleuten und Tagelöhnern waren im Verein mit der Mannschaft beim Schanzen thätig; Schaufeln und Hacken ruheten nimmer, während unzählige Karren nach allen Richtungen hin sich kreuzten. Auch mancher müßig einherschlendernde Bürger sah sich durch die entblößte flache Säbelklinge des preußischen Befehlshabers zur Mitwirkung an diesem Schaffen genöthigt, dessen schleunigste Förderung diesem freilich vor allen Dingen nothwendig erscheinen mußte.

Gleich zu Anfang hatte Schill vermittelst Proclamation Pommern, als durch ihn den Franzosen entrissen, für die Krone Schweden in Besitz genommen erklärt und erließ in diesem Sinne zahlreiche, durch seine eigenthümliche und verzweifelte Lage gebotene Verordnungen und Anforderungen an die Stadt und das Land, die freilich den Betreffenden ihrerseits mitunter strenge und ungerechtfertigt erscheinen mußten. Der Landsturm der Provinz wurde schleunigst aufgeboten, Ausbleibende mit Todesstrafe bedroht und alle früher in schwedischem Dienst gewesenen Mannschaften sich zu stellen beordert. Auf dem Rathhause, wo Schill eine ständige Commission von Officieren und Mitgliedern des Rathes errichtet hatte, kam es oft zu stürmischen Auftritten, da manchem Verlangen, das für die Wohlfahrt der Stadt bedenklich erschien, nicht ohne Weiteres entsprochen werden konnte, und gewiß war es nur natürlich, daß die Einwohner zum überwiegenden Theil nicht von kriegerisch freudiger Zuversicht beseelt waren, vielmehr mit angstvoller Besorgniß der nächsten Zukunft entgegen sahen. Handelte es sich doch für sie, die gleichsam zwischen zwei Feuern sich befanden, wahrlich um nichts Geringes, wenn ein zur rächenden Vergeltung aufgestachelter Feind sich der Stadt bemächtigte. Auch die meisten der Officiere Schill's, welche für Einschiffung nach England oder für ein offenes Feldtreffen stimmten, waren unzufrieden mit dem sonst vergötterten Anführer, der keines Rathes achtete.

Petersson theilte nicht diese Stimmung; ganz in seinem Wirken aufgegangen, sah er in dessen Fortschreiten die Bürgschaft des Gelingens. Mit seiner Familie verkehrte er nur auf kurze Momente, und die treue Gattin hätte nimmer durch Kundgebung eines besorgten Kleinmuths dieses muthige Vertrauen trüben mögen.

So war die letzte Entscheidung des blutigen Dramas, dessen Hergang und Hauptmomente bekannt genug sind, um eine weitläuftige Schilderung derselben hier am Orte überflüssig erscheinen zu lassen, nach längerem Drohen aus der Ferne jetzt herangenaht. Voll höchster Aufregung und Spannung war die Nacht, welche dem letzten Maitage voranging, vom Lärm der Trommeln, vom wechselnden Signalruf der Hörner durchklungen, und während an lodernden Wachtfeuern aus muthigen Kehlen die Schlachtgesänge deutscher Dichter erschallten und Kampfeslust jede Brust der preußischen Krieger höher schwellen ließ, genossen auch wohl wenige der Einwohner Stralsunds eines sorglosen Schlafes. Der Morgen war vorgerückt und mit ihm die Massen des Feindes, der in dunkel drohenden Linien von drei Seiten her sich langsam heranzog, enger stets die Stadt einzuschließen.

Nicht lange mehr, und der Kampf entbrannte heiß und mörderisch an den Thoren im Westen und Süden. Die Schill'schen bewährten ihren alten Ruhm der Tapferkeit glänzend auf's Neue; die Feinde wichen, zurückgeschlagen, eine Strecke hinterwärts; die Kanonen der Gegner hatten ihre Vorderreihen gelichtet. Der ungestüme Muth, der die deutschen Herzen entflammte, drängte ungeduldig, aber vom Willen des Befehlshabers gefesselt, in's Freie, zum Ausfall, zum Hervorbrechen aus den beengenden Schranken. Das Zeichen zum Kämpfen erharrend hielt die Reiterei auf ihren Pferden müßig auf dem Alten Markte, dem Knieperthore im Norden zunächst, auf welches sich das Hauptcorps der feindlichen Streitmacht von linksher über sumpfigen Wiesengrund, einer Lawine gleich, unaufhaltsam näher und näher herzuwälzte.

Doch wer vermöchte das Bild des bald an allen drei Thoren wüthenden Streites, den bis zur Wuth gesteigerten Heroismus der Schill'schen Kämpfer, ihre fast übermenschlichen Anstrengungen anschaulich genug in Worten wieder zu geben? Sie erlagen der Uebermacht, der Enge des Raumes, der Zersplitterung ihrer Kräfte, die, im Einzelnen gewaltig und staunenswerth wirkend, doch der leitenden Einheit ermangelten, durch das Terrain bedingt, ermangeln mußten.

Und als schon Alles verloren, als Schill gefallen war und sich die holländischen und dänischen Soldaten in alle Straßen ergossen, wehrte sich noch ein geringer Rest der Seinen, vom altersgrauen Thurme des Knieperthores aus, gegen die erdrückende Uebermacht, bis auch der Letzte von ihnen sterbend dahin sank. Hier, am Fuße jenes Thorthurmes, wo eine Schwadron abgesessener Cavalerie, mit Gewehren ausgerüstet, unter dem Befehl eines Hauptmanns die Besatzung verstärkt hatte, war es auch, wo Petersson nicht minder tapfer als jene gefochten. Er ward gefangen, fand jedoch, einen günstigen Zwischenfall gewandt benutzend, der Schnelligkeit seines treuen Rosses vertrauend, Gelegenheit zu entschlüpfen. Man behauptet, daß er ohne Zweifel bei der herrschenden Verwirrung auf Wegen nach außen hin sich hätte retten können; aber wer, dessen Geist, von der langen Blutarbeit benommen, der Klarheit entbehrt, ist fähig in solchen Augenblicken stets den allein sichern Ausweg besonnen zu erfassen? Vom Instincte des Herzens getrieben suchte Petersson den Schutz seines Hauses, nachdem er, an der Ecke vom Pferde abgesprungen, diesem die Zügel über den Hals geworfen hatte. Niemand war seiner gewahr geworden von draußen, aber die sich ausbreitenden Verfolger drängten auch bis hierher nach, sich um jeden Preis des schädlichen Feindes zu bemächtigen. Man erkannte das Thier, das er geritten, und die von Grimm entflammten Soldaten stürzten in das Haus hinein. Sie suchen wie die lechzenden Spürhunde, sie durchstöbern die Kammern, die Gemächer — sie finden nichts. Aber es sind Frauen da, die Mutter, die Gattin des Gesuchten; von ihnen wird man das Geständniß seines Aufenthaltes erpressen können. Muthig und standhaft unter den Drohungen versichert das jüngere Weib seinen Aufenthalt nicht zu wissen; die alte Frau zittert erblassend unter den hochgeschwungenen Säbeln ihrer Dränger. Sie stoßen sie in ein Nebengemach, schütteln die Geängstigte an den Schultern. Die Schwache, den ermuthigenden Blick ihrer Schwie-

gertochter vermissend, fühlt sich ohne Halt, schutzlos ihren Peinigern verfallen. Zitternd, außer sich vor Furcht, sah sie die blanken Klingen über sich, gegen ihre Brust, ihren Kopf gerichtet, mit augenblicklichem Tode sie schreckend. Da entfloh es unwillkürlich ihren Lippen, da nannte sie den Versteck des Gesuchten — des verfolgten Sohnes. Im Nebengemach hört die Gattin, deren Sinne die Angst um den Geliebten verschärft, das Bekenntniß. Einen lauten Schrei ausstoßend, stürzt sie mitten durch ihre Wächter in das andere Zimmer. Die Arme erhoben, außer Stande mit den zitternden Lippen verständliche Worte zu bilden, heftet sie nur einen langen, wilden Blick des Vorwurfs auf die Schwiegermutter. Diese steht wie vernichtet; das plötzliche Ablassen ihrer Quäler, die unerbittliche Rachsucht, die in ihren Gesichtern mit einem aufflammenden Zug des Triumphes sich mischt, lassen sie mit einem Schlage die Folgen ihres Geständnisses überblicken. In eiligster Hast stürzen die Soldaten die Treppe hinauf, noch eine — weiter bis zum angedeuteten Orte, dem Boden des Hauses. Sie zerstreuen sich umher, werfen Kisten und Geräth beim Suchen polternd durcheinander, bis sie den Gegenstand ihres Hasses, hinter zusammengesteckten hohen Körben und Wirthschaftsgegenständen verborgen, entdeckt haben. Der früher schon seiner Waffen Beraubte richtet sich stolz aus seiner gebückten Stellung in die Höhe und ergiebt sich schweigend und mit verächtlichem Lächeln in das Unvermeidliche.

Petersson ward nach der Hauptwache abgeführt. Nicht lange brauchte er dort im Gefängniß den Todesspruch zu erwarten. Er war darauf gefaßt, es mußte so kommen, und die selber am Erfolg verzagende Fürsprache seiner Mitbürger, die zu seinen Gunsten sich erhob, konnte nichts fruchten. Das Kriegsgericht, das am 3. Juni sich über den Lieutenant Petersson versammelte, fällte nach kurzer Berathung sein Urtheil, das auf Erschießen lautete und am nächsten Morgen zu vollstrecken war.

Nur das treue Weib des dem Tode Verfallenen wollte Nichts zu seiner Rettung ungeschehen lassen. Mit jener Liebe, die Alles erduldet, Alles wagt, versuchte sie das Letzte, das Aeußerste für den geliebten Mann. Ihre weinenden Kinder an der Hand eilte sie durch die Straßen von dem Einen zum Andern; auf die Commandantur, auf das Rathhaus, zu den feindlichen Anführern — ach, und fand nur verschlossene Thüren, fruchtloses Bedauern oder harte Zurückweisung. Bis in die Nacht hinein legte sie sich die Folter dieser vergeblichen Anstrengungen auf. Zum Sterben erschöpft sank sie zuletzt auf der Schwelle ihres Hauses zusammen.

Wenige Stunden nachher, am 4. Juni 1809, um vier Uhr in der Frühe, ward das über Petersson gefällte Todesurtheil an ihm vollzogen. Auf eben diesem Walle, den er vor wenig Tagen neu geschaffen, dicht vor dem Thore, wo er mit Tapferkeit gestritten hatte, erfüllten sich seine letzten Augenblicke. Die Schüsse knallten; der zerrissenen Brust entfloh das Leben, und den zusammenbrechenden Leichnam empfing das hinter ihm gähnende Grab. — —

Petersson ward von seinen ehemaligen Mitbürgern zwar im Stillen, aber tief bedauert, und es spricht für die reiche Begabung, die Thatkraft und persönliche Liebenswürdigkeit des Mannes, daß alte Leute in Stralsund, Zeitgenossen dieser Begebenheiten, mit Vorliebe bei diesen Eigenschaften verweilten, als das Bild jener Tage, aufgefrischt aus langer Vergessenheit, in ihrem Gedächtnisse sich wieder aufbaute, heraufbeschworen durch die Fragen der jüngeren Generation und durch die in den letzten Jahren neubelebten Erinnerungen an Schill und seinen Zug nach Stralsund.

Kein Stein, kein noch so einfaches Wahrzeichen macht die Stelle kenntlich, wo Petersson gefallen; aber alljährlich an seinem Todestage ertönt auch für ihn das Glöckchen der Schillscapelle in Westphalen, und wenn ein vaterländisches Herz in dankbarer Wehmuth am Denkmale der dort gefallenen Streiter weilt, so erinnere es sich auch Dessen, der am Ostseestrande mit gleicher Treue, mit gleicher Hingabe für eine vielleicht abenteuerliche und unbesonnene, aber schöne und glanzvolle Idee sich hingab. Wenn „Großes gewollt zu haben groß ist," wie es das Wort des römischen Dichters am Grabe Schill's besagt, so dürfen wir unsere volle Anerkennung, unsere Theilnahme Demjenigen nicht versagen, der die Kraft seines Armes, das Wollen und Fühlen der feurigen Seele, ruhigen Wohlstand, Familienglück und Leben daran setzte, die Idee der Freiheit verwirklichen zu helfen, welche in andern Formen und Verhältnissen, aber ewig dieselbe, in jedem wackern, muthigen Herzen lebt.

Die Dichlerin auf rolher Erde.

Im Münsterland, auf rother Erde,

„Wo's schaurig ist, über's Moor zu geh'n,
Wenn es wimmelt vom Haiderauche,
Sich wie Phantome die Dünste drehn,
Und die Ranke häkelt vom Strauche;
Unter jedem Tritte ein Quellchen springt,
Wenn aus der Spalte es zischt und singt;
Es schaurig ist, über's Moor zu geh'n,
Wenn das Röhricht knistert im Hauche."

wo das Vorkommen des „second sight", das Vorgeschichtensehen heimisch ist, das Wunderbare und Mysteriöse sich tief in die Gemüther senkt, um Wohnung darinnen zu machen — dort liegt, von kurzen Eichenalleen und schmalem Graben umschlossen, ein kleiner Edelsitz, „das Ruschhaus" genannt. Es ist kein stattlicher Herrensitz, dessen Bau in die Höhe ragt, ja, man würde es für ein nach altherkömmlichem Gebrauch aufgeführtes Bauernhaus halten, wenn es nicht größer und ganz massiv von Steinen aufgeführt wäre und es sich nicht an der entgegengesetzten Seite, an seinem Ende, zu einem hübschen, obschon nicht großartigen Herrenhause umgewandelt gezeigt hätte. Hier lag auch der Garten mit seinen Steinfiguren, von welchem aus die hohe Treppe in den Gartensalon führte mit seinem Rococo-Kamin und seiner hinter großer Doppelthür verborgenen, aber an Sonn- und Feiertagen sichtbaren Hauscapelle, der ein hübscher Altar nicht fehlte. Und hier durch die kleinen, niedrigen Entresolzimmer, durch deren farbige gemalte Scheiben die niedergehende Sonne ihre Strahlen wirft, schreitet eine leicht dahinschwebende, fast ganz durchgeistigte, zarte Gestalt. Sie ist über die ersten Jahre der Jugend hinaus, dennoch aber hat ihr ganzes Erscheinen etwas Elfenhaftes, Märchendurchwogtes. Wunderbar blaue Augen sind ihr eigen, während eine Fülle blonden Haares den Scheitel bedeckt. Schwalben und Finken flattern durch ein offen gehaltenes Fenster herein und setzen sich auf Tisch und Sophalehne, während drinnen im hintersten Zimmer, wie im Märchen von Dornröschen, ein altes, altes Mütterchen, ihre Amme, das Spinnrad dreht und den Rest ihrer Tage verträumt. Und nun läßt sie auf das altmodische, mit schwarzer Serge überzogene Kanapee sich nieder, nimmt einen alten Quartband zur Hand und beginnt zu lesen. Von einer Frauenbeschäftigung, wie sie sonst das Boudoir einer Dame zeigt, ist keine Spur; kein Strickstrumpf, keine Nadel, kein Garn, kurz nichts, das auf eine Beschäftigung der Art hinzudeuten vermöchte. Sie liest, die Augen dicht auf das Blatt gesenkt, denn diese blauen wunderbaren Augen sind märchenhaft construirt. Nur das Nahe, das Nächste lassen dieselben unterscheiden, während diese Kurzsichtigkeit doch wieder so wunderbar angethan ist, daß sie in einem Glase Wasser die Infusorien erkennen macht, die sonst ein gewöhnliches Menschenauge nur mit der Lupe bewaffnet oder unter dem Mikroskop gewahr zu werden vermag.

Es ist ein eigenthümliches Buch, das sie liest. Darinnen steht geschrieben, wie man sich unsichtbar zu machen vermöge, mit der Wünschelruthe Quellen finden könne, und was des Wunderbaren mehr der Art. Sie liest es, aber zugleich auch die Randglosse eines Ahnherrn, der dazu geschrieben, daß er das Recept probirt, allein zu keinem glücklichen Resultate gelangt sei. Dennoch, trotz dieser Randglossen, neigt sich ihr Herz glaubensvoll dem Räthselhaften zu. Hat sie doch selber des Wunderbaren genug erfahren! Sie denkt der Stunde, da sie als junges Mädchen, als Kind, von heftiger Lesewuth getrieben, über den Schrank geräth, in dem die Bücher verschlossen waren. Sie findet den Schlüssel wider Erwartung im Schloß; sie nimmt ein Buch heraus, sie liest, unbekümmert um Ort und Zeit, bis der nahende Schritt der Mutter sie aus ihrem Lesen weckt. Sie stellt das Buch hinein, dreht den Schlüssel ab, nimmt ihn mit und wirft ihn, wie sie dies auch später noch immer geglaubt, von Angst getrieben, ohne Ueberlegung, in den Hausgraben. Der Schlüssel wird gesucht, Niemand findet ihn. Da richtet sie, die nicht nach demselben gefragt wurde, ihr heißes, kindliches Gebet um Hülfe



Die losen Kinder.

Nach einem Gemälde von Ernst Fischer.

an den lieben Gott. Sie entschlummert. Im Traume ist es ihr, als ob ein gütiges Wesen ihr nahe und spreche: „Sei getrost, der Schlüssel, von Dir in den Graben geworfen, wird morgen droben auf dem Schranke liegen."

Und der Schlüssel lag auf dem Schranke!

Aber noch ein anderer Tag, eine andere Stunde steigt in ihrem Geiste auf. Es ist die Osternacht. Das Gesinde beginnt, nach hergebrachtem Brauch, um Mitternacht auf dem Hofe in einem geistlichen Volksliede die Auferstehung des Herrn zu feiern. Sie lehnt am Fenster, dem Liede lauschend, und schaut auf den Hof hinaus. Sie erkennt die Diener, Knechte und Mägde. Da öffnet sich die Thür des Hauses, eine weibliche Gestalt tritt heraus, einen Leuchter mit flackerndem Kerzenlicht in der Hand. Und sie selber ist es. Sie erkennt sich selbst in jener Gestalt. Die Versammelten machen ihrer Doppelgängerin Platz, die ruhig über den Hof schreitet, die hinanführende Treppe zum Saale hinauf,

wo sie verschwindet. Alle haben die Gestalt gesehen und verkünden und bestätigen dies der Sichselbstgeschauten.

Leise, in tiefem Sinnen, schließt sie das Buch; in Gedanken verloren schreitet sie durch das Zimmer. Jetzt tritt sie zu ihrem Instrument, sie öffnet es, läßt die feinen, durchsichtigen Finger über die Tasten gleiten und beginnt ihr Lieblingslied zu singen, das sie gedichtet und soeben in Musik gesetzt hat. Mit schöner, ergreifender Melodie hub sie zu singen an:

„Es steht ein Fischlein in einem grünen See,
Danach thu ich wohl schauen, ob es kommt in die Höh'.
Wandl' ich über grüne Haide bis an den kühlen Rhein,
Alle meine Gedanken bei meinem Feinsliebchen sein."

Sie sang das Lied bis zu Ende mit ganzer Brust, mit ganzem Herzen:

„Trau' nicht den falschen Zungen, was sie dir blasen ein,
Alle meine Gedanken, sie sind bei dir allein."

Die Schwalben und Finken, sie ließen sich nicht stören, sie kamen ungehindert durch das Fenster herein; es war, als müßten auch sie aufhorchen und sich verwundern, daß ihre Wohlthäterin, die noch jüngst auf hohem Thurme gestanden, das Haar im Winde flatternd, den Geistern dort gelauscht zu haben schien, die über Moor und Haide wie ein Elfenkind gehuscht, so schön zu singen und zu spielen vermöge! Aber es kamen später noch andere Lauscher und Geister dazu. Es war Abend geworden, dunkler, märchenhafter im Garten und im Hause. Und draußen in den Gängen lauschte und wisperte es, Buben und Mädchen schlichen herzu, Eines dem Andern zunickend, und doch nur leise, verstohlen ein Wort wechselnd. Sie schlichen durch den Garten, von verschiedenen Wegen her, alle der Treppe zu, die zum Saale hinaufführte. Und hier standen sie, wie von den Schauern einer Märchenwelt durchschüttelt, und lugten in das Gemach hinein. Sie hörten den Gesang und wagten ihn nicht zu unterbrechen. Jetzt aber, als derselbe schwieg, als die Sängerin, vom aufdämmernden Mondenschein umleuchtet, in den Saal trat, da konnten die kleinen, ungeduldigen Geister, die Buben und Dirnen des Dorfes, sich nicht länger halten, sie reckten die Köpfe auf, sie rüttelten an der Thür, riefen und baten: „Vertellen, Frölen, vertellen!"

Und sie, die all die flachsköpfigen Buben und Mädchen kannte, sie öffnete die Saalthür, kauerte auf den Sessel sich nieder, hüllte in ein Tuch sich ein, wie ein Waldelf in seinen Mantel, und begann ihre Märchen zu erzählen, Märchen, aus denen späterhin Lieder wurden.

„Fest hält die Fibel das bange Kind
Und rennt, als ob man es jage;
Hohl über die Fläche sauset der Wind —
Was rasselt drüben am Hage?
Das ist der gespenstige Gräberknecht,
Der dem Meister die besten Torfe verzecht.
Hu, hu, es bricht wie ein irres Rind —
Hin ducket das Knäblein zage.

Baumstümpfe starren am Ufer vor,
Unheimlich nicket die Föhre;
Der Knabe rennt, gespannt das Ohr,
Durch Riesenhalme wie Speere."

Den Kindern gruselt's, sie möchten entfliehen — und bleiben doch zu gern. Der Mond wirft sein dämmerndes Licht in den Saal, die Bäume rauschen und flüstern dazu. Jetzt aber, jetzt springt sie auf, läßt ihr Tuch, es wild, gespenstisch schwenkend, den Kindern entgegenflattern — und ruft: „Husch! husch! — fort! fort!" Und die Lauscher eilen davon, jetzt rascher, fester in ihren dicken Holzschuhen auftretend, eins an das andere sich anklammernd.

„Allmählich festet der Boden sich,
Und drüben, neben der Weide,
Die Lampe flimmert so heimathlich,
Der Knabe steht an der Scheide.
Tief athmet er auf, zum Moore zurück,
Noch immer wirft er den scheuen Blick.
Ja, im Geröhre war's fürchterlich!
Ach! schaurig war's auf der Haide."

So lebte und schaffte die Dichterin. Und wer hätte dieselbe nicht schon längst aus ihren Versen erkannt? Es ist Annette Freiin von Droste-Hülshoff, die am 12. Januar 1798 bei Münster geboren, im Mai 1848 auf Schloß Meersburg am Bodensee starb, Westphalens bedeutendste und genialste Dichterin.

Es liegt etwas Männliches in ihrer Poesie, wie man denn auch darin mehr Schilderung als tiefinnerliches Gefühl wahrnimmt. Es ist, als habe der Brust der Dichterin wohl ein männlicher eigenthümlicher Geist innegewohnt, doch die Liebe sei derselben nur im Vorüberrauschen zu Theil geworden. Oder hat sie dies Gefühl mit Gewalt zurückgedrängt, um nicht Schmerzen zu verrathen, von denen die Welt nichts wissen sollte? oder hat sie all ihre Liebe hineingetragen, gleich einem keuschen Herzen, das, von innerem Drange getrieben, sich dem Himmel zuwendet, in jene Lieder, die unter dem Titel „Das geistliche Jahr" nach ihrem Tode erschienen? Ihr „geistliches Jahr" ist ein Tagebuch, das ihr Herz für das Herz geführt.

Ihre Schwester war an den Freiherrn v. Laßberg, den Besitzer von Schloß Meersburg, verheirathet. Dorthin reiste die Dichterin gern, um ihre Gedanken über die hohen Alpenfirnen des andern Ufers schweifen zu lassen, um ihre kranke Brust zu stärken an den Gewässern des Bodensees. Hier sind viele ihrer schönsten Gedichte entstanden; hier ließ sie ihre unnachahmliche Gabe, die Natur in ihrer düsteren, dämonischen Seite aufzufassen, in ganzer Kraft walten. Für das Honorar, das sie für ihre Poesieen erhielt, kaufte sie einen kleinen, hübschen Weingarten in der Nähe der Meersburg. Dorthin lenkte sie täglich ihre matten Schritte, bis diese Schritte nach wenigen Jahren matter und matter wurden. Der Lenz des Jahres 1848 kam, ein Herzschlag machte ihrem Leben am 24. Mai gedachten Jahres ein Ende. Ihr Nachlaß ist unter dem Titel „Letzte Gaben" 1860 veröffentlicht worden.

Wie schön erklingt ihr Lied: „Der Weiher"! Es heißt:

„Er liegt so still im Morgenlicht,
So friedlich, wie ein fromm Gewissen;
Wenn Weste seinen Spiegel küssen,
Des Ufers Blume fühlt es nicht;
Libellen zittern über ihn,
Blaugold'ne Stäbchen und Carmin,
Und auf des Sonnenbildes Glanz
Die Wasserspinne führt den Tanz;
Schwertlilienkranz am Ufer steht
Und horcht des Schilfes Schlummerliede;
Ein lindes Säuseln kommt und geht,
Als flüstr' es: Friede! Friede! Friede!"

Am Bodensee auf dem Kirchhofe zu Meersburg hat sie ihr Grab gefunden. Friede ihrer Asche! Als Dichterin bleibt sie unvergessen.

F. B.

Blätter und Blüthen.

Das Unglück am Titlis. Es war am 21. August Mitternachts zwölf Uhr, als wir, drei junge Männer aus Engelberg im Canton Unterwalden und ich, durch das dunkle Thor des Engelberger Klosters schritten. Nachdem die Brücke über die von dem häufigen Regen hoch angeschwollene Aa hinter uns lag, stiegen wir auf einem bequemen Waldwege hinauf zur Gerschni-Alp. Mitten durch ringsum lagerndes Vieh, welches neugierig die späten Wanderer betrachtete, führte der Weg, den wir einschlugen, an dunkelm Fichtenwalde vorbei zum Jochlipaß, einem Zickzackpfade zwischen dem Laubergrat und dem Bitzistock. Nach anderthalb Stunden tüchtigen Steigens hatten wir glücklich, allerdings vom Regen sehr durchnäßt, die sogenannte Trübiseealp erreicht; etwas bergabsteigend bogen wir von hier bis zur Matte rechtsum nach der am Trübsee liegenden Sennhütte, dem gewöhnlichen Nachtquartier für die, welche den Titlis besteigen wollen. Auf unser Klopfen öffnete ein Senner die Thür und wir traten in das niedrige Zimmer, das ganz gefüllt war mit jungen Männern, welche zum Theil schliefen, zum Theil sich unterhielten, aber alle, so wie wir selbst, waren in ernster, gedrückter Stimmung. Es galt nicht, von dem Trübsee aus am frühen Morgen eine fröhliche Bergtour anzutreten, es galt, am Morgen die Leichen zweier verunglückter, im Dorfe gar wohlbekannter und wohlgelittener Männer heraufzuholen aus tiefem Abgrunde und sie herabzubringen in das Thal, damit sie nach christlicher Weise bestattet werden könnten. Um diese Unglücklichen drehte sich natürlich das Gespräch: der eine von ihnen war ein Fabrikant aus Dresden, Herr Höppner, der schon acht Mal nach Engelberg gekommen, der andere der wohlbekannte Bergführer Eugenius Imfanger aus Engelberg, von den Leuten nur „der Geni" genannt. Höppner, ein vortrefflicher Mann, den die Armen im Engelberger Thale gar hoch schätzten und dem Imfanger sehr viel galt, hatte mit einer gewissen Vorliebe für kühne und sehr schwierige Bergtouren, wenn auch ohne viel Gewandtheit und ohne die nöthige Ausdauer der Kraft, schon manche schwindelnde Höhe erklimmt, schon manchen schwer zugänglichen Paß überschritten, immer an der Hand Imfanger's, welchem Höppner unter Anderem das erste Zeugniß eines guten Führers ausgestellt hatte. Imfanger

war ein Mann von hohem Wuchse, kräftigem Körperbau mit fast herkulischer Muskelkraft, kühn, aber trotz der Kühnheit, einer fast ängstlichen Vorsicht wegen, sicher und zuverläßig, außerdem ein braver, rechtschaffener und allgemein beliebter Mann, der Tag und Nacht sorgte und schaffte, seine starke Familie ehrlich zu ernähren. Der häufige Regen im Spätsommer war allen Bergtouren hinderlich, und auch Höppner fand während seines jetzigen Aufenthalts in Engelberg nur einmal Gelegenheit einen Weg nach der sogenannten Strahleck zu machen, bei welcher Gelegenheit Imfanger ihn anderthalb Stunden lang auf dem Rücken über den Gletscher getragen haben soll. Am 22. August war der Morgen sehr heiter und das Wetter hielt sich bis Mittag, obwohl die glühend heißen Sonnenstrahlen und die dicken Nebel um die Spitzen der Berge auf bald wiederkehrende Regen hindeuteten. An diesem Morgen hatte ein in Engelberg angekommener Engländer Imfanger aufgefordert, mit ihm den Weg über den sogenannten Stutz am Vortitlis zu gehen, einen Weg, der von Reisenden noch nicht, von Führern nur selten betreten, dem Imfanger aber bekannt war. Er war sehr schwierig. Auf die Mittheilung Imfanger's hiervon fordert Höppner denselben auf, mit ihm den Weg zu machen, damit der Engländer nicht vor ihnen das Wagniß ausführe, und um halb zehn Uhr Vormittags verlassen Beide das Dorf, mit den Worten, daß sie spätestens acht Uhr Abends zurückgekehrt sein würden. Des Nachmittags verschleierten sich alle Berge mit dichtem Nebelgewande, ein heftiges Gewitter, verbunden mit starkem Winde, entlud sich und es regnete die ganze Nacht hindurch.

Aengstlich erwartete Alles die Rückkehr der beiden Wanderer; immer später ward es — ward Morgen und sie waren noch nicht zurückgekehrt! Sofort wurden Leute nach ihnen ausgeschickt. Alles war in Hoffnung — Erwartung — Befürchtung. Furchtbar war die Lage der nach ihren Männern ausschauenden Frauen. Nachmittags um vier Uhr kehrten die Boten zurück mit dem Schreckensrufe: „Wir haben sie gefunden, aber todt, tief im Abgrunde!" Alles war erschüttert. Da aber bei aller Unwahrscheinlichkeit doch die Möglichkeit vorhanden, daß noch Leben in ihnen war, so stand man noch davon ab, den Hinterlassenen der Beiden die Nachricht mitzutheilen, vielmehr schickten sich eine Menge junger Engelberger an, zu den Verunglückten zu eilen und wo möglich noch zu helfen. Zu diesen Hülfebereiten waren wir jetzt gestoßen, und um vier Uhr Morgens traten wir, vierzehn Mann an der Zahl, unter Laternenschein, mit Seilen, Leitern, Stangen rc. und dem nöthigen Mundvorrath versehen, den schwierigen Marsch nach der Unglücksstelle an. Langsam stiegen wir den links vom Trübsee sich erhebenden, spärlich mit Gras bewachsenen und mit Steinblöcken übersäeten Stock hinan. Ein großartiger Anblick bot sich dem Auge dar, von wilden, grotesken Felsbildungen, riesigen Gletschern, rauschenden Sturzbächen. Bald legten die Bergspitzen ein violettes Gewand an, das immer heller und lichter wurde, bis es sich in eine feurige Gluth verwandelte — ein Zeichen, daß die Sonne bald aufsteigen werde über uns und daß wir einen guten Tag haben würden. Und diesen hatten wir sehr nöthig, da bei wiederkehrendem Regen es rein unmöglich gewesen wäre, die Leichen heraufzuziehen. Kaum hatten wir die letzte Spitze des Stocks erklimmt, als tief aus dem Thale herauf ein Ruf erschallte. Wir antworteten, und nach kurzer Zeit stiegen vier Männer rüstig den Berg hinan zu uns herauf. Es waren Berner Bergführer aus Engstelen, welche die Schreckenskunde vernommen hatten und herübereilten, um zu helfen. Nach kurzer Rast wanderten wir einen steilen Bergrücken hinauf, auf welchem über bröckliches, verwittertes Gestein ein schmaler Pfad angedeutet ist. Oben angelangt, gewahrten wir, links von der Spitze des Berges, tief unten im Abgrunde die beiden Leichname. Noch deutlich bemerkte man die Spur, auf welcher sie auf den Gletscher aufwärts gestiegen, und den Punkt, wo sie ausgeglitten waren. Es war allerdings ein sehr gefährlicher Weg, den sie eingeschlagen hatten. Das Engelberger Thal zieht sich von Nord-West nach Süd-Ost. Ziemlich am Ende desselben erhebt sich auf der rechten Seite die himmelhohe, steile, fast senkrechte Felswand des Titlis. Zwischen derselben und dem Laubergrat zieht sich eine enge Schlucht herein, bald weiter, bald verengt von großen Felsstücken. In der Mitte derselben, wo auf der rechten Seite eine andere Schlucht, welche den Laubergrat vom Stockberge trennt, in die erstere mündet, erhebt sich auf der linken Seite ein Gletscher von großer Stärke, von häufigen Schrunden durchrissen, der, bis zum Gipfel reichend, links die Verbindung zwischen dem Gletscher des Rotlen des Titlis herstellt und rechts sich in Bogengestalt quer über die Schlucht gelegt hat. Dieser Punkt heißt der Stutz und ihn zu übersteigen, war die Absicht Höppner's. Es ist eine sehr schwierig zu passirende Stelle, indem von unten auf der Gletscher sehr überhängend, der Stutz aber ungemein abschüssig ist. Nachdem Höppner und sein Führer in einer Sennhütte vor der Schlucht zu Mittag gegessen hatten, traten sie den Weg an und drangen glücklich auf dem Gletscher bis zum Stutz empor. Doch mag der Weg bis dahin ihnen viel Anstrengung gekostet haben, wenigstens hatten sie oft Stufen in den hartgefrornen Firn hauen müssen, um vorwärts zu kommen. Auch den Stutz hatten sie schon beinahe überschritten und mochten vom sichern, gefahrlosen Orte nach oben ungefähr sechzig, von der rechten Seite ungefähr hundert Schritte entfernt sein. Da — mögen der sie umhüllende dicke Nebel und die selbst an diesem Tage eintretende Dunkelheit sie im Schritte unsicher gemacht, oder der heftige Sturm sie gepackt haben, oder mag, was allgemein angenommen wird, Höppner beim Uebergang über den Stutz kraftlos geworden, gefallen sein und seinen Führer, mit dem er sich zusammengebunden hatte, mit in's Verderben gerissen haben — kurz, man sah noch deutlich den Ort auf dem Firn, wo der Fuß ausgeglitten war, wo der Stock des Führers sich eingehakt hatte. Pfeilschnell müssen sie über den halbkugelförmigen Gletscher, der hier die Dicke von ungefähr dreißig bis vierzig Fuß hat, und zwar auf dem Gesicht liegend, gerutscht sein bis zu einem zackigen Felsvorsprung unmittelbar unter dem Gletscher.

Hier hat Imfanger mit aller Kraft versucht, sich anzuklammern und festzuhalten, so daß die Nägel von den Fingern losgesprengt und die Schuhe von den Füßen geglitten waren, aber Alles vergebens! Zweihundert und fünfzig und noch mehr Fuß tief stürzen, in einem Falle hinunter auf den Felsen hart an dem Rand einer Gletscherschrunde! Jedenfalls überschlingen sie sich im Fall und der Schwerere kam unten zu liegen. Ganz eng zusammengeschnürt durch das Seil, lagen sie übereinander. Ist es anders zugegangen? Gott weiß es! Kein Mensch kann darüber etwas Genaues mittheilen. Könnte der Hund Imfanger's sprechen, so würde der es am Besten erzählen. Er hat, als die ersten Bergführer, welche nach den Unglücklichen ausgeschickt waren, an der Unglücksstelle ankamen, noch auf der Stelle des Gletschers gesessen, wo sein Herr hinabgestürzt war, und auch jetzt saß er wieder auf einem vorspringenden Felsblock und schaute still und traurig hinab auf die Leichen. Nicht ohne große Gefahr war es, von hier zu den Leichnamen hinabzukommen. Nach kurzer Berathung entschlossen sich vier Männer, über den Gletscher hinabzuklettern: Jelli aus Engstelen, Aloys Heß, der Thierarzt in Engelberg, dessen Bruder, ein Klosterknecht, und Louis Sattler — für Letzteren ein doppelt schwerer Marsch, da er vor wenigen Jahren seinen Vater durch ähnliches Unglück verloren hatte. Alle Vier kamen zu gleicher Zeit vor dem Stutze auf dem Gletscher zum Vorschein, aber nur Einer von ihnen wagte es, auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts zu gehen, Jelli, und mit bewundernswerther Gewandtheit und Kühnheit, ungemein schnell alle Hindernisse überwindend, gelangte er zuerst zu den Todten. Ein schmerzvolles „Mein Gott!" hörten wir den kühnen Steiger, dem wir mit zitterndem Herzen bei seinem gefahrvollen Gange nach der Tiefe gefolgt waren, laut ausrufen, als er die Zerschmetterten vor sich liegen sah. War doch der „Geni" sein guter Freund und gleichen Gewerbes, wie gleich berühmt!

Nach und nach erschienen auch die Andern auf dem Platze, nachdem sie einen leichteren Weg ausgefunden hatten. Um halb neun Uhr begann der Versuch, die Leichname heraufzuziehen. Der Abgrund, in dem sie lagen, war ziemlich breit, und da wir uns auf der den Leichen entgegengesetzten Seite befanden, so trug der Klosterknecht sie in die Mitte der Schlucht. Der Vorsicht halber hatten wir das Seil durch einen kleinen Wasserfall gelegt, damit, wenn es sich an den Felsspitzen reibe, es durch das Wasser an Zähigkeit gewinne. Da besonders Imfanger's Leiche sich gegen den Felsen stemmte, welcher über die Schlucht ragte und auf dem wir standen, so ließ sich der Bruder desselben am Seile herab und über dem Abgrunde schwebend hielt er die Leiche vom Felsen ab. Höppner's Leiche machte weniger Schwierigkeiten, da sie in sitzender Stellung emporgezogen wurde; glücklich gelang es also bei der bereitwilligen Anstrengung Aller, der Leichen beider Männer habhaft zu werden. Aber welch ein Anblick! Die Hirnschädel zerschmettert, Arme und Beine zwei, drei Male zerbrochen, die Kleider in Fetzen gerissen, die Körper nackt, mit Blut bedeckt! Auf zwei Leitern gebunden, wurden die beiden Leichname herabgeschafft und gegen zwei Uhr langten sie an der Aabrücke im Thale an, wo eine große Menschenmasse herzugeeilt war. In zwei einfache Särge gelegt, wurden beide Todte, der Katholik und der Protestant, in das katholische Leichenhaus gestellt. Am andern Morgen wurde die sterbliche Hülle Imfanger's in's Grab gesenkt, bejammert von einer Wittwe und zehn noch unerwachsenen Kindern, betrauert von Vielen aus Fern und Nah, die den Wackern, Ehrlichen hoch geschätzt und lieb gehabt hatten. Noch desselben Tages fanden unter den Badegästen Sammlungen zum Besten der Hinterlassenen statt und es flossen denselben reichliche Spenden zu; auch erklärte sich die Wittwe Höppner's bereit, für die Wittwe Imfanger's eine jährliche Pension auszusetzen. Heute um vier Uhr wird die Leiche Höppner's von Engelberg nach Dresden gebracht werden. Die trauernde Gattin ist schon abgereist. Wunderbar! Höppner hatte für den Tag, an welchem er die Bergtour unternahm, seine Abreise in die Heimath festgestellt. Jenes Vorhaben bestimmte ihn, die Abfahrt auf den Samstag zu verlegen — und er ist abgereist an diesem Tage, aber als Leiche!

Engelberg, am 26. August 1865. C. F.

Ein talentvoller Kater. Daß die katzenartigen Raubthiere durch Zähmung dahin gebracht werden, ihr hinterlistiges, blutgieriges und heimtückisches Naturell abzulegen, gehört gewiß zu den Seltenheiten. Selbst unsere zahme Hauskatze, mag sie noch so wohl erzogen sein, verleugnet ihre Gattung nicht. Um so interessanter war mir daher, was mir neulich einer meiner Freunde, von dessen Wahrhaftigkeit ich vollkommen überzeugt bin, von seinem Kater mittheilte. Dieser Kater war nicht blos ein ausgezeichneter Mäusefänger, sondern auch dem Naschen durchaus nicht ergeben. Spaßes halber ließ ihn mein Freund, neben einem Streifen Kuchen, der in der Fensterbank dicht vor seiner Nase lag, eine lange Zeit allein im Zimmer, ohne daß Herr Murr sich versucht gefühlt hätte, auch nur einmal daran zu riechen. Eine Wachtel und mehrere andere Vögel, die frei in der Stube umherhüpften, lebten mit ihm in der besten Freundschaft. Er ließ es sich sogar gefallen, daß der eine oder der andere von ihnen, wenn er schnurrend vor dem warmen Ofen lag, auf seinem Rücken umherspazierte. Seine Gutmüthigkeit hatte die Vögel nach und nach zutraulich gemacht. Doch seine Talente waren noch anderer Art und er entwickelte zugleich eine Intelligenz, die wirklich in Erstaunen setzte. Im Hause war nämlich noch eine Katze, die man ihm als Gemahlin beigesellt. Frau Katze besaß nun leider nichts von den lobenswerthen Eigenschaften ihres Herrn Gemahls, sie war, als echte Katze, naschhaft und stellte den Vögeln nach, wo sie nur konnte. Aus letzterem Grunde litt es der ehrsame, gestrenge Herr Gemahl durchaus nicht, daß seine Gemahlin zu den Vögeln in die Stube kam. Wagte sie es einmal, so trieb sie Murr, um seine Schützlinge zu sichern, mit Bissen und Klauenhieben wieder zur Thür hinaus.

Eines Tages klagte die Köchin, daß in der Speisekammer die Katze mehrere Speisen arg benascht habe. Mein Freund kam auf den Gedanken, den Kater als Observator in die Speisekammer zu sperren, um zu beobachten, wie derselbe den Extravaganzen seiner Gemahlin gegenüber, sich verhalten würde. Schon am folgenden Tage gab es Ehestandskrieg in der Speisekammer — Herr Murr tractirte seine nichtsnutzige Ehehälfte aus dem ff, weil sie eine Mettwurst von der Wand heruntergerissen. Von der Zeit an saß Herr Murr täglich mehrere Stunden, von Eßwaaren aller Art

umgeben, auf Posten in der Speisekammer, und nachdem er jene erste Execution einige Male mit Nachdruck wiederholt hatte, wagte sich die Frau Gemahlin nicht wieder in die Kammer. Im Garten hatte L. — so hieß mein Freund — eine sogenannte Meisenfalle, zum Einfangen von kleinen Vögeln, aufgestellt. Zu seinem Leidwesen bemerkt er, daß die Katze die in die Falle gerathenen Vögel herausgeholt und verspeist hat. Er läßt darauf den Kater in den Garten und ist nach einigen Stunden schon Zeuge, wie Freund Murr, neben dem Meisenkasten, seiner Frau das Fell wieder tüchtig zerzaust, weil sie im Begriffe stand, ein Rothschwänzchen aus der Falle zu holen. Der Meisenkasten wurde von da ab der Obhut Murr's gleichfalls anvertraut und die Räubereien der Katze hörten auf. Dieses seltene Exemplar von Kater nahm ein trauriges Ende. Böse Buben hatten ihm den Unterkiefer und das Rückgrat zerschmettert. Er ward ärztlich verpflegt, allein sein Tod erfolgte nach einigen Tagen. L. versicherte mir, daß ihm der Tod dieses treuen Thieres Thränen ausgepreßt habe. T.

Ein neues Lied vom braven Mann. In den ersten Jahren seiner Regierung hielt sich der große Karl August von Weimar oft längere Zeit des Jahres in Ilmenau auf, theils der Jagd wegen, theils auch um durch seine öftere Anwesenheit dem dortigen Bergbau mehr Leben und Aufschwung zu geben.

Eines Tages war die Ilm dort nach einem starken Gewitterregen hoch angeschwollen und ging von Stunde zu Stunde höher und höher. Da wurde dem Herzoge, der eben von der Jagd zurückgekehrt war und sich mit Goethe, Knebel und den andern Cavalieren seines Gefolges zur Tafel gesetzt hatte, die Meldung gemacht, daß am jenseitigen Ufer der Ilm eine Bauerfrau mit ihrem Säugling auf dem Arme dem Ertrinken nahe sei, da wegen des hohen und reißenden Wassers der Armen Niemand die erflehte Hülfe bringen könne. Der Diener hatte noch nicht ausgesprochen, als der junge Fürst von der Tafel aufsprang, sich ein Pferd satteln ließ und ohne alle Begleitung nach dem Orte der Gefahr dahinflog.

Das Wasser war mittlerweile so hoch gestiegen, daß es der armen Frau bis unter die Arme ging. Sie hielt sich mit der einen Hand an dem Aste eines Erlenbaumes fest, mit der andern ihren Säugling, den sie über sich zwischen zwei Aeste desselben Baumes eingeschoben hatte, und harrte der Hülfe von Gott, da ein Mensch sie ihr nicht mehr bringen zu können schien.

Sie wurde ihr indeß gebracht. Karl August war an dem bezeichneten Orte am diesseitigen Ufer der Ilm angekommen, wo eine große Menge gaffender und klagender Menschen sich eingefunden hatte. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Der Kraft und Geschicklichkeit seines edeln Rosses vertrauend, stürzt sich der Hochherzige in die wild dahinbrausende, reißende Fluth, erreicht nach vielem Kampfe und unter eigener Lebensgefahr glücklich das jenseitige Ufer, läßt sich von der durch Todesangst und Schreien schon ganz erschöpften Mutter den Säugling in seine Arme geben und rettet ihn glücklich an das Ufer, wo er ihn der Vorsorge der anwesenden Frauen übergab. Jedoch „dem Kinde muß die Mutter wiedergegeben werden.“ Ein neuer Sprung in die Fluthen, neuer, noch anstrengenderer Kampf, jedoch auch neuer Sieg! Der Herzog brachte nach vieler Mühe die Unglückliche vor sich auf das Pferd und gelangte auch dieses Mal glücklich zurück an das Ufer, wo eben die Ortspolizeibehörde angekommen war, um zur Rettung der Verunglückten die geeignetsten Maßregeln einzuleiten. Ihr trug er die weitere Sorge für die Geretteten auf, ließ ein ansehnliches Geldgeschenk zurück und war, ehe noch eine halbe Stunde verlaufen, wieder in dem Kreise der Seinen, mit denen er sich unter anmuthigen Scherzen über das bestandene Abenteuer wieder zur Tafel setzte und in dem Bewußtsein, eine edle That vollbracht zu haben, den übrigen Theil des Tages heiter und froh vollbrachte.

Der Universal-Dessinateur. Das Fach eines Musterzeichners oder Dessinateurs ist, obgleich wir seine Erzeugnisse in allen Schaufenstern auf Kleiderstoffen, Spitzen, Bändern, Tapeten, Teppichen, Shawls, Tischdecken, Wachstuchen etc. bewundern, ein außer den Fabrikstädten fast unbekanntes. Wer nicht Fachmann in der Fabrikation von Manufacturwaaren ist, weiß nicht, welche Schwierigkeiten der Fabrikant hat, um seinen Waaren durch Zeichnung und Farbe ein immer verändertes, neues Aussehen zu geben, und sie dadurch leicht verkäuflich zu machen. Die Aufgabe des Musterzeichners ist es, immer Neues zu ersinnen; seine Phantasie und sein Geschmack sind es, welche neben seiner technischen Geschicklichkeit die Muster in Form und Farbe so herstellen, wie wir sie in den oben erwähnten verschiedenen Artikeln sehen. Die meisten großen Fabriken halten solche Künstler, um den stets gestellten hohen Anforderungen entsprechen zu können, um den Geschmack für ihre Fabrikate zu cultiviren und das Bestmöglichste darin zu erreichen. Zu diesem Zwecke wendet sich ferner der Fabrikant an Ateliers für Musterzeichnungen, wie solche besonders in Paris, Lyon, Mülhausen im Elsaß, in der Neuzeit auch in Deutschland in Wien, Berlin, Leipzig, Chemnitz und Elberfeld existiren, und sucht dort nach von früheren abweichenden neuen Ideen, um sie direct zu verwenden oder seinen Zeichnern zur Benutzung zu übergeben, d. h. sie für seine specielle Fabrikation brauchbar zu machen. Wir glauben nun im Interesse aller Manufacturisten zu handeln, wenn wir ihnen eine neue Quelle von Ideen zu ihrer Benutzung empfehlen und sie auf ein Werk aufmerksam machen, welches bereits bei seinem ersten Erscheinen vor Jahresfrist die Beachtung der namhaftesten Gewerbeblätter auf sich zog und das in seiner jetzigen Vervollkommnung, welche es schon beim Erscheinen des zweiten Jahrgangs erreichte, die größte Beachtung verdient. Dieses Werk ist der in Elberfeld bei J. Löwenstein erscheinende Universal-Dessinateur von J. C. Clement. Der Zweck desselben ist: den Fabrikanten in allen Zweigen der Druck- und Weberei mit immer neuen Originalmustern, Farbenstellungen und Ideen zur Hand zu geben, den deutschen Geschmack und Schönheitssinn zu bilden und somit möglichst viel beizutragen, den leider noch immer großen Einfluß der französischen Mode auf deutsche Fabrikate zu verdrängen. Diese Aufgabe ist eine so große und lobenswerthe, daß sie die Unterstützung aller Industriellen verdient.

Das Mutterherz.

Wenn Du mit kecker Jugendkraft
Beginnst im Lebensspiel zu ringen,
Und um den frischen grünen Schaft
Sich Freundesranken lockend schlingen —
O denke dran, o denke dran,
Daß liebend folget allerwärts
Durch Freud und Leid Dir allezeit
Ein Mutterherz.

An Lied und Wein, an Lust und Lieb
Will bald Dein Sinn gefangen haften,
Schon wird Dein Himmel manchmal trüb
Von Wolken dunkler Leidenschaften —
Dann denke dran, o denke dran,
Daß sorgend folget allerwärts
Durch Freud und Leid Dir allezeit
Ein Mutterherz.

Ringst endlich Du als fester Mann
Den Wechselkampf des ernsten Lebens
Und tritt Enttäuschung Dir heran
Als Lohn des pflichtgetreuen Strebens —
Dann denkst Du dran, dann denkst Du dran,
Daß tröstend folget allerwärts
Durch Freud und Leid Dir allezeit
Ein Mutterherz.

„Die losen Kinder“ haben wir das Bild genannt, das wir heute nach einer Oelskizze des talentvollen Ernst Fischer unsern Lesern vorführen. Ernst Fischer ist diesen kein Fremder mehr, seitdem sie Gelegenheit hatten, sich an dem lieblichen Idyll „der Dorfarzt“ zu erfreuen, mit dem wir vor einiger Zeit unser Blatt zieren konnten. Derselbe gemüthliche Humor, die Innigkeit der Empfindung, welche dieses Bild auszeichneten, sind auch den „losen Kindern“ eigen, die ein Schlummerstündchen der ältern Schwester benützt haben, deren Medaillon zu öffnen, und unbewußt dessen, was sie thun, vielleicht die tiefsten Herzensgeheimnisse der Schlafenden an's Licht ziehen.

Zur Nachricht!

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal. Wir ersuchen daher die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die Herren **Bock, Beta, R. Benedix, Brehm, E. Förster, G. Hammer, G. Hiltl, A. Meißner, Schmidt-Weißenfels, A. Schloenbach, Temme, Karl Vogt, L. Walesrode, Fr. Wallner** u. v. a. bleiben unsere regelmäßigen Mitarbeiter. Von den im nächsten Quartal zum Abdrucke kommenden Artikeln wollen wir bei dem beschränkten Raum dieser Nummer blos die nachstehenden interessanten Erzählungen, Aufsätze und Skizzen erwähnen:

Der Dorfcaplan. Von Herman Schmid. — Der Dombaumeister von Regensburg. Von demselben. — Die Locke der Charlotte Corday. — Eine Novelle von Levin Schücking — Erzählungen von Franz Hedrich und Melchior Meyr. — Erinnerungen an Heinrich Zschokke. Von dessen Schwager Rüsperli. Mit Illustration von Paul Thumann. — Der Menschenretter. Ein niederdeutsches Seebild. Mit Illustration von Schleich. — Der Morgen in der Menagerie. Mit Illustration von H. Leutemann. — Goethe in Leipzig. Mit Illustration. — Ganz oder halb? Mit Portrait. — Die Hirschjagd in den Hochalpen. Von H. Roß. Mit Illustration von L. Fux. — Ein deutscher Mann in der Fremde: Prinz Albert von Sachsen-Coburg. — Aus dem Rauhen Hause zu Horn. Ein Schattenbild. — Die Falschmünzer am Prägstocke. Mit Illustration von Litschauer. — Die deutsche Nordpolfahrt. — Anatomische Leiden und Freuden. Von Alfred Meißner. — Bilderschau in meinem Zimmer. Erinnerungsblätter von Franz Wallner (Fortsetzung). — Das Montavon. Mit Illustrationen von M. Schmid. — Ein preußischer General und kein Gamaschenheld. — Vor dem Capitol. Mit Illustration. — Aus der französischen Bühnenwelt. Mit Illustration von Fleury. — Auf dem Wege nach Gastein. Mit zwei Illustrationen. — Das vornehme Proletariat in Berlin. — Die kleinste deutsche Residenz. Mit Abbildung. — Im Crocodil. Mit Illustration von Th. Pixis. — Ein Bahnbrecher im Kampfe für die Zukunftsgestaltung. Von Ludwig Storch. — Beim alten Truchseß. Literaturbild aus dem Anfange unsers Jahrhunderts. — Die Edelkoralle und ihre Fischer. Von Karl Vogt. Mit Abbildungen. — Kleine Ursachen, große Wirkungen. Von Bock etc. etc.

Leipzig, im September 1865.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig

N° 40. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Locke der Charlotte Corday.

„Die Mondesschimmer fliegen,
Als säh' ich unter mir
Das Schloß im Thale liegen,
Und ist doch so weit von hier!“
Eichendorff.

Ich sehe es wirklich, in diesem Augenblick, das alte melancholische Herrenhaus auf der vereinsamten Landstraße nach H—, und eine Eichendorff'sche Mondbeleuchtung paßte zu den grauen Mauern, der breiten Steintreppe, dem mächtigen Park mit seinen steinernen Göttergestalten, die alle heimlich Leid trugen um eine fehlende Nase, einen abgebrochenen Arm, eine zerbröckelte Hand, einen losgelösten Fuß. Jetzt ist es seit vielen Jahren unbewohnt und der Obhut eines alten Castellans überlassen, denn der junge M., der es nach dem Tode seiner Verwandten erbte, besitzt eine reizende Villa am Comer See und zieht den Aufenthalt in Licht und Glanz begreiflicher Weise dem Leben in jenem grauen Palaste vor. Und dennoch scheuen manche Fremde, die auf der breiten Schienenstraße Deutschland durchfliegen, jenen Umweg und Zeitverlust nicht, um dem alten Schlößchen einen Besuch zu machen. Man zeigt nämlich dort das einzige wahrhaft getreue Portrait des Mädchens von Caen, der wunderbaren Charlotte Corday. Auf einer Staffelei im Erkerzimmer des linken Flügels steht es, in einen schwarzen Holzrahmen gefaßt, in ergreifender Schönheit. Es ist nur flüchtig angelegt, fast skizzenhaft, von mattem Farbenton, aber der Charakter dieses seltenen Kopfes ist so großartig aufgefaßt, der Blick der Augen so über die Welt gleichsam hinausschauend, daß die Wirkung den Betrachtenden überwältigt. Charlotte Corday trägt ein helles Kleid mit anschließenden Aermeln, ein hochhinaufreichendes Busentuch und die bekannte französische Haube. Ihre aschblonden Haare fallen schwer und etwas nachlässig herab auf die Schultern, aber diese Schultern sind bei aller Fülle in ihren Umrissen fein und edel. Lange Wimpern und schön gezeichnete Brauen beschatten die wundersamsten Augen der Welt. Der Mund ist weich und zärtlich, es sind die sanften und keuschen Lippen einer Frau, während auf der Stirn eine männliche Entschlossenheit thront und die Nase dem Gesicht einen kühnen Ausdruck giebt; die Profillinie ist etwas streng, trotz ihrer Feinheit. Und wie kommt dies lebensvolle, offenbar unmittelbar nach Anschauung gemalte Portrait des berühmten Mädchens in dies deutsche abgelegene Schlößchen? Das ist eine seltsame Geschichte; der alte Sanitätsrath in D., dem hübschen Badeorte, hat sie mir vor langer Zeit einmal erzählt.

Hier ist sie.

Vor vielen, vielen Jahren war das graue Herrenhaus von glücklichen Menschen bewohnt und es gab nichts Erfrischenderes als in die grüne Dämmerung dieses mächtigen Gartens zu blicken, wo auf reinlich gehaltenen Wegen fröhliche Kinder spielten, und gar mancher Wanderer auf der Landstraße blieb an dem eisernen Gitterthor stehen und vergaß alle Müdigkeit, wenn das helle Lachen der Kinderstimmen an sein Ohr schlug. Herr M., der Besitzer dieses Hauses, hatte zwar nur eine einzige Tochter, aber er ließ zu ihrem Vergnügen oft die Kinder der benachbarten Güter in einem großen mit Leinwand überzogenen Wagen abholen und belebte auf diese Weise seinen Park und entzückte zugleich das Herz seines Kindes. Sie sollte durchaus fröhlich sein und nie Zeit finden ihre Mutter, die sie schon im zwölften Jahre verlor, zu vermissen. Eine ältliche brave Pfarrerstochter vom Rhein wurde in's Haus genommen, eine französische Bonne und eine englische Gespielin. Fräulein Köhler, welche die Leidenschaft besaß, Verse zu machen und Romane zu schreiben, die nie zum Druck gelangen wollten, war sehr gewissenhaft sorglich und treu, und ihre Sentimentalität störte den Hausherrn nicht, da Melanie gar keine Anlage zu irgend einer Gefühlsschwärmerei zeigte und ganz das Naturell ihrer Mutter, einer Französin, geerbt zu haben schien. Auf dem Sterbebett dieser Mutter wurde die kleine Hand Melanie's in die eines blassen Jünglings gelegt: „Er soll dereinst Dein Mann werden und Du wirst in Paris leben!“ hatte sie zu ihrem Kinde gesagt.

Alphons Rouer war der einzige Sohn eines früh verstorbenen Bruders und die Geschwister hatten ausgemacht, ihre Kinder mit einander zu verheirathen; Herr M. hatte Nichts gegen diesen Plan einzuwenden, da der junge zukünftige Schwiegersohn sehr reich war. Alphons kam nun regelmäßig im Sommer auf einige Wochen in das Schloß, und Melanie verbrachte ein Jahr gleich nach ihrer Confirmation bei einer Tante ihres Verlobten in Lyon. Herr M. selbst hatte sich inzwischen von allen Geschäften zurückgezogen und überließ sich nur noch dem Umgang mit seiner Tochter und einer geheimen Leidenschaft, die er vor den etwas unbarmherzigen Augen seiner verstorbenen Frau hatte verbergen müssen: seiner Neigung zur Malerei. Alle M.'s, die vor ihm das graue Schloß bewohnt, hatten irgend eine wunderliche Grille gehabt. War auch bei dem jetzigen Besitzer von keinem Talent die Rede, wie bei seinem Vorgänger, der ein bedeutender Musiker gewesen, so stand er doch keinem seiner Ahnen in Eifer und Hingabe an seine Neigung nach. Sein Fleiß ließ ihn oft Speise und Trank vergessen, ja nicht selten sogar den Liebling seines Herzens, die reizende Melanie. Er hatte sich ein Atelier eingerichtet in dem größten Zimmer des nördlichen Flügels und brachte dort den größten Theil

des Tages zu. Nichts konnte strahlender sein als sein Gesicht, wenn er vor einem frisch aufgespannten Malertuch stand und sich anschickte irgend ein Bild aus der bedeutenden Sammlung seiner Vorfahren zu copiren. Diese Copien wurden nach ihrer Vollendung auf das Schönste eingerahmt und in dem oberen Saal des Schlosses aufgehängt. Die wenigen, gewaltig ernsthaft blickenden Familienbilder, die hier früher ihren Platz gehabt und welche Melanie höchst respectwidrig die Käfersammlung zu nennen pflegte, mußten sich gefallen lassen in das anstoßende Erkerzimmer verbannt zu werden.

In dem Saal dieser Copien nun pflegte Herr M. Winter und Sommer sein Mittagsschläfchen zu halten. Es war gar zu süß mitten unter seinen Schöpfungen einzuschlummern und zu erwachen — halb blinzelnd eine in unbeschreiblichen Farben prangende Kuh nach Potter, eine Landschaft nach Salvator Rosa, ein Portrait nach van Dyk anzusehen, denn Herr M. malte Alles — um sich zu sagen: „Deine Hand hat sie geschaffen!" Unbekleidete Figuren zu malen hatte er aufgegeben, bis auf Weiteres, seitdem sein Töchterchen ihn einmal gefragt, als er einen Engel nach Fiesole copirt: „Papa, ist der arme Junge mit den Flügeln in ein blanc manger gefallen? er guckt ja nur noch mit dem Kopf heraus!" — „Der Kukuk mag wissen, wie sie es anfangen, die Maler, so ein Stück ordinären Fleisches herauszubringen," brummte Herr M. nachher, „es ist gewißlich nichts, als ein kleiner Taschenspielerkunstgriff dabei; man geräth aber von selbst nicht darauf. Nun, ich muß mir's sagen lassen, sobald mir ein Maler einmal in den Wurf kommt."

Melanie's siebenzehnter Geburtstag war herangekommen. Das war ein aufregender Tag, dieser 15. Mai! Man feierte an ihm die feierliche Verlobung Melanie's mit Alphons Dacier, der von Paris herübergekommen war, um einige Wochen im Schlosse zu bleiben. Alle die jungen Freundinnen des Mädchens waren eingeladen, nebst den dazu gehörigen Vätern, Müttern und Brüdern; die Sonne strahlte, der Flieder blühte und wie weiße Schmetterlinge flatterte die Mädchenschaar im Park umher.

Am späten Abend, als es wieder still geworden war, geschah es, daß Melanie sich auf das Bett ihrer Gouvernante setzte. Sie begann sich ihr Haar für die Nacht aufzuflechten und sagte mit einem glücklichen Lächeln: „Das war ein hübsches Fest! Es giebt doch nichts Angenehmeres, als sich zu verloben, und ich bedauerte alle meine Freundinnen, daß sie nicht auch ihre Verlobung feiern konnten."

Fräulein Köhler zog die Garnitur ihrer Nachthaube ein wenig tiefer über ihre Lockenwickel, lockerte die Stirnbinde, die sie der allzutiefen „Denkerfalte" wegen allnächtiglich zu tragen pflegte, legte ihre Hände über die Augen und bat: „Liebe, stelle einen Schirm vor das Licht, das Du hereingebracht. Schone meine Augen!"

Eine Secunde später lag die Gouvernante im tiefsten Schatten und der volle Lichtschein traf nur Melanie. Ihr leichtes, spitzenbesetztes Nachtkleid fiel bis auf die Füße herab. Sie standen auf einem kleinen Tabouret. Daß Melanie eine französische Mutter gehabt, zeigten diese Füße. Sie steckten noch in den kleinen rosenrothen Atlasschuhen mit den schwarzen Spitzenrosetten, in denen sie getanzt, und es gab nichts Zierlicheres als die Form dieser Füßchen mit den feinen Knöcheln. Fräulein Köhler's mit wunderbaren Blumen besticke Morgenschuhe — ihre zahllosen Nichten versahen sie mit diesem abscheulichen Artikel — hatten das Ansehen einer Wiege für die Füße des jungen Mädchens.

Als das Fräulein noch immer schwieg, sanken plötzlich die Hände Melanie's in den Schooß, ein Zug von Trauer überflog das reizende Gesicht: „Mein Gott, ich habe ihr gewiß wehe gethan," dachte sie, „die Arme hat ja nie ein so schönes Fest gefeiert!" Unwillkürlich neigte sie sich herab, um ihre Lehrerin zu küssen. „Wie vergnügt war der Papa heut! Nicht wahr, Sie verlassen ihn nie, wenn ich einmal fort bin, und begleiten ihn immer nach Paris, wenn er kommt mich zu besuchen?"

„Gutes Kind! Darüber reden wir ein ander Mal," antwortete die Köhler gerührt, „ich habe allerlei Pläne. Du sollst später Alles erfahren. Ja, Du hast Recht, es ist ein schönes Fest, das Du heut gefeiert, aber ich glaube, es [illegible] doch noch schöner sein, wenn — wenn die rechte Liebe da[illegible]e, die muß aber bei Dir erst kommen!"

„Nun, wenn sie bei Alphons da ist, dann dürfte es ja einstweilen genug sein," lachte das junge Mädchen. „Ich muß ihn freilich erst kennen lernen; es ist recht gut, daß er jetzt einen Monat hier bleibt. Meinen Sie, daß ein Monat genug Zeit ist, um sich lieben zu lernen?"

„Thörin!" erwiderte die Gouvernante mit Nachdruck, „ein einziger Augenblick genüge, sagen die Dichter! Wie war Dir's denn zu Muth, als Du Deinen Verlobten zum ersten Male sahst?"

„Lassen Sie mich ein wenig nachdenken," erwiderte Melanie und machte ein allerliebstes ernsthaftes Gesicht. „Ach ja, das war, als Mama noch lebte, vor fünf Jahren. Alphons ist sieben Jahr älter als ich, und ich meinte damals, er sähe sehr alt aus und wolle Alles besser wissen als ich. Nachher war er da, als die arme Mama starb, und ich hatte ihn sehr gern, weil er mich so zärtlich zu trösten versuchte und mit dem Papa so viel plauderte, und jetzt finde ich ihn recht hübsch und so unterhaltend und gewandt, wie keinen einzigen der jungen Herren, die ich kenne. Ist das noch nicht die Liebe, die man braucht, um eine glückliche Frau zu werden?"

„Ich denke, nein! Die wirkliche Liebe ist etwas ganz Anderes: ein immer aneinander Denken, ein immer beieinander Sein, ein Treubleiben in Noth und Tod. Nun, das wird Alles noch kommen!"

Das junge Mädchen antwortete nicht sogleich. Sie saß in tiefes Sinnen verloren. Wie hübsch sie in diesem Augenblick aussah, so unberührt von jedem Kummer, so schuldlos, so froh und frisch! Melanie hatte zwar mit ihrer Erzieherin manches Liebesgedicht, manche rührende Geschichte, worin von Liebe die Rede war, gelesen, aber sie gestand sich, daß sie trotzdem noch niemals ernsthaft über die Liebe nachgedacht. Und jetzt war sie doch schon Braut! —

„Die Liebe muß doch sicher die höchste Zufriedenheit sein," begann sie nach einer Weile, „und so meine ich, daß ich bereits anfange zu lieben. Ich bin zufrieden mit Alphons, mit Papa, mit mir selber, ich möchte Nichts anders haben und ich freue mich kindisch auf Paris."

Und die hübschen Finger nahmen ihre unterbrochene Beschäftigung wieder auf, sie flochten das goldbraune Haar ein.

Das Fräulein seufzte. „Mein liebes Kind, wolle Gott keinerlei Prüfung über Dich kommen lassen!"

„Prüfung? Was verstehen Sie darunter?" fragte Melanie.

„Allerlei ernsthafte Dinge: Kummer, Elend, Noth. Dergleichen besteht nur die echte und rechte Liebe mit Ehren."

„Ich habe nicht gewußt, liebste Köhler, ob Alphons arm oder reich war, als ich mich mit ihm verlobte; also würde ich ihn genau so angenehm finden, wenn er Nichts hätte, sollte ich denken. Würde er krank, so will ich ihn gewißlich treu pflegen — dann muß er ja bald wieder gesund werden. Und Noth?! Ach, der gute Papa ist ja da und in Noth braucht ja nicht Jeder zu gerathen."

„Melanie — Du sollst im nächsten Winter in Paris in die Gesellschaft eingeführt werden; Dein Papa will, daß Du vor Deiner Verheirathung ein Wenig von der Welt siehst; glaubst Du nicht, daß ein anderer Mann Dir jemals besser gefallen könnte als Dein Verlobter? Und Du wirst dort gewiß schöne Männer sehen, und geistvolle und liebenswürdige zu Dutzenden."

„Das weiß ich nicht. Sollte das aber geschehen, nun so würde ich das sofort dem Papa und Alphons sagen, und wir würden schnell abreisen."

„Das hilft nicht immer, mein Kind!"

„O, wenn ich nur Alphons sehe, liebe ich ihn auch wieder, das weiß ich gewiß! Und ich habe ja auch der todten Mama versprochen ihn zu heirathen — also das sind eigentlich unsinnige Plaudereien, ich weiß gar nicht, wie wir darauf kamen. Schade, daß Alphons nicht malt oder singt, das würde Papa mehr Freude machen und mir wäre es auch recht!"

„Nun, das thut Nichts, wenn er Dich nur recht liebt, wie Du es verdienst!"

„O, wir sind doch hübsch genug ihn zu fesseln, liebe Köhler, das ist meine geringste Sorge! Und ich bin auch nicht seine erste Liebe, ich habe ihn neulich darum gefragt, und das ist mir recht lieb, dann weiß er doch, daß die Frauen nicht voll[illegible]nen sind, und nimmt mich wie ich bin."

Es war unmöglich der Sprecherin böse zu sein, [illegible] sie so plauderte, sie sah schelmisch dabei aus wie ein Kind, tau[illegible] [illegible]ckische Geister trieben in den dunkeln Augen und in den Gr[illegible]chen der Wangen ihr Wesen. Fräulein Köhler unterdrückte deshalb auch

ihre Strafpredigt und begnügte sich seufzend damit, ihre verlobte Schülerin zu Bett zu schicken.

„Noch Eins," sagte Melanie schon im Begriff dem Gebot Folge zu leisten, „ich habe eine Bitte. Alphons trägt ein schwarzes verschlossenes kleines Portefeuille in seiner Brusttasche — ich sah es, aber er schloß es mir nicht auf und behauptete, es enthalte ein Geheimniß, das ich erst an unserm Hochzeitstage erfahren dürfte. Vielleicht ist es das Portrait seiner verstorbenen ersten Liebe. Bitte, bitte, liebe Köhler, fragen Sie ihn einmal recht eindringlich danach — mir würde er ja doch keine aufrichtige Antwort geben, und dann — ich möchte um die Welt nicht, daß er mich für neugierig oder gar für eifersüchtig hielte!"

Seit jener Unterredung waren Monate verflossen, man hatte den Winter in Paris vorüberrauschen lassen und lebte erst seit vierzehn Tagen wieder im alten Herrenhause. Wie im Traume war Melanie auf den hochgehenden Wogen eines wechselvollen Daseins dahingeschwommen. Fräulein Köhler mußte sehr viele Abende einsam zubringen in jenem kleinen, eleganten Quartiere, das man in Paris gemiethet, und fand Muße genug, sich ihrer Leidenschaft hinzugeben, Romane zu schreiben, und Betrachtungen anzustellen über die Vergnügungssucht junger Mädchen. In dem Hause Alphons' repräsentirte seit dem Tode seiner Eltern eine alte Tante, sie machte die Honneurs mit mehr Würde als Grazie. Alle seine übrigen Verwandten von Nah und Fern drängten sich herbei, die junge, reiche Braut kennen zu lernen. Melanie wurde gefeiert, wo sie sich zeigte, man umschwärmte die reizende, frische Erscheinung, man fand sie piquant ohne alle deutsche Sentimentalität und beneidete den Bräutigam um diese anmuthige Zugabe eines bedeutenden Vermögens. Aber alle derartigen Huldigungen schienen keinen sonderlichen Eindruck zu machen auf das Herz des jungen Mädchens, zur großen Beruhigung der besorgten Gouvernante; Alphons tanzte besser, als alle Andern, plauderte amüsanter, war achtsam auf alle Wünsche — man mußte ihn lieben, so lautete der Refrain aller Berichte Melaniens. Sie genoß das rauschende Paris mit einer Unbefangenheit und ruhigen Freude, die ihre Erzieherin in das lebhafteste Erstaunen versetzte.

Herr M. war in den letzten Tagen seines Pariser Aufenthaltes ungewöhnlich guter Laune. Er hatte in der Ausstellung ein Bild gekauft, das ihn unwiderstehlich reizte: Adam Lux, der bekannte schwärmerische Anbeter Charlotte Corday's, auf seinem Wege zum Schaffot. Anordnung und Gruppirung waren meisterhaft und das Colorit von großer Wärme und Kraft, der Ausdruck der verschiedenen Köpfe frappirend. Die Bekanntschaft mit dem Maler dieses Bildes erklärte er für die interessanteste in Paris, er hatte ihn auch sofort auf mehrere Wochen zu sich nach Deutschland eingeladen. Gaston Dumont — so hieß der talentvolle junge Künstler — hatte die Aufforderung angenommen und versprochen, sobald er seine kränkelnde Mutter in das kleine deutsche Bad D. nahe bei H. gebracht, im Schlosse einzutreffen.

Der alte Herr stellte seinen Schützling seiner Tochter und seinen übrigen Angehörigen vor und war sehr verwundert über den verschiedenen Eindruck, welchen die Erscheinung des jungen Mannes hervorbrachte. Während Melanie angezogen ward von dem schwermüthigen Ernst des Ausdruckes dieses ungewöhnlichen Gesichtes und von der melancholischen Ruhe seines ganzen Wesens, betrachtete ihn Alphons mit einer Art gehässigen Mißtrauens, und die Köhler endlich fand ihn durchaus uninteressant. Er sah ja gar nicht aus wie ein Maler — keine fliegenden Locken, kein Sammetbarett, keinen zurückgeschlagenen Kragen — blos ein anständiger Mann aus der guten Gesellschaft. Es war wirklich schade. Wie hübsch hätte ein mehrwöchentliches Zusammenleben mit einem echten Maler werden können! So aber, wie er, konnte jeder Assessor aussehen! —

Man war endlich wieder im grauen Schlosse und der Frühling auch, und die Fenster standen den ganzen Tag weit offen, wie die Glasthür nach dem Garten, und Melanie mußte immer daran erinnert werden, Handschuhe anzuziehen und ihren runden Hut aufzusetzen, wenn sie die Steinstufen hinabsprang. Gaston Dumont hatte seine Zusage erfüllt; er hatte sich eingestellt auf dem Schlosse. Er arbeitete mit dem Hausherrn und gab auf dessen besonderen Wunsch dem jungen Mädchen täglich eine Stunde Zeichenunterricht. Außerdem unternahm er häufig größere Streifereien in die Umgegend, skizzirte fleißig und besuchte an jedem Sonntag D. und seine Mutter.

Wie gern hätte Melanie die Mutter einmal gesehen, an der dieser Sohn mit so leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing! Das kleine Miniaturportrait, welches er von ihr bei sich trug, zeigte ein tiefmelancholisches, wunderschönes Frauengesicht.

„Ich habe nie traurigere Augen gesehen!" sagte das junge Mädchen, während sie das Bild betrachtete.

„Sie hat auch viel gelitten in ihrem Leben, viel verloren!" antwortete Gaston.

Wie mochte es nur sein, wenn man viel litt und verlor! Melanie sprach indeß nicht mit Fräulein Köhler über das Bild.

Alphons kam in dieser ersten Zeit auf einige Tage, allein Melanie wunderte sich im Stillen, daß sie sich nicht mehr über seine Gegenwart freute. Er brachte so viel Unruhe in das Stillleben und spottete so über ihre Zeichenstunden. Er hatte freilich Recht: Melaniens Talent war gering, sie nahm aber zum ersten Male in ihrem Leben eine Sache ernst. Je mehr Mühe es ihr verursachte, die Vorlagen ihres Lehrmeisters nachzubilden, desto größer wurde ihr Eifer. Sie wollte um jeden Preis Etwas lernen und ihrem Lehrer Freude machen. Sie war entzückt, wenn er sie in seiner ruhigen Weise lobte.

Nur mit Widerstreben erlaubte sie ihrem Verlobten, in den Unterrichtsstunden zugegen zu sein. Herr Dumont würde dann sicher nicht mehr von seiner Mutter erzählen, wie er das sonst that, und Alphons war die Veranlassung, daß sie auf Etwas verzichten mußte, was ihr ein unbeschreibliches Vergnügen gewährte. Zudem behandelten sich beide Männer so kalt, Gaston war so stolz, Alphons so hochfahrend und gereizt, daß Melanie ein lebhaftes Unbehagen empfand, wenn sie Beide zusammensah.

„Ich hätte nie gedacht, daß Alphons so kindisch sein könnte," sagte sie einmal zu ihrer Gouvernante, „er redet die ganze Zeit von lauter albernen Dingen, und dabei soll man zeichnen!"

Eines Tages wollte man nach H. in's Theater fahren, um ein paar neue Lustspiele zu sehen. Alphons hatte zu dem Ausfluge beredet, er liebte die Einförmigkeit des Landlebens nicht und langweilte sich im Stillen entsetzlich. Unmittelbar vor der Abfahrt, mit ihm auf der breiten Terrasse auf- und niedergehend, warf Melanie ihrem Verlobten sein unfreundliches Benehmen gegen den Gast ihres Hauses und den Künstler von Ruf vor. Er antwortete gereizt und abweisend, und der erste Zwist setzte sich zwischen dem Brautpaar in Scene.

„Dein plötzlicher Fleiß ist kindisch, liebe Melanie," sagte Alphons, „aber noch kindischer ist, daß Du empfindlich darüber bist, wenn man sich für Deinen Lehrmeister noch weniger interessirt, als für Deinen Zeichenunterricht. Ich habe nun einmal eine unüberwindliche Antipathie gegen diesen Herrn, und es ist eine alte Erfahrung, daß man Leute, die sich vom ersten Blick an nicht mögen, um keinen Preis zwingen soll, miteinander zu verkehren; es entsteht Unglück daraus. Ich finde sein Gesicht unangenehm und sein Wesen unerträglich."

„Es ist mir leid, daß unser Geschmack auseinander geht," antwortete das Mädchen mit blitzenden Augen, „ich finde ihn in jeder Weise edel und angenehm."

„Seine Nähe und Unterhaltung gönne ich Dir gern, Theuerste, sobald ich nur nicht Theilhaber zu sein brauche. Ich warte geduldig auf die unvermeidlich eintretende Abkühlung Deines Enthusiasmus und weiß, daß Du mir dann wieder Gerechtigkeit widerfahren lassen und einsehen wirst, wie sehr ich Recht habe."

„Ich fürchte, Du wirst auf diese sogenannte Abkühlung lange warten müssen, mein Freund. Ich habe mir vorgenommen, mich ernstlich mit der Kunst des Zeichnens zu beschäftigen. Lange genug habe ich thörichte Dinge getrieben. Ich möchte auch ein wenig malen lernen."

„Versuche es, wenn es Dir Vergnügen macht, sobald wir verheirathet sind. Ich werde Dir dann den besten Lehrer in Paris zuführen und — bezahlen."

„Ich würde nie einen besseren verlangen und bei keinem anderen lieber lernen. Doch bin ich dafür, die Zeit vor unserer Hochzeit zu benützen."

„Der Termin ist zu kurz, liebes Kind!"

„Wenn ich nun einen längeren beanspruchte?" — —

„Nimmermehr, Melanie! Anfang October werden wir uns verheirathen."

Hier unterbrachen die Uebrigen das Gespräch. Der Wagen fuhr vor, Melanie reichte Fräulein Köhler zum Abschied die Hand. „Ich wollte, Sie führen mit nach H. an meiner Stelle; ich habe keine Lust in's Theater zu gehen," flüsterte sie.

Der Wagen rollte aber trotzdem wenige Minuten darauf mit ihr davon. In der Loge nahm ihr Vater neben ihr Platz, die beiden jungen Männer saßen hinter ihrem Sessel. Die Lustspiele waren allerliebst, Melanie blieb jedoch schweigsam und zerstreut. Im Zwischenact des Theaters besuchte Alphons das Foyer, er glaubte in der Loge der Schauspielerinnen eine hübsche Sängerin der Opéra comique erkannt zu haben und ging, sie zu begrüßen. Herr M. plauderte mit einem Logennachbar.

„Warum so ernst?" fragte plötzlich Gaston leise.

„Um Ihretwillen," hätte das Mädchen beinahe geantwortet, aber sie bezwang sich und sagte nur: „Ich bin traurig und — und habe Kopfschmerzen."

„Wird Herr Dacier Sie bald verlassen?"

„Uebermorgen."

„Er wird ja in wenigen Monaten wieder hier sein."

Es war ihr in diesem Augenblick unerträglich, daß er denken könnte, es sei der Schmerz der Trennung, der jetzt schon ihr Herz belaste, und die ganze Offenheit ihres Wesens brach hervor, als sie antwortete:

„O, ich bin nicht traurig um ihn, ich war noch nie traurig um seinetwillen! Ich freue mich, daß ich mit Papa noch allein zusammenbleiben und zeichnen lernen darf."

Sie wendete nach diesen Worten ihr Gesicht nach ihm hin und sah zum ersten Mal ein Lächeln in seinen Augen. Wie eine Fluth von Licht überströmte es sie plötzlich. Eine wunderbare Freudigkeit durchdrang ihr Herz. Aller Kummer war wie mit einem Zauberschlag verschwunden. Sie hörte freundlich und geduldig den Berichten ihres Verlobten zu, der jetzt wieder hinter ihr Platz nahm, und Alphons war am Schlusse der Vorstellung äußerst zufrieden mit dem Erfolg seiner Unterhaltung. Melanie war offenbar in heiterer Stimmung. Alle Gereiztheit schien vergessen. Und nie war sie ihm hübscher erschienen, als eben jetzt, wo sie ihm in dem rasch dahinrollenden Wagen in der hellen Mondnacht gegenüber saß. Ihr Gesicht in dem Rahmen des rothen Cachemircapuchons strahlte, die Lippen lächelten und ihre Stimme klang so süß, wenn sie ihrem Vater Schmeichelworte gab.

Sie redete mit den Andern fast gar nicht, aber sie scherzte mit dem Vater über seine Studien, und Gaston betheiligte sich an diesem Scherz, Alphons hatte ihn nie so belebt gesehen. Aber was kümmerte ihn der Maler! Melanie war ja sein unbestrittenes Eigenthum, und seine Freunde hatten wirklich ein Recht, ihn um die Braut zu beneiden; er war wirklich ein Glückskind. Als der Wagen hielt, nahm er sich allen Ernstes vor, ein wenig freundlicher gegen Gaston Dumont zu sein. Mit lebhafter Zärtlichkeit drückte er die Hand des jungen Mädchens, als er Melanie unter dem Portal des Schlosses aus dem Wagen hob und in's Haus führte.

Aber die feinen Finger, die er umschloß, erwiderten seinen Druck nicht. „Bist Du wieder gut?" fragte er leise.

„Gewiß," antwortete sie ruhig, doch sie zog die Hand langsam aus der seinen.

Dann sagte sie dem Vater zärtlich gute Nacht, bat, sich zurückziehen zu dürfen, und bot ihrem Verlobten die Hand. Er umfaßte Melanie, aber sich sanft aus seiner Umarmung lösend, ging sie auf Gaston zu und reichte ihm zum ersten Mal die Spitzen ihrer Finger. Sie berührten sich einen flüchtigen Moment, diese schlanken Hände, dann war Melanie verschwunden.

Nach der Abreise Alphons' kamen ruhige Tage, reizende helle Stunden, Sonnenschein und Blumen. Man lebte fast den ganzen Tag im Freien und Melanie nahm ihre Zeichenstunden unter einem schattigen Zelt auf der Terrasse. Herr M. arbeitete weniger eifrig als sonst, er studirte Lichter und Schatten unter den grünen Bäumen; auch der Roman der Gouvernante blieb liegen, dagegen entstanden zahllose Gedichte mit Sonne und Wonne, Flieder und Lieder, Blätter und Geschmetter — wäre nur eine mitfühlende Seele da gewesen, sie zu verstehen! Sie konnte es nicht verschmerzen, daß der Maler so gar nicht poetisch war. Wie war es nur möglich, daß Melanie so gern mit ihm plauderte! Was sie sich nur immer zu erzählen hatten? Wie sie an seinen Lippen hing, wenn er redete! Zuweilen hörte die Köhler ein Weilchen zu — allein es war wirklich gar zu langweilig, fortwährend von einer kranken Mutter reden zu hören, oder von Gegenden und Menschen, die man nicht kannte. Sie begriff ihre sonst so ungeduldige Schülerin nicht!

Es war an einem Julimorgen, als Melanie den Stift niederlegte und zu ihrem Lehrer aufblickend sagte: „Ich habe eine Bitte an Sie."

„Ich würde glücklich sein, sie erfüllen zu können," lautete die Antwort, und die großen dunkeln Augen begegneten den ihren.

„In wenigen Wochen feiern wir Papa's Namenstag, ich möchte ihm so gern mein Portrait schenken, würden Sie dasselbe als Bleistiftzeichnung ausführen mögen?"

Eine tiefe Blässe flog über das Gesicht des Künstlers.

„Nein," sagte er hastig, fast rauh, „ich darf nicht! Es bringt Unglück, wenn eine Hand aus unserer Familie eine Frau malt."

„Ueber wen? Ueber den Maler oder über die Frau?" frug Melanie erstaunt.

„Ueber Beide."

„Dann werde ich Sie nicht mehr bitten! Aber Sie malten, wie Sie mir erzählten, einst Ihre Mutter?"

„Das war zu jener Zeit, als ich noch nichts von dem seltsamen Fluche wußte. Und doch folgte die Strafe. Meine Mutter verlor ihren Gatten und ihre einzige Schwester kaum einen Monat nachher. Sie hat jetzt nur noch mich!" (Fortsetzung folgt.)

Vom Vater Zschokke.

Von Friedrich Rüsperli.*

Wer den Rheinstrom bei Schaffhausen mit Donnerrollen über die Felsen herunterstürzen, oder von der Pfalz zu Basel hinab in sanftem Dahingleiten die liebe Schweiz verlassen, oder im Rheingau sich zwischen herrlichen Weinbergen hindurchwinden sieht, mag wohl in seinem Herzen den lauten Wunsch aufkommen fühlen, den Mächtigen auch einmal daheim, im hohen Rhätien, an seinen Quellen besuchen und beobachten zu können.

So geht es uns auch gegenüber großen Männern, deren Namen uns die Geschichte in auffallenden Schriftzügen vorführt, deren Werke wir im Leben wirksam sehen, deren Schriften wir lesen, die sie schrieben, unsere Kenntnisse zu erweitern, zu läutern und zu befestigen und unser Gemüth zu erfrischen, zu bessern und zu veredeln. Es zieht uns eine natürliche Sehnsucht hin zu diesen Männern, Zeugen zu werden, wie sie an ihrem eigenen Heerde, im Kreise der Familie schalten und walten.

Die Hand, die in diesen Zeilen Erinnerungen an Vater Heinrich Zschokke, den berühmten Verfasser der „Stunden der Andacht", „des Schweizerlandes Geschichte", der vielgelesenen Novellen und Erzählungen u. a. m., aufzuzeichnen unternommen, will den Leser in Zschokke's Heimath, in das Innere seines Hauses, in seine allernächste Umgebung bringen. Sie möchte, diese Hand, zu solcher Führung wohl vor anderen geeignet sein, weil sie selber geleitet worden ist durch den gefeierten Dahingegangenen von den ersten Kinderjahren an bis in's reifere Mannesalter, da Zschokke's Gattin dem Verfasser dieser Zeilen nahe Blutsverwandte und Pathin war und zwischen Heinrich Zschokke und ihm ein Band bestanden hat, innig, wie zwischen Vater und Sohn.

Bekanntlich war Zschokke als Statthalter nach Basel berufen worden; damit wurde er dem Familienkreise näher gerückt, in den er bald aufgenommen werden sollte.

Am linken Ufer der Aare, eine halbe Stunde von Aarau entfernt, erhebt sich ein mäßiger Hügel, bepflanzt mit Obstbäumen, Weinreben und Wald, der Kirchberg genannt. Auf dem östlichen Ende des Bergrückens steht, mit ausgezeichneter Aussicht auf die Ebenen und Hügel des Aargau, auf den Jura und eine lange Kette des Alpengebirges, einsam die Kirche nebst Pfarrhaus, eine Viertelstunde noch weiter östlich, hart am Ufer der Aare, aber liegen Schloß und Dörfchen Biberstein, nach Kirchberg pfarrgenössig.

* Zschokke's Schwager.



Zschokke im Garten seines Landhauses „Blumenhalde".

Auf Kirchberg wohnte mit seiner Familie der Pfarrer Jacob Nüsperli von Aarau, Mitglied des aargauischen Cantonsschulrathes, ein Mann voll klaren Blickes in das Wesen der Christuslehre, voll Begeisterung für die Staatsgrundsätze der Neuzeit, für das Aufblühen der Volksschulen und ein treubesorgter Vater seiner vier Kinder, eines Sohnes, und dreier Töchter, bei deren Erziehung er die einfache Lebensweise der guten alten Zeit und die neuen Grundsätze der Bildung in Einklang zu bringen suchte. Seine älteste Tochter, Nettli, geboren den 3. September 1785, war eine eben aufblühende, jungfräuliche Rose, ebenso klug und liebenswürdig, wie aufopfernd und muthvoll. Wagte sie es doch einst, in jenen Zeiten der Verwirrung, einem tobenden und auf den „Franzosen zu Kirchberg" (so nannte man damals den Pfarrer) schimpfenden Haufen von bewaffneten Bauern vor das Haus entgegenzutreten und die Thür, damit der Vater nicht gefährdet werde, hinter sich schließen zu

lassen, um die Lärmer in jungfräulicher Hoheit, mit freundlichen Worten und dargereichten Erfrischungen zu besänftigen.

Mit seiner Nettli machte sich der Pfarrer einst auf den Weg nach Basel, denn es brannte sein Herz, bei dem dortigen Statthalter, für dessen Schriften und Thaten er sich ergriffen fühlte, um eine Unterredung nachzusuchen. Während der Vater seinen Geschäften oblag, weilte die Tochter im Kreise einer befreundeten Familie. Auf einmal ertönte durchs Haus der Ruf: „Unser Statthalter! er reitet vorüber!" Die Tochter des Hauses öffnete die Fenster und zog das fremde Mädchen heran, damit dessen früher geäußerter Wunsch, Zschokke sehen zu können, erfüllt werden möchte. Hier trafen die Blicke von Jüngling und Jungfrau sich zum ersten Mal, denn auch Zschokke hob, vom Geräusch des Fensteröffnens aufmerksam gemacht, seine Augen empor. Aus der Art, wie später Frau Zschokke die Erzählung dieses ersten Zusammentreffens oft wiederholte, konnte man entnehmen, daß dasselbe auf das Herz derselben einen tiefen, nachhaltigen Eindruck gemacht, während der junge Mann, welcher grüßend zu den Frauen emporblickte, das „Unschuldsgesicht einer jugendlichen Gestalt" wahrnahm und sich mit seinem kriegerischen Geleite über die Eine, die indeß keiner kannte und die gewiß eine Fremde sein mußte, in ein Gespräch einließ, aber nachher bekennen mußte: „der Genuß des Augenblickes sei, wie mancher andere, verschwunden und vergessen worden."

Im Frühling des Jahres 1802 war es, als die Pfarrerstochter aus einem Concert von Aarau ihrer Heimath zuwanderte, im Herzen bewegt, denn es hatte der frühere Statthalter von Basel, der sie dort einst gegrüßt, sich unter den im Concert Anwesenden befunden. Als sie eben zwischen den Brücken war (die Aare floß früher in zwei Armen an Aarau vorüber, so daß man, um nach Kirchberg zu gelangen, zwei Brücken zu überschreiten hatte), hörte sie eilige Schritte hinter sich ihr näher kommen, und siehe — Zschokke war's, der ihr nachgeeilt, um sie zu bitten, ihrem Vater seinen baldigen Gegenbesuch anzukündigen.

Nettli hatte auch in Aarau einen tiefen Eindruck auf den Mann gemacht, ohne daß ihm bewußt war, daß sie das nämliche Mädchen sei, nach dessen Namen er sich in Basel vergebens erkundigt hatte. Wie konnte es anders sein, als daß die Herzen sich bald entgegenschlugen, namentlich als Zschokke das nahe Schloß Biberstein zu seinem Aufenthalte wählte und den Besuch im Pfarrhause oft wiederholte, angezogen von dem ruhigen Ernst des Vaters, der damals mit Meier die Gründung der Cantonsschule betrieb und später Pflanzer der Baumschule wurde, angezogen von dem lebhaften und durchdringenden Geist der Mutter, von der Schönheit, häuslichen Einfachheit und schmucklosen Geschäftigkeit Nettli's und von den noch im Kindesalter stehenden beiden jüngern Schwestern.

Zschokke brachte in die Familie des Pfarrers ein neues Gemüths- und Geistesleben, war Allen Alles: dem Einen begeisterter Theilnehmer an Entwürfen zur Beglückung des Nächsten, dem Andern Kampfgenosse in Witz und Laune, dem Dritten der im Stillen des Herzens geliebte Jüngling, den Kindern unermüdlicher Spielgenosse. Seinem geliebten Mädchen zu Kirchberg gegenüber aber reifte in ihm das Gelübde: „Diese, oder nie eine, zur Gefährtin des Lebens!" Doch wollte er die Auserwählte weder zur Genossin von Schicksalen machen, die seiner noch in den fortdauernden Stürmen der Staatsumwälzungen warten mochten, noch den Frieden eines unerfahrenen Herzens leichtsinnig mit Hoffnungen stören, welche vielleicht unerfüllt bleiben mußten! Als aber durch die Vermittlungsurkunde Napoleon's (März 1803) Ruhe in die Schweiz gekommen, als Zschokke Bürger des Aargau (August 1804) und Mitglied des Oberforst- und Bergamtes geworden war (das Buch „der Gebirgsförster" entstand damals), bewarb er sich um die Hand der Pfarrerstochter und verband sich mit Nettli, die nach des Mannes Wunsch von nun an Nanny hieß, am 25. Februar 1805, vom Schwiegervater getraut.

Groß ist die Zahl der anmuthigen kleinen Erzählungen aus der Bräutigamszeit und den ersten Jahren von Zschokke's Ehe. Am Hochzeitstage selber wollte er durchaus, daß seine Braut ihn in ihrem Ehrenschmucke, dem Hauskleid nämlich, zur Kirche begleite. Begreiflicherweise wäre für die ganze Frauenwelt im Hause das keine Hochzeit gewesen, und er mußte nachgeben. Dagegen willigte man ein, daß das jüngste Familienglied, damals ein munterer Knabe von anderthalb Jahren, auch mit dabei sei, und der überglückliche Bräutigam freute sich inniglich, als der kleine Schreihals in fröhlicher Laune die Anwesenden in der Kirche mit ihren Namen anrief. Während des Hochzeitsmahles, das, wie nachmals bei allen jüngern Kindern* des Hauses, im Pfarrhof selber stattfand, meldete sich ein bejahrter Landmann in althergebrachten, gefältelten Schweizerhosen und Dreispitz und fragte nach dem „Herrn Schwyzerbott". Die Mutter der Braut, in der Küche beschäftigt, wollte ihn abweisen: der Schweizerbote habe heute keine Zeit zu Geschäften. Da der Alte jedoch große Dringlichkeit vorgab und endlich dem Gesuchten vorgeführt wurde, übergab er demselben jenes allbekannte Lied: „An den aufrichtigen und wohl erfahrnen Schweizerboten zu seinem Hochzeitstage!" das uns noch jetzt in Hebel's alemannischen Gedichten so lieblich anspricht. Unter einem Strom von Freudenthränen trug dann dasselbe der Bräutigam im Kreise der Seinen vor.

In den ersten Stunden alleinigen Beisammenseins schloß Zschokke mit dem jungen Weibchen einen Ehevertrag bessern Werthes, als jener gewöhnliche, in welchem man sich gegenseitig um Geldsummen und Aussteuern oder Wittwengehalte vergleicht. Sie kamen nämlich überein in den Grundsätzen, nach denen sie ihre Ehe führen wollten. Was aber damals erst noch gute Grundsätze sein konnten, erhärtete mit den Jahren zu guten Grundgewohnheiten. Sie lauteten: „Wir werden Beide miteinander glücklich sein, so lange wir leben auf Erden; aber wir müssen ein dreifaches Gelübde thun: Von heute an lebe Du für mich und ich lebe für Dich. Wir wollen nie vor einander das geringste Geheimniß haben und, selbst wenn wir gefehlt hätten, es uns einander sogleich offenbaren; dann aber wollen wir unsere häuslichen Sachen Niemandem sagen, damit sich Niemand zwischen uns dränge. Endlich wollen wir niemals gegen einander böse werden und nicht einmal zum Scherz mit einander böse thun, denn aus Neckerei wird oft Ernst und, was man zuweilen thut, daran gewöhnt man sich leicht."

So begann eine Ehe, die, bis der Tod sie nach vielen Jahren trennte, eine der musterhaftesten und glücklichsten des Landes wurde.

Wie Zschokke vom frühen Morgen an seinen Geschäften unausgesetzt oblag, so mußte es auch bei seiner Frau und den Dienstboten (damals war's ein Geschwisterpaar, Sämi und Meili), später bei den Kindern sein. So sahen sich Sämi und Meili einst mit großen Augen an, nachdem ihnen der „Herr" befohlen, sie sollten alle Steine des Gartens zusammenlesen und in eine Ecke schaffen, als das geschehen war, in eine zweite, in die dritte, vierte und endlich wieder zurück in die erste. Die jungen Leute begriffen nicht, daß es ihrem Herrn, bei Mangel an anderweitiger Beschäftigung, daran lag, sie nicht müßig zu sehen. Zu einem Besuch wollte die junge Frau sich in einen Rock mit einer Schleppe kleiden, wie sie damals getragen wurden. Der Mann, dem Einfachheit und Natürlichkeit im Benehmen, in Hausgeräthe, Nahrung und Kleidung über Alles ging, bat seine Nanny, das nicht thun zu wollen. Das Weibchen legte sich auf's Bitten, dann rannen Thränen hervor; endlich versuchte sie's mit Trotzen. Da ergriff der Mann ganz ruhig eine Scheere und schnitt vom Rocke, der auf dem Tische lag, weg, so viel er für überflüssig ansah. So gab er seiner Nanny in den ersten Wochen der Ehe zu verstehen, daß er nicht mit sich spaßen lasse, und wiederholt waren wir Zeuge, wie die Ehegatten auch später und wiederholt jene ruhige Festigkeit des männlichen Willens als Grundstein ungetrübter Eintracht bis an's Lebensende segneten.

Einst stand der junge Gatte mit seiner Nanny auf den Zinnen des Schlosses Biberstein, hoch über dem Ufer der Aare. Sie, noch neu in häuslichen Sorgen, war in Jammer aufgelöst, denn sie hatte den letzten Thaler des Hauses in der Tasche.

„Wo ist der?" fragte Zschokke lächelnd, ergriff das dargereichte Silberstück und schleuderte es weit hinaus in die Fluthen des vorüberfließenden Stromes, um anzudeuten, wie wenig ihm an Geld und irdischem Gute gelegen, wie leicht er auch Zeiten des Mangels, voll Gottvertrauen und dem Kummer um Zeitliches das Herz verschließend, ertragen könne. „Jener weggeworfene Thaler," bekannte nachmals Frau Zschokke oft, „hat uns in unserer Ehe reichliche Zinsen getragen."

Zschokke, der für das Komische ein offenes Herz hatte, fand inniges Ergötzen an den Reimereien seines Bibersteiner Schusters,

* Louise wurde nachmals Gattin des Rectors Evers an der Cantonsschule zu Aarau und Sophie die des Handelsgärtners Zimmermann daselbst.

die derselbe seinen Kunden, auf die Sohle geschrieben, vorführte; oder an dem Schloßschaffner, wenn dieser ihm herzlich dankend entgegenhinkte, unter stetem Aechzen über die Schmerzen an den Füßen, die Zschokke mit Bürsten gerieben, um den vom Blitzstrahl getroffenen Mann den Armen des Todes wieder zu entreißen; oder an dem Staunen seiner kleinen Schwägerinnen, als er den Ring einer derselben in das Pistol lud und es abschoß und jener sich dann, mit einer seidenen Schleife geziert, am Halse der Eigenthümerin wieder vorfand; oder an seinem Sämi, wenn er ihn auf seine Reisen mitnahm und dieser sich dazu herausgeputzt hatte, während der Herr im abgetragenen grünen Kleide erschien, wenn dann in den Gasthäusern und Sennhütten des Gebirges der Diener für den Herrn genommen wurde und daran lustige Mißverständnisse und Abenteuer sich anknüpften. Nebenbei sei bemerkt, daß Zschokke die Leitung der Dienstboten ganz seiner Frau überließ. Durch diese machte er ihnen die Bedingungen der Aufnahme in's Haus bekannt, wobei namentlich besonderer Nachdruck auf Wahrhaftigkeit gelegt wurde. Jede im Hause dienende Person wußte, daß eine Lüge unnachsichtlich die Entlassung zur Folge haben würde. Im Uebrigen war Zschokke den Dienstboten gegenüber nichts Weiteres, als ein freundlicher Hausgenosse. In der Regel weilten Knecht und Magd lange Jahre im Hause.

Auf Antrieb von Vater Rudolf Meier in Aarau, der neben Pfarrer Nüsperli einer der thätigsten Gründer der Cantonsschule war und als begüterter Mann auch in anderer Richtung für gemeinnützige Werke große Opfer brachte, begann Zschokke zu Biberstein von Neuem die Herausgabe des Schweizerboten und verband sich zu diesem Behufe (im Jahre 1804) mit Buchdrucker und Buchhändler Heinrich Remigius Sauerländer, der damals von Basel nach Aarau übersiedelte und von nun an ihm Freund und Kampfgenosse wurde für Freiheit und Recht. Drei eheliche Bande knüpften in spätern Zeiten Kinder und Enkel der beiden Familien aneinander.

An den Schweizerboten, dieses Zeitungsblatt, das auf die Sittengeschichte und den Entwickelungsgang der Schweiz so unendlich großen und nachhaltigen Einfluß geübt, schloß sich dann auch des Schweizerboten Kalender an.

„Gott, Schöpfer alles Beseligenden", gab dem Schweizerboten, wie Hebel im Hochzeitsliede geweissagt, in Jahresfrist „ein goldig Büeble" und „die ungeahnten Freuden des Vaters im Anblick des erstgebornen Sohnes". Theodor war's, nunmehr Arzt und Lehrer der Naturgeschichte an der Cantonsschule zu Aarau. Ihm folgte Emil, jetzt Pfarrer ebenda, und so kam ein Knabe nach dem andern, bis das Dutzend voll war. Den Schluß bildete, als dreizehntes Kind, ein Töchterlein, Cölestine, nunmehr Frau Sauerländer in Frankfurt.

Im Aargau dürfen Taufen nur in der Kirche stattfinden; in der Stadt Aarau werden sie in einer sonntäglichen Abendstunde vorgenommen. Den gottesdienstlichen Handlungen wohnen in der Regel nur die Pathen und nächsten Anverwandten des Kindes bei. Aus dem Hause Zschokke war jeweilen auch die Mutter des Täuflings dabei. Als nun nach zwölf „Buben" das Dreizehnte, ein Mädchen, getauft werden sollte, schlossen sich dem Taufzuge eine große Zahl von Schülern, Freunden und Verehrern des Vaters an, um dem Elternpaar die allgemeine Freude an dem seltenen Familiensegen zu bekunden.

Von den zwölf Söhnen gingen dem Vater zwei schmerzlich beweinte Kinder voran, zwei als Jünglinge und einer als Mann, Julius, Rechtsanwalt und Criminalrichter in Baselland. Ihm folgten zwei Söhne, Alexander, Lehrer des Kunstzeichnens an der Cantonsschule zu Aarau, und Eugen, der jüngere Arzt. Achilles ist Pfarrer in Gontenschwil bei Aarau, und die beiden Jüngsten sind Bauverständige, Alfred, Cantonsbaumeister von Solothurn, und Olivier. Mithin leben noch fünf Söhne, alle in bedeutsamen Stellungen und im Geiste des Vaters wirkend, Wohlthäter ihrer Mitmenschen, ebenso bescheiden und rastlos thätig, wie er, alle Väter, zum Theil schon Großväter einer zahlreichen, vielversprechenden Nachkommenschaft.

Als Vater steht Zschokke auf höchster Stufe seiner Menschenwürde da. Heiterkeit und Ernst, Milde und Strenge im Umgang mit seinen Kindern, Alles an gehörigem Orte, zeichneten ihn aus. Bemüht war er, die Seinigen früh an's Entbehren des Entbehrlichen zu gewöhnen, und sorgfamste Pflege verwendete er auf die wahren Bedürfnisse und dies bis auf's Geringfügigste. Heranbildung zu einer Höhe, welche das Niedrige weit hinter sich läßt, und Erziehung zu einer Gesinnung, die sich dem Niedrigsten freundlich gleichstellt, Angewöhnung zu Verschwiegenheit und Freimuth, wo jedes am Platz, nicht sowohl Büchergelehrsamkeit, als handliches Eingreifen für's Leben — das waren Zschokke's Zielpunkte in seiner Eigenschaft als Erzieher seiner Kinder.

Für den ersten Unterricht der Kinder sorgte die Mutter; dann übernahm der Vater die heranwachsenden Knaben, lehrte sie die Anfangsgründe des Lateinischen und Griechischen, führte sie in Cäsar, Virgil und Homer ein, ließ sie hierauf in den öffentlichen Lehranstalten Aarau's für Hoch- und Kunstschule vorbereiten und endlich zur Vollendung ihrer Bildung Reisen machen.

Unvergeßlich sind uns die mit seinen Söhnen genossenen Stunden, in denen er die Alten erklärte, oder die Winterabende, an welchen er die allgemeine Weltgeschichte vortrug, deren schriftliche Ausarbeitung unter unsern Händen nach und nach zu dickleibigen Bänden anwuchs. Dieselbe Hand, die zuweilen für den Kleinsten eine Puppe, gewöhnlich Sämeli genannt, einkleidete, schwang die Peitsche, wenn der Vater am Weihnachtsmorgen mit den „Buben" den Ritt zu Steckenpferd um den mit Wachskerzen beleuchteten Baum eröffnete; dieselbe Hand regierte das Schattenspiel, in welchem die Figuren, ein Nikodemus, ein Habakuk, eine Marzipille, Gespräche führten, die unvermerkt auf unsere Kinderherzen gemünzt waren; dieselbe Hand sammelte beim Apotheker, beim Kürschner, beim Gewürzkrämer und im eigenen Naturalienkasten diejenigen Gegenstände, womit für Jeden von uns eine Naturaliensammlung gegründet werden sollte; dieselbe zog auf einer Landkarte des Heimathcantons Aargau ein Netz von Straßen und Wegen, um darauf mit zwei feindlichen Heeren, die durch eine größere Anzahl nach den Waffengattungen verschieden bemalter Bleistücke dargestellt waren, sinnreichen Spielregeln gemäß uns Knaben Krieg führen zu lassen; dieselbe Hand schrieb zu den Bildern am Ofen anmuthige Gedichte, die wir auswendig lernen mußten; dieselbe verbesserte unverdrossen unsere Hefte und fügte den gemachten Fehlern mit rother Tinte umfassende Bemerkungen an; dieselbe strafte auch ohne langes Federlesen und in einer uns fürchterlichen Gemüthsruhe mit ein paar tüchtigen „Kläpsen" auf den Hintern. Ohrfeigen waren uns unbekannte Größen.

Die Gemüthsruhe verließ überhaupt, meines Wissens, den Vater Zschokke nur ein Mal. Ein Mann bewarb sich bei ihm um das Amt eines Forstaufsehers, das Zschokke zu vergeben hatte. Um der Sache mehr Nachdruck zu geben, zog der Aspirant ein Stück Geld aus der Tasche und wollte es auf den Tisch legen. Als ihn Zschokke mit Entrüstung zurückwies und ihm erklären wollte, nun gerade darum solle er das Amt nicht erhalten, denn wer besteche, lasse sich wieder bestechen, wendete sich der Unglückliche an einen der Kleinen, welcher eben anwesend war, mit den Worten: „So nimm's denn Du!" Da entbrannte des Vaters Zorn. Er faßte den Mann am Kragen und warf ihn die Treppe hinunter, freilich zugleich besorgt, daß er nicht Schaden leide.

Die strenge Handhabung von Wahrheit und Rechtlichkeit, die sich die Eltern ihren Kindern gegenüber angelegen sein ließen, wurde einst auf eine harte Probe gestellt. Wenn ein Kind bei Tische eine Speise nicht gern aß, hieß es: „Das Kind hat keinen Hunger, warte man ab, bis sich derselbe einstellt." Dann ließ man das Kind warten, ohne ihm weiter Etwas zu reichen, bis das verschmähte Gericht von ihm gewünscht und verspeist wurde. Nun waren die weißen Rüben nicht nach dem Geschmacke des Töchterleins und es sollte den ihm zugefallenen Antheil dieser Speise mehrere Stunden nach aufgehobener Tafel noch beseitigen. Es saß also am Tische, vor ihm die Rüben, die Mutter in eine Flickarbeit vertieft am Fenster. Alles war mäuschenstill im Hause und im Zimmer. Ein Blick der Mutter auf den Teller überzeugte sie, daß der Rüben weniger geworden. Aber was bemerkt Frau Zschokke weiter? Schiebt nicht das Kind den vollen Löffel unter den Tisch und zieht ihn entleert wieder zurück, und liegt nicht ein Bruder vor dem Kind auf den Knieen unter dem Tische verborgen und nimmt die bittern Gaben des Schwesterchens in seinen Mund auf? Richtig, so ist's! Daß die Strafe für eine derartige Umgehung des elterlichen Willens nur milde ausgefallen, das kann sich Jeder denken.

(Schluß folgt.)

Czar und Czarewitsch.

Eine russische Haus-, Hof- und Staatstragödie.

Von Johannes Scherr.

1. „Glücklich wie eine Prinzeß!"

„Quält mich doch nicht so mit den nutzlosen Arzneien und laßt mich ruhig sterben, da ich nicht länger leben mag. Das Dasein liegt zu schwer auf mir!"

Die das sprach am 1. November 1715 im Czarenpalast von Moskau, war eine deutsche Prinzessin, Charlotte Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, und schwer fürwahr hatte das Dasein auf ihr gelegen und gelastet, seit jenem 25. October von 1711, wo sie zu Torgau dem Czarewitsch Alexei, des großen Peter's erstgeborenem Sohn, angetraut worden war.

Damals, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, sind russische Heirathen noch nicht der höchste Ehrgeiz und heißeste Wunsch deutscher Fürstenhäuser gewesen. Man wußte in Mittel-, West- und Südeuropa noch wenig von Rußland. Was man aber erfuhr, war der Art, die Leute mit einem aus Verwunderung, Schrecken und Abscheu gemischten Gefühle auf ein Volk blicken zu machen, welches aus dem physischen und moralischen Morast asiatischer Barbarei herauszureißen das gewaltige Kraftgenie Peter's des Ersten soeben unternommen und begonnen hatte. Er war allerdings in seiner Art ein großer, ein größter Mann, dieser Peter. Eine welthistorische Charakterfigur ersten Ranges, in seinem Walten und Thun als Herrscher ein tüchtiger Arbeiter am Werke menschheitlicher Civilisation, geradezu ein, nein, der russische Culturheros, obzwar für seine Person sein Leben lang ein gräulicher Barbar, am hellen Tage und vor Aller Augen zügellosen Gelüsten und Leidenschaften fröhnend, deren Befriedigung selbst schamloseste Wüstlinge in Nacht und Einsamkeit zu bergen sich bemühen. Derselbe Mann aber, welcher eine Lust darin suchte und fand, allerhöchsteigenhändig den Knutenmeister und Kopfabhacker zu machen, hat mit genialem Blicke die Zukunft Rußlands erschaut und mit riesenstarkem Arme geschaffen. Er drängte, stieß, peitschte sein Volk auf die Großmachtsbahn; er pflanzte die Fahne russischer Eroberung an drei Meeren auf, an der Ostsee, am schwarzen und kaspischen Meere; er ließ den von ihm geschaffenen Koloß des Czarismus den einen Fuß auf Europa, den andern auf Asien setzen, während des Riesen lange Arme unersättlich ausgriffen, da schwedische und polnische, dort türkische, persische und chinesische Provinzen raffend und einheimsend.

Und keineswegs war Peter nur ein asiatischer Eroberer nach der Weise der Timur und Nadir. Nein, er war auch ein europäischer Organisator und Civilisator. In diesem wundersam gebauten Menschen arbeitete, selbst während er sich im Pfuhl unmeldbarer Ausschweifungen wälzte, der ruhelose Gedanke, Etwas zuwege zu zimmern und zurecht zu schmieden auf Erden, arbeitete ein rastloser Schöpfungstrieb, eine frohlockende Kraft, die gewaltige Schulter an die Völkerlawine Rußland zu stemmen und sie vorwärts zu rollen auf der weltgeschichtlichen Bahn. Auch war vom Geiste seines Jahrhunderts ein Funke in dieses Mannes Seele gefallen. Dies erhellt nicht nur daraus, daß der Czar, „frei von allen Vorurtheilen" — wie ein zu jener Zeit häufig umgehendes Wort lautete — nicht anstand, die Bastardtochter einer esthnischen Leibeigenen, die gewesene Sclavin verschiedener russischer Generale, welche nachmals, eine gekrönte Kaiserin, als Katharina die Erste über Rußland geherrscht hat, als seine Gemahlin neben sich auf den Thron zu setzen, weil sie seine Gedanken verstand und seine Entwürfe fördern half, sondern es erhellt auch und noch deutlicher daraus, daß in diesem Kraftmenschen, in diesem Ungethüm von Wütherich und Tyrannen schon eine nicht minder starke Ader vom Staatsdienerbewußtsein pulsirte, als sie später in den zwei aufgeklärten Musterdespoten, in Friedrich dem Zweiten und Joseph dem Zweiten, sich regte. In Wahrheit, es war etwas von echter Größe in der Art und Weise, wie Peter zu verschiedenen Malen es aussprach und bethätigte, daß ihm die Größe Rußlands unendlich viel mehr galt, als die seines Hauses. Unter der Gehirndecke dieses Czarenschädels, wie weit immer sie gewölbt war, hatte ein so kleinlich Ding wie dynastische Selbstsucht dennoch keinen Platz...

Allein gesetzt auch, die Prinzessin Charlotte von Braunschweig hätte politischen Sinn und Ehrgeiz genug besessen, um das Loos, Peter's des Großen Schwiegertochter und voraussichtlich dermaleinst Czarin aller Reußen zu werden, willkommen zu heißen, so mußten jungfräulicher Instinct und gebildetes Frauengefühl doch schon sich angewidert fühlen von dem Gedanken, in ein Land zu gehen, wo die Barbarei der Sitten oder vielmehr Unsitten auch in den vornehmsten, höchsten und allerhöchsten Kreisen noch in voller und toller Wüstheit rumorte. Wahrscheinlich jedoch hatte die arme Charlotte gar keine Vorstellung, daß sie, das wohlerzogene, sittsame und feinfühlende deutsche Mädchen, an einen Hof versetzt werden solle, allwo weibliche Tugend und frauliche Würde schlechterdings unbekannte Dinge waren, wo ein jedes der Hof- und Ehrenfräulein des Morgens eine Kanne Branntwein erhielt „um sich den Mund auszuspülen", weshalb „sie auch den ganzen Tag über sehr guter Laune waren", sagt unser berichterstattender Augenzeuge; an einen Hof, wo der Soff in des gemeinen Wortes gemeinster Bedeutung Herren und Knechte, die Pfaffen inbegriffen, tagtäglich, Frauen und Mägde sehr häufig unter das Vieh erniedrigte und wo es bei großen czarischen Festen für einen Hauptspaß galt, auf der Tafel der Herren eine nackte Zwergin und auf der Tafel der Damen einen nackten Zwerg aus einer Pastete schlüpfen und auf dem Tische Grimassen schneiden zu sehen.

Und nun vollends der Bräutigam, welchem hingegeben zu werden die Prinzessin das „Glück" hatte! Alexei Petrowitsch war im Jahre 1690 dem Czaren von seiner ersten Frau geboren worden, von jener Awdotja (Eudoxia) Lapuchin, welche Peter im Jahre 1698 verstieß und zwang, im Kloster Ssusdal als Nonne sich einkleiden zu lassen, was die Verstoßene jedoch nicht hinderte, mit allerhand Weltlichem, unter Anderem auch mit ihrem Liebhaber Stephan Glebow, sich zu befassen. Denn Awdotja ist keineswegs der fleckenlose Tugendspiegel gewesen, zu welchem gemüthliche Poeten das Bild der Verstoßenen zugeschliffen haben. Sehr begreiflich zwar, daß sie den Czaren von ganzer Seele haßte, nicht weniger begreiflich aber auch, daß Peter die rastlosen Ränke und Zettelungen, welche die Ex-Czarin von Ssusdal aus spann, um das Werk seines Lebens, die Europäisirung und Machtentfaltung Rußlands, zu hindern, zu hemmen oder wieder zu zerstören, mit eisernem Fuße zertrat.

Der Knabe Alexei wurde der Erbe des mütterlichen Hasses gegen den Vater, der seinerseits in dem Kinde von früh auf eben auch nur oder wenigstens allzusehr blos den Sprößling der verhaßten Awdotja gesehen zu haben scheint. Es war ein schlimmes Verhältniß von Anfang an. Die Erziehung des körperschwachen und geistesarmen, trägen, dabei frühzeitig auf den Abweg geschlechtlicher Sünden gerathenen Prinzen ist arg vernachlässigt worden. Die oberste Aufsicht darüber führte oder sollte führen der Emporkömmling und Günstling Mentschikow, welcher seine Sclavin Katharina an den Czaren abgetreten hatte. In dem Grade nun, in welchem diese immer bedeutender und mächtiger wurde, und ganz im Verhältniß zu der Raschheit und Entschiedenheit, womit sie dazu gelangte, von Peter erst zur Gossudarina, dann zu seiner rechtmäßigen Gemahlin erklärt zu werden — welche „Rechtmäßigkeit" übrigens niemals actenmäßig hat festgestellt werden können — in demselben Grade und Verhältniß vernachlässigte Mentschikow seine Pflicht in Betreff des Czarewitsch, und dieser fiel gerade in der gefährlichen Epoche des Uebergangs vom Knaben- zum Jünglingsalter Leuten von altrussischer Anschauung anheim, stupiden Popen und sonstigem Hofungeziefer der dümmsten und schlimmsten Sorte.

Dieses Gesinde stopfte die enge Gehirnhöhle des Prinzen mit orthodoxem Wust voll, bildete ihm ein, er sei berufen, dereinst die „gottlosen Neuerungen" seines Vaters zunichte zu machen, das altgläubige Czaren- und Russenthum der guten, alten, frommen Zeit wieder herzustellen und die Nachkommenschaft der Czarin Katharina auszutilgen. Selbstverständlich beeiferte das Ungeziefer sich auch, den Prinzen im Laster zu steifen und insbesondere seinen Hang zur Trunksucht zu stacheln, auf daß der also Herangezogene dereinst ein Czar wäre, wie ihn derartige treue Diener des Thrones und Altars wollten und wünschten. Den Augen Peter's, ob-

gleich sie unendlich viel Anderes zu überwachen hatten, konnte es nicht entgehen, daß in dem eigenen Sohn ihm ein Zerstörer seines Riesenwerkes heranwuchs. Wenn sein bitterer Unmuth über die körperliche und geistige Nullität Alexei's, über des Prinzen totalen Mangel an politischem Verständniß und kriegerischem Sinn, über dessen Trägheit und Verpfaffung zum Explodiren kam, wetterte er von Zeit zu Zeit in seiner wilden Weise darein, fuhr auch wohl mit Stock und Kantschu dazwischen, schien sich dann aber wieder Jahre lang gar nicht um den Sohn zu kümmern und verdarb natürlich mit sothaner Pädagogik vollends, was überhaupt noch zu verderben war.

Daß jedoch der Czar seiner väterlichen Pflicht keineswegs uneingedenk gewesen, beweist sein Versuch, den rohen und lüderlichen Jungen mittelst einer gebildeten, sittsamen und liebenswürdigen Frau zu bessern. Die arme Charlotte von Braunschweig wurde das Opfer dieses Experiments. Ihre Ehe mit dem Czarewitsch war vom Anfang an bis zuletzt nur ein Martyrium. Der bildungslose Schwachkopf Alexei haßte seine junge Frau schon darum, daß sie eine Lutheranerin war, denn man hatte die Prinzessin bei ihrem väterlichen Glauben gelassen, weil die Politik damals noch nicht das Wunder zu wirken wußte, deutsche Prinzessinnen im Handumdrehen von der lutherischen „Ketzerei" zur griechisch-katholischen Rechtgläubigkeit zu bekehren. Der Czarewitsch lebte auch nach seiner Verheirathung mit seiner Magd Affraßja, einer hörigen Finnin, und das mochte für seine Frau mehr eine Erleichterung, als ein Leid, sein. Denn das Zusammensein mit dem wüsten Trunkenbold war für Charlotte eine Qual. Der Elende soll auch, was sehr glaubhaft ist, die Arme gelegentlich mit Schlägen und Fußtritten mißhandelt haben. Sie gebar ihm eine Tochter, Natalia, im Juli 1714 und am 23. October 1715 einen Sohn, den nachmaligen Czaren Peter den Zweiten, welcher seiner Stiefgroßmutter Katharina auf dem Throne folgte, aber nur als ein kurzathmiger Schemen über die russische Staatsbühne ging. Dann legte sich die Unglückliche hin, sagte noch: „Das Dasein liegt zu schwer auf mir!" und wurde von dem Allerbarmer und Allerlöser Tod zur Ruhe gebracht. Der Czar, welcher sich seiner Schwiegertochter stets rechtschaffen gegen den verwilderten Sohn angenommen hatte, war an ihrem Sterbebette gestanden und hatte der darum Flehenden versprochen, ihrer Kinder väterlich sich anzunehmen. Er traf auch persönlich die Anordnungen zum Leichenbegängniß, welches am 7. November mit feierlichem Gepränge stattgefunden hat.

Aber aus dem Grabe, in welchem dieses junge, so vorzeitig gebrochene Leben verschwunden war, ließ die Dichtung, welche es ja allzeit geliebt hat, über die herben Thatsachen der Geschichte mildernde Schatten zu breiten oder auch erklärende Lichter hinzuzustreuen, ein wunderlich Sagengebilde herauswachsen, an welches viele Menschen lange geglaubt haben als an eine Wahrheit. Der Tod der armen Charlotte — so lautete die Sage — sei nur ein Scheintod gewesen und es sei statt ihrer ein Holzblock begraben worden. Die Todtgeglaubte aber sei von treuen Freunden und Freundinnen, unter welchen wunderlicher Weise die berühmte Liebeskünstlerin Aurora von Königsmark eine vortretende Stelle eingenommen, aus Rußland nach Paris und von dort nach Louisiana in Amerika gerettet worden. Da habe ihr ein ritterlicher Franzos, der Chevalier d'Aubant, viele Freundschaftsdienste zu erweisen Gelegenheit gehabt und derselbe habe sich auch erboten, die Prinzessin, welche sich ihm entdeckte, nach Eintreffen der Nachricht von dem Untergang und Tod ihres Gemahls nach Rußland zurück zu geleiten. Sie jedoch, nach dem Glanz und der Barbarei des czarischen Hofes keineswegs sehnsüchtig zurückblickend, zog es vor, zu bleiben, wo sie war, gab eine Weile später der Werbung des wackern Chevalier Gehör, reichte ihm ihre Hand und lebte lange Jahre mit ihm in Glück und Zufriedenheit. . . . Man sieht, die Poesie hat sich bemüht, das arme Opfer der Politik für die am Ufer der Newa erduldeten Leiden am Ufer des Mississippi zu entschädigen. Schade nur, daß die Poesie in diesem Falle, wie in unzähligen anderen, nur ein schöner Traum war, die Geschichte dagegen eine wüste Wirklichkeit! —

2. Vater und Sohn.

Es hat heiß in dem Czaren gekocht, während er am schon genannten 7. November 1715 dem Sarge, welcher die erlöste Charlotte barg, zur Gruft nachschritt. Mit der Trauer um die todte Schwiegertochter rang der Zorn über den lebenden Sohn; aber die weiche Stimmung war doch so vorwiegend, daß keine der gewohnten Peter'schen Vulcanexplosionen statthatte. Er gab nur dem Bedürfnisse nach, zwischen sich und dem Sohn einmal reine Bahn zu schaffen, und so hat er sich unmittelbar nach der Bestattungsceremonie hingesetzt und an den Czarewitsch einen Brief geschrieben, worin da und dort ein nicht verhaltener Zorn grollt, im Ganzen aber aus den Vorwürfen, Ermahnungen und Warnungen des Herrschers die Stimme des Vaters deutlich heraustönt. Zu wahrhafter Ehre gereicht es dem Czaren, daß er seine Epistel mit den Worten beschloß: „Ich will noch einige Zeit warten, ob Du Dich nicht aufrichtig bessern werdest. Sollte dies aber nicht geschehen, so sei hiermit versichert, daß ich Dich als ein brandiges Glied von der Nachfolge trenne. Denke nicht, daß ich Solches blos zum Schrecken schreibe, und steife Dich nicht darauf, daß ich ja keinen andern Sohn habe. Es soll wahrlich, so Gott will, erfüllt werden! Da ich mein Leben für Vaterland und Volk nicht geschont habe und noch nicht schone, wie sollte ich Dich als Unwürdigen schonen? Lieber ein würdiger Fremder als ein unwürdiger Eigener" — (soll, wollte der Czar sagen, mein Thronnachfolger sein).

Der Czarewitsch beantwortete diese Zuschrift noch an demselben Tage, unter demüthigen Selbstanklagen seinen Trotz, dem Vater zu Willen zu sein, nur schlecht oder gar nicht verbergend. „Wofern ich nicht fähig sein sollte, die russische Krone zu tragen, so möge mir geschehen nach Deinem Willen. Ich bitte dringend darum, indem ich mich zu solchen Geschäften ungeschickt und untauglich fühle, auch mein Gedächtniß fast hin ist und ich, an geistigen und körperlichen Kräften durch mancherlei Krankheiten geschwächt, untüchtig bin, ein solches Volk zu beherrschen, das keinen so verfaulten Menschen verlangt, wie ich bin. Ich mache daher keine Ansprüche auf die Thronfolge." Der Czar hatte guten Grund, mit einer in diesem Tone gehaltenen Antwort des Sohnes unzufrieden zu sein, und schrieb daher zurück, er fürchte sehr, die „Bartleute" (die altrussisch Gesinnten) möchten, so er todt, den Czarewitsch leicht dahin bringen, sein ganzes Werk wieder zu vernichten. Er sagte daher schließlich kategorisch: „Bessere Dich, bereite Dich vor, ein würdiger Nachfolger zu werden, oder aber geh' in's Kloster!"

Gerade an diesem Tage gebar Katharina dem Czaren einen Sohn, welcher jedoch nur wenige Jahre am Leben blieb. Man thut der Czarin wohl kaum Unrecht, wenn man annimmt, daß sie von der Geburt dieses Prinzen an darauf hingearbeitet habe, demselben auf Kosten ihres Stiefsohns die Thronfolge zuzuwenden. Allein es ist mit Bestimmtheit zu behaupten, daß ihre derartigen Bemühungen ohne die Verkehrtheit und Verbohrtheit des Alexei fruchtlos gewesen sein würden. Denn der Czar war überhaupt über dynastische Engherzigkeit so erhaben, daß er zu derselben Zeit zu einem der fremden Gesandten an seinem Hofe sagte: „Man nennt es Grausamkeit, wenn ein Fürst, um sein Reich, das ihm lieber sein soll als alles Blut seiner Adern, zu erretten und zu erhalten, die Erbfolge der Blutsverwandtschaft ändert. Ich dagegen nenne es die größte aller Grausamkeiten, das Wohl des Staates dem bloßen Rechte einer herkömmlichen Erbfolge zu opfern."

Der Czarewitsch nahm die Geburt seines Stiefbruders zur Veranlassung, seinem Vater abermals zu erklären, daß er sich zur Thronnachfolge für untüchtig halte und demnach derselben entsage. Worauf der Czar in einem Schreiben vom 19. Januar 1716: „Ueber die Thronfolge habe ich allein zu entscheiden. Aber warum gehst Du nicht in Dich? Bessere Dich und werde thätig und tüchtig! In Nichts stehst Du meinen Bemühungen und Sorgen bei. Statt dessen verleumdest und verfluchst Du Alles, was ich aus Liebe zu meinen Unterthanen Gutes gestiftet, und ich habe große Ursache, zu glauben, daß Du, so Du mich überlebst, Alles wieder über den Haufen werfen werdest. Ich darf Dich fürder nicht so nach Deinem Gefallen hinleben lassen, als ob Du weder Fisch noch Fleisch wärest. Bemühe Dich entweder, der Thronfolge würdig zu werden, oder geh' in ein Kloster." . . . Jeder unbefangene Urtheiler wird zugeben müssen, daß Peter bislang gegenüber dem Czarewitsch ganz verständig und pflichtgemäß gehandelt habe. Er gab den widerspenstigen Sohn auch jetzt noch nicht auf; aber Alexei rannte thöricht und blind in sein Verderben.

Im Begriffe, zur Badecur nach Pyrmont und von da zur Betreibung des schwedischen Krieges nach Kopenhagen zu gehen (1716), wollte der Czar den Czarewitsch noch besuchen, um ihm persönlich Ermahnungen zu geben; allein Alexei stellte sich krank, um den

Vater nicht sehen zu müssen. Kaum war dieser abgereist, so stand der Czarewitsch von seinem angeblichen Krankenlager auf und wohnte einem Zechgelage im altrussischen Styl an. Im August des genannten Jahres schrieb der Czar noch einmal mahnend und warnend an den Sohn. Er wolle ihm sechs Monate Bedenkzeit geben, um den Entschluß einer anderen Lebensführung zu fassen. In dem bisherigen Gleise der Afterglänbigkeit, Unwissenheit und Faulheit dürfe er nicht sich fortschleppen. So er dereinst den Thron besteigen wollte, müßte er dem Vater einen thatsächlichen Beweis der Sinnesänderung geben, und es bestände dieser darin, daß Alexei sich sofort aufmachte und zum Heere käme.

In der That, der Czarewitsch machte sofort sich auf, aber nicht in's Feldlager, sondern in's Weite. Des Vaters Rath und Wunsch war ihm Nichts. Er hörte auf Rathgeber wie Alexander Kikin und Nikiphon Wäsemski, welche der Hoffnung lebten, sie würden sich eines Tages des Czaren Alexei als eines leicht handlichen Werkzeugs bedienen können, um das Bartrussenthum und die Bojarenbarbarei wieder herzustellen im heiligen Rußland. Sie riethen dem Bethörten Schlimmstes. —

3. Flucht und Rückkehr.

In welche Wuth der Czar ausbarst, als ihm aus St. Petersburg die Kunde zuging, der Czarewitsch sei mit seiner Concubine Affraßja geheimnißvoll aus der Hauptstadt verschwunden, kann man sich unschwer vorstellen. Oder vielmehr, besser gesagt, nur sehr schwer. Denn wir gebildeten Leute der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts haben sicherlich Mühe, uns so eine echt Peter'sche Grimm- und Grollentladung dieses Ungethüms von Kraftmenschen zu veraugenscheinlichen. In jener Stunde, als der Courier aus Petersburg anlangte, hat sich im Zelt oder Cabinet des Czaren gewiß ein furchtbares Donnerwetter mit Gebrüll und Flüchen, Stockschlägen und Fußtritten entladen. In solchen Augenblicken superlativischen Zorns war der große Czar nur noch eine rasende Bestie, die den Erdball, so sie es vermocht hätte, wüthend in Stücke gestampft haben würde.

Es ist mit Grund zu vermuthen, daß seine Günstlinge dem Czarewitsch eingebildet hatten, der Czar habe ihn blos deshalb zu sich in's Feldlager berufen, um sich mittelst einer feindlichen oder auch wohl mittelst einer absichtlich irregehenden russischen Kugel seiner zu entledigen, damit die Thronfolge dem Sprößlinge Katharina's zugewendet werden könnte. Daß der einfältige Prinz einer solchen Einflüsterung Glauben schenkte, war ganz in der Ordnung, und da er eben so feig als albern, läßt sich seine Flucht leicht begreifen. Wir haben aber gesehen, daß Peter der Mann war und offen erklärte, der Mann zu sein, welcher das Recht habe und sich des Rechtes bewußt sei, über die Nachfolge im Reich souverain zu verfügen. Er hat auch nachher gezeigt, daß er der Mann, Angesichts aller Welt, das „brandige Glied“, so es nöthig, abzuhauen, und darum ist es nur thörichter Schwatz und Klatsch gewesen, wenn man nach Art der Kikin und Consorten dem Czaren meuchelmörderische Absichten gegen dem Sohn unterschieben wollte. Es ist wahr, im Dienst und Bann der großen Idee, für welche er lebte, hat Peter, wenn diese Idee, die Größe Rußlands, es forderte oder zu fordern schien, nie gezaudert, zu tödten, nach Umständen Einzelne oder auch ganze Massen; aber ihn zum Meuchler stempeln zu wollen, heißt dem Unhold von großem Czaren Unrecht anthun.

Der Czarewitsch war mit seiner Affraßja — die den Unglücklichen nachmals verrieth, vorgebend, sie sei zum „commerce d'amour“ mit ihm stets nur durch Androhung des Todes gezwungen worden — über Königsberg nach Wien entflohen. Dem letzten Habsburger, dem vorsichtigen Kaiser Carl dem Sechsten, kam der moskowitische Gast nicht sehr gelegen. Indessen weigerte er demselben das erbetene Asyl nicht und wies dem Flüchtling, welcher selbstverständlich in Verborgenheit zu leben wünschte, zuerst das Schloß Ehrenberg in Tirol und dann das Castell San Elmo in Neapel zum Aufenthalt an. Aber schon waren die Verfolger, welche der Czar ausgesandt hatte, der Diplomat Peter Tolstoi und der Gardehauptmann Alexei Romanzow, auf der Fährte des Prinzen. Sie spürten seinen Zufluchtsort auf, und der letzte Habsburger war keineswegs der Mann, welcher nöthigenfalls einen Bruch mit dem wüthenden Czaren riskirt hätte, um die Heiligkeit des Gastrechts unverletzt zu erhalten. Tolstoi und Romanzow sollten, so bestimmte Kaiser Carl, versuchen dürfen, den flüchtigen Prinzen zur Heimkehr zu bewegen.

Die Beiden erhielten demnach Zutritt in San Elmo und überbrachten dem Czarewitsch einen vom 10. Juli 1717 datirten Brief seines Vaters, worin dieser dem Sohne Verzeihung zusicherte, falls er zurückkehren und sich gehorsam erweisen würde. Sein ferneres Schicksal würde ganz von ihm selber, von seiner Führung und seinem Gebahren abhängen. Alexei, der sich in Folge seiner Unwissenheit, Unbehülflichkeit und Trägheit in der Fremde ganz unbehaglich und unglücklich fühlen mochte und mußte, schrieb am 15. October an den Czaren, daß er die angebotene Verzeihung dankbar annähme und unzögerlich heimkehren würde.

So geschah es in der That, und am 3. Februar 1718 langte der Czarewitsch, von Tolstoi und Romanzow begleitet, d. h. bewacht, in Moskau an. Allein hier hatten sich inzwischen mancherlei Fäden zu dem Gewebe der großen russischen Haus-, Hof- und Staatstragödie durch einander geschlungen, deren Held Peter und deren Opfer Alexei war. Die Flucht des Sohnes und was damit zusammenhing, hatte dem Czaren die traurige Ueberzeugung beigebracht, daß Alexei nicht zur Regierung gelangen dürfe, falls nicht Peter's Schöpfung wieder zu Grunde gehen sollte. Und das sollte sie nicht. Der Entschluß des Czaren war unwiderruflich gefaßt: der Czarewitsch mußte von der Thronfolge ausgeschlossen werden.

(Schluß folgt.)

Aus der Heimath des verkauften Bruderstammes.

Von Otto Glagau.

I.

Das friesische Wattenmeer. — Wattströme und Priele. — Die Schlick- oder Wattläufer. — Die Traaler. — Der Vorspuk.

Ich stand am Westerstrande der Nordfriesischen Insel Föhr und blickte über die gelben Wogen nach dem Schwestereilande Amrum, das in südwestlicher Richtung den Horizont begrenzte, während im Nordwesten die lange schmale Insel Sylt aufdämmerte. Diese drei an der schleswigschen Westküste belegenen Inseln sind die nördlichen Trümmer des alten Nordfriesland.

Zwischen mir und Amrum, dem ich einen Besuch machen wollte, lag ein Arm der vielarmigen Wattensee, fast eine Meile breit, aber man sagte mir, daß ich nach wenigen Stunden hinübergehen könne, trockenen Fußes, wie einst die Kinder Israels das Rothe Meer durchschritten. Schon war das Wasser merklich im Sinken begriffen, in verschiedenen dunkelgefärbten Strömen, die sich mitten durch die See ergossen und sich von dieser scharf abgrenzten, floß es nach dem großen Becken der eigentlichen Nordsee ab, die ich, obgleich schon drei Meilen vom schleswigschen Festlande entfernt, noch immer nicht gesehen hatte. Die vorbeiziehenden Ewer mühten sich, den nächsten Hafen, größere Schiffe die offene See zu erreichen, ehe sie von der Ebbe überrascht würden; aus dem Wasser wuchsen einzelne Hügel empor, unterseeische Sand- und Schlammbänke, und die Küsten von Amrum und Sylt wurden höher und höher.

Immer seichter und trüber wurde das Wasser, und endlich lag auf Meilenweite der nackte Meeresgrund da, zahllose Hügel und Thäler bildend, Alles überzogen von einem graugelben, dickflüssigen Schlamme. Das sind die Wattengründe, neben den Inseln und Halligen die Trümmer des untergegangenen Landes, und sie ziehen sich längs der ganzen schleswig-holsteinischen Westküste in einer Breite bis sechs Meilen hin, eine Wüste von siebenzig Quadratmeilen umfassend, in welcher über einhundert ehemals dicht bevölkerte Kirchspiele begraben liegen. Diese ganze Fläche liegt zur Ebbezeit, wo das Wasser über sechs Meilen zurücktritt, entblößt da. Aber zahllose Rinnen, bald schmäler, bald breiter, bald seichter, bald tiefer, sogenannte Tiefen oder Wattströme, durchschneiden das Wattenfeld in allen Richtungen und theilen es in eine Menge größerer und kleinerer Inseln ab. Einige dieser Tiefen oder Gate tragen auch noch zur Ebbezeit kleinere Fahr-

zeuge; andere, Leien oder Priele geheißen, kann man überspringen oder durchwaten und so von Watt zu Watt, von Insel zu Insel wandern, und die Insulaner, welche solches unternehmen, heißen Schlick- oder Wattläufer.

Auch ich trat jetzt meine Fußwanderung nach Amrum an; aber nicht allein, was dem Fremden aus mehrfachen Gründen nicht zu rathen, sondern in Begleitung eines kundigen Führers, der diesen Weg allwöchentlich zweimal machte, denn er war der Postbote zwischen Föhr und Amrum. Ein echter Inselfriese, worauf er nicht wenig stolz war, von langer, hagerer, aber starkknochiger, muskulöser Gestalt, mit röthlich-blonden, lockigen Haaren und wasserblauen Augen, die mattweiße Haut mit Sommersprossen und Leberflecken bedeckt. Wir staken Beide in hohen, gethranten Schlickstiefeln, die das Wasser nicht einließen; aber Hail Melw Prottje — so nannte sich mein Begleiter — hatte sich auch im Uebrigen dermaßen ausgerüstet, als gälte es eine Nordpolexpedition. Trotz des Sommertages trug er ein buntes Wollenhemd und darüber eine dicke, blaue Flausjacke, um den Hals einen rothen Wollenshawl und auf dem Kopfe eine Kappe von Seehundsfell, die heruntergezogen Gesicht und Nacken bedeckte und nur die Augen frei ließ.

„Lutkins tu!“ sagte er, als ich nach der Ursache dieser Vermummung fragte. „Man kann nie wissen, was es auf den Watten giebt: kalte, feuchte Winde sind gewöhnlich, nicht selten aber auch Regen- und Hagelschauer.“

Die Brieftasche hatte er sich um den Leib geschnallt, während er auf dem Rücken einen mäßig großen Kasten trug, der nach seiner Angabe verschiedene Eß- und Colonialwaaren enthielt, die er auf Föhr für seine Nachbarn eingekauft. Endlich hielt er in der Hand eine lange Springstange.

Aus der Ferne gesehen, erscheinen die Watten todt und einförmig, aber jetzt konnte ich auf ihnen ein reges Leben und Treiben von mancherlei Pflanzen und Thieren entdecken. Der Boden des Wattenmeeres besteht aus einer dickflüssigen Thonerde, Klei oder Schlick genannt, die häufig mehrere übereinander abgelagerte Schichten von Sand oder Terrig als Unterlage hat. Daneben finden sich ganze Gras- oder Tangwiesen, Torfmoore, Wälder von Baumwurzeln, Austern- und Muschelbänke. Um die Steine ranken sich zierliche Tangbüschel und allerhand Seepflanzen, und sogar in den Spalten der Steine sieht man wundersame Bildungen, nämlich schöne Dendritenlandschaften. Auf den Schlammbänken wimmelt's von Seesternen und Muschelthieren, Porren und Krabben; große Schwärme von Seevögeln lassen sich hier nieder und finden auf der Schlammbank den Tisch gedeckt. Die tiefer liegenden Wattgründe, welche sich meist an Schlammbänke lehnen, sind die Heimath der Auster, deren Felder große Strecken einnehmen. Ueberall sieht man Fischer und Schlickläufer. Jene fangen in den Wattströmen Schollen und Butten, Aale und Sandspieren, diese sammeln Bernstein und Muscheln, die in Husum zu Kalk gebrannt werden. Einige stechen Seetorf, der theils als Feuerungsmaterial, theils zur Bereitung des friesischen Salzes benutzt wird. Andere sind Sand- und Stranddiebe, die sich vor den landesherrlichen Sand- und Strandvögten gar wohl in Acht zu nehmen haben. In den Rinnen stehen Ewer, Prahme und Boote, in welche Fische, Muscheln und Torfstücke eingeladen und mit der rückkehrenden Fluth fortgeschafft werden. Andere Fahrzeuge sitzen auf dem bloßen Watt, von der Ebbe überholt und müssen nun, um wieder flott zu werden, die nächste Fluth oft mehrere Tage abwarten. Ueberhaupt ist das Geschäft eines Wattenschiffers oder Binnenlandfahrers mit mancherlei Beschwerden und Gefahren verbunden. Er muß genau alle Tiefen und Untiefen, Strömungen, Baaken und Landmarken kennen, sich durch Stürme, Nebel und Eis zurechtzufinden und bei der Enge und Seichtigkeit mancher Wattströme mit seinem Schiffe klug zu laviren und es geschickt hindurchzuschieben wissen. Trotz alledem kann er auf's Trockene gerathen und Tage lang sitzen bleiben.

Jedes Watt, jede Sandbank haben ihren Namen, ihre Geschichte. Dort ist ein Schlickläufer verirrt oder gar zu Tode gekommen, hier ein Schiff gestrandet oder ein werthvoller Fund gemacht worden. So heißt eine große Sandbank bei Sylt Buttersand, weil auf ihr ein Wattenschiffer mit seinem Fahrzeug vierzehn Tage lang gelegen, bevor eine Springfluth ihn wieder flott machte, während welcher Zeit er in Ermangelung anderer Lebensmittel die Butter verzehrte, in der die Ladung des Schiffes bestand. Eine andere noch größere Bank, die Höntje geheißen, auf der große Austernfelder liegen, war einst der Schauplatz eines Gefechts zwischen friesischen und dänischen Austernfischern, und auf der Hoogebank haben dänische und schwedische Kriegsschiffe, die hier zur Ebbezeit beiderseits auf den Sand und so aneinander geriethen, sich im Frühjahr 1713 eine blutige Schlacht geliefert.

Auge und Ohr werden nirgends leichter betrogen, als auf dem stillen Watt, zumal bei dickem Nebel oder finsterer Nacht, wo das Rauschen der Gewässer und das Gekreisch der Seevögel die überdies mit zahllosen Spukgeschichten angefüllte Phantasie des Schlickläufers sieden machen. Auch mein Führer erzählte mir, wie er sich einst auf dem Watt verirrt habe, von der Fluth überrascht worden und nur mit Mühe dem Tode entronnen sei.

„Aber,“ fragte ich, „wie könnt Ihr Euch verirren auf einem Wege, den Ihr tausend Mal gemacht habt, wo Ihr jeden Stein kennen müßt?“

„Aa Gottat dachan!“ antwortete er. „Bedenkt, Herr, daß der Weg von heute nicht mehr der von gestern ist. Die See verwischt jeden Fußstapfen, jedes Merkzeichen, läßt nicht Stock noch Stein an ihrem Platze, wandelt Thal in Hügel, reißt neue Priele auf und füllt alte aus. Und dann erst der Nebel! Herri Jimandi! Wenn der Euch überfällt, kreist Euch der Kopf und Ihr wißt nicht mehr, was rechts oder links ist.“

„Doch wie mag die Fluth Euch überraschen? Man weiß ja die Stunde ihres Eintretens und soll sie schon in weiter Ferne donnern hören.“

„Uuha!“ machte er. „Die Fluth richtet sich nicht nach dem Kalender, sie kommt früher oder später. Bisweilen hört man sie, aber sie kommt auch leise wie der Dieb angeschlichen.“

„Und kann man ihr nicht entfliehen?“

„Pü — ü — ü!“ lächelte er. „Entfliehen? Ihr wollt der Fluth entkommen?! Und wenn Ihr das schnellste Pferd unter Euch hättet, sie würde Euch doch überholen. Lut so! Ihr hört sie in der Ferne donnern, sie steht in weißer Brandung noch hinter Euch, Ihr geht schneller, aber plötzlich ist sie Euch zur Seite und jetzt quillt sie vor Euch aus dem Boden empor und umzingelt Euch, rechts und links, hinten und vorn. Nein, nein, Ihr könnt der Fluth nicht entlaufen, und wenn Ihr auf dem Winde reitet!“

„Also die Fluth überraschte Euch?“

„Ja, ich hatte den Weg verloren und sie war plötzlich da. Di Blizam! Ich lief nach einer Muschelbank, thürmte Stein auf Stein und stellte mich hinauf; allein sie kam immer höher. Steine waren nicht mehr bei der Hand, und so nahm ich diesen Kasten, schob ihn mir unter die Füße und stützte mich auf die Springstange, damit mich das Wasser nicht umwürfe. Bald ging's mir über die Kniee, bald über den Leib, endlich bis an die Brust. Dann stand es, aber ich mußte sechs Stunden ausharren, ohne den Kasten wäre ich verloren gewesen.“

„Gräßlich!“ rief ich.

„Wohl gräßlich!“ sagte er. „Doch nicht des Wassers wegen. Das ließ mich in Ruhe, nicht aber die verdammten Traaler.“

„Was sind Traater?“

„Ae, Ihr seid ein Fremder, ein Präisch, wie ich meine. Nun denn, die Traaler sind Unholde, die Geister Gestorbener oder noch Lebender, die sich in Vögel, Katzen, Seehunde, oft auch in feine Dirnen mit langen weißen Gewändern verwandeln und den einsamen oder verirrten Wanderer ängstigen. Auch mich umflatterten sie, wie ich unter Todesängsten auf der Muschelbank stand, in allerhand Gestalten, schnitten abscheuliche Gesichter, schlugen mich mit den Flügeln, verlachten und verhöhnten mich, und schrieen mir Verwünschungen in die Ohren. Eine Weile ließ ich's mir gefallen, dann aber wußte ich sie zu verscheuchen.“

„Ihr schlugt ein Kreuz, spracht ein Gebet?“

„Nicht doch. Daran kehren sich die nicht. Nein, ich kniff die Augen fest zu und spuckte ihnen in's Gesicht. Das können sie nicht vertragen und ließen mich dann in Frieden.“

„Wenn ich Euch recht verstanden, so leben noch heute unter Euch Personen, die heimliche Traaler sind?“

„Gewiß! es giebt deren noch manche auf Föhr und Amrum; aber man kann sie leider nicht mehr, wie es früher häufig geschehen, vor das Dinggericht stellen und auf der Haide verbrennen. Unter ihnen befinden sich Männer und Frauen, junge Mädchen und alte Weiber. Alle Traaler treiben Teufelskünste und Zauberei

schlagen Menschen und Vieh mit Krankheit, oder sie legen einem den Traalkranz, aus bunten Fäden gewebt, in das Kopfkissen, worauf der Bezauberte kein Auge zuthun kann, beständig von Kopfweh und Mattigkeit geplagt wird, so daß er hinschwindet wie der Thau an der Sonne, wenn man den Traalkranz nicht entdeckt und vergräbt."

„Und wie erkennt man, daß Jemand ein Traal sei?"

„Es giebt dafür nur ein Mittel, aber ein unfehlbares. Auf so! Man legt dem Traal einen Besen in den Weg. Jeder ordentliche Christenmensch schreitet unbekümmert darüber weg, aber ein Traal kann das nicht: er muß ihn aufheben und bei Seite stellen."

„In der That?!"

„Bi'n Hinghar!" betheuerte Haik. „Seht! mein eigner Vater — Gott hab' ihn selig! — hatte eine Traal zur Braut. Es war ein feines, blutjunges Mädchen, aber sie hatte die Teufelskunst von der Mutter gelernt. Eines Nachts geht mein Vater nach dem Strande, um zu sehen, was die Fluth aufgeworfen hat. Unterwegs überfallen ihn die Traaler in Gestalt großer grüner Vögel und verspotten ihn. Er glaubt den schönsten Vogel an der Stimme als seine Braut zu erkennen und versetzt ihr mit seinem Messer einen scharfen Stich. 'Stoß noch einmal!' ruft die Traal. Doch mein Vater hütete sich: der zweite Stich hätte den ersten geheilt. Am andern Tage hatte das Mädchen die Schulter verbunden und behauptete, es wäre gefallen und hätte sich schwer verletzt; mein Vater wußte es indeß besser, er ging ihr fortan aus dem Wege und freiete eine Andere."

„Und Ihr glaubt wirklich an diese Sachen?"

„Bi'n Dönnar!" schrie er, erstaunt die Augen aufreißend und mich mitleidig ansehend. „Ich sollte nicht glauben, was ich hundert Mal von alten klugen Leuten gehört und selber erfahren habe?! Unser Herr Pastor und der Schulmeister dünken sich zwar weiser und schelten es Aberglauben, aber sie hüten sich, in Nacht und Unwetter auf das Watt oder die Haide zu gehen."

Unter solchen Gesprächen erreichten wir endlich Amrum. Es liegt mit Föhr auf einer großen Wattfläche, die nur hin und wieder durch schmale seichte Rinnen zerspalten ist. Täglich zwei Mal wandern die Föhringer und Amringer hinüber und herüber. Vor fünfzig Jahren konnte man zur Ebbezeit auch von Amrum nach Sylt gelangen. Beide Inseln trennte damals nur ein schmales Gat, das inzwischen zum breiten reißenden Strome geworden und die Vortraptiefe heißt. Zuweilen sollen es noch kecke Schlickläufer unternehmen, von Sylt nach dem gegenüberliegenden, vier bis fünf Meilen entfernten Festlande zu wandern, aber gewöhnlich müssen die Waghälse wegen der vielen breiten Priele umkehren, und mehrere sind schmählich ertrunken.

Die Insel Amrum hat die Gestalt eines halben Mondes, ist etwa anderthalb Meile lang und von sehr ungleicher Breite, die in der Mitte, wo sie am größten ist, fast eine halbe Meile beträgt. Auf ihr befinden sich drei Dörfer, zwei Schulen, eine Kirche und eine Windmühle. Norddorf zählt vierzig, Süddorf zwanzig und das in der Mitte gelegene Kirchdorf Nebel achtzig Häuser. Außerdem stehen noch auf Stianaad, wo sich der kleine Hafen der Insel befindet, zwei Häuser. Die Zahl der ganzen Bevölkerung beträgt etwa sechshundertundfünfzig, von denen sich jedoch viele Männer und Jünglinge meistens auswärts, das heißt auf der See befinden.

Als wir das niedrige Marschufer erreichten, stießen wir auf eine kleine Alte, die unter der Last ihrer Jahre gebückt, aber rüstig sich fortbewegte. Sie grüßte uns mit dem landesüblichen „Gud Däi!" und machte dann vor uns Halt, indem sie die Hände auf ihren Stock stützte und mich mit ihrem frischen rothen Gesicht und den hellen blauen Augen musterte. Sie richtete an meinen Begleiter mehrere Fragen, die dieser gegen seine Gewohnheit nur einsilbig und wie es schien mit Widerstreben beantwortete. Beide sprachen in ihrem friesischen Dialect, wovon ich leider nur wenig verstand; doch konnte ich merken, daß ihre Unterhaltung dem Fremden galt. Endlich schien sie befriedigt und humpelte weiter. Haik blickte ihr nach, und als auch sie sich nach uns zurückkehrte, schrak er sichtlich zusammen und wandte sich schnell.

„Ist die Alte eine Traal?" fragte ich.

„Nicht doch!" entgegnete er, „aber sie hat den Vorspuk."

Der Vorspuk ist ein psychologisches Phänomen, das den Bewohnern abgelegener Inseln in unserm Norden beizuwohnen pflegt, und auf den Hebriden und Shetlandsinseln second sight oder Zweites Gesicht heißt. Sonntagskinder oder solche, die auf einer Glückshaut geboren sind, können gewisse Ereignisse mit allen Einzelheiten voraussehen. Man sieht die Leiche eines noch Lebenden auf dem Strohlager liegen, hört den Sarg zimmern und zunageln, den Küster singen, sieht den Leichenzug sich vom Sterbehause nach dem Gottesacker bewegen, oder erblickt statt dessen auf dem Kirchwege Feuerkugeln und hüpfende Lichter. Man sieht auf der Sandbank, genau da, wo sich später der Unglücksfall ereignet, ein Schiff mit allen Segeln und der ganzen Takelage in der Luft schweben, von einem hellen Schein umgeben. Man hört die Lieben, welche in der Fremde starben, bedeutungsvolle Worte sagen, und der Seemann, der im Sturm verunglückte, tritt in aufgezogenen wassertriefenden Stiefeln, schweren Ganges, und wäre es tausend Meilen weit, unter die Seinen. Man sieht das Haus in Flammen stehen oder gar die leergebrannte öde Stätte.

Jetzt verließ mich mein Führer. Er ging nach Nebel, woselbst sich das Postcomptoir befindet, während ich zunächst in dem vor uns liegenden Norddorf bei einem ehemaligen Schiffscapitain vorsprechen wollte, an welchen ich mir auf dem Festlande einen Empfehlungsbrief hatte geben lassen. Haik weigerte sich, ein Geldstück anzunehmen, das ich ihm für seine Führung bot.

„Nicht doch!" sagte er. „Es ist gern geschehen und hat mir nicht die geringste Mühe gemacht."

Solche Uneigennützigkeit und eine große Gastfreundschaft findet sich noch auf den kleinen Inseln und Halligen, selbst unter den ärmsten Leuten, aber nicht mehr auf Föhr und Sylt, wo die zahlreichen Badegäste jene Tugenden fast ganz verwischt haben.

„Nein!" wiederholte der brave Bursche, als ich in ihn drang, die wohlverdiente Kleinigkeit doch anzunehmen. „Nein, Geld nehme ich nicht; aber wenn Ihr mir durchaus etwas schenken wollt, so gebt mir jenes Uhrband, und ich will es zum Andenken an Euch tragen."

Es war ein einfaches Band in den schleswig-holsteinischen Landesfarben, was er jetzt dankend in Empfang nahm und mit sichtlichem Vergnügen sofort an seiner massiven dreigehäusigen Uhr, einem Erbstück seines Großvaters, befestigte. Dann wünschte er mir glückliche Reise, und ich ging in's Dorf.

Wasserwein und Hobelspähne.

Wenn unsere leichtgläubigen Landsleute auf Zeitungsannoncen hin, wie jene des albernen pommerschen Barons, daß seine siebenzehnjährige taubgeborene Tochter nach dem Gebrauche von siebenundzwanzig Flaschen des Hoff'schen Malzextractes ihr Gehör wieder erhalten habe und zwar so vollkommen, daß sie sich zur Harfenvirtuosin ausbildet, ein paar Dutzende des Hoff'schen Laxirbieres bestellen, so erhalten diese doch wenigstens Etwas für ihr Geld. Freilich hätten sie sich den Wundersaft mit ein paar Händen voll Malz und ein paar Fingerspitzen voll von der **Rhamnus frangula** für ein Viertel der Summe selbst bereiten können. Dasselbe gilt vom Daubitz'schen Liqueur und anderen Schnäpsen; immer bekommen die freilich in ihren hohen Erwartungen Getäuschten wenigstens Etwas für ihr Geld. Wir wollen aber heute von einer Industrie sprechen, welche, wenn es wahr ist, daß das große Geheimniß ein guter Kaufmann zu sein darin bestehe, für viel Geld wenigst möglich zu geben, in dieser Hinsicht den Culminationspunkt erreicht hat, indem sie für sehr viel Geld gar nichts giebt.

Wir meinen jene Erfindungen, welche, wie so viele andere große und welterschütternde, gleichzeitig gemacht zu sein scheinen, die Erfindungen der Herren Wilhelm Schiller und Co. in Berlin und C. Leuchs und Co. in Nürnberg: Wein aus Wasser ohne Trauben oder sonstiges Obst und ohne Hefe darzustellen und zwar alle möglichen Sorten, laut Avertissement, den Eimer, etwa einhundertundvierzig Zollpfund, noch

Die Falschmünzer.
Originalzeichnung von Joseph Litschauer.

unter zwei Thaler. Die Einrichtung kostet nach dem ehrenwerthen Herrn Schiller höchstens drei Thaler.

Wer sollte nicht Lust bekommen, für einige Thaler Millionär werden zu wollen? Herr Schiller, welcher sich als alter Besitzer dieses Geheimnisses schon jedenfalls auf dieser schwindelnden financiellen Höhe befindet, will gegen ein Honorar von *zehn, respective dreißig Thalern,* wenn man mit Gährung arbeiten will, sich herablassen uns in den Tempel Mammons einzuführen. Herr C. Leuchs, die Priorität dieser erstaunenswerthen Erfindung beanspruchend und Herrn Schiller als Pfuscher brandmarkend, verlangt für sich *sechszig Thaler* und außerdem Geheimhaltung seiner enormen Entdeckung bis zum Jahre 1875. Zahlreiche Annoncen der Firma Schiller, namentlich in deutschen illustrirten Blättern, welche selbstverständlich aus der Tasche der in's Netz Gegangenen bezahlt werden müssen, sprechen für die Rentabilität des Geschäftes.

Um aber unseren Lesern, welche keine sechszig Thaler anwenden können und auch nicht warten wollen, bis Herr Leuchs sie Anno 1875 in freigebiger Weise gratis in das financielle Paradies einführen wird, diese schnelle Gelegenheit ihr Glück zu machen nicht vorzuenthalten, folgt hier eine detaillirte Schilderung des Geheimnisses. Der durch die Anzeigen in Leipziger und Stuttgarter u. a. Zeitschriften in's Garn Gelockte setzt sich mit einem der oben genannten Herren in briefliche Verbindung und empfängt als Antwort von Herrn Leuchs ein großes gedrucktes Pamphlet, das Massen von Danksagungen von Käufern seiner Vorschrift enthält, welche sämmtlich in merkwürdig kurzer Zeit ein kolossales Vermögen erwarben. Diese im Style der Hoff'schen Reclamen gehaltenen Dankbarkeitsergüsse sind aber merkwürdiger Weise *alle ohne Namensunterschrift.* Datirt sind dieselben aus der ganzen Welt und nach ihnen ist Herrn C. Leuchs' Erfindung sogar nach Irkutsk, dem er selbst für der Geographie Unkundige noch „Sibirien" beifügt, gedrungen. Ein Dankbarer, aber *Ungenannter,* aus Würtemberg bemerkt, er *sei nun völlig überzeugt, daß selbst die Natur übertroffen werden könne;* allein die komischeste Annonce von allen ist unstreitig die, gezeichnet M. v. R., worin der Verfasser erklärt: „*Ich bin mit der Weinbereitung aus Wasser so zufrieden, daß ich gedenke meinen Weinberg zu verkaufen.*" Das kommt doch wohl der Heilung der taubgeborenen pommerschen Baronesse durch siebenundzwanzig Flaschen Hoff'schen Malzextractes ziemlich nahe!

Herrn Schiller's Taktik ist eine andere. In einer mitunter nicht streng orthographischen Epistel wird dem an der Angelschnur Zappelnden dargelegt, wie es der höchste Triumph der modernen Chemie sei, *synthetisch zu werden* und die Resultate genauer Analysen zu diesem Zwecke zu verwenden. Man wisse aber, daß Wein aus Wasser, Alkohol, Zucker, Gerbstoff und Aether bestehe sic, folglich handle es sich nur darum, die Bedingungen kennen zu lernen, unter welchen eine Mischung dieser Substanzen Wein gebe, welchen „*weder die Chemie noch die geübteste Weinkennerzunge* von Naturwein unterscheiden könne".

Nach eingesendeten zehn Thalern erhält man nun von Herrn Schiller folgende Vorschrift:

„Man bereite eine Tinctur von zwei Theilen Muscatblüthe, zwei Theilen Muscatnuß, fünf Theilen Fliederblüthe, einem Theil Iris florentina, einem Achtel Gewürznelken, jedes für sich in Weingeist einige Tage digerirend und dann gemischt, wovon dem Weine *nach Bedarf* beigegeben werde. (Diese Vorschrift soll augenscheinlich den beliebten „Muscat-Lunel" geben!)

a. Stärkerer Weißwein: achtundachtzig Pfund Wasser, zwölf Pfund Alkohol, ein halbes Pfund Acidum Tartar., vier Loth Fliederblüthe, anderthalb Pfund Zucker, ein halbes Pfund Schleben, ein Loth Kochsalz, etwas von obiger Essenz und ein Viertel Quentchen Oenanthäther, in Ermangelung ein Pfund Cognac. Ist der Wein zu sauer, so setze man ein bis zwei Loth Natronlösung zu.

b. Schwächerer Weißwein: neunzig Pfund Wasser, zehn Pfund Weingeist, ein Pfund Zucker und wie oben.

c. Rothwein: achtzig Pfund Wasser, zehn Pfund Weingeist, drei Viertel Pfund Schleben, zehn Pfund vergohrene Heidelbeeren oder Hollundersaft, zwei Loth Kochsalz, zwei Loth Glaubersalz, ein Loth Alaun.

Oder man mache folgende Composition:

Schwach: 92 Pfund Wasser, 8 Pfund Alkohol, 1 Pfund Zucker, 1/2 Pfund Acid. tart., 1/8 Pfund Tannin, 1/8 Pfund Glaubersalz, 1/8 Pfund Kochsalz.

Stark: 90 Pfund Wasser, 10 bis 12 Pfund Alkohol, 1/2 Pfund Zucker, 1/2 Pfund Acid. tart., 1/8 Pfund Tannin, 1/6 Pfund Glaubersalz, 1/6 Pfund Kochsalz.

Sollte das Bouquet nicht nach Wunsch ausfallen, oder die Sache große Eile haben, so giebt man zwei bis vier Tropfen Himbeeräther und drei bis sechs Tropfen Erdbeeräther zu."

Dies ist es, was Herr Schiller als „*Triumph der synthetischen Chemie*" seinen Opfern für zehn preußische Thaler darbietet, und ich wünsche nur herzlich, daß der Zufall Niemandem ein ähnliches Höllengebräu über die Zunge führe. Die einfache Mittheilung der Recepte überhebt uns wohl der Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Kritik.

Etwas methodischer geht Herr Leuchs zu Werke. Nach eingesandten *sechzig Thalern* erhält man die höchst interessante Mittheilung, daß es Herrn Leuchs gelungen sei, die Theorie der größten Chemiker unserer Tage über die Gährung zu stürzen, „*daß nicht Kleber, Eiweiß, Hefe die eigentlichen Erreger der Weingährung seien, sondern* — man lache nicht — *Hobelspähne*". Man kann also getrost, wie der oben angeführte M. v. R., seine Weinberge verkaufen und sich dafür Hobelspähne anschaffen. Der *Hobelspähnewein* wird nun nach Herrn Leuchs auf nachstehende Art bereitet:

„Man füllt ein aufrechtstehendes Faß mit Hobelspähnen, bis auf ein bis drei Fuß vom oberen Rande, legt dann dort ein hölzernes Gitter oder einen Deckel mit Löchern auf, der durch Zapfen so festgehalten wird, daß er weder herauf- noch herabgehen kann. Das Faß hat unten einen Hahn zum Ablassen und es ist gut, bis etwa zwei bis drei Zoll über demselben eine Schicht von reinen Kieselsteinen in dasselbe zu bringen, was ein klareres Ablaufen der Flüssigkeit bewirkt. Ist Alles so vorgerichtet, so füllt man das Faß mit warmem oder kaltem Wasser, so daß dieses bis etwas über das Holzgitter geht, zieht das Wasser nach vierundzwanzig Stunden ab und wiederholt das Aufgießen so lange, bis es rein und geschmacklos abläuft. Dann füllt man das Faß mit dem Wasser, welches in Wein verwandelt werden soll, so weit voll, daß das Wasser einen halben bis anderthalb Fuß über dem Holzgitter steht. Das Wasser darf kalt sein. Nun legt man auf das Holzgitter den Zucker und die übrigen Zusätze. Er löst sich dort leicht und schnell.

Die von Herrn Leuchs angegebenen Verhältnisse sind folgende:

1. Weißer Wein, leichter a. 100 Pfd. Wasser, 15 Pfd. Zucker, 1/4 Pfd. Weinsteinsäure, 1/8 Pfd. Tannin, 1/8 Pfd. Glaubersalz.

Weißer Wein, leichter b. 100 Pfd. Wasser, 9 Pfd. Zucker, 1/4 Pfd. Weinsteinsäure, 1/8 Pfd. Tannin, 3 Pfd. Spiritus, 1/4 Pfd. Glaubersalz.

2. Weißer Wein, starker a. 100 Pfd. Wasser, 20—25 Pfd. Zucker, 1/2 Pfd. Weinsteinsäure, 1/8 Pfd. Tannin, 1/8 Pfd. Glaubersalz.

Weißer Wein, starker b. 100 Pfd. Wasser, 10—12 Pfd. Zucker, 1/2 Pfd. Weinsteinsäure, 1/8 Pfd. Tannin, 5—7 Pfd. Spiritus, 1/4 Pfd. Glaubersalz.

3. Süßer Wein, leichter a. 100 Pfd. Wasser, 15 Pfd. Zucker, 1/2 Pfd. Weinsteinsäure, 1/8 Pfd. Tannin, 8 Pfd. Spiritus, 1/8 Pfd. Glaubersalz.

Süßer Wein, leichter b. 100 Pfd. Wasser, 25 Pfd. Zucker, 1/2 Pfd. Weinsteinsäure, 1/8 Pfd. Tannin, 4 Pfd. Spiritus, 1/4 Pfd. Glaubersalz.

4. Süßer Wein, starker a. 100 Pfd. Wasser, 40 Pfd. Zucker, 1/2 Pfd. Weinsteinsäure, 1/4 Pfd. Tannin, 4 Pfd. Spiritus, 1/4 Pfd. Glaubersalz.

Süßer Wein, starker b. 100 Pfd. Wasser, 20 Pfd. Zucker, 1/2 Pfd. Weinsteinsäure, 1/4 Pfd. Tannin, 10 Pfd. Spiritus, 3/8 Pfd. Glaubersalz.

Zu Rothwein giebt man bei 1. oder 2. entweder gleich mit dem Zucker sechs Pfund Heidel- oder Schwarzbeeren oder Hollunderbeeren in's Gährfaß oder färbt den Wein durch Aufguß von Pappelblüthe.

So viel erhält man von Herrn Leuchs für sechszig Thaler. Inwiefern dieses Gemisch von Schnaps, Tannin, Zucker und Glaubersalz auch nur annähernde Weinähnlichkeit bekommen kann, überlassen wir der Beurtheilung des Lesers. In der Pfalz, in den weinproducirenden Districten Frankens und in Frankreich würde ein derartiger Weinproducent so wie der Urheber eines solchen Weinverbesserungsverfahrens dem Strafgesetze verfallen.

Eine künstliche Weinbereitung ist ein Unding — schon deshalb kann von ihr keine Rede sein, weil die maßgebenden Bestandtheile des Weines noch keineswegs hinreichend gekannt sind. So ist namentlich über die Bouquetstoffe des Weines so gut wie nichts bekannt, denn die Arbeiten Winkler's darüber haben sich bei wiederholten Versuchen Anderer als ungenau herausgestellt. Es ist durch die Untersuchungen von Béchamp bewiesen worden, daß der Wein das Resultat nicht einer, sondern mehrerer Gährungen ist, und noch täglich werden neue wesentliche Bestandtheile des Weines gefunden, von denen die Herren Leuchs und Consorten sich nichts träumen lassen; ich erinnere nur an die Nachweisung von Glycerin und Bernsteinsäure im Weine von Pasteur. Nach den schönen Versuchen von A. Béchamp und Maumené über Weingährung nimmt sogar der wirkliche Most, wenn er nur filtrirt wird, ein ganz anderes, weinunähnliches Aroma an, Most aber, dem Bierhefe beigesetzt, verliert alle Eigenschaften des Traubensaftes nach der Gährung; die Anwendung der Leuchs'schen Hobelspähne scheinen die französischen Gelehrten noch nicht zu kennen.

Eine fernere Schwierigkeit, welche sich der künstlichen Weinerzeugung, selbst wenn alle nothwendigen Elemente des Weines bekannt wären, was, wie oben gezeigt, noch lange nicht der Fall ist, entgegenstellen würde, ist die, daß der Wein wie das Bier eine in beständiger Veränderung begriffene Flüssigkeit ist, welche unter günstigen Umständen in kürzerer oder längerer Zeit einen Höhepunkt der Vollkommenheit erreicht, dann aber an Güte abnimmt.

Diejenigen unserer Leser aber, welche den Leuchs'schen Reclamen einen unverdienten Glauben beizumessen für gut finden, haben wenigstens die Gelegenheit, ohne Auslegung von sechzig Thalern mit dem Hobelspähnewein ihr Glück zu versuchen. Nur müssen wir sehr darum bitten, daß diese aus Dankbarkeit dann uns nicht etwa auffordern mögen, ein Glas der Schiller'schen oder Leuchs'schen Weinparodie auf glücklichen Fortgang des Geschäftes zu trinken, denn wenn wir uns in die traurige Nothwendigkeit versetzt finden, Glaubersalz zu verschlucken, so thun wir dies doch wenigstens ohne den keinesfalls den Geschmack verbessernden Zusatz von Tannin und Schnaps.

Dr. v. B.

Blätter und Blüthen.

„Bedaure, Alles besetzt!" Es war Herbstmesse in Frankfurt a. M. und wunderschönes Herbstwetter dazu. Ein Doppelstrom von Geschäftsleuten und Touristen aller Zungen ergoß sich über die Stadt und stieg, Alles überschwemmend, bis zu den höchsten Mansarden der Gasthöfe hinauf.

Arme Menschenkinder, die verspätet mit dem letzten Bahnzuge ankommen und nun, im sichern Hafen sich wähnend, einem gastlichen Nachtlager sich entgegenfreuen! Droschken genug, die von dem Bahnhof zur Stadt führen, aber vor allen Gasthäusern das leidige Wort: „Bedaure, Alles besetzt!" Immer weiter fährt die müde Droschke; in dunkeln Nebengäßchen, vor den schlechtesten Herbergen bettelt der stolze Kleinbürger, den sie führt, mit verhaltenem Grimme um Einlaß, und auch hier überall abgewiesen, lenkt er endlich mit verzweifeltem Muthe die Fahrt nach den vornehmsten Hotels. Aber Alles ist vergeblich! Schon verlöschen hie und da die Lichter in den Häusern. Die trostlose Aussicht, auf dem Pflaster oder einer Bank der Promenade übernachten zu müssen, wird zum fürchterlichen Ernst.

Auf einer solchen Fahrt landet spät Abends ein Fuhrwerk vor dem *** Hofe. Eine armselige Droschke vor dem Hotel der Kaiser und Könige! Der goldbetreßte Portier, der im Thore steht, macht mit dem schweren, silbernen Knopfe seines Stabes eine vornehm abweisende Bewegung. Aber der Kutscher steigt ab und öffnet den Schlag: „Thun's gefälligst aussteigen, 's Thier kann nich weiter; dritthalb Stunden, drei Personen, zwei Koffer, mit Laterngeld, thut drei Gulden vierundzwanzig Kreuzer zusammen!" Und die Insassen steigen wirklich aus: ein ansehnlicher Herr mit kurzgeschnittenem, weißem Haar und weißer Cravatte, eine stattliche Frau, ein blühendes Töchterlein, nach Accent und Wesen ehrsame Holländer.*

Der Portier tritt entrüstet zwei Schritte vor und ruft sein „Alles besetzt!" Allein die Koffer werden auf's Pflaster gesetzt. Es kommen kleine und große Kellner mit weißen Servietten unter dem Arm und schnarren ihr „Alles besetzt!" Aber der Alte zählt gelassen aus seiner Börse Kreuzer um Kreuzer hervor und mit der entschlossenen Miene eines Feldherrn, der im Angesicht des Feindes die eigenen Schiffe hinter sich verbrennt, lohnt er die Droschke ab. In ängstlicher Verlegenheit, halb unbewußt, mustert inzwischen die Frau die prachtvollen Säulen des glänzend erleuchteten Portals, während das Töchterlein hinter einer derselben ein wunderliebliches Kinderköpfchen entdeckt und fröhlich zu ihm niederkauert, es auf die blondgelockte Stirn küßt und dem herzigen Wesen kosend einen Blumenstrauß aus den Biebericher Gärten in den Gürtel steckt.

Da naht, zur Hülfe gerufen, die höchste Autorität des Hauses, der Oberkellner selbst, und das andere Dienstvolk schweigt, während er mit nachdrucksvoller Würde spricht: „Muß wirklich sehr bedauern, mein Herr, aber wir haben in der That auch nicht ein Zimmer mehr frei!"

„Ja wohl," dehnt der Gelassene, „das haben mir ja alle die Herren da schon genug gesagt. Sprechen wir nicht mehr davon! Aber eine Tasse Thee," sagt er lächelnd, „eine Tasse Thee wird ja doch wohl noch im *** Hofe zu haben sein, nicht wahr? Portier, bitte, lassen Sie mein Gepäck einstweilen im Hofe einstellen! Das Gastzimmer ist ja wohl hier rechts?"

„Zu dienen, mein Herr!"

Sie treten in das Gastzimmer. „Bitte, Kellner, drei Portionen Thee!"

Der Thee wird langsam geschlürft. Die Menge der Gäste beginnt sich zu lichten. Ein Sopha wird frei, und wie der Belagerer auf eine verlassene Schanze des Feindes, so schreitet der Holländer auf das freie Polster zu. Rechts und links in die Ecke postiren sich Mann und Frau und auf einem Sessel daneben nimmt das Töchterlein Platz. „Nun sitzet fest," flüstert er, „auf die Straße hinaus wird man uns nicht weisen!" Und siegesgewiß ruft er den Kellner. „Drei Portionen Beefsteak mit Salat und eine Flasche Bordeaux, wenn ich bitten darf."

„Sogleich, mein Herr!"

Noch immer gehen Gäste, Herren und Damen, ab und zu. Auch das schelmische Blondköpfchen schielt zur Thür herein und eine jugendliche Frauengestalt, die es an der Hand führt, wirft lächelnd einen langen Blick auf die holländische Gruppe.

Endlich ist das Abendessen verzehrt, die Flasche ausgetrunken, das Gastzimmer geleert und nur noch spärlich erleuchtet. Der Holländer zündet eben die dritte Havanna an und beginnt dieselbe Zeitung zum dritten Mal zu lesen; die Frau hat das bürgerliche Strickzeug hervorgeholt und nickt nach jeder zehnten Masche ein; das muntere Kind im Sessel aber ist schon lang entschlafen.

Der schläfrige Kellner dreht die vorletzte Gaslampe zu. „Bitte, geniren Sie sich nicht," sagt der Alte, „löschen Sie auch die letzte aus!"

Da tritt ein zweiter Kellner ein: „Ein Zimmer mit Cabinet, mein Herr, wenn Ihnen gefällig ist?"

Der Kellner leuchtet vor, öffnet eine Treppe hoch ein Zimmer, setzt die silbernen Armleuchter auf den Tisch: „Noch Etwas zu befehlen, mein Herr?"

„Morgen um acht Uhr Chocolade im Gastzimmer und um neun Uhr eine Droschke nach dem Main-Neckar-Bahnhof," befiehlt der Herr in vornehm gestimmtem Ton.

Die Erlösten sehen sich um in dem Asyl, das sie so unerwartet gefunden. „Ein wahres Königszimmer," sagt der Alte, „wahrhaftig Oelgemälde aus bester Schule, Statuetten vom reinsten Marmor, prachtvolle exotische Gewächse und Meubles, so geschmackvoll, wie im Schlosse von Laeken!"

„Und die kostbaren Albums hier auf dem Tische," ruft das Töchterlein, „die allerliebsten Nippsachen, die schweren, seidenen Vorhänge, die Teppiche, ach, und seht nur hier heraus, das reizende Cabinet!"

„Ja, ja, ein wahres Königszimmer," seufzt die Mutter, „und wird auch schon die Zeche darnach sein! Weißt Du nicht, wie unser Präsident uns gewarnt hat? Auf zwei Nächte und einen Tag hat er für sich mit Frau und Zofe zweiundneunzig Gulden zahlen müssen und hat gewiß nicht so prachtvoll gewohnt!"

„Immer besser, als auf der Straße campiren," sagt der Alte, „wollen froh sein, daß meine List gelungen ist! Laßt uns zu Bett gehen! Wir werden gut schlafen!"

Und sie schlafen vortrefflich und die Chocolade, die sie am nächsten Morgen im Gastzimmer einnehmen, ist köstlich. Das Töchterlein mustert neugierig die Zeil, auf der die glänzenden Läden sich öffnen, und die sorgliche Mutter berechnet gutachtlich im Stillen die Zeche. Bis zu etwa einunddreißig Gulden hat sie es gebracht und strickt seufzend mit erneuter Energie, als ob sie die Rechnung noch schnell abverdienen wollte. Da dehnt endlich der Alte das schwere Wort heraus: „Bitte, Kellner, die Rechnung!"

„Drei Gulden sechsunddreißig Kreuzer, mein Herr!"

„Bitte, wie viel?" fragt der Holländer zweifelnd.

„Drei Gulden sechsunddreißig Kreuzer, mein Herr!"

Der Holländer öffnet seine Börse und — schließt sie wieder. Er nimmt aus seiner Tabatière eine gewaltige Prise und schlürft sie mit lauten Zügen ein, stäubt mit dem seidenen Taschentuche die entfallenen Körnchen säuberlich vom blüthenweißen Hemde ab und spricht endlich lächelnd mit dem Selbstbewußtsein eines ehrlichen Mannes: „Aber, bester Garçon, Sie irren sich wohl! Drei Portionen Thee, drei Beefsteaks mit Salat, eine Flasche Bordeaux, drei Chocoladen mit Backwerk und Logement — und drei Gulden sechsunddreißig Kreuzer? Nein, nein, das ist wohl nicht möglich!"

„Erlauben, mein Herr, werde den Oberkellner fragen!"

Und der Oberkellner in eigner Person erscheint. „Habe sehr um Entschuldigung zu bitten, mein Herr! Es ist eine unverzeihliche Verwechselung vorgegangen; die Rechnung ist für jenen Herrn im Nebenzimmer, der eben im Vorübergehen mit seinen Damen eine Chocolade eingenommen hat."

„Ja, ja, habe mir so Etwas denken können. Aber bitte nun, was habe ich zu zahlen? Ich brauche keine schriftliche Rechnung."

„Aber, mein Herr, Sie erinnern sich doch, daß ich gestern in der Nothwendigkeit war, Sie abzuweisen, daß wir keinen Platz —"

„Freilich, freilich, Bester! Hab's genug gehört, bin aber erfahren in solchen Dingen, kenn' es, wie die Herren Portiers und Oberkellner Aus-

* Der Name des Mannes hat einen ehrenvollen Klang weit über die Grenzen seines Landes hinaus, soll aber hier, wo wir den würdigen Herrn in wenig beneidenswerther Verlegenheit erblicken, nicht genannt werden.

flüchte machen, wenn eine arme Droschke anfährt; weiß wohl, bin etwas zudringlich gewesen, aber so was hilft; nehmen Sie's nicht übel. Sie haben sich und mir vortrefflich aus der Verlegenheit geholfen! Bin Ihnen dankbar, wahrhaftig, ja!"

Der Oberkellner sah den Fremden mit stolzen Blicken an und sagte mit Nachdruck: „Die Portiers und Kellner im *** Hof machen keine Ausflüchte, mein Herr; sie lassen keinen Menschen auf der Straße schlafen, so lange noch ein Winkelchen im Hotel zum Uebernachten frei ist."

„Nun gut, gut, wollen nicht streiten! 's war ein superbes Winkelchen, das Sie noch frei hatten. Wußte wohl, daß sich's so finden würde, bin ein alter Prakticus. Aber bitte nun, die Rechnung!"

Wieder warf der Oberkellner dem Fremden einen stolzen Blick zu: „Die Rechnung, mein Herr? Sie haben Nichts zu bezahlen!"

Jetzt war es mit der Gelassenheit des holländischen Phlegma zu Ende: „Wa — wa — wie? Nichts zu bezahlen? Herr, das ist zum Lachen! Fürstlich gelebt und königlich gewohnt, und Nichts bezahlen? Nein, Herr, ich habe keine Zeit und Lust zu Späßen! Ich bitte, die Rechnung!"

„Mein Herr, ich hatte schon drei Mal die Ehre, Ihnen zu versichern, daß wir keinen Platz für Sie hatten. Sie sind abgewiesen im *** Hof, und unser Hotel hat nichts mit Ihrer Zahlung zu schaffen. Und in der That, verzeihen Sie, ich finde es fast unzart, daß Sie in dieser Weise Rechnung fordern. Oder sollten Sie wirklich nicht wissen, wo Sie logirt haben?"

„Nun zum Henker, im *** Hof!"

„Mein Herr, auf einem Sopha des *** Hofs hatten Sie sich Quartier gemacht, und ich würde Sie nicht davon vertrieben haben. Aber Ihr Nachtlager verdanken Sie nicht unserm Hotel, sondern — mein Gott, wissen Sie denn das nicht? Unser gütiges Fräulein hat Ihre Verlegenheit bemerkt, und sie, ja, mein Herr, die Tochter des Hauses selbst hat ihr eigenes Zimmer und Cabinet Ihnen abgetreten, und das begreifen Sie doch wohl, daß wir von Gästen unseres Fräuleins nun und nimmer Zahlung annehmen können."

„Aber Bester, Liebster, ich bitte Sie! Ihr gütiges Fräulein hat uns ihr Zimmer eingeräumt? Das ist ja eine ganz merkwürdige Geschichte, ja höchst merkwürdig und außerordentlich liebenswürdig! Aber in der That, ich bin in Verlegenheit; ich kann doch nicht fortgehen, wie ein Eindringling, ohne zu zahlen!"

„Läßt sich nicht ändern, mein Herr!"

„Aber ich bitte Sie, Verehrtester, kann denn nicht wenigstens ich und Madame dem Fräulein Aufwartung machen und Dank sagen?"

„Fräulein wird bedauern, sie hat eben kein Empfangzimmer zur Verfügung!"

„Aber dem Herrn des Hauses, ich bitte Sie, Ihrem Herrn werde ich doch einen Besuch machen dürfen?"

„Der Herr wird bedauern, er macht eben seinen Morgenspazierritt!"*

„Aber mein Gott, Bester, das ist ja verzweifelt! Ich muß mich doch wenigstens bei Jemandem bedanken können! Oder, lieber Herr, bitte, bitte, danken Sie in meinem Namen und im Namen von Madame und im Namen meiner Tochter, bitte, bitte!" Und dabei sucht er in kleinlauter Verlegenheit dem Kellner ein Goldstück in die Hand zu drücken.

Mit einer vornehmen Verbeugung tritt dieser zurück: „Mein Herr, von Gästen unseres Fräuleins nimmt kein Diener des *** Hofs ein Trinkgeld an. Uebrigens steht eine Equipage des Hotels mit Ihrem Gepäck vor dem Hause bereit. Reisen Sie glücklich, mein Herr!"

Die Ausgewiesenen gehen zum Wagen und bemerken mit Beschämung, wie auch nicht ein trinkgeldlustiger Kellner und Hausknecht sich sehen läßt. Sie steigen ein und der Lakai schließt den Schlag. Da springt mit strahlender Freude das liebliche Lockenköpfchen von gestern herbei, reicht ein wundervolles Bouquet in den Wagen und flüstert: „Schwester Sannchen läßt das freundliche Fräulein grüßen!"

„Main-Neckar-Bahnhof im Trab!" ruft der Lakai, indem er sich auf seinen Sitz schwingt. Die Rappen ziehen an, das Kind winkt mit der Hand ein Lebewohl!

War vielleicht der kleine Engel es gewesen, der mit seiner Bitte den Fremden ein Asyl geöffnet hatte? Wie dem auch sein mochte, die Ehre des Hotels war gewahrt. Es hatte Gastfreundschaft in zartester Weise geübt und lieber selbst die Zeche gezahlt, um nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, daß es unter falschem Vorwand die Gastfreundschaft versagt habe.

Die alte holländische Notabilität zählt diesen Liebesdienst zu den freundlichsten Erinnerungen ihres Lebens. A . . . r.

---

* Da ich mich scheuen muß, die bescheidene Tochter in die Zeitung zu bringen, so darf ich auch den Namen des ehrenwerthen Vaters nicht nennen. Der geneigte Leser, der auf Personalien erpicht ist, mag in den reizenden Villen der freien Stadt sich umthun, vielleicht findet er diejenige heraus, in welcher jetzt der ehemalige Gastwirth der Kaiser und Könige in wohlverdienter Ruhe lebt.

Blumen- und Vogeluhr. Ohne daß man damit den hohen Werth der Erfindung der sogenannten Nürnberger Eier durch Peter Hele, oder den großartigen Geschäftsbetrieb der Uhrenfabrikation in der französischen Schweiz, oder gar die Verdienste eines Mannhardt, eines Elliot Smith um Vervollkommnung der Chronometer nur im Mindesten unterschätzen will, verdient doch jene sehr bekannte Thatsache bemerkt zu werden, daß Gärtner oder sonst aufmerksame Blumenfreunde sich sehr leicht eine sogenannte Blumenuhr verschaffen können, welche durch Oeffnen und Schließen der Blüthenkelche zu gewissen Stunden und Minuten die Zeit sehr genau bestimmt, und wer dann nur einigen Sinn für das Pflanzenleben besitzt, wird durch die Freuden reichlich belohnt, die ihm die ordnungsliebenden Kinder der Flora täglich und stündlich gewähren. Doch ein noch viel lebhafteres Interesse, als die Blumenuhr, bietet uns, besonders Jenen, die viel in der freien Natur leben, z. B. dem Jäger, der etwa keine Taschenuhr besitzt, die Vogeluhr, die im Ordnungssinn der kleinen, befiederten, allerliebsten Sänger begründet ist und nebenbei recht viel Ergötzliches enthält. Nach der unermüdlichen Nachtigall, die durch ihren schmetternden, flötenartigen Gesang die stille, feierliche Nacht verschönert, ist der lebhafte, muntere Fink der früheste der Vögel; er giebt das weithin vernehmbare Signal zur allgemeinen Reveille; sein Gesang geht dem Aufgang der goldenen Sonne voraus und ertönt schon von 1½—2 Uhr an. Von 2—2½ Uhr läßt die schwarzköpfige Grasmücke ihren Flötengesang erschallen, der mit dem der Nachtigall rivalisiren würde, wäre er nicht so kurz und abgebrochen. Von 2½—3 Uhr hört man den Wachtelschlag, den kurzen, eindringlichen, welcher mit seinem entschiedenen, raschen „Weg vom Bett, weg vom Bett!" die Langschläfer zu mahnen scheint, an ihr Tagewerk zu gehen, weil Morgenstunde Gold im Munde habe. Von 3—3½ Uhr läßt die rothbäuchige Grasmücke ihren melodischen Triller erschallen, der den aufmerksamen Hörer, selbst wenn er mit noch so geringem musikalischem Talent ausgerüstet wäre, jedenfalls viel mehr erbaut, als die unablässigen Trillerstudien einer ob auch noch so liebenswürdigen Nachbarin, welche diese geisttödtenden Uebungen mit einer unverwüstlichen Geduld und Ausdauer nach Czerny, Hummel, Bertini, nach Louis Plaidy, Chopin oder gar nach dem frommen Abbé Liszt vornimmt, der einstens in den Armen der süßen Lola den Becher der Freude bis auf den Boden leerte und nun der Welt um so leichter „Ade!" sagen kann, da die schönen Tage von Aranjuez bereits vorüber sind und ihm jedenfalls neben seinen priesterlichen Amtsgeschäften so viel Zeit bleibt, statt seiner symphonischen Dichtungen und ungeheuerlichen Transcriptionen für Piano Oratorien über wunderbare Legenden zu schreiben.

Von 3½—4 Uhr erhebt die schwarze Amsel ihre Stimme, die sich bekanntlich durch ihr musikalisches Gedächtniß selbst mit dem genialen k. bairischen Hofpianisten Hans v. Bülow, der dem Münchener Publicum einen gewissen Standpunkt klar zu machen versuchte, in einen Wettstreit einlassen könnte. Von 4½—5 Uhr läßt die Schwarzmeise ihren eigenthümlich schrillen Ruf ertönen, welcher jedoch kaum mehr für Waidmannsohren genießbar erscheint. Nun aber fängt erst recht das Lamentabel an. Von 5—5½ Uhr beginnt ein Erzspitzbube, der graufchmutzige Sperling, zu pipen, dieser geflügelte, ungezogene Schusterjunge — nur lange nicht so musikalisch, als man diesen kleinen Pechfinken überall findet — dieser unersättliche Räuber, der da ist ein Feinschmecker, ein Faulpelz, ein Tumultuant, ein echter Proletarier, Communist und Arbeitseinsteller, aber dabei äußerst keck und ergötzlich in seinen unverschämten Späßen, gerade wie übermüthige Musikanten, diese Lockvögel des Teufels, auf einer Bauernkirchweih, wenn sie naturwüchsigen Bauern von Ober- und Niederbaiern, die nach Lasaulx den eigentlichen Krystallisationskern Baierns bilden, „Tusche" aus allen Löchern ihrer Blasinstrumente blasen, so daß man sein Gehörsorgan ernstlich gefährdet glaubt. Doch kaum hat der nasenweise Pfälzer Krischer sein Mark und Bein durchdringendes Geschrei ertönen lassen, als auch schon von allen Seiten die Morgenglocken erklingen und die segenbringende Spenderin alles Lichts die Vogeluhr für den weitern Tageslauf entbehrlich macht.

Ausspruch eines jüdischen Wilberforce. Als die traurige Kunde von dem grausamen Tode Lincoln's nach der City Londons kam, sagte Baronet Montefiore, der bis zu seinem dreiundachtzigsten Lebensjahre für die Emancipation der Israeliten Palästinas, Aegyptens, Rußlands, Italiens und Marokkos wie ein jüdischer Wilberforce persönlich und mit seinem Gelde gewirkt, folgende schöne Worte: „Lincoln hat die schwarze Race, die Negersclaven von ihren Fesseln befreit und fiel. Ich wollte, Gott gäbe mir die Kraft und Energie eines Lincoln, damit ich die Bande meines Volkes, seine Ketten im gewaltigen, halbcivilisirten Czarenreiche und seine Knechtschaft im barbarischen Marokko lösen könnte. Hunderttausende meiner Brüder harren noch auf einen Erlöser Lincoln; ich würde gern den Tod eines Lincoln sterben, wenn mir ein solches Erlösungswerk für meine weißen Brüder gelänge." Und bei diesem jüdischen Wilberforce ist es kein leeres Wort. Montefiore reiste noch in seinem einundachtzigsten Jahre nach Marokko, um den blutigen Verfolgungen von Christen und Juden daselbst Einhalt zu verschaffen.

Die Falschmünzer. (Mit Abbildung.) Wie die Gartenlaube seit ihrem Bestehen der Entwickelung der deutschen bildenden Kunst eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt und in jedem Jahrgange eine Reihe vorzüglich bedeutender oder durch ihr Motiv besonders zum Herzen sprechender Schöpfungen deutscher Künstler in gelungenen xylographischen Nachbildungen dem großen Publicum zugänglich gemacht hat, so wird sie fortan diesem Theil ihres Repertoire noch regelmäßiger ihre Spalten erschließen und gewissermaßen eine Galerie neuerer deutscher Künstler und Kunstwerke eröffnen, deren erstes Stück sie heute ihren Lesern ausstellt. Es ist die Schöpfung eines der talentvollsten Jünger der neueren Düsseldorfer Schule, Carl Joseph Litschauer's, der, ein geborener Oesterreicher, seine ersten Studien zwar unter der Leitung des jüngst erst verstorbenen bekannten Wiener Malers Waldmüller machte, aber erst in Düsseldorf zu dem wurde, was er jetzt ist: ein Künstler von ungewöhnlicher Kraft der Conception und wirkungsvollster Ausführung in Zeichnung und Farbe, ein Maler, welcher das Genrebild gewissermaßen zur historischen Composition zu adeln versteht. Wir denken demnächst unter Vorführung seines Portraits und eines andern seiner vielbegehrten Gemälde Näheres über Leben und Streben Litschauer's zu berichten und wollen heute nur noch als charakteristisch für seine Art und Richtung hervorheben, daß er sich die Nachtseite der menschlichen Gesellschaft zu einem besondern Studium erkoren und namentlich das Wesen der Verbrecherwelt ergründet hat, wie kaum ein Künstler vor ihm. Seine „Falschmünzer" — auf deren Geschichte wir im nächsten Artikel zurückkommen — bekunden dies auf den ersten Blick, wie sie in Amsterdam, in dessen Kunstakademie sie zuerst ausgestellt waren, das größte Aufsehen erregten und dem jungen Maler außer der großen goldenen Medaille die höchst selten gewährte Auszeichnung der Mitgliedschaft der erwähnten Akademie eintrugen.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Locke der Charlotte Corday.

(Fortsetzung.)

Melanie streckte ihre kleine Hand lebhaft nach Gaston aus. „O, das war ein böser Zufall, ein schauerliches Zusammentreffen,“ sagte sie. „Trotzen wir solchem Zufall! Ich fürchte mich gar nicht — nicht ein Bischen — und da, denke ich, können Sie es getrost wagen! Bitte, bitte, sagen Sie Ja!“

„Dringen Sie nicht in mich, ich kann und darf Ihren Wunsch nicht erfüllen, es ist eine Unmöglichkeit! Versprechen Sie, mich nie wieder darum zu bitten!“

Er stand dicht vor ihr und sah auf sie herab. Aber ihre Augen blieben gesenkt, sie spielte mit dem Stift in ihren Händen und sagte nur langsam und traurig: „Sie sind ungalant!“

„Melanie!“

Hatte er wirklich ihren Namen mit diesem unbeschreiblichen Accent der Trauer und Leidenschaft genannt? Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es ihr Herz, ihr Athem flog, ihre Hände zitterten. Eine Empfindung, wie sie nie gekannt, durchdrang mit diesem einen Laut ihr Inneres. War es denn möglich, daß dies eine kleine Wort, ihr eigener Name, solche Wirkung hervorbrachte?! Wie im Traume flüsterte sie: „Es ist gut — ich werde nie wieder bitten!“

„Später erzähle ich Ihnen Alles — nur jetzt, nur heute nicht. Sie vor allen Frauen der Welt würde ich nicht malen!“ sprach Gaston mit einem eigenthümlich wehmüthigen Ausdruck in seinem Gesicht.

Ein Schauer überflog sie bei diesen hastigen, leidenschaftlichen Worten. Eine glühende Röthe stieg in ihre Wangen, sie beugte sich über ihre Zeichnung. In diesem Augenblick trat Herr M. ein. „Ich habe ein kleines Geschäft im Bade D.,“ sagte er, „haben Sie Lust mich zu begleiten, so wird es mir eine Freude sein — vorausgesetzt, daß Sie Nichts dagegen haben, wenn ich meinen Wildfang hier und die gute Köhler mitnehme!“

Eine Stunde später war man auf dem Wege nach dem reizenden Curorte.

Aus dem Tagebuche Ludmilla Köhler's.

Köstliches Wetter. Fahrt nach D. Hochgefühl des Daseins! Weicher Wagen, beim Einsteigen mir auf's Kleid getreten, gute Pferde. Welt, wie bist du so schön! Melanie sah recht hübsch aus in ihrem braunen Hütchen, obgleich sie ohne Zweifel besser in einem schwarzen mit rothem Federbusch ausgesehen haben würde, zu welchem ich sie vergeblich beredete. Sie ist eben eigensinnig und ihre Seele hat keine Flügel! Dies ist der Abgrund zwischen uns Beiden. Ein Erdenkind ist sie, aber in Weiß wirklich reizend. Ich begreife den Maler nicht, daß er sich nicht in sie verliebt. Es wäre so natürlich gewesen! Eben so natürlich, wenn er mich dann zur Vertrauten gewählt. O, ich würde ihn so sanft zur Entsagung geführt haben! Aber die Romantik ist ausgestorben. Heut verliebt sich Niemand mehr in's Blaue hinein, weder Mann noch Mädchen. Wo ist sie geblieben, jene himmelstürmende, titanenhafte Liebe? Sollte sie sich wirklich in ein gewisses keusches, streng verschlossenes Frauenherz geflüchtet haben? Ja, ich, Ludmilla Köhler, die schlichte Pfarrerstochter vom grünen Rhein, würde so geliebt haben, und wenn der Mann mit dem unersättlichen Herzen, mein angebeteter Lord Byron, von dem ich zwar nur einige Kleinigkeiten gelesen, mir begegnet wäre, er würde zur Ruhe gekommen sein. Aber er hat mich nicht gekannt! Später freilich, wenn die glühenden Träumereien meiner bis zur Stunde noch verkannten Seele flügge geworden sind, würde er, der große Brite, eingesehen haben, daß nur ein deutsches Frauenherz ihn zu begreifen vermocht. Die Engländer — o, wie ich für diese reinlichen Menschen mit der tadellosen Wäsche furchtsam schwärme, bei deren Händen man allezeit denken muß: wie leicht könnten sie dich erschlagen! — haben das ausdrucksvolle Wort: fall in love (in Liebe fallen). Melanie lachte darüber wie ausgelassen, mir ist es immer rührend gewesen. Die starke Nation so kindlich demüthig in der Liebe zu sehen, hat etwas mächtig Ergreifendes. Sie fallen in die Liebe. Ja, ich verstehe sie! Es ist himmlisch, in Liebe zu fallen; aber es muß doch eigentlich immer eine Hand da sein, die da aufhebt. Ludmilla, sei ehrlich und gestehe hier in deinem Tagebuche, daß du sehr oft wieder allein aufstehen mußtest! Seit jener rührenden, fast Jean Paul'schen Idylle meiner Jugend, wo ich mich mit dem im Hause meiner Eltern wohnenden Unterlehrer an der Armenschule verlobte, hat mein Herz nie wieder Glück gehabt in der Liebe. Zwölf Jahre lang war ich seine treue Braut. Anfangs liebte ich ihn nur, weil er blaß war und die Leute von ihm sagten, er würde die Schwindsucht bekommen. Ach, einen schwindsüchtigen Geliebten haben, welch' Entzücken für ein poetisches Gemüth! Leiser Husten, verklärter Blick, ätherische Ernährung! Du stehst wieder vor mir, stille Gestalt mit dem blonden, scharf zurückgestrichenen Haar. Er hieß — noch jetzt sträubt sich meine Feder, diesen prosaischen Namen niederzuschreiben: Christian Wurm. Aber nur vor den Menschen nannte er sich so, ich rief ihn Arthur Vermis. Es ist unmöglich für ein höher begabtes Wesen, einen Christian zu lieben! Aber Arthur ist der echte Heldenname! Alle Helden meiner Romane heißen Arthur!

Ach, er war so geduldig, mein Arthur, und trank ohne Klage den furchtbaren Kräuterthee, er lächelte so verklärt, wenn ich ihm

meine Gedichte vorlas, die alle nur ihn zum Gegenstande hatten. Und zuletzt sagte er doch: ‚Liebe Milla, ich hätte Dich zwar gern geheirathet und zur stattlichen Oberlehrerin gemacht, aber es ist doch vielleicht besser, daß es nicht dazu kommt. Du bist zu etwas Anderem bestimmt. Du mußt in einem reichen Hause leben, wo Niemand Strümpfe zerreißt und Keiner sich selber Etwas zu kochen braucht.‘

Es ist doch eine tiefliegende, unüberwindliche Abneigung, die wir Frauen gegen die Zahlen haben. Still davon. Ich kann es beschwören, daß ich einmal achtzehn Jahre alt war. Das genüge. Ich kenne ein reizendes Wort:

‚Was kümmert mich die Zahl der Jahre,
Das Herz bleibt jung, doch Schelme sind die Haare.‘

Man sollte es als Motto über alle Frauenbiographien schreiben! Nun, Gott sei Dank, von weißen Haaren zeigt sich noch keine Spur in dem Scheitel Ludmilla Köhler's. Heut in D. sagte der prosaische Sanitätsrath L., der auch unser Hausarzt: ‚Liebes Fräulein, der blaue Hut mit dem kleinen Schleier steht Ihnen zwar sehr gut, aber Sie kommen mir doch etwas gelblich vor. Sollten Magen und Leber wieder ihre bekannten kleinen Streiche zu spielen Lust haben? Ich rathe, wieder zu unsern Pillen zu greifen!‘ Voll Entrüstung wies ich ihn in seine Schranken. O, diese Worte! wie ich ihn hasse, den Magen, wie ich sie verachte, die Leber! Der Kurzsichtige ahnt freilich nicht, daß ich heut in dem eilften Capitel des ersten Bandes meines Romanes bereits zwei Mordthaten beging. Und dabei soll man rothwangig aussehen! O, diese Dichterarbeit! Wie sie aufreibt und verzehrt! —

Melanie hat mit ihrem Lehrer und Vater einen Besuch bei der kranken Mutter des Herrn Dumont gemacht. Sie kam sehr bleich zurück und war gewaltig schweigsam. Jedenfalls hat sie sich sehr gelangweilt. Herr M. wurde von der Kranken nicht empfangen. Nach einem sehr guten Souper fuhren wir wieder heim. Herr Dumont kommt erst morgen nach. In einem Monat reist er mit seiner Mutter nach Frankreich zurück. Sie wollen sich dann in Lyon oder Marseille niederlassen. Melanie hatte Kopfweh, sie hat jetzt öfter Kopfweh. Das macht die Sehnsucht nach Alphons. Gott Dank, sie liebt ihn. Ich habe das vorausgesehen. Er paßt vortrefflich zu ihr und ist der angenehmste Mensch, den man sich denken kann. Poetisch freilich nicht, aber sie hat ja auch keine Flügel. Noch drei Monate, und wir feiern eine Hochzeit. Warum kann ich dies Wort nicht ohne ein gewisses Zittern niederschreiben? Seltsamer Zauber! Ich will schlafen gehen, heut kann ich nicht mehr schreiben — meine Prinzessin und der schöne, räthselhafte Jäger müssen warten.

In den Romanen braucht die Entwickelung von Herzensneigungen, die Wandlung von Empfindungen viel mehr Zeit und bedarf des Decorationswechsels weit häufiger, als in der Wirklichkeit. Je stiller und einförmiger das wirkliche Dasein, je gleichmäßiger der Verlauf der Stunden, desto tiefer und gewaltiger wirken die Eindrücke, die von außen an uns herantreten, ein Tag schafft Wunder und eine Woche vermag unser ganzes bisheriges Leben mit all' seinen Consequenzen umzuwerfen. Melaniens Seele und Herz erfuhren solche Wandlung, sie wendeten sich, wie die Blumen dem Licht, allmählich einer Erscheinung zu, welche dem bisherigen Schmetterlingssein des jungen Mädchens eine andere Richtung gegeben. Zuerst war es der männliche Ernst, die ruhige Festigkeit seines Wesens im Contraste mit der Ruhelosigkeit und Oberflächlichkeit ihres Verlobten, die ihr imponirten, dann kam das Mitleid mit dem so zärtlichen Sohne einer kranken Mutter, darauf der Reiz des Geheimnißvollen, der Beide wie ein dunkler Schleier umhüllte. Das Leben auf dem Lande bringt die Menschen ohnedies viel rascher und näher zusammen, als das zersplitternde Stadtleben, wo man sich nur gleichsam in voller Toilette sieht. Auf dem Lande zeigen sich die Naturen sehr bald offen und ungekünstelt, man kann sich wohl auf Stunden, aber nicht auf Tage und Wochen beherrschen und anders geben, als man ist. Niemand hält es aus, vom frühen Morgen bis zum späten Abend en grande tenue zu erscheinen; ein loses, bequemes Kleid braucht der äußere wie der innere Mensch. Melanie und der Gast ihres Vaters waren sehr viel aufeinander angewiesen, da Herr M. viel malte und schlief und ungern spazieren ging, und die Köhler alle ihre häuslichen Geschäfte mit großer Peinlichkeit zu vollbringen pflegte. Man las zusammen, man plauderte, zeichnete, unternahm weite Spaziergänge, und es war dem jungen Mädchen oft zu Muthe, als habe sie bis zur Stunde eine Brille getragen, die das köstliche helle Licht matt und farblos erscheinen ließ. Wie leer und nichtssagend erschienen ihr Alphons' Briefe, wie schwer und immer schwerer wurde es ihr, sie zu beantworten, ohne von jenem Einen zu sprechen, dessen Sein und Wesen jetzt ihr äußeres und inneres Leben ausfüllte! Mit Entsetzen dachte sie an den Tag seiner Abreise, was dann? Wie eine Wüste lag die nächste Zukunft vor ihr. Wohin war die Freude auf Paris, auf das glänzende Leben, das ihr Alphons immer zu schildern sich bemühte? Eine tödtliche Angst nahm ihr oft den Athem, wenn sie weiter zu denken versuchte. Sie wagte nicht, sich die Empfindungen ihres Herzens klar zu machen, sie betete zu ihrer Mutter, sie schrieb zärtliche Briefe an ihren Verlobten, sie versicherte ihm, daß sie sich nach ihm sehne, und bat ihn dennoch flehentlich, den Termin ihrer Hochzeit noch bis zum nächsten Frühjahr hinauszuschieben. Hätte der Vater nur einmal gesagt, daß er sich schwer von ihr zu trennen vermöchte! Aber er hatte auf alle ihre Fragen nur die eine Antwort: „Ich freue mich, Dich in Paris als glückliche kleine Frau besuchen zu können, dann erst sind wir Alle glücklich."

War es nicht seltsam, daß es dem Vater nie auffiel, wie unruhig und haltlos Alphons sich zeigte? Und wie oft hatte er doch gesagt: „Du mußt einst eine feste Hand über Dir fühlen, Wildfang, sonst geht Dein Glück in die Brüche!" Feste Hand?! Zu weiß und weich und wohlgepflegt war die Hand ihres Verlobten, die konnte nicht sicher und fest durch's Leben führen, die hielt nicht fest bis in's Grab! Da war eine andere, feste, ernste, bräunliche Hand, Melanie hätte sich von ihr über den schwindelnden Steg eines Abgrundes leiten lassen, ohne zu zittern. Zuweilen meinte sie, es müsse irgend ein Wunder geschehen, das Alles rings umher veränderte; was aber jenes Wunder verändern sollte, gestand sie sich nur in ihren Träumen. O, diese Träume! Sie ängstigte sich oft, daß seine forschenden, tiefen Augen am Morgen auf den Grund ihrer Seele blicken und diese Träume erkennen möchten! Und er? Nun, er war ein Mann, in dem einen Augenblick sich rückhaltlos einer glühenden Leidenschaft hingebend, im nächsten voll bitterer Selbstvorwürfe sich zurückziehend. In einem jener Momente war es, wo er seine Abreise festsetzte und dem Schloßherrn anzeigte, daß die Gesundheit seiner Mutter die schleunigste Rückkehr nach Frankreich nothwendig mache und er mit ihr deshalb schon in drei Tagen D. zu verlassen gedenke. Er hatte dies Alles hastig in fremdem, fast hartem Tone gesprochen, kein Blick fiel dabei auf Melanie, die wenige Schritte von ihm in der Thür zur Terrasse saß. Die Rosen blühten, die Bäume wiegten ihre Wipfel im Abendsonnenschein. Das Mädchen schaute, von dem Sprechenden abgewendet, regungslos hinaus. Sie hörte wie im Traume ihren Vater Worte des Bedauerns reden, lebhaft den Plan seines Gastes bekämpfen und endlich sagen: „Bitte Du ihn, Melanie, gegen eine junge Dame darf er nicht ungalant sein; er muß wenigstens noch eine Woche zugeben, bis ich mit meinem Adam Lux fertig bin. Versuche Dein Heil, mein Kind, ich muß noch einmal nach H. In zwei Stunden bin ich wieder bei Euch!"

Der alte Herr küßte im Vorübergehen seine Tochter auf die Stirn und verließ das Zimmer. Wie zu Stein erstarrt, erschien die Gestalt des jungen Mädchens, kein Hauch bewegte die weißen Falten ihres Kleides, lässig lagen ihre Hände in ihrem Schooße. Das heimlich Gefürchtete war da, unabwendbar, er wollte sie verlassen, der Boden wich unter ihren Füßen. Langsam näherte sich jetzt ein Schritt, sie wußte, wer da auf sie zukam, sie fürchtete seine Nähe und schloß zitternd die Augen.

„Sie werden mich nicht bitten, zu bleiben," sagte seine sympathische Stimme erregt, „ich könnte ja nicht ‚nein‘ sagen und dann wäre ich verloren, ehrlos in meinen und in Ihren Augen."

„Werden wir uns wiedersehen?" fragte sie, ohne sich zu ihm hinzuwenden.

„Nein, Melanie!"

„Sie haben Recht! Sie sind besser, als ich. Gehen Sie, und Gott segne Sie!"

„Ich gehe nicht eher, als bis ich Ihnen das Geheimniß meines und eines andern Lebens, das mir das theuerste auf Erden, anvertraut. Das ist das Einzige, was ich Ihnen zu Füßen legen darf, das Einzige, was Sie von mir annehmen dürfen. Keine Frau der Welt außer Ihnen wird dies Geheimniß erfahren. Wissen Sie, was solch' Vertrauen bedeutet?"

Das Mädchen streckte bebend, ohne aufzustehen, die Hand nach ihm aus. Da fühlte sie sich festgehalten, diese kleine, schlanke Hand, und mit glühenden Küssen bedeckt. Heiße, halblaute Worte hauchten seine Lippen auf die zuckenden Finger, ach! und Melanie wehrte ihnen nicht. Draußen blühten ja die Rosen zum letzten Mal! Dann zog Gaston ein Tabouret neben den Sessel der Geliebten und begann leise, leise zu reden, ohne ihre Hand zu lassen. Wie aus weiter Ferne klang seine Stimme; erzählte er ein Märchen oder eine todestraurige Wahrheit? Melanie lauschte mit heftig klopfendem Herzen.

„Es war ein junger, talentvoller Maler, Johann Jacob Hauer, aus Gau-Algesheim in Rheinhessen, der am 18. Juni 1793 in die Conciergerie zu Paris beschieden wurde, um das Portrait einer Frau zu skizziren, welche an einem der nächsten Tage hingerichtet werden sollte. Obgleich die Gefängnisse damals mit einer Menge von Unglücklichen angefüllt waren, die den Tod aus Henkershand erwarteten, so konnte der Künstler doch keinen Augenblick im Zweifel sein, wessen Portrait er malen sollte, — das Bild der schönen Charlotte Corday, der Mörderin Marat's. Ganz Paris war ja wie im Fieber über dies Ereigniß, Charlottens Name schwebte auf allen Lippen, ihr Proceß beschäftigte alle Gemüther. Ein Franzose, Armand Rouer, hatte ihr Bild bereits vor dem Tribunal begonnen, man erzählte sich aber, daß er es nicht vollenden durfte, weil er eine rasende Leidenschaft für das wunderbare Mädchen gefaßt und Pläne zu ihrer Befreiung entworfen. Der Feuerkopf wurde sofort in sichern Verwahrsam gebracht. Einige meinten sogar, daß man ihn im Geheimen hingerichtet, Andere, daß man ihn in's Ausland geschafft. Es war eben die Zeit der Gerüchte und des Schreckens, und Thatsache nur das spurlose Verschwinden Armand Rouer's. Auch in das harmlose Stillleben des deutschen Malers, der mit Weib und Kind und einer jungen entfernten Verwandten, der reizenden Laura, die von den Malern nur die blonde Spanierin genannt ward, im Quartier Latin wohnte, war das Gerücht gedrungen. Er war heimwehkrank und wollte in wenigen Wochen in sein deutsches Vaterland heimkehren. Blos die schwere Krankheit seiner Frau, bei deren Schmerzenslager Laura die Rolle der barmherzigen Schwester übernommen, hatte ihn bis zur Stunde zurückgehalten. Sein Name als Maler hatte einen guten Klang, er lieferte tüchtige Portraits von warmer Farbe und idealer Auffassung; die Ruhe und Harmlosigkeit seines Wesens, sowie sein Verkehr mit dem Volke, schützten ihn und sein Haus vor jeder Beschuldigung und jedem Angriff. Johann Jacob Hauer verlor keinen Augenblick seine Besonnenheit, selbst als er die Treppe betrat, die zu dem Kerker Charlottens führte. Er hatte zudem ein Vorurtheil gegen ein Mädchen, dessen Hand Blut vergossen, und sah, seiner Natur nach, mehr mit Schauder und Widerwillen, als mit Theilnahme und Interesse, seiner Zusammenkunft mit der Verurtheilten entgegen. Nur wenige Stunden waren ihm zur Aufnahme des Bildes gegönnt, aber diese kurze Zeit genügte, ihn vollständig zu verwandeln. In einer Erregung ohne Gleichen kehrte er nach Haus zurück und aufgelöst in Thränen, warf er sich in die Arme seines Weibes mit den Worten: ‚Ich sah eine Heilige, die sich zur Himmelfahrt vorbereitet.' Die ganze Nacht blieb er auf, um jedes Wort aufzuzeichnen, das sie zu ihm geredet, Alles zu beschreiben, was er in ihrer Nähe gesehen, und am nächsten Morgen ging er schweren Herzens noch einmal in die Conciergerie, um in ihrer Nähe die letzte Hand an sein Bild zu legen.

Am Tage ihrer Hinrichtung war er so krank, daß er dem Arzte große Besorgniß einflößte, und erst lange Zeit nachher hatte er sein gewöhnliches Gleichgewicht in dem Maße wiedergefunden, daß er ausführlich von dem wunderbaren Mädchen zu reden vermochte. Er konnte nicht müde werden, den Eindruck zu schildern, den ihr Anblick auf ihn gemacht. ‚Ich erwartete eine fanatische Heroine zu sehen, als sich die Thür ihres Kerkers öffnete,' sagte er, ‚und fand ein sanftes, schönes Mädchen mit der Stimme eines Kindes. Wie ein Licht umfloß die edelste Weiblichkeit ihr ganzes Wesen, all ihre Bewegungen. Der gewöhnliche Ausdruck ihres Gesichts war eine fast verklärte Sanftmuth, nur wenn sie sprach und lebhaft wurde, flog jener hinreißende Zug kühner Entschlossenheit über ihre Stirn, den ich in ihrem Bilde festzuhalten versuchte. Man konnte nichts Süßeres hören, als den Ton ihrer Stimme, er drang mit unwiderstehlicher Gewalt zum Herzen. Sie erstickte eine Natter, von der sie glaubte, daß ihr Gift Tausenden den Tod gebracht.'

‚Was haßtet Ihr an Marat?' hatte Johann Jacob Hauer sie gefragt.

‚Seine Verbrechen,' lautete ihre feste Antwort.

‚Was versteht Ihr unter seinen Verbrechen?'

‚Die Verheerungen Frankreichs, die ich allein als sein Werk betrachte.'

Als sie die Portraitskizze Hauer's zuerst sah, bat sie: ‚Malt mich nicht so traurig, ich freue mich ja zu sterben!'

‚Aber da steht eine unverwischbare düstere Falte auf Euerer Stirn, zwischen den Brauen, und ein unendlich trauriger Zug um den Mund; ich kann keins von beiden verwischen, sonst ist das Bild nicht Charlotte Corday.'

‚So laßt sie stehen, es ist der Ausdruck des Schmerzes, daß ich nicht Allen helfen konnte, die der Todle und seine Anhänger hingeschlachtet. Es ist vielleicht besser, daß mein Bild so auf die Nachwelt komme, als mit dem Lächeln einer Siegerin. Man wird dann barmherziger über mich urtheilen.'

Ihre Hände waren von überraschender Schönheit, die Finger lang und schlank, von großer Zartheit und den regelmäßigsten Formen. Niemand konnte bei ihrem Anschauen begreifen, daß sie sich so energisch um den Griff jenes Dolches geschlossen, der die Brust eines Mannes tödtlich durchbohrte. Die Farbe und Fülle ihres Haares war es besonders, was den deutschen Maler entzückte. Nie hatte er ein schöneres Aschblond gesehen. Als das Bild fast vollendet war, bat Charlotte Corday ihren neuen Freund, später eine kleine Copie desselben anzufertigen und ihrer Familie nach Caen zuzuschicken. Mit Thränen versprach der Maler die Erfüllung ihres letzten Wunsches.

‚Ich kann Euch nicht dafür belohnen; auch nicht, daß Ihr Charlotte Corday so menschlich einer richtenden Nachwelt überliefert,' sagte sie, ‚man hat mir Nichts gelassen. Mein großmüthiger Vertheidiger, Chaveau Lagarde, hat sogar übernehmen müssen, die Schulden zu bezahlen, die ich im Gefängniß gemacht. Und doch schenkte ich Keinem lieber ein Angedenken, als Euch. Was könnte ich Euch geben?!'

‚Eine Locke von Euerem Haar!' rief Jacob Hauer feurig.

‚Habt Ihr ein Messer bei Euch? Man hat mir keine Waffen gelassen!' fragte sie.

Der Maler reichte ihr eine kleine Scheere, und sie schnitt eine lange Locke ab und gab sie ihm hin. — Kaum eine Stunde später nahm er von ihr Abschied.

Das Gerücht dieser Gabe verbreitete sich in ganz Paris, und am Tage nach ihrer Hinrichtung trat jener junge, feurige Deputirte aus Mainz, Adam Lux, in die Malerstube Jacob Hauer's, um ihn zu bitten, das Haar der Märtyrerin an seine Lippen drücken zu dürfen. Er war es, von welchem der deutsche Maler die Schilderung jenes Zuges Charlottens zur Hinrichtung empfing. Adam Lux hatte den Karren an sich vorbeifahren sehen in der Straße St. Honoré und zugleich zum ersten Mal in jenes Antlitz geschaut, das für ihn fortan der Inbegriff alles Adels und aller Schönheit blieb. Trotz des Gewittersturmes, trotz Blitz und Donners, trotz des wüthenden Geheuls der tobenden Menge, der Schmähungen der entmenschten Weiber, trugen ihre Züge denselben Ausdruck der Sanftmuth, den das Bild Hauer's wiedergab. Der Ausdruck edelster Festigkeit lag auf der Stirn, ruhige, heldenhafte Entschlossenheit. Die wunderbaren Augen, mit den langen Wimpern, blitzten feucht oder schauten in unbekannte Fernen hinaus, und von ihren Wangen war jener zarte, rosige Hauch nicht gewichen, der sie schmückte. Die nahende Hinrichtung, die Schrecken des Schaffots hatten ihren Muth nicht gebrochen. Adam Lux las seinen begeisterten Nachruf, jene Worte, die ihn kaum vier Monate später der Guillotine überlieferten, zuerst in der stillen Werkstatt des deutschen Malers vor.

Alle diese Dinge pflegte Jacob Hauer wiederholt zu erzählen und bei dieser Gelegenheit enthüllte er das wunderbare Bild auf der Staffelei, von dem er dem Convent eine Copie geliefert. Eine schwarze Schleife war daran befestigt und ein mit festen großen Zügen eigenhändig niedergeschriebener Vers Charlottens:

Nicht Nachruhm ist es, den mein Geist verlangt,
Nicht Lob ihn freut, vor Tadel ihm nicht bangt.
Stets unabhängig und stets Bürgerin,
Hab' nur die Pflicht, nichts Anders ich im Sinn.
Auf, denkt auch Ihr blos, wie Ihr frei Euch kämpft.

Die Locke aber lag in einem Ebenholzkästchen auf schwarzem

Sammet und nur an besonderen Festtagen pflegte der Maler dasselbe zu öffnen und den Seinigen diese letzte Gabe der Todten zu zeigen. Er bewahrte es in einem der geheimsten Fächer seines Schreibtisches auf, dessen Schlüssel er immer bei sich trug.

Ich komme jetzt zu dem Theil meiner Geschichte, der mich selber nahe berührt. Jacob Hauer, der ruhige Deutsche, hatte, wie ich erzählte, eine schwärmerische Neigung für Charlotte Corday gefaßt, die er unverhohlen zur Schau trug und die ihn dazu brachte einen wahren Cultus zu treiben mit all jenen sichtbaren Andenken an diese wunderbare Frau. Er malte auch fortan kein Frauenportrait mehr, und das Bild der blonden Laura, das er kurz vor seinem Gange in die Conciergerie begonnen, wurde von ihm nach Charlottens Hinrichtung vernichtet. Das war ein furchtbarer Schmerz für jenes seltsame und leidenschaftliche Geschöpf, welches man die blonde Spanierin nannte. Nicht die Zerstörung ihres Portraits war es, die dies glühende Herz so tödtlich verwundete, nur daß eben seine Hand dieselbe vollbrachte. Hier trat nämlich wiederum eines jener zahllosen unlösbaren Räthsel des Frauenherzens zu Tage, an denen alle Weisheit zu Schanden wird. Dies wunderschöne, unter den Kunstgenossen des deutschen Malers hochgefeierte Mädchen, deren Erscheinung, wo sie sich zeigte, die lebhafteste Bewunderung hervorrief, war von einer maßlosen Leidenschaft ergriffen für den ruhigen ernsten Mann mit den blauen Augen, und hätte jeden Moment, wenn er es begehrt, Leben und Sein ihm zu Füßen geworfen. Tag für Tag brachen sich die Wogen dieses erregten Gefühls an dem Felsen seiner Ruhe. Jacob Hauer ahnte nichts von den Empfindungen dieses Herzens, von der verzehrenden Eifersucht, mit der dies bezaubernde Wesen jeden seiner Schritte bewachte. Gütig, von einer fast väterlichen Zärtlichkeit gegen sie, schürte er durch die unbefangenen Aeußerungen seiner Zuneigung die unheilvolle Flamme nur immer höher. Wäre er weniger träumerisch gewesen, er hätte ihr Lodern und Aufflackern erkennen müssen, so aber lebte er nur seiner Kunst und der schwermüthigen Sorge für seine kranke Frau, die sich noch immer nicht zu erholen vermochte. Auf diese Frau war Laura seltsamer Weise nie eifersüchtig gewesen; so lieblich und anmuthsvoll die Leidende auch erschien, so reizend sie in ihren gesunden Tagen gewesen, ihr fehlte jener dämonische Zug, welcher die Männer so unwiderstehlich hinreißt und festhält, und das mochte vielleicht Laura halb unbewußt empfunden haben. Maria war ihr keine Nebenbuhlerin, sie sah in ihr nur die Freundin, nicht das Weib des Geliebten. Sie pflegte die Kranke und ihr Töchterchen mit Aufopferung und hing an Beiden mit der zärtlichsten Zuneigung. Wie glücklich war das Mädchen, als der Maler sie eines Tages bat, ihm zu einem Bilde zu sitzen! So ungestört bei ihm sein in der kühlen stillen Malerstube, ihn anschauen zu dürfen, hin und wieder leise zu fragen und leise Antworten zu hören, immer und immer dem tiefen Blick seiner Augen zu begegnen, war entzückend. Eine sanfte Ruhe schien sich herabzusenken auf das stürmische Meer ihrer Empfindungen, süße Träume kamen über ihr Herz und wiegten es ein. Sie hatte keinen Wunsch mehr, als das Gebet: ‚Laß mich nur bei ihm, bis ich sterbe!‘ Da erschien, mitten in diesem Glück, die dämonische Gestalt des Mädchens von Caen auf dem Schauplatz mit ihrem unabsehbaren Gefolge von tausend Erregungen, Gedanken und Erinnerungen; da brachte Jacob Hauer das Portrait der Hingerichteten in's Haus und ihre schöne blonde Locke, und die Qualen wahnsinnigster Eifersucht ergriffen diese leidenschaftlichste aller Frauenseelen. Sie verlor jedwede Besinnung. Der Haß gegen jene Frau, die das bis zur Stunde so unberührte Herz des geliebten Mannes so plötzlich gefangen genommen hatte, tobte wie ein Fieber durch ihre Adern. Zuerst wollte sie das Haus des Malers verlassen; sie ging auch wirklich zu Freunden auf's Land, in der Nähe von Versailles, von heimlicher Verzweiflung fortgetrieben, aber zwei Tage darauf, spät am Abend, unter strömendem Regen, klopfte sie wieder an seine Hausthür; sie konnte eben den Anblick seines Gesichts — den Ton seiner Stimme nicht entbehren. ‚Ich dachte, Marie und Dein Kind könnten mich brauchen — und da bin ich wieder,‘ sagte sie, und blieb fortan. Da saß sie nach wie vor und unterzog sich den Diensten einer barmherzigen Schwester, liebkoste das Kind, hörte in dumpfer Verzweiflung zu, wenn der geliebte Mann von Charlotte Corday erzählte, und richtete ihre Augen, jene schwarzen Augen, wie Murillo sie seiner Madonna gegeben, auf das Portrait des Mädchens von Caen und auf jene duftende blonde Locke. Wilde Gedanken und Wünsche zuckten dabei durch Kopf und Herz. Sie wollte das Bild den Flammen überliefern und jene Locke zerreißen und in alle Winde zerstreuen. Sie haßte sie ja noch mehr, als das Bild, denn sie war ja etwas Greifbares, ein wirklicher Theil von dem Körper ihrer Feindin. Das Bild hätte sie trotz alledem nimmer zu zerstören vermocht, seine Hand hatte es ja geschaffen, lieber würde sie sich selber getödtet haben."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Held in Sturmesnöthen.

An der äußersten Spitze der niederländischen Provinz Nordholland, wo das Meer einst im Kampfe mit dem Festlande sich eine breite Bahn zum Zuidersee brach und Texel zur Insel machte, liegt die alte Helderschanze und der Flecken de Helder, die Heimath tüchtiger Seeleute und vor Allem einer starken, sturmbewährten Lootsenschaar. Vom Wall dieser alten Schanze blicken die Männer der Gegenwart auf das Wogenbett, in welchem Tausende von holländischen Seehelden schlafen gingen, als im letzten großen Seekampfe Hollands gegen England am 28. August vor sechsundsechzig Jahren der Stern seiner alten Meerherrschaft unterging.

Der Heldengeist ging nicht mit unter, der Ocean ist noch heute das Ackerfeld der kleinen urkräftigen Nation, und fordert der blutige Krieg ihre Tapferkeit nur selten heraus, so ist für den Kampf mit den Wogen um Landeswohlfahrt und Menschenglück ihnen manch neuer schöner Stern aufgegangen.

An der Helderschanze vorüber steuern die Schiffe, welche ihre Fahrt zum Hafen von Nieuwe-Diep lenken. Zur Rechten unweit der Schanze liegt das Dorf Huisduinen, an dessen Strand die Wogen des Oceans schlagen.

Dorthin eilten im ersten Morgenschimmer des 10. Januar 1852 die Bewohner des Dorfs. Aus dem Frieden, mit welchem das Meer sie am Abend des 9. zur Ruhe eingeladen hatte, schreckte sie der Sturm auf, der jetzt über die Wogen tobte. Und mitten in dem empörten Element rang ein Schiff gegen den letzten Stoß in's Verderben. Der Hülferuf der Mannschaft durchdrang das Brausen des Sturms, und Nichts antwortete ihm als der Verzweiflungsschrei der rathlosen Menge. Auf der Höhe von Falgar lag das gestrandete Schiff, das, den rettenden Wall vor Augen, dem Untergang geweiht war.

Aber es sind Männer, die am Ufer wohnen, gewohnt den wildesten Wogen zu trotzen. Das Rettungsboot sinkt in die Fluth und sechs Paar Fäuste ergreifen die Riemen. Festen Schlags arbeiten sie vorwärts, vom Wogengang bald hoch aufgehoben, bald den Augen am Strande verschwunden; vom Schiff und vom Ufer hängt jeder Blick an dem Boote, das eine Fahrt auf Leben und Tod gewagt. Doch vergebens erschöpfen die starken Männer ihre letzte Kraft; sie müssen's dulden, ihrem Ziel schon nahe, von den hohen Wellen wieder zurückgeschleudert zu werden. Schiff und Mannschaft schienen dem gemeinsamen Untergang geweiht.

Da trat ein Jüngling aus der Menge, entschlossen, allein zu wagen, was sechs Männern unmöglich gewesen. Er schlang sich das Rettungstau um den Leib und stürzte sich in die Fluth, taub gegen das Jammergeschrei der Seinen, die händeringend dem todesmuthigen Schwimmer nachstarrten. Bis zur Brandung drang er fest und sicher vor, aber dann begann ein fast übermenschlicher Kampf, dessen Anblick alle Herzen erbeben machte. Bald zu den schäumenden Spitzen der Wellen emporgewirbelt, bald wieder in den sinkenden Gischt mit hinuntergezogen, war er für Alle am Strand und auf dem Schiffe ein aufgegebenes Menschenkind. Und dennoch geschah das Unglaubliche, überwand er die schreckliche Stelle und gewann gerettet den Bord, von dem längst alle Hoffnung auf Errettung verschwunden war.

Das gestrandete Schiff war indeß zum Wrack geworden; von

den rollenden Wogen auf dem Grund aufgestampft, drohte es zu zerschellen, wenn man nicht eilig die Masten gekappt hätte. An den Stumpf des Hauptmastes befestigte man nun das Rettungstau, und diesem entlang versuchte es zum zweiten, dritten und vierten Male das Rettungsboot, durch die Brandung hindurch zu dringen. Alles vergebens, die See schien Herr ihrer Beute zu bleiben. Da ermuthigt der jugendliche Retter endlich die bedrängte Mannschaft, an dem Tau selbst sich zum Walle hinüber zu arbeiten. Dies geschah und für Alle mit des Himmels Gunst. Der Retter war der Letzte, der das Wrack verließ und den Wall erstieg.

Menschenretten zum Lebensberuf zu erheben. Nicht die äußeren Belohnungen und Ehrenzeichen, mit denen man ihn zu erfreuen suchte, die großen goldenen und silbernen Medaillen und Dosen, welche der König und holländische Rettungs- und Seemanns-Gesellschaften ihm verliehen, vermochten — wie sehr sie dem jugendlichen Stolze schmeichelten — ihn zu einem solchen Entschluß zu begeistern. Sein Herz hatte die Wonne einer edeln That genossen, und sie allein war es, die ihn zum Helden gegen die See im Kampfe für bedrohte Menschenleben erhob.

So weit das Wirkungsbereich der Lootsen von de Helder sich



Cornelis Dito.

Nach der Natur gezeichnet von Schleich.

Die Ehre des Lieds vom braven Mann hatte ein Jüngling sich verdient. Der Jubel des ganzen Strandes empfing ihn, seine Lieben und die Geretteten wetteiferten in stürmischen Beweisen ihrer Liebe und ihres Dankes, und die Fremden, die vom Nieuwe-Dieper Hafen den Gestrandeten zur Hülfe herzugeeilt waren, fragten voll Bewunderung: Wer ist der Jüngling?

Cornelis Dito heißt er, ist ein Kind des tapfern Fleckens de Helder, eben neunzehn Jahre alt und hat sich den Schiffern längst als tüchtiger Fahrensgeselle erwiesen. Das ist bis dahin seine ganze Lebensgeschichte.

Seine heutige Heldenthat gegen die opferwüthige See wurde entscheidend für sein Loos. Das Hochgefühl, der Retter von so vielen Menschenleben zu sein, that der jungen Seele zu wohl, als daß sich nicht in ihr der Entschluß hätte festsetzen sollen, fortan

erstreckt — und es ist ein vielbefahrenes Wasser, denn durch das Mars-Diep segeln alle Schiffe, die vom Westen kommend nach Amsterdam das Steuer richten — so weit erstreckt sich das Rettungsgebiet des Cornelis Dito. Kein Sturm rüttelt das Meer und thürmt die Brandung auf, wo nicht der Retter auf seinem Posten steht, um nach den Gefahren auszulugen, in denen Andere schweben. Und wo eine solche sich zeigt, da durchzuckt es ihn wie den tapfern Soldaten dem Erzfeind gegenüber, nur weit edler und wohlthuender, denn er will in seinem Kampfe nicht Leben tödten, sondern Leben erhalten. So hat er es denn durch viele muthige Thaten in seinem selbstgewählten hohen Beruf veranlaßt und verdient, daß ihn das Volk „den Menschenretter" nennt — ein Titel, den kein Fürst verleihen kann, denn die höchsten Würden der Menschheit verleihen stets nur die That und das Volk.

Cornelis Dito, dessen Bildniß von kunstgeübter Hand in seiner Heimath gezeichnet und der Gartenlaube zum Zwecke der Veröffentlichung eingesandt wurde, erwirbt sich seinen Lebensbedarf als einer der fleißigsten sogenannten Sloeperleute, jener kühnen Schiffer, die auf ihren Nußschalen von Booten ankommenden Schiffen oft weit in die See entgegenfahren, um ihnen ihre Dienste anzubieten. Eine solche Fahrt wäre in diesem Sommer beinahe seine letzte gewesen.

Es war am 3. Juli d. J., wo Cornelis Dito mit drei anderen Sloeperleuten auf seinen Erwerb in See ging. Sie hatten sich mit der Sonne aufgemacht und kreuzten so weit draußen, daß sie nur durch das Fernrohr wie ein schwarzes Pünktchen über den ruhigen Wellen zu erkennen waren. Ihr Harren war jedoch vergeblich. Mit fröhlichem Gesang wandten sie endlich das Steuer heimwärts, während ein Sturm seinen Anzug verkündete. Mit kräftigem Ruderschlage die Wogen theilend waren sie bald nur noch etwa eine Drittelstunde vom Strande entfernt, als plötzlich auf der Höhe der Pettener Dünen eine Windhose sie überfiel und ihr Boot umschlug. Als vier gute Schwimmer gewannen zwar die Männer ihr Boot bald wieder und klammerten sich auf dem Rücken desselben fest, aber nun schwebten sie fortwährend in der Gefahr, von den wachsenden Wellen fortgespült zu werden. Auch die Hoffnung, einem vorübersegelnden Schiffe in Sicht zu kommen, wollte nicht in Erfüllung gehen, während Sturm und Gefahr mit jedem Augenblick zunahmen. Da entschloß Cornelis Dito sich, für seine Gefährten die Hülfe, die ihnen zur See nicht kommen wollte, selbst vom Lande zu holen; er wollte trotz der weiten Entfernung von mehr als zweitausend Metres hinüberschwimmen, um mit einem Rettungsboot zurückzukehren. Seine Gefährten waren seine liebsten Freunde und waren, wie er selbst, Familienväter; da drängte ihn doppelt sein Beruf, sich und sie zu retten. Trotz alles Abmahnens ließ einer der Drei, J. Kuiper hieß er, sich nicht abhalten, den Cornelis auf seiner strengen Tour zu begleiten. An den Kiel des Boots festangeklammert blieben die beiden Andern allein in der Wasserwüste zurück. Aber auch Kuiper sollte das Land nicht erreichen. Obwohl zur selben Zeit, wo beide Freunde in der Fluth sich vorwärts arbeiteten, das Meer ruhiger wurde, so stand ihnen doch noch ein schweres Hinderniß entgegen: die der Küste entlang ziehende heftige Strömung. Cornelis Dito besiegte auch dieses Hinderniß, allein Kuiper's Kraft war gebrochen, als er den neuen Wogenkampf beginnen sollte; er versank in die Fluth zum Nimmerwiederkehren. Trostlos über den Verlust des liebsten Genossen erklomm Cornelis den Wall, aber den Schmerz und die Sorge für sich selbst niederdrückend eilt er zum Dorfe Petten, ruft die Männer zur Hülfe auf, das Rettungsboot rollt in die See und hinaus geht's zu den in Todesnoth an dem schwarzen Bauch ihres Bootes Hängenden. Die Hülfe kam noch zu rechter Zeit, Beide waren gerettet.

Der Tod des armen Kuiper, die Hülflosigkeit seiner Familie und die reine edle That Cornelis Dito's erregten die Theilnahme des Volks nicht nur von Nordholland, sondern in den ganzen Niederlanden. Jener Doppelfall von Unglück und Glück gab die Veranlassung, nicht blos für die armen Verlassenen zu sammeln, sondern auch eine Stiftung zu begründen, die den braven muthigen Männern, welche so oft ihr Leben für Andere wagen, wenigstens die beruhigende Sicherheit in's Herz legen soll, daß ihre Lieben nicht in Noth versinken, wenn sie selbst einst in ihrem Berufe untergehen sollten. Zu diesem guten Zwecke ist der Wohlthätigkeitstrieb mit all' seinen anregenden Mitteln im holländischen Volke thätig, und wenn auch in den Nachbarvölkern die Theilnahme dafür durch diese Erzählung von dem Menschenretter Cornelis Dito sich werkthätig erweisen wollte, so würde das dankbar begrüßt werden in ganz Holland und an dem Strande von de Helder noch manche Thräne trocknen helfen.

Vom Vater Zschokke.

Von Friedrich Rüsperli.

(Schluß.)

Im Reisen fand Vater Zschokke, wie bereits bemerkt worden, eines der vorzüglichsten Bildungsmittel für Körper, Gemüth und Geist seiner Söhne, und es ist wiederholt vorgekommen, daß in volkreichen Gassen einer ausländischen Stadt ein junger Zschokke einherwandelte, dann wie festgebannt stehen blieb und sich nach allen Seiten umsah. Er hatte den heimathlichen „Bubenpfiff“ vernommen, bestehend aus zwei kurzen und einem um einige Töne tieferen, längeren Stoß der Luft aus dem Munde, und richtig, da eilte ein Bruder unverhofft auf ihn zu, der, wie er, auf Reisen war. Zu diesen Reisen wurden die Knaben von früh auf angeleitet, indem man sie zuerst ganz kleine und dann immer weitere Wanderungen unternehmen ließ, zuerst hinaus in die „neue Vorstadt“, zu Sauerländers, dann zum Großvater nach Kirchberg, dann in's Frickthal zu einem befreundeten Bekannten &c. Natürlich fehlte es dabei an Abenteuern nicht, die dann jedesmal, wenn sie daheim wieder erzählt wurden, das liebende Elternpaar überglücklich machten. So kam einst einer der Knaben, welchen man zu Herrn Sauerländer hatte schicken wollen, zurück und theilte mit, er habe nicht in die neue Vorstadt gelangen können, weil an einer Stelle die Gasse versperrt gewesen. „Wodurch?“ wurde gefragt, und der Knabe antwortete: „Durch den Schatten!“ Der Vater hatte ihm nämlich unmittelbar vor dem Aussenden die Haare abgeschnitten und ihm dann auf die Reise die Ermahnung mitgegeben, er solle, um sich nicht etwa zu erkälten, nur im Sonnenschein gehen. Weil nun an einer Stelle der Gasse die Sonne nicht hinscheinen konnte, war der gewissenhafte Knabe wieder umgekehrt.

Um seine Knaben noch auf einem andern Wege der Naturwissenschaft zuzuführen, ließ Zschokke es geschehen, daß sie an den Sonntagabenden, namentlich im Winter, oft mehrere gleichgesinnte Bekannte um sich versammelten, um selbstthätig unter dem Namen „Verein der jungen Naturfreunde“ einander schriftliche Arbeiten über Naturgegenstände vorzutragen und dieselben mündlich zu verhandeln. Ein handschriftlich angefertigtes Wochenblatt „der Blumenhaldner“, jeweilen von einem der Söhne verfaßt und zusammengeschrieben aus Eingaben, welche von den Brüdern herrührten, theilte die Neuigkeiten, die sich im Hause zugetragen, allwöchentlich mit und wurde am Sonntag im Kreise der Familie vorgelesen. Mitunter betheiligte sich auch die Mutter durch Einsendungen dabei. Ein Wörterbuch, enthaltend alle Personen und denkwürdigen Dinge des Hauses, unter Beifügung der angemessenen beschreibenden oder geschichtlichen Bemerkungen, sowie eine Karte, die Umgebungen Aarans darstellend, versehen mit der Andeutung der Fundorte von Mineralien und Pflanzen, wurden begonnen, leider aber nicht vollendet.

Vater Zschokke liebte seine Kinder alle mit der nämlichen Herzensinnigkeit, ohne eines zu bevorzugen. Auf seinen zweitältesten Sohn Emil, nun ersten Pfarrer in Aarau, gründete er indessen die meisten Hoffnungen, bezüglich einstiger Wirksamkeit des Mannes. Wiederholt hat er in seinem Unterricht über „mündlichen Vortrag“ sich an den Knaben gewendet: „Emil, ich habe Euch nun auseinandergesetzt, wie der besprochene Gegenstand in einer öffentlichen Rede zu behandeln wäre. Begieb Dich jetzt für einige Augenblicke in's Nebenzimmer, überlege Dir, wie Du über die Sache sprechen wollest, dann komme und halte Deinen Vortrag!“ Wir alle Andern mußten, wenn Emil des Vaters Wunsch erfüllt hatte, bekennen: „Das könnten wir nicht!“

Emil, der, wie bemerkt, eine natürliche Gabe zum Redner hatte, behauptete als Knabe oft: „Entweder will ich Schauspieler werden, oder Pfarrer.“ Der Vater leitete den Entschluß des Kleinen dem letztgenannten Ziele zu. Leider erlebte er es aber nicht, daß dieser, sein Sohn, Pfarrer des Cantonshauptortes wurde.

Vater Zschokke hielt darauf, daß wir mitunter Komödie spielten. Wir mußten dabei zuweilen einen bekannten Gegenstand, z. B. den Tellenschuß, aus dem Stegreif aufführen. Jeder folgende Spieler hatte sich dabei auf die oft unvermuthete Wendung seines Vorredners bereit zu halten und einzurichten, damit das Stück so viel wie möglich ein abgerundetes Ganzes abgebe. Einst konnte

der Vater seine Nanny kaum beschwichtigen, als sie dem Spiele eines der Knaben entnehmen wollte, derselbe müsse ein besonderes Geschick zum Lügner und Spitzbuben haben.

Man hat Vater Zschokke von mehrern Seiten getadelt, daß er jeden seiner Söhne während der Schulzeit in den Freistunden bei einem Meister förmlich ein Handwerk habe erlernen lassen. Bei den beiden Aeltesten that er es auch wirklich (Klempner und Zinngießer); warum er bei den Jüngern davon abging, ist uns nicht bekannt. —

Der Weihnachtstag war höchstes Familienfest, wo Jedes nach Alter, Neigung und Bedürfniß reichlich beschenkt wurde. Am Osterfest war die treue Mutter namentlich darauf bedacht, die Ihrigen mit den buntesten Eiern zu erfreuen. Daneben erhielt am Geburtstage Jedes seinen Kranz, seinen Kuchen und kleine Angebinde von Eltern und Geschwistern. An des Vaters Geburtstage, am 22. März, durften Schneeglöcklein im Krystallglase nie fehlen. Diesen seinen Geburtstag pflegte er gern mit einer That zu bezeichnen, die am Lebensweg wie ein Denkstein stehen sollte.

Vater Zschokke liebte es, gewisse Uebungen im Haus Jahr um Jahr regelmäßig wiederkehren zu lassen. So führte er die Seinen, nachdem er die Lichter am Weihnachtsbaum angezündet, Jahr um Jahr mit dem nämlichen langgedehnten Oh! in das festlich geschmückte Speisezimmer ein. Jahr um Jahr wurden die Vorfenster an des Vaters Geburtstage beseitigt und die Gartenbänke hinaus auf die Schattenplätze um das Haus geschafft &c.

Auch die Tages- und Wochenordnung war stets die nämliche. Die fünfte Morgenstunde fand den Vater, im Sommer und Winter, schon am Schreibtisch in seinem Studirzimmer. Um sechs Uhr, wie im Sommer so im Winter, wurde das Frühstück aufgetragen. Dem Vater brachte die Mutter den Kaffee auf's Zimmer. Er trank denselben, während er schrieb und ein Pfeifchen rauchte, in langen Zwischenräumen. Nach vier Stunden erhielten die Buben das „Zehnibrod" und dem Vater brachte die Mutter eine Erfrischung, die gewöhnlich aus einem Butterbrod und einem Glas Wein oder einem Spitzgläschen voll Kirschenwasser bestand. Nachdem er sein Büchlein „Branntweinpest" geschrieben, durfte das „Chrisiwasser" aber nicht mehr auftreten. Einer der Söhne wurde dann zu Herrn Sauerländer, auf die Post und in's Schlachthaus gesendet, Zeitungen, Briefe und Fleisch zu holen. Um zwölf Uhr stellten sich die Kinder beim Vater ein und empfingen seinen Unterricht bis zwei Uhr. Darauf ging's zum Mittagessen. Der Nachmittag war frei. Da las der Vater die Zeitungen, hielt sich, wenn's die Witterung erlaubte, mit den Seinen im Garten auf und empfing hier seine Besuche. Des Morgens nahm er solche nicht gern an. Die Frau mußte dabei entscheiden, ob der Vater bei der Arbeit dürfe gestört werden oder nicht. Trat man dann in das Heiligthum seines Arbeitszimmers, in dem, neben höchster Einfachheit, die größte Ordnung und Reinlichkeit herrschte, ein, so legte er die Feder nieder, sah den Kommenden ein paar Minuten schweigend an, rieb sich die Augen, als ob er aus einem Traum erwachen müsse, ließ sich hierauf die Wünsche, die man hegte, vortragen und ging dann in die Sache ein. Jeder wurde übrigens von Zschokke freundlich und mit voller Hingabe aufgenommen, der schlichte Landmann, der ihn fragen wollte, wohin der Weg nach Amerika gehe, wie der Fürst, der kam, ihm seine schriftlichen Arbeiten zu überbringen, mit der Bitte, ihnen die letzte Feile anzulegen.

Des Abends um sechs Uhr wurde, zur Sommerszeit im Garten, von der Familie der Kaffee genossen; dem Vater brachte man eine Flasche Wein, aus der er ein paar Gläser trank, und ein Stück Braten oder Wurst. Ein „Schweinerippeli" zog er Allem vor. Am Sonntag besuchte der Eine oder der Andere aus dem Hause den Morgengottesdienst beim reformirten oder beim katholischen Pfarrer. Dann brach Groß und Klein nach Kirchberg auf, wo beim Großvater zu Mittag gegessen und die Reize eines süßen Nichtsthuns genossen wurden. Um neun Uhr ging regelmäßig Alles zu Bette.

Selbst in den männlichen Jahren entzogen sich die Söhne dem Gehorsam gegen den Vater nicht und handelten kindlich treu nach seinen Grundsätzen. Dafür zeugt folgende Begebenheit. Als am Sonntag, den 21. August 1831, die Nachricht in Aarau eintraf, es hätten die Stadtbaseler einen bewaffneten Ausfall gegen das Landvolk unternommen, es sei Bürgerblut geflossen und das Städtchen Liestal sei in Brand versetzt worden, war eben der Vater nicht daheim, sondern nur die Mutter saß im Garten der Blumenhalde und erzählte einem Besucher unter Thränen die Einzelnheiten des Unglücks. Da kam einer der Söhne aus der Stadt dahergestürzt und erklärte: „Mutter, ich eile nach M. zu F., der soll den Landsturm ergehen lassen, dem Landvolk zur Hülfe."

„Mein Kind," sagt die Mutter, „thue das nicht; wäre der Vater daheim — Du weißt's, daß er den Aufbruch ungeordneter Volkshaufen verdammt —, er würde Dir auch von Deinem Vorhaben abrathen."

„Du hast Recht, Mutter!" entgegnete der Sohn. „Aber daheim kann ich nicht bleiben. Was soll ich machen? Ich weiß es! Mit meinem chirurgischen Bestecke eile ich nach Liestal, den Verwundeten mit meiner Kunst beizuspringen!"

„Das thue, mein Kind, das wird der Vater nicht misbilligen!"

So zog, mit Einbruch der Nacht, der Sohn fort, von einem einzigen Begleiter gefolgt, durch das Juragebirg und die im Aufruhr begriffenen Dorfschaften, und kam in den ersten Morgenstunden des folgenden Tages zu Liestal an, wo er mehreren Verwundeten Hülfe bringen konnte.

In Aarau machte Vater Zschokke selten Besuche. In frühern Jahren freilich speiste er jeden Sonnabend bei Rudolf Meier zu Mittag. Am Montag Abend war er regelmäßig in der Sitzung der „Gesellschaft für vaterländische Cultur" zu finden; nie aber im Kaffee- oder Wirthshaus. Seine Erholung fand er im Kreis seiner Familie, der überhaupt Jedem den höchsten geselligen Genuß darbot. Wenn aber ein Verein tagte, der seinem geistigen Streben entsprach, dann war er mit ganzer Seele dabei, ließ sein Wort belehrend, warnend, begeisternd walten und bewies sich an der Tafel als der Heiterste und Unterhaltendste, wofür unter Andern seine Lieder zeugen, die er auf die Jahres- und Festversammlungen der Culturgesellschaft im Bade Schinznach gedichtet hat.

Von Biberstein zog Zschokke im Jahre 1807, um der Buchdruckerei des Herrn Sauerländer näher zu sein, nach Aarau, wo er auf dem „Rain" ein Haus kaufte mit einem Garten und einem „Gütli" dahinter. Dann, als ihn ein „kleiner Goldregen" überraschte, Geldsummen, schon seit den Revolutionsjahren verloren geschätzt, z. B. der von der Baseler Regierungsstatthalterschaft noch rückständige Gehalt, baute er sich seine „Blumenhalde" auf, ein Landhaus in der Nähe von Aarau, am linken Ufer der Aare, mit weiter Aussicht bis hinaus auf die Schneehäupter der Alpen.

Wie Zschokke's Vermögensverhältnisse waren, wissen wir nicht, weil davon in der Familie nie geredet wurde. Wenn man aber bedenkt, daß dessen Vater ein „wohlbemittelter Bürger" war, der während des siebenjährigen Krieges durch bedeutende Tuchlieferungen für die preußische Armee sich ansehnliches Vermögen erworben; daß der Sohn in Beamtungen, namentlich aber durch seine schriftstellerischen Arbeiten, sich guter und nachhaltiger Einnahmsquellen erfreut haben mag, während er und die Seinen höchst einfach lebten: so darf angenommen werden, daß er sich in blühenden Vermögensumständen befand. Ist doch aufgezeichnet, wie er auf mehr als siebenzehntausend Franken Verzicht leisten konnte, um nicht zwei rechtschaffene Familien in's Verderben zu stürzen. Auch auf sein Amt als Forstinspector, das einzige, das ihm damals einen Gehalt abwarf, verzichtete er freiwillig, als die unfreisinnige Regierung des Aargaus ihm andeutete, es schicke sich für ihn als einen ihrer Beamten nicht, sie im Schweizerboten zu kritisiren.

Zschokke wirkte auf seine Zeit und die Nachwelt durch verschiedene Hebel, deren Stützpunkt stets die Heiterkeit seines Gemüths und seine ausgezeichnete und werkthätige Menschenliebe waren. Er wirkte durch seinen persönlichen Umgang im Kreis der Familie, im Rathssaal (sein letztes Wirken bestand hier in der Theilnahme an der Aufhebung der Klöster des Aargaus) und gegenüber einer großen Anzahl von Besuchern aus allen Ländern und Ständen, namentlich auch als Lehrer; ferner durch einen ausgedehnten Briefwechsel, durch seine Schriften, von denen mehrere in die verschiedensten Sprachen übersetzt worden sind, endlich durch seine Stiftungen.

Die Schriften, welche er verfaßte, sind bekanntlich theils geschichtlichen Inhalts (bairische Geschichte, Schweizergeschichte u. a.), theils enthalten sie Gegenstände der Volkswirthschaft (Gebirgsförster, Goldmacherdorf u. a.), theils Dichtungen (eine lange Reihe von Novellen). Sein Hauptwerk aber bleiben „Die Stunden der Andacht", dieses Evangelium der Neuzeit, geschrieben Leidenden zum Troste,

Irrenden zum Wiederfinden eines Weges, hadernden Kirchen zur Versöhnung miteinander und Allen zur Stärkung durch das Jesuwort. Den Schluß seiner Werke bildet die „Selbstschau", die er in seinem siebenzigsten Jahre vollendete. Sie enthält eine Naturgeschichte seines Gemüthes und eine Entwickelungsgeschichte seines Geistes.

Zu den Stiftungen, die von Vater Zschokke ausgingen, gehören die Freimaurerbauhütte zur Brudertreue in Aarau, die Gesellschaft für vaterländische Cultur des Aargaus, der „Lehrverein" zu Aarau, die Gewerbschule daselbst, zu der zwei dortige begüterte Fabrikanten das Geld und Zschokke den geistigen Grund gelegt; ferner die Taubstummenanstalt ebenda und die Pestalozzi-Anstalt in Olsberg. Ferner war er es, welcher eine vernunftgemäßere Bewirthschaftung der Forsten des Cantons anbahnte. Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann, wie Heinrich Zschokke, der mit gewaltiger Wucht des Witzes und überzeugender Wahrheit in manches Vorurtheil und Lebensverhältniß der Staaten, Kirchen, Familien und Gemüther eingriff, wenn auch immerhin vom Wunsche beseelt, als wahrer Geistesjünger zu segnen, neben treuen und begeisterten Freunden und Verehrern, auch von Gegnern, ja Feinden in großer Zahl, in Nähe und Ferne umgeben war. Aber er bewies sich als Einen, der nicht wieder schalt, da er gescholten wurde, nicht drohte, da er litt; er stellte es Dem anheim, der recht richtet.

Mit Unwillen äußerte er sich einst gegen uns über ein einflußreiches Mitglied des großen Rathes, an das er sich bei einer Wahl mit der Frage gewendet, wer unter den ihm selber unbekannten Bewerbern der empfehlenswertheste sei, als sich nachher, bei Eröffnung der Stimmzettel, zeigte, daß er, Zschokke, jenem Bewerber einzig und allein die Stimme gegeben und also nicht einmal der, welcher ihm denselben empfohlen hatte.

Die Ansichten Zschokke's über Gesetzgebung und Staatsregierung sagten nicht Allen zu. Seine vorurtheilslose Selbstständigkeit war Manchem zuwider. Aus diesem Grunde scheint er neben seinem Freunde, Pfarrer Vok, nachmaligem Domdekan des Bischofs von Basel in Solothurn, nie in den aargauischen Cantonsschulrath gekommen zu sein, damit sie Beide nicht zu einflußreich würden.

Ein Freund Zschokke's hatte im Laufe der Zeiten seine freisinnigen Ansichten zu verleugnen angefangen und als Mitglied einer Cantonsregierung sich als Gegner der Preßfreiheit bewiesen. Als nun deshalb diesen Mann der öffentliche Tadel traf, wollte er sich in dem Schweizerboten rechtfertigen und als eine unentwegte Stütze der freien Presse darstellen. Zschokke warnte ihn und erbot sich, einige Aenderungen an dem Entwurfe der Rechtfertigung eintreten zu lassen. Das wollte der Verfasser durchaus nicht zugeben und verlangte eine wörtliche Aufnahme seines Aufsatzes. Zschokke sagte ihm dieselbe endlich zu mit dem Nachweis der Nothwendigkeit, in einem folgenden Stück des Schweizerboten einen Gegenaufsatz erscheinen lassen zu müssen. An der Hand von unwiderleglichen Thatsachen geschah dann auch das Letztere, und für den Herrn Regierungsrath wurde der letzte Schaden größer, als der erste gewesen. Daß von da an die Freundschaft erkaltete, ist begreiflich.

Als bei der Neugestaltung der Dinge im Aargau (im Jahre 1830) die aristokratischen Staatsformen und Männer freisinnigern Grundsätzen und Persönlichkeiten weichen sollten, wurde ein Verfassungsrath gewählt und Zschokke zu dessen Vicepräsidenten auserschen. Weil nun der Präsident nicht im Fall war, eine größere berathende Versammlung zu leiten, mußte Zschokke dessen Stelle einnehmen. Das sollte nicht sein. Zschokke erhielt demnach eine unterschriftslose Warnung, er möchte sich den Sitzungen des Verfassungsrathes entziehen, denn es seien Dolche gegen ihn in Bereitschaft. Vater Zschokke sah die Grundlosigkeit dieser Angabe ein und besuchte nach wie vor die Rathsversammlungen. Höchstens ließ er sich etwa von einem der Söhne begleiten.

Auf einem andern Wege gelangten seine Gegner indessen doch zum Ziele. Sie bewirkten, daß die Mehrheit des Verfassungsrathes in das Grundgesetz des Cantons die Bestimmung aufnahm: es dürfe kein Staatsamt an einen Solchen vergeben werden, der nicht geborener Schweizerbürger sei. Zschokke nahm darauf hin sofort seine Entlassung und ließ sich von seinem Entschlusse, auf dem Austritte zu beharren, nicht wieder abbringen, trotzdem, daß jene ihn verletzende Bestimmung in der nächsten Sitzung wieder beseitigt wurde.

Noch lange Jahre nach seinem Tode mußten Zschokke's Söhne gegen einen argen Verleumder im Auslande gerichtlich einschreiten, um das Andenken des theuren Vaters rein zu erhalten. Der leichtfertige Mensch konnte sich dabei nur auf Hörensagen berufen, ohne Personen nennen zu können. Selbstverständlich wurde er verurtheilt, des Verewigten angetastete Ehre wieder herzustellen. Stille Heiterkeit aber verbreitete sich jedesmal über das Gemüth unsers Lehrers, wenn er erfuhr, daß dieser oder jener Geistliche, der sich vergessen konnte, ihn in Schrift und Wort zu verunglimpfen, immer wieder zu den „Stunden der Andacht" seine Zuflucht nahm, um für seine Vorträge Stoff wie Form zu gewinnen. —

Körperlich überragte er kaum das mittlere Maß, aber sein Gliederbau war fest und kräftig. Mit dem ziemlich raschen Fuß, dessen Zehen, wie beim Krieger, stark nach außen gerichtet waren, trat er fest auf. Ueber den breiten Schultern ruhte das Haupt mit breitem Gesicht und blühenden Wangen. Langsam und ruhig, deutlich, stets in gewählter Ausdrucksweise und nicht lauter, als nöthig war, sprach er im gewöhnlichen Verkehr, wie auf öffentlicher Rednerbühne und begleitete seine Worte mit einem naturgemäßen, einfachen und würdigen Geberdenspiele, mit einem sichern, furchtlosen Wesen, welches dem Gefühl körperlicher Stärke und Gewandtheit ebensosehr wie dem Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit und redlichen Strebens entstammte.. In Beziehung auf seine Kleidung hielt er sich weniger an die Mode, als an Bequemlichkeit und Reinlichkeit. Oft machte er uns auf die Abgegriffenheit seines Hutes aufmerksam, sagend: „So ist's in Freistaaten, wo Jeder dem Andern gleichsteht. Den Hut muß man fast mehr in der Hand, als auf dem Kopfe haben."

„Er trat froh in Gott und überall in ihm und mit ihm zum Lebenswinter ein, jenseits dessen ihn kein Frühling mehr auf diesem Erdsterne erwartete. Er bereute nicht, gelebt zu haben." Des Geistes ungeschwächte Gesundheit fing an zu wanken im Jahre 1843. Im Winter von 1847 auf 48 und während des darauffolgenden Frühlings mußte er, zwar schmerzlos und nur in Folge großer Schwäche, die meiste Zeit im Bett zubringen. Doch blieb ihm auch jetzt noch die Heiterkeit des Gemüthes ungetrübt, wie die Schärfe des Gehörs und der Sehkraft, gleicherweise seine geistige Frische wohl erhalten. Schriftstellerische Arbeiten und der Briefwechsel mit Freunden unterblieben nicht; mit lichtvoller Klarheit sprach er zu den Seinen noch in den letzten Tagen von seinen religiösen Ueberzeugungen. Freundlich mit Wort und Hand, begrüßte er am Morgen des Todes, am 27. Juni 1848, die um das Lager sich versammelnden Seinigen und entschlummerte allmählich Schlag zehn Uhr in einem Alter von mehr als siebenundsiebenzig Jahren. Groß war die Zahl derer, die ihm am 30. Juni zum Grabe folgten. Voran schritten die Zöglinge der Taubstummen-Anstalt. Den Sarg deckte, nach seinem Wunsche, der Eichenkranz, den ihm einst, im Jahre 1828, Freunde zu Frankfurt a. M. gewunden.

Sein Grab im „Rosengarten" zu Aarau deckt ein roher, unbehauener Marmorblock von schwarzer Farbe, um anzudeuten: es traure die nach höherem Lichte der Erkenntniß sehnsüchtig aufblickende Menschheit über seinem Staube.

Seine Nanny überlebte den Tod ihres Gatten beinahe zehn volle Jahre, rastlos den Sorgen um Kinder und Enkel obliegend. Wie die Biene, beladen mit der Bürde ihres Fleißes, in der Nähe ihrer Wohnung ermattet zu Boden sinken kann, so sank auch sie am 10. Februar 1858 von Aarau heimkehrend und am Hügel emporsteigend, in der Nähe der Blumenhalde kraftlos hin, raffte sich nach längerer Zeit wieder auf, schleppte sich heim und legte sich zu Bette. Als aber ihr Hochzeitstag (25. Februar) graute und sie die Todesstunde näher kommen fühlte, sagte sie: „Nun kann mich denn heute der Papa wieder als seine Braut empfangen!" Hierauf an die Söhne gewendet: „Die eine Hälfte von Euch lasse ich noch auf der Welt zurück, die andere Hälfte finde ich dort oben wieder. O, wie freue ich mich, sie zu sehen!"

Um eilf Uhr, in der Stunde der Trauung, brach ihr Auge und die Glorie der Vollendung verbreitete sich über ihr entschlummertes Antlitz.

Das Rauhe Haus.*

Ein Charakterbild aus dem Reiche der innern Mission.

I.

Der ehemalige Candidat der Theologie, jetzige preußische Oberregierungsrath Wichern rief vor einigen dreißig Jahren den Hamburger Reichthum an zu Gunsten der armen Jugend, die in den berüchtigten Gängen und Höfen der Großstadt in leiblichem und geistigem Elend zum Laster heranreift. Sein Ruf fand Gehör, und auf Grund einer Schenkung von sechs Scheffelsaat Land und eines Legats von sechs oder sieben Tausend Thalern begann die Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder unter Wichern's Leitung ihre Thätigkeit. So entstand das vielbesprochene, berüchtigte und berühmte Rauhe Haus in Horn bei Hamburg.

Jedoch nur einen Antheil an der Existenz des Rauhen Hauses hat die vielbewährte hamburgische Philanthropie. Mitgewirkt hat dabei ein anderer Factor — der positive Glaube. Ja, dieser Factor spielt für den Bestand der Anstalt heute jedenfalls die Hauptrolle. Wie Herr Wichern die Kinder retten wollte nach einer bestimmten Methode, durch eine streng religiöse Erziehung, durch die Erziehung im specifisch christlichen evangelischen Glauben, so recrutirten sich auch die Gönner und Unterstützer seines Unternehmens schon von vornherein vorzugsweise aus den Kreisen der ihm gleichgesinnten Gläubigen. Solche Gläubige hat das genußfrohe, weltlich gesinnte, dogmatischen Subtilitäten abholde Hamburg nicht gar zu viele; aber rasch wandte sich dafür auch die sympathische, hülfebereite Aufmerksamkeit der glaubenseifrigen Partei in Deutschland auf das junge Institut. Die Verbindung des Rauhen Hauses mit dieser Partei mochte die Hamburger Philanthropie stutzig machen, was that's? — in jener Verbindung erweiterten sich die Ziele und vergrößerten sich die Mittel. Aus der Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder wurde nach und nach ein Complex von Instituten, die sammt und sonders einer scharf markirten, nicht nur für Hamburg und Deutschland, sondern für die ganze evangelisch-christliche Welt berechneten Propaganda dienen.

Diese kosmopolitische Tendenz und Wirksamkeit der auf kleinstaatlichem Grunde erwachsenen Anstalt wird es rechtfertigen, wenn ein kosmopolitisches Journal wie die Gartenlaube Notiz von ihr nimmt und mir gestattet das Institut zu schildern.

An einem Nachmittage, zu Anfang Juli, wanderte ich nach dem Dorfe, Flecken, oder richtiger gesagt nach der Vorstadt, Horn hinaus. Ein Hügelland, die Abdachung der Geest zur Marsch, erstreckt sich von Hamburg stundenweit nach Osten. Dieser Saum, mit Häusern besetzt, bildet die Vorstadt Hamm, dem sich Horn dicht anschließt. Hat man die Hamburg zunächst gelegene Vorstadt St. Georg passirt, so führt eine Hauptstraße am Fuße jener Abdachung, eine zweite oben auf der Höhe hin; zwischen beiden Straßen an dem Hange selbst liegen die hübschen Hammer und Horner Häuser und Villen mit ihren Gärten, mitten unter ihnen, reichlich Fünfviertel Stunde von Hamburg, die Colonie des Rauhen Hauses.

Ich war die untere Straße entlang gegangen und trat durch ein offen stehendes hölzernes Pförtchen auf das von lebendigen Hecken umrahmte Gebiet der Colonie. Auf meine Mittheilung, daß Jemand da sei, der die Anstalt sehen wolle, ward mir dann ein ferner gelegenes Haus bezeichnet, wohin ich mich zu wenden habe, und ein Knabe lief vorauf, mich anzukündigen.

Nicht lange, so kam ein junger Mann, der sich mir als Führer vorstellte. Er war, wie ich nachher im Gespräche mit ihm erfuhr, ein Candidat der Theologie aus der Pfalz, einer der sechs sogenannten „Oberhelfer“, welche unter des Generals Wichern und des Vicegenerals Rhiem Leitung den theologischen Generalstab der Anstalt bilden.

Wir begannen den Rundgang mit der Capelle oder dem Betsaal. Es ist das ein größeres Gebäude, das ungefähr in der Mitte der nördlichen Front des Gartens, hart an der auf der Höhe hinlaufenden Straße, liegt. Schmale Bänke ohne Lehne stehen wohlgeordnet rechts und links in dem oblongen Raum, zu dem eine Art Vorhalle führt; in gemessenen Zwischenräumen liegt darauf je ein ziemlich abgegriffenes Buch, es ist das Gesangbuch der Zöglinge, von Bunsen zusammengestellt, vom Rauhen Hause verlegt. An den Wänden laufen Bänke hin für die Brüder; im Hintergrunde sind die Plätze der Oberhelfer. In der Vorhalle finden wir neben Bildern aus der „heiligen Geschichte“ das Portrait des Dr. Sieveking, der im Jahre 1833 der Anstalt die sechs Scheffel Land schenkte, und das Portrait von Wichern's Mutter. Mein Führer erläuterte, die Verstorbene habe sich sehr eifrig und aufopfernd der Zöglinge angenommen. Nachher erfuhr ich, daß auch noch andere Glieder der Wichern'schen Familie mit der Anstalt verknüpft sind. Seine Tochter ist an den Vorsteher des vom Rauhen Hause betriebenen Verlagsgeschäfts verheirathet; seine Schwester folgte einem Mitgliede der Brüderanstalt in's Ausland.

Der Betsaal ist nicht nur seiner Lage nach der Mittelpunkt der Anstalt. Er ist überhaupt das Centrum, um welches sich das Leben der Colonie in strenger Regelmäßigkeit bewegt. Jeden Morgen um sieben ein halb Uhr versammelt man sich hier, um Andachtsübungen zu verrichten, die Zöglinge mit der Bibel in der Hand, auf eine Viertel-, eine halbe oder eine ganze Stunde. Abends um acht Uhr finden eben solche Andachtsübungen statt. Am Sonntag sind besondere Stunden der Erbauung im Betsaal; außerdem wird die nahgelegene Kirche in Hamm besucht. In der Advents- und Fastenzeit kommt zur Morgen- und Abendandacht noch eine Mittagsandacht.

Vom Betsaal führte mich der Oberhelfer zunächst in den westlichen Theil der Anlagen. „Hier,“ sagte er vor einem niedrigen Häuschen stehen bleibend, „hier wohnt eine unserer Knabenfamilien, das Haus heißt die ‚Fischerhütte‘.“ Der Name kommt von einem Wassertümpel, der nahe dabei liegt, wie denn jede der für die Knaben der Rettungsanstalt bestimmten meist in Schweizerstyl erbauten Wohnungen der bequemeren Unterscheidung halber ihren Namen hat.

Die Rettungs- oder Kinderanstalt, ursprünglich der einzige und noch heute der dem Besucher in die Augen fallendste Zweck des Rauhen Hauses, zählt gegenwärtig etwa hundert Zöglinge, zu zwei Dritttheilen Knaben, zu einem Dritttheil Mädchen, die ersteren in fünf, die letzteren in zwei Abtheilungen getheilt. Jede Abtheilung mit den ihr sich widmenden Erziehern heißt eine Familie. Die Zöglinge sind Kinder von ungefähr zehn bis sechzehn Jahren, großentheils in Hamburg zu Hause, theilweise aber auch aus andern deutschen Staaten gebürtig, Kinder, die von ihren Eltern der Anstalt übergeben, und andere, die ihr von irgend einer Commune überwiesen sind, Kinder, die vor ihrem Eintritt blos einer guten Erziehung entbehrten und in den ersten Stadien der Verwilderung standen, aber auch solche, die bereits wegen verschiedenartiger Vergehen der Polizei in die Hände gefallen waren oder gar Gefängniß- und Zuchthausstrafen verbüßt hatten. Die Anstalt nimmt die Kinder unentgeltlich auf, kleidet sie, nährt sie, unterrichtet sie, ohne daß irgend eine Zahlung dafür beansprucht würde.

Die „Fischerhütte“ wird von etwa zwölf oder vierzehn Knaben, vier Brüdern und einem Oberhelfer bewohnt. Zu ebener Erde befindet sich die gemeinsame Wohn- und Arbeitsstube, ein gemeinsames Schlafzimmer, und ein kleiner Raum zum Waschen und Ankleiden. Eine Treppe hoch unter dem kleinen Ausbau im Dach sind das Wohn- und das Schlafzimmer der Brüder und des Helfers. Am längsten verweilte ich in dem Wohnzimmer der Kinder; das Bücherbret der Knaben fesselte mich. Ich nahm ein Buch nach dem andern heraus; in jedem Fache standen dieselben Werke, und mein Führer bestätigte mir die Vermuthung, daß ich hier das gesammte Unterrichtsmaterial der Rettungsanstalt vor mir habe. Und worin bestand es? Zuerst fiel mir Luther's kleiner Katechismus in die Hände, mit curiosen erläuternden Holzschnitten versehen, im Verlage des Rauhen Hauses erschienen. Dann kam derselbe Katechismus noch einmal, aber ohne Bilder. Ferner: das Hamburgische Gesangbuch; ferner: ein „Geistliches Gesangbüchlein“; ferner: achtzig Kirchenlieder der Regulative. Dann: „Unsere Lieder“, eine Sammlung, die im Verlag des Rauhen Hauses erschienen ist und neben religiösen auch vaterländische und andere weltliche Lieder enthält. Darauf: das Münsterberger Lesebuch. Ferner: ein neues Testament. Endlich: die Bibel.

„Auch die Bibel geben Sie den Kindern in die Hände?“ fragte ich den Helfer.

* Bei der Wichtigkeit dieser Brütanstalt kirchlicher und staatlicher Reaction glauben wir unsere Leser auf den vorstehenden, durchaus auf Wahrheit beruhenden und vollkommen unparteiischen Aufsatz ganz besonders aufmerksam machen zu müssen. D. Red.

„Die Bibel?" sagte er mit einem Tone der Verwunderung, und fuhr dann fort: „Die Bibel ist der Grund und Text alles Unterrichts."

Ich wollte mich nur belehren, hatte nicht die Absicht mich durch eine Discussion stören zu lassen und antwortete dem Helfer also nicht, daß ich die Bibel mit ihren hie und da unsaubern und mit der Moral unserer Zeit in schroffem Widerspruch stehenden Geschichten nicht sehr geeignet hielt zum Handgebrauch für Kinder, zumal für solche, deren Lernbedürftigkeit und Wißbegierde auf so schmale Kost gesetzt sei, wie auf das Münsterberger Lesebuch * im Rauhen Hause.

An der Wand des Wohnzimmers hing ein Blatt, auf dem Bibelsprüche standen, Wochensprüche, ich glaube auch Jahressprüche, die immer und immer wieder hergesagt werden. Sprüche für diesen Zweck berechnet sind zusammengestellt in einem Büchlein, das den Titel führt: „die dreifältige Schnur". Der Stundenplan vervollständigt die Einsicht in das Wesen des Unterrichts. Die Knaben bekommen wöchentlich neun Stunden religiösen (dogmatischen oder geschichtlichen) Unterricht; das Singen, fast lauter religiöser Lieder, muß man hinzurechnen, macht zwölf Stunden. Der Sach- und Sprachunterricht ist mit acht Stunden angesetzt, aber auch der letztere muß sich zum Theil um religiösen Stoff drehen, da die Kinder um anderen Stoff verlegen sein würden. Von Sach- und Sprachunterricht habe ich auf dem Plane für den Sommer nur zwei Stunden „Weltkunde" gefunden und mir erläutern lassen, daß in diesen Stunden Geographie und Botanik getrieben wird. Dem Rechnen sind nur drei Stunden gewidmet; wenn die Fortschritte der Kinder darin von Angestellten des Rauhen Hauses besonders gerühmt werden, so darf man wohl annehmen, daß sie selber die Leistungen in Sach- und Sprachunterricht nicht hoch anschlagen.

Die Zöglinge sind, wie das in Bezug auf ihre Vergangenheit ohne Zweifel nothwendig ist, auch außer den Unterrichtsstunden unter steter Aufsicht. Sie sind nie sich selbst überlassen. Auch in dem übrigen Tagesleben spielt das religiöse Element noch seine Rolle. Mit einem Morgengebet beginnt um fünf Uhr früh der Tag; vor Tische wird gebetet, nach Tische desgleichen, ebenso Mittags und Abends. Am Mittwoch Nachmittag ist eine Plauderstunde unter Leitung eines Bruders anberaumt; ein Capitel aus der Bibel giebt das Material dazu her.

Von der Fischerhütte wendeten wir uns einer Reihe von Gebäuden zu, in welchen die beiden Mädchenfamilien der Rettungsanstalt untergebracht sind und sich die Unterrichtszimmer für die Knaben, Waschküchen der Gesammtanstalt und dergleichen befinden. Die Organisation der Mädchenfamilien ist ähnlich wie die der Knaben, nur leben statt der „Brüder" „Schwestern" mit ihnen zusammen. Ich fand die Schwestern mit ihren Zöglingen im Freien, beschäftigt, Wäsche zum Trocknen aufzuhängen. Viele der Kinder sahen ganz gesund aus und blickten unbefangen um sich her; hier und da leuchtete aus einem Paar kecker Augen freilich ein Weltsinn, von dem ich nicht zu sagen wage, wie er sich mit der religiösen Disciplin und Lehre von Inspector, Helfern, Brüdern und Schwestern verträgt.

In den Oekonomiegebäuden der Anstalt, die wir nun besichtigten, dem Backhaus der Colonie, der großen Halle mit Schneider-, Tischler-, Schuhmacher- und Schmiedewerkstätten zeugte Alles von einer trefflichen Organisation. Im nordwestlichen Winkel des Gartens steht ein stattliches Gebäude, das zu verschiedenen Zwecken dient. Im östlichen Flügel ist die Verlagsbuchhandlung des Rauhen Hauses, ein Buchhändlergeschäft en gros, das Detail- oder Sortimentsgeschäft befindet sich in der Stadt Hamburg, Hahntrapp Nummer fünf. Das Geschäft ist eilf Jahr später, als die Kinderanstalt, durch verzinsliche Capitalien, die von Freunden der Anstalt vorgeschossen wurden, begründet und hat in den einundzwanzig Jahren seines Bestehens einen außerordentlichen Umfang gewonnen. Nicht die Zahl der Verlagsartikel ist so sehr groß, aber die Anzahl der vertriebenen Exemplare muß ungeheuer sein. Die Schriften dienen bekanntlich dem Zwecke der innern Mission; wohlhabende und reiche Mitglieder der letzteren kaufen zumal die kleineren, billigen und populären Broschüren des Verlags und vertheilen sie gratis weiter; außerdem ist die Vertheilung dieser Schriften ein Hauptgeschäft der Stadt- und Landmissionäre; endlich giebt es besondere Colporteure, die mit „guten" Schriften und „guten" Bildern hausiren gehen. Mein Begleiter führte mich auch in diese Räume. Da lagen in Zimmern und Gängen die Verlagsartikel aufgestapelt an den Wänden zu Tausenden. In der Stube, die zugleich zum Comptoir und Laden zu dienen schien, waren auf einem Tische verschiedene Novitäten ausgebreitet: Schillingsbücher, Schriften Wichern's, Broschüren der mecklenburger Fanatiker Kliefoth und Krabbe, wenn ich nicht irre, u. A. Der Novitätentisch ist wohl lediglich berechnet auf die Besucher der Colonie, die aus der Nähe und besonders aus der Ferne in den Sommermonaten in großer Zahl sich einfinden.

In dem mittleren Theile des Gebäudes befindet sich die Brüderanstalt des Rauhen Hauses. Hier ist sehr wenig zu sehen: Hörsäle, Wohnzimmer. Der größte Theil der Brüder wohnt ja auch in den im Garten zerstreut liegenden Familienhäusern der Knaben, oder in dem Pensionate, wovon sogleich die Rede sein wird. Dennoch ist gerade die Brüderanstalt das bemerkenswertheste Institut des Rauhen Hauses. Sie und der Verlag geben dem Hause seinen eigentlichen Charakter. In beiden prägt sich der Geist, der in den Gesammtbestrebungen waltet, am schärfsten aus; der Geist — ich kann ihn hier einstweilen nicht näher bezeichnen, als der Geist der innern Mission. Auch was die Wirksamkeit betrifft, so überragen Brüderanstalt und literarische Propaganda alles Andere weit; das Andere dient ihnen. Nur der ganz oberflächlich in die Anstalt blickende Besucher kann sich täuschen lassen und glauben, die Kinder-Rettungsanstalt sei die Hauptsache oder ein vom Ganzen abzulösendes Institut.

Mein Begleiter-Oberhelfer, der es sonst als wohlgeschulter Cicerone an erläuternden Bemerkungen nicht fehlen ließ, widmete der Brüderanstalt auch nur ein paar Worte. Ich flechte über die Organisation derselben also in der Kürze das Nöthige ein, was aus den Berichten Wichern's und aus der bekannten Broschüre Holtzendorff's, respective der Entgegnung des Bruders Oldenberg erhellt.

Das Wesen der Bruderanstalt des Rauhen Hauses ist mit einem Worte schwer zu definiren. Man hat sie ein Seminar für Sendboten und Jünger der innern Mission genannt; aber man erschöpft damit bei Weitem nicht ihre Bedeutung. Holtzendorf nennt sie einen protestantischen Orden (im Staatsdienst), was die Vertreter des Rauhen Hauses zu einer eifervollen Verwahrung gegen das Wort „Orden" und zu einer sorglichen Hervorhebung der Unterschiede zwischen der Brüderanstalt und katholischen Orden veranlaßt hat. Nun, ein katholischer Orden ist die Brüderschaft allerdings nicht; Holtzendorf hat das aber auch nicht behauptet. Sagen wir, um jedem Wortstreit aus dem Wege zu gehen: die Brüderschaft ist ein Bund, ein Verein, dessen Mitglieder gelobt haben, sich ausschließlich der Arbeit der innern Mission zu widmen, oder eine Genossenschaft, die sich um das Rauhe Haus als ihren Mittelpunkt gesammelt hat, um, wie die „Ordnungen" der Brüderschaft selber in dem Missions-Jargon sagen, „um dem Herrn in seiner evangelischen Kirche und zwar in der evangelischen Kirche Deutschlands zu dienen, damit auch durch ihren Dienst innerer Mission das Reich Gottes in unserm Volke gebaut werde in Kraft seines heiligen Namens und in Erweisung der barmherzigen Liebe, die aus dem Glauben stammt und an welcher der Herr einst die Seinen erkennen wird." Die Mitglieder dieses Bundes bestehen aus Hausbrüdern, Sendbrüdern und Freibrüdern. Die Ersteren sind diejenigen, welche sich im Mutterhause in Horn befinden; Ende 1863 — für 1864 ist noch kein Bericht erschienen — ungefähr vierzig; der Sendbrüder, d. h. der nach auswärts gesandten; waren zu eben dieser Zeit etwa zweihundert und sechszig; die Freibrüder bilden eigentlich eine Kategorie für sich, sie sind eine Art von Ehrenmitgliedern des Bundes, die sich angeschlossen haben, aber in ihrem bürgerlichen Berufe bleiben. Die Organisation des Bundes ist die folgende: An der Spitze der Verwaltung steht eine Section des Verwaltungsrathes des Rauhen Hauses, Vorsitzender Wichern; dies Curatorium führt die Verwaltung und Oberaufsicht über den ganzen Bund. Unter ihm besteht ein Ober-Convict, Ober-Convictmeister Wichern; die Mitglieder desselben heißen „Oberbrüder"; es leitet die Wirksamkeit des ganzen Bundes und erhält die Disciplin in demselben; ein Helferconvict, der besonders die schriftlichen Angelegenheiten der Brüderschaft besorgt, steht ihm zur Seite. Das Gros der Bundesmitglieder ist dann in Convicte getheilt; mehrere Convicte bilden einen Convent. Es giebt geschlossene Convicte, aus Brüdern bestehend, die in einer Anstalt

* Es ist im preußischen Seminar zu Münsterberg verfaßt.

oder sonst nahe beisammen wohnen, und Correspondenz-Convicte, aus Brüdern bestehend, die zerstreut leben. Die Conviete und Convente führen meist biblische Namen; so heißt der Conviet des Königreichs Sachsen Salem, der Convent in Moabit (Berlin), der aus sechs Convicten besteht, Ebenezer, im Rauhen Hause selbst sind die sechs Conviete Bethlehem, Nazareth, Bethel, Cana, Emmaus und Tabor, die den „Convent des Brüderhauses“ bilden. An der Spitze jedes Convicts steht ein Convictmeister, vom Oberconvict eingesetzt; ohne Concession des Oberconvicts kann sich kein Convict bilden und keiner auflösen. Die „geschlossenen“ Convicte versammeln sich regelmäßig zu gewissen Zeiten, mindestens alle sechs Wochen, sonst alle vierzehn Tage. Die Sitzungsprotokolle sendet der Convictmeister an den Bundes-Obersten, Wichern, dieser sie mit seinen Randbemerkungen versehen zurück an den betreffenden Convict. Die Verhandlungen in den Convictversammlungen gelten als Familienangelegenheiten der Brüderschaft; gegen Nichtbrüder darf davon nicht gesprochen werden.

Die sechs Conviete in Horn sind nun zugleich die Pflanzschule des Bundes. Aus jungen Männern zwischen zwanzig und dreißig Jahren, meist dem Handwerker- und Lehrerstande angehörig, natürlich vor allen Dingen vom rechten Glauben beseelt, recrutirt sich der dortige Convent, sobald der Abgang eines Mitgliedes als Sendbruder eine Lücke reißt. Sie werden vom Vorsteher Wichern, vom Inspector Rhiem und von den Oberhelfern unterrichtet und geschult, als Gehülfen der Kinderanstalt ein paar Jahre praktisch ausgebildet, um dann gleichfalls als Lehrer, als Missionäre, als Gefangenwärter, Krankenpfleger, Hausväter und Gehülfen in anderen Rettungshäusern in die Welt zu gehen. Die „Ordnungen“, nach denen Leben und Wirken der Brüder geregelt ist, zeugen sowohl von dem „frommen“ als von dem praktischen Sinne Wichern's, der ohne Zweifel an der Aufstellung dieser Ordnungen den hervorragendsten Antheil hat. Zum täglichen Gebet und täglichen Bibelgebrauch, zur gemeinschaftlichen, periodisch zu wiederholenden Fürbitte für den Erfolg des Bundes und für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden, zum regelmäßigen täglichen Gebrauch der schon erwähnten „dreifältigen Schnur“, zur fleißigen Theilnahme an den sogenannten Gnadenmitteln der Kirche verpflichten sich die Brüder wie für Alles, was ich gleich anführen werde, durch Handschlag und Namensunterschrift, und werden durch Verweis vom Vorsteher Wichern, in zweiter Instanz vom Oberconvict durch Exclusion und Verlust des Anspruchs an die gemeinschaftliche Hülfscasse bestraft. Sie sind in ihrem Missionsberufe je ihren unmittelbar Vorgesetzten, resp. dem Vorsteher zu Gehorsam verpflichtet; Jedem wird bei der Entsendung bekannt gemacht, wann er sich verheirathen kann; will er zur Verlobung schreiten, so hat er dem Vorsteher der Brüderschaft zuvor vertrauliche Anzeige zu machen; Jeder hat die Verbindung mit dem Brüderhause durch Correspondenz mit dem Vorsteher, durch Entrichtung des „Bruderthalers“ an die gemeinschaftliche Hülfscasse, durch Bericht über seine Convictbrüder, wenn diese vielleicht Aergerniß geben und in Gefahr sein sollten, irre zu gehen und zu fallen, an den Vorsteher, durch Ueberwachung und sittliche Förderung der ihm etwa beigegebenen jüngeren Gehülfen, durch Anrufung des Vorstehers in Collisionsfällen, aufrecht zu erhalten; Jeder verpflichtet sich, ohne Consens seiner Vorgesetzten keinerlei fremdes Amt oder Handlung neben dem ihm anvertrauten Berufe zu treiben.

Ob man diese wohl- und festgegliederte Verbindung einen Orden nennen darf? Ich überlasse die Entscheidung dem Leser und fahre in dem Bericht über meine Wanderung fort.

An das Brüderhaus stößt das Pensionat, der westliche Flügel des mehrerwähnten Gebäudes. Hier werden Knaben bemittelter Eltern gegen Kostgeld als Zöglinge aufgenommen. Im Gegensatz zu den Eleven der eigentlichen Rettungsanstalt sind es lauter Fremde, etwa zwanzig, Hamburg hat zu dem gegenwärtigen Bestand keinen einzigen geliefert. Der Oberhelfer sagte mir mit einer gewissen Genugthuung, daß Söhne sehr vornehmer Leute, Kinder von Grafen und Baronen, darunter seien. Ein paar aus Kurland; woher die andern waren, die er nannte, habe ich vergessen. Es sind Knaben, deren Erziehung den Eltern schwierig wurde. Die Einrichtungen im Pensionat sind denen in der Kinderanstalt ähnlich, nur bemerkt man, daß bei aller Einfachheit die Rücksicht auf Sparsamkeit nicht so maßgebend war. Auch der Unterricht ist umfassender, er soll einem Gymnasialunterricht bis zur Secunda (einschließlich) ungefähr gleich stehen. Die Pensionäre unterliegen derselben religiösen Disciplin, wie die Kinder der Rettungsanstalt und werden auch in körperlicher Arbeit geschult.

Wir gingen nun quer durch die Colonie, an im Garten arbeitenden Kindern vorüber, mit denen sich zu unterhalten dem Fremden indeß nicht gestattet ist, vom nordwestlichen Winkel nach dem südöstlichen.

„Ist das Wichern's Wohnung?“ fragte ich, als wir in die Nähe eines schönen, leuchtend weiß angeworfenen Hauses gelangten, auf das ich schon vor meinem Eintritt in die Colonie auf der Horner Straße von einem Vorübergehenden, den ich nach dem Wege fragte, aufmerksam gemacht war.

„Das ist die Wohnung des Herrn Doctor Wichern,“ entgegnete der Oberhelfer; „er lebt im Sommer hier, den Winter über in Berlin.“

„Man darf ja wohl etwas näher treten, um sich die hübsche Villa ein bischen anzusehen?“ sagte ich und bog auf den Weg zu, der in das die Wohnung vollständig umrahmende Gebüsch führte.

„Nein,“ sagte der Oberhelfer eilig, „das Gebäude ist lediglich Privatwohnung, das geht nicht an.“

„Nun,“ erwiderte ich stehen bleibend, „ich beabsichtige auch gar nicht, in die Privatwohnung zu dringen, aber einen Blick aus größerer Nähe auf das Haus zu werfen, wird doch verstattet sein?“

„Ich bedaure, auch der Garten ist Privatgarten,“ sagte der Candidat, „das Haus wie der Garten ist Eigenthum des Herrn Doctor Wichern und liegt zwar hier am Rande der Anstalt, gehört aber derselben nicht.“ *

Also weiter! Ungefähr in der Mitte des Gartens liegt die Druckerei des Rauhen Hauses; abermals ein geräumiges, seinem Zwecke wohl entsprechendes Gebäude. Sie druckt zunächst die Schriften der Verlagsbuchhandlung, nimmt aber auch anderweitige Aufträge an. Sie steht unter einem Factor, und der Gewinn, den sie macht, ist für die Kinderanstalt bestimmt. In ihr, wie in der dicht dabei liegenden Buchbinderei, werden auch Zöglinge unter Leitung von Brüdern im Setzen, Drucken und Buchbinden unterwiesen.

Im südöstlichen Winkel fand ich das Häuschen, das der ganzen Anstalt den Namen gegeben hat — Rauhes Haus. Es war das einzige Gebäude, das im Jahr 1833, wo die Anstalt begründet wurde, auf dem geschenkten Terrain stand, ein Schweizerhäuschen mit Strohdach, von breitastigen, alten, schönen Bäumen beschattet. Wichern und seine Mutter wohnten hier mit den ersten Zöglingen. Um die Erinnerung an das allmähliche Emporwachsen der Anstalt aus winzigen Anfängen zu wahren, hat man es in seiner ursprünglichen Gestalt gelassen. Die Pietät ist wohlbegründet, und der Contrast zwischen einst und jetzt, wo sechzehn bis zwanzig Gebäude auf dem ehedem beinahe wüsten Terrain stehen, frappant. Das Häuschen mit Strohdach hieß eigentlich Ruge's Haus, nach dem Namen eines früheren Besitzers; Ruge's Haus ward im Laufe der Zeit verhochdeutscht in Rauhes Haus, und die Leiter der Rettungsanstalt adoptirten diesen Namen. Jetzt dient es als Familienhaus für Knaben.

„Für das Crucifix scheinen die Herren Brüder eine besondere Vorliebe zu hegen,“ äußerte ich zu meinem Begleiter, indem wir das Zimmer der Brüder des „Bienenkorbs“, eines andern Familienhauses, verließen und die Treppe hinunterstiegen — über den Pulten hing nämlich hier wie fast überall ein Bild des Gekreuzigten**

„Aber Sie werden das doch nicht antiprotestantisch oder katholisirend finden?“ sagte der Oberhelfer.

„Darauf reflectire ich nicht,“ erwiderte ich, „ich finde es nur charakteristisch für den hier herrschenden Geschmack.“

Wir näherten uns nun wieder dem Mittelpunkt, von dem wir ausgegangen waren, dem Betsaal und der Inspectorwohnung. Damit war unser Rundgang beendet. Wohl hatte ich den Wunsch, dem Unterrichte beizuwohnen, und sprach ihn auch aus. Mein Begleiter erklärte mir jedoch, daß das nicht gestattet sei, außer auf besondere höhere Erlaubniß, zu besonderem Zweck. Da ich keinen Zweck angeben konnte, als die Wißbegierde oder Neugierde eines Schriftstellers, so mußte ich verzichten. Der Candidat ersuchte mich noch, in das Fremdenzimmer der Inspectorwohnung zu treten, um meinen Namen in ein für diesen Zweck bestimmtes

* Durch die Unterstützung seiner Gönner ward Wichern Ankauf des Terrains und Bau des Hauses ermöglicht.

** Ein solches steht auch auf dem Arbeitstische des Inspectors Rhiem.

Buch zu zeichnen. Ich hatte Nichts dagegen. Im Zimmer stand eine Büchse zur Aufnahme der freiwilligen Gaben der Besucher. Zur Casse des Rauhen Hauses — wenn auch nur ein paar Schillinge — beizusteuern, konnte ich mich jedoch nicht entschließen. Ich dankte dem Oberhelfer aufrichtig für die Mühe, die er mehrere Stunden lang durch mich gehabt, und schied. —

„Aber — ein paar Schillinge hätten Sie doch in die Büchse werfen sollen, sei's auch nur Anstands halber," sagte eine zufällig anwesende Freundin meiner Frau, als ich nach der Heimkehr von meinem Besuch im Rauhen Hause erzählte.

„Verehrte Frau," entgegnete ich ihr, „ich glaube, Ihre Bemerkung richtet sich selbst. Eine Gabe der Sympathie wagen Sie mir nicht zuzumuthen, aber die Gabe des Anstands soll ich nicht versagen? Ich denke, daß solche mit kaltem Herzen gereichte Anstandsgaben uns sehr wenig ‚anstehen'. O über die Anstandsrücksichten und das sogenannte anständige Handeln! Eine lange Vorlesung ließe sich darüber halten, den Männern und den Frauen! Der Anstand, dies hohle Wort, beherrscht unser Leben. Um des Anstands willen scheuen wir es, offen und rückhaltlos Partei zu ergreifen, um des Anstands willen verbergen wir unsere Ueberzeugungen, um des Anstands willen unterstützen wir sogar unsere schlimmsten Gegner!"

„Schlimmsten Gegner?" sagte unsere Freundin; „aber sollten wir in der Anstalt des Rauhen Hauses denn blos etwas Gegnerisches finden und nicht auch etwas uns Verwandtes? Ich habe keine Vorliebe für diese Methode der Rettung verwahrloster Kinder. Die Erziehung, wie Sie dieselbe schildern, ist mir viel zu fromm, viel zu religiös, viel zu pietistisch. Ich mag nicht dies unablässige Beten, dies herzbrechende Seufzen über die Sünde, dies hirnverdrehende und geisttödtende Auffagen biblischer Sprüche. Ich meine, daß verständige Belehrung, menschlich-liebreiche Behandlung, freundliche Gewöhnung an regelmäßiges Arbeiten ohne den Glaubensapparat besser den Zweck der Rettung verlorner Kinderseelen erreichen würden, als Herrn Wichern's Methode. Aber ich dächte, wie der Zweck und das Ziel der Rettungsanstalt — das Retten überhaupt — ein edles wäre, so hätten Sie auch in Ihrer Erzählung anerkannt, daß in der Anstalt Manches zu loben sei. Steht diese Anerkennung nicht im Widerspruch mit einer Feindseligkeit, die auch die kleinste Gabe versagt?"

„Ich denke nicht," erwiderte ich. „Doch zur Verständigung darüber werden wir nicht zwischen Thür und Angel" — die Freundin war aufgestanden und hatte den Hut genommen — „gelangen. Erinnern Sie mich, wenn wir uns wiedersehen, daß ich Ihnen eine Antwort schuldig geblieben bin."

Land und Leute.

Nr. 22. Ein verstecktes Paradies.

Mit jedem Sommer werden die Touristenschwärme dichter, welche sich über die Alpen ergießen; auf jedem Steg erwartet man den grünen Hut eines Berliner Gemsenjägers, der nach jöttlichen Sennerinnen späht; von den Höhen flattert der blaue Schleier englischer Ladies, und doch giebt es noch stille Winkel, wo noch kein befrackter Kellner nach Fremden auslugt, noch nicht die Bevölkerung sich rüstet, für die schöne Landschaft Geld einzunehmen. Wir kennen manchen solchen Winkel; einer der schönsten . . .

Verlassen wir außerhalb Bludenz in Vorarlberg die Straße zum Arlberg und wenden wir uns gegen den föhrenbewachsenen Felsen, der sich zwischen Ill und Alfenz vorschiebt, so kommen wir bald in enge Schluchten, an tosenden Bergwässern vorbei, bald zu Wiesenthälern von ganz eigenthümlichem Schmelz. Prächtige Buchenwälder bilden ihren Saum, und rings tönt der Klang der Heerdeglocken herab. Es ist eine schöne, milde Gegend, die der Fuß des Wanderers zögernd durchschreitet, bald rückt jedoch der Abhang rechts und links wieder näher an den Fluß, der stellenweise den Boden mit Geröll übergossen hat und voll stürmischen Ungestümes an die Felsen schlägt. Noch einige Schritte, und wir haben Tschagguns und Schruns, den Hauptort des Montavon, vor uns. Diese Dörfer sind zu beiden Seiten der Ill in der anmuthigen Weitung des Thales hingestreut. Die fleißige Hand des Menschen ließ keine Scholle unbenützt, die Halden und Bergterrassen sind weit hinauf mit Höfen, Kornfeldern und Obstbäumen bedeckt. Wie mag es hier im Frühling duften, wenn der Blüthenschnee aus allen Kirschbäumen, die sogar zu einer Allee vereinigt sind, niederregnet; wie mögen die rothen und schwarzen Früchte locken, wenn die Julisonne brennt! Die Montavoner denken aber auch an den Winter, sie brennen viel und vortrefflichen Kirschengeist, Chriswasser, was an das lateinische Wort cerasus mahnt. Die Schrecken der Alpenwelt sind dieser glücklichen Gegend ziemlich fern gerückt, die Spitzen, welche majestätisch vom Rhätikon niederschauen, lassen sie nur ahnen; wer sie genießen will, möge sich in die Seitenthälchen wagen, die zum Theil schluchtartig nördlich gegen die Ill abfallen. Sehr empfehlenswerth ist der Uebergang durch das Rellsthal in



Montavonerin mit dem Mäßle.



Montavonerin mit dem Schäpele.

die Schweiz, man gelangt dabei an den Lünersee, dieses Juwel der Alpen Vorarlbergs, der sechstausend Fuß über dem Meer in seinem klaren, blaugrünen Wasser die scharfen Kanten und Grate der Kalkfelsen spiegelt. Der Geognost und der Botaniker werden nebenbei durch eine reiche Ausbeute belohnt.

Was auf den ersten Blick befremdet, ist nicht der Unterschied der Gegend von den Thälern des nachbarlichen Tirol; die geologische Unterlage des Thonglimmerschiefers, Glimmerschiefers und Gneises hat hier wie dort ähnliche Formen und eine ähnliche Vegetation bedingt, wohl aber manches Eigenthümliche im Bau der Häuser. Diese stecken nämlich in einem Schuppenpanzer von braunen Schindeln, welcher jede Wand überzieht. Die Fenster sind groß und blank, die Läden meistens grün angestrichen. Diesem Baustyl begegnet man übrigens auch im Allgäu und dem benachbarten Prettigau. Betritt man das Innere des Hauses, so wird man durch die große Reinlichkeit überrascht, während in Tirol manchmal der Schmutz wie in Polen das fünfte Element zu sein scheint. Der Boden ist blank und weiß, das eindringende Licht wird durch feine Vorhänge gebrochen, im Fremdenzimmer prangen meist polirte Möbel von hartem Holze. Der Montavoner ist nüchtern und sparsam, mit großer Findigkeit weiß er Erwerbsquellen auszuspüren. Selten kommt ein Fremder in das Montavon, um so häufiger gehen Montavoner in die Weite. Im Frühjahr ziehen sie truppweise nach Westen, insbesondere nach Frankreich, wo sie als Maurer sehr geschätzt werden und blanke Louisd'or holen. Der Montavoner ist daher bei aller Liebe zur Heimath ein Kosmopolit; nicht ohne Selbstgefälligkeit spricht er den Touristen französisch an und freut sich, wenn dieser staunt. Jene Schafsmäßigkeit, mit der sich der Tiroler von ultramontanen Leithämmeln für verschiedene Zwecke, die wahrlich nicht im Christenthum, dieser Religion der Liebe, wurzeln, ausbeuten läßt, hat er längst abgelegt, aber nicht die Achtung vor dem Priester, welcher seinem Beruf würdevoll obliegt. Diese Achtung wird nicht als selbstverständlich betrachtet, sondern muß verdient werden. Das Ordinariat hütet sich, Priester aus Tirol zu senden; es wählt Eingeborene, welche Land und Leute kennen und zu behandeln wissen.

Einen sehr guten Erwerb gewährt dem Montavoner die Viehzucht mit ihren verschiedenen Producten. Sie wird nicht auf eine so ursprünglich rohe Weise betrieben, wie in manchen Gegenden Tirols, sondern sehr verständig. Man hat die herrlichste Race des Schweizerrindes hier angesiedelt und noch veredelt; dem Oekonomen, der die Märkte besucht, muß das Herz im Leibe lachen, wenn er die prächtigen glatten Thiere beschaut oder ihnen auf den Rücken klopft. Kaufte doch erst jüngst Herr Tschavoll aus Feldkirch eine Kuh um 100 Kronenthaler! Die reinliche Milchwirthschaft liefert vorzügliche Producte; die Käse Montavons erfreuen sich weitum eines guten Rufes. Auch der Verkauf gedörrten Obstes bringt manchen schönen Gulden in das Thal. Ja, die Montavoner verstehen es fast so gut wie die Schweizer; Vorarlberg würde sich überhaupt nach Sinn und Art der Bewohner zu einem Canton eignen; es kennt keinen Adel, und ein protziger Junker könnte hier höchstens eine Tracht Schläge, aber keine Complimente holen. Darum wollen auch die feudalen und clerikalen Tiroler nichts von den Leuten jenseits des Arl wissen, diese haben aber auch nie eine große Sehnsucht nach dem berüchtigten Glaubenseinheitspferch gezeigt.

Im Montavon ist übrigens nur die Sprache deutsch, Körperbau und Gesichtsbildung würde die romanische Abstammung beweisen, lägen auch nicht dafür zuverlässige Urkunden vor. Fast alle Ortsnamen klingen romanisch; vielleicht erst in Mitte des vorigen Jahrhunderts gelang die Entwelschung vollständig. Mancher Rest des alten Welsch befremdet aber auch jetzt noch im Gespräch mit Montavonern. So heißt balöri (italienisch balordo) Tölpel, parlotscha (parlare) unverständig reden, allert heiter, späuslig (sposo) Bräutigam, spausa (sposa) Braut und ähnliches mehr. Ueber den Charakter des Montavoners sagt der bekannte Beda Weber: „Die Montavoner, aus urältester Zeit frei und ungeknechtet, alle feudalistische Leibeigenschaft mit echt keltischem Trotz von sich stoßend, sind der lebenskräftigste und rührigste Volksstamm Vorarlbergs, ebenso heiter und funkensprühend wie scharfsinnig und gedankenreich mit allem Heimweh der Schweizer für ihr grünes Thal, in ihren Gesichtszügen auffallende Spuren von Aehnlichkeit mit der rhätischen Bevölkerung Oberinnthals und Engadins nachweisend, aber vom guten Geiste der rheinländischen (sollte wohl heißen: schwäbischen) lebenswarmen Volksthümlichkeit vergeistigt und verklärt."

Die Geschichte Montavons zeigt uns kein Ereigniß von Bedeutung; die Romantik des Mittelalters mit ihren brutalen Rittern, Leibeigenen und Mönchen hatte in diesem demokratischen Völklein nie Wurzel gefaßt; 1809 zogen seine Söhne zwar mit dem Stutzen aus, doch heftet sich an ihren Ausmarsch leider eine blutige Erinnerung: der gräuliche Mord des Beamten Indermaur zu Bludenz.

In den Sitten zeigt sich manches Eigenthümliche; wir erwähnen vor Allem den prächtigen Tanzreigen, welcher, einigermaßen dem steirischen Ländler ähnlich, sich doch in einem viel rascheren Tempo bewegt und an Grazie unsere einförmigen Walzer und Polkas weit übertrifft. Die Männer haben längst ihre Volkstracht abgelegt und sich dafür bürgerlich costumirt, wie es sich für so viel gereiste Leute ziemt.

Aber die Montavonerinnen?

Wir waren bisher so unartig, dieselben kaum zu erwähnen, dafür soll jetzt um so länger davon die Rede sein. Ja, die Montavonerinnen! Da giebt es prächtige Meiggen mit der vollen Gluth des Südens im Auge und der leichten Elasticität des Bergmädchens in den Gliedern. Man trifft wirklich sehr schöne Gesichtchen, nur den Mund sollten sie nicht oft aufmachen. Sie schwätzen zwar ganz allerliebst, leider gleichen die Zähne nicht selten den spitzen Ruinen eines abgebrannten Dorfes. Man giebt als Ursache dieses häßlichen Fehlers den häufigen Genuß des heißen gekochten Obstes an. Sei dem, wie ihm wolle, wenn sonst nichts mangelt, kann man sich allenfalls beruhigen; die Montavonerinnen sind brave Hausfrauen und bringen meistens schöne Batzen zur Aussteuer, womit man allenfalls ein Gebiß in Golddraht kaufen kann.

In der Kleidung behielt die Montavonerin die alte Volkstracht bei; Stück für Stück in Zucht und Ehrbarkeit zu mustern, überlassen wir einem Freunde, der sich von seiner wackern Frau die einzelnen Theile der Toilette benennen und erklären lassen konnte. Der Leser möge mit dem Wort die beigefügten Abbildungen vergleichen. Das hohe, schwarze Ding, das so imposant, fast ehrfurchtgebietend auf dem Kopfe sitzt, ist das Mäßle, sonderbarer Weise auch die grüne Kappe genannt. Es gleicht einem Männerhut ohne Krempe, oder der Mütze eines griechischen Popen und deckt die ganze Fülle des Haares, nur eine einzige Locke quillt an den Schläfen darunter hervor. Das Mäßle ist übrigens nichts Originelles, sondern nur der Rest einer früher weitverbreiteten Tracht, vielleicht ursprünglich alemannisch. Scherer's Costümbilder von Tirol zeigen die Mädchen vom Lechthal und Pfafflar noch am Beginn dieses Jahrhunderts damit geschmückt. Es ist überhaupt falsch, den sogenannten Volkstrachten ein hohes Alter und lange Dauer zuzuschreiben. Sie ändern sich von Zeit zu Zeit, freilich nicht so schnell, wie die Anzüge der Modejournale. Das sehen wir auch in Montavon. Noch vor wenigen Jahren pflegten die Frauen ihr dunkles Haar vorerst in eine weiße Haube zu fassen, auf welche dann das Mäßle so gesetzt wurde, daß die „Kappathusa", eine eiförmige Spitzenhaube, hervorquoll, die allerliebst das Gesicht umrahmte. Um den Hals schlingt die Montavonerin ein kleines Seidentüchlein so lose, daß das rothe Collier noch hervorblitzt. Früher waren Mieder und Rock hellroth, heutzutage sind Spenser (Tschopa), Mieder und Rock von Schafwolle und dunkelbraun, die Schürze blauer Baumwollstoff. Der Tschopa ist am Halse und vorn mit einem breiten Seidenband eingefaßt, der rechte Aermel umgelitzt, damit ja die hochrothe „Blegi" und die paar Rosettchen darauf ersichtlich seien. Das Mieder reicht bis zu den Lenden, seine Ränder sind ebenfalls mit einem breiten, seidenen Bande gesäumt und schließen das Brusttuch, einen länglichen, dreieckigen Pappendeckel, ein, der mit rothem Seidenstoffe überzogen ist und nicht selten mit allerlei Zierrath prangt, etwa einer Goldborte am oberen Rande, oder einem bunten, seidengestickten Blumenstrauße in der Mitte. Der Brisnestel, ein rothseidenes Band, steigt von einem Oehr zum andern im Zickzack über den Busenpanzer zum Hals. Die ziemlich faltenreiche Juppa ist an ihrem unteren Rande wieder von einer breiten, rothen Blegi geschmückt und auch der berüchtigte Reif fehlt bei mancher ländlichen Kokette nicht. Einige Eitelkeit verräth der hochrothe Strumpf, der sich mit manchem schönen Strickmuster um die dralle Wade schmiegt. Früher wurde er auch in Tirol getragen, jetzt sieht man ihn nur hie und da noch im Vinschgau; wie denn auch die Bauern

nach und nach den grellen Farben entsagen, welche früher selbst Männer mit Vorliebe wählten.

So ist das eigenthümliche Costüm der Montavonerinnen, welches sie, natürlich an Sonntagen von etwas besserem Stoffe und mit mehr Aufputz, durchschnittlich tragen, sie müßten aber keine Weiber sein, wenn nicht für außerordentliche Gelegenheiten noch irgend ein besonderes Stück im Kasten läge. Wer das vermuthet, schießt nicht fehl; am Frohnleichnamsfeste und bei Hochzeiten kann er einen uralten Schmuck sehen.

Das „Schäpele", dessen schon das Nibelungenlied erwähnt, ist das Kleinod der Montavoner Jungfrau, die es von ihrer schwäbischen Nachbarin entlehnte. Es ist ein mit Glasgemmen geschmückter Reif, der ein Krönlein aus Filigranarbeit trägt, ein funkelndes Krönlein von Gold, Silber und farbigen Steinen, welches auf das zurückgestrichene Haar gesetzt wird. So eine schäpeltragende Montavonerin bildet sich auch Etwas ein, sie ist unstreitig eine glänzende, feiertägliche, farbenvolle Erscheinung, fast wie ein bunter Falter, der von Blume zu Blume schwebt. Vom Feuerroth des Brustlatzes und der Schürze hebt sich das Schneeweiß der bauschigen Hemdärmel und manchmal spitzengesäumten Schürze scharf ab. Um die Achsel schlingt sich ein buntes Sammtband mit einer Masche auf der Schulterhöhe, vom gleichen Stoffe ist auch das Schurzband, das vorn in einer großen Schleife auf den Schooß niederflattert. Rothblaue, breite Bänder wallen rückwärts von den Zöpfen über das kirschrothe Mieder bis auf den Saum der schwarzen Juppe hinab.

Die Braut flicht ihren „Hostig-Schäpel" (Hochzeitskranz) aus Rosmarin, einer Pflanze, welche bei allen Festen des Landvolkes eine große Rolle spielt. Der Bauernbursch steckt gern eine Blutnelke mit einem Zweiglein Rosmarin auf den Hut, den ihm sein Mädchen gespendet; Todte bespritzt man mit einem Zweiglein Rosmarin, das man in Weihwasser getaucht, und vollends bei Hochzeiten darf diese aromatische Pflanze nie fehlen. Nach der Trauung setzt die junge Frau ihren Rosmarinzweig in die Erde, und „verpaßt" (verwelkt) er, so ist es ein schlimmes Zeichen, aber ein gutes und glückverkündendes, wenn er von Neuem ausschlägt, frisch ergrünt und zum stattlichen „Maiastock" heranwächst. Dann bricht sie gern alle Sonntage ein „Stifle" davon ab, um es hinter dem „Brisnestel" vor den Busen zu stecken.

Werfen wir noch einen Blick in das Silberthal, aus welchem der Litzbach herausshüpft — ein lustiger Montavonerbub — und steigen wir nach Schruns hinab. Die steinernen Häuser geben dem Ort fast ein städtisches Aussehen; wichtige Denkmäler alter oder neuer Kunst würde man vergebens hier suchen, so wandern wir denn nach einem tüchtigen Imbiß weiter.

Wir werden keine Langweile empfinden: überall entfaltet sich die Fülle des Lebens, jeder Schritt führt uns an einem reizenden Bild vorbei, und schauen wir aufwärts, so winken die Grate und Spitzen des Hochgebirges verlockend herab; fast möchten wir emporsteigen; da, dort prangt ein zierliches Häuschen im smaragdenen „Mahd", Almhütten oder Mayensässen, wo die Montavoner die Hitze des Sommers meiden. Wollen wir aber heute noch nach Gallthur gelangen, so dürfen wir allerdings keine Seitensprünge machen, können aber hie und da mit einer frischen Montavonerin „parlotscha", sie wird uns stets in gleicher Münze herausgeben. An Gelegenheit fehlt es uns gewiß nicht, denn auf der Strecke von Gallenkirch bis Gaschurn reiht sich ein Bauerngut an das andere: es ist fast eine große Gasse von fünf Viertelstunden Länge. Bei Gaschurn betrachten wir uns das Wallfahrtskirchlein Maria-Schnee. Es sieht zwar etwas zopfig aus, weil es in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts erbaut wurde, die Montavonerinnen tragen aber hier der Mutter Gottes ihre geheimen Anliegen vor. Soldaten bauen sonst gewöhnlich nur Festungen; dieses Kirchlein wurde jedoch von einem ehrenfesten k. k. Hauptmann gestiftet, nachdem es ihm gelungen war, die reiche Tochter eines Bauern von Gaschurn heimzuführen. Noch steht das Haus unsers wackern Kriegshelden, vorn ist er hoch zu Rosse abgebildet. Das Wappen wurde natürlich auch nicht vergessen.

Nach einer Stunde erreichen wir Parthenen, das letzte Dorf Montavons auf einer weiten Ebene, zu welcher von den Bergen rechts bereits Schutthalden niederfließen. Von hier gelangt man in sanftem Anstiege über das niedere Joch Zeinis nach Patznaun, welches bereits zu Tirol gehört. Ein rüstiger Bergsteiger wage sich jedoch in das Vermontthal, es führt in das unentweihte Heiligthum der Alpen, wo wir mitten unter Gletschern am Ursprung der Ill gegenüber der höchsten Spitze Vorarlbergs, dem Piz Albuin, vom Leser vorläufig Abschied nehmen.

Blätter und Blüthen.

Ein Walzer im Schnee. Der holsteinische Graf R. hatte mehrere Jahre lang im Auslande gelebt. Gewissermaßen zur Feier seiner Heimkunft, beschloß er im Winter des Jahres 182— den ihm zumeist befreundeten ritterschaftlichen Familien der Provinz ein ungewöhnliches Ballfest zu geben und ließ die Einladungen dazu bereits vier Wochen vorher durch seinen Kutscher und Jäger zu Pferde in der Runde entbieten.. Natürlich, daß die Gäste nur aus der haute volée des Landes sein durften. Nur Grafen, Barone und Ritter der holsteinischen Ritterschaft waren darum berufen, zu erscheinen. Es sollte eben ein rein adeliger Cercle werden, man wollte einmal ganz „unter sich" sein. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten. Und das Geschick hatte diesmal den Humor, seine Rolle in der Person des eigenen ältesten Sohnes des Festgebers, Grafen R., spielen zu lassen.

Dieser sein besagter ältester, einziger Sohn und Stammhalter studirte nämlich der Zeit auf der holsteinischen Landesuniversität Kiel, dort mit der Jurisprudenz sich befassend, so weit das ihm für ein eventuelles Staats-Examen behufs demnächstiger Staatsraths- oder Ministerwerdung räthlich oder nothwendig erschien. Es war nun gerade um die Zeit der Weihnachtsferien der Kieler Universität. Der junge Graf R. hatte aber dieselben nicht zu einer Reise nach dem väterlichen Dache und den mütterlichen Speisetöpfen benutzt, sondern der Einladung eines Universitätsfreundes Folge gegeben, welcher ihn für diese vierzehn Tage mit in das Haus seines Vaters, des reichen Kaufmanns und Senators F. zu Hamburg, führte. Der junge Graf, welcher trotz seiner steif-adeligen Erziehung doch in Kiel schon etwas von dem freiheitlichen, akademischen Geiste eingesogen, amüsirte sich auch in jeder Hinsicht auf's Vorzüglichste in der bürgerlichen Sphäre des hamburgischen Handelshauses, welches eine gute Tafel, exquisite Weine und liebenswürdige Damengesellschaft, Theaterbesuch, Schlittenfahrten und noch manche andere Erlustigung dem vergnügtichen Sinne des geehrten vornehmen jungen Gastes zu Gebote stellte.

Der Studiosus Graf Bodo R. hatte darum, als die väterliche Einladung zu dem projectirten Ballfeste in den Hallen seiner Ahnen auf seiner Hauskneipe in Kiel einlief, unter besonderem Vorwande abgelehnt, weil er eben in Hamburg sich besser zu amüsiren rechnete, als auf der holsteinischen Stammburg. Allein Papa mochte wohl durch seinen Kieler Correspondenten oder durch einen kürzlich in Hamburg gewesenen Nachbar es erfahren haben, daß sein Herr Sohn nicht auf der Ostsee-Akademie den Wissenschaften, sondern in der Handels-Metropole an der Elbe den Vergnügungen obliege, denn plötzlich erhielt Graf Bodo in Hamburg einen Brief vom Papa, der ihn auf das Gemessenste bedeutete, unverweilt nach Schloß R. hinüberzukommen, um dem dort einige Tage später stattfindenden solennen Ballfeste als ältester Sohn und nächster Repräsentant des Hauses mit beizuwohnen.

Was war da zu machen? Dem väterlichen Befehle mußte gehorsamt werden. Um nun aber die voraussichtliche Langweiligkeit des Zusammenseins mit all' den steifen Vettern, Tanten und Muhmen sich einigermaßen erträglich zu machen, lud Graf Bodo sowohl den Sohn des Senators F., wie auch einen zweiten Kieler Commilitonen, der dort zum Ferienbesuche mit verweilte, den Studiosus Heinrich G., Sohn eines mecklenburgischen Domänenpächters, ein, ihm als seine Gäste zu dieser Theilnahme an dem besagten Ballfeste das Geleite zu geben. Für den alten adelstolzen Grafen R. mochte es wohl gleich als ein kleiner Wermuthstropfen in seinem so vorsorglich präparirten Freudenbecher erscheinen, als sein Herr Sohn, mit zwei Begleitern in den Schloßhof sprengend, alsbald diese ihm einfach als seine Universitätsfreunde Herrn Studiosus F. und Herrn Studiosus G. präsentirte.

Der alte Herr ließ sich das aber nicht merken, empfing die beiden jungen Freunde seines Sohnes mit vollendeter Courtoisie, sie als willkommenste Gäste begrüßend, und mochte auch wohl darauf rechnen, daß diese beiden jungen Zeisige, unbemerkt hinsichtlich ihrer nichtedelmännischen Abkunft, im Schwarm der übrigen edlen und hochedlen Gesellschaft mitflattern würden. Doch Weiberaugen und Weibernasen sehen und spüren bekanntlich in gewissen Dingen noch schärfer als die eines Polizisten. Der Ball war am bestimmten Abende schon eine Stunde und länger im besten Gange, auch die drei Herren Studiosen hatten schon mit den theilweise hübschen Comtessen und Baronessen, denen sie sich bald als die flottesten Tänzer bewährt, weidlich der Lust des Tanzes gefröhnt, da sollte einer derselben eben so plötzlich wie ungeahnt an die Mangelhaftigkeit seiner Abkunft erinnert werden.

Ein neuer Walzer begann eben, als der Studiosus Heinrich G., der sich im Nebenzimmer bei einem Glase Wein etwas verspätet und nur noch wenige Tänzerinnen in der Damenreihe als noch nicht engagirt erblickte, sans façon vor einer derselben seinen Bückling machte und diese um den nächsten Tanz bat. Die Angeredete, eine geborene Reichsfreiin, Comtesse von A., ein schon etwas ältliches, steifes, nichts weniger als schönes, aber dafür desto adelstolzeres Fräulein, welche neben ihrer gleich gearteten Frau Mutter im Fauteuil sich fächelte, maß den jungen Herrn mit kalt verächt-

lichem Blicke von unten bis oben und erwiderte ihm sodann vornehm näselnd: „Ich bedauere recht sehr. Sie sind bürgerlich. Ich tanze nur mit Edelleuten.“

Der junge G. zog sich, trotz der ihm sonst eigenen studentischen Keckheit, doch durch diese Antwort einigermaßen verblüfft, zurück.

„Was! Die alte Schachtel hat es gewagt, Dir, meinem Freunde, den Tanz zu versagen? Das ist ja zugleich eine directe Beleidigung für mich. Na, warte, ich werde sie gleich einmal abtrumpfen!“ brauste Graf Bodo R. auf, als sein Freund G. ihm, nach beendigtem Walzer, das eben erlebte Unglück im Nebenzimmer erzählte.

„Nein, laß das jetzt, Bodo,“ entgegnete Heinrich G., „mache jetzt keinen Spectakel, der die ganze Lustbarkeit stören würde.“

„Halt! mir kommt da ein Gedanke,“ wandte sich Graf Bodo zu seinem andern Freunde, dem Studiosus Arnold F., „gehe Du jetzt auch zu der Dame und bitte sie ebenfalls um einen Tanz! Wollen doch sehen, ob sie es mit Dir eben so macht.“

Herr Arnold F. machte seinen Gang und kam ebenfalls mit demselben Resultat zurück. Ihm war ein gleicher Korb gereicht worden.

„Nun, bei Gott, das ist zu viel!“ loderte der Graf Bodo auf, „dafür muß der alten eingebildeten Kokette eine exemplarische Züchtigung werden. Kommt, laßt uns bei ein paar Flaschen Wein darüber nachsinnen; zum Tanzen werden wir nun alle Drei doch keine Lust mehr haben.

Es war am zweiten Tage nach besagtem Balle, etwa um die zehnte Vormittagsstunde, als eine schwerfällige Landkutsche, in welcher zwei mit Pelzen und Fußsäcken gegen die Winterkälte wohlverwahrte Damen, eine ältere und eine jüngere, saßen, um die Ecke eines reifbedeckten Tannengehölzes, im langsamen Schritte der vorgespannten feisten Ackergäule, in einen Haideweg der weithin sich dehnenden schneebedeckten Ebene einbog. Die beiden weiblichen Insassen der Kutsche mochten, bei der Eintönigkeit und Stille der Landschaft, eben zu einem kleinen Morgenschläfchen eingenickt sein, als ein donnerndes Halt! von drei Männerstimmen sie wach schüttelte. Drei Männergestalten zu Pferde, mit langen Reitstiefeln, Jagdröcken und Pelzmützen bekleidet, wovon der eine eine Violine am Bande auf dem Rücken trug, waren, aus den Tannen heraussprengend, die drei Acteurs dieses Impromptus. Während der Fiedelträger, nachdem er dem Kutscher einige Worte in's Ohr geraunt, abgestiegen war und den Zügel seines Pferdes an eine Radspeiche festgebunden hatte, trat der eine seiner beiden berittenen Begleiter an den Kutschenschlag, öffnete denselben, lüftete zierlich seine Mütze und sprach: „Gnädigstes Fräulein, Comtesse von A., vorgestern Abend verweigerten Sie mir und meinem Freunde im Ballsaal des Grafen R. einen Tanz. Wir, als deutsche Studenten, sind aber nicht gewohnt uns derartig abspeisen zu lassen. Wir sind deshalb gekommen, und ersuchen Sie jetzt hier mit uns ein Tänzchen zu machen.“

Die Gnädige wollte sich sperren; allein der Redner wiederholte seine Aufforderung so eindringlichen Tones, mit einer Miene, die ihn entschlossen zeigte, die Dame nöthigenfalls gewaltsam aus dem Wagen zu holen und draußen mit sich im Kreise herumzuschwenken, daß sie wohl oder übel sich der Zumuthung zu fügen vorzog. Die Comtesse stieg, doch wohl mit einigem Zittern, aus ihrer Kutsche, der Student G. machte zierlichst seine Verbeugung, erfaßte seine nunmehrige Tänzerin, der vermummte Fiedler spielte einen raschen Walzer auf und das Pärchen machte seine Rundtour über und durch den Schnee der Haidfläche rings um den Wagen. Als diese erste Tour beendigt war, trat der Student F. vor und erbat auch für sich eine zweite von der Dame. Sie konnte auch dies natürlich nicht verweigern.

Derselbe Rundtanz wie vorhin um die Kutsche. Dann ward die Dame höflich wieder in ihren Wagen gehoben, eine artige stumme Verbeugung der beiden Tänzer gegen sie, und die Kutsche setzte sich langsam wieder in Bewegung nach der angeerbten Stammveste schützendem Dache.

In homerischem Gelächter aufbrausend aber sprengten die beiden Studenten und ihr vermummter Begleiter, dessen Person wohl unschwer zu errathen, nach des Freundes väterlichem Sitze heimwärts. Die beiden Damen sollen zwar nie von diesem „Walzer im Schnee“ erzählt haben, aber auf der Holsatenkneipe wie auf der ganzen Universität Kiel wurde die Geschichte davon bald und noch lange nachher jubelnd des Oeftern vorgetragen als — einer der bestgelungenen Studentenstreiche. W. S.

Helgoland noch einmal. Herr Redacteur! Als Besucher und Bewunderer der Königin aller Seebäder, der Insel Helgoland, und sehr wohl bekannt mit allen Einrichtungen dieses Ortes, kann ich nicht umhin, Sie im Vertrauen auf Ihr Rechtlichkeitsgefühl aufzufordern, der folgenden Antwort auf einen Artikel Ihres Blattes vom 24. August ebenfalls einen Platz in demselben zu geben.

Sie sagen, daß „das stolze England“ für ein bedeutendes Pachtgeld erlaube, daß auf Helgoland, wie Sie sich ausdrücken, eine „Spielhölle“ bestehe, und fügen dem die etwas überraschende Angabe bei, daß der Gouverneur der Insel einen Theil des Gewinns erhalte. Außer der Thatsache, daß während der Badesaison eine Roulette sich auf Helgoland befindet, ist auch nicht ein einziges Wort der Wahrheit in obigem Artikel enthalten. Bis zu den letzten zwei Jahren mischte England sich kaum weiter in die Angelegenheiten Helgolands, als daß es einen Gouverneur hierher sandte, welcher das höchste Appellations-Gericht der Insel bildete, daß es jährlich bedeutende Summen für Schulwesen und andere Zwecke hergab, die Gehalte aller öffentlichen Beamten zahlte und dafür auch nicht einen einzigen Kreuzer von der Insel bezog. Die innern Angelegenheiten der Insel wurden geleitet und verwaltet durch einen aus sechs Eingebornen bestehenden Magistrat und eine sogenannten Vorsteherschaft. Diese Municipal-Behörden vermietheten Räumlichkeiten an eine Gesellschaft zur Haltung einer Roulette während der Badesaison und bezogen die Miethssumme. Alle derartigen Dinge sind zwar verwerflich, ich kann indessen nicht umhin, hinzuzufügen, daß die Helgoländer Roulette nur als eine sehr bescheidene bezeichnet werden darf.

Sehr bald nach Ankunft des gegenwärtigen Gouverneurs verlieh die englische Krone dieser kleinen Besitzung eine Constitution, und einer der ersten Beschlüsse der neuen gesetzgebenden Körperschaft, welcher der Gouverneur präsidirt, war, daß die Spielbank mit Ablauf des gegenwärtigen Contractes aufhören müsse. Der Contract und gewisse eingegangene Verbindlichkeiten machten den unverzüglichen Schluß der Roulette unmöglich. Alle Ihre Leser werden mit Ihnen, betreffs der außerordentlichen Rathsamkeit des Schlusses aller solcher Spielbanken, übereinstimmen, und es ist sehr zu hoffen, daß benachbarte Seebäder wie Dobberan, Travemünde &c. dem guten Beispiele Helgolands folgen werden.

Ich kann bestätigen, daß obiger Bericht die volle Wahrheit enthält. Was auch früher stattgefunden haben mag, der *jetzige* Gouverneur hat Alles gethan, was in seinen Kräften stand, um die Spielhölle zu beseitigen, und sie *wird* auch aufgehoben, sobald der — wie ich glaube noch drei Jahr dauernde — Contract mit dem Spielpächter abgelaufen ist.

Gotha, September 1865. Fr. Gerstäcker.

Der verfluchte Jung'. Prinz Albert von Sachsen-Coburg mochte ungefähr zwölf Jahre alt sein, als er und sein Bruder Ernst für einige Zeit, während einer Abwesenheit ihres eigenen Studienleiters, dem damaligen Hofmeister der mit dem herzoglichen Hause verwandten Familie des Grafen Mensdorff-Pouilly zur Führung übergeben waren. Dies geschah in Gotha, wo bekanntlich der coburgische Hof jeden Winter residirt. Auf einem der Jagdausflüge nach dem Thüringerwalde überfiel die junge Gesellschaft ein kräftiger Platzregen, der sie nöthigte, mit ihrem interimistischen Hofmeister sich in einen omnibusartigen Jagdwagen zur Heimfahrt zu flüchten. In diesem engen Gefähr, wo die Kniee der einander Gegenübersitzenden sich fast berührten, gefiel es nun dem Prinzen Albert, zu seinem besondern Vergnügen auf und ab zu wandeln. Dies nöthigte den durchnäßten Hofmeister, jedesmal den kaum eingenommenen bequemen Sitz wieder zu verrücken. Aber gerade dies schien dem Schelm besondere Freude zu machen, und so trieb er's eben fort, trotz der Bitten, trotz der Ermahnungen und endlich trotz des mürrischen Gesichts des Lehrers. Da riß plötzlich der dicke Geduldsfaden und der explodirte Zorn fuhr auf den Sünder mit dem echt coburgischen Donner los: „*Kann denn der verfluchte Jung' kei' Ruh' halt'!*“ Schamübergossen duckte der Getroffene sich in den Winkel, und die Sache war aus. — Der Prinz wurde Gemahl der Königin von England und der Hofmeister Pfarrer in der Nähe von Coburg. Wohl vierzehn Jahre nach jener Jagdpartie war es, als Prinz Albert seine Gemahlin zum ersten Mal in seine Heimath führte; sie wohnten auf der Rosenau. Da trieb es den Pfarrherrn, sich auch dahin zu verfügen, in der Hoffnung, der Königin Victoria vorgestellt zu werden. Sein Wunsch wurde erfüllt, Graf Mensdorff, der Vater, verschaffte ihm das ersehnte Glück — der Augenblick nahte, die Thür öffnete sich, er steht vor der ihm freundlich entgegen lächelnden Königin und los läßt der überglückliche Pfarrherr den gewichtigen Eingang seiner wohl einstudirten Anrede. Da, mitten im schönsten Strom der geflügelten Worte, tritt zu einer Seitenthür Prinz Albert herein, erblickt den alten Bekannten, reicht ihm die Hand und stellt ihn seiner Gemahlin mit den Worten vor: „Sieh, das ist der, der mich einen verfluchten Jungen genannt hat!“ — Die schöne Rede war nun freilich ruinirt, aber die Herzlichkeit des Empfangs entschädigte dafür, und damit der treue Pfarrherr ja an kein Nachtragen wegen seiner alten Majestätsbeleidigung denken könne, übersandte ihm andern Tags das glückliche Paar die Oelgemälde seiner Portraits.

Zu Schiller's Tell. Börne hat in seiner Kritik dieses Dramas auch die Stelle mit scharfem Tadel begossen, wo es heißt:

Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
Getrau ich mir's und helf' uns wohl hindannen.
So ward ich meiner Bande los und stand
Am Steuerruder und *fuhr redlich hin* &c.

Diese drei letzten Worte mit dem Stein des Anstoßes „redlich“ sind nun nicht Product von Schiller's Feder; sondern sie stehen in des Dichters Quelle, in Tschudi's Chronik. Da heißt es in der Baseler Ausgabe vom Jahre 1734 pag. 239: „Also ward Er uffgebunden, stund an das Stürruder, und *fur redlich dahin*, doch lugt Er allweg uff den Schieß-Züg, der ze nächst bi Im lag“ &c. Börne hat etwas Recht; es ist wirklich stark, hier von Redlichkeit zu sprechen. Nun aber ist bekanntlich die Sprache der schweizerischen Chroniken sehr mundartlich gefärbt und in der Mundart der Urcantone heißt „redli“ nicht was in der ebenen Schweiz und in Deutschland, sondern es heißt: eilig, schnell, geschwind. So hab' ich mit eigenen Ohren das Wort angewendet gehört. Schiller konnte diese Bedeutung des Wortes nicht wissen; und wenn er vielleicht am Worte Anstand nahm, so mochte er sich wohl sagen: Wenn Tschudi so schreiben konnte, so darf ich's auch. — Die Etymologie des Wortes ist mir unbekannt, vielleicht giebt das sich in Arbeit befindende schweizerische Idiotikon einst Aufschluß darüber; oder heißt es etwa: so geschwind wie man redet? oder: so geschwind wie man geredet, d. h. versprochen hat? also so geschwind wie man konnte?

Aarau. J. R.

Berichtigung. In einem Theile der Auflage von letzter Nummer ist ein Druckfehler übersehen worden; der Verlobte der Heldin in der Erzählung „Die Locke der Charlotte Corday“ ist ein Mal irrthümlich Roner anstatt Dacier genannt worden. Unsere Leser und Leserinnen werden diesen Irrthum gewiß schon selbst berichtigt haben.

Europa Nr. 40 enthält:

Die Frau der Zukunft, von *Pelletan*. — Eine sibirische Winterreise. — Die eigentlichen Helden des Vertrags von Tauroggen. — Die Führer in den österreichischen Alpen. — Aus der Gesellschaft: Shakespeare eine Mythe. — Die rothen Eminenzen. — Literarische Wochenschau. — Bildende Kunst. — Theater. — Kleine Notizen.

Verantwortl. Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 42. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Locke der Charlotte Corday.

(Fortsetzung.)

„Und mit diesem bewegten Herzen, in diesem Auf- und Abschwanken der verschiedenartigsten Gefühle folgte die blonde Spanierin ihrem Beschützer nach Deutschland, mit diesen wild wogenden Empfindungen lebte sie fort und fort in seiner Nähe. Da geschah eines Tages etwas Seltsames. Ein Brief aus Frankreich kam in das entlegene Landstädtchen an den Maler Jacob Hauer. Es war ein Schreiben jenes vor Jahren spurlos verschwundenen französischen Malers Armand Rouer, der das Bild der Corday unvollendet gelassen und nun als sein Eigenthum die Locke Charlottens beanspruchte. Nur ihm, ihm allein dürfe diese Locke angehören, sie habe sie dem Maler ihres ersten Bildes zugedacht und gelobt, und dieser Maler sei er. Jacob Hauer habe sie ihm nur durch List und Trug geraubt mit jenen Schändlichen, die ihn selber damals der Geliebten entrissen und eingekerkert. Der Schreibende nannte sich krank und gebrochen, unfähig, sich selbst sein gutes Recht zu verschaffen, aber er forderte dies vermeintliche Recht in den leidenschaftlichsten Ausdrücken und verlangte das goldene Haar der wunderbaren Frau, damit er ruhig sterben könne. Es war ein wilder und seltsamer Brief, der in dem stillen Malerhause große Erregung hervorrief, die größte aber doch in dem Herzen der blonden Spanierin. Eine entzückende Hoffnung gewann einen Augenblick in ihrer Seele Raum: Jacob Hauer werde sich von diesem Gegenstande ihrer maßlosen Eifersucht trennen. O, diese Locke nicht mehr in seinem Besitz zu wissen, nicht mehr denken zu müssen, daß er sie um seine Finger wand, daß seine Augen auf ihr ruhten, daß vielleicht seine Lippen sie berührten, welche Erlösung! Alle Schätze der Welt hätte sie hingeworfen dafür. Ach, ihre Träume wurden zerstört! Der deutsche Maler erklärte seinem Kunstgenossen, daß er sich nie im Leben von diesem seinem kostbarsten Besitzthum trennen werde. Von da an verlor sich Laura selbst, es ist eine traurige, wunderbare Geschichte. Ich werde sie kurz andeuten. Viele Monate später ließ sich ein junger französischer Sprachlehrer in dem kleinen deutschen Städtchen, dem Wohnsitz Hauer's, nieder. Sein Name war Philipp Valeur."

Hier zuckte Melanie plötzlich auf. „Um Gotteswillen, so hieß der Großoheim meines Verlobten!" stammelte sie mit bleichen Lippen, die Augen starr auf den Erzähler gerichtet.

Gaston sprang entsetzt auf: „Es ist nicht möglich, nein, nein, nein, Melanie, es ist ein Irrthum!" rief er außer sich.

„Erzählen Sie weiter, ich beschwöre Sie, es ist vielleicht unser Aller Glück. Ruhig, ruhig, theurer Freund!" bat sie voll Angst, als sie seine Erregung sah, und umschloß mit ihren beiden Händen seine zuckenden Finger.

Wie ein Zauber wirkte diese Berührung. Der junge Maler nahm wieder zu den Füßen des Mädchens Platz, aber seine Stimme klang verändert und die Worte flogen hastig, als eile er zum Schlusse, über die Lippen, indem er weiter redete: „Der Franzose machte Aufsehen, er war gewandt und hübsch und die haute volée des Städtchens zog ihn in ihre Kreise. Man fand ihn angenehmer und von feineren Manieren, als alle andern jungen Männer, und jener alte, böse Zauber, den nun einmal das Fremde auf den Deutschen übt, gab sich auch hier kund. Alles bemühte sich, Französisch zu lernen, um des Vergnügens und der Gunst theilhaftig zu werden, mit dem jungen Ausländer verkehren zu können. Er hatte auch Zutritt in der Familie Hauer gefunden, und bald schienen sich zwischen ihm und der schönen Laura innigere Beziehungen zu entwickeln. Monsieur Valeur zeigte sich hingerissen von der Schönheit des Mädchens, und sie, die bis dahin alle Männer durch ihre abweisende Kälte zur Verzweiflung gebracht, war ihm gegenüber seltsam verwandelt. Wie hätte Jemand ahnen können, welcher Aeußerung des Fremden dieses vertrauliche Verhältniß seinen Ursprung verdankte? Monsieur Valeur befand sich bei seinem dritten Besuche in dem Hause des Malers zufällig mit dem jungen Mädchen eine kurze Zeit allein im Zimmer. Man plauderte über das oft und gern besprochene Thema von der Liebe und dem Haß in halb scherzender Weise, als Philipp Valeur plötzlich zwischen den Zähnen hervorstieß: ‚Aber ich hasse ein Weib, glühender ward nie eine Frau auf Erden gehaßt, und nur Sie sollen ihren Namen kennen! Sie heißt Charlotte Corday.' ‚Ihr könnt sie nicht wahnsinniger hassen, als ich,' hatte da das Mädchen geantwortet, und die Hände Beider sanken plötzlich ineinander. Nicht die Liebe allein, auch der Haß vereint, und oft sind seine Bande fester und unlösbarer, als jene.

Ich weiß nicht, wie es dem gewandten Heuchler allmählich gelang, das leidenschaftliche Geschöpf so zu wandeln, daß ihr der Gedanke ein süßer Trost wurde, jenem Manne, den sie bis zur Stunde ausschließlich geliebt, ein Leid zuzufügen, indem sie sich rasch und für ewig von ihm löste; was Valeur gesagt und vorgespiegelt, zu welcher Höhe er ihr erregbares Gemüth exaltirt, weiß ich nicht, genug, sie verlobte sich plötzlich mit dem Fremden und erklärte, mit ihm nach Paris zurückkehren zu wollen. Die Liebe hat ja ihre Stadien, in denen sie dem Hasse so ähnlich sieht, wie eine Zwillingsschwester der andern. Ob Laura vielleicht glaubte, durch solche Trennung würde das Herz des Geliebten ihr zugewendet werden, er würde plötzlich erwachen und die Arme nach ihr aus-

strecken, wer kann es sagen?! Es liegt ja in der menschlichen Natur, das erst begehrenswerth zu finden, was uns entrissen oder unerreichbar geworden ist. Nur oberflächlichen Beobachtern erschien sie als eine glückliche Braut, die Augen des Malers hingen oft mit dem Ausdruck banger Sorge an dem wunderschönen Antlitz, auf dessen Stirn ein fremder, seltsamer Zug stand und dessen Lippen oft wie im Weinen zuckten, wenn der Mund übermüthige Worte sprach und die Augen dazu glühten und funkelten. Aber er redete nie mit ihr über ihren Verlobten und über ihre Zukunft, Laura hatte das Alles gleich im Anfang hart und stolz abgewiesen, und so schwieg er und ließ sie ihren selbstgewählten Weg gehen. Sein persönlicher, ihm selbst unerklärbarer Widerwille gegen den Franzosen mußte bekämpft werden, und er that mit männlichem Ernst sein Bestes, eine Abneigung zu überwinden, die ihn schon beim ersten Blick wie ein Schauer erfaßt hatte. Die Papiere des jungen Mannes wiesen eine gesicherte Existenz nach; es blieb Jacob Hauer im Grunde nichts mehr übrig, als in seinem Hause die Hochzeit auszurichten, die auf den besonderen Wunsch der Braut ganz still gefeiert wurde.

Zum ersten Mal fühlte sich nicht nur der Künstler, auch der Mann lebhaft berührt von dem fremden, hinreißenden Ausdruck ihrer Schönheit, als sie in dem Kranz von Orangenblüthen und dem schlichten, weißen Kleide nach dem Act der Trauung auf ihn zuging. Unwillkürlich trat er zurück, um ihr einen Blick der Bewunderung zuzuwerfen, wie ihn die Augen des Bräutigams noch nicht für sie gehabt. Sie aber reichte ihm nur zitternd die Hand und senkte den Kopf, und da drückte er leise seine Lippen auf ihre Stirn. Er sah, wie sie zusammenzuckte, in demselben Augenblick aber legte ihr Gatte ihren Arm in den seinen und führte sie hinweg.

Laura schickte sich zur Reise an; von allen Räumen des kleinen Hauses nahm sie Abschied. Sie bat, man möge sie allein lassen auf dieser melancholischen Wanderung. Der Reisewagen fuhr vor, noch war sie nicht zurückgekehrt, und die kleine Margaretha lief, sie zu suchen. An der Hand des Kindes trat sie wenige Minuten darauf im einfachen Reiseanzug herein. Aber der Schleier war schon herabgelassen von ihrem Hute und sie stürzte nur noch einmal in wilder Aufregung der Kranken zu Füßen, preßte das Kind an sich und wurde fast bewußtlos in den Wagen getragen. Den Mann, den sie liebte, berührte sie nicht mehr mit der Spitze ihres Fingers. Als der Wagen davonrollte, durchschnitt ein herzzerreißender Weheruf die Luft. Das war der letzte Laut, den Jacob Hauer von den Lippen der blonden Spanierin gehört.

Laura war fort und mit ihr die blonde Locke der Charlotte Corday. Viel, viel später erst, als an jenem Hochzeitstage, entdeckte der deutsche Maler den Raub, den man an ihm begangen, und ahnte den Zusammenhang aus jenen verworrenen Briefen, welche Laura nach ihrer Flucht schrieb und die bald genug ganz aufhörten.

Die Spur der unglücklichen Frau ging verloren. Die gänzliche Aufklärung der seltsamen That kam erst viel später. Philipp Valeur war ein naher Verwandter Roner's und hatte unter dem Versprechen der bedeutenden Erbschaft der kranken Unglücklichen es übernommen, um jeden Preis die Locke der Charlotte Corday an sich zu bringen, von der ihm das Gerücht erzählt, daß sie sich in dem Besitz jenes deutschen Malers befinde, der damals sein Nachfolger geworden. Der junge Mann fand die blonde Spanierin reizend genug, eine Zeit lang mit ihr zu spielen, entdeckte bald das wunderliche Geheimniß ihres Herzens und gewann eine willigere Helfershelferin für seinen Zweck, als er anfangs vermuthete. Die ‚Komödie' einer Trauung machte ihm nicht viel Sorge; nach kaum einem Jahr qualvoller Ehe trennte er sich von seiner Frau. Sie verließ Paris und wendete sich nach dem südlichen Frankreich. Ein alter Geistlicher nahm sich ihrer an und verschaffte ihr die Arbeit einer Näherin. So ernährte sie sich und ihr zwei Monate altes Töchterchen. Die Reue über ihre That zehrte an ihrem Leben. Sie schrieb viele Briefe nach Deutschland, keiner erreichte den Ort seiner Bestimmung, wenigstens erhielt sie nie Antwort.

Im Jahre 1822 starb Jacob Hauer, nachdem ihm sein Weib lange vorher im Tode vorangegangen. Ein Zeichen der Versöhnung ließ er noch zu der Unglücklichen gelangen — allein es hatte einen langen Weg nehmen müssen, ehe es in die abgelegene Provinz und wirklich in die Hände der einst so schönen Laura gelangte, es war das Bild der Charlotte Corday. Die blonde Spanierin sah jedoch diese Gabe nur als eine Strafe an, und die Erschütterung ihres Herzens bei dem Anblick ihrer Feindin war so groß, daß sie wenige Wochen später starb. Vorher hatte sie noch die Freude, ihr Kind, die schöne Jacobine, an einen jungen talentvollen Maler verheirathet zu sehen. Das Bild des Mädchens von Caen ging in seinen Besitz über. Ihrer Tochter aber nahm sie, indem sie ihr die Geschichte ihres Lebens erzählte, das Versprechen ab, um ihrer Seelenruhe willen nicht eher zu rasten, als bis sie die Locke der Corday den Hinterbliebenen Jacob Hauer's wieder zugestellt. Ihr Schwiegersohn entwarf in jenen Tagen ein Portrait von ihr, sie starb vor der Vollendung und zwei Monate später verbrannte dies Bild in der Malerstube auf eine räthselhafte Weise. Später malte der junge Künstler seine Frau — an demselben Tage starb ihm plötzlich sein ältester Knabe. Viele, viele Jahre später malte der Sohn dieses Mannes die geliebte Mutter — drei Tage darauf starb der Vater und ein jüngstgeborenes Töchterchen. Seitdem wurde nie mehr ein Frauenportrait gemalt von der Hand Gaston Dumont's, denn ich bin der Enkel jener Unglücklichen, die man die blonde Spanierin nannte, und meine arme Mutter findet weder Ruhe noch Rast auf Erden, bis sie die Schuld der Todten gesühnt und die Locke der Familie jenes deutschen Malers zurückgegeben hat."

„Ich weiß, wo die Locke ist," stammelte jetzt Melanie, „und durch meine Hand werden Sie Ihrer Mutter den Frieden bringen. Alphons ist in dem Besitz der Locke, er trägt sie in einem schwarzen verschlossenen Portefeuille bei sich. Er wird sie mir geben, o, wie glücklich bin ich!"

Ach, es kam Alles ganz, ganz anders, als das junge Mädchen dachte, wie eben so oft die Bilder unserer Gedanken und Hoffnungen, die wir auf die Staffelei des Lebens stellen, unter dem derben corrigirenden Pinsel des Schicksals zu grauen trübseligen Landschaften werden. Gaston Dumont weigerte sich, auf Umwegen und durch die Vermittlung des geliebten Mädchens die verhängnißvolle Locke der Charlotte Corday wieder zu erlangen; er selbst wollte in männlicher Offenheit dem Großneffen Valeur's entgegentreten und sein Recht fordern. Die Aussicht auf die Möglichkeit, das geraubte Kleinod wieder zu erlangen, stärkte wunderbar die Kräfte von Gaston's Mutter, sie entschloß sich zur beschleunigten Reise; schon am andern Tage nach seiner Erzählung nahm er Abschied von der Geliebten. Es war ein seltsames Scheiden, voll wunderlicher phantastischer Hoffnungen, unklarer, gefährlicher Träume. Obgleich nie das verhängnißvolle Wort zwischen Beiden ausgesprochen worden, schwebte es doch in der Luft, in jedem Hauche der Lippen, in jedem Blick der Augen. Fest lagen die Hände noch einmal ineinander; sagte der kurze heiße Druck nicht: „Auf Wiedersehen?"

„Und wenn Alphons sich weigern sollte?" fragte das Mädchen noch einmal leise.

Ein düsterer Schatten flog über Gaston's Gesicht, er antwortete nicht.

„Dann denken Sie meiner, Gaston, und daß ich es mir und Gott gelobt, das Kleinod in die Hände Ihrer Mutter zurück zu bringen." Dann schieden sie.

Der alte Herr begleitete seinen Liebling noch bis D. und verabredete mit ihm eine Zusammenkunft im nächsten Frühjahre im grauen Schlosse. „Dann kommt unsere kleine Frau Melanie aus Paris auch herüber," sagte er heiter und küßte sein Kind auf die blasse Wange, „und Ihre Mama muß bei uns wohnen und nicht in D. Hier wird sie gewiß gesund! Und wir lernen endlich das verteufelte Fleisch malen. Ich werde den ganzen Winter lauter Evas auf die Leinewand zaubern, zum Entsetzen der guten Köhler. Herausbekommen muß ich Euer Kunststück!"

Während der Wagen davonrollte, lag Melanie, das junge Herz bedrückt von tausend widerstreitenden Empfindungen und einer Angst, die ihr fast die Besinnung raubte, auf den Knieen vor ihrem Bette und erstickte ihr Schluchzen in den Kissen. O wie leer war es überall geworden, leer in der Luft, im Garten, im Zimmer, jeder Platz leer und öde! Und wie viel Zeit lag vor ihr, so entsetzlich viel Zeit und sie besann sich auf keinerlei Thätigkeit. Was nun anfangen, wer sollte ihr helfen?! Alphons?! Schaudernd verhüllte sie ihr Gesicht. Ach, das war jene Liebe, von der ihre Erzieherin ihr geredet am Abend ihres Verlobungstages, und die Prüfung und die bittere Noth waren auch da, Fräulein Köhler aber beendete eben die große Entsagungsscene im

fünften Capitel ihres zweiten Bandes und dachte: „Es ist doch seltsam, daß man so wenige Tragödien und herzbrechende Geschichten in nächster Nähe erlebt. Wie geht Alles so alltäglich her, heut' zu Tage! Konnte nun zum Beispiel meine Schülerin sich nicht ein klein Wenig — in allen Ehren natürlich — aber doch mit einigen Kämpfen und Thränen, für den jungen Maler interessirt haben? Welch' pikante Würze des ewigen Einerlei hätte solche Episode gegeben und welch' Studium für mich! Die Romantik ist ausgestorben, das ist mein nie verhallender Seufzer. Aber freilich, ein Maler, der aussieht wie ein Assessor, ein Maler ohne lange Locken und mittelalterliches Barett?! Melanie hatte Recht!"

Nach einiger Zeit lief ein langer Brief von Alphons ein, an seinen Schwiegervater, für Melanie lag kein Blättchen bei. Der alte Herr gerieth nach Lesung des Schreibens in die lebhafteste Unruhe, die er auf das Aengstlichste zu verbergen sich mühte. Er ließ sofort die Erzieherin seiner Tochter zu sich bitten und berieth mit ihr, wie der Inhalt des Briefes auf die schonendste Weise dem jungen Mädchen beizubringen sei. Es handelte sich nämlich um nichts Geringeres, als um eine Forderung von Alphons Dacier für Gaston Dumont, und der Maler hatte das Duell zurückgewiesen bis — nach dem Tode seiner Mutter, die schwer erkrankt daniederlag. Alphons nannte ihn nun höhnend einen Feigling und verlangte von seinem Schwiegervater, daß für alle Zeiten der Name Gaston Dumont in seinem Hause ein vergessener sei und bleibe.

„Weshalb die Beiden so hart aneinander gerathen, sei ein Familiengeheimniß, schreibt Alphons, er spricht sich darüber etwas mystisch aus," fügte der alte Herr hinzu. „In jedem Falle bleibt das Zurückziehen Gaston's eine unedle That. Ich hätte dergleichen nimmer von ihm erwartet."

„Aber seine Mutter hat doch Nichts, als eben ihn," wandte die Köhler ein, „es hieße ja die Mutter tödten, wenn er das Duell annähme!"

„Ach was, das sind Weiberbegriffe! Es giebt gewisse Gesetze der Ehre, die der Mann in keinem Falle umgehen darf. Und man stirbt ja nicht gleich in jedem Duell. Weshalb sollten auch die Beiden so blutdürstig auf einander sein, dazu ist gar kein Grund denkbar. Sie konnten sich von jeher nicht leiden — das war Alles. Mit ein paar tüchtigen Schrammen wäre Alles abgethan gewesen! Bringen Sie nun die Sache dem Kinde bei, so daß Melanie sich um Keinen der Beiden zu sehr betrübt; ich kann nun einmal durchaus keine traurigen Geschichten mit ihr besprechen!"

Die Köhler war in der größten Erregung. Mit zitternden Knieen eilte sie zu ihrer Schülerin in den Garten hinab. Endlich, endlich ein wirkliches Ereigniß, ein erfrischender Hauch von Romantik in der Wüste des Alltagslebens, eine wirkliche Duellabsicht! Schade nur, daß die beiden Männer nicht hier, auf bekanntem Terrain aneinander geriethen, daß man hätte vermitteln, trösten, beruhigen und vielleicht gar verbinden können! Es war hier noch nie das kleinste Unglück geschehen, kaum einmal ein Schnitt in den Finger! Schade freilich noch mehr, daß in der Duellgeschichte Alles aus war, ehe sie noch begonnen! Das Fräulein sah deshalb auch gar keinen Grund ein, mit dem jungen Mädchen so besonders vorsichtig umzugehen. Es schadete diesem allerliebsten, gesunden, prosaischen Geschöpfchen durchaus nichts, einmal der Möglichkeit eines romantischen Unglücks in die Augen zu schauen. Ohne Einleitung wollte sie mit ihr reden, Melanie war nie schreckhaft gewesen. Sie trat in die Veranda, wo sie ihre Schülerin am andern Ende vor ihrem kleinen Zeichentische bemerkte. Das Mädchen saß in einem leichten blaßrothen Kleide, dessen Falten die reizende Gestalt lose umflossen, gedankenvoll da, spielte mit dem Stift und schaute in die grüne Nacht des Parks hinein. Die Profillinie ihres Gesichts war der Beschauerin zugekehrt. Es lag eine solche Anmuth und Frische auf diesem lebenden Bilde, daß das Fräulein einen Augenblick in Bewunderung versank. Das schöne Haar war herabgeglitten, eine der schweren Flechten berührte die Schultern.

„Sie ist ganz wie gemacht, Etwas zu erleben," murmelte die Erzieherin, „und heirathet ohne Widerstand und ohne Liebe eine Art von Vetter mit so und so viel tausend Franken Einkünften! Kann man sich etwas Prosaischeres erdenken?"

Nach dieser kleinen Betrachtung trat sie näher, legte ihre Hand Melanie auf die Schulter und sagte in aufgeregtem Ton: „Eine wunderbare Nachricht aus Paris, Melanie — ein Duell — Alphons —"

Sie wurde unterbrochen durch einen Aufschrei des Mädchens. Mit starren Augen schaute Melanie einen Moment in das Gesicht der erschreckten Gouvernante; dann überzog eine Todtenblässe ihr Gesicht und sie sank, zum ersten Mal in ihrem Leben, ohnmächtig zusammen.

„Großer Gott, wie Du mich entsetzt hast, Kind!" sagte die Köhler eine Stunde später, als sie neben ihrer mattlächelnden Schülerin im Sopha des Gartensalons saß. „Konntest Du nicht warten, bis ich Dir Alles erzählt? Würde ich so zu Dir gesprochen haben, wenn Alphons verwundet gewesen wäre? Kleine Voreilige! Nun weißt Du Alles und siehst, daß Alphons gesund und munter, und von Gaston sprechen wir nicht mehr! Laß nur dem Vater nichts von Deiner Ohnmacht merken. Im Grunde bin ich doch stolz, daß meine Schülerin — eine wirkliche, ordentliche Ohnmacht gehabt hat. Es ist dies ein Zeichen, daß —"

„Liebe Köhler, ich möchte gern eine Stunde allein in meinem Zimmer ausruhen," bat Melanie, „aber ich fürchte, daß ich noch nicht ohne Unterstützung dorthin gehen kann!"

„Komm, ich führe Dich, mein theures Kind. Sei nur ruhig, in wenigen Wochen ist Alphons bei Dir, um sich nie wieder von Dir zu trennen." —

Melanie blieb allein, allein mit ihren marternden Gedanken, mit tausend Fragen und der brennenden Sehnsucht nach jenem Einen, dessen sie nicht mehr gedenken sollte, denn Alphons hatte ihn einen Feigling genannt.

Als Melanie einige Stunden später den Brief von Alphons gelesen, schloß sie sich ein und schrieb an ihren Verlobten. Was sie ihm sagte, erfuhren weder Vater noch Erzieherin, aber es mochten wohl aufregende Dinge gewesen sein, von denen sie zu ihm geredet, denn die Wangen des Mädchens glühten wie im Fieber und die Augen zeigten Spuren von Thränen.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, und nun entspann sich ein so lebhafter Briefwechsel zwischen beiden Verlobten, daß selbst der alte Herr bedenklich den Kopf dazu schüttelte und eines Tages bemerkte: „Kind, Du treibst es zu arg, Du hältst den Jungen von seinen Geschäften ab; er hat vor der Hochzeit und Eurer Brautreise noch Manches abzuwickeln, das vergiß nicht. Frauen kennen nun einmal keine Rücksicht für die nothwendige geschäftliche Thätigkeit der Männer! In drei Wochen siehst Du ihn ja!"

„Es wird von seinem nächsten Briefe abhängen, ob ich ihn sehe, um ihn zu heirathen, oder ob ich ihn nie wieder sehe, Vater," sagte das junge Mädchen fest.

Der alte Herr ließ vor Schreck seinen Pinsel fallen. „Du träumst wohl, Melanie, oder Du hast Fieber; um Gotteswillen, Kind, was fällt Dir denn ein?"

„Laß das jetzt, lieber Papa, ich gebe Dir mein Wort, Du sollst Alles später erfahren, und ich bin auch nicht unvernünftig oder schlecht, sei nur noch eine kleine Weile geduldig!"

Ihre thränenvollen Augen, die sich jetzt zu dem Vater erhoben, verfehlten ihre Wirkung nicht.

„Sei nur um Gotteswillen nicht traurig, mein Herzenskind, Du weißt, das ist mir unerträglich! Folge Deinem Herzen, ich werde Dich nie zwingen, unglücklich zu werden; aber denke nicht an Dich allein, denke auch an das Versprechen, das Du Deiner todten Mutter gegeben. Das sind gar ernste Dinge, mein Kind, woran ein Begrabener mahnt!"

Es kam kein Brief von Alphons, wohl aber kam er selber. Stand doch eine reiche, reizende Braut einer „albernen Kinderei" wegen auf dem Spiele. Wer hätte aber gedacht, daß in diesem Kinderkopf so viel Festigkeit stecken würde! Die Auslieferung der Locke in ihre kleine Hand — oder die Verweigerung dieser Hand, das war es, worunter Alphons wählen sollte. Nach allerlei verschiedenen Ausflüchten, Winkelzügen, nach Ausbrüchen von Zorn und Unmuth, nach den heftigsten Schmähungen gegen den feigen und zugleich dreisten Menschen, der sich in das Haus und vielleicht auch Herz der Braut geschlichen, gab er endlich nach. Er erschien selber und gelobte, die Locke auszuliefern unter der Bedingung, daß der Hochzeitstag in einem Monat und mit allem Glanz gefeiert werde. Melanie, bleich, sagte es wie im Traume zu und empfing jenes kleine schwarze Portefeuille, das einst ihre

eifersüchtige Neugier erregt. Der silberne Schlüssel war daran befestigt. Sie schloß es auf. Da lag der unheilvolle Gegenstand so vieler Kümmernisse, das schöne blonde Haar des Mädchens von Caen. Lange, lange schaute Melanie darauf hin, die Gestalt der wunderbaren Frau selber, wie sie Gaston beschrieben, schwebte schattenhaft vorüber. Der Kopf des blonden Malers tauchte auf, neben ihm ein finsteres, wildes Antlitz; es war Armand Rouer, wie sie ihn sich dachte; der schlangengewandte Philipp Valeur, mit den blitzenden Augen und dem Spottlächeln auf den Lippen, wie sie es in dem Zimmer von Alphons in Paris gesehen, erschien; neben ihm das reizendste Frauenbild, die blonde Spanierin, mit den Augen einer Murillo'schen Madonna, und endlich jene bleiche, wunderschöne Frau mit dem tiefen Gram in allen Zügen und dem Licht unendlicher Liebe in den Augen, wenn sie auf den Sohn blickte, und dieser Sohn selber, Gaston, den sie jetzt einen Feigling nannten, weil er das Leben seiner Mutter höher hielt, als seine Ehre bei den Menschen.

Zuletzt löste sich Alles, verschwamm Alles in einem Strom von heißen Thränen. Sie tropften nieder auf die blonde Locke der Charlotte Corday. An demselben Abend ging in kleines Paket nach Paris, von folgenden Zeilen begleitet:

„Die Kraft einer schwachen Frauenhand sollte doch weiter reichen, als der trotzige Wille eines Mannes; hier ist die unselige Locke. Möge sie nun Frieden bringen und selbst still und friedlich ruhen in der Nähe dessen, dem man sie einst raubte! O Gaston, warum hat Alles so kommen müssen! Wir werden uns nie wieder sehen! Nie! Ich habe das Alphons versprochen. Er hat jetzt einen Grund, uns zu trennen: Sie haben sich ja geweigert, sich mit ihm zu schlagen, nachdem er Sie mit Worten beschimpft und Sie ihn durch Ihre Erwiderung tödtlich beleidigt. Mein armer Kopf ist mir so verwirrt, ich kann alle diese wunderlichen Gesetze, alle diese trostlosen Conflicte mit meinem Mädchenverstande mir nicht zurechtlegen. Ich bin so fern von allem Verwirrten und Traurigen aufgewachsen. Man hat mich allezeit behütet und geschützt, Alles war so friedensvoll und die Geschichten, die mir die gute Köhler erzählte, und die Bücher, die wir zusammen lasen, waren nur dann und wann traurig, aber am Schlusse kam immer wieder Sonnenschein. Jetzt ist mir, als sei Alles dunkel, als könne es nie wieder hell und blau werden über mir. Wunderliche Pläne sind durch meinen Kopf gegangen in diesen letzten Wochen, ich stand oft vor dem Atelier meines guten Vaters, die Hand auf der Thürklinke, und wollte zu ihm hineingehen, um ihn zu bitten — doch wozu Ihnen sagen, was ich bitten wollte? Ich ging wieder zurück; war's aus Feigheit, oder weil ich hoffte, es solle für uns Alle ein bequemes Wunder geschehen? Ach, es war ja so recht die Zeit dazu! Aber es geschah nichts! Die Todte kam nicht wieder und löste meine Hand aus der meines Verlobten. Ich darf Ihnen nicht, wie ich wollte, jene Last tragen helfen, die ich jetzt auf Ihren Schultern sehe, jene Last, die Sie um einer Mutter willen auf sich genommen. O Gaston, ich weiß, daß diese Last Sie schwer drückt, und ich werde, mag kommen was da wolle, die Hände dankend falten an jenem Tage, wo Sie die Bürde von sich werfen dürfen. Jeden Vorwurf kann ein Mann vom andern tragen, nur den einen nicht, welchen Alphons jetzt mit Ihrem Namen verbindet. Bis zu Ihrem Erlösungstage werde ich bei Ihnen sein mit meinem Gebet und meinen Thränen und mit tausend Gedanken.

In wenigen Wochen bin ich die Frau eines Andern, aber die gestorbene Mutter will es so, und nur durch das Opfer meines ganzen Selbst habe ich die Locke der Charlotte Corday erkauft. Sorgen Sie sich nicht um mich, ich werde ihm und mir kein Leides thun; der gute Vater und meine treue Pflegerin sollen nicht über mich erschrecken. Ich werde nicht den Verstand verlieren und von Alphons weggehen, ich will Alles thun, was er von mir verlangt, und ihn nicht elend machen, aber ich werde leben, wie jene armen Vögel leben, denen man in ihrem Käfig die Augen ausgestochen. Ich sehe kein Blau mehr und kein Gold und keine Farben, ich hatte sie früher nur unbewußt gesehen, bis mich Einer wirklich und wahrhaftig sehen lehrte. Jetzt ist Alles vorüber! Gottes Segen über Sie und Ihre Mutter! Vergessen Sie mich nicht! Nie habe ich begriffen, wie man sagen konnte: ‚Vergiß mich!' Das ist ja wie Selbstmord. Also vergiß mich nicht, wie ich Deiner nicht vergessen werde, so lange ich athme. Melanie."

Seit einer Stunde war Melanie M. die Frau des Alphons Dacier. Man saß beim Hochzeitsmahle. In der Nacht noch wollte das junge Paar nach Italien abreisen. Eine glänzende Gesellschaft war versammelt. Der Tag war trübe, in der Nacht vorher hatte ein unbarmherziger Wind die letzten bunten Blätter von den Bäumen gerissen, der Park sah kahl und melancholisch aus. Dagegen prangten die Zimmer des grauen Herrenhauses in der üppigsten Blumenfülle, und die Riesenbouquets auf den Tafeln, die man aus Paris hatte kommen lassen, entzückten jedes Auge. Das Diner war fein und luxuriös, Tafelservice und Arrangement glänzend, die Bedienung vortrefflich, die Weine vorzüglich, nur die Stimmung war eine seltsam gedrückte. Herr M. kämpfte sichtlich mit seiner Rührung, der Abschied von seinem einzigen Kinde ging ihm an's Herz; er hatte sogar seit zwei Tagen sein Atelier nicht betreten; die Köhler erschien unruhig und aufgeregt; die übrigen Gäste hatten jene Hochzeitsstimmung, welche wie eine schwere Garnitur an den hochzeitlichen Gewändern hängt, noch nicht abzustreifen vermocht. Die jungen Mädchen flüsterten mit einander und warfen verwunderte Blicke auf die todesblasse Braut. Melanie's Toilette war tadellos und erregte den heimlichen Neid aller Frauen; man sah selten ein Kleid von so schönen points d'Alençon über einer Robe von weißem Taffet, und einen so geschmackvoll gefaßten und reichen Smaragdschmuck, wie ihn die junge Frau trug. Die zierlichen Reisekoffer standen gepackt, und im Ankleidezimmer Melanie's lagen der Reiseanzug von grauer Seide und der weite Mantel von dunkelrothem, weichem Flanell; Alles war aus Paris, vom Hütchen aus der Rue Rivoli bis zu den grauen Stiefelchen aus dem Palais royal und den Handschuhen von Jouvin.

Es dunkelte bereits, die Kronleuchter und zahllose Kerzen brannten, als die Köhler hinaufschlüpfte, um ihrer Schülerin beim Umkleiden zum letzten Mal behülflich zu sein. Das Fräulein war tief ergriffen. Sie hing wirklich mit ganzer Seele an dem schönen Geschöpf, das sie seit fünfzehn Jahren bemuttert hatte. Ehe Melanie heraufkam, schrieb die Dichterin unter strömenden Thränen noch folgende Verse nieder:

„Kirchenglocken, Kirchenglocken,
Myrthenzweige in den Locken,
Abschiedsthränen, leises Zagen,
Liebessehnen, Reisewagen,
Kofferträger, Schienengleise,
Nach Italien geht die Reise.
Land, wo die Citronen blüh'n!"

In diesem Augenblick trat die junge Frau in's Zimmer. „Wissen Sie nicht, Liebste, wer vor einer Viertelstunde Alphons abrufen ließ?" fragte sie aufgeregt.

„Nein!" lautete die in erstauntem Tone gegebene Antwort. „Ich sah ihn gar nicht fortgehen und war wohl schon hier oben."

„Wir wollen Jacques, seinen Diener, rufen lassen; er weiß sicher, wo sein Herr geblieben."

„Aengstige Dich nur nicht gleich, Kind, Du siehst ohnehin so blaß und traurig aus. Es würde Alphons gewiß viel Freude gemacht haben, wenn Du Dich etwas zusammengenommen hättest. Du siehst uns ja schon im Winter wieder. Dein Herr und Gebieter war wirklich in etwas gereizter Stimmung. Ein einziges Lächeln —"

Ein Mädchen war auf das Klingeln der Gouvernante eingetreten. Man schickte sie hinunter, um den französischen Diener des Neuvermählten herbeizurufen. (Schluß folgt.)

Jagdmühen im bairischen Hochlande.

Von Heinrich Noë.

An einem sonnigen Herbsttage war es, als sich mir die wunderbare Landschaft aufthat, welche dem durch ungeheuerliche Felsthore Eintretenden die Nähe Berchtesgadens, des vielbesuchten und vielgefeierten Städtchens im östlichsten Winkel des bairischen Hochlands, verkündet. Schon waren die vom Mühlsturzhorn herabgewetterten Kalktrümmer überschritten; die Eiszinken des Hochkaltern schauten über das üppige Grün des Ramsauer Engthales, und das Rauschen des Klausbaches über-



Abstieg mit dem Hirsch vom Hochkaltern.
Nach einer Originalzeichnung von L. Fux.

täubte den Hall der Schritte, die sich auf den spitzigen Kalkkieseln der erst vor wenigen Tagen vom Hochwasser überrieselten Straße fortbewegten. Ich kam vom Hirschbühel herab. Bald sah ich den zerklüfteten Göhl aufragen und nach wenigen Schritten lag sein unergründlicher Spiegel vor uns, der oft besungene Hintersee. Aus diesem Gewässer blickt wie aus einem gewaltigen Thautropfen in Umrissen, welche von den leicht gekräuselten Wellen abgestumpft und verzärtelt werden, dieses ganze Land, das sich

mehr gegen die Höhe des Himmels als gegen seinen Rand hin erstreckt. Auf die mächtigen Ahorne, welche in dieser Mulde stehen, fielen schwache Lichter; schon vergilbten ihre Blätter, einige hingen purpurroth an den wuchtigen Aesten. Die ganze Gegend lag in jener seltsamen, dämonischen Beleuchtung, wie sie oft einem stürmischen Tage vorangeht. Die Zacken hatten die grellsten Umrisse; wo nicht schroff das Licht auffiel, war schwarze Nacht, der Schnee schien flüssiges Gold. Der höchste Glanz und unbegreifliche Dunkelheit grenzten haarscharf aneinander.

Bald hatte ich das Wirthshaus erreicht und saß im Gespräch mit Jägern. Man sprach von den Bergen und der größeren oder geringeren Mühe ihrer Ersteigung. Ein Watzmann, dessen Gipfel neuntausend Fuß hoch in's Flachland hinausschaut, wird da gar nicht genannt, weil sein Rücken gemach ansteigt und man weder Steigeisen, noch Stricke und Leitern bedarf, um die hohe Zinke zu erklimmen. Ein Bergrücken aber, der dem Wanderer diese Dinge nicht zur Nothwendigkeit macht, kommt bei Erwähnung anstrengender Touren nie in Betracht, er möge so hoch sein, wie er wolle. Dagegen waren Alle darin einig, daß den Hochkaltern zu besteigen nicht Jedermanns Sache sei. Forstgehülfe Graßl, der diesen an Abgründen und Schrecken reichen Berg wie kein Anderer kennt, meinte sogar, es dürften es wohl die Allermeisten bleiben lassen, bis zum Signalgrat hinaufzuklettern. Wenn es auch kaum solche Wände giebt, wie die an der bekannten Zugspitz, an denen sich der Grainauer Forstwart herabließ, so ist doch die Möglichkeit auf's Blaueis oder in tiefe Klüfte hinabzustürzen keine geringe. Der Forstgehülfe sprach noch aus frischer Erinnerung, denn er hatte erst diesen Nachmittag weit oben, in der Richtung gegen die Hocheisspitz zu, einen Hirsch geschossen. Ausgeweidet hatte er ihn gleich und auch das „Unschlitt" mit herabgebracht, aber droben lag er noch, der schwere Zehnender.

„Der Jack muß ihn morgen herunterholen," sagte der Forstgehilfe.

Jack saß am Ofen. Er trug eine graue Joppe, Hosen von grobem Segeltuch mit einem Zwickel unter dem Knie und lange Strümpfe, welche weiß sein sollten. Er nahm die Botschaft mit der größten Freude auf.

„Der Andrädl muß auch mit," setzte er lakonisch hinzu.

Darauf verzehrten sie eine Suppe. Diese wurde in einer ungeheuern Schüssel aufgetragen und enthielt Verschiedenes, was gewiß nicht in Kochbüchern steht. Jack und Andrädl, der eben so gekleidet war, wie ersterer, legten sich sodann auf die Bank und tranken, wahrscheinlich schon auf den morgigen außerordentlichen Verdienst hin, ein paar große Gläser Enzianbranntwein.

Ich war mit dem Forstwart allein. Das Licht brannte trüber und trüber, in mir stieg aber immer gewaltsamer der Wunsch auf, mich bei der Abholung des Hirsches auf der schroffen Schneide zu betheiligen. „Es sind zwar gute sechs Stunden hinauf," meinte Graßl, „aber es bleibt Ihnen unbenommen, mit zu gehen, wenn Sie's aushalten." Ich dankte ihm und zog mich zeitig zurück, um Kraft für einen Gang zu bekommen, der für Jack und Andrädl vielleicht ein Spaß, für jedes andere Fußwerk aber, als das eines Holzknechtes oder Jägers, jedenfalls eine Anstrengung sein mußte.

Der frühe Morgen zog wirklich so von den Wänden des Göhl herüber, wie ich mir es vorausgedacht hatte. Im Thale lag graue Trübe und in einer Höhe von wenigen Tausend Fuß versteckten dichte Wolkenbänke die Gipfel der Berge. Es war eine unerquickliche, feuchte Frühkühle. Auf dem Hintersee trieben sich Nebel herum, zwischen denen hier und da eine schwarze Welle hervorlugte.

„Es wird grob Wetter," sagten die Knechte, die schon lange in Bereitschaft standen. Die zwei Bursche sahen aus wie die ausgezeichnetsten Wildschützen, welche mir je in den Bergen vorgekommen sind. Voll Feuer, Kraft und Muth in den Augen, mit Muskeln wie Stahlfedern und einer Kenntniß der hohen Wildnisse, wie eine Alpendohle oder ein Jochgeier, konnte es ihnen nicht fehlen, wenn sie dem gefährlichen Gewerbe obliegen wollten. Ich machte Graßl meine Bemerkungen darüber, der aber sagte:

„Das sind Holzknechte bei uns und haben ihren ständigen Verdienst. So wie sie in Verdacht der Wilddieberei kommen, gleichviel ob begründet oder unbegründet, werden sie augenblicklich von der Arbeit entlassen. Das fürchten sie, denn sie können sich dann lange Zeit vergebens nach einer andern umsehen. An ihrer Lust zum Wildern aber zweifle ich keineswegs. So wird nicht leicht einer von unsern Leuten Wildschütz, allein aus dem Pinzgau kommen sie herüber. Denn drüben steht keine Gemse und kein Hirsch mehr, während bei uns Alles davon wimmelt."

Unterdessen hatten die Knechte einen Schlitten beigebracht.

„Wir müssen doch nicht über Schnee? fragte ich, etwas angefröstelt.

„Nein," antwortete Graßl. „Die Zwei ziehen oder tragen den Schlitten so weit wie möglich, bis es einmal so steil hergeht, daß sie ihn stehen lassen müssen. Es zieht sich der Hirsch doch immer noch leichter auf dem Schlitten, wenn es gleich über Steine und Geröll geht, als er sich auf den Schultern trägt."

Der Gebrauch des Schlittens Jahr aus Jahr ein ist im Berchtesgadener Lande überhaupt nichts Ungewöhnliches. Wie sollten die Bauern, welche in hochgelegenen Höfen, fast an der Grenze des Felsens, im sogenannten „Mittelgebirg" wohnen, ihre Lasten auf und ab bewegen? Der einzige Weg zu ihnen hinauf ist ein Gangsteig oder Viehtrieb, bei dessen bloßem Anblick jeder Gedanke an die Möglichkeit eines Wagens oder an die Möglichkeit, eine schwere Bürde auf den Schultern hinaufzutragen, schwindet. Ich begegnete einmal im Juli, als ich in einem feuchten steinigen Hohlgrund eine jähe Höhe hinanschritt, einem solchen Erdschlitten; er trug eine Leiche. Hinterher gingen eine Menge Leute von den umliegenden Alpenhöfen, laut für die Ruhe des Dahingeschiedenen betend. Dieses Bild frischte in mir der Anblick des Schlittens, auf welchem man den getödteten Hirsch herabholen wollte, lebendig wieder auf, und ich kann nicht sagen, daß es zur Vermehrung der heiteren Eindrücke dieses Morgens beitrug.

So setzten wir uns denn — der Forstgehülfe, Jack, Andrädl und ich — in Bewegung. Es dauerte nicht lange und das Steigen begann. Ueber Steine und vielfach verästelte Wurzeln der Nadelbäume ging es mühsam aufwärts. Nachdem wir eine gewisse Höhe erreicht hatten und das Ramsauer Thal, die Rabenau, tief unter uns sahen, der Klausbach nur noch am Rauschen kenntlich war und der Hintersee blaß zwischen hohen Wipfeln heraufdämmerte, trennten wir uns. Die Knechte zogen den Schlitten über den Reitsteig weiter, der mit vieler Mühe bis in's Ofenthal, ein felsiges Plateau, angelegt wurde. Es kann nur einem König einfallen, hier reiten zu wollen. Der verstorbene König von Baiern, ein leidenschaftlicher Gemsenjäger, ließ sich zu seiner Bequemlichkeit an und auf vielen Bergen des Hochlandes solche Steige ebenen, wobei mancher der Arbeiter beim Sprengen oder durch anderes Unglück sein Leben verlor. Freilich sind sie auch für den Alpenpilger eine gewünschte Hülfe, und manche Berge, wie z. B. der Kramer bei Garmisch unweit Partenkirchen, sind dadurch eigentlich erst zugänglich geworden.

Wir aber hielten uns auf dem „Jagersteigl", das sich links am steilen Gewänd hinzieht. Die Wände links und die Abgründe rechts begannen schon in gewaltigen Verhältnissen aufzutreten, und oft blieb den Füßen nur ein schmaler Raum, um sich zwischen beiden hindurch zu winden. Hier und da half uns eine Eibe mit ihren Nadelklumpen; an diesen Wänden ist einer der wenigen Standorte, an welchen dieser merkwürdige Baum in Südbaiern noch angetroffen wird. Wir mußten aus Vorsicht uns Schritt für Schritt an den Felsen hinantasten und hatten deshalb Muße genug, die Stämmchen näher anzusehen. Denn es sind meist nur dünne Stämmchen. Ein solches Stämmchen von neun Zoll Durchmesser kann aber an dreihundert Jahre alt sein; es giebt wohl keinen Baum, der langsamer wächst.

An einem Quell, der aus dem Kalkgeklüft hervorrieselt, ruhten wir, bereits durstig geworden, ein wenig aus und betrachteten, was bei dem Nebel zu sehen war. Hinter uns war eine wüste aufgeriebene Furche in den Berg eingerissen; der aufgewühlte Felsgrund sah aus wie das trockene Bett eines wilden Alpenstromes. Hier hatten vor Zeiten herabstürzende Lawinen einen Schutzwall zerschmettert und mit den tiefen Wurzeln ausgerissen. Daß er später wieder angesäet worden war, sah man an jungen Pflanzen, die an einigen Stellen aus der Verheerung hervorschauten, aber auch von diesen waren die meisten wieder von spätern Rutschungen und Schneestürzen theils ausgewühlt, theils mit Schotter überdeckt worden. Eine solche Rinne bringt dem Fremdling zuerst einen klaren Begriff von der Macht der zerstörenden Gewalten in den Alpen bei. Aber das Merkwürdige dabei bleibt, daß die hohen Gipfel dadurch an ihrer eigenen Zerstörung arbeiten. Der Schotter, die vom Wasser gewaschenen Kalktrümmer, werden herabgeschwemmt, von den Bergwassern in die Flüsse getragen, von diesen zerschlämmt

und kommen endlich bei den großen Deltabildungen der Ströme als Niederschlag wieder zum Vorschein.

Nachdem wir noch eine Stunde hinangestiegen waren, erreichten wir das „Jägerhäusl", eine Hütte, welche den Eindringlingen in diese Orte der Stürme und des Verderbens einen nothdürftigen Schutz gewährt. Von hier konnte man deutlich in die zerklüfteten Wände hineinschauen, auf deren Spitzen und deren Scharten unvergängliche Schneelager sich festgesetzt haben. Zur eigentlichen Gletscherbildung kommt es in den bairischen Kalkalpen nicht; die blauen Eismassen, welche hie und da den Abfall der Wände trennen, sind eigentlich nur fest durchgefrorener Schnee. Denn das Gestein ist zu porös und auch wegen seiner Weichheit von der Atmosphäre so abgewittert, daß es nirgends die sanften Neigungen, die Kuppelform darbietet, wie die Centralalpen, auf deren krystallinischem Gestein sich das Eis leicht aufhäuft.

Eine Portion Branntwein, die den Culturmenschen in der Ebene vollständig betrunken machen würde, läßt ihn hier vollständig nüchtern. Die große Anstrengung, die feine Luft „zehren's" wieder weg. Eine solche Libation nahmen wir im „Jägerhäusl" vor, und nun galt es, unsere Genossen einzuholen, die jetzt wohl auch schon an einer Stelle angekommen sein mochten, wo sie den Schlitten stehen lassen mußten.

Nach einem beschwerlichen Marsche auf den von den Wänden niedergerollten spitzigen Steinen, auf denen eben ein während der Nacht frischgefallener Schnee zerfloß, kamen wir in's Ofenthal. Hier ist bei königlichen Gemsjagden der „Anstand". Hunderte von Treibern haben vorher Tage lang auf den schroffsten Gebirgen eine Kette gebildet, welche das geängstigte Wild bestimmten Punkten zujagt. Mit ungeheurem Geschrei — das Hetzen macht diesen Leuten Vergnügen — scheuchen sie die Thiere nach den angegebenen Zielen. Sie haben es übrigens mit keinem zu unterschätzenden Gegner zu thun; die „Leitgeißen" sind schlau und erspähen jede Gelegenheit, die Kette zu durchbrechen und nach sicheren Revieren zu entkommen. Auch dürfen sich die Treiber vor den Steinen in Acht nehmen, welche durch die Flucht großer Rudel von den Graten herabgewälzt werden. Oft weiß auch die Herde kein anderes Mittel der Flucht, als sich einem der Treiber gerade entgegenzustürzen; da bleibt diesem nichts übrig, als sich platt auf den Bauch zu legen und die hohlhörnigen Wiederkäuer über sich stampfen zu lassen. Er darf dann von Glück sagen, wenn er mit ein paar Löchern im Kopfe davonkommt. An solchen Punkten, wie z. B. hier in der engen Schlucht des Ofenthales, stehen dann die Cavaliere und schießen auf die vorübereilenden Thiere aus Büchsen, welche ihnen ihre hinten postirten Leibjäger fortwährend geladen überreichen. Von den Mühen der Treiber haben die vornehmen Jäger meist keinen Begriff.

Unsere Knechte, die auch dies Treiberhandwerk wohl verstanden, erwarteten uns. Der Schlitten wurde zurückgelassen und nun ging es bergan. Der eigentliche Ernst der Partie begann. Der Hirsch versteigt sich zwar selten so hoch wie dahin, wo wir eben einen todten holen wollten; in der Regel überschreitet er die Grenze des Baumwuchses nicht, da er auf dem nackten Gestein überaus unbeholfen ist. Aber bei schönem Wetter kommt es doch von Zeit zu Zeit vor, daß er in höhere Regionen geräth — und gestern war ein prachtvoller Tag gewesen. Die Baumstämme wurden spärlicher; oft hatte eine solche „Rinne" ihren Bestand durchrissen. Häufig, wenn der Fels zu steil hinanstieg, hielten wir uns an den zuverlässigen Legföhren. Die Welt versank immer tiefer und schon kamen am Horizont, der sich in der Höhe mehr aufhellte, Eiskuppen zum Vorschein, die an dreißig deutsche Meilen entfernt sind. Es wurde bitter kalt; ein eisiger Wind trieb die Wolken unter uns umher, wie Staubsäulen auf einer Chaussee.

Endlich handelte es sich darum, auf zwei Fuß breitem Raume eine Kante zu umgehen, die in eine unabsehbare Tiefe abstürzt und an der man sich nur durch Festhalten an einigen verdorrten Latschen herumhelfen kann. Eben entstand eine Lücke im Gewölk und der Spiegel des Hintersees schaute herauf. Dann schloß sie sich wieder, eine andere tauchte daneben auf und so fort. Mir begann wirr im Kopfe zu werden; ich sah, daß ich im Begriffe stand, den horror vacui zu bekommen, das heißt, schwindelig zu werden. Aus Erfahrung wußte ich, daß hier alles Ermannen und Ermuthigen, alles Zwingenwollen nichts hilft; wohl aber, daß ich durch Herumgehen um jene Ecke mich in eine Lage versetzen könnte, in der ich weder zum Vor- noch zum Rückwärtsschreiten mehr die Besonnenheit hätte, mich so in arge Gefahr, meine Begleiter aber in bittere Verlegenheit brächte. Denn an solchen Stellen hat Jeder mit sich selbst zu thun und kann nicht einen Menschen führen, der im Stande ist, sich und ihn hinabzustürzen.

Ich sagte also meinen Begleitern, ich wolle sie hier erwarten. Sie waren's zufrieden, und in wenigen Secunden standen sie jenseits des Abgrundes.

Die Zwischenzeit benützte ich, um die umgebende Vegetation zu betrachten. Das Kleinwerden der Baumformen, die Legföhre, die zwergigen Stämme lehren, daß wir der Grenze des Pflanzenwuchses näher gerückt sind. Es ist ein trauriger Anblick, dessen ich bald überdrüssig wurde. Ich nahm mein Perspectiv heraus und sah mich um. Da erblickte ich zu meiner freudigen Ueberraschung in der Entfernung fünf Murmelthiere. Eines lag auf den Pfoten und schaute gerade in meiner Richtung her, gewiß aber, ohne mich zu sehen; ein anderes stand auf den Hinterfüßen und nagte an einer Pflanze, vielleicht einem Bärenklau oder Alpenwegerich; ein drittes hockte auf einem Block und machte Männchen, wie ein Hase. Zwei andere scherzten miteinander, indem sie sich wie junge Hunde wechselseitig über den Haufen warfen. So bot selbst die hohe Wüste frohes Leben. Ich ergötzte mich sehr an den Possen dieser „Mankein", wie sie unser Volk nennt. Es waren vielleicht vorläufig ihre letzten, denn schon der nächste tiefe Schnee kann sie in ihre Winterwohnungen treiben, welche sie vor dem nächsten Juni nicht mehr verlassen.

Mit einem Male erscholl ein gellendes Jauchzen von der Kante her; die Murmelthiere gaben ein tiefes Pfeifen von sich und verschwanden. Andrädl tauchte zuerst um die Ecke herum auf, er schwang ein Beil. Gleich darauf kam Jack mit einem ungeheuren Hirsch beladen und dicht hinter ihm Graßl, der, wie mir schien, sorgsam die Geweihe vom Boden abhielt. Es war so, ich sah nachher, daß er es thun mußte, denn jedes Verfangen der Enden an den Latschenästen und Festhalten derselben auf dem Boden konnte den armen Jack in den Abgrund schleudern. Endlich kamen sie mir nah. Andrädl mußte fortwährend die Latschen auf dem Boden aushauen, damit Jack sichern Fuß zu fassen vermochte; denn sie waren noch immer nur wenige Schritte von der Wand entfernt, wo ein Fehltritt die Wanderer unfehlbar schleunigst in die nächste Nähe des viertausend Fuß tiefer liegenden Hintersees befördert hätte. Auch ein paar große, verwitterte Stämme, die, von Blitzen getroffen, wohl schon seit einem Jahrzehnt da auf dem Felsen lagen, hatte der unermüdliche Andrädl zu beseitigen, damit sein Freund Jack nicht zu nah an die verderbliche Senkung gerieth.

Der Hirsch wog seine zwei Centner. Die Sehnen der vier Füße waren durchstochen und der eine Fuß nach Waidmannsart durch den Schlitz im andern durchgesteckt. Alle vier kreuzten sich auf Jack's Brust. Es war wirklich ein Zehnender, den er trug.

Ich sah, daß Jack trotz der Kälte von Schweiß triefte, und fragte Graßl, ob sie sich hier nicht noch ein wenig ausruhen wollten.

„Da nicht," sagte dieser, „der Wind hat sich gedreht, das Gewölk wird wieder heraufgejagt und wir bekommen einen tüchtigen Schneesturm."

Dagegen war freilich nichts einzuwenden. So stieg ich denn mit den Dreien durch das Krummholz hinab. Sie hielten immer die Ordnung ein, in der sie um das verhängnißvolle Eck gekommen waren, und ich weiß wirklich nicht, wer den mühsameren Posten hatte. Jack trug freilich die Last, aber Graßl konnte sich seiner Arme nicht frei bedienen, was beim Bergabsteigen als große Beschwerde erscheint, und Andrädl hatte es fast immer mit Latschen und Baumstämmen zu thun. Nach schweren Mühen erreichten sie im Ofenthale den Schlitten und das Gröbste war überstanden.

„Wie sieht's denn da weiter oben aus?" fragte ich Graßl.

„Es kommen nicht gar viel schwierige Stellen, aber manchmal kann's eben doch schief gehen. So gingen wir z. B. im vorigen Jahre ganz hinauf auf den Hochkaltern. Sie wissen, daß er nur um wenige Fuß niedriger ist, als der Watzmann. Wie's aber im Vergleich mit diesem zu steigen ist, das haben Sie selbst gesehen. Da war auch ein junger Maler aus Wien dabei, ein tüchtiger Bergsteiger. Als wir in's Ofenloch kamen, war er der Letzte. Sie wissen, das Ofenloch ist eine enge Schlucht, die man nur über eine fußbreite Schneid' erreicht, von der's links und

rechts in's Blaue hinuntergeht. Wir waren schon Alle glücklich darin im Ofenloch, als zufällig unter den Tritten von Einem der Vorderen sich ein großer Stein losmachte. Der rollte gleich wie rasend durch die Schlucht hinab; der Maler, der zuletzt ging, sah ihn auf sich zukommen. Was wollte er thun? Der Stein konnte an ihm vorbeispringen, er konnte ihn aber auch zerschmettern, und das war das Wahrscheinlichste. Er besann sich deshalb nicht lang, sondern kehrte um und sprang mit einem Satze in die freie Luft hinaus, in der Hoffnung, mit den Füßen auf die Schneid' zu stehen zu kommen, aus der wir heraufgekrochen waren. Da hatte er nun ein wunderbares Glück; er kam wirklich darauf zu stehen, obschon er sie von der Mündung des Ofenloches nicht zu sehen vermochte, überhaupt dort nichts Anderes erblicken konnte, als den blauen Himmel. Ich hätte aber Hundert gegen Eins gewettet, daß es ihm wie dem Stein gegangen wäre, der einen Augenblick nachher auf den Gletscher Blaueis hinabstürzte, daß es durch das ganze Gebirg' nur so krachte."

Als wir in's Wirthshaus kamen, erhielt Jack seinen Lohn für das Hirschherabholen. Derselbe besteht aus achtundvierzig Kreuzern. Sein Tagelohn als Holzarbeiter läuft dabei fort, was er für eine große Gnade hält.

Frage sich der Leser, um welchen Preis er wohl zwei Centner vom Hochkaltern herabholen würde!

Wir ließen es uns schmecken, als ob man uns fürstliche Speisen aufträge. Das Gefühl der Behaglichkeit erhöhte bald, wie Graßl vorausgesetzt hatte, ein mächtiger Sturm, der Flocken und Graupeln an die Scheiben warf. Der See heulte wie ein gewaltiges Gewässer, und als wir am nächsten Morgen erwachten, war die glänzende Decke der hohen Firste bis in die grüne Ramsau ausgebreitet.

Czar und Czarewitsch.*

Eine russische Haus-, Hof- und Staatstragödie.

Von Johannes Scherr.

(Schluß.)

4. Die Entsagung.

Am Morgen des 4. Februar 1718 ging im Kreml, dem alten Nationalheiligthum Rußlands, allwo vierundneunzig Jahre später der Glück- und Glanzstern Napoleon's in Brandrauchwolken versank, eine Haupt- und Staatsaction vor sich.

Im Innern des bunten Durcheinanders von Palästen, Tempeln, Arsenalen, Hallen und Höfen stand die preobraschenskische Garde unter den Waffen. Andere Regimenter hielten die Umgebungen und Zugänge der weiten Czarenburg besetzt. Die höchsten Würdenträger des Reiches, Senatoren, Prälaten, Generale und Admirale waren im Conferenzsaale versammelt. Umgeben von einer Wolke von Hofbeamten, erschien der Czar. Die Flügelthüren des Prunkaudienzsaales sprangen auf. Peter schritt, von der ganzen Versammlung gefolgt, hinein und setzte sich auf den Thron. Es verdient Erwähnung, daß in dem glänzenden Kreise von Reichsmagnaten, welcher ihn umgab, auch eine Abordnung der Bürgerschaft von Moskau in ihren langen, dunkeln Röcken Platz gefunden hatte.

Auf einen Wink des Herrschers trat der Czarewitsch ein, gefolgt von Peter Tolstoi. Der Prinz ging zum Throne, kniete auf die Stufen desselben nieder und überreichte seinem Vater ein Papier, dessen Inhalt der Czar durch einen Staatsschreiber vor der Versammlung verlesen ließ. Es enthielt das Bekenntniß der Verfehlungen Alexei's und dessen Bitte um Gnade.

Der Czar, auf dessen Stirn eine schwere Zornwolke lag, entlud seinen Kummer und Groll in einer langen Strafrede, deren Schluß der Ausruf bildete, daß die Verschuldungen eines so unkindlichen Sohnes eigentlich von Rechtswegen durch die Todesstrafe gesühnt werden müßten.

Der Czarewitsch warf sich dem Vater zu Füßen. „Ich flehe um keine andere Gnade, als nur um das Leben."

„Das sei Dir gesichert. Aber es ist nothwendig und es ist mein unabänderlicher Wille, daß Du dem Throne entsagest. Willst Du?"

„Ja."

„So sei es, und ich weise Dir von heut ab ein Jahreseinkommen von vierzigtausend Rubeln an."

Dies gesprochen, erhob sich der Czar und begab sich an der Spitze der ganzen Versammlung in feierlicher Procession nach der uspenskischen Kirche. Hier mußte der Czarewitsch die geschehene Verzichtleistung mit einem Eidschwur bekräftigen und wurde hierüber eine Urkunde aufgesetzt, welche die sämmtlichen zur Versammlung Geladenen mit unterfertigten. —

5. Das Strafgericht.

Was bis dahin der Czar in dieser Sache gethan hatte, mag und muß sogar ein unbefangenes Urtheil vom Gesichtspunkt begründeter Sorge um das Staatswohl aus begreiflich und gerechtfertigt finden. Nun aber nahm die mißliche Angelegenheit eine Wendung, vor welcher europäische Nerven zurückbeben, weil diese Wendung alle Gräuel asiatischer Despotie mit sich brachte.

Es untersteht keinem Zweifel, daß während der Fluchtreise des Czarewitsch schlimme Zettelungen den Czaren umsponnen hatten, Zettelungen, welche darauf hinausliefen, den unglücklichen Prinzen nicht allein um die Thronfolge, sondern auch um das Leben zu bringen. Der Mittelpunkt dieses Ränkespiels, dessen Betreiber sehr geschickt auf die wilde Leidenschaftlichkeit Peter's speculirten, ist sicherlich die Czarin Katharina gewesen, obzwar ihre direct persönliche Betheiligung an dem gräßlichen Spiele nicht mit völliger Sicherheit aufgedeckt werden kann. Es handelte sich darum, auch nach dem Tode des Czaren Rußland auf der Bahn, auf welche es Peter geworfen hatte, festzuhalten; denn nur in diesem Falle sahen alle die Werkzeuge und Günstlinge des Czaren, Katharina voran, ihre Zukunft gesichert. So lange aber der legitime Thronnachfolger lebte, war der dereinstige Wiederhereinbruch des Altrussenthums und somit ein über alle Förderer und Anhänger von Peter's Reformwerk ergehendes Rachegericht nicht nur eine Möglichkeit, sondern eine Wahrscheinlichkeit, ja eine Gewißheit. Demgemäß mischten die, welche schon um ihrer eigenen künftigen Sicherheit willen den Czarewitsch gänzlich beseitigen und der Katharina die Thronfolge zuwenden wollten, die Karten, von welchen sie dem Czaren eben nur solche sehen ließen, die er ihren Absichten gemäß sehen sollte. Das ganze Spiel hat er nicht durchschaut oder wenigstens erst dann, als es zu spät war. Denn es muß ihm zugestanden werden, daß er es mit der gewährten Begnadigung des Sohnes ernstlich gemeint hatte. Aber umgarnt, wie er war, ließ er sich von den Ränklern weiter und weiter fortziehen, und seine zügellosen Leidenschaften thaten das Uebrige.

Der Hauptkartenmischer scheint Allem nach der Senator und Staatsrath Tolstoi gewesen zu sein. Auch ein Fürst Dolgoruki tritt unter der Regisseuren des Trauerspiels zeitweilig in den Vordergrund und zwar zweideutig genug. Er soll dem Czarewitsch aus Auftrag des Czaren zugeredet haben, die Mönchskutte zu nehmen, aber mit dem Beifügen: „Sie brauchen sich darob keine grauen Haare wachsen zu lassen. Nach dem Tod Ihres Vaters verlassen Sie das Kloster und besteigen den Thron." Für die Hände solcher Intriguenkünstler mußte der Körper- und Geistesschwächling Alexei ein leicht herzurichtendes Opfer sein. Dieses eine Opfer genügte aber der neurussisch-katharinaischen Partei nicht, es galt vielmehr, mit dem Schlage, womit der unbequeme Czarewitsch getroffen werden sollte, zugleich auch die altrussische Partei, wenigstens in ihren Spitzen, niederzuschmettern und wegzufäubern.

Noch am Tage der Haupt- und Staatsaction vom 4. Februar wurde der Prinz einem Verhör unterzogen, damit seine Mitschuldigen, d. h. alle diejenigen, welche ihn zu seinen Verkehrtheiten ermuntert und angeleitet hätten, bekannt würden. Wir müssen annehmen, daß sich der geängstigte, arg in die Enge getriebene Unglückliche Aussagen entpressen ließ, wie man sie wünschte, Aussagen, welche für eine Menge von Personen sehr beschwerend waren. Daß Alexei schon jetzt mittels der Knute oder sonstiger Qualwerkzeuge gefoltert worden, ist unerwiesen und auch unwahrscheinlich. Seine

* S. Nr. 40.

Angst war wohl eine ausreichende Folter, der Kern seiner Geständnisse aber dieser, daß ihm von Seite der altrussischen Partei der Rath zugekommen sei, sich zu verstellen, Alles stillschweigend geschehen zu lassen, nöthigenfalls auch in ein Kloster zu gehen, aber nach dem Tode des Vaters die Maske abzuthun und die altmoskowitische Herrlichkeit wieder aufzurichten.

Darauf hin wurden in Moskau allein siebenzig Verhaftungen vorgenommen, und Fahndungsbefehle gingen in alle Theile des Reiches, so daß die Procedur rasch ganz monströse Verhältnisse annahm. An die Klosterpforte von Ssusdal klopften ebenfalls Haftboten: die verstoßene Czarin Awdotja wurde als Gefangene nach Moskau abgeführt. Auch des Czaren ränkesüchtige Schwester Maria wurde verhaftet, sowie die Fürstin Galizyn, eine abgefeimte Creatur, welche ihre alten Tage zwischen Ausschweifungen und Verschwörungsversuchen theilte. Hinter den verschworenen Frauen stand als Antreiber ein Pfaffe, der Erzbischof Dosithei von Rostow, — was ganz in der Ordnung; denn wo und wann hätten in lichtscheuen Geschäften die „Diener des Herrn" nicht mitagirt? Czar Peter war freilich der Mann, auch sothane Diener des Herrn sehr nachdrucksam bei ihren höchst ehrwürdigen Bärten zu packen. Nicht als Mann aber, sondern als Unmensch und rechter Gräuelpeter erwies er sich, als er seiner Wuth so sehr Zaum und Zügel schießen ließ, daß er nicht nur der alten Galizyn, sondern auch der Mutter seines Sohnes, der verstoßenen Awdotja, eigenhändig die Knute gab. Allerdings war die Ex-Czarin schwer compromittirt, wenigstens in den Augen des Czaren wirklich und schwer compromittirt. Unter ihren Papieren hatte man die Beweise ihrer unlauteren Vertraulichkeit mit Stephan Glebow aufgefunden, sowie einen förmlichen Plan, den Czaren vom Throne zu stoßen. Waren aber diese Documente echt? Oder waren sie von der Sorte, wie sie zu unseren Zeiten in verschiedenen Ländern aus gesellschaftsretterlichen Fabriken hervorgegangen sind? Dame Historia muß mit verlegenem Augenniederschlag der Wahrheit gemäß eingestehen, daß sie bis zur Stunde außer Stande sei, die eine oder die andere dieser Fragen mit Bestimmtheit zu bejahen oder zu verneinen.

Das Blut begann zu strömen. Schon am 25. März 1718 wurde über Dosithei, Kikin, Wäsemski und Glebow das Todesurtheil gefällt. Die drei Ersteren wurden gerädert, der Letzte asiatisch-barbarisch gepfählt. Glebow ist wie ein Held gestorben. Die raffinirteste Folterpein hatte ihn nicht dazu bringen können, gegen die Czarin Awdotja zu zeugen, und selbst auf dem schrecklichen Pfahle behauptete er bis zum letzten Athemzug seine Standhaftigkeit. Dieser muß es gedankt werden, daß gegen Awdotja nicht weiter verfahren werden konnte. Im Uebrigen aber war das Unheil einmal im Schwung und Zug und mußte seinen Fortgang haben. Nachdem noch in Moskau eine große Anzahl von Beschuldigten, darunter an fünfzig Popen und Mönche, hingerichtet worden, befahl der Czar, daß die Fortführung der Procedur in St. Petersburg statthaben sollte, wohin er selber ging und wohin er auch den gefangenen Czarewitsch bringen ließ.

Zum Unheil für Alexei kehrte die Finnin Affraßja, welche er in's Ausland mitgenommen hatte, gerade jetzt von dort zurück, und sei es, daß sie wirklich nur gezwungen mit dem Prinzen gelebt hatte und ihm deshalb Haß trug, sei es, was wahrscheinlicher, daß Alexei's Feinde in ihr ein förderndes Werkzeug erkannten und zu gewinnen wußten: genug, dieses Weib, welches der unglückliche Czarewitsch wirklich geliebt hat — denn er bat nach seiner Verurtheilung seine Wächter weinend, sie möchten ihm die Erlaubniß auswirken, Affraßja nur noch einmal zu umarmen — dieses Weib ward an ihm zur Verrätherin und Anklägerin. Sie gab an, der Prinz habe allezeit den entschiedensten Widerwillen gegen das ganze Wesen und Walten seines Vaters gehegt und geäußert. Er habe kein Hehl daraus gemacht, daß er dereinst, sofort nach seiner Thronbesteigung, dem Peter'schen System ein Ende bereiten würde, und er habe mit der altrussischen Partei in engen Beziehungen gestanden, mit der Partei, welche geplant, daß nach Peter's Tod seine Haupthelfer und Günstlinge, wie Mentschikow, Jaguschinky, Scheremetew, Schaffirow und Andere, gespießt und sämmtliche Deutsche im Reiche niedergehauen werden sollten. Dann wollte man Petersburg zerstören, das stehende Heer auflösen und im Kreml zu Moskau unter Czar Alexei auf gut Altmoskowitisch residiren und regieren.

Niemand hat in des Czaren Seele geblickt und uns gesagt, was Alles in derselben durcheinander und übereinander wogte und wallte, als er erkennen mußte oder erkennen zu müssen glaubte, daß er zwischen dem Sohn und der Zukunft Rußlands zu wählen habe. Ueber das Vatergefühl hinauszukommen, gehört ohne Frage zu dem Schwersten, was einem Menschen auferlegt werden kann, und nichts berechtigt uns, anzunehmen, daß dieses Schwere und Schwerste zu vollbringen dem schrecklichen Czaren nicht harten Kampf und bitteres Leid gekostet habe. Den Kampf zu enden, mag dann die weitere Anklage, daß die um den Czarewitsch her thätigen, obzwar bislang nur mit Worten thätigen, Umtriebler auch im Sinne gehabt, ihr Reactionswerk dadurch zu beschleunigen, daß sie dem Czaren nach dem Leben trachteten, bedeutend mitgewirkt haben. Peter war jetzt entschlossen, zum Aeußersten zu schreiten.

Am 6. Juni berief er eine Versammlung von zwanzig Prälaten und einhundert vierundzwanzig hohen Staatsbeamten. Jene sollten begutachten, ob es auf Grund der Bibel zulässig, den Czarewitsch zu strafen; diese sollten sich als Tribunal constituiren, um den Prinzen und seine Mitschuldigen zu richten. Die Priester sagten nicht Ja und nicht Nein, sondern wickelten salbungsvoll ihr Gutachten, das weder warm noch kalt, in ein Convolut von Bibelstellen, aus welchen der Czar entnehmen konnte, was ihm beliebte. Der Gerichtshof constituirte sich, allein seine Zusammensetzung war so, daß das ganze Verfahren nur eine düstere Komödie sein konnte. Die Richter nannten sich selbst die „Sclaven" des Czaren und sie sind in Wahrheit nichts gewesen, als Ja sagende Marionetten an den Drähten, welche die Matadore der katharinischen Partei in Händen hielten. Es war ein politischer Parteiproceß und die Besiegten wurden von den Siegern gerichtet, damit ist Alles gesagt.

Wir besitzen keine völlig verläßliche Berichterstattung weder über die Einzelheiten der Procedur noch über die der Katastrophe, welche dieselbe beschloß. Die vorhandenen Relationen widersprechen sich, sogar in Hauptsachen. Die Trübheit vollends der officiellen Quellen ist ganz augenscheinlich, wie ja das in solchen Fällen naturgemäß. Aber auch in den nicht officiell-russischen, in den Berichten, welche die auswärtigen Gesandten an ihre Höfe abstatteten, ist Alles voll Dunkel, Verworrenheit und Widerspruch. So wußte der sächsische Geschäftsträger zu berichten, Alexei habe sich vor seinen Richtern keineswegs als Schwächling und Feigling benommen, sondern sei vielmehr sehr mannhaft und kühn aufgetreten, seinem Vater in's Angesicht trotzend. „Er wisse sehr wohl," habe er geäußert, „daß der Czar ihn nicht liebe, und deshalb hätte auch er sich von der Liebespflicht, welche gegenseitig sein müsse, entbunden geglaubt. Er hätte es also für kein Unrecht gehalten, seinen Haß gegen die Neuerungen und Günstlinge seines Vaters kundzugeben, unter deren Druck das gequälte russische Volk seufze." Das stimmt nun aber gar nicht mit dem ganzen Wesen und Gebahren des Prinzen. Wahr mag sein, daß er, das Wenige, was von Kraft noch in ihm war, zusammenraffend, anfänglich versuchte, seinen Richtern stolz gegenüber zu treten; aber nicht minder wahr mag sein, daß er, wie der preußische Gesandte Mardefeld (?) heimschrieb, zuletzt „zu Allem sich bekannte, was er wußte, und wohl auch zu Solchem, was er nicht wußte." Daraufhin habe der Gerichtshof über den Unglücklichen das Todesurtheil gesprochen, und dieses wurde ihm am 7. Juli 1718 in feierlicher Sitzung des Senats kundgemacht. Diese Verkündigung des Todesspruchs am genannten Tage steht unzweifelhaft fest.

Nun aber läßt sich ein österreichischer Berichterstatter aus Petersburg vernehmen, der von einem Eingeständniß und Sündenbekenntniß des Czarewitsch Nichts, dagegen folgendes Schreckliche zu melden weiß: „Die Todessentenz konnte vermöge der russischen Gesetze nicht zur Execution gebracht werden, bevor der Prinz durch sein eigenes Geständniß seines Verbrechens überzeuget worden wäre, und weil er Alles leugnete und sich Niemand wollte finden lassen, der die Hand an seinen Kronprinzen, um solchen zu torquiren, hätte legen wollen, so nahm der Czar solches Amt selbsten über sich. Da er aber dieses Amt noch nicht so meisterlich als der ordinäre Büttelknecht verstehen mochte, versetzte er seinem Sohn mit der Knutpeitsche einen solchen unglücklichen Streich, daß Alexei gleich sprachlos zur Erde sank und die anwesenden Ministri nicht anders meinten, als daß der Prinz sogleich verscheiden würde. Der Vater hörete zwar auf zu schlagen, ließ aber im Weggehen diese häßlichen Worte verlauten: ‚Der Teufel wird ihn noch nicht holen!'"

Falls diese Scene geschichtlich-wahr, so würde sie uns den Czaren als einen Wilden, als einen rasenden Barbaren und

vollendeten Tyrannen vorführen. Und unmöglich ist der Gräuel keineswegs; erinnern wir uns, daß Peter auch seine rechtmäßige Frau Awdotja allerhöchsteigenhändig geknutet hat. Der Jähzorn dieses Mannes hat häufig genug seine menschlichen Züge in's Bestialische verzerrt. Mag er aber auch von der Beschuldigung, des Sohnes Knutung selber vollzogen zu haben, vielleicht freizusprechen sein: daß der Prinz nach über ihn gefälltem Todesspruch wirklich noch „torquirt“, d. h. geknutet wurde, ist nicht zu bestreiten. Der bis zur Raserei erhitzte Argwohn des Czaren war mit den erlangten Resultaten der Procedur nicht zufrieden, und es sollten dem unglücklichen Alexei noch mehr Geständnisse, noch mehr Namen von Mitschuldigen entrissen, d. h. entknutet werden.

Am Abend des 8. Juli, also einen Tag nach Fällung des Todesurtheils verstarb der Czarewitsch an einem — Schlagfluß, der ja, wie weltbekannt, in russischen Czarenpalästen als ein gar häufig angerufener und allzeit dienstgefälliger Nothhelfer zu erscheinen pflegt. Die amtliche Hofchronik läßt dem Tode des Prinzen noch eine rührende Scene vollständiger Aussöhnung mit seinem Vater vorangehen, wie das nur einer wohlbeflissenen Hofhistoriographie Pflicht und Schuldigkeit. Die nichtamtlichen Berichte über Alexei's Tod geben von dem „Schlagfluß“ verschiedene Definitionen. Eine derselben sagt aus, ein Schlagfluß habe allerdings stattgehabt, aber in Folge eines von dem Apotheker Bär bereiteten und dem Prinzen gewaltsam eingenöthigten Gifttranks. Eine zweite will, der Schlagfluß sei eigentlich ein Beil gewesen, das Beil, womit der General Adam Weide auf Befehl und im Beisein des Czaren dem Czarewitsch im Gefängniß heimlich den Kopf abgeschlagen habe. Eine dritte vergräßlicht das Gräßliche, indem sie das Richtbeil dem Vater des damit Gerichteten in die eigenen Hände legt.

Es ist aber zur Ehre der menschlichen Natur und zur Steuer geschichtlicher Wahrheit zu sagen, daß eine heimliche Hinrichtung des Prinzen gar nicht stattgefunden hat und daß eine öffentliche — welche zu veranstalten Peter, der ja den Sohn auch öffentlich hatte richten und verurtheilen lassen, wohl der Mann gewesen wäre — nicht stattzufinden brauchte, weil Alexei, schon durch den über ihn ergangenen Todesspruch furchtbar erschüttert, an der am 8. Juli drei Mal an ihm vollzogenen Knutungstortur gestorben ist. Mit diesem Ergebniß einer vorsichtigen Ausschöpfung aller zugänglichen Quellen stimmt auch die Ansicht solcher Russen überein, welche, wie z. B. der Fürst Peter Dolgorukow, von der nichtofficiellen, d. h. wirklichen, Geschichte ihres Landes am meisten wissen. —

6. „O Absalom! Mein Sohn Absalom!“

Schon am 9. Juli war der Leichnam des Czarewitsch in der Dreifaltigkeitskirche öffentlich ausgestellt. Zwei Tage darauf ging mit gebührendem Pomp die Bestattung vor sich. Der Czar wohnte als erster Leidtragender der Ceremonie an. Die gehaltene Grabrede hatte zum Text die Stelle aus dem zweiten Buch Samuels: „Da ward der König David traurig und ging hinauf in den Saal über dem Thore und weinete und sprach im Gehen: ‚O Absalom, mein Sohn Absalom, wäre ich doch statt Deiner gestorben!‘“ Als diese Worte verlesen wurden, brach der Czar in Schluchzen aus und sein Antlitz schwamm in Thränen.

Wer wird den Muth, wer die Frechheit haben, diese Thränen erheuchelte zu schelten? Der Orkan hatte ausgetobt, das Gewitter sich entladen und aus dem in Berserkerwuth rasenden Czaren war ein armer, schwacher, leidender Mensch geworden, dem sich wie ein glühendes Eisen das Gefühl in die Seele bohrte: Der dem Verderben Geweihte war doch Dein Kind, war doch Blut von Deinem Blute und Fleisch von Deinem Fleische! . . . Es giebt Ewig-Menschliches, an welchem als an einem Felsen von Diamant alle scheinbaren nicht nur, sondern auch alle wirklichen Gründe und Nöthigungen der „Staatsraison“ wie Glas zersplittern.

Fast sollte man meinen, Peter habe seinen Vaterschmerz in Blut ertränken wollen. Denn auch nach dem Tode des Czarewitsch ging das Strafgericht fort. Als Mitschuldige Alexei's wurden enthauptet sein Haushofmeister Iwan Affanaßjew, ferner Fedor Dubrowski, Jakow Pustinoi und Abraham Lapuchin, der Bruder Awdotja's. Der Fürst Scherbatow erhielt die Knute und wurden ihm Nase und Zunge ab- und ausgeschnitten. Andere Verurtheilte gingen in die Verbannung. Nie hat Peter zugestanden, daß er dem Sohn Unrecht gethan. Noch im Jahre 1722 sprach er in einem öffentlichen Erlasse von „der absalomischen Bosheit seines Sohnes Alexei“. In demselben Edict that er in Beziehung auf die Thronnachfolge die sehr richtige Aeußerung: „Das Erstgeburtsrecht ist eine absurde Gewohnheit.“ Seinem Enkel Peter war er zugethan; aber er wagte nicht recht, diese Zuneigung sehen zu lassen, sei es aus Besorgniß für das Kind, sei es aus Besorgniß für sich selber.

Denn die letzten Jahre des gewaltigen Mannes waren durch finsteres und nicht grundloses Mißtrauen gegen die Menschen verdüstert, auf welche er sich doch hauptsächlich stützen und verlassen mußte, gegen Katharina und ihren Anhang. Zwar ließ er im Mai 1724 Katharina feierlich zu Moskau als Czarin krönen; allein er argwohnte doch, und zwar nicht ohne Grund, daß die also von der niedersten Sprosse der socialen Leiter durch ihn zur höchsten Erhobene ihm nicht einmal als Frau getreu sei. Freilich, seine eigene brutale und unzählige Male wiederholte Untreue konnte die ihrige wohl herausfordern, und, seltsam zu sagen, der grimme Czar scheint zuletzt die ehemalige Leibeigene ordentlich gefürchtet oder wenigstens für ganz unentbehrlich gehalten zu haben. Sonst ließe sich sein Verhalten und Verfahren in der Mons'schen Sache kaum erklären.

Das war auch wieder so eine echtrussische Hof- und Staatsaction von damals. Es ging ein sehr hörbares Geraune und Gezischel um, daß Herr Mons de la Croix, erster Kammerherr Katharina's, seiner Herrin etwas näher gekommen sei, als der Respect vor einer gekrönten Czarin gestattete, und seine Schwester, die verwittwete Generalin von Balk, sei die Gelegenheitsmacherin. Peter soll dann seine Frau mit Herrn Mons Nachts in einer Laube überrascht und die Czarin auf der Stelle abgestraft, d. h. tüchtig durchgeprügelt haben. Wahrscheinlicher ist, daß er, wie erzählt wird, als Katharina, die natürlich Alles leugnete, für Mons und dessen Schwester eine Fürbitte einlegte, die Czarin vor einen prachtvollen venetianischen Spiegel führte und bedeutsam sagte: „Sieh, das war früher nur ein verächtlicher Stoff. Das Feuer hat ihn veredelt und jetzt ist er ein Schmuck des Palastes; aber ein Schlag meiner Hand kann ihn seinem ursprünglichen Zustande wieder nahe bringen.“ Damit zerschlug er den Spiegel. Aber Katharina sagte gefaßt und ruhig: „War diese Zerstörung eine Ihrer würdige That und ist Ihr Palast dadurch schöner geworden?“ Der Kammerherr und seine Schwester wurden verhaftet und „wegen Bestechlichkeit und Veruntreuung czarischer Gelder“ processirt. Die Generalin erhielt die Knute und wurde nach Tobolsk verbannt, Mons aber ward enthauptet und sein Leichnam auf's Rad geflochten. Etliche Tage nach der Hinrichtung sei der Czar mit der Czarin absichtlich dicht am Hochgerichte vorübergefahren. Katharina habe die grausen Ueberreste des hingerichteten Lieblings angesehen und mit vollkommener Selbstbeherrschung gesagt: „Es ist doch ein Jammer, daß unter den Hofleuten so viele Bestechlichkeit herrscht!“

Sie hatte nach dieser schrecklichen Probe nicht mehr lange zu warten, bis sie regierende Czarin und Selbstherrscherin wurde. Am 8. Februar 1725 starb der große Czar und zwar, wie nicht vertuscht werden soll, in Folge seiner unbezähmbaren Sinnlichkeit eines unsauberen Todes... Carl Immermann, der einzige Dichter, welcher dem Manne poetisch gerecht zu werden verstand, weil er denselben (in seiner Trilogie „Alexis“) mit Shakespeare'schem Maßstab zu messen wußte, hat der Bitterkeit, welche Peter's letzte Tage und Stunden erfüllte, kräftigen Ausdruck verliehen, indem er dem Sterbenden die Worte in den Mund legte:

> „Nicht sterben können! Endige! Schon klingt Geräusch
> Arbeitenden Verwesens. Bei dem Werke sind
> Geschäftig-laut die Würmer. Meine Zunge quält
> Ein salzig-fauliger Geschmack, als läge drauf
> Der Welt Gemeinheit. . .“

Das unterseeische Kabel im Bunde mit der unterseeischen Schifffahrt.

Nach schriftlichen Mittheilungen Wilhelm Bauer's.

„Das Kabel ist verloren!" Als in der zweiten Woche des August diese Nachricht durch Europa blitzte, war es wohl der Ausspruch eines Einzelnen, aber der Gedanke vieler Tausende: „Der Untergang einer Silberflotte wäre ein Scherz gegen diesen Verlust!"

Nicht die materiellen Vortheile allein sind es, die dem transatlantischen Kabel so unschätzbaren Werth verleihen; wie fühlbaren Einfluß in unsern Tagen die großen Schicksale von Handel und Verkehr auch auf die Existenz jedes Einzelnen im Volke üben, so würde dennoch der niederschlagende Eindruck des abermaligen Mißlingens des größten Unternehmens der Gegenwart sich nicht weiter, als bis auf die Handelswelt der Küsten und die großen Fabrikherren des Festlandes, überhaupt auf die am Verkehr mit Amerika zunächst Betheiligten erstreckt haben. Wie ganz anders war aber diese Theilnahme! Im kleinsten Städtchen des Binnenlandes, ja auf dem höchsten Gebirgsdorfe, soweit nur denkende Menschen den Lauf der Welt beachten, verfolgte man mit Tag um Tag steigendem Interesse die Riesenarbeit des Riesenschiffs, die Kabellegung des Great-Eastern. Und als die Nachrichten stockten, als sie ganz aufhörten und endlich die Kunde erscholl: „Das Kabel ist verloren!" — so ward sie wie eine Trauerbotschaft von der ganzen gebildeten Welt empfangen. Solche Theilnahme wird nimmermehr dem Verlust blos materieller Vortheile gezollt; sie gehört dem geistigen Band an, das die Völker, die nach Humanität und Freiheit streben, auf das Engste umschlingen, das eine Gemeinschaft ihres Fühlens und Denkens und Strebens herbeiführen, das den Sieg der Wahrheit und des Rechts, die für alle Nationen die gleichen sind, endlich erringen helfen soll und erringen wird.

Wenn unsere Leser sich mit uns auf diesen Standpunkt der Betrachtung der unterseeischen Telegraphie stellen, so sind sie auch mit uns einverstanden, daß zur Erreichung eines solchen Endzwecks weder materielle Opfer, noch die Wagnisse des Menschen gespart werden dürfen, und dann werden sie auch nicht vor der Kühnheit des Planes zurückschrecken, welchen Wilhelm Bauer, der deutsche Submarine-Ingenieur, für die Legung, Bewachung und großartigste Ausbeutung eines europäisch-amerikanischen Kabels entworfen hat.

Wir würden Anstand nehmen, eine neue Idee des erfindungsreichen Mannes vor unser Publicum zu bringen, nachdem derselbe seit fast zwei Jahren vergeblich nach der Möglichkeit ringt, in und für Deutschland die unterseeische Schifffahrt in's Leben zu rufen, denn weder die Industrie noch der Staat, weder die Speculation noch der Patriotismus haben ihm die helfende Hand geboten, und schon wird das alles große Neue so gern benagende Mißtrauen rege, das so spottwohlfeil die Schuld auf den rastlosen Ringer statt auf Diejenigen wirft, welche, mit den reichsten Mitteln gesegnet, den seltenen Geist verkümmern lassen; wir würden Anstand nehmen, den Lesern der Gartenlaube abermals einen Artikel über eine Erfindung Wilhelm Bauer's vorzulegen, wenn wir uns nicht durch eine äußere Veranlassung dazu aufgemuntert und wegen der Wichtigkeit der Sache dazu verpflichtet fühlten.

Das Kabel ist verloren! Von den sechshundert deutschen Meilen seiner Länge liegen über zwei Fünftel im Meere; mit dem Rest kehrte der Great-Eastern nach England zurück. Aber aufgegeben ist das Unternehmen nicht; abermals fließen Tausende von Pfunden zusammen, um „das große Ostschiff" für das nächste Jahr zur neuen Kabel-Fahrt auszurüsten. Da nun sich die ungewöhnliche Erscheinung zeigt, daß das zweimalige Mißlingen eines so außerordentlich kostspieligen Unternehmens dasselbe nicht vor Concurrenz sichert, indem nicht nur eine französische Compagnie sich bildete, welche den Draht von Paris über Lissabon zum Cap Vincent zu Lande und von da über die canarischen Inseln auf das Festland von Marocco und bis zum Cap Vert (grünen Vorgebirg) leiten und von hier unterseeisch das Cap Roque (Rochus) an der brasilianischen Küste gewinnen will, von wo dann über Cayenne und New-Orleans die Verbindung mit Nordamerika hergestellt werden soll; — sondern auch eine zweite englische Gesellschaft, die sich „Allan's Ocean-Telegraph-Company" nennt, ein neues, von dem Ingenieur Allan hergestelltes Kabel von Falmouth (in Cornwall) aus über Oporto nach Halifax zu legen beabsichtigt: — so muß die alte erste Gesellschaft jetzt Alles aufbieten, um nicht durch ein drittes Mißlingen die Opfer ihrer Actionäre in's Unerträgliche zu steigern. Ihre Direction forderte deshalb die Fachmänner zur Einsendung ihrer Verbesserungsvorschläge für Construction und Legung des Kabels auf, und dieser Aufruf ist's, der uns zur Veröffentlichung des Bauer'schen Kabellegungsplans veranlaßt hat.*

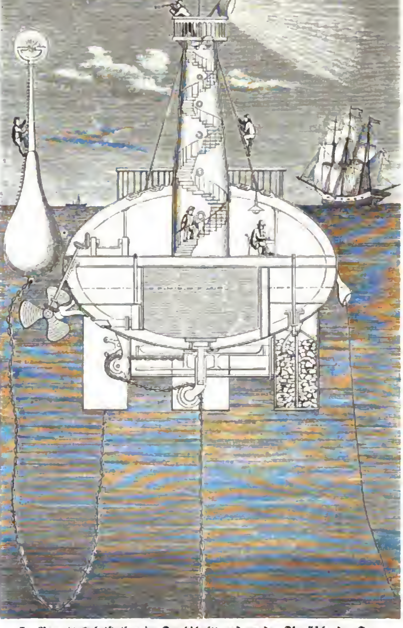
Wer verbessern will, muß vor Allem die Ursachen des Mißlingens kennen. Darüber sind nun die Meinungen sehr getheilt. Das Geheimnißvolle der Meerestiefe, die Geheimnißkrämerei, mit welcher die Compagnie selbst zu Werke ging, indem sie jede Vertretung der Presse, der englischen wie der amerikanischen, vom Great-Eastern zurückwies, und die Sucht des Menschen, das in der That Ungeheuere des Unternehmens auch mit Ungeheuerlichem zu umgeben, dies Alles verführte zu den verschiedenartigsten Vermuthungen und Schlüssen. Bald wollte man schon in den ersten Unfällen Kabelattentate erkannt und sollte nun ein Kabelmord dem englischen Werk den Todesstoß gegeben haben, angeblich zu Gunsten des russischen Telegraphenzugs, der durch Sibirien und von Kamtschatka über die Aleuten nach Nordamerika gehen soll; bald erklärten Männer der Wissenschaft (wie z. B. der bekannte und verdiente Chemiker Dr. Mohr) die Haltbarkeit des Kabels auf dem tiefsten Grunde des Meers überhaupt für eine Unmöglichkeit, weil das Seewasser bei einem Wasserdrucke von circa vierhundert Atmosphären (also circa 64 Centner Druck auf einen Quadratzoll bei ungefähr 12,000 Fuß Tiefe) in die „Poren" der den Leitungsdraht umhüllenden Gutta-Percha eindringe und die Isolation desselben aufhebe, d. h. den elektrischen Strahl in das Wasser ableite; noch Andere behaupteten sogar, das Wasser werde in so bedeutenden Tiefen durch seine eigene Schwere so heftig comprimirt, daß es das Kabel nicht mehr sinken lasse, so daß es demnach in einem fürchterlichen Durcheinander von allerlei in dieser Höhe schwimmenden todten Massen und lebenden Thieren treibe und vernichtet werde. Allen diesen Behauptungen stellte endlich Dr. Werner Siemens in Berlin, der auf dem Felde der Telegraphie längst als Autorität anerkannt ist, die einfache Erklärung entgegen, daß das Mißlingen des transatlantischen Kabels rein mechanische Ursachen habe, die in der unzweckmäßigen Construction des Kabels begründet seien. „Bekanntlich," sagt er, „ist der mit Gutta-Percha bekleidete Leiter mit einer Spirale von Eisendrähten umgeben, von denen jeder mit Hanf umsponnen ist. Die Drähte müssen zusammengeschweißt werden, da sie continuirlich fortlaufen müssen. Solche Schweißstellen brechen bekanntlich leicht, und es ist sehr erklärlich, daß von den nach Hunderttausenden zählenden Schweißstellen vielleicht mehrere Hunderte beim Passiren der Rollen des Abwickelungs-Apparates brachen und daß drei von diesen Bruch-Enden gerade so unglücklich gebrochen waren, daß sie bei dem großen Zuge, dem das Kabel beim Verlassen der letzten Rolle ausgesetzt ist, durch die mit Hanf gefüllten Zwischenräume zwischen den Eisendrähten hindurch und in die Gutta-Percha hineingedrückt wurden. Alles spricht dafür, daß diese Ursache die plötzliche Aufhebung der Isolation herbeigeführt hat. . . . Beim nächsten Versuche, ein transatlantisches Kabel herzustellen, wird man gewiß auch diese Schwierigkeit überwinden, da es nicht an Mitteln dazu fehlt. Dadurch wird das Unternehmen selbst freilich noch immer nicht gesichert sein. Die Legung eines langen Tiefsee-Kabels wird stets mit großen Gefahren für das Gelingen verbunden bleiben, und selbst wenn sie vollständig gelungen ist, können unbekannte Bodenverhältnisse des Meeres, wie z. B. unterseeische Bergketten und Meeresströmungen, das Kabel kurze Zeit nach der Legung wieder vernichten!" —

* Da der Gedanke, das Kabel in ähnlicher Weise, wie Wilhelm Bauer vorschlägt, über den Ocean zu führen, neuerdings auch in Frankreich angeregt, ja als im Haupte des Kaisers Napoleon III. selbst entsprungen verkündet wurde, so bemerken wir, um Bauer's Prioritätsrecht zu wahren, hiermit, daß sein Kabellegungsproject mit den dazu gehörigen, die Ausführung desselben allein ermöglichenden Erfindungen schon im Jahre 1860 in England patentirt ist.

Vertheidigt nun auch Dr. Siemens gegen Dr. Mohr die Isolationsfähigkeit der Gutta-Percha unter hohem Druck, belehrt er uns, daß schon seit mehreren Jahren die zu Tiefsee-Kabeln bestimmten isolirten Leiter vor ihrer Einfügung in das Kabel unter einem hydraulischen Drucke von mindestens zweihundert Atmosphären geprüft werden, und beweist er aus der Erfahrung, daß der Leitungswiderstand der Gutta-Percha (von der er gegen Dr. Mohr behauptet, daß sie ein elastischer und nicht poröser Körper sei) sich mit zunehmendem Drucke sogar wesentlich vergrößert, daß also das Kabel, wenn es, gesund auf dem wenn auch noch so tiefen Meeresgrunde angekommen, dort ruhig und sicher läge, auch seinen Dienst verrichten müßte: — so giebt doch selbst diese Autorität in der unterseeischen Telegraphie Zweierlei zu: 1) die Gefahr, welcher die Haltbarkeit des Kabels durch den großen Zug beim Verlassen der letzten Rolle, der natürlich mit der Tiefe zunimmt, ausgesetzt ist, und 2) die Gefahr, welche die unbekannten Bodenverhältnisse für das Kabel herbeiführen können.

Diese beiden Gefahren, von denen, wenn auch die erste durch die Mittel der Technik gemildert würde, die zweite, nach Werner Siemens' entschiedenem Ausspruch, das Kabel kurze Zeit nach der Legung wieder vernichten kann, sie waren der Anziehungspunkt für Wilhelm Bauer zur Telegraphie, sie regten ihn an, sich mit allen Theilen der großen Erfindung gründlich bekannt zu machen und unter den Mitteln seiner unterseeischen Schifffahrt und Schiffhebung die zur möglichsten Sicherung des Kabels vor beiden Gefahren geeigneten für dieselbe verwendbar zu machen.

Wilhelm Bauer entwirft ein sehr lebhaftes Bild von dem großen, die Continente trennenden Feind des Kabels mit seinem Wogen und Branden, seinem tief verborgenen Schatz von Feuerbergen, seinen vulcanischen Eruptionen, elektrischen Zuckungen, wandelnden Geröllen und Sandwüsten, seinen Pflanzen von edelster bis zu phantastischer Gestalt, seinen Thieren von unüberwindlicher Kraft bis zu den unbehülflichsten Polypen. Und zwischen diesem Allen liegt in oft ungemessener Tiefe das Kabel. Welchen Gefahren ist es preisgegeben! Es kann von Sand verdeckt, tief darin begraben, es kann von Felsrutschungen überschüttet, an Stellen zerquetscht, von heißen Quellen des isolirenden Guttaperchas beraubt werden, aber noch verderblicher können lebende Wesen und Pflanzen für dasselbe sein. Man kennt Seekrebse und Seespinnen von oft zwei bis drei Fuß Größe, die mit ihren Scheeren nicht blos den Saft aus den Pflanzen pressen, sondern auch mächtige Barrikaden, die der Richtung ihres Laufs entgegenstehen, durchschneiden und denen es nicht schwer fallen kann, ihre Preß-, Saug-, Schneid-, Aetz- und anderen Instrumente auch an einem Kabelstrang zu üben. Aus 16,000 Fuß Tiefe ist bei Lothungen unweit Island ein lebender Seestern gezogen worden; und sollte wirklich der Riesenpolyp des Capitän Roß ein Verwandter der verlachten Seeschlange sein? Noch heute ist die Schilderung von Schiller's Taucher von den Ungeheuern des Meeres nicht widerlegt, und der Mensch soll sein wichtigstes Werk für Förderung des Verkehrs, des Völkerwohlstands, der Humanität und Freiheit nicht in Tiefen versenken, wohin er nicht selbst vordringen, wo er es nicht überwachen und beschützen kann.



I. Bauer's Kabelstation im Durchschnitt und an der Oberfläche der See.

Von Wilhelm Bauer's Erfindungen würden für das Seekabel zunächst drei in Anwendung kommen: seine Taucherkammer, seine Ballons und sein selbstschreibendes Loth. Das Kabel soll nicht tiefer als etwa zweihundert Fuß versenkt werden. In dieser Tiefe wird es getragen von einer Reihe Metallballons, die alle Vorrichtungen der Gutta-Percha- und Segelleinwand-Ballons haben, mit welchen Bauer das baierische Postdampfschiff Ludwig aus dem Bodensee hob. Bei jener Schiffhebung wurden, nachdem das Schiff aus der Verschlammung des Bodens losgerissen war, während der Weiterhebung jeden Abend die Ballons, welche die siebentausend Centnerschwere desselben trugen, durch Entlassen von Luft so tief versenkt, als Bauer für nöthig hielt, um Ballons und Schiff gegen den Wogenschlag etwaiger Stürme der Nacht zu schützen; am Morgen wurden die Ballons mittelst der Luftpumpe wieder gefüllt und hoben sich dadurch wieder auf ihre vorige Stellung. Die Sicherheit in der Behandlung solcher Ballons ist also erwiesen. Das Legen des Kabels würde allerdings zeitraubender sein, als das bisherige Hinabrollenlassen in die unbekannten Tiefen und — Schicksale; da in Tiefen von zweihundert Fuß kein Helmtaucher mehr anzuwenden ist, weil keine Menschenlunge den Druck einer solchen Wassersäule erträgt, so würde der Taucher-

kammer oder noch besser einem rascher als diese fahrenden unterseeischen Schiffe (denn die Taucherkammer ist, weil hauptsächlich zu Arbeiten an einer Stelle, nicht für rasche Bewegung bestimmt, als aufrechtstehender Cylinder construirt) die doppelte Aufgabe zufallen, die Ballons an ihren Standort zu bringen, nach geordneter Füllung derselben mit dem entsprechenden Quantum Luft die Luftschläuche von den Schrauben des Ballons zu befreien und dann das herabsinkende Kabel zu empfangen und in der geeignetsten Weise mit den Ballons in eine Verbindung zu bringen, die auch bei einem etwaigen Drehen des Ballons dem Kabel mit keiner Verschlingung droht, sondern seinen Lauf in der bestimmten Richtung ungestört erhielte. Dafür sind alle Mittel vorhanden.

Für diese Kabellegung würde dem Kabel, welches zwar in den Schließen der Ballons, die wir auch die *großen Kabelträger* nennen können, ruht, aber doch von Ballon zu Ballon schwebt und darum einem Ziehen durch seine Last ausgesetzt sein würde, eine besondere Beihülfe gegen das Dehnen zu geben sein und zwar hauptsächlich dadurch, daß man es mit einem längslaufenden Draht oder Drahtseil verbindet und zwischen den großen kleine Kabelträger angebracht würden, in welchen das Kabel ruht und wodurch die Ausgleichung der Schwere desselben zum Wasser hergestellt wird. Unterseeische Strömungen möchten sich dieser Kabellegung kaum als so gefährlich erweisen, als man befürchtet, da ein solcher Strom das Meer nicht bis auf seinen Boden in Bewegung setzt, sondern nur gewisse Höhen oder Tiefen einnimmt und so dem Kabellauf, wenn auch in größerer Tiefe als von zweihundert Fuß, eine stromfreie Bahn darbietet; außerdem muß hier die Verankerung auch bei großen Tiefen versucht werden. Bauer will an den Ankergestängen, damit ihre Last nicht die Tragkraft der großen Kabelträger beeinträchtigt oder gar übersteigt, wiederum Ballons als Gestängträger einsetzen, wodurch allerdings eine bedeutende Ankertiefe erreicht werden könnte.

Sehen wir von den kleinen Kabelträgern das Kabel getragen und von den großen verankerten in seiner Richtung erhalten, so kommen wir nun zu einer dritten Vorrichtung, welche bestimmt ist, den Schiffen den Lauf des Kabels anzuzeigen, damit dasselbe nicht durch etwaiges Ankerwerfen beschädigt werde, ihnen zum Empfang oder zur Abgabe von Depeschen mitten auf dem Meere zu dienen, für die Sicherheit des Kabels zu wachen, etwaige Beschädigungen desselben sofort anzuzeigen und die Ausbesserung zu bewirken, den Ausbruch und die Richtung von Stürmen telegraphisch zu berichten und selbst Schiffbrüchigen eine Rettungsstätte zu bieten. Dies sind die *Kabelstationen*, die wir in zwei Ansichten bildlich mitgetheilt haben.

Nehmen wir die Entfernung von der Insel Valentia an der irischen Küste, wo das englische Kabel des Great-Eastern seinen Ausgang genommen, bis zur Küste von Newfoundland zu vierhundert deutschen Meilen an, so würden auf diese Strecke acht bis zehn solcher Stationen, also durchschnittlich alle dreißig bis vierzig deutsche Meilen eine, zu setzen sein. Da für sie eine feste Verankerung unumgänglich ist, so werden für sie Höhenstellen des Meeresbodens, d. h. Stellen von einer Tiefe, welche eine sichere Verankerung möglich machen, zu wählen zu sein. Um diese nicht durch das zeitraubende Lothen nach bisheriger Weise aufsuchen zu müssen, sondern bei raschester Fahrt zu finden, dazu dient *Bauer's selbstschreibendes Loth*. Auf eine spätere, illustrirte Beschreibung desselben verweisend, erwähnen wir hier nur, daß dieses Loth aus einem hohlen, birnförmigen Metallkörper besteht, der mit Luft gefüllt ist, auf welche eine in einen Schlauch eingehüllte Wassersäule drückt. Dieses Loth schwimmt am Schlauch in der Tiefe, und der Schlauch muß wenigstens so lang sein, als die Tiefe, welche man erlothen will. Die Wassersäule des Schlauchs mündet in ein Gefäß mit Wasser im Schiff (einerlei, ob es ein ober- oder unterseeisches ist); das Gefäß ist mit einer genau berechneten Gradeintheilung versehen, welche dem zu erlothenden Meerestiefenmaß entspricht. Sobald das Loth Boden findet und auf diesem steigt, so wird die im Loth comprimirte Luft mit jedem Grad Steigung sich ausdehnen und den Wasserstand im Gefäß des Schiffes heben, während beim Sinken des Lothes auf dem Meeresboden auch der Wasserstand im Gefäß wieder sinkt. Der auf dem Niveau des Wassers im Gefäß angebrachte Schreibapparat zeichnet auf eine von einem Uhrwerk getriebene Rolle Papiers genau die Linie, welche das Loth auf dem Meeresboden hinzieht.

II. Bauer's Kabelstation vor dem Sturm in die Tiefe versenkt.

Die Schwimmkörper der Kabelstationen sind nach dem Princip von Bauer's Taucherkammer, Küstenbrander, Brandtaucher, also überhaupt nach dem seiner unterseeischen Apparate construirt. Der eiserne Körper ist luftdicht verschlossen und auch das auf demselben angebrachte Thürmchen zum luftdichten Verschluß eingerichtet. In Nummer I. sehen wir den Durchschnitt der ganzen Station, wie sie bei ruhigem Meer an der Oberfläche schwimmt. Das Telegraphenkabel mündet zu beiden Seiten in dieselbe (wie auf Nr. II. deutlicher zu sehen), der Telegraphist sitzt an der Arbeit. Die Schraube zur Linken am Schwimmkörper ist eine Steuerschraube. Neben derselben schwimmt an der Oberfläche eine Boye, die bei Nacht ein elektrisches Licht über die Wogen hinwirft und dem Schiffer auf hohem Meer die Lage der Station und des Kabels anzeigt. Auch ist auf dem Lugthürmchen noch eine Vorrichtung für ein Wechsellicht von Weiß, Blau und Roth angebracht. Am untersten Theil des Körpers läuft von der Ankerwinde die Kette in die Tiefe. Neben derselben sind Behältnisse für Ballast. Zwischen dem Fuß des Thürmchens und dem Boden des runden Eisenkörpers sehen wir durch Schraffirung ein Bassin angedeutet, das uns zu unserm zweiten Bilde führt. Tritt nämlich ein Sturm ein, dessen Wogenschlag dem Stationsfahrzeug gefährlich werden könnte, so wird dieses Bassin so weit mit Wasser gefüllt, bis dessen Schwere den ganzen Apparat bis zu einer Tiefe von fünfzig bis sechszig Fuß sinken macht, d. h. also tief genug, um ihn aus dem Bereich der Sturmwellenbewegung zu entfernen. Nur die Boye mit dem elektrischen Licht bleibt am Niveau, um den Stationsort und Kabellauf anzuzeigen. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Station gut verproviantirt sein muß; die Luft im Innern kann jederzeit durch eine sehr einfache Vorrichtung erneut werden. Ist der Sturm vorüber, so wird das Wasser mittels Pumpen wieder in's Meer getrieben, der Apparat steigt wieder an das Licht der Sonne und nur für besondere Fälle (z. B. Unfall an den Pumpen) ist auch der Abwerfballast vom Stationskörper loszulösen, um die Erhebung des letztern zu beschleunigen.

Endlich kommen wir noch zu einem ganz besonderen Vorzug des Bauer'schen Kabellegesystems vor dem bisherigen durch die Verbindung desselben mit der unterseeischen Schifffahrt. Bei einer Kabelballonbahn von zweihundert Fuß durchschnittlicher Tiefe ist es nämlich möglich, daß ein Bauer'sches unterseeisches Schiff, wie er es aus seinem Brandtaucher und Küstenbrander für den friedlichen Gebrauch als Reise- und Naturforscherboot construirt hat, zu bestimmten Zeiten eine Inspectionsfahrt das ganze Kabel entlang vollbringen kann. Wie ein Eisenbahninspector seine Linie begeht, so kann von Station zu Station das Kabelwachtschiff seine Tour machen, um den Zustand der gesammten Apparate zu prüfen und vielleicht manchem kostspieligen Schaden zuvorzukommen. Wird aber eine Verletzung des Kabels wahrgenommen, so geschieht diese Wahrnehmung auf zwei Stationen zugleich, zwischen welchen vom Kabelwachtschiff die Verletzungsstelle zu suchen ist. Es braucht dann nicht das Kabel, wie jetzt, in vielleicht Tausenden von Fußen Tiefe mühsam gesucht und viele Meilen weit an die Oberfläche gerissen und gezerrt zu werden, um gerädert und gedehnt und gebrochen oben anzukommen, jeder Reparatur unfähig, sondern die Taucherkammer setzt sich in Verbindung mit dem Kabelwachtschiff, das sich auf die Oberfläche des Meeres begiebt; es muß Luftpumpen und Schläuche stets bei sich führen; die Taucherkammer übernimmt die Ballonsschrauben mit den an sie befestigten Schläuchen, fährt damit zu den Kabeltrageballons und befestigt sie an diese, worauf eine Reihe von Ballons zu beiden Seiten der beschädigten Kabelstelle vollständig mit Luft gefüllt werden; sie steigen nun ruhig mit dem Kabel an die Oberfläche, wo die Reparatur zu bewerkstelligen ist, worauf aus den Ballons wieder so viel Luft entlassen wird, bis sie ihre alte Stelle in der Tiefe einnehmen.

Bei weiterer Ausbildung dieses Systems wird man sicherlich einst jeder Kabelstation ein Kabelwachtschiff beigeben, das, außer seinem Dienst für die Sicherheit des Kabels auch der Mannschaft in Nothfällen zur Rettung dienen, vor Allem aber manchem Schiffbrüchigen zu Hülfe kommen kann.

Das ist das Bauer'sche unterseeische Kabel * im Bunde mit der unterseeischen Schifffahrt. — Es wird, nach der Verwunderung über die Kühnheit der Idee, viel Kopfschüttelns erregen; man wird fragen: wo sollen die Menschen herkommen, die sich zu solchen Dienstleistungen auf Kabelstationen und unterseeischen Schiffen hergeben? man wird sagen: die Kosten einer solchen Einrichtung sind unerschwinglich! — Was das Erstere betrifft, so hat es Bauer bei seinen gleichen Unternehmungen weder in Kiel, noch in Rußland, noch am Bodensee an muthigen Männern gefehlt; es meldeten sich stets mehr, als er verwenden konnte. Und die Kosten? Man berechne die Summen, welche die verlorenen Kabel verschlangen und — nach der Prophezeiung der Kabelautorität Siemens — bei den unergründlichen Gefahren des Meeresbodens noch fort und fort verschlingen werden; man berechne, daß Taucherkammer und unterseeische Fahrtenschiffe zugleich anderweit zu sehr einträglichen industriellen und nutzreichen wissenschaftlichen Unternehmungen (Perlen- und Korallenfischerei, Fischfang im großartigsten Styl, unterseeische Bauten, Naturforschung ꝛc.) zu verwenden sind; man berechne die Einnahme der Stationsdepeschen und die Billigkeit der Kabelreparaturen; man berechne die gesteigerte Einnahme durch die Raschheit und Sicherheit des telegraphischen Verkehrs zwischen der alten und der neuen Welt, — und man wird vor den Millionen, welche die erste Ausführung des großen Gedankens in Anspruch nimmt, nicht mehr zurückschrecken. Wenn Europa und Amerika sich die Hand reichen wollen und wenn dieser Weg als der sicherste, ja vielleicht einzig mögliche dazu erkannt wird, so werden auch die Millionen nicht fehlen, weil sie Nichts wiegen gegen das große Ziel, das die Menschheit durch diese innigste Verbindung der Geister zweier Welttheile erreichen soll.

Friedrich Hofmann.

* Ueber Construction und bisherige Legungsart unterseeischer Kabel geben wir, wenn erwünscht, einen besondern instructiven Artikel.

Blätter und Blüthen.

Geisterhumbug in Paris. Auch in diesem Jahre erbarmte sich der Himmel der in dem modernen Babylon sich langweilenden Sterblichen und sandte den in ihrer Noth nach Neuem und Aufregendem, wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm, haschenden Parisern die Gebrüder Davenport, die amerikanischen Geisterbeschwörer, Medien oder wie sie sich sonst nennen mögen. Paris ist gerettet, der ersehnte Stoff zur Unterhaltung ist gefunden. „Haben Sie die Gebrüder Davenport gesehen? Was halten Sie von ihnen? Sind es nur geschickte Taschenspieler oder sollte wirklich etwas Wahres an ihrer Geisterlehre sein?“ so fragt man sich nun seit fast drei Wochen an allen Punkten der Stadt. Wer auf diese Weise in einer Stadt, die sich gern die erste Stadt der Welt nennt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken im Stande ist, verdient wohl, daß man sich etwas ausführlicher mit ihm beschäftigt.

Die vor einer Reihe von Jahren in Europa spukenden Tischrücker und Geisterklopfer haben bekanntlich in dem gastlichen Amerika eine Zufluchtsstätte gefunden. In einem Lande, wo das Lächerliche sich dreist neben dem Erhabenen zeigt, wo Barnum, der Wundermann, Washington's Amme für Geld sehen läßt und bei ähnlicher Industrie Reichthümer über Reichthümer erwirbt, da kommt es auf ein paar Excentricitäten mehr oder weniger nicht an. Wir konnten alle die Geisterklopfer und Medien unbeachtet lassen, so lange sie ihre Thätigkeit auf ihr neues Vaterland beschränkten. Jetzt aber, da uns Amerika zwei junge und eifrige Apostel herübersendet, um uns von Neuem mit der hier ganz in Vergessenheit gerathenen Geisterklopferei zu beglücken, jetzt ändert sich die Sache.

Charakteristisch ist, daß weder die Brüder Davenport, noch andere sogenannte Medien sich genau über die Art und Weise ihres Verkehrs mit der Geisterwelt aussprechen. „Unsere Lehre ist neu und noch höchst unvollkommen. Wir tappen selbst im Dunkeln. Wir wissen nichts, wir fühlen nur außer uns gewisse uns unbekannte und unerklärliche Kräfte, die wir zu gewissen Zeiten durch unser bloßes Wollen uns unterthänig machen.“ So ungefähr sind die geheimnißvollen Auslassungen dieser neuen Sectirer, die dann der gläubige Chor der Getreuen zu einem trefflichen, vollständig ausgearbeiteten System ergänzt. Man spricht von den Geistern der Abgeschiedenen, man citirt Moses oder Mohammed, um eine Unterhaltung mit ihnen anzuknüpfen, und es fehlt nur noch, daß man die Geister mit eigenen Sinnen sieht und fühlt, um über ihr Dasein und ihre gefällige Bereitwilligkeit außer allem Zweifel zu sein. Die Gebrüder Davenport erklären sich, wie gesagt, in dieser Beziehung selbst vollkommen unwissend und beantworten alle darüber an sie gerichteten Fragen nur mit den Worten: „Kommt und seht.“ Die Vorstellungen, welche zuerst in einem Privatcirkel vor einem den besten Kreisen der Gesellschaft angehörigen kleinen Publicum stattfanden, begannen vor ungefähr drei Wochen in einem der eleganten Landhäuser der Rue de la Pompe in Passy, unweit Paris. Ein sehr achtbarer, vollkommenen Glauben verdienender Augenzeuge berichtet über eine dieser ersten Sitzungen das Folgende:

„Einer erhaltenen Einladung zufolge begab ich mich Montag Abend, begleitet von meinem Freunde O., in das Landhaus des Herrn D., des gastfreundlichen Wirthes der Brüder Davenport. Man führte uns in das zur Vorstellung bestimmte Zimmer und ließ uns unserm Wunsche gemäß allein, um uns, die wir als Skeptiker vom reinsten Wasser bekannt waren,

die nöthige Zeit zu lassen, Alles, was sich an Instrumenten und sonstigen Gegenständen im Zimmer befand, nach unserem Gefallen zu untersuchen. Wir bemerkten zwei Guitarren, eine Violine, ein Tambourin, drei ziemlich große Glocken, zwei Stangen Siegellack, zwei Bogen weißes Papier und einen Bleistift, nicht im Geringsten von allen gleichnamigen Gegenständen in der Welt unterschieden, außerdem einen aller besondern Kennzeichen entbehrenden Pappbecher, mehrere durchaus untadelhafte, höchst solide Stricke und endlich einen aus leichtem Holz gearbeiteten Schrank ohne Auszüge und innere Abtheilungen, der, etwa vierzehn Zoll über dem Fußboden auf x förmigen Untersätzen ruhend, weder mit der Decke noch den Wänden in Verbindung stand. An der Vorderseite des etwa fünf und einen halben Fuß hohen, sechs und einen halben Fuß breiten und zwei Fuß tiefen Schrankes öffnen sich drei Thüren, zwei derselben sind gefüllt, die mittlere ist mit einer rautenförmigen Oeffnung versehen. Im Innern des Schrankes sind drei zu Sitzbänken dienende, in gleichmäßigen Entfernungen durchlöcherte Bretchen angebracht, von denen sich eins im Hintergrunde, zwei zu beiden Seiten befinden. Um dreiviertel auf zehn Uhr sahen wir die Frau Gräfin K., den Grafen C. und mehrere andere allgemein bekannte, ehrenwerthe Persönlichkeiten eintreten; wenige Minuten später erschienen die Brüder Davenport, zwei braungelockte, ein wenig magere, eher kleine als große junge Leute, von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, begleitet von ihrem Landsmann und Schwager Fay, und um zehn Uhr begann die Sitzung.

Die beiden Brüder stiegen zunächst in den beschriebenen Schrank und setzten sich, einander gegenüber, auf die an den Seiten angebrachten Bretchen. O., der sich einer besondern Fertigkeit im Knotenbinden zu erfreuen glaubte, übernahm es, den einen der Brüder anzubinden, während ich mich bemühte, die gleiche Operation in recht gründlicher Weise mit dem andern vorzunehmen. Wir banden ihnen zuerst die Hände kreuzweise hinter den Rücken, zogen dann die Stricke vier bis fünf Mal durch die in die Bretchen gebohrten Löcher und um ihre Beine herum und beschlossen diese Procedur mit einer Reihe äußerst stramm angezogener Knoten. Man löschte nun die Lichter aus und ließ blos eine Lampe brennen, deren durch einen rosafarbenen Papierschirm gedämpfte Flamme den Saal nur matt erleuchtete. Ich stieg jetzt meinerseits in den Schrank und nahm zwischen den beiden Brüdern auf dem Bretchen im Hintergrunde Platz. Herr Fay band mir die Hände auf die Schenkel meiner beiden Nachbarn und setzte mir auseinander, daß ich auf diese Weise am besten beobachten könnte, ob die letzteren die geringste Bewegung zu machen versuchten. In diesem Augenblick wurde der oben erwähnte Pappbecher mit pfeilschneller Bewegung in die Mitte des Saals geschleudert, die drei Schrankthüren schlossen sich und ich befand mich in der tiefsten Finsterniß. Warum sollte ich nicht gestehen, daß mein Herz lauter als gewöhnlich schlug, als sich, unmittelbar nach dem Schließen der Thüren, ein ohrzerreißender Lärm im Innern des Schrankes hören ließ? Man klimpert auf den Guitarren, man kratzt auf der Geige, die Glocken klingen und die Schellentrommel rasselt dazwischen. Eine unsichtbare Hand zwickt mich am Schnurrbart, eine andere Hand reißt mir in aller Geschwindigkeit meine Halsbinde ab. Die Guitarren fangen jetzt an, um meinen Kopf herumzutanzen und mich mit solcher Heftigkeit zu schlagen, daß ich den einen der Brüder, die beiläufig kein Wort Französisch sprechen, ganz deutlich ausrufen höre: „gently, gently!" (sachte, sachte). Das Tambourin, als ob es mir auch seine Gegenwart beweisen wollte, steigt mir auf die Kniee, klettert mir an der Brust empor und bleibt schließlich auf meinem Kopfe sitzen, und eine der Glocken drängt sich mir zwischen Weste und Hemd an den Leib. Man öffnet die Thüren, die Lichter werden wieder angezündet, das Tambourin sitzt auf meinem Kopfe, meine Halsbinde liegt zu meinen Füßen, die Glocke steckt in meiner Weste, und die Brüder Davenport sind nach wie vor angebunden. Meine Hände sind noch immer an ihre Schenkel geschnürt, die sich, wie ich versichere, nicht ein einziges Mal bewegt haben. Die beiden Brüder werden losgebunden und zeigen lächelnd ihre von dem allzustarken Anziehen der Stricke übel zugerichteten, mit Blut unterlaufenen Handgelenke. Da einer der Anwesenden den Wunsch geäußert hatte, an meiner Stelle in den Schrank zu treten, so wurden die Brüder von Neuem angebunden, mit dem Unterschiede aber, daß man ihnen diesmal die Handflächen mit Mehl bestreute. Die beschriebenen Erscheinungen wiederholten sich sämmtlich, ohne daß auch nur ein Korn von dem Mehl verschüttet worden wäre. Durch die in der mittlern Schrankthür angebrachte rautenförmige Oeffnung sahen wir zu wiederholten Malen nackte Arme und bleiche, riesiggroße Hände zum Vorschein kommen.

Nach einer viertelstündigen Pause schritt man zum zweiten Theil der Sitzung, der bei vollständiger Finsterniß ausgeführt wird. Diesmal setzten sich einer der Brüder D. und ihr Schwager Fay auf mitten im Saal stehende Stühle, worauf ihnen die Hände hinter den Stuhllehnen festgebunden wurden, man besiegelte die Knoten mit dem Petschaft des Grafen C., und um keine Vorsichtsmaßregel unangewandt zu lassen, schob man jedem der Festgebundenen einen Bogen weißes Papier unter die Füße, worauf die Umrisse ihrer Stiefeln genau mit Bleistift abgezeichnet wurden. Die Umstehenden wurden nun aufgefordert, sich die Hände zu reichen, und wir bildeten eine Kette, an welche sich derjenige der Brüder D., der nicht angebunden war, anschloß. Man löscht die Lichter diesmal sämmtlich aus, und nun beginnt ein wahrer Hexensabbath. Die Guitarren, vorher leicht mit Phosphor überstrichen, fangen an gleich ungeheueren Nachtschmetterlingen durch den Saal zu fliegen. Die Glocken, die Violine, die Trommel und der Pappbecher folgen ihrem Beispiel, tanzen, die unsinnigsten Figuren bildend, in der Luft herum, drängen und stoßen sich an einander, gegen die Wände, gegen die Decke, purzeln wieder herunter, kriechen uns an den Leibern empor, setzen sich uns auf die Köpfe und beginnen von Neuem ihre abenteuerlichen Luftpromenaden, während wir zu gleicher Zeit unsere brennend heißen Hände von eiskalten Händen ergriffen und gepreßt fühlen. Die Frau Gräfin K. hält eine Uhr in ihrer geschlossenen Hand. Eine Hand öffnet ihr die fünf Finger einen nach dem andern und entreißt ihr die Uhr, um dieselbe einer am andern Ende des Saals befindlichen Dame in die Hand zu drücken. Man fordert mich auf, meinen Rock auszuziehen, ich thue es, und gleich darauf hören wir ein Geräusch, wie das Auffliegen eines Rebhuhns. Auf ein gegebenes Zeichen wird ein Licht angezündet. Alles stürzt hastig herbei, die beiden Medien sitzen unbeweglich auf ihren Stühlen, die Hände hinter der Lehne festgeschnürt. Davenport ist mit meinem Rock bekleidet, die Siegel sind unverletzt, und die erwähnten Bleistiftgrenzen um keines Haares Breite überschritten."

Soweit der, wie gesagt, durchaus glaubwürdige Augenzeuge. Soll man nun glauben, daß die Gebrüder Davenport im Besitze übernatürlicher Kräfte sind? Gewiß nicht, aber man kann nicht umhin, die wirklich erstaunliche Gewandtheit dieser kecken Taschenspieler zu bewundern. Die bisher nur in engern Kreisen erörterte Geisterfrage fing an, nach Erzählungen, wie die angeführte, die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen, und wer weiß, wie viele leicht erregliche Naturen dem ihnen angeborenen Hang zum Wunderbaren zum Opfer geworden wären, wenn nicht inzwischen die bekannte komische Scene im hiesigen Saal Herz, von der die Zeitungen bereits mannigfach berichtet haben, das amerikanische Brüderpaar um ein gut Theil ihrer entstehenden Berühmtheit gebracht und es als das dargestellt hätte, was es ist — Humbugler, zu deutsch Schwindler. Die im Saal Herz erwartete Vorstellung sollte öffentlich und diesmal nicht kostenfrei sein. Das Pariser Publicum, im Allgemeinen mehr neugierig als gläubig, hatte sich trotz der hohen Eintrittspreise sehr zahlreich eingefunden, seine Neugier sollte aber nur theilweise befriedigt werden. Ehe nämlich die Brüder D. ihre übernatürlichen Künste produciren konnten, drängten sich einige wenig zurückhaltende Zuschauer zur Besichtigung des geheimnißvollen Schrankes vor, und einer der eifrigsten, welcher nach kurzer Untersuchung an einem der oben beschriebenen Bretchen eine verborgene Feder entdeckte oder entdeckt zu haben glaubte — denn die Thatsache ist nicht genügend aufgeklärt — rief, sich an die versammelte Gesellschaft wendend, mit Stentorstimme: „Meine Herren, man will uns auf's Schmählichste mystificiren." Der Zauber war nun gelöst, das Publicum erhob sich lachend und pfeifend, erhielt auf Einschreiten der Polizei das gezahlte Eintrittsgeld wieder und ging nach Hause. Seit der Zeit hat man nun in öffentlichen Blättern und in mündlichen Unterhaltungen viel über die „entlarvten Gaukler" gewitzelt, und schon deswegen ist ein durchgreifender Erfolg dieser im Dunkeln arbeitenden Prestidigitateurs kaum noch zu befürchten; denn wer die Lacher nicht auf seiner Seite hat, kann in Paris auf keinen großen Anhang rechnen. Das letzte Wort ist aber in dieser Angelegenheit noch nicht gesprochen. Die Brüder D. betrachten sich durchaus nicht als geschlagen, und es fehlt nicht an Narren und Neugierigen, die ihren angeblich übernatürlichen, bis jetzt aber jedenfalls als vollständig nutzlos erwiesenen Experimenten beiwohnen. Die Vorstellungen haben bis heute ungehindert fortgedauert, doch wurden, wie die Blätter auch schon mitgetheilt haben, um eine Wiederholung der obigen Auftritte zu vermeiden, nur sechzig auf bestimmte Namen lautende Billets zu je dreißig Franken ausgegeben, und während ich dieses schreibe, wird eine zweite, vollständig öffentliche Sitzung, Eintrittsgeld zehn und fünfzehn Franken, angekündigt. Sie sehen, wenn die Brüder Davenport uns die Segnungen ihrer Geisterlehre theilen lassen wollen, so geht ihr Eifer nicht weit genug, ihr eigenes Interesse darüber zu vergessen. F. B.

Die Maschine als Sprachlehrer. Wir haben Sprech- und Rechenmaschinen kennen gelernt oder wenigstens davon gehört. Ohne uns weiter darauf einzulassen, gehen wir gleich zu einer dritten neuen Maschine über, welche ebenfalls das Mechanische geistiger Arbeit übernimmt oder wenigstens wesentlich erleichtert. Es ist eine Spracherlernungsmaschine, metabolische genannt, von dem griechischen Worte metaballein (mit lateinischen Buchstaben so geschrieben), welches „Durcheinanderwerfen, Würfeln" bedeutet. Sie ist von dem Engländer Alfred Long erfunden und von einem anderen Engländer Thomas Prendergast in einem besondern gelehrten Buche ausführlich beschrieben und ihre praktische Anwendung bis in's Kleinste erklärt und warm empfohlen worden. Die Spracherlernungs- oder Wörterwürfelungs- und Satzbildungsmaschine beweist zunächst ihre Nützlichkeit aus der besten Art, wie man überhaupt Sprachen, besonders lebendige zum Sprechen erlernen muß. In jeder sogenannten „höheren" Knaben- und Mädchenschule müssen jetzt mehrere Sprachen gelehrt und gelernt werden. Aber wie machen sie's dabei? Meist zum Gotterbarmen für die Kinder. Diese müssen Jahre lang Vocabeln, Regeln, Grammatik, Syntax lernen, Dutzende von weißen Büchern mit Vocabeln, Sätzen und Exercitien voll schreiben und können nach dieser jahrelangen Qual doch nur stottern und stümpern, mit keinem französischen Mädchen, keinem englischen Jungen sprechen, ohne ausgelacht oder nicht verstanden zu werden. Französisches Mädchen und englischer Junge haben nicht ein Hundertstel dessen in ihren Sprachen gelernt, was unsere „höheren" Mädchen oder Jungen; aber ersteir plaudern flüssig, ohne Anstoß und richtig, und letztere stümpern. Daraus folgt, daß unsere Kinder Sprachen, die sie sprechen lernen sollen, auch so von selber lernen müssen, just wie die Kinder ihre Muttersprache. Da nun in fremden Sprachen keine solche lebendige Gelegenheit zum „Vonselberlernen" ist, so ersetzt man diesen Mangel am Besten und Billigsten durch eine — Maschine. Französische Bonnen und englische Gouvernanten sind allerdings noch besser, aber für die meisten Familien zu theuer.

Mich besuchte einmal ein deutscher Gelehrter in England, der neunzehn Jahre lang das Englische gründlich erlernt, studirt und Shakespeare ꝛc. gelesen und fein verstehen gelernt hatte. Er kriegte es aber nicht fertig, der Wirthin durch Worte deutlich zu machen, daß er ein Handtuch wünsche. Sie verstand erst unter vielem Gelächter, was er wolle, durch seine deutliche Pantomime des Abtrocknens, nachdem er sich pantomimisch gewaschen hatte. Ueberhaupt konnte er sich in den gewöhnlichsten, alltäglichsten Dingen selten verständlich machen, auch meist sehr schwer verstehen, so daß sehr oft das erst vor sechs Monaten hinübergekommene deutsche Dienstmädchen zu Hülfe gerufen werden mußte. Diese plauderte Englisch, sozusagen, wie Wasser, verstand Alles und wurde stets verstanden. Der Gelehrte wußte die verschiedensten Bedeutungen und feinsten Schattirungen von vielleicht fünf- bis sechstausend Wörtern, das Mädchen hatte wohl nicht mehr als zwei- bis

dreihundert *von selber* erlernt, mechanisch durch täglich wiederholte Uebung im Sprechen und Hören. Sie sprach vollkommen und flüssig Englisch, der deutsche Gelehrte wie ein fauler Junge in der Schule, der seine Verse nicht gelernt hat. Das viele, leichte, flüssige Sprechen in einer oder in mehreren Sprachen ist sehr leicht erlernt, wie unsere deutschen Kellner in deutschen, französischen, englischen, amerikanischen Hotels, Kinder mit französischen Bonnen und englischen Gouvernanten beweisen. Mit ein paar hundert Worten, die man in allen ihren Wendungen und Windungen und Stellungen mechanisch erlernt, ist für das beste Geplauder Alles abgemacht. Mit etwa tausend solchen Wörtern des gemeinen Lebens, der Umgangssprache d. h. etwa dreihundert in ihrem deutschen, französischen und englischen Klange und deren idiomatischer, d. h. jeder Sprache eigenen Gefügigkeit, spricht man für den gewöhnlichen Umgang und dessen Unterhaltungsstoff vollkommen Deutsch, vollkommen Französisch, vollkommen Englisch.

Man kann schon mit achtzehn bis zwanzig Wörtern eine lange Rede halten.

Mein	Buch	ist	auf	ihrem	Tische.
Ihr	Ring	war	bei	meinem	Glase.
Sein	Messer	liegt	unter	ihrem	Stuhle.

Das sind drei richtige deutsche Sätze mit achtzehn Wörtern, die jedes Kind leicht lernt. Sind sie ordentlich gelernt, so kann man damit etwa eine halbe Stunde richtig und flüssig sprechen, ohne die drei Sätze nur ein einziges Mal zu wiederholen. Man kann nämlich aus diesen drei Sätzen etwa *siebenhundert* machen, jeder von dem andern verschieden, indem man immer das eine oder das andere Wort (oder mehrere) des einen Satzes mit einem oder mehreren darunter stehenden vertauscht, also: „Mein — Ring — liegt — auf — ihrem — Tische“ ꝛc. siebenhundert Mal, jedesmal verschieden, jedesmal richtig. Die Unterschiebungen einzelner Wörter an die Stelle anderer, können ganz mechanisch, gedankenlos gemacht werden, es wird doch immer ein richtiger deutscher Satz. Dieses mechanische Durcheinanderwürfeln der Wörter behufs der Einprägung und des flüssigen Gebrauchs in allen Fügungen übernimmt nun die metabolische Maschine. Es ist die „Ollendorf'sche Sprachlehrmethode“ in vereinfachter und vervollkommneter Form. Sie geht von der richtigen Voraussetzung aus, daß man eine Sprache nur flüssig und geläufig sprechen kann, wenn man sich zunächst an die nöthigsten und gewöhnlichsten Worte hält und diese nicht als einzelne Vocabeln, sondern in allen möglichen *idiomatischen Verbindungen* lernt.

Die Maschine übernimmt es, alle möglichen Verbindungen und Satzbildungen zu erleichtern. Sie besteht aus einem Kasten mit Würfeln und einem Glasdeckel. Auf den Würfeln stehen verschiedene einzelne Wörter, so gewählt, daß sie, wie sie auch fallen, immer einen richtigen Satz bilden. Damit keine ungrammatische oder unsyntaktische Verbindung entstehe, sind Zellen im Innern so eingerichtet, daß jeder Würfel sich nur auf seinem Platze drehen und irgend ein Wort seiner sechs Seiten obenhin bringen kann. Eine Handhabe zum Drehen am Kasten verändert die Würfel mit jeder Umdrehung mechanisch. Als Beispiel der Mannigfaltigkeit der Verbindungen solcher gewürfelten Wörter wird angeführt, daß zehn Würfel, jeder nur mit zwei Worten beschrieben, die zwei Sätze von je zehn Worten bilden, sich zu mehr als *fünftausend richtigen Sätzen* — alle verschieden — verwürfeln lassen. Man denke nun an die Combinationen mit zehn bis zwölf Würfeln, von denen jeder sechs statt zwei Wörter enthält!

Der specielle Nutzen dieses mechanischen Hülfsmittels für richtigen, flüssigen Gebrauch der Wörter besteht darin, daß des Lernenden Aufmerksamkeit immer nur auf je *einen* Satz auf einmal gerichtet wird, während in Lehrbüchern die vielen Sätze neben- und untereinander die Aufmerksamkeit zerstreuen und ermüden; daß es dieselbe zu erlernende Sache in immer neuen Formen herausspielt und dieses Spiel frisch erhält; daß dieses Würfelspiel wegen des Zufalls, der dabei herrscht, das Auge immer für den nächsten Wurf schärft (wie dies bei allen Zufallsspielen der Fall ist); daß die Beschreibung der Würfel in der einen Reihe mit den Worten der zu erlernenden Sprache, in der andern mit denen der Muttersprache (die Würfel werden mit Bleistift beschrieben und können leicht gereinigt werden), immer Gelegenheit und Uebung in doppelter Uebersetzung giebt; daß zu dem ordentlich Erlernten immer leicht und unmerklich etwas Neues gefügt und so der ganze Sprachreichthum allmählich spielend und in stets lebendigen, richtigen Sätzen in Fleisch und Blut, in die *Sprachwerkzeuge*, nicht in Papier und verwirrende Regeln und Ausnahmen übergeht; daß die Maschine den Werth und Nutzen aller andern Maschinen hat, nämlich dem Geiste, der Arbeitskraft abzunehmen, was blos mechanisch ist; daß sie die bessere Kraft für bessere Zwecke schont und spart. Sie ersetzt das mechanische Erlernen einer Sprache, das „Vonselbererlernen“, wie es durch Aufwachsen in einem bestimmten Volke oder künstlich durch Bonnen und Gouvernanten geschieht, so gut eine Maschine dies überhaupt ersetzen kann.

Es mag für deutsche Lehrer und Gelehrte wie eine Spielerei aussehen, aber „ein tiefer Sinn liegt oft im kindischen Spiel“. Die Sache scheint genauerer Prüfung werth. Wir empfehlen deshalb das Originalwerk zur Lecture, resp. Uebersetzung. Der Titel ist: „The Mastery of Languages; or the Art of speaking foreign tongues idiomatically. By Thomas Prendergast. London, Bentley.“ (Die Bemeisterung der Sprachen, oder die Kunst, fremde Zungen in deren *Eigenthümlichkeit* richtig sprechen zu lernen.) H. B.

Der Leierkasten als Volkserzieher. Dem aufmerksamen Beobachter wird, wohl in allen Theilen unseres großen deutschen Vaterlandes in gleicher Weise, eine eigenthümliche Erscheinung auffallen. Wir meinen das gleichsam epidemische Auftreten eines volksthümlichen Lieblingsliedes aller Welt. Dasselbe verbreitet sich, meistens von einer großen Stadt ausgehend, strahlenförmig über ganze Provinzen, ja Länder, bis in die entlegensten Dörfer und Flecken derselben, wird von Alt und Jung in rastlosem Eifer gesungen und verschwindet dann wieder — um von einem neuen verdrängt zu werden.

Meistens sind es klägliche, elende Gassenhauer, die zu dieser größten Popularität gelangen. „Schmeißt ihn 'raus, den Juden Itzig“, „So'n janzen, janzen kleenen, so'n janzen kleenen Mann“, oder „Uns're hübschen, jungen Mädchen muß man auf dem Balle seh'n“ — das sind einige aus der neuern Zeit, die noch keineswegs zu den schlechtesten gehören. Oft werden sie auch gar nicht einmal gesungen, sondern blos gepfiffen; so z. B. der „Düppler Sturmmarsch“ im nordöstlichen Preußen.

Unschwer aber vermögen wir nun auch den eigentlichen Ursprung der außerordentlichen Popularität dieser Lieder zu erkennen — und zwar in dem wandernden Leierkasten. Noch ist die Zeit nicht lange vorüber, da er jene alten, gleichsam classischen Lieder zum Besten gab:

„Hier meine Herr-
en ist zu sehn,
wie eine Mord-
that ist geschehn,
im Jahre acht-
zehnhundertzehn.“

Oder: „Sie hat ihr Kind, sie hat ihr Kind mit einer Gabel umgebrungen.“ Seitdem hat der Leierkasten sich nun allerdings bedeutend civilisirt und, wie ja fast Alles und Alle, so huldigt auch er jetzt vollständig dem Zeitgeist. Wohl kein wichtiges Ereigniß geht vorüber, das nicht auf dem Leierkasten seinen Wiederhall fände. Namentlich Schleswig-Holstein mußte seiner Zeit in ganz unbeschreiblicher Weise herhalten und der Refrain: „Wir reichen Dir die Bruderhand“ wurde von früh bis spät in solchem Eifer gedudelt, daß man darüber hätte wahnsinnig werden können.

Dafür ist der Leierkasten aber in unserer Zeit auch wirklich zu einer gewissen culturgeschichtlichen Bedeutung gelangt. Man beobachte es nur: sobald seine ersten Töne auf einem Hofe oder an einer Straßenecke sich losquälen, sammelt sich sofort ein andächtiger Kreis von Zuhörern um ihn, und je nachdem er bloße Molltöne von sich giebt oder noch von menschlichen Philomelen begleitet wird, kann man, bald nach seinem Weiterrücken, das Vorgetragene sehr vielstimmig nachgrölen oder nachpfeifen hören. Ja, das, was er vorträgt, erreicht *die vollständigste Popularität* — und Louis Napoleon hätte in der That gescheidter daran gethan, statt in den Gleichnissen des „Leben Cäsar's“ zu sprechen, seine hohen Ideen vom Leierkasten herab allem Volke zugänglich zu machen.

Doch allen Scherz bei Seite; der Leierkasten muß den niedrigsten Volksschichten gegenüber in aller Wahrheit als ein Lehrer, ein Erzieher betrachtet werden. Aus seinen politischen Liedern entnimmt der Bube seine ersten Begriffe und Anschauungen von der Welt: er zieht im Geiste mit hinaus nach Schleswig-Holstein und ruft, mit seinen Beinchen auftrampelnd: „Up ewig ungedeelt!“ An den Liebesliedern des Leierkastens entflammen sich die ersten heißen und süßen Gefühle im Herzen des jugendlichen Dienstmädchens und willig wird auch der so sauer erworbene Groschen noch für die „fünf neuen Lieder“ dahingegeben, um die lieblichen Worte sorgfältig nachstudiren zu können.

Leider ist aber der Leierkasten in neuerer Zeit vollständig in die Fußstapfen des Volkstheaters getreten, hat sich fast ausschließlich der Posse zugewandt und ist daher, fast überall, ebenso wie die Bühne, im Stadium des „höheren Blödsinns“ angelangt. Wenn jene alten, vorhin angeführten Räuber- und „Mordthäter“-Lieder uns auch ganz entsetzlich schauerlich und elend erscheinen mußten, so hatten sie doch Eines voraus: eine gewisse Moral, die den erschauernden Zuhörern die Strafe für die graufigen Mordthaten meistens im allerfurchtbarsten Lichte erscheinen ließ. Dagegen nun die Leierkastenlieder unserer Zeit! Bei ihnen ist das politische Gebiet noch immer das beste, denn die hierher gehörenden Witze sind dem großen Haufen entweder unverständlich, oder doch unschädlich. Was soll man aber dazu sagen, wenn der Grote'sche Mord in Berlin mit Wittwe Quinche und Genossen in einer Weise vom Leierkasten besungen wird, die in gleicher Weise frivol, frech, geradezu unsittlich, fade witzig und jammervoll gereimt ist; was können daraus die armen, lustig mitsingenden Arbeiterkinder, die leicht erregten Dienstmädchen ꝛc. lernen? —

Unter allen Gelehrten der Welt erscheinen offenbar als die düstersten und allerkläglichsten — *die Gelehrten des Leierkastens*. Und doch, welchen unendlichen Einfluß haben sie auf die großen Volksmassen! In wie hohem Grade mögen die Lebensschicksale zahlloser Menschen durch die von jenen ausgesäete Moral geleitet und begründet sein! Ja, diese unheimlichen, unbekannten Poeten, die mit bewundernswerther Virtuosität kein Zeitereigniß, keine schwarze That, kein grelles Vorkommniß vorübergehen lassen — ohne davon ihren kärglichen Gewinn zu ziehen, ohne ihrem großen Auditorium „Nutz und Frommen“ davon zu bringen, sie stiften unleugbar viel Unheil und Verderben, indem sie, gleich der jetzigen modernen Posse, gleich gewissen Zeitungen das Laster und Verbrechen in lustiger Weise darzustellen und in seichter Moral nur Gelächter darüber zu erzwingen suchen.

An die Humanität und Einsicht aller wahren Volksfreunde appellirend, mache ich auf diesen argen Mißstand nicht blos aufmerksam, sondern füge auch eine dringende Mahnung hinzu. Meines Erachtens ließe sich nämlich unendlich Segensreiches stiften, wenn in jeder Stadt wohlmeinende und befähigte Männer zusammentreten und Vereine gründen möchten, welche sich die Aufgabe stellen: *die volkserziehenden Leierkasten, in billigster Weise, immer mit guten und volksthümlich gedichteten Liedern, namentlich nationalen und patriotischen Inhalts, zu versehen*. Sehr schwierig könnte dies Ziel wahrlich nicht zu erreichen sein — und welch reicher Segen würde daraus erblühen!

Möchte diese Anregung nicht unbeachtet vorübergehen! Die „Gartenlaube“ bietet den besten Vereinigungspunkt für diese Bestrebungen; man wolle daher nur überall baldmöglichst zusammentreten und durch häufige Mittheilungen an das allverbreitete Blatt das gewiß sehr wichtige Werk zur recht vielseitigen Erfüllung bringen. R.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Prinzessin Champagner.

Der Tag aller Seelen, der 2. November des Jahres 184*, neigte sich, der Abend nahte mit leichten Schritten. Ein dichter Nebel, der sich allmählich in eisige Tropfen auflöste, hing über der ruhelosen Riesenstadt London. Unaufhörlich wogte und strömte das Leben durch die Straßen, rollten die Wagen, kreischten die Stimmen der Verkäufer, klagte das Elend; es war ein athemloses Jagen und Rennen, Rufen und Drängen, Mühen und Sorgen, Ringen und Hasten um — ein Leichentuch, das Ende allen Strebens. Eine kurze Spanne Zeit und Andere beteten für Jene, die da eben vorübereilten, wie diese am Morgen für ihre Todten gebetet.

All diesen Lärm, sowie die melancholische Unbehaglichkeit der Atmosphäre, ahnte Niemand in jenem reizenden Salon der gefeierten Tänzerin Cyrilla, die von ihren Bewunderern „der Abendstern“ genannt wurde. Die dunkelrothen Seidengardinen waren zugezogen, es glühte und flackerte im Kamin, ein Meer von Licht ergoß sich von den Kronleuchtern und Girandolen auf die heitere Gesellschaft, die sich hier versammelt und in anmuthigen Gruppen auf den Sammetdivans und in den tiefen Fauteuils Platz genommen hatte. Im Nebensaal stand eine reichbesetzte Tafel, funkelnd von Silbergeschirr und geschmückt mit Blumen. Man wollte fröhlich sein und heut' am Tag aller Seelen nicht der Todten gedenken, sondern sie vielmehr jetzt um jeden Preis vergessen. Heute Morgen in der Kirche hatte man seine Pflicht gegen sie erfüllt, der Rest des Tages gehörte den Lebenden. Etwa fünfzehn Personen, Schauspielerinnen vom Drurylane-Theater, Sänger von der italienischen Oper, einige junge Tänzerinnen, Schülerinnen der Cyrilla, mehrere der vornehmsten jungen Männer der Londoner Aristokratie, der alte Herzog von D., langjähriger Beschützer der gefeierten Tänzerin, und eine Cousine des Abendsterns, eine Pariserin, seit mehreren Wochen Cyrilla's Gast — das war die Gesellschaft in dem eleganten Salon. Die Pariserin war die Sonne der Variétés, bekannt unter dem Namen Melusine. Ihre intimeren Freunde nannten sie Prinzessin Champagner. Es war eine Vereinigung von weiblichen Schönheiten, die sich in diesem Zimmer zusammengefunden, und auf den ersten Blick erschien Melusine die unbedeutendste. Die junonische Schönheit Cyrilla's blendete besonders bei Kerzenlicht. Dies zarte Weiß und Roth erschien so echt, die Augen so leuchtend in dem Schmuck tiefschwarzer Wimpern und Brauen, das dunkle Haar so üppig, Arme und Hände so verführerisch, das ganze Wesen so bezaubernd im Glanz der ausgesuchtesten Toilette. Nach ihr fiel die blonde Arabella auf, die zweite Tänzerin mit dem holdseligsten Madonnengesicht und einer Fülle goldenen Haares, das wie ein Mantel um ihre vollendete Gestalt floß, wenn sie es, wie sie das zuweilen zu thun pflegte, löste. Die jungen Schülerinnen der Cyrilla waren blendend schöne Geschöpfe, und die drei Schauspielerinen von Drurylane hübsch und geistvoll. Alle plauderten und scherzten lebhaft durcheinander, nur Melusine war heut auffallend still. Sie saß auf einem Tabouret neben dem Kamin und hatte, wie das ihre Art, die Hände um ihre Kniee gefaltet. Es lag etwas Träumerisches in ihrer Haltung und in dem Ausdruck ihres Gesichts. Wie erloschen blickten die großen, in unbestimmter Farbe schillernden Augen vor sich hin. Ein klein wenig zusammengezogen hatten sich die fein gezeichneten Brauen über der Nasenwurzel, die Lippen waren fest geschlossen. Hellbraune Locken hingen an den Wangen nieder, das blasse Gesicht mit den feinen Zügen einrahmend. Die junge Schauspielerin trug tiefe Trauer, schweren Taffet und Krepp, im grellen Gegensatz dazu eine rothe Rose im Haar.

War das wirklich jene gaukelnde Sylphide der Variétés, die gefeierte Königin des Lustspiels, der Liebling der Pariser, dessen Erscheinung alle Sorgen verscheuchte und ein Lächeln selbst auf jene Lippen zauberte, die längst das Lachen verlernt; dies übermüthigste Geschöpf in ganz Paris, war das unsere Prinzessin Champagner?

„Sie hat wieder ihren dunkeln Tag,“ lächelte Cyrilla, „laßt sie gewähren!“

„Warum in Trauer, Melusine?“ fragte ein Mann von vornehmem Wesen und echt englischer Schönheit nachlässig, der ihr gegenüber in einem Fauteuil ausgestreckt lag. „Welche wunderliche Caprice!“

Melusine antwortete nicht, veränderte auch keinen Zug ihres Gesichts.

„Kind! bist Du zu Stein erstarrt?“ lachte Cyrilla. „Hörst Du nicht, daß Lord Francis mit Dir redet?“

Und der Herzog von D. warf eine Camellie nach ihr.

Melusine fuhr auf. Ihre Augen funkelten in seltsam grünem Licht, eine Röthe überflog einen Augenblick Wangen und Stirn. Verächtlich schleuderte sie die Blume von sich, wie ein widerliches Insect.

„O weh, die arme Blume!“ rief Arabella. Sie dachte daran, daß diese prächtige weiße Camellie sicherlich heut Morgen mit einem halben Sovereign bezahlt worden war.

„Warum thatet Ihr das, Herzog?“ fragte jetzt eine erregte Stimme, und von einem Kissen am Boden, zu den Füßen Melusine's, erhob sich die Gestalt eines sehr jungen Mannes. Er lag halb auf den Knieen und sah drohend nach dem Angeredeten hin. Zugleich zerrissen seine Finger mit convulsivischer Hast die weißen Blumenblätter. Es war Guy, der jüngste Bruder des Lord Francis.

Der alte Edelmann lächelte. „Mein Knabe, es galt nicht ihr," sagte er besänftigend, „ich wollte Euch treffen, ich glaubte Euch eingeschlafen."

Ein stolzer Blick war die Antwort, die Lippen des Jünglings zuckten.

„Was hast Du, Guy?" fragte Francis sich zu ihm herabneigend. In demselben Augenblick berührte die Hand Melusine's das dunkle Haar ihres jugendlichen Bewunderers. Fast unmerklich glitten sie darüber hin, die schmalen Finger, aber die Wirkung war eine zauberische. Guy zuckte zusammen und wendete den Kopf nach der Schauspielerin um.

„Seid ruhig!" flüsterte sie mit halbem Lächeln und tauchte ihre Nixenaugen in die seinen. „Ich will, daß Ihr ruhig seid!"

Melusine war in diesem Augenblick die schönste Frau unter diesen blendenden Schönheiten, und nicht nur hier. Dies Lächeln, dies Aufleuchten der Augen war von dämonischem Zauber. Nichts reizt ja weniger, als die Schönheit allein, nur das Fremde, Wunderbare, Ungewöhnliche ist's, was uns blendet und verwirrt und die Seele in jenen Strudel von Leidenschaft reißt, aus dem es kein Entrinnen giebt. Die Art der Haltung, der Gang, eine gewisse Bewegung, eine Falte zwischen den Augenbrauen, der Ton einer Stimme, der Blick, die Form eines Mundes — alle diese Einzelnheiten können einen Reiz ausüben, der zur Klippe wird, an welcher unser Herz wie unsere Sinne, Tugend und Ehre Schiffbruch leiden.

„Warum tragt Ihr nicht Weiß, wie immer, so oft ich Euch sah?" fragte Guy jetzt.

„Weil heut' mein Todestag ist," antwortete die Schauspielerin der Variétés.

„Theuerste, keine Gespenstergeschichten, sie sind nicht mehr guter Ton," warf Lord Francis hin.

Sie hob den Kopf, um ihn hochmüthig anzusehen. „Plaudert mit den Andern, wenn Ihr Euch fürchtet!" sagte sie leichthin. „Ich habe eine Frage Eueres Bruders beantwortet. Ja, mein junger Freund," fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, sich wieder zu ihrem jugendlichen Anbeter wendend, „ich werde sicherlich einstmals am 2. November sterben, glaubt es mir. Jedes menschliche Geschöpf fühlt durch viele Jahre seinen Sterbetag heraus aus den anderen Tagen."

„Wie meint Ihr das?"

„Habt Ihr nicht bemerkt, daß an irgend einem Tage Euch Alles ganz besonders schwer erscheint, daß es ohne alle äußere Veranlassung wie Bergeslasten auf Euch liegt; daß Euch nichts gelingt und Euch nichts zerstreut? Erinnert Ihr Euch nicht an Tage, wo Ihr Euch vor Euch selber fürchtet und nicht allein sein mögt? Die Kinder sind an solchen Tagen eigensinnig und trotzig oder weinen viel, die großen Menschen begehen in ihrer dumpfen Angst irgend eine Sünde oder thun einem Andern ein Herzeleid an und werden erst wieder ruhig, wenn jener bedeutungsvolle Tag vorüber. Aber er kommt wieder jedes Jahr, und immer schleicht jene seltsame Todesangst, jene schwere Mahnung durch Leib und Seele, doch wir vergessen, daß er schon einmal da war, denn es kommen oft graue, schwere Tage, und so wissen wir nicht mehr, welcher der graueste, schwerste. An solchen Tagen verräth ein Mann seine Geliebte und verleugnet seinen Freund. Und ein Weib? Nun, ein Weib zieht ein schwarzes Kleid an. Da' habt Ihr die Erklärung."

„Pfui, sei still!" sagte Cyrilla zusammenschauernd.

„Wenn Ihr an solchen Gespenstertagen spielen solltet, wie dann?" fragte Marino, der italienische Sänger, den alle Frauen anbeteten.

„Ich würde nie spielen, die Leute müßten sich dann vor ihrem eigenen Lachen fürchten. Aber so schwer, wie heute, war mir noch nie; ich bin wie ein Gespenst, das umherschleicht und jeden warmen Menschen mit aufgehobenen Händen bittet: erlöse mich!"

„Seid barmherzig, schöne Geisterseherin, und ringt Euch um unsertwillen aus Euren dunklen Gedanken. Wir wollen keine Kassandra sehen, wir wollen unsere Prinzessin Champagner bewundern," rief ein junger Douglas.

Diese Worte waren kaum verhallt, als ein helles Glockenspiel ertönte, das Zeichen zum Beginn der Tafel. Man erhob sich. Guy's Blicke hingen an seinem Bruder, Blässe und Röthe wechselten auf seinem Gesicht. Ein schwermüthiges Lächeln zuckte um die Lippen des Lord Francis. „Laß es sein, mein Liebling," sagte er scherzend in leisem Ton, „Feuer verbrennt." Und er näherte sich Melusinen, um ihr den Arm zu bieten. Sie berührte ihn mit den Spitzen ihrer Finger, aber sie wendete sich, ehe sie ihrem Führer folgte, noch einmal zu dem jungen Guy um. Wieder dies wunderbare Lächeln — wieder dieser lange flimmernde Blick. „Mein Freund," sagte sie dann, „dort die blonde Ellinor verwendet keinen Blick von Euch — geht, macht sie glücklich und führt sie zu Tisch." Aber Guy schüttelte den Kopf und schleuderte allein in den Speisesaal.

Lord Francis hatte in einem Anfall von Ueberdruß an dem Londoner high life ein Jahr in Paris verlebt. Dort ging die Sonne der Variétés, Melusine mit den seegrünen Augen, vor ihm auf, und er gerieth in eine Leidenschaft für diese wunderbare Schauspielerin, die ihn beinah dazu gebracht hätte, ihr seine Hand und seinen altaristokratischen Namen zu Füßen zu legen. Daß es nicht leicht war, bei ihr Zutritt zu erlangen, steigerte nur sein Verlangen nach ihrer Bekanntschaft. Man erzählte von ihr, daß sie in die tiefste Trauer versunken sei um einen jungen, schönen Schauspieler, der vor wenigen Monaten in Folge eines Sturzes mit dem Pferde gestorben, als er mit ihr um die Wette ritt. Sie erschien zu keinem jener Feste, deren Krone sie sonst zu sein pflegte, und zeigte sich außer auf der Bühne nur in ihrem Wagen öffentlich. In die Polster ihres kleinen eleganten Coupés gedrückt, lag sie anscheinend theilnahmlos, umgeben von Wolken von schwarzem Flor und Seide. Der Wind hob zuweilen den langen schwarzen Kreppschleier ihres Hütchens und ließ das bleiche Gesicht und die halbgeschlossenen Augen erkennen. Es war ein anmuthiges Bild der Apathie. Melusine sah aus, als ob sie sich nicht geregt haben würde, selbst wenn es den Pferden beliebt hätte, mit ihr einem Abgrunde zuzujagen. Und am Abend eines solchen Tages, an dem sie so im Bois de Boulogne erschienen war, trat sie vielleicht in einem Molière'schen Lustspiele auf. War das dieselbe Melusine?

Wer dies wunderbare Geschöpf auf der Bühne sah, in einer classischen Schöpfung oder in irgend einem jener Ephemeridenstücke, denen sie erst Leben und Seele einhauchte, der mußte daran zweifeln. Das sprudelte und vibrirte, lächelte und flog, scherzte und kokettirte, wagte und gewann — als keckster, graziösester Uebermuth, der je über die Breter gegaukelt. Ihr Geist schuf jede Rolle — sie malte jede Gestalt nach ihrer Weise — und immer war sie lebens- und effectvoll. Die Lichter und Schatten waren oft frappirend, aber immer naturwahr. Ihre Frische der Auffassung entzückte und riß den kältesten Philosophen hin. Der blasirte Lord fühlte sich bald von ihr in einer Weise gefesselt, wie ihn nichts zuvor festgehalten. Er sah, dachte und träumte nichts mehr, als die junge Schauspielerin der Variétés. Daß seine prächtigen Bouquets zurückgeschickt wurden, seine kühnen Reiterkünste vor ihren Fenstern keine Beachtung fanden, entflammte ihn nur noch mehr. Er hatte aber Glück. Melusine's Pferde gingen eines Tages durch und er warf sich ihnen entgegen, mit fester Hand in die Zügel greifend und die wilden Thiere bändigend. Da der Kutscher vor Schrecken unfähig geworden war zu fahren, so stieg Lord Francis auf den Bock und kutschirte die Angebetete seines Herzens nach Hause mit der äußersten Gewandtheit.

Die Art, wie er nach beendigter Fahrt sich ihr vorstellte, mußte ohne Zweifel piquant genannt werden, auch war der Fremde schön genug, einer Frau zu gefallen. Melusine dankte denn auch ihrem Retter durch ihr gefährlichstes Lächeln und erlaubte, daß er sich am nächsten Tage nach ihrem Befinden erkundigen dürfe. Ihre zarten Wangen waren bei diesem Unfalle aber nicht um einen Schein blässer geworden, kein Schrei war ihren Lippen entflohen, die junge Schauspielerin hatte nur die Augen geschlossen und den kleinen Fächer in ihren Händen in Stücken gebrochen — das war Alles. Sie zeigte ihn scherzend ihrem neuen Bewunderer; Lord Francis erbat sich das zertrümmerte Spielzeug zur Erinnerung an diese erste Begegnung und erhielt es auch. Seit jenem Tage kam Lord Francis häufig und immer häufiger, und allmählich versuchte sich die Pariser jeunesse dorée darein zu finden, daß ein Ausländer ihr in der Gunst der schönen Melusine den Rang abgelaufen. Nun, die Sonne hat das unbestrittene Recht, auf Gerechte und Ungerechte zu scheinen; jetzt trafen die glühenden Strahlen einen Ungerechten, man nahm sich vor, geduldig zu warten, bis ein Gerechter wieder dieses Glückes theilhaftig werden würde. Melusine war also die erklärte Freundin des Fremden, und nie

hatte er sich daheim, neben den wappengeschmückten Equipagen der vornehmsten Schönen Altenglands, in Hyde-Park oder in Kensington-Garden, so stolz gefühlt, wie hier in Paris, wenn die Schauspielerin der Variétés ihm gestattete, sie auf der Promenade des Bois de Boulogne zu begleiten.

Ein Jahr war vorüber und Lord Francis dachte an die Rückkehr nach London. Nicht, daß er des Lebens in Paris und der Sonnenstrahlen aus Melusinens Augen müde geworden wäre, das wunderbare Mädchen fesselte ihn noch wie am ersten Tage, und Paris war und blieb ein entzückender Aufenthalt für jeden reichen, schönen, unbeschäftigten Mann, aber man wünschte ihn seinen Sitz im Parlament einnehmen und verheirathet zu sehen. Zudem folgte seine Schwester jetzt ihrem Gatten nach Indien, und so blieb sein jüngster Bruder Guy ohne Halt und Stütze. Das Letztere war es hauptsächlich, was ihn bestimmte abzureisen. Eine zärtliche, fast leidenschaftliche Liebe zu diesem Bruder erfüllte sein Herz, und Melusine hatte sich oft im Scherz eifersüchtig gezeigt über diese Zuneigung. Nie war Francis beredter, als im Lobe Guy's. Seinen Schilderungen nach war dieser der schönste und geistvollste Jüngling Englands, der liebenswürdigste Idealist, das wunderbarste Gemisch von Feuer und Träumerei, Tollkühnheit und Zagen, Weichheit und unbeugsamstem Trotz.

„Ich fürchte für ihn, wenn die Liebe einst Besitz von seinem Herzen nimmt, die Flammen werden zu hoch emporschlagen, eine irdische Frau wird sich fürchten vor solcher hellodernder Gluth," sagte er einmal.

„Ich möchte ihn kennen lernen," antwortete Melusine.

„Nein, das darf nicht sein. Ihr würdet Euch hassen und das ertrüge ich nicht," gab Francis zur Erwiderung.

„Meint Ihr?! Es wäre interessant, zu untersuchen, ob Ihr Recht habt," sprach Melusine.

„Vielleicht bringe ich ihn Euch einmal, wenn ich ihn nach Italien führe. Er ist zart und seine Gesundheit macht mir oft Sorge."

„Laßt ihn endlich ein wenig bei Seite, mein Freund, und sagt mir, wie ich Euch gestern als Lesbia gefiel."

Der Abschied von Melusine fiel dem Scheidenden schwerer als er geahnt. Seine Leidenschaft für sie stand noch in voller Blüthe, als er sie zum letzten Mal an sein Herz zog. Sie war so ganz anders, als alle Frauen, die er bis zur Stunde gekannt, immer voller Räthsel, immer von einem dämonischen Zauber, immer unberechenbar. Ob sie ihn liebte? Trotz seines täglichen Verkehrs mit ihm hatte sie es ihm noch nie gestanden. Keine Bitte, keine Zärtlichkeit hatten ihr das magische Wort zu entreißen vermocht. „Verlangt kein Geständniß," sagte sie. „Unsere Trennung mag den Beweis liefern, welche Liebe die dauerhafteste, die des Wortes, oder die der That, die Eure oder die meine."

Lord Francis überwand den Abschied nur durch das Versprechen Melusine's, möglichst bald ihrer Cousine Cyrilla in London einen längeren Besuch abstatten zu wollen.

Ob die gefeierte Schauspielerin der Variétés dies Versprechen in dem Rausche ihres bewegten Lebens vergaß, oder ob man ihr den Urlaub verweigerte, wer konnte es sagen? Genug, es vergingen fast zwei Jahre, ehe Melusine nach London abreiste. Während dieser Zeit flogen anfänglich viele Briefe über den Canal herüber und hinüber zwischen den beiden Getrennten; allmählich wurden sie seltener, Lord Francis war so viel beschäftigt! Anfangs waren es Briefpakete, nach und nach wurden es Briefe und endlich Briefblätter, arme, durchsichtige Zettel. Er war wirklich viel beschäftigt, der schöne Freund Melusine's. Seit sechs Monaten der Verlobte der stolzen Lady Geraldine und Mitglied des Parlaments, konnte man keine tagebuchähnlichen Berichte mehr an eine Schauspielerin der Variétés schicken! Melusine war thöricht, daß sie das erwartete, daß sie jene leichten, dünnen Enveloppen prüfend in der Hand wog, ehe sie das Siegel brach, daß ihr Gesicht todtenbleich wurde und ein Zug verzweifelten Schmerzes um ihre Lippen zuckte beim Anblick des armen, winzigen Blattes mit den kalten, kurzen Zeilen.

Lord Francis schrieb groß und fest! Sie fing an, die Worte, dann die Buchstaben zu zählen, die arme Prinzessin Champagner! Wenn sie nur begriffen hätte, wie man nicht Zeit finden konnte zu einem Briefe an die Frau, die man liebt! Von der Existenz einer Lady Geraldine wußte sie nichts. Francis nahm sich bei jedem Briefe vor, es ihr zu schreiben, und erst wenn er das Blatt abgesandt, fiel ihm ein, daß er es wiederum vergessen hatte. Als er im Herbst einige Wochen auf dem Landsitz seiner künftigen Schwiegereltern verlebte, ging gar kein Brief an die bekannte Adresse nach Paris. Da geschah es denn, daß Melusine plötzlich ohne alle Vorbereitung nach London abreiste. Nur der Director der Variétés erfuhr von ihrem Plane. Die Freunde der Schauspielerin fanden die Jalousien geschlossen, die Teppiche auf den Treppen aufgenommen, den reizenden kleinen Salon verödet; der niedliche Käfig war leer, der Wundervogel ausgeflogen. Als sie bei ihrer Cousine eintrat, fiel Cyrilla fast in Ohnmacht vor Schrecken.

„Du kommst wohl zur Hochzeit des Lord Francis?" fragte sie dann scherzend. „Er heirathet im December!"

„Du hast mich errathen," sagte Melusine ruhig, „ich wollte mich vor allen Dingen überzeugen, ob die Braut mir ähnlich sieht."

„Ganz und gar nicht, Schatz, sie ist groß wie ein Thürsteher, ganz blond und stolz wie eine morgenländische Sultanin," berichtete Cyrilla.

„Kommt er noch zu Dir?"

„Ja, aber selten. Sein Bruder ist häufiger bei uns. Du wirst ihn sehen, ein schöner, wunderlicher Träumer, ein Kind!"

Am nächsten Abend sah Melusine den Geliebten wieder in jenem kleinen Kreise, der sich so häufig in dem Salon der berühmten Tänzerin versammelte. Sie saß am Kamin, als die beiden Brüder eintraten. Ein Ausdruck fast des Entsetzens glitt bei ihrem Anblick über das Gesicht des Lords.

„Melusine, welche Thorheit!" stammelte er völlig fassungslos.

Ihre Augen hielten die seinen fest, er konnte den Blick nicht abwenden; tief und lange sah sie ihn an, es war ein Abschied, welchen die Liebe nahm, der Haß zog in die Wohnung, die jene soeben verlassen.

„Thorheit?" wiederholte sie dann in scherzendem Ton, „warum? Ich fühlte plötzlich das Verlangen, Cyrilla und London zu sehen und vor allen Eueren Bruder kennen zu lernen. Dies ist Guy, nicht wahr?" und sie reichte dem Jüngling die Hand hin, wie eine langjährige Freundin es gethan haben würde.

Francis hatte seine Fassung wieder gefunden. Er wurde gesprächig und fast heiter, als er sah, wie unbefangen Melusine sich ihm gegenüber zeigte, wie lebhaft sie augenscheinlich die Schönheit Guy's bewunderte. Wie eine Bergeslast fiel es ihm vom Herzen, er hatte sich seit seinem Verhältniß zu Lady Geraldine so oft ein solches Begegnen ausgemalt, so oft mit banger Sorge daran gedacht, ohne den Muth zu finden, durch ein offenes Geständniß seiner Verlobung solch' Zusammentreffen zu verhindern. Er hoffte, nach Männerart, auf die Gunst des Zufalls, auf die wunderbar bewegliche Natur Melusine's, auf die Unbeständigkeit der Frauen, zu Zeiten sogar auf ein Wunder des Himmels. Es giebt Lebenslagen, in denen die Ungläubigsten zu kindlich Gläubigen werden und mit gefalteten Händen auf die Erscheinung eines helfenden Engels warten, welcher die Folgen ihrer Sünden von ihnen abwende. Die Beziehungen des Lords zu der reizenden Schauspielerin der Variétés ließen sich, das empfand er deutlich ihren Briefen gegenüber, nicht so leicht abstreifen wie jene leichtgeschürzten Verbindungen, die er früher eingegangen und gelöst, eine Melusine konnte man nicht vergessen und verlassen, wie eine andere hübsche Frau. Der Zauber ihres Wesens wirkte nicht nur Auge in Auge, er drang auch in die Ferne. Solche Grazie des Geistes, solche Gluth des Empfindens hatte Francis bei einem Weibe nie geahnt, sie waren von einem dämonischen Reiz für sein Herz wie für seine Sinne. Die wohl temperirte Liebe seiner Braut erschien ihm arm und kalt, ihr ganzes Sein so glanzlos, so gleichförmig, so nüchtern neben der Erscheinung einer Melusine! Und doch wollte und mußte dies verführerische Geschöpf aus seinem Leben gestrichen werden, Lady Geraldine duldete keine Nebenbuhlerin.

Er fing an sich zurückzuziehen, er schrieb weniger, kälter — endlich gar nicht mehr. Melusine sollte in ihren Briefen klagen, fragen, sich erzürnen, dann wollte er ihr die Wahrheit sagen: „Ich darf und will Dich nicht mehr lieben, ich gehöre einer Andern."

Nichts von alledem, was er erwartete, geschah; es war eben keine Frau wie alle Anderen, deren Herzen er den Todesstreich versetzen wollte. Sie wehrte den Streich ab, er konnte ihr nicht nahe kommen. So ließ er sie denn das Unabwendbare errathen. Und nun war sie plötzlich in London, stand plötzlich vor seinen

Augen! Hatte sie es schon errathen? Kam sie, um ihn zu bestrafen oder ihm zu vergeben? Er beobachtete sie lange und immer vergebens. Sie schien ihm gegenüber völlig gleichgültig und vermied jedes Alleinsein mit ihm. Francis war ihr anfangs dankbar, daß sie sich mit Guy so angelegentlich beschäftigte, bald aber beschlich ihn ein Gefühl von eifersüchtiger Sorge und Furcht bei der wachsenden Vertraulichkeit Beider. Guy war eine Natur, die für Melusine einen Reiz haben mußte. Eine Künstlerseele schlief in dieser zarten und schönen Hülle, die sich in jener wunderlichen Welt, in welche sie sich geschleudert sah, offenbar so unbehaglich fühlte, wie ein Schmetterling an einem kalten Tage. Ein Dichtertalent schlummerte in Guy Howard, es trieb dann und wann eine Purpurblüthe, an deren Duft sich Tausende erquickt haben würden, wenn er sie nicht vor Aller Blicken verborgen hätte. Für seine Familie war er von Jugend auf der Gegenstand zärtlichster Sorge gewesen. Man beschränkte ihn in keiner Weise in seinen Studien und Neigungen und hoffte ihn dermaleinst die Stelle eines Geistlichen bekleiden zu sehen, die ihm Muße genug ließ, seinen Büchern zu leben. Lord Francis versuchte die ideale Richtung seines Wesens etwas der Wirklichkeit zuzuwenden, indem er ihm das Leben und — die Frauen zeigte, allein seine Bemühungen waren umsonst. Guy sah nur, glaubte nur, was er sehen und glauben wollte. An der Stelle jeder zerstörten Blüthe sproßte augenblicklich eine neue hervor. Seine Augen blickten tief wie echte Dichteraugen und entdeckten in jedem Wesen einen idealen Zug, unter jeder Maske das wahre Bild. Lüge und Berechnung, wo sie sich ihm enthüllten, machten ihn nur traurig, nicht bitter und hoffnungslos.

Und Guy sah und hörte Melusine. Wie elektrische Funken flog es von ihr zu ihm hin, als er zum ersten Mal vor ihr stand. Der eine Augenblick, als ihre seegrünen Augen unter dem Schleier der langen Wimpern ihn anstrahlten wie ein Meer, über dessen zitternden Spiegel Wolken hinfliegen, entschied über sein Geschick. Es giebt eine magnetische Wirkung der Seele auf die Seele, ein Verlorensein auf den ersten Blick, ein Gefühl der Rettungslosigkeit einem Augenpaar gegenüber, was auch die Skeptiker dagegen sagen mögen. Guy empfand dies Alles bei der ersten Begegnung mit Melusinen. Welch' eine seltsame Frau! Und diese Frau hatte sein Bruder geliebt — liebte sie nicht mehr! Konnte man aufhören diese Frau zu lieben, wenn ihre Lippen einmal die Lippen eines Mannes berührt, wenn ihre Hand in der seinen gezittert? Aber hatte Melusine seinen Bruder je geliebt? So fragte er sich oft. Ihre Augen waren unergründlich wie das Meer, dessen Farbe sie trugen, ihre Hand legte sich so langsam, ohne alle bebende Hast in Francis' Hand, ihre Stimme blieb so ruhig, als sie ihn begrüßte.

Melusine dachte nach jenem Wiedersehen den ganzen folgenden Tag an Guy, in dessen Antlitz kein Zug sie an den Geliebten erinnerte.

„Wie schön ist Guy und wie ähnlich seinem Bruder!" sagte Cyrilla zu ihrer Cousine, als sie allein waren.

„Ich finde Francis häßlich und langweilig geworden," antwortete Melusine. „Er hat rothe Wangen bekommen und wird stark. Wie kann man den blassen, dunkellockigen Knaben mit ihm vergleichen! Die Beiden stellen Tag und Nacht vor. Ich liebe den Mond mehr als die Sonne — Du weißt es!"

Seit jenem Tage begleitete Francis seinen Bruder stets zu Cyrilla und war Zeuge, wie sich allmählich ein wundersames Verhältniß bildete zwischen der Frau, die ihn einst um die Besinnung gebracht, und dem Jüngling, welchen er so sehr liebte.

(Schluß folgt.)

Eine Leipziger Künstlerwerkstatt.

Ich war fertig mit Allem, was es in Leipzig zu „sehen" giebt; das ist für den durchreisenden Fremden, der nicht kauft oder verkauft und nicht Zeit hat zu näherer Bekanntschaft mit der Leipziger Gesellschaft, nicht eben allzuviel. Das Rosenthal mit seinen schönen Bäumen und Wiesen — der Stolz der Stadt — war geschaut und gekostet, d. h. Kaffee getrunken in dem auch auswärts renommirten „Schweizerhäuschen"; das Museum mit seiner kleinen, aber zum Theil sehr werthvollen Gemäldesammlung durchwandelt; eine Fahrt über die Hauptpunkte des Schlachtfeldes unternommen; ein Abend bei Concert und bunten Lichtern im Schützenhausgarten verbracht worden, — es war Mittag und erst Abend ging der Bahnzug ab, der mich weiter tragen sollte . . . wie konnte ich die Stunden tödten bis dahin?

Etwas mißmuthig über die drohende Langweile, saß ich an der Wirthstafel meines Hôtels, neben mir ein ältlicher Herr, in welchem die weiche Aussprache seines Deutsch und der singende Accent den geborenen Leipziger nicht verkennen ließen.

„Wissen Sie, daß Werner zurück ist von seiner Reise in den Orient?" wandte er sich zu seinem Gegenüber, einem echten pleißathenischen Cockney.

„So," erwiderte dieser. „Hat er hübsche Sachen mitgebracht?"

„Ganz prächtige Skizzen, wie ich höre; namentlich aus Jerusalem," versetzte der Andere. „Ich will ihn diesen Nachmittag in seinem Atelier besuchen und seine neueste Mappe durchblättern."

„Schade, daß ich nicht mit kann, ich muß in die Vorstandsitzung der . . . Eisenbahn," sagte das vis-à-vis.

Die Unterhaltung der Beiden hatte mich aus meiner mürrischen Gleichgültigkeit gerissen.

„Nimmt Werner in seinem Atelier auch den Besuch von namenlosen Fremden an?" frug ich meinen Nachbar.

„Warum nicht?" lautete die Antwort; „er ist der liebenswürdigste Mann, den man sich denken kann."

Und so war es denn bald abgemacht, daß ich den alten Herrn zu dem Künstler begleitete.

Der in einer der westlichen Vorstädte gelegene sogenannte Lehmann'sche Garten — ehedem ein wirklicher großer Garten, jetzt meist parcellirt und mit casernenartigen Häuserzeilen bebaut — war das Ziel unserer Wanderung. Ziemlich am Ende des Grundstücks stieß uns ein alleinstehendes, von Blumen und Büschen umgebenes freundliches Haus entgegen.

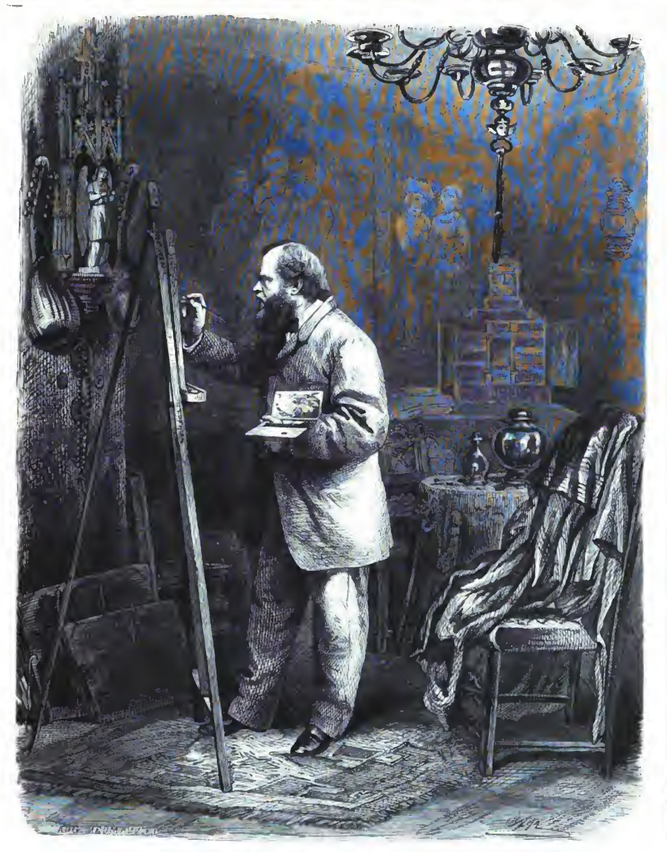
„Hier wohnt Werner," erklärte mein Begleiter. „Sie sehen, er hat sich ganz leidlich zu betten gewußt."

Wir traten ein. Der erste Blick bekundete mir, daß hier eine künstlerisch empfindende Frau dem Hauswesen vorstand; Treppe, Vorsaal, Zimmer — überall war der Rücksicht auf Schönheit ebenso viel Rechnung getragen, wie der auf Bequemlichkeit und Comfort. Das Allerheiligste des Hauses aber, das Atelier, erwies sich als eine rechte Heim- und Arbeitstätte der Kunst, zeigte daß ein Mann hier waltete, der sein ganzes Leben der Kunst gewidmet und sich durch sie die äußeren Mittel erworben hat, welche den Genuß des Daseins erheitern und erheben.

An der Thür zur Künstlerwerkstatt sehen wir einen schwerseidenen Thürvorhang herabrollen, welcher einst dem durch seine Ausgrabungen in Rom berühmten Cardinal Albani gehörte. In dem Zimmer selbst befinden sich geschnitzte Schränke aus Raphael's Zeit, florentinische Arbeit; ferner ein altvenetianischer Bücherschrank aus Titian's Tagen, ein Schränkchen von Salvator Rosa mit zwei Skizzen von demselben, einst auch in dessen Besitz. Die Stühle und Tische sind altitalienisch, die letzteren mit altitalienischen Decken belegt. An der Wand hängen mittelalterliche Lauten und Mandolinen, desgleichen mittelalterliche Waffen, unter diesen eine altitalienische Armbrust. Auf den Schränken stehen chinesische Vasen.

Inmitten dieser altehrwürdigen Erinnerungen an große Künstler und große Kunstzeiten steht der lebende und lebensvolle Künstler an seiner Staffelei und zeichnet und malt mit sicherer Hand und Alles wohlberechnendem Auge. Er ist von mittlerer, kräftiger Gestalt, lebhaft und leichtbeweglich. Sein Kopf, von blondem Haar und vollem Bart geziert, trägt das Gepräge einer höheren Geistesrichtung, wovon auch die Züge seines Antlitzes Zeugniß geben. Ein Grundzug seines Wesens ist eine sich stets gleichbleibende Heiterkeit, zu der sich eine freundliche, allseitig wohlwollende Güte gesellt, der wohlzuthun Freude ist.

Alljährlich einmal — so erzählte er mir selbst — veranstaltet er eine Bilderschau: da verwandelt er alle seine häuslichen Räume zu Ausstellungshallen, wo die zahlreich eingeladenen Beschauer einen hohen Genuß finden durch die Betrachtung der vortrefflichen Kunstwerke und der künstlerisch ausgestatteten Räumlichkeiten.



Karl Werner in seinem Atelier.
Nach dem Leben gezeichnet von A. Neumann.

Karl Werner ist einer der geschicktesten deutschen Maler unserer Zeit. Seine Hauptmeisterschaft bewährt er in der Architecturmalerei, dies ist seine eigentliche Specialität, daher er sich auch vorzugsweise als Architecturmaler zu bezeichnen pflegt. Die verschiedensten Arten von Bauwerken: Kirchen, Paläste, Burgen, Säle, Ruinen, Trümmerhaufen und Trümmerstücke finden durch seinen Pinsel die naturgetreueste Wiedergabe, so daß seine Bilder eine in der That täuschende Wahrheit besitzen und dem Beschauer gleichsam erst den Gestalten- und Farbenreichthum der Wirklichkeit zum vollen Bewußtsein bringen.

Früher malte Werner in Oel, und seine Oelgemälde fanden verdiente Anerkennung; in Italien entschied er sich für die Benutzung der Wasserfarben. Diese geben, ohne durch den fettigen Glanz der Oelfarben den Eindruck zu stören, ein helleres Licht, womit sich eine größere Durchsichtigkeit der Farben verbindet. Der Reichthum und die Weichheit dieser Wasserfarben, sowie deren leichte Mischung verleihen den Bildern Werner's ihren eigenen Zauber.

Zu der Vortrefflichkeit der Bauwerke und der Landschaft tritt bei ihm die Lebendigkeit und Naturtreue der menschlichen Gestalten, da er auch als Geschichts- und Volksleben-Maler Tüchtiges leistet. Dieser Vorzug Werner's ist besonders hervorzuheben, da bei den Bauwerk- und Landschaftsmalern die Gestalten belebter Wesen häufig gar Manches zu wünschen übrig lassen.

Vor Allem aber müssen wir an Werner's Bildern den dichterischen Hauch rühmen, welcher über seinen Gemälden schwebt und dieselben sichtbar und unsichtbar durchdringt. Dieser dichterische, echt künstlerische Geist zeigt sich zuerst in der Wahl und sodann in der Zusammenstellung der Gegenstände zu einem lebendigen Ganzen, von dem jedem einzelnen Theile eine Sorgfalt zugewendet ist, als ob er die Hauptsache wäre; und doch ist das einheitliche Ganze und das in demselben athmende Leben voll Empfindung und Gedanke die Hauptsache, die durch die sorgfältige Ausführung des Einzelnen zur vollen Geltung gelangt. Da tritt uns ein Stück geschichtlichen oder volksthümlichen Lebens in bezeichnenden Gestalten im Vordergrunde vor die Augen; im Hintergrunde gewahren wir ein steinernes Baudenkmal, eine Kirche oder eine Tempelruine, und ringsum lacht uns eine zauberische Landschaft entgegen, über welcher sich ein tiefblauer Himmel wölbt; denn vorzugsweise sind es Motive aus dem Süden, die sich Werner zu seinen Aquarellen wählt.

Karl Friedrich Heinrich Werner ist den 4. October 1808 in Weimar geboren. Sein Vater war in Weimar ein geachteter Gesang- und Clavierlehrer, und seine Mutter Corona geb. Becker, die Tochter von Christiane Neumann, welche Goethe in dem Gedicht „Euphrosyne" besungen, eine beliebte Sängerin und Schauspielerin. Künstlerisches Denken und Wirken umgab also bereits die Wiege des künftigen Künstlers und blieb ihm als elterliches Erbtheil für sein ganzes Leben. 1809 siedelten die Eltern nach Mannheim über, von wo sie Küstner 1816 nach Leipzig rief.

Zuerst für das Baufach bestimmt, besuchte Werner 1824—1827 die unter Schnorr's Leitung stehende Akademie der bildenden Künste, um sich im Zeichnen zu üben, und ging dann, nach bestandener Reiseprüfung, nach München, um unter Gärtner seine Baustudien fortzusetzen. Hier in München wandte er sich, angeregt durch den Umgang mit jungen Landschaftern, von der Baukunst der Malerei ausschließlich zu und machte in dieser Kunst so ausgezeichnete Fortschritte, daß er 1833 von München aus der sächsischen Regierung zur Unterstützung empfohlen wurde. Diese gewährte ihm ein Reisegeld auf drei Jahre, damit er jenseits der Alpen das gepriesene Land der Kunst und dessen Schätze mit eignen Augen schauen und dort die Meisterschaft sich erringen könne.

Italien wurde Werner's zweite Heimath; er lebte hier fast durch zwanzig Jahre. Außer Venedig bot ihm besonders Rom so viele Herrlichkeit, daß er hier seine bleibende Wohnung aufschlug. Die Schätze der frühern und gegenwärtigen Kunst, die Bauwerke und Trümmer der alten und ältesten Zeit eröffneten dem jungen, mit Aug und Herz Alles in sich aufnehmenden und verarbeitenden Künstler ein weites und reiches Feld. Berufsgenossen und Freunde, zum Theil von höchster künstlerischer Bedeutung, wie die Bildhauer Thorwaldsen und Wagner, arbeiteten an seiner Seite und förderten sein Streben.

Neben den Beschäftigungen des erwählten Berufs betrieb Werner zu jener Zeit in Rom auch freie Künste, wir meinen die Reit- und Jägerkunst. Er war ein kühner Reiter, und fleißig durchstreifte er mit der Büchse die pontinischen Sümpfe, um dort die wilden Enten und Schnepfen zu jagen. 1840 stiftete er zu Rom den deutschen Künstlerverein, welcher noch jetzt besteht und dessen langjähriger Vorsitzender er war; diese Gesellschaft ist der Vereinigungspunkt der in Rom verweilenden deutschen Künstler und zugleich ein einflußreiches Mittel, die Kunst selbst zu fördern.

Von Rom aus machte er größere Ausflüge, um das ganze schöne Italien kennen zu lernen, z. B. 1835 nach Neapel und Sicilien, sowie wiederholt nach Florenz, Venedig und Genua. Als er am 3. Septbr. 1844 die letztere Stadt verlassen wollte und bereits sein ganzes Reisegepäck und seine reichgefüllte Malermappe auf das abfahrende Dampfboot gebracht hatte, um auf demselben die Nacht zu schlafen, wurde er von dem Geschäftsführer des Bootes aufgefordert, die Nacht auf dem Lande zuzubringen. Er ging darauf ein, da eben bei einem heftigen Schneegestöber ein gewaltiger Sturm wehte und das Boot in fortwährende Bewegung versetzte. Während er nun am Lande sich ruhig dem Schlummer überließ, wurde das Boot ein Raub der Flammen, ebenso ward sein Reisegepäck und seine Mappe in Asche verwandelt — ein für ihn höchst empfindlicher Verlust. 1838 besuchte er Ungarn, 1853 Dalmatien, sowie England, was von da an alle Jahre geschah; 1856 Spanien, welcher Reise wir ein Heft „Alhambrabilder" verdanken; 1857 verlegte er endlich seinen festen Wohnsitz nach Leipzig.

Im Jahre 1862 unternahm er eine größere Künstlerwallfahrt nach Palästina, wo er sich während des ganzen Winters in Jerusalem aufhielt und außergewöhnlicher Weise die Erlaubniß erhielt, die Moschee des Omar zu betreten und darin zu malen. Vermöge dieser Gunst haben wir zuerst durch Werner Ansichten von dem Innern dieser sonst allen Nichtmahomedanern verschlossenen Moschee erhalten. Besonders heimisch aber ist Werner in England; hier finden seine Bilder vorzugsweise Freunde, Bewunderer und Käufer.

Im Herbst 1864 unternahm er in Begleitung seiner treuen Lebensgefährtin, welche ihn auch schon nach Spanien und Jerusalem begleitet hatte, jene Reise nach Aegypten, Palästina und Syrien, von welcher er unlängst mit reich gefüllten Mappen zurückgekehrt war. Die Ausführung dieser Skizzen, die er uns mit größter Bereitwilligkeit durchblättern ließ, beschäftigte ihn eben, wie der Plan, demnächst eine Ausstellung ihrer vorzüglichsten Stücke zu veranstalten. Ein seltner Genuß erwartet da die Beschauer; sie werden aus dem alten Wunderlande Aegypten, sowie aus dem heiligen Lande und von den Bergen und Thälern des Libanon naturgetreue Darstellungen in neuer, echt künstlerischer, wahrhaft dichterischer Auffassung sehen und bewundern können.

Das Rauhe Haus.*

Ein Charakterbild aus dem Reiche der innern Mission.

II. Behandlung der Zöglinge. — Innere Mission. — Beschützer und Vorstände derselben. — Ihre Literatur und ihr Kampf gegen den Fortschritt. — Die Gönner und Colporteure des Rauhen Hauses. — Die rettende Liebe und der streitende Glaube.

Es verstrichen ein paar Wochen, bis das im ersten Abschnitte erwähnte Gespräch wieder aufgenommen wurde. Inzwischen hatte ich in Begleitung eines auswärtigen jungen Freundes der Anstalt noch einmal einen Besuch gemacht, bei dieser Gelegenheit den Inspector Rhiem getroffen und mit ihm eine mehrstündige Unterhaltung gehabt, durch die sich mein Urtheil über die Organisation und das Wesen des Rauhen Hauses in Einzelheiten klärte und im Ganzen befestigte. Ich fasse für den Leser in möglichst gedrängter Kürze zusammen, was ich der Freundin in behaglicher Breite auseinandersetzte.

Indem ich wiederum von der Kinderanstalt ausgehe, muß ich zunächst, wenn ich so sagen darf, die Anerkennung, die ich ihr hie und da gezollt, vervollständigen, oder richtiger die Vorurtheile, die ihr gegenüber herrschen, beseitigen. Man sagt, die Kinder werden dort mit barbarischer Strenge behandelt, bekommen viel Prügel, müssen hungern u. s. f. Diese Nachrede ist ohne Zweifel falsch. Sie ist, wie die andern sogleich zu erwähnenden, im Allgemeinen auf die instinctive Abneigung der hamburgischen Bevölkerung gegen die specifisch christliche Rettungsmethode überhaupt, im Besonderen auf einzelne in die Oeffentlichkeit gedrungene Fälle aus dem Leben des Rauhen Hauses zurückzuführen. Es kam und kommt vor, daß Kinder entlaufen, es kam sogar vor, daß Kinder sich zu entleiben versuchten, und das Publicum machte daraus seinen Rückschluß auf die Behandlung der Kinder. Wenn man jedoch bedenkt, daß

* S. Nr. 41.

in der Anstalt Zöglinge sind, welche vor ihrem Eintrit den Diebstahl schon handwerksmäßig betrieben hatten, in die Reize eines liederlichen Vagabundenlebens und die Genüsse berauschender Getränke bereits tief eingeweiht waren, so verlieren diese ohnehin verhältnißmäßig seltenen Fälle ihr Auffallendes. Eine straffe Disciplin ist für eine solche Anstalt unerläßlich; von einer barbarischen Disciplin sind trotz der Wachsamkeit des Hamburger Publicums und trotz der offenen Thüren keine Fälle constatirt. Auch zu der landläufigen Behauptung, das Rauhe Haus erziehe die Kinder zu Kopfhängern und Pietisten, muß ich einen Vorbehalt machen. Was man für gewöhnlich Kopfhängerei nennt, der mondsüchtige, süßliche, sentimentale Pietismus der Romantiker regiert im Rauhen Hause nicht. Nicht, als ob es an Gewinsel über Sünde und Sündhaftigkeit fehlte, aber dasselbe hat ein Gegengewicht an dem Nachdruck, der auf den rechten Glauben, auf das orthodoxe Bekenntniß gelegt wird.

Endlich ist man in Hamburgs liberalen Kreisen wohl nicht immer ganz gerecht in Bezug auf die praktischen Leistungen der Kinderanstalt. Ich habe zahlreiche Hamburger Handwerker gefragt und von ihnen die einstimmige Antwort erhalten: „Man nimmt die Zöglinge des Rauhen Hauses ungern als Lehrlinge, sie werden leicht rückfällig oder sind heuchlerische Betbrüder." Es wird etwas Wahres hieran sein. Die Alternative, Rückfällige oder Heuchler zu werden, liegt für junge Menschen, welche aus einer mit Religion übersättigten Treibhausluft in die kühlere wirkliche Welt treten, sehr nahe. Der Unterschied ist zu groß, die meisten Zöglinge ergreifen ein Handwerk, gehen in Seedienst oder werden Knechte und Mägde — wer die religiöse, Freunde des Rauhen Hauses sagen natürlich die irreligiöse, Stimmung dieser Hamburger Kreise kennt, wird es von vornherein bezweifeln, daß die von Wichern und den „Brüdern" gegebene Parole dort durchweg befolgt wird. Indeß muß man Zweierlei in Anschlag bringen: erstens, daß der in unserm großstädtischen Leben sonst ganz allgemeine Trieb, im Leben emporzukommen und es weiter zu bringen als es die Eltern gebracht haben, in der Kinderanstalt nicht nur nicht gepflegt, sondern eher systematisch unterdrückt wird; man giebt den austretenden Zöglingen durchschnittlich nur die dürftigsten Kenntnisse mit und predigt ihnen unter dem Namen der christlichen Demuth das bescheidene und resignirte Verharren auf den untersten Sprossen der socialen Rangleiter. Zweitens bemüht sich die Verwaltung des Rauhen Hauses nach Kräften, die Verbindung mit den entlassenen Kindern aufrecht zu erhalten, sie sorgt für deren Unterkommen bei frommen Meistern, in „christlichen" Familien; sie versieht sie mit Lectüre, läßt sie durch Sendbrüder besuchen und heißt sie willkommen in der Anstalt, wenn sie dort Rath und Hülfe suchen oder die Festlichkeiten des Rauhen Hauses mit begehen wollen. Wie der niedrige Stand der Bildung aber ein Präservativ gegen die Heuchelei, so ist der dauernde Zusammenhang mit dem Mutterhause ein Präservativ gegen den Rückfall in alte Fehler oder Laster. Fasse ich Alles in Allem zusammen, so möchte ich dem Rauhen Hause das Verdienst nicht bestreiten, daß es jährlich zwanzig bis dreißig Kinder von der Gasse hinwegnimmt und an ein geordnetes, den Gesetzen entsprechendes Leben gewöhnt.

Und doch war die Rede von den schlimmsten Gegnern? Gewiß. Verirrt sich die in Hamburg herrschende Antipathie gegen die Rettungsanstalt auch hier und da zu schlechtbegründeten Anklagen und kleinlichen Urtheilen, so ist der antipathische Instinct im Ganzen doch nur zu wohl berechtigt. Ich habe schon einmal gesagt, daß man die Kinderanstalt nicht ablösen darf von dem Gesammtzweck des Rauhen Hauses: sie ist ein festeingefügtes Glied des Ganzen, ein integrirender Bestandtheil des großen, dem Dienste der inneren Mission geweihten Instituts.

Das Rauhe Haus mit allen seinen Verzweigungen ist ein geschlossener Cirkel. Brüder arbeiten als Missionäre in Hamburg und schaffen das lebendige Material für die Kinderanstalt; die Kinderanstalt ist das Recrutirungsmagazin für die „Brüderschaft", denn die fähigeren unter den Kindern werden zu Gehülfen ausgebildet; die Kinder sind das Object, an dem die Brüder ihre Studien machen. Die literarische Propaganda wirkt für die Kinderanstalt; die letztere als in die Augen springendes Monument des Strebens und Schaffens für die Brüderanstalt und die Literatur des Rauhen Hauses. Dazwischen eingefügt, der Kinderanstalt coordinirt, steht das Pensionat, den höheren Sphären der Gesellschaft bietend, was jene den niederen Kreisen leistet. Alles aber — Unterricht und Literatur, Brüderschaft und Rettungsinstitut — durchdringt derselbe Sinn, derselbe Gedanke, derselbe Geist, der Geist der *innern Mission*.

Der Geist der innern Mission! Die innere Mission datirt in ihrer äußern und innern Bestimmtheit bekanntlich vom Jahre 1848. In Wittenberg trat damals eine Versammlung von etwa fünfhundert Personen, großentheils protestantische Geistliche, zusammen, das eigentliche Gegenparlament der Frankfurter constituirenden Versammlung. Sie schleuderte ihr Anathema gegen die volksthümlichen Bestrebungen, das Vaterland einig und frei zu machen, proclamirte das Festhalten am positiven, geoffenbarten Glauben als Mittel und Zweck ihres Wirkens und Strebens und setzte, energischer als das Frankfurter Parlament, sofort einen Vollziehungs-Ausschuß nieder, den Central-Ausschuß für die innere Mission. Der Central-Ausschuß hatte seinen Sitz in Hamburg und in Berlin. Wichern war die Seele des Ausschusses, wie er es noch heute ist. Was bisher an christlichen Rettungshäusern, christlichen Vereinen vereinzelt bestanden hatte, wurde nun in Zusammenhang gebracht. An die innere Mission klammerten sich alle religiösen, der freien Entwicklung feindlichen Elemente. An ihr rankten der preußische Treubund und ähnliche Vereine empor. Auf sie stützten, mit ihr verbündeten sich die Regierungen, von Manteuffel bis zu Hassenpflug und Hannibal Fischer und Bismarck. Hauptquartier und Arsenal ward das Rauhe Haus. Der geschmeidige Wichern besaß das Vertrauen Friedrich Wilhelm's des Vierten und seiner Gemahlin Elisabeth; er wußte auch die höchsten Persönlichkeiten des jetzt regierenden Königshauses zu gewinnen. Er schlich sich mit bewunderswerther Gewandtheit von der Manteuffelei durch die „neue Aera" zur neuesten Reactionsperiode. Er spielt, mutatis mutandis, bei den Hohenzollern der Gegenwart die Rolle des Pater Joseph bei dem Habsburger Ferdinand des siebzehnten Jahrhunderts. Von Missionswegen predigt man Gehorsam gegen die factisch bestehende Obrigkeit; von Regierungswegen empfiehlt man die Schriften der inneren Mission, leistet ihr Vorschub an allen Ecken und Enden und nimmt die Dienste der „Brüder" in Anspruch.

Es ist eine ganz unverkennbare Aehnlichkeit zwischen dem Jesuitismus in der katholischen Kirche und der innern Mission in der protestantischen Welt. Beide bezeichnen ein krampfiges Emporraffen der altgläubigen gegen die ungläubige Welt. Die innere Mission will gleich der Gesellschaft Jesu den großen welthistorischen Proceß der Entwicklung aufhalten; als eine geharnischte Glaubensarmee wirft sie sich in die Bresche, welche Wissenschaft und Leben in die Dogmatik der protestantischen Secten, in den Buchstabenglauben, in die Lehren der Bibel gebrochen. Alles, was noch festhält am Bekenntniß, am Buchstaben der Schrift, will sie sammeln; sammeln unter *einer* Fahne, in *einem* großen Heer, gegen *einen* Feind. Darum erscheint sie und erscheinen ihre Jünger in gewissem Sinne vorurtheilslos. Die Parole der innern Mission ist: kein Zank und Zwiespalt unter den Gläubigen; kein Streit um die alten Differenzpunkte unter den protestantischen Parteien, keine Polemik gegen den Katholicismus; fechten die Parteien immerhin unter den alten Fähnlein, wenn sie nur zusammenstehen unter der großen Fahne, als eine geschlossene Phalanx im Kampf gegen die rationalistische, ungläubige und halbgläubige, fortschrittliche oder indifferente Menschheit. So saßen oder sitzen *Stahl* und *Wichern*, *Nathusius* und *Bethmann-Hollweg*, *Nitzsch* und *v. Tippelskirch*, *Snethlage* und *Senfft v. Pilsach* (Oberpräsident von Pommern) brüderlich vereint im Central-Ausschuß für die innere Mission. Mögen sie abweichender Meinung sein in Bezug auf diese oder jene dogmatische Subtilitäten oder in Bezug auf einzelne politische Fragen: in der Hauptsache, in der Bekämpfung des gemeinsamen Gegners, sind sie einig.

Diese allerdings sehr begrenzte Vorurtheilslosigkeit hob der Inspector Rhiem, als ich mich mit ihm über die Tendenz des Rauhen Hauses unterhielt, sehr nachdrücklich hervor. „Man identificirt uns häufig mit der Kreuzzeitungspartei," sagte er, „aber das ist unrichtig." Ich fand keinen Grund, diese Behauptung zu bestreiten; denn in der That steht die Sache so, daß das Rauhe Haus und die innere Mission allerdings nicht eine Fraction der Kreuzzeitungspartei sind, daß die Kreuzzeitungspartei aber eine Fraction der Partei der innern Mission ist. Eine über die oben skizzirten Grenzen hinausreichende Vorurtheilslosigkeit jedoch, die der In-

spector Rhiem dem Rauhen Hause vindiciren wollte, konnte ich nicht gelten lassen. „Wir wollen," sagte Jener, „im Grunde nur dasselbe, was Schulze-Delitzsch mit seinen Genossenschaften, das Volk emporheben aus dem physischen und sittlichen Elend!" — „Das kommt mir seltsam vor," entgegnete ich, „denn noch vor ein paar Tagen las ich in Wichern's ‚fliegenden Blättern aus dem Rauhen Hause (1864)' einen von Wichern geschriebenen Aufsatz, worin derselbe constatirt, daß die Berliner Arbeiter und Genossenschafter sich auf das allen Religionen gleich heilige Gebot der Nächstenliebe und auf den Satz: ‚Bedenke, Mensch, wie groß Du bist, Dein Wille Dein Erlöser ist,' berufen, und in Folge deß ein Lamento anstimmt, daß man vom Christenthum Nichts mehr wisse." — „Ich erinnere mich deß nicht," meinte Herr Rhiem, „aber — Wichern ist doch auch nicht das Rauhe Haus."

Demjenigen, der das Rauhe Haus und die innere Mission kennt, wird diese — darf ich sagen Verleugnung? — des Meisters nicht gar zu auffallend erscheinen. Die Partei weiß sich — auch darin ihrem katholischen Vorbilde ähnlich — nach dem Erforderniß des Augenblicks zu richten und nach der Decke zu strecken. „Bei Jünglingen," räth der Stuttgarter Prälat von Kapff, in einer vom Rauhen Hause verlegten, vom Centralausschusse der innern Mission herausgegebenen, gekrönten Preisschrift, „bei Jünglingen dürfen wir aber nicht zu fromm sein." Und als mein Freund Ludwig Walesrode vor mehreren Jahren die Anstalt in Horn besuchte, entschuldigte sich ihm gegenüber einer der höheren Beamten des Instituts wegen der Inverlagnahme und wegen des Vertriebs des berüchtigten schmutzigen Romans „Eritis sicut deus" damit, daß derselbe von hoher Hand dem Rauhen Hause übermittelt worden. Eine Entschuldigung freilich, aber was für eine!

Indeß über das Wesen und die Tendenz des Rauhen Hauses kann trotz alledem für jeden nur ein wenig schärfer Hinblickenden kein Zweifel sein. Die Gesammtliteratur, der Gesammtverlag des Instituts ist eine untrügliche Quelle und ein unverdächtiger Zeuge.

Auf die eben citirte Schrift von Kapff, „die Revolution, ihre Ursachen, Folgen und Heilmittel", mache ich vor allen Dingen aufmerksam. Sie ist ihrem Inhalte nach gleichsam das Compendium der Tendenzen der innern Mission, und der Preis, der ihr ertheilt ist, bürgt für das Ansehen, in dem sie steht. Nach ihr giebt es nur eine gemeinsame Quelle alles Bösen — den unkirchlichen, unchristlichen, ungläubigen Sinn, nur ein Heilmittel — den positiven Glauben. Zu dem grausen Bilde, das dort von der Revolution entworfen wird, haben die Schriften Heinzen's, wie die Crawalle von 1848, die Bestrebungen der Demokratie, der liberalen Opposition und des flügellahmsten Fortschritts die Farben liefern müssen; Atheismus und Communismus, Nationalismus und Republicanismus ist bunt durcheinandergemengt; Alles, was freie Menschen lieben, wird verketzert, verdammt und denuncirt. Unsere Dichter, unsere Philosophen, unsere politischen Märtyrer werden begeifert; die Ideale Schiller's sind nicht „hoch" genug, weil der Glaube darin fehlt; gegen die Entwicklung der Wissenschaft, gegen die Freiheit der Presse und der Vereine ruft man das Evangelium und daneben den Polizeistaat zu Hülfe. Mit ekelerregender Lust wühlt der Prälat in den menschlichen Fehlern und Lastern, mit widerlichem Behagen verweilt er bei den einzelnen, bei jedem versichernd, daß die unchristlichen und unkirchlichen wie die rebellischen Gesinnungen daraus hervorgingen. Ich glaube, es giebt keine Gemeinheit, die der würtembergische Generalsuperintendent nicht hervorzieht. Er spricht des Breiteren von der Sünde Onan's und setzt hinzu: „Wie bei vielen Ungläubigen, so gewiß (was wohl ein Lessing'scher Graf Appiani zu diesem „gewiß" sagen würde?) bei vielen Revolutionären ist diese Sünde der Wurm, der das Herzblatt des Lebens zerfressen hat und taub macht gegen jede bessere Stimme." Er deutet auf den Gräuel Sodoms hin und fügt bei: „So beschmutzte Seelen sind natürlich Empörer gegen Gott und gegen alles göttliche und menschliche Gesetz." Jene jesuitische Methode, wonach die Wurzel aller freien Bestrebungen in den unfläthigsten Lastern, die Wurzel der unfläthigsten Laster im Abfall vom Glauben gesucht wird, jene Methode ist die des Prälaten Kapff und der inneren Mission überhaupt.

Denn die Winke, die der Prälat giebt, sind in den übrigen Schriften des Rauhen Hauses nur zu gut befolgt. Ich habe die meisten dieser Schriften gelesen, darunter gegen sechszig „Schillingsbücher". Die letzteren verdienen vor allen Dingen Beachtung. Es sind lauter kleine Hefte von wenigen Bogen, großentheils je eine tendentiöse, novellistische Erzählung enthaltend. Ich weiß nicht, was ich an ihnen mehr bewundern soll, das Geschick, auf die verschiedensten Interessen, Bedürfnisse und Ideen des Volks einzugehen, oder das Geschick zu verleumden. Die Personen, welche redend und handelnd eingeführt werden, sind aus allen Sphären des niedern Lebens: das eine Mal ein reicher Bauer, das andere Mal eine arme Näherin, dann ein paar Buchdrucker, ein Messerschmied, ein Stadtsoldat, ein Schiffer &c. Bald ist die Tendenz recht grell aufgetragen, bald so versteckt, daß sie nur der Kundige findet, etwa in einem Hinweis auf die segensreiche Wirksamkeit Wichern's und des Rauhen Hauses. Das ganze Register der specifisch-christlichen Töne, von der drastischen und cynischen Sprache der „Kreuzzeitung" bis zu der jeden Anstoß meidenden Redeweise des „Daheim", kann man da studiren. Auf die ökonomischen und materiellen Verhältnisse der kleinen Leute nehmen die Schillingsbücher besondere Rücksicht. Manchmal scheint es deßhalb bei flüchtiger Lectüre sogar, als sei die Empfehlung der Sparsamkeit, der Ordnung, kurz der wirthschaftlichen und bürgerlichen Tugenden der einzige Zweck, bis man genauer nachsieht und den Hinweis auf den Glauben entdeckt. Tugend ohne den Glauben ist keine Tugend. „Ehrlichkeit," heißt es in einer Erzählung, „ist nur ein leeres Traumbild ohne die schauerlich bestätigende Bürgschaft des Himmels und der Hölle." Auch die reactionäre politische Tendenz offenbart sich oft nur in scheinbar ganz beiläufig hingeworfenen Bemerkungen; so etwa, wie in der Erzählung „Mönchsküche" am Schlusse ein Säugling auftaucht mit einer schwarz-weißen Fahne in der Hand, oder wie in dem Schillingsbuche „nur ein Schwein" den königstreuen Sackträgern von Danzig, denen gegenüber „die Demokraten und Rebellen sich nicht hätten muckfen dürfen", eine Standrede gehalten wird.

Viele Schillingsbücher aber gehen directer auf das Ziel der innern Mission los und lassen deren Fahne freier flattern. Die politisch-religiöse Reaction spricht aus ihnen ohne Blume und ohne Scham und behandelt in allen möglichen Nüancirungen das Thema: aus der moralischen Verkommenheit entspringen der Unglaube und der politische Liberalismus und umgekehrt. Hier macht man sich die Sache einfach: man hält sich nicht etwa bei den Abstufungen des politischen und religiösen Liberalismus auf, man verurtheilt in Bausch und Bogen; man spricht sein Schuldig auf Motive hin, welche zwar nicht der Sache selbst entnommen, aber dem Volke verständlich sind; die Personen der Gegenpartei, welche geschildert werden, entbehren aller Moralität, sie sind schlechte Haushalter, unordentliche Leute, Verschwender, Trunkenbolde, Lügner &c. Die Demokraten, die Republicaner, die Freien und Freigemeindler, diejenigen, welche die Portraits freigemeindlicher Prediger oder dasjenige Robert Blum's auf ihrem Zimmer hängen haben, sind regelmäßig verluderte Subjecte. Die Handwerkervereine — natürlich die Jünglingsvereine der innern Mission ausgenommen — sind die Brutstätten des liederlichen und lasterhaften Lebens; der schwarze Kasten am Rathhause, wo man die Civilehen proclamirt, wird signalisirt als ein Schlupfwinkel für liederliche Dirnen und unehrliche Mädchen.

Was die Wirkung dieser vergifteten Pfeile, welche die Schillingsbücher in Gestalt von Anklagen auf Immoralität und von Denunciationen auf den gesammten Liberalismus abschießen, glücklicherweise schwächt, ist die anderweitige Inhaltlosigkeit und geistige Armuth jener Scharteken.

Auf eine Widerlegung der gegnerischen Meinungen, auf Gründe lassen sie sich nicht ein. In einem der Hefte wird einem Gläubigen eine Schrift gegeben, welche die Wunder Jesu kritisirt und von Widersprüchen in der Bibel redet; es wird sodann gefragt: „Was sagst Du dazu?"

„Gar nichts!" sagte der Gefragte.

„Gar nichts?"

„Nein, gar nichts, denn mit Leuten, die dergleichen schreiben und die dergleichen für wahr halten, läßt sich nicht disputiren und aus dem Disputiren kommt ohnedies nichts heraus. Ich für meinen Theil thue dies nicht mehr. Wer zum Glauben nicht Lust hat, wird ihn aus dem Disputiren nicht lernen."

Selbstverständlich sind damit die Schriften Strauß's, Renan's, Schenkel's, Wislicenus' und die Bestrebungen des Protestantentags verurtheilt.

Mit dieser Theorie machen die Schillingsbücher in der That Ernst. Sie discutiren über den Inhalt und die Berechtigung der freieren Ansichten nicht, sie begründen den Glauben nicht, sie stellen ihn nur hin als eine conditio sine qua non des sittlichen Lebens und der Seligkeit, als das höchste Gut. Der Glaube hat einen unschätzbaren Werth an sich und deckt vieles Andere zu. Von diesem Standpunkte aus kann man einen Werth darauf legen, wenn ein wüster, zum Nachtwächter degradirter, aber zum Glauben bekehrter Bauer in seinem nächtlichen Rundgesange den dreieinigen Gott lobt, aber außer der Predigt von Buße und Glauben, von Gehorsam gegen die Obrigkeit und von der Sünde und den Sündern bringt man dem Volke auch nichts. An dessen intellectuelle Fähigkeiten wendet die innere Mission sich nicht, dessen geistigen Horizont sucht sie nicht zu erweitern. Diese Welt soll womöglich bleiben, wie sie ist, dörflich, spießbürgerlich, die Vernunft in den Fesseln des Glaubens. Wie man sein Schwein mästet und seinen Acker baut, darüber hinaus soll man nicht denken! Man hat den Katechismus und die Sonntagspredigt, darüber hinaus soll man nicht grübeln!

Mit dieser geistigen Bettelhaftigkeit, die sich nicht nur in den Schillingsbüchern, sondern auch in dem Unterrichtsplan des Rauhen Hauses ausprägt und in dem übrigen Treiben der innern Mission nur mit Mühe verdeckt wird, — mit dieser geistigen Bettelhaftigkeit wäre die innere Mission und mit ihr das Rauhe Haus auch niemals die Macht geworden, die sie sind, wenn sie an dem reactionären Staate unseres Jahrhunderts nicht eine Stütze gefunden hätten. An der Hand des vormärzlichen hamburgischen Polizeistaates kam das Rauhe Haus empor; Senatoren saßen im Verwaltungsrath desselben, die Polizei vermittelte anfangs dem allgemein verbreiteten Gerüchte zufolge, daß die Kinderanstalt Zöglinge bekam, der öffentliche botanische Garten in Hamburg lieferte für die Anlagen in Horn Pflänzlinge von Bäumen und Gesträuchen. Der nachmärzlichen politischen Reaction hat sich die innere Mission mit ihrem Centrum, dem Rauhen Hause, unentbehrlich zu machen gewußt: sie gilt jener als der festeste Damm, der sich der freien Entwickelung entgegenbauen läßt.

Niemand wird verkennen, von welch' bedeutendem Einfluß es schon sein muß, wenn die höchsten Würdenträger des Staats, die, wie die Listen der Beiträge zum Rauhen Hause ergeben, die Hauptgönner und Förderer derselben sind, mit freigebiger Hand ihre Schatullen öffnen zum Besten eines Bundes von Gläubigen, die es meisterhaft verstehen, diese Huld der „Großen“ mit christlicher Demuth bei „kleinen Leuten“ zu verwerthen. Wenn der König von Preußen für das nach dem Muster des Rauhen Hauses gegründete und organisirte Johannesstift in Berlin Tausende schenkt, und wenn die Königin einen „Bruder“ des Rauhen Hauses zu ihrem Almosenier ernennt, so sind das Signale, die von den Staatsministern, den auf Avancement hoffenden Beamten, dem Hofadel und dem weiblichen Personal der Reaction rasch verstanden werden. Aber dieser Einfluß maßgebender Personen, so nützlich er der Partei ist, hat immerhin doch nur einen privaten Charakter. Indeß er erstreckt sich weit über die Privatschatulle hinaus. Zunächst auf die Kirche, deren wichtigste Aemter zum großen Theil unter gar keiner oder unter einer sehr beschränkten Mitwirkung der Gemeinden von den fürstlichen summis episcopis besetzt werden. In Mecklenburg, in Hannover, in den Lippe'schen Fürstenthümern und vor Allem in Preußen sind z. B. die höchsten Kirchenämter durchweg im Besitz von Parteigängern der innern Mission. Unter ihrem geistlichen Druck bilden und erweitern sich Missionsvereine, werden Rettungshäuser gestiftet und wird die literarische Propaganda organisirt. Von der Kirche rückt der Einfluß dann weiter auf die Schule: der Lehrstoff wird für sie zugemessen und zugeschnitten nach rauhhäuslerischem Maß, und manchem armen rationalistischen Volksschullehrer wird von seinem Geistlichen das irdische Leben so lange heiß gemacht, bis er empfänglich geworden ist für das himmlische Commißbrod eines Wichern und seiner schwarzen Garde.

Und auch hiermit ist die Unterstützung, die der Staat dem Wirken dieser die Freiheit, Vernunft und Wissenschaft bekämpfenden religiösen Fraction leistet, nicht erschöpft. Die zweitausend Thaler Kostgeld, die aus preußischen Staatsmitteln an die Brüderschaft des Rauhen Hauses gezahlt wurden, sind zwar auf Veranlassung des Abgeordnetenhauses zurückgezogen, und ich kann nicht behaupten, daß ein Landesfonds gemeint ist, wenn Wichern berichtet, daß der Staatsminister Graf zu Eulenburg „einen zu seiner Disposition stehenden Fonds von 2500 Thalern“ dem Johannesstift überwiesen habe. Aber die Verwendung der Brüderschaft, der geistlichen Corporation, im Dienste des preußischen Staats, in den Strafanstalten desselben — eine Verwendung, die von Holtzendorff mit Recht so scharf gerügt worden ist — dauert fort, und, was praktisch noch viel bedeutsamer, der Staat gewährt dem rauhhäuslerischen Treiben auf dem Boden des Vereinslebens und der Presse eine völlig privilegirte, monopolisirte Stellung. Den Verfolgungen und Maßregelungen von Arbeitervereinen, freien Gemeinden und liberalen Preßorganen muß man die ungehemmte Bewegung der Missionsvereine und die ungestrafte Circulation der rauhhäuslerischen Literatur, worin ein unbedingter Gehorsam gegen die „Obrigkeit von Gott“ gepredigt und verfassungsmäßige Institutionen des modernen Staats geschmäht und verketzert werden, nothwendig entgegenhalten, um eine richtige Vorstellung von der Lage der Dinge zu gewinnen.

Aber immer noch nicht genug: der Staat, d. h. die Inhaber der Staatsgewalt, helfen selbst bei der Verbreitung der Literatur der innern Mission. An sich ist die literarische Propaganda allerdings auch schon wohl organisirt. Die Brüder des Rauhen Hauses in der Fremde sind die natürlichen buchhändlerischen Agenten. Sie stehen meist in der Mitte von Vereinen, deren Mitglieder Abonnenten auf die fliegenden Blätter des Rauhen Hauses und Abnehmer anderer Schriften sind. Diese Abnehmer vertheilen die Schriften gratis. Aber die Missionsvereine oder in ihrem Namen die „Brüder“ engagiren auch besondere Colporteure, die entweder jahraus jahrein oder jährlich ein paar Monate lang je einen bestimmten Bezirk bereisen und gegen einen Taglohn oder gegen Rabatt ihre Schriften an den Mann zu bringen suchen. In den Städten ist der Absatz meist gering, auf dem Lande größer. Die Colporteure dieser billigen, nur nach Pfennigen berechneten Broschüren sind ohne Concurrenten und würden auch bei eintretender Concurrenz in den von der Cultur wenig beleckten ländlichen Districten, zumal wenn ihnen das Fürwort des Pfarrers oder Küsters nicht fehlt, einstweilen noch siegreich bestehen. Indeß, wie gesagt, auch hier hilft der Staat. Nicht nur durch die officielle Empfehlung der Literatur des Rauhen Hauses und der innern Mission, sondern in den fliegenden Blättern Wichern's lese ich in dem Bericht eines schlesischen Missionsvereins, daß den *Landräthen* von einer Schrift je hundert Exemplare zugeschickt wurden. Daß diese sie an die Dorfschulzen u. s. w. befördert haben, steht nicht dabei, aber nach dem, was mit den reactionären politischen Blättern vorgekommen, ist nicht daran zu zweifeln.

Die innere Mission und das Rauhe Haus sprechen von der „*rettenden Liebe*“, allein dasjenige, um das es ihnen eigentlich und hauptsächlich zu thun, ist der „*streitende Glaube*“. Auf diese Predigt des streitenden verfinsternden Glaubens hin giebt ihnen der Absolutismus ein *Privileg und ein Monopol*. Und in dieser privilegirten Stellung, die sie in dem größten Staate Deutschlands einnehmen, ruht die *Gefahr*, womit sie das deutsche Leben bedrohen.

Um so mehr Ursache haben die Philanthropie und der gesammte Liberalismus, dem Rauhen Hause und *Allem, was mit ihm zusammenhängt*, gegenüber, die Augen offen zu halten. Hier ist das Hauptquartier eines gefährlichen, gemeinschaftlichen Gegners. Es mag als eine komische Consequenz erscheinen, wenn der rationalistische Hamburger Hauptpastor Schmalz es einstens ablehnte, der Uebermittler einer für das Rauhe Haus bestimmten Gabe zu sein, aber im Grunde hatte der Mann doch Recht. Mit dieser jedem Fortschritt sich entgegenstemmenden Institution, mit diesem nach rückwärts gewandten Verein, mit diesem auf dem positiven Glauben und dem mittelalterlichen Dogma fußenden Brüderbunde sollten wir Kinder der modernen Welt, die wir nur ein Fünkchen von Liebe hegen für die Freiheit und für freie Einrichtungen, freie Kunst und freie Wissenschaft, *keine Gemeinschaft haben, ihnen keinerlei Vorschub leisten.*

Karl Volckhausen.

Vom Marschall Vorwärts unter den Lehrern.

Vom Director Richard Lange in Hamburg.

Zur Geburtstagsfeier eines Gemaßregelten.

1. Die Achse bricht.

Ein alter klapperiger Postwagen fuhr in die große Friedrichsstraße Berlins. Darinnen saß eine Familie, bestehend aus zehn, zwei älteren und acht jugendlichen, Häuptern. Der Mittelpunkt des Kreises, ein breitschultriger Mann von untersetzter Gestalt, hoher Stirn und buschigen Augenbrauen, unter denen ein paar tiefliegende Augen hervorblitzten, betrachtete die hohen Gebäude zur Rechten und zur Linken mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit. Um den scharf zugekniffenen, fast lippenlosen Mund zuckte es bisweilen, als verdrängte ein Gefühl das andere und als wogten große Entschlüsse in der Seele des Mannes. Selbst die feingeschnittene Adlernase verrieth in ihren leisen Bewegungen die innere Unruhe. Das Ziel der Reise lag nahe. Der alte Postwagen bog ein in die Oranienburger Straße. Die letzte Schwenkung, welche man ihm zugemuthet hatte, schien er übel vermerkt zu haben. Er stöhnte und knarrte verdächtig, erlaubte sich reglementwidrige Bewegungen und stand endlich still: die Achse war gebrochen. Der Mittelpunkt des Kreises aber ließ sich nicht wesentlich durch diese Tücke alteriren. Er stand fröhlich auf, zählte wohlgemuth die theuren Häupter seiner Lieben und schritt mit ihnen einem unansehnlichen Hause zu, das seine zukünftige Werkstatt bilden sollte. Hier, in dem ehemaligen Entbindungsinstitute, sollte er die Geister der Jugend hinfort entbinden, die der schulpflichtigen Kindheit und die der Jünglinge, die da berufen waren, die Söhne des Volks zu erziehen und zu bilden, weil „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen."

Diesterweg — denn er war's, der am 5. Mai 1832 am Morgen, als gerade der Mercur durch die Sonnenscheibe ging, in Berlin einzog — hatte sich bereits in Mörs in Rheinpreußen seit 1820 als ein Meister in der Kunst der Menschen- und Lehrerbildung bewiesen. Sein Ruf durchdrang die pädagogische Welt. An der neuerrichteteten Anstalt in der „Metropole der Intelligenz" sollte der Hervorragendste und der Beste wirken. Männer, wie der Bischof Roß, Kortüm und Strauß hatten es so gewollt, und der Minister Altenstein hatte es also beschlossen. Und so beriefen sie nach Berlin den Pionier der Volksbildung, über dessen Wirksamkeit am Rhein sich Schmitthenner also geäußert hatte: „Preußen hat am Rhein in Coblenz, Köln und Wesel drei furchtbare Festungen gebaut und ausgebaut zum Schutz und Trutz gegen die Nachbarn und zur Sicherung des Reichs. Aber es hat eine andere aufgethürmt, die ist noch stärker und fester, das ist die Cultur des Volks. An dieser nun hat der Dr. Diesterweg bauen helfen und beim Geniewesen tüchtige Dienste gethan, wie er denn ein ziemlicher Meister ist in Licht- und Feuerwerk. Darum hält ihn der Staat in Ehren." Er hielt ihn wenigstens damals in Ehren, und der Meister begann seine Wirksamkeit mit aller Energie und aller Begeisterung, wie sie einer großen, sich ganz an eine Idee verlierenden Seele eigen zu sein pflegen.

Da sitzen die neuaufgenommenen Jünglinge im Saale der Anstalt und harren halb freudig, halb ängstlich des Meisters. Er tritt mit schnellen, ja hastigen Schritten mitten unter sie. Die linke Hand ruht in der Westentasche, die rechte fährt in raschen Wiederholungen über die breite und hochgewölbte Stirn. Er setzt sich und richtet durchbohrende Blicke auf die Einzelnen, als wollte er Jeden fragen: „Wer bist Du und was willst Du hier?" Es entspinnt sich schnell ein lebhafter Dialog. Heraus müssen Alle aus ihrem Häuschen, denn die Macht des Geistes ergreift sie und führt sie in neue, noch nie von ihnen erschaute Welten. Und welche Ueberraschungen erfahren sie in diesen Welten! Der Eine glaubt zu wissen, und siehe, er erfährt, daß er nichts weiß; der Andere hält etwas auf die Vorzüge seines Geistes, und siehe, er erscheint sich selber schließlich einfältig und der Klarheit und geistigen Schlagfertigkeit in hohem Grade bedürftig; ein Dritter glaubt es in der Tugendhaftigkeit schon einigermaßen weit gebracht zu haben, und siehe, er erschrickt vor der Hoheit des Ideals, das der Meister ihm gezeichnet hat, vor den riesigen Anforderungen, die er an den Erzieher stellt, der sich für den Zögling zu heiligen und ihm vorzuleben habe, wie ein vollkommenes und zu allen guten Werken geschicktes Menschenbild sein müsse. Und da gehen sie schließlich hinaus, die Jünglinge, fast verstört und verwirrt. Alle durchdringt nur ein Gefühl, das der geistigen Armuth nämlich; Alle sind sich bewußt, ein heiliges Land betreten zu haben, in welchem nur die größte Arbeitsamkeit und Strebsamkeit, die vollste Hingabe und Aufopferungsfähigkeit des Gemüths, nur Seelenreinheit und Tugendhaftigkeit zum Ziele führen kann. Und sie fangen an zu ringen „mit Furcht und Zittern, daß sie selig werden". Der Meister läßt ihnen keine Zeit zu Albernheiten und Nichtsnutzigkeiten. Er erfaßt und disciplinirt sie innerlich und läßt sie äußerlich unbeschränkt ihre Wege gehen, alle klösterliche Eingeschnürtheit, alle äußere despotische Knechtung als unverträglich mit der Bildung zur freien Strebsamkeit und Selbstständigkeit vermeidend. Und wenn sie reifer geworden sind und die ersten praktischen Studien unter seinen Augen und seiner unerbittlichen Kritik gemacht haben, dann führt er sie hinein in die Bildungswerkstätte der Kindheit. Er flößt ihnen Respect ein vor der Menschennatur, die da ist ein Strahl aus der unermeßlichen Tiefe des göttlichen Geistes und dabei eine „Repräsentation der Menschheit in eigenthümlicher Mischung ihrer Elemente".

Der Mensch ist wie eine Blume im großen Garten Gottes. Er ringt, das, was der Schöpfer in ihn hineinlegte, aus sich heraus zu gestalten. Nichts kann aus ihm „gemacht" werden; er muß sich entwickeln „nach dem Gesetz, wonach er angetreten, und kann sich nicht entfliehen". Der Erzieher hat zu wachen, daß keine schädlichen Einflüsse hemmend und störend auf die Werdelust einwirken, welche jedem Kinde innewohnt. Er hat für Licht und Luft zu sorgen; er hat gesunde Nahrungsmittel zu bieten, so zu bieten, daß überall Maß gehalten werde und daß durch die Aufnahme der geistigen Nahrung der Geist selber erstarke und sich lustig entwickle, wie die Pflanze an einem wohlgeschützten und gepflegten, nahrhaften Platze im Garten. Das Lernen in wirkliche geistesnährende und geistesentwickelnde Assimilation zu verwandeln, das ist Methodenkunst; den Zögling dahin zu bringen, daß er selbst denkt und urtheilt, daß er im Stande ist, kräftig und energisch auszuführen, was Vernunft und Gewissen von ihm fordern, sein Gemüth zu richten vom Irdischen und Vergänglichen auf das Ewige und Unvergängliche, den Entschluß in ihm anzuregen, in dem großen Schulhause, auf der Erde, sich seinem göttlichen Vorbilde so viel als möglich zu nähern, ihn endlich auszustatten mit praktischer Tüchtigkeit für dieses Leben und seinen irdischen Beruf und seine physische Kraft zu wahren und zu stärken — das ist Erziehungskunst. Und in diese Kunst suchte der Meister, der die Meißel vortrefflich zu führen verstand, seine Jünger recht tief einzuweihen. Er brachte sie auf eine Bahn, die der einigermaßen Tüchtige unmöglich wieder verlassen konnte, verurtheilte oder begnadigte sie zu des „Weiterschreitens Qual und Glück" und lehrte sie ruhelos ringen nach den höchsten Idealen der Menschheit. —

2. Er trägt die Büste Pestalozzi's.

Der 12. Januar 1846, der hundertste Geburtstag Pestalozzi's, kam heran. Große Seelen sind auch immer in unbeschränktem Maße dankbar. Er, der Meister, schrieb von den Erfolgen, die er errang, recht wenig auf seine Rechnung und recht viel auf die des schweizerischen Liebeshelden, bei dem alle deutschen Lehrer in die Schule gegangen sind und dessen Werk von Niemand mehr gefördert worden ist, als von unserem Marschall Vorwärts. Wie hätte er es unterlassen können, auf den Geburtstag Pestalozzi's hinzuweisen und zu einer erhebenden Feier aufzufordern! Wir kamen zusammen im Englischen Hofe in Berlin und saßen an gemeinschaftlicher Tafel. Herrlich ertönte die Musik und kräftige Männerstimmen sangen:

„Meine Brüder, welche Zeit
Hat uns Gott gegeben!
Um das Allerhöchste Streit,
Kampf auf Tod und Leben.
Sollen wir in träger Ruh
Säumig ihr verpassen?
Nein, ihr Brüder, immerzu:
Nur nicht locker lassen!"

Herz und Mund förderten die schönsten Ideen zu Tage. Er aber ergriff schließlich die Büste Pestalozzi's und trug sie im Saale umher. Eine feierliche Procession erfolgte. Sein Herz floß über von Verehrung und Dankbarkeit, und unvergeßliche, das ganze Sein bis auf das Mark erschütternde und zur Treue und zur That entflammende Worte entströmten seinen Lippen. Die Feier rauschte vorüber. Wir jungen Männer aber fühlten in tiefster Seele, was Pietät, was Dankbarkeit sei, und wir nahmen uns vor, treu zu bleiben, auch wenn sie Alle untreu würden, und für die freie Entwickelung der Menschennatur und die Entwickelungsfreiheit der cultivirten Menschheit, für die Pestalozzi den Kampf auf dem Gebiete der Erziehung eröffnet hat, unser Leben voll und ganz einzusetzen.

Es entstand der Gedanke, für die Waisenerziehung im Pestalozzi'schen Sinne durch Errichtung von Pestalozzistiftungen zu wirken. Er fiel auf fruchtbaren Boden, und an verschiedenen Punkten des deutschen Vaterlandes blühten derartige Anstalten auf — schöne Denkmäler jener erhebenden Feier! Zur Gründung derselben war natürlich die Beihülfe Vieler erforderlich. Ein Gesuch um Unterstützung gelangte auch an die höchste Stätte. Es wurde abschlägig beschieden. Der Geist, so hieß es, der sich in Diesterweg's Bestrebungen und namentlich in der Pestalozzifeier kund gegeben, sei nicht der Pestalozzi'sche Geist, und man werde seine Unterstützung so lange zurückhalten, bis man die Ueberzeugung gewonnen habe, daß man es sich zur alleinigen Aufgabe mache, „in wahrer christlicher Liebe und Selbstverleugnung die Idee der Waisenerziehung verwirklichen zu helfen."

Wie war uns jungen Leuten denn? War das keine christliche Liebe und Selbstverleugnung, die sich in der ganzen und vollen Hingabe Diesterweg's an die erziehliche Aufgabe der Gegenwart, an seinen Beruf kundgab, die ihn in der frühesten Frühe an den Arbeitstisch und zu der rastlosesten Anstrengung zum Wohle der Kindheit und des Lehrerstandes trieb, die ihn 1820 den festen Entschluß fassen ließ, abzusehen von der Wirksamkeit an den Gelehrtenschulen und Angesichts der geistigen und materiellen Noth des Volks mit allen Kräften, die ihm Gott verliehen, für die Bildung des Volkes zu wirken? War das nicht Selbstverleugnung, welche Diesterweg trieb, sich als einen geringen Schüler des Mannes hinzustellen, dessen Menschenliebe die Quelle der heutigen Volkserziehung geworden ist und der trotz aller welterbarmenden Liebe und Hingabe dennoch der Unchristlichkeit bezichtigt wurde?

Es war eine andere Zeit gekommen. Auf das Ministerium Altenstein folgte das Ministerium Eichhorn. Das Hegelthum beherrschte nicht mehr die Geister, sondern hatte einer orthodoxen, sogenannten neulutherischen Richtung Platz gemacht, und diese Richtung, welche mit dem Pestalozzi'schen Principe der freien Entwickelung und der Erziehung zur Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit, zur geistigen Freiheit des Individuums in unversöhnlichem Gegensatze steht, gelangte zur Macht und zu einem Alles bestimmenden Einflusse.

3. Die Achse bricht wieder.

Es traten in Berlin Vereine für das Wohl der arbeitenden Classen in's Leben. Es gebührt dem Jugendschriftsteller Ferdinand Schmidt die Ehre, in Betreff ihrer Errichtung und Förderung bestimmenden Einfluß ausgeübt zu haben. Die Leute, welche sich zum Wohle des Volks zusammengethan hatten, hielten gar lebhafte und bewegte Versammlungen. Es nahte eine neue Zeit. Schon waren die Sturmvögel im Anzuge. Und sie benützten jede Gelegenheit, sich bemerkbar zu machen. So auch die Versammlungen des Vereins für das Wohl der arbeitenden Classen. In einer besonders stürmischen Sitzung war der Präsident, ein Bürgermeister Berlins, nicht vorhanden. Hatte er geahnt, was kommen werde? Diesterweg, der Vicepräsident, präsidirte gezwungen und nothgedrungen. Die Versammlung nahm einen für die damalige Zeit auffälligen, ja unerhörten Verlauf. Die Zeitungen verkündeten das Schreckliche. Diesterweg hatte am Präsidententische gestanden: die Achse knarrte.

Im Jahre 1845 feierte man in Tivoli bei Berlin unsern Pädagogen, der vor einundzwanzig Jahren das Seminardirectorat in Mörs übernommen hatte. Die Sturmvögel hatten sich auch diese Gelegenheit nicht entgehen lassen. Wieder berichteten die Zeitungen; wiederum hatte Diesterweg an der Spitze gestanden: die Achse knarrte zum zweiten Male. Vor den Jünglingen im Seminar erschien mitunter ganz plötzlich, wie ein Dieb in der Nacht, ein kleiner, freundlicher Mann mit geröthetem Gesichte. Alle freuten sich über seine Erscheinung und beantworteten gar gern seine Fragen, die Menschenfreundlichkeit, Wohlwollen, geistige Tüchtigkeit und Gelehrsamkeit verriethen. Er stand offenbar mit unserm Meister in dem freundschaftlichsten Verhältnisse und Einer freute sich, wenn der Andere erschien. Dieser Mann, der Schulrath Lange, blieb plötzlich aus und an seine Stelle trat eine breite, vierschrötige Gestalt mit einem Auge und sehr entschlossenen, aber auch geistvollen Zügen des Antlitzes. Die Jünglinge betrachteten diesen Wechsel mit Bangen; denn der Meister hielt sich verschlossen und still; ja er scheute offenbar jede Begegnung mit dem neuen Schulrath Otto Schulz. Der Mann zeigte sich übrigens leutselig und freundlich; aber der Meister verschwand, und das war genug, um Alle mit banger Besorgniß zu erfüllen.

Das Jahr 1847 kam in's Land. Eine Untersuchungscommission erschien. Der Director blieb im Kämmerlein und ließ Alle untersuchen, die Lust dazu hatten. Wer hätte etwas Anderes finden können, als eine wohlorganisirte und eigenthümlich geleitete Schule, einen Kreis begeisterter und strebsamer Jünglinge, ein geeinigtes und anhängliches Collegium? Dennoch wurden die Gemüther wie durch Gewitterschwüle geängstigt und zusammengepreßt. Die Jünglinge steckten die Köpfe zusammen und erzählten von gar sonderbaren Fragen, die der eine Untersuchungsrichter in Betreff ihres Directors an sie gerichtet habe. Dieser Eine unterrichtete auch die Seminaristen. „Es sei keine Kunst," so redete er zu ihnen, „tüchtig zu antworten bei einem solchen Lehrer, wie ihr Director einer sei; er wolle sehen, ob man auch unter der Führung einer geringeren Größe zu folgen wisse." Und so fragte er, und die Antworten erfolgten, wie die Fragen lauteten, und die durch böse Ahnungen gefolterten Seelen gaben sich einer wunderbaren Naivetät und Offenherzigkeit hin. Die Augen des so innig Verehrten leuchteten; sein Antlitz lächelte: er erkannte die Seinen. Man sollte anklagen und mußte doch laut loben. Fast schien es, als seien die Untersuchenden die Angeklagten. — Und dennoch! Einige Monate gingen vorüber. Am Eingange in die erste Etage des Hauses Nr. 29 in der Oranienburger Straße standen die Worte: „Diesterweg in Amtsgeschäften zu sprechen um 12 Uhr". Eine jugendliche Hand hatte dabei bemerkt: „Leider nicht mehr!" Die Achse war wieder gebrochen. Im Juli 1847 wurde der Meister seines Postens enthoben.

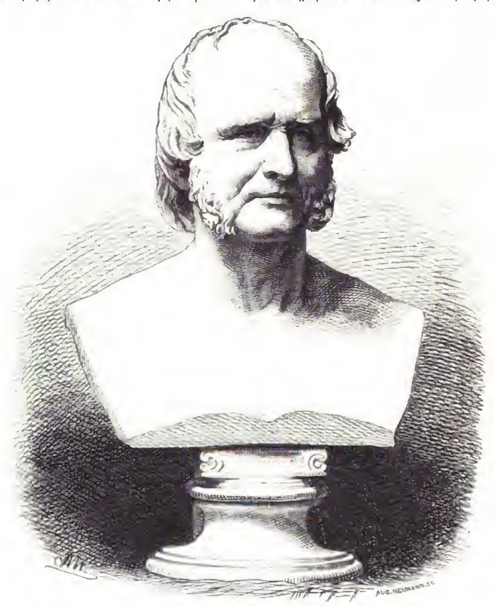
4. Am Hafenplatz.

Und jetzt wohnt der Meister in einem hübschen Hause am Hafenplatz. Und vor ihm liegt das Denkmal auf dem Kreuzberge, welches an das Kreuz erinnert, an welches das nicht volksthümliche Preußen bereits genagelt war, und an den gewaltigen Sprung, den das volksthümliche Preußen vom Kreuze herab that und der so kühn war, daß der größte militärische Genius unserer Zeit dadurch von seiner Höhe herabgestürzt wurde. Der Geist, welcher den pädagogischen Altmeister stürzte, hat sich seinen Ausdruck gegeben in den bekannten preußischen Regulativen, deren Forderungen alle dem entgegen stehen, wofür er ein langes Leben hindurch gerungen und gearbeitet hat. Er hat diese Regulative bekämpft mit aller Schärfe und Energie seines Geistes; er ist auch am Hafenplatz nicht müde geworden, für die Geltendmachung des Princips der freien, organischen Entwicklung in der Schule und im Leben zu wirken. Er ist aus dem letzten Unfalle unversehrt hervorgegangen, wie damals an der Ecke der Oranienburger Straße. Geblieben ist ihm seine volle Arbeitskraft, seine geistige Frische, die Liebe seines Herzens zur Menschheit, die ihn stets getrieben hat, gegen sein eigenes Interesse für Wahrheit, Recht und Menschenwohl, für Freiheit und Freimachung der Geister zu kämpfen und zu dulden. „Er durfte nur wie Andre wollen, und wär' nicht leer davon geeilt." Geblieben ist ihm endlich die Liebe zu unserer Nation, der er gern zu einer wahrhaften National-Volksschule, die an die Stelle der Confessionsschule zu treten hätte, verhelfen möchte. Er schätzt nach wie vor mit Lessing das Streben nach Wahrheit höher als die Wahrheit selber, haßt die Charakterlosigkeit, Lug und Trug und sucht die Lehrerwelt anzufeuern zu selbstständiger ruheloser Strebsamkeit. Er sucht ihnen, den Lehrern, eine bessere Stellung zu erringen, der Schule eine gedeihliche Unabhängigkeit zu erkämpfen.

Immer noch arbeitet er wie ehedem; ja, obgleich er dem ihm eigenthümlichen Boden entrissen ist, aus dem er stets reichliche

Nahrung für seinen Geist und Anregung zu neuer That sog, so nimmt er sogar noch Theil an den methodischen Bestrebungen der Gegenwart und erfreut die vorwärtsstrebende Lehrerwelt nicht allein durch die Lichtblitze und Leuchtkugeln seiner rücksichtslosen Kritik, sondern auch noch durch eigene Schöpfungen, wodurch er die überaus zahlreichen Producte seines Geistes noch immer zu vermehren weiß. Wer kennt sie nicht? Wer ist nicht durch sie angeregt und belehrt worden? Wer unter den strebsamen Lehrern hat nicht seinen anregenden, läuternden und erhebenden Einfluß verspürt? Sein Geist steht da in voller Blüthe, während der Leib fast als ein zu armseliger Träger dieses Geistes erscheint. Und diesen Leib schont der gegen sich rücksichtslose Mann in keiner Weise. Kaum kann er sich überwinden, dem nagenden Zahne der Zeit irgendwelchen Einfluß einzuräumen. Eine Lehrerversammlung ist in Potsdam. Er muß hinüber und mitten unter denen sein, die sich im Dienste der Sache versammeln, der er sein reiches Leben gewidmet hat. Auf der Rückreise versagt im Wartezimmer der wackelige Stuhl seinen Dienst. Er fällt und bricht den dritten Finger der rechten Hand. Der Finger blieb steif; aber er hinderte ihn nicht, mit der verstümmelten Hand die Feder eben so eifrig zu führen, wie sonst. Und jetzt, am 29. October d. J., tritt er ein in sein sechs- und siebenzigstes Lebensjahr.*

Die Anerkennung, welche er im Alter in den oberen Regionen nicht gefunden, ist ihm unten zu Theil geworden. Die Stadt Berlin wählte ihn zu ihrem Stadtverordneten und wiederholt in die Kammer hinein. Seine Wirksamkeit als Abgeordneter und seine Parteistellung sind bekannt. Diesterweg ist freilich kein Politiker, sondern durch und durch Pädagoge. Schule und Erziehung bieten die eigentliche Stätte seiner Wirksamkeit; die deutsche Jugend und die deutsche Lehrerschaft genießen die Früchte seiner Saat. Darum ist es in der Ordnung, daß die deutschen Lehrer ihn nicht erst sterben lassen, um dem Todten zu räuchern, sondern ihm einen Theil der schuldigen Dankbarkeit schon bei seinen Lebzeiten abtragen und sich dadurch selber ehren. Das charakterlose und furchtsame Gesindel unter den Lehrern wird sich freilich hüten, dem Mißliebigen kund zu thun, was es für ihn empfindet; aber die Charaktervollen treten gottlob hervor. Sie haben von Meisterhand eine Büste anfertigen lassen, deren Bild hier wiedergegeben ist. Mögen sie diese Büste mit denselben Gefühlen nur tragen, wie er dereinst Pestalozzi's Büste getragen hat! Auch in weiteren Kreisen regt sich's, und die deutschen Lehrer werden dem deutschen Manne hoffentlich ad oculos demonstriren, „daß Dankbarkeit auf Erden nicht ausgestorben sei“.



Diesterweg.
Marmorbüste von Albert Wolf.

* Ein ausführliches Lebens- und Charakterbild Diesterweg's brachte die Gartenlaube bereits 1857, Nr. 10 und 11.

Bilderschau in meinem Zimmer.*

Erinnerungsblätter von **Franz Wallner.**

II.

Da hängt ein schlechtes Bildchen des Schauspielers Börner, seiner Zeit der „Kluck-Spieler" genannt, weil er auf die Darstellung einer einzigen Rolle, des Maurer Kluck im „Fest der Handwerker", den er mit unübertroffener Virtuosität spielte, an allen deutschen Bühnen gastirend auftrat. Mit diesem „Kluck" kehrte er immer und immer wieder, verdiente anfangs mit diesem Paradepferde, zu dem er leider kein zweites vorzuspannen hatte, viel Geld an großen Hofbühnen; jedoch alle übrigen Leistungen des „berühmten Kluckspielers" waren gar erbärmlich anzusehen, und so sank der sonst überaus witzige Komödiant von Stufe zu Stufe tiefer, bis sich zuletzt auch die Directoren der kleinsten Schmieren weigerten, ihr Publicum mit der unzählige Male abgespielten Aufführung des Angely'schen Vaudevilles abermals zu langweilen. Nun warf sich Börner auf's Collectiren bei seinen Collegen, fuhr von einem Ort zum andern, kneipte sich bei einem seiner Cameraden so lange fest, bis dem Gastfreund die Geduld riß und Börner den weißen Stab wieder weiter setzen mußte. Derart hat der arme Thespiskarrenjünger vor seinem Ende noch das ganze Elend des Theaterwanderlebens durchgekostet, nachdem er in der ersten Zeit seiner Laufbahn Summen verdient und vergeudet hatte, mehr als hinreichend, um den Mangel von ihm fern zu halten.

Börner war eines der größten Originale der an originellen Menschen so reichen Theaterwelt. Mit einer reichen Witzader und einer fabelhaften Portion Unverschämtheit begabt, war er überall ein, wenn auch manchmal lästiger, doch stets erheiternder, nicht ungern gesehener Gast. Von seiner Erfindung sind die überaus ergötzlichen Schwänke, die er dem bekannten Theaterdirector Böttner angedichtet hatte und die von den „Fliegenden Blättern" aus die Runde durch alle Journale machten. Böttner rühmte sich gern intimer Bekanntschaften mit bedeutenden Persönlichkeiten, und so soll er, nach Börner, als Schiller einst in großer Geldverlegenheit war, diesem zugerufen haben: „Aber Mensch, schreibe doch Deine Räuber, so ist Dir gleich geholfen!" was der geniale Dichter auch sofort gethan und folglich seinen Ruhm nur dem Rathe seines Freundes Böttner zu danken haben soll. Böttner soll auch, wie Börner behauptete, der wirkliche Lorenzo aus der Oper Fra Diavolo gewesen sein und den berüchtigten Räuber eigenhändig eingefangen haben. Durch diese Heldenthat gerührt, gab der Gastwirth Matteo in Terracina seine Weigerung auf und vereinigte die Liebenden, Lorenzo-Böttner mit seiner geliebten Zerline. Oft, wenn Böttner von Fra Diavolo sprach, pflegte er auszurufen: „Kinder, was wahr ist, muß wahr bleiben, eine prachtvolle Tenorstimme hatte der Kerl, aber — kein Spiel."

Zu den unzähligen Vorwänden, unter welchen sich Börner in der absteigenden Linie seiner Laufbahn Geld zu verschaffen wußte, gehörte die Lage seiner Frau. Niemandem, selbst seinen nächsten Freunden nicht, war das arme Geschöpf je zu Gesicht gekommen; die Frau saß, nach seiner Angabe, stets eine oder zwei Stationen von seinem gegenwärtigen Aufenthaltsort fest, darum brauchte er stets „zwei oder drei Thaler", um die unglückliche Frau nachkommen zu lassen. War er in Leipzig, so saß das arme Weib in Halle; befand er sich in Berlin, so bedurfte er eine Kleinigkeit, um das verlassene Wesen von Potsdam zu sich zu rufen; tauchte er in Wien auf, so mußte ihm ein Freund die bewußten paar Thaler borgen, damit, der Freund wisse es ja, ein Börner nicht genöthigt sei, sein braves Weib wie ein Schuft in Neustadt allein sitzen zu lassen.

Als der berühmte Eßlair in Innsbruck starb, gastirte Börner gerade wieder ein Mal zur Abwechslung als Kluck. Da die ganze Gesellschaft dem großen Künstler das feierliche Geleite gab, borgte sich Börner, der ja bei einer solchen Pflichterfüllung nicht zurückbleiben konnte und dessen schwarzer Frack mit seiner übrigen Garderobe bei seiner „armen Frau" auf der letzten Station, ich glaube in Hall, zurückgeblieben war, von einem jungen Studiosus das zum Leichenbegängniß unumgänglich nöthige Kleidungsstück. Wer das Zurückstellen desselben aber vollständig vergaß, war mein Börner. Abend für Abend sah der arme Musenjünger mit Entsetzen zu, wie „Vater Kluck" mit dem feinen Bratenrock auf der Bierbank herumwischte und den Rücksichten der Sauberkeit und Billigkeit vollkommen Hohn sprach. Da zarte Anspielungen keinen Erfolg hatten, faßte sich der junge Mann ein Herz und bat, dem Künstler seinen Wunsch leise zuflüsternd, um Zurückstellung des geliehenen schwarzen Frackes. „Unmöglich," entgegnete laut und lakonisch Börner, „beim besten Willen jetzt unmöglich, wir haben sechs Wochen Trauer."

Einst gastirte er bei einem Theaterdirector, dessen Cassenabrechnungen in der Kunstwelt etwas anrüchig waren. Börner sollte den dritten Theil der Einnahme erhalten. Am ersten Abend war das Haus ziemlich leer, und um den Gast nicht gleich von vorn herein kopfscheu zu machen, fiel die Abrechnung ausnahmsweise ehrlich aus. Bei der zweiten Vorstellung, die viel besser besucht war, als die erste, erhielt Börner um ein Ansehnliches weniger auf seinen Antheil, als das erste Mal. Sein drittes Auftreten bewirkte ein in allen Räumen ausverkauftes Haus. Mißmuthig ging er zum braven Director und erklärte ihm, er wolle heute gar nicht spielen.

„Aber was fällt Ihnen denn ein, lieber Börner!" rief der Chef aus, „es ist ja ganz überfüllt."

„Eben darum," entgegnet ihm Börner, „da bekomme ich heute gar nichts."

Unzählige kleine Gelegenheitswitze, wovon sich die besten leider in guter Gesellschaft nicht erzählen lassen, cursiren von ihm noch immer in der Theaterwelt.

Börner war bei Director Maurice in Hamburg engagirt, als sich der Letztere von seiner kleinen unansehnlichen Bühne in der Steinstraße lossagte und in das neuerbaute prachtvolle Thaliatheater übersiedelte, zu welchem ihm seine Geschäftskenntniß, seine rastlose Thätigkeit und seine unverbrüchliche Reellität verholfen hatten. Natürlich wurden in den eleganten Räumen neue, besonders in Bezug auf Reinlichkeit sehr nöthige Theatergesetze publicirt. Als Börner gefragt wurde, wie die Schauspieler im neuen Hause zufrieden wären, antwortete er mit größter Selbstzufriedenheit: „Vortrefflich, Alles sauber, nobel, elegant. Teppiche, feine Möbel — aber sehr kostspielig. Du brauchst nur zwei Mal auf der Bühne auszuspucken, so hast Du zwanzig Silbergroschen verzehrt, Du weißt nicht wie."

Einst hielt er sein Nachtlager bei Anton Ascher, auf einem etwas baufälligen Sopha, dessen Federn immer unter dem darauf Liegenden auf die Seite rutschten. Nachdem er sich stundenlang herumgewälzt, rief ihm Ascher zu, er möchte doch Ruhe halten, damit er schlafen könne. „Entschuldige, lieber Bruder, ich möchte gern neben mir selber liegen," entgegnete Meister Kluck.

Jetzt hält er sich ruhig, und auch die meisten Derjenigen, die er durch seine Laune und seine Bosheit geärgert und zum Lachen gebracht hat. —

Es war ein bitter kalter Februarabend im Jahre 1838, als ein armer polnischer Schauspieler mit klopfendem Herzen durch die Straßen von Warschau in das Teatr Rozmaitoska (Théâtre des variétés) eilte, wo heute sein erstes Debut stattfinden sollte. Wenn dieses gut ausfiel, so sollte er mit einer Monatsgage von neunzig polnischen Gulden — fünfzehn Thalern — am kaiserl. Hoftheater angestellt werden. Es schien dies dem armen Jungen ein so unermeßlicher Glücksfall zu sein, daß er standhaft dem Andrängen eines Provinzdirectors, eines gewissen Schmidtkow, widerstand, der den offenbar talentbegabten Menschen überreden wollte, mit ihm sein Glück in Wilna zu versuchen, wo er ihm einen Gehalt von eilf Ducaten pro Monat zusichern könnte. Der weite Weg aus der entfernten Vorstadt, in welcher seine Wohnung lag, ließ dem Kunstjünger hinlänglich Zeit, darüber nachzudenken, ob er mit der entschiedenen Abweisung dieses außerordentlichen Antrages auch klug gethan. Sein Gewissen gab ihm Recht. Einmal Hofschauspieler, wenn auch in noch so bescheidener Sphäre, mußte er ja, bei seinem Wissen, bei seinem eisernen Fleiß, bei seinem wunderbar klangvollen sympathischen Organ, vorwärts kommen, rasch vorwärts kommen, ja, vielleicht würde er noch die unbeschreibliche Freude erleben, seiner Mutter, seinem guten, armen Mütterchen, ein sorgenfreies Alter, eine bequeme Existenz bereiten zu können.

* S. Nr. 36, Seite 568.

Bei diesem Gedanken schlug sein Herz höher und heiße Tropfen drängten sich ihm aus den Augen. So kam er an den Kunsttempel, in dem er heute die ersten Sporen verdienen sollte, und eilte über die Bühne weg in seine Garderobe. Als er über das Podium schritt, ertönte im Zuschauerraum ein dumpfes Gemurmel und zwischendurch ein langgezogenes, schmerzliches Gestöhn, ein Wimmern, so markerschütternd, daß den jungen Künstler ein Schauer überlief, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Vergebens suchte er eine Oeffnung in der Gardine zu erspähen, um hinauszublicken; die Zeit drängte, er mußte sich in's Costüm werfen, wollte er nicht seine ganze Existenz auf's Spiel setzen. Auf die Frage, was denn im Theater passirt sei, erhielt er die Nachricht, eine arme Frau sei von der Galerie in's Parterre gestürzt und habe sich schwer verletzt. Sie habe den Eingang nicht erwarten können, sei hastig vorwärts geeilt, um auf der vorderen Bank noch einen guten Platz zu finden, habe die Brüstung in dem noch nicht erleuchteten Hause übersehen und sei mit zerschmetterten Gliedern in die Reihen der glücklicherweise noch leeren Parquetsitze herabgestürzt.

Umsonst suchte der Musenjünger den unbegreiflich qualvollen Eindruck von sich abzuschütteln, welchen die bangen Schmerzenstöne aus dem Zuschauerraum auf ihn ausgeübt, diese Töne, die ihm gänzlich fremd und doch so bekannt erschienen waren und die ihn selbst während der Aufregung des Spiels in fieberhafter Spannung erhielten! Der Vorhang war, der Debütant hatte gefallen. Schon nach der ersten Scene trat der Director auf ihn zu und erklärte ihm, daß er seine Anstellung als definitiv betrachten könne. Wie kam es, daß dieses früher so heiß ersehnte freudige Ereigniß ihn jetzt kalt und zerstreut ließ? Immer weilten seine Gedanken bei jenen Tönen, die ihm durch Mark und Bein schnitten. Das Stück ist beendet; im Begriff, das Haus zu verlassen, tritt dem jungen Manu der Regisseur entgegen.

„Muth, mein Junge, Muth! Eile nach Hause, Deine Mutter —"

„Meine Mutter!" kreischt der arme Künstler auf, „meine Mutter, sie war jene Frau —"

„Ja wohl, mein guter Bursche."

Seiner nicht mehr mächtig, zitternd, greift der Jüngling in die Tasche, kein armer Pfennig ist darin zu finden. Woher Geld nehmen zu einer Droschke, die ihn mit Windeseile an das Schmerzenslager der armen Frau führt, die mit zerbrochenen Gliedern ihren Sohn erwartet, den zu sehen sie in's Schauspielhaus geeilt war, wo sie vor Aufregung über die Barriere stürzte, weil sie nicht Geduld genug besaß, die Erleuchtung des Theaters abzuwarten, da ihr sonst Andere zuvorkommen und die besseren Plätze hätten wegnehmen können? Der Arme schämte sich, Jemandem seine bittere Noth zu gestehen und die paar Groschen für ein Fuhrwerk zu erbitten. So schnell ihn seine Füße tragen, läuft er wimmernd und unter Thränenströmen der fernen Vorstadt zu, wo wir ihn hingestürzt über den zerschlagenen Körper der Mutter finden, in einem dunklen Kämmerchen auf dem ärmlichsten Lager. Und nichts, nichts auf der Welt sein zu nennen, um ihr die geringste Erleichterung zu schaffen! Der Arzt hatte sich nach dem nöthigen Verband schnell entfernt, einige Nachbarn, ebenso arm wie die Verunglückte, hatten sich eingefunden, mehr aus Neugierde, als aus Theilnahme. Man denke sich den Jammer des armen Burschen! Da plötzlich zuckt ihm ein Gedanke durch's Gehirn! „Nein, Mutter," ruft er entschlossen aus, „Du sollst nicht mehr hungern und darben; ich fühle es, wir stehen am Wendepunkte unseres Geschickes, ich schwöre Dir, meine arme, gute Mutter, Dein Sohn wird für Deine Zukunft sorgen."

Mit dem Morgengrauen verkauft der junge Mann sich und sein Talent an den Bandenführer Schmidtkow, der ihm eine Monatsgage als Vorschuß bewilligt. Freudestrahlend legt er die elf Goldstücke in die Hände seiner Mutter, entsagt den langgepflegten Hoffnungen einer schnellen Laufbahn am kaiserlichen Hoftheater und bricht am nächsten Morgen mit seinem neuen Chef, dessen Hauptstütze er wurde, nach dem fernen Wilna auf.

„Du sollst Vater und Mutter ehren
Auf daß es dir wohl ergehe auf Erden."

Man hat von mehreren Seiten behaupten wollen, jener Unfall der armen Frau bei dem Debut ihres Sohnes habe nicht stattgefunden, allein ich muß dabei stehen bleiben, daß sich die Scene wirklich zugetragen hat, wie ich sie schilderte, denn der Sohn selbst hat sie mir erzählt.

Eine lange Reihe von Jahren ist vergangen. Wir sind im September 1865. Am großen kaiserlichen Hoftheater in Warschau drängen sich schon um die Mittagsstunde Schaaren von Schaulustigen. Der Abend findet Alles dort versammelt, was an glänzenden Namen, an hervorragenden Persönlichkeiten in der reichen polnischen Hauptstadt zu finden ist.

Eine endlose Reihe von Equipagen harrt am Ausgange ihrer glücklichen Besitzer. Ein armer polnischer Knabe hatte sich durch seinen eisernen Willen, durch sein Genie emporgearbeitet zum hochgefeierten deutschen Künstler; heute hat er sich bewegen lassen, die Bühne seiner Vaterstadt zu einem wohlthätigen Zweck zu betreten, seiner Vaterstadt, in welcher er anwesend ist, zum Besuche seiner Mutter, seiner Mutter, der er sein Wort redlich eingelöst hatte. Wieder finden wir die arme Frau mit gebrochenem Arm, abermals hatte sie die Sehnsucht, den heißgeliebten Sohn, der ihr Segensengel geworden war, recht früh zu sehen, hinausgetrieben; sie war unglücklich gefallen und hatte dadurch das eben erwähnte Unglück erlitten. Aber wir finden die alte Frau auf einem Krankenlager, welches mit allem Comfort umgeben ist, den Wohlstand und die zarteste Kindesliebe nur ersinnen können. Da die Mutter sich nicht entschließen konnte, die wechselvollen unruhigen Künstlerfahrten des berühmten Sohnes zu theilen; da sie mit Zähigkeit an der Heimath fest hielt, so wurde ihr diese verschönt mit Allem, was der verwöhnteste Geschmack zu fordern berechtigt ist.

Jede Ovation, die ein entzücktes und dankbares Publicum erdenken kann, wurde an jenem Abend dem genialen Künstler zu Theil, aber keine hat ihn mehr beglückt, als das dankbare Lächeln, mit welchem ihm seine Mutter bei der Heimkehr aus dem Theater die gesunde Hand entgegenstreckte.

Ich erzähle diese einfache Geschichte aus der Laufbahn eines Künstlers, weil in diesem Moment mein Blick auf dessen Medaillon fällt, welches von dem trefflichen, leider bereits heimgegangenen Bildhauer Ritschel in Marmor ausgeführt ist. Die Umschrift trägt den Namen: Bogumil Dawison.

Die Locke der Charlotte Corday.

(Schluß.)

Unruhig schritt die junge Frau auf und ab, dann blieb sie stehen und preßte ihre Stirn an die Scheiben. Unten im Park war schon Alles in tiefe Finsterniß gehüllt.

„Nicht wahr, Du liebst ihn, Kind?" rief das Fräulein voll heller Freude. „In solche Unruhe geräth man nur um einen Mann, den man liebt. Gott sei gelobt! Dein Herz ist erwacht!"

Melanie antwortete nicht, aber sie wendete sich langsam zu der treuen Pflegerin ihrer Kindheit um, schlang die Arme um ihren Nacken und brach in ein heftiges Weinen aus. „O, wie das Herz mir schwer ist, so schwer, als ob ich ein Verbrechen verübt!" rief sie.

Mit sanften Worten redete ihr Ludmilla Köhler zu. Sie küßte die Thränen von den schönen Wangen und bat Melanie wiederholt, an Paris und ihr lustiges Leben dort zu denken und an tausend Dinge, die der Seele der jungen Frau jetzt so fern lagen, wie man ein Kind tröstet, das um ein zerbrochenes Spielzeug schluchzt. Aber es wollte eben nichts helfen, und erst als der Schritt des Dieners hörbar wurde, richtete sich die junge Frau hastig auf und trocknete ihre Thränen. Es war Jacques, der ein wenig verstört eintrat und berichtete, wie sein Herr in der Begleitung eines Fremden in sein Zimmer gegangen; dort habe er ihn laut und heftig reden hören, und dann seien Beide in den Park hinabgegangen, wohin sein Herr ihm aber zu folgen verboten.

„Mein Gott, wie romantisch!" sagte die Köhler. „Was ist daraus zu machen?"

„Ich will ihn suchen!" sagte die junge Frau plötzlich fest, „Jacques mag mitgehen!"

„Gütiger Himmel, Kind, Du träumst! Es regnet und Du bist im Brautanzuge. Laß Jacques allein gehen oder kleide Dich wenigstens erst um. Es wird ein Scherz sein, eine Verkleidung, eine verzweifelnde Geliebte, die in Männerkleidung zu ihm kommt," flüsterte sie; „man kennt das Leben der jungen Elegants in Paris."

„Warten Sie hier auf mich, ich bin gleich wieder da, liebe Köhler," bat Melanie, indem sie einen Regenmantel überwarf, der ihre ganze Gestalt umhüllte. Die Capuze zog sie über den Kopf.

„Komm, Jacques," sagte sie dann fast gebieterisch und wandte sich rasch der Treppe zu.

„Aber Melanie, ohne Ueberschuhe!" rief das Fräulein verzweifelnd.

Keine Antwort. Unaufhaltsam eilten die kleinen Füße die Treppenstufen hinab über den Gang durch eine Seitenthür in den Park. Hier traten die Atlasschuhe auf feuchtes Laub, ein feiner Regen rieselte nieder, die junge Frau schauerte fröstelnd zusammen. Weiter und weiter flog sie an all' jenen Plätzen vorüber, wo sie so fröhlich gewesen, wo sie, in träumerisches Glücksgefühl versenkt, auf- und niedergegangen. Dort war die große Buche, unter deren Schatten so oft der Zeichentisch stand — da der heitere Rasenplatz, wo sie Reifen gespielt — wie ungeschickt jener Eine oft gewesen war! — hier tauchte die kleine Gruppe Trauerweiden auf, wo sie so manche Stunde verplaudert — wie Alles verwandelt aussah, so fremd und schauerlich! Immer näher kam der melancholische Tannenwald mit dem kleinen Teich und dem großen, freien Platz, in dessen Mitte die kleine Einsiedelei stand. Jacques vermochte ihr kaum zu folgen. Aber wie still war Alles, keine Antwort kam auf ihre rufende Stimme, nur das Rieseln und Tropfen des Regens schlug an ihr lauschendes Ohr. Vorwärts, weiter! Endlich bog sie um die Ecke. Still! Seufzte da nicht ein Mensch so recht aus der tiefsten Tiefe der Brust? Sie blieb stehen. Alles Blut erstarrte in ihren Adern, das Herz stand still vor Schrecken. Und jetzt noch einmal! Wieder ein unbeschreiblicher Seufzer.

„Wir hätten die Laterne mitnehmen sollen," stammelte Jacques furchtsam.

Sie antwortete nicht, sondern schritt zögernd weiter. Plötzlich stieß sie einen hellen Schrei aus; vor ihr am Boden, bei einer Biegung des Weges, am Eingang zum Platze der Einsiedelei, lag ein menschlicher Körper, der Körper eines Mannes, so dicht, daß ihr Fuß ihn berührte.

Die junge Frau sank neben ihm in die Kniee. Zitternd tastete sie nach dem Kopfe. Er war verhüllt in den Falten eines schwarzen Mantels. Ihre bebenden Hände rissen ihn weg, ihre Augen bohrten sich in die bleichen Züge, die ihr jetzt entgegenstarrten. Sie erkannte das Gesicht trotz der Dunkelheit, als sie mit den Fingern darüber hinglitt. „Licht, Hülfe!" schrie sie auf. Dann bettete sie das gesunkene Haupt an ihre Brust. Sie riß ihren Mantel ab, um ihn bequemer zu unterstützen. Ein tiefer, klagender Seufzer zog in demselben Augenblick wieder über die Lippen des Bewußtlosen. Melanie neigte ihr Gesicht zu ihm herab, dicht auf seine Stirn; sie redete zu ihm fliegende Worte voll wahnsinniger Zärtlichkeit, voll glühender Leidenschaft. Der Regen hatte aufgehört, die Wolken zerrissen, wie von einer mächtigen Hand bei Seite geschoben, ein kalter Mondschimmer flog daher und beleuchtete die todestraurige Gruppe: eine Frau von wenig Stunden, in Spitzen und Schleier neben einem Sterbenden knieend, seinen kaum hörbaren Lauten lauschend und ihre Lippen auf die seinen pressend, Stirn an Stirn, Hand in Hand mit ihm. So fanden sie die Diener, so das jammernde Fräulein, so der alte Herr und ein Theil der entsetzten Hochzeitsgäste. Die Kunde, der Bräutigam, der heitere, liebenswürdige Alphons, der unvergleichliche Gesellschafter, sei ermordet, hatte sich mit Blitzesschnelle verbreitet. Man wurde plötzlich rein menschlich und stürzte in einer Aufwallung von wirklichem, thatendurstigem Mitleid in den Garten. Licht, volles Licht fiel auf eine ohnmächtige Frau und einen Todten, den sie fest in ihren Armen hielt. Ihr Brautschleier und die Fluth ihres gelösten Haares floß über ihn hin. Aus einer Wunde in der Brust war das Lebensblut dahingeströmt. Das Spitzenkleid war in Blut getaucht, der blutgetränkte Myrthenkranz lag auf dem Saume des Mantels. Mit einem Weheschrei stürzte der Vater auf sein Kind zu, und während er sanft die Tochter aufzuheben, loszulösen versuchte, richtete eine andere Hand das todte Antlitz des Mannes empor. Ein Gemurmel des Entsetzens wurde laut, alle Augen hatten das schöne, traurige Gesicht des fremden Malers erkannt, der vor wenigen Monaten der Gast des Schlosses gewesen, der Ermordete war — Gaston Dumont.

Alphons Dacier war zu derselben Stunde entflohen. Ein an seinen Schwiegervater am andern Tage eintreffender Brief zeigte diesem seine Reise nach Amerika an und verhieß in Kurzem nähere Aufklärung über das beklagenswerthe Ereigniß. Mittlerweile lag die junge Frau bewußtlos darnieder und die Leiche Gaston's wurde in die M.'sche Familiengruft auf dem stillen Dorfkirchhof zur Ruhe gebracht. Als das Gitterthor des Parkes sich öffnete, um den Trauerzug hinauszulassen, saß Ludmilla Köhler am Bette ihres todtkranken Pfleglings und las in ihrer Angst und Trauer das Lied von den Schlafenden:

„Wie sie so sanft ruhn —"

Aber das schöne Wesen mit den fieberglühenden Wangen und irren Augen hörte nicht auf die frommen Trostworte. In ihren Phantasien erschien im hellen Sonnenlicht „der heitre Garten", wo sie seiner zu warten pflegte. Sie redete laut mit dem Geliebten, sie lächelte ihm zu, sie schalt ihn zärtlich, daß er immer den schwarzen Mantel trage.

Und das Fräulein schlug das Buch leise zu und faltete ihre Hände: da war die Tragödie, die Ludmilla Köhler zu erleben sich so frevelhaft ersehnt!

Die versprochene Aufklärung des düstern Vorfalls, der die ganze Gegend aufregte, ließ nicht lange auf sich warten. Alphons schrieb von Hamburg aus, am Bord der Helena, daß er an jenem Hochzeitstage auf die Meldung, daß ein Fremder ihn eilig zu sprechen wünsche, Gaston in seinem Zimmer gefunden habe. Seine tiefe Trauerkleidung und sein seltsam feierliches Wesen haben ihm sofort den Zweck seines Kommens erklärt. „Ich bin frei und werfe Ihnen den Feigling in's Gesicht zurück!" habe er ihn angeredet, „vor acht Tagen begrub ich meine Mutter. Sie starb in Frieden. Heut komme ich nur, um Sie zu fragen, wann Sie bereit sind sich mit mir zu schlagen!"

Alphons fühlte eine wilde Gereiztheit in sich aufwallen.

„Zur Stelle!" hatte er übermüthig geantwortet.

„An Ihrem Hochzeitstage?

„Ja, ich brenne vor Verlangen, Ihren Muth zu erproben. Wer weiß, Sie kamen wohl nur in der Voraussetzung, daß ich mich nicht schlagen werde an dem heutigen Tage, und hätten nachher geprahlt in heimlichen Briefen an mein Weib!"

Ein Schlag in's Gesicht war die Antwort.

Eine halbe Stunde später stand man mit den Waffen in der Hand auf dem Platze vor der Einsiedelei einander gegenüber.

Die entschiedene Absicht, ihn zu schonen, die aus allen Ausfällen Gaston's hervortrat, erbitterte seinen Gegner nur noch mehr. Er haßte ihn, er wollte ihn für immer aus der Nähe Melanie's entfernen, er ahnte, wie gefährlich er dem Herzen seiner Braut geworden war, und wenn ihn auch nicht gekränkte Liebe zu dieser Wuth stachelte, denn seine Neigung zu dem jungen Mädchen war kaum mehr als ein ziemlich lebhaftes Wohlgefallen, so trieb ihn gekränkte Eitelkeit, diesem Mann irgend einen empfindlichen Streich zu spielen. Ihn zu tödten, daran hatte er nicht gedacht; der unglückliche Streich, der Gaston niederwarf, entsetzte ihn über alle Maßen. Er schilderte den Zustand seiner Seele als einen verzweifelten und bat seine junge Frau flehentlich, ihm zu verzeihen und seinem Herzen die Hoffnung zu lassen, sie einst wiederzusehen. In Baltimore wartete er auf die Nachrichten aus dem grauen Schlosse.

Lange Zeit blieb der Zustand der jungen Frau zweifelhaft, man fürchtete abwechselnd für ihr Leben und ihren Verstand. Aber sie genas allmählich vollständig und lieferte ihrer alten Erzieherin den Beweis, daß die Menschen in der Wirklichkeit viel seltener an Herzeleid sterben, als in den Romanen, und daß der Tod nie kommt, wenn man ihn ruft. Melanie's Ehe wurde auf ihren festen und bestimmten Wunsch, der gar keinen Widerspruch zuließ, getrennt. Sie lebte fort und fort bei ihrem Vater, der in rührender Weise bemüht war, ihren blassen Lippen

ein Lächeln zu entlocken. Es währte aber doch lange, ehe er es wagte, eine Kiste in ihr Zimmer tragen zu lassen, die unter dem Poststempel Paris, mit einem Begleitschreiben von unbekannter Hand, im Auftrage des Malers Gaston Dumont, eine Woche nach dem Tode desselben angekommen war. Fast bereuete er es jetzt noch, denn die tiefe Erschütterung seines Kindes ängstigte ihn namenlos. Aber Melanie faßte sich wieder und bat, das Vermächtniß des Todten ihr nicht länger vorzuenthalten.

Man öffnete die Kiste. Sie enthielt das von Jacob Hauer's Hand gemalte Portrait der Charlotte Corday, dessen Anblick der unglücklichen Laura so oft das Herz zerrissen. Aber auch ein Profilkopf Gaston's, eine wunderbar schöne Zeichnung, war beigefügt. Ein kleiner Zettel, der daran befestigt war, enthielt nur die Worte, die Melanie einst selbst für den Geliebten niedergeschrieben: „Vergiß mich nicht, wie ich Dich nicht vergessen werde, so lange ich athme.“ Diese letzten Worte waren verwandelt: „in alle Ewigkeit!“ hatte Gaston geschrieben.

Seine Malergeräthschaften hatte er ebenfalls beigepackt und im Fall seines Todes seinem gütigen Freunde Herrn M. vermacht. Und ganz unten auf dem Boden der Kiste, in einem besonderen Kästchen, fand man den Portraitkopf Melanie's, mit einem Glanz und einer Grazie, mit einer Wärme und Schönheit gemalt, die wahrhaft hinreißend wirkten. Es war ein Tizian'sches Colorit, Tizianische Goldlichter und Schatten. Daneben stand: „in doloribus pinxit“ (er hat es in Schmerzen gemalt).

Mit all' diesen Schätzen hat sich Melanie später jenes Erkerstübchen des linken Flügels ausgestattet, das sie vorzugsweise liebte und ausschließlich bewohnte. Die Fenster dieses Gemachs gingen auf die Terrasse und auf den Park. Dort war ihr liebster Aufenthalt, dort zog sie ihre Blumen, dort träumte, las und zeichnete und — weinte sie, und keine fremde Hand durfte hier schalten und walten. Unter diesen Reliquien wartete sie geduldig auf ihre Vereinigung mit dem Geliebten. Sie führte kein thatenloses Leben der Trauer, sie blieb ihrem Vater eine zärtliche, sorgende Tochter, war geduldig und freundlich den immer deutlicher hervortretenden romantischen Neigungen ihrer alten Pflegerin gegenüber und wurde von allen Armen der Gegend gekannt und geliebt, so daß man sie später die heilige Elisabeth nannte.

„Laß mich nicht allein, das ist Alles was ich von Dir erflehe!“ hatte ihr der Vater in jener ersten Trauerzeit immer und immer wieder gesagt, und sie hatte ihre feinen Finger in seine Hand gelegt und lieblich gelobt: „Ich gehe nicht vor Dir zu ihm!“

Und sie hielt Wort. Der alte Herr lebte noch manches Jahr in rüstiger Gesundheit und unermüdlicher Thätigkeit in seinem Atelier. Seit er mit der Palette Gaston's malte, behauptete er den Fleischton der großen Meister gefunden zu haben; zum Schrecken der Köhler malte er nur noch unbekleidete Figuren. Er schonte aber ihr jungfräuliches Gefühl, indem er sie nie einlud, seine Schöpfungen zu bewundern, noch weniger sie bat, ihm ihre Arme, ihren Nacken oder ihre Schultern als Modell zu leihen, was sie heimlich immer fürchtete.

Seit jenem ersten Roman sind noch zehn andere geboren worden, abgesehen von leichtfüßigen Novellen und flatternden Gedichtschmetterlingen, in denen es mehr oder weniger grausam hergeht. Sie hatte sich aber entschlossen, ihre Gesammtwerke erst zwölf Jahre nach ihrem Tode herauszugeben und einem namhaften Buchhändler Leipzigs zu vermachen, mit der Bestimmung, den Ertrag zur Erbauung eines stattlichen Hauses für unbemittelte Schriftstellerinnen zu verwenden, die von den Sorgen des Lebens unberührt zu arbeiten wünschten.

Ob jener Buchhändler, für den die sechs Kisten noch im alten grauen Schlosse stehen, sich freuen wird über dies Vermächtniß? Ich kenne seine Adresse.

Leider sind erst zehn Jahre seit dem Tode der Ludmilla Köhler verflossen, sie überlebte alle Bewohner im grauen Schlosse. Den alten Herrn fand man eines Mittags todt vor seiner Staffelei, und ein Jahr später schlief, in ihrem geliebten Erkerstübchen, die noch immer schöne Melanie für immer ein. Ihr von Gaston gemaltes Portrait hängt in demselben Zimmer mit dem Bilde der Charlotte Corday, es ist ein so frischer bedeutungsvoller Mädchenkopf, daß man die Augen nicht von ihm abwenden kann. Das Fräulein hatte doch Recht: sie sieht aus, als müsse sie Etwas erleben. — Hat sie nicht genug erlebt?

Blätter und Blüthen.

Erklärung. Gestatten Sie mir, gegen den Artikel in Nr. 21 der Gartenlaube von 1865 Einspruch zu thun. Meine Persönlichkeit wie meine Wirksamkeit sind darin in solcher Weise überschätzt und mit so wenig passenden Bezeichnungen belegt, daß ich im Bewußtsein, wie wenig ich in Wirklichkeit eine solche Charakteristik verdiene, keineswegs angenehm davon berührt werden konnte.

Erlauben Sie mir die nothwendigsten Zurechtstellungen. Der seit längerer Zeit in der russischen Presse zu Tage tretende Haß gegen die Deutschen rührt durchaus nicht von einer altrussisch-aristokratischen Partei her, er stammt aus ganz andern Quellen und Ursachen, die hier auseinanderzusetzen viel zu weit führen würde. Meine schriftstellerische Thätigkeit bei der St. Petersburger Zeitung beschränkte sich in den letzten Jahren auf politische Leitartikel und das Feuilleton. Die Polemik mit den russischen Zeitungen führte mein treuer College und Mitarbeiter, Herr Friedrich von Stein; und wenn ich, wie sich von selbst versteht, die ganze Verantwortlichkeit seiner Artikel übernahm, so kann ich unmöglich das Verdienst derselben, besonders in Bezug auf das erwachte Selbstbewußtsein der hiesigen Deutschen, mir zuschreiben lassen. Zum Schweigen hat die St. Petersburger Zeitung hier Niemanden gebracht, das würde Ihnen am deutlichsten die Fülle der heftigen Angriffe beweisen, welche die Deutschen, die St. Petersburger Zeitung und meine Person fast täglich in den russischen Zeitungen zu erdulden haben.

Was die Schillerfeier betrifft, so ging zwar die erste Anregung von mir aus, doch habe ich sonst um dieselbe kein größeres Verdienst als jedes Mitglied des damals in allgemeiner Versammlung gewählten Comités.

In Hochachtung und Ergebenheit

Dr. C. F. Meyer.

St. Petersburg, den 13. Juli 1865.

Der Verfasser des Artikels: „Ein deutscher Mann in Rußland“, dem obige Erklärung vorher von der Redaction zugeschickt ward, fügt hinzu, daß die Thatsachen zu diesem Artikel auf Mittheilungen von Mitarbeitern des Herrn Dr. Meyer und eigenen Erfahrungen aus einer mehr als zehnjährigen literarischen Verbindung mit der St. Petersburger Zeitung beruhen. Ich habe seit einer Reihe von Jahren mich und Andere über die oft entmuthigende Trostlosigkeit unserer engeren Vaterlands-Verhältnisse durch Hervorhebung der Verdienste Deutscher in aller Herren Ländern rund um die Erde herum zu trösten gesucht, und die kosmopolitische Mission und Thätigkeit Deutscher unter fast allen Längen- und Breitengraden ist eine erhebende und immer tröstlicher werdende Thatsache. Auch der kleine Artikel in der Gartenlaube über die Wirksamkeit des Dr. Meyer entsprang aus diesem Motive, nur daß darin die Verdienste eines Einzelnen neben wirklich und besonders vermeintlich größeren deutschen Männern in Rußland zu einseitig hervorgehoben wurden.

Einen anderen Fehler, als den dieser Einseitigkeit, erkenne ich nicht an. Daß Herr F. von Stein seit vier Jahren hauptsächlich die kräftigen Artikel zur Vertheidigung deutscher Cultur gegen russische Verleumdung schrieb und schreibt, war mir unbekannt. Wenigstens sind irrthümliche Nebensachen, wie das Privilegium Deutscher auf Weißbrodbäckerei, wovon ich in einem ältern Buche über Petersburg gelesen, eben nur Nebensache. (Es hat doch wohl ein solches Privilegium existirt?)

Es haben sich aber, wie mir aus Petersburg geschrieben ward, Russen und Deutsche in Bosheit und verletzter Eitelkeit nicht damit begnügt, solchen Nebendingen große Köpfe zu machen, sondern auch allerhand Verleumdungen und Lügen daran zu kleben. Als ein derartiger Artikel zeichnet sich eine Correspondenz aus Petersburg in der Augsburger Allgemeinen Zeitung Nr. 192 aus. Für diese „schrieb“ Dr. Minzloff, der einst sich mit Dr. Meyer um die Petersburger Zeitung bewarb und über dessen wissenschaftliche Heldenthaten seine Collegen an der Bibliothek eine „öffentliche Erklärung“ unterzeichnet und publicirt haben. Das Actenstück ist noch vorhanden und liegt mir gedruckt vor, sowie eine andere Thatsache dazu dienen würde, diesen Herrn zu charakterisiren.

Diese Correspondenz in der A. A. Ztg. spricht die Vermuthung aus, daß Dr. Meyer den Artikel in der Gartenlaube selbst geschrieben habe und daß der wackere Deutsche und christliche Westphale ein Jude sei. Damit glaubte der Correspondent, der hoffentlich nicht Dr. Minzloff heißt, gewiß seinen ehemaligen glücklichen Mitbewerber in den Grund gebohrt zu haben. Allerdings ist Meyer wirklich kein Jude, und wenn er auch einer wäre, würde er zu den vielen gehören, die wir Deutsche als Deutsche ehren. Dem starken Deutschfresser, der bei allen russischen Redactionen herumlief, Uebersetzung und böhmische Exegese des Artikels in der Gartenlaube besorgte, können wohl zwei Redacteurs nur dankbar sein. Ich bin es auch.

Dr. H. Beta.

Aus Reuter's Festungszeit. Das Beiblatt der Gartenlaube, die „Deutschen Blätter“, bringt in der neuesten Nummer (42) einen Auszug aus einem demnächst in Berlin erscheinenden sehr interessanten Buche „Fritz Reuter und seine Dichtungen“ von Otto Glagau, auf das wir hiermit die allgemeine Aufmerksamkeit lenken wollen. Dies Buch hat sich die dankenswerthe Aufgabe gestellt, Fritz Reuter auch hochdeutschen Lesern, die des Plattdeutschen nicht mächtig sind, zugänglich zu machen und sie damit in einen Dichter und Humoristen einzuführen, welchen jeder Deutsche kennen lernen sollte. Der von den „Deutschen Blättern“ mitgetheilte Abschnitt aber verdient auch um seines Gegenstandes willen noch besondere Beachtung; er schildert in ergreifender Weise ein Stück jener schmachvollen Verfolgungen, unter denen in der Periode der großen Demagogenriecherei und Demagogenhatze ein gut Theil der edelsten Blüthe deutscher Jugend zu leiden hatte und erliegen mußte.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 44. Die Gartenlaube. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Prinzessin Champagner.

(Schluß.)

Man konnte Guy und Melusine allezeit in einem Winkel am Kamin in Cyrilla's Salon sitzen sehen, abgesondert von den Andern, in tiefem, stundenlangem Gespräch. Es war ein kleines Tabouret von rothem Sammet da, es hieß Melusinens Thron, dort saß die Sonne der Variétés in ihrer eigenthümlichen Haltung, die linke Wange auf die Hand gestützt, in ihrem schmucklosen weißen Kleide, dem großen frischen Veilchenstrauß an der Brust, den ihr Guy jeden Tag brachte. Die irrenden Lichter des Kaminfeuers flogen über das zarte Gesicht, über die gelösten lang herabhängenden Locken, zwischen denen die schlanken Finger hervorleuchteten. Der junge Mann lag vor ihr auf dem Teppich, den Arm auf ein Kissen gestützt, und sah zu ihr auf. Sein Kopf mit dem dunkeln leicht gelockten Haar, der farblosen edlen Stirn, den tiefen Augen und den regelmäßigen Zügen erinnerte in seinem Ausdruck an die Heiligen und Märtyrer des Murillo und Ribera, halb ekstatische Verzückung, halb düstere Leidenschaft, wie sie der heilige Rodriguez zeigt. Die ganze Erscheinung hatte etwas Zartes, Hinfälliges, nur in der Form der Hand verrieth sich große Energie. Anfangs lächelten und spotteten die Andern über die Isolirung dieses Paares, allmählich ließ man es gewähren; es waren ja immer die unerquicklichsten Gespräche, an denen diese Beiden Gefallen fanden, sie sprachen über die ernsthaftesten Dinge im Himmel und auf Erden. Wunderliche Unterhaltung in dem Salon einer Cyrilla! Hätten die Spötter geahnt, wie oft Guy dann seine Verse citirte, Improvisationen vom Augenblick geboren, aber von wilder Schönheit, voll überwältigender Gluth und Schwermuth! Und leise, leise sprachen die Lippen Melusinens diese Verse nach.

„Ihr seid viel mehr zur Tragödin geboren, als zur Königin des Lustspiels," sagte Guy oft. Schauer des Entzückens kamen über ihn, wenn er ihren Worten, dem Tonfall ihrer Stimme, den überraschenden und leidenschaftlichen Accenten lauschte, und es waren *seine* Verse, die so klangen!

Wenige Minuten später erhob sie sich oft mit der hastigen Bitte: „Nun laßt's genug sein des Ernstes!" und trat zu den Andern. Er blieb dann ruhig neben dem Kaminfeuer liegen und folgte ihr nur mit den Augen und hörte wie im Traume zu, wie sie lachte und scherzte und über nichtige Dinge mit demselben Eifer redete, wie mit ihm über die wichtigsten Fragen des Lebens. Dann brach ihr wundervoller geistsprühender Humor wie in tausend Funken hervor, dann leuchtete Witz auf Witz, Scherz auf Scherz, dann strahlte ein seltsames Licht aus den Augen, dann glühten die rothen Lippen, dann erschienen die schönsten Frauen plump und arm neben ihr und die geistreichsten Männer schwerfällig und matt. Ein Wort, ein Blick vermochte diese hinreißende Erregung hervorzurufen, sie war dann Champagner, sprudelnder, brausender Champagner und wirkte sorgenvergessend wie Champagner. Sie schien wie im Taumel und zog die Herzen und Sinne ihrer Umgebung mit in diesen Taumel hinein.

Lord Francis lag nach wenigen Tagen wieder in den alten Banden, vielleicht fester, als je zuvor, denn zwei Dinge waren es, die hinzukamen, ihn noch mehr zu reizen: die unverhohlene Leidenschaft, welche in dem Herzen seines Bruders aufglühte für das wunderbare Geschöpf mit den seegrünen Augen, und die Gleichgültigkeit Melusine's gegen ihn selber, der sich von ihr geliebt geglaubt.

„Wie weit denkst Du es mit dieser gefährlichen Frau zu treiben?" fragte Francis eines Morgens seinen Bruder in einer Aufwallung von Eifersucht und Sorge zugleich. „Habe ich Dich nicht genugsam vor ihr gewarnt? Und sie spielt nur mit Dir, wie sie mit unzähligen Andern spielte! Wann wirst Du von ihr lassen?"

„Ich verstehe diese Frage nicht!" antwortete Guy mit zusammengezogener Stirn.

„Gedenkst Du die Circe zu heirathen?"

„Sie würde weder mich noch Dich heirathen, selbst wenn wir sie auf den Knieen darum bäten, Francis, also frage lieber, wie weit sie es mit mir treiben will, oder mit uns, denn Du liebst sie noch. Und ich werde nie aufhören sie zu lieben."

„Das ist Wahnsinn! Ich darf das nicht dulden! Begreifst Du nicht, daß wir diese Frau fliehen müssen, daß wir zu Grunde gehen, wenn wir nicht ihren Zauberkreis meiden?"

„Ich begreife nur Eins: daß ich diese Frau nie lassen werde, so lange ich athme, bis sie mich selber von sich stößt."

„Und sie wird es thun; sie wird Dich mit der Spitze ihres Fußes von sich stoßen, wie sie schon manchen Andern von sich gestoßen hat. Meinst Du, Deine philosophischen Gespräche über die Liebe würden sie ewig fesseln? Du bist ihr noch neu, sie liebt den Wechsel und die Emotionen. Ich sorge mich um Dich, Guy, denn ich liebe Dich!"

Und Francis legte seinen Arm um den Nacken seines Bruders.

Guy löste sich sanft von ihm und sagte: „Habe Geduld mit mir, ich kann nicht anders. Vielleicht kommt ein schnelleres Ende, als wir meinen. Und in zwei Monaten schicken mich die unerbittlichen Aerzte ja doch nach Italien. Laß mich noch träumen!"

Dies Gespräch war am Tage vor Allerseelen zwischen den Brüdern geführt worden, aber am nächsten Abend war Guy entzückter als je von der seltsamen Frau. Sie war gegen ihn allein sanft und freundlich, gegen alle Andern düster und schweigsam. Und die Stunden glitten vorüber, bis in dem hellerleuchteten

Speisesaal plötzlich eine erhöhte Stimmung den kleinen Kreis überfluthete. Man reihte sich scherzend und lachend an die reichbesetzte Tafel. Die Diners der Cyrilla waren berühmt; man speiste vorzüglich bei ihr, der Herzog war ein Feinschmecker ersten Ranges. Melusine saß zwischen den Brüdern. Sie war jetzt eine Andere. Ihr Gesicht strahlte, von ihren Lippen strömte Scherz und reizendes Geplauder. Für Jeden fand sie ein passendes, anregendes Wort, sie setzte jede Erscheinung in die passende Beleuchtung. Man sprach von Paris.

„Ich habe Heimweh nach Paris," sagte Melusine. „O meine glänzende Heimath, wie liebe ich Dich! Hier ist's so schwer, fröhlich zu sein, hier ist und bleibt im Grunde der heiterste Platz die Schreckenskammer der Madame Tussaud."

Man lachte.

„Melusine hat eine seltsame Vorliebe für jene Räume," erzählte Cyrilla. „Sie besuchte sie jeden Tag, die Wachsmenschen waren ihr eine angenehmere Gesellschaft als wir. Ich selbst gehe nur hin, um die schönste Frau Frankreichs zu bewundern, die bezaubernde Madame St. Amaranthe, die kein Mann, als sie noch lebte, ungestraft anschauen konnte."

„Man sagt, daß sie auch nach ihrem Tode einen dämonischen Zauber ausübe," bemerkte hier der Herzog von D. „Keine Braut erlaubt ihrem Verlobten einen Besuch bei Madame St. Amaranthe ohne ihre schützende Begleitung. Es soll allen Liebenden Gefahr bringen, jenes hinreißende Gebilde von Wachs."

„Still, redet nicht von den häßlichen Wachsfiguren," bat die blonde Arabella, „ich fürchte mich vor ihnen! Melusine erzählt uns eine lustige Geschichte aus Paris."

Und Melusine erzählte mit ihrer süßen Stimme, das Champagnerglas in der Hand, eine ihrer pikanten Theaterplaudereien aus den Foyers der Variétés. Niemand konnte graziöser erzählen. Ihre glühenden Wangen, ihre funkelnden Augen, ihr Lächeln rissen hin und brachten um alle Besinnung. Eben war ihre kleine Geschichte beendet, sie wendete sich zu Guy und wie ein blendender Lichtstrahl traf ihn ihr Blick aus den halbgeschlossenen Augen. Er sprang auf, hob sein Glas und rief in leidenschaftlichster Erregung: „Es lebe Prinzessin Champagner!" Lauter Jubel begrüßte diesen Toast. Man wiederholte ihn, die Gläser klangen, man rief und lachte durcheinander. Melusine nahm ihre Rose aus dem Haar, tauchte sie leicht in den Schaum ihres Glases und befestigte sie an der Brust Guy's. Sie neigte ihren reizenden Kopf zu ihm hin, ihre schlanken weißen Finger spielten vor seinen Augen, und es war in dieser Stellung, als der Jüngling ihr bebend zuflüsterte: „Ich liebe Euch!"

„Für heut' Abend!" antwortete sie leicht hin — die Rose hatte ihren Platz gefunden.

„Für die Ewigkeit!"

„So sagen alle Männer und ich glaube keinem mehr!"

„Ihr müßt mir glauben!"

„Gebt mir eine Probe!"

„Welche Ihr wollt! Sprecht nur, sprecht — ich bin bereit Alles für Euch zu thun!"

„Die Damen der Liebeshöfe erhörten ihre Ritter allezeit nur nach einer siegreich bestandenen Liebesprobe."

„Soll ich für Euch sterben?"

„Nein, nur Madame St. Amaranthe, die unwiderstehliche Frau von Wachs, in dieser Stunde besuchen und ihr meine Rose bringen."

Guy wurde todtenbleich.

„Wählt etwas Anderes!" stammelte er. „Ich muß Euch ein Geständniß ablegen, ich war nie in der Schreckenskammer der Madame Tussaud, nie in dieser schauerlichen Ausstellung menschlicher Gebilde, die das Leben nachäffen und doch todt sind. Als Kind hatte man mich dazu zwingen wollen: man trug mich ohnmächtig nach Hause."

„Und jetzt?! Und Ihr sagt, Ihr liebtet mich? Geht, Guy, Ihr seid ein —"

„Haltet ein, still! Ich gehe! Aber, daß Keiner hier erfährt, wohin," sagte jetzt der junge Mann mit fliegendem Athem und düsterm Blick. „Ihr sollt in mir keinen Feigling finden. Wie aber komme ich zu dieser Stunde dort hinein?"

„Hier ist ein kleiner Schlüssel, er schließt die Seitenthür des ersten Saales. Nennt dem Portier im Hause meinen Namen und er wird Euch einlassen. Ich kenne den Sohn der Tussaud. Wir haben jetzt kaum zehn Uhr. Ein Wagen bringt Euch rasch nach Kensington-Garden. Ihr wißt, das Museum liegt in der Bakerstreet. Verschafft Euch eine kleine Laterne vom Diener der Cyrilla. Am Eingang der schwarz ausgeschlagenen Schreckenskammer, die alle Schauer der Guillotine und alle großen Verbrecher Englands vereinigt, steht eine Girandole mit Kerzen. Ihr werdet sie anzünden und dann Madame St. Amaranthe in dem vollsten Lichtglanz erblicken. Schaut sie wohl an, legt diese Rose in ihre Hand und erzählt mir, ob sie Euch erlaubt hat, mich ferner zu lieben. Ich erwarte Euch hier, noch diese Nacht, Guy! Geht, besiegt sie Alle, die je von Liebe zu mir geredet."

Er fühlte einen kleinen Schlüssel in seiner Hand und erhob sich wie im Traume.

„Wohin gehst Du?" fragte Francis, der mit wachsender Unruhe das leise Geflüster beobachtet.

„Er wird mir einen Ritterdienst erweisen und ein Buch holen, von dem wir geredet," antwortete die Schauspielerin der Variétés ruhig.

„Schicke doch den Diener, mein Liebling, die Nacht ist kalt und rauh und Du fieberst."

„Ich nehme einen Wagen und bin in einer Stunde wieder hier. Lebt wohl, Francis!" Er reichte dem Bruder die Hand, grüßte die Gesellschaft und ging. Francis machte Miene ihm zu folgen, ein lächelnder Blick Melusine's ließ ihn bleiben. Sie rückte ihren Sessel nahe an den seinen.

„Ihr liebt ihn wohl sehr, den schönen Knaben?" fragte sie.

„Sehr, Ihr wißt es ja längst."

„Mehr als Lady Geraldine?"

Eine glühende Röthe schoß in sein Gesicht. Er hielt ihren grausamen Blick nicht aus.

„Viel mehr!" stammelte er endlich, kaum hörbar.

„Singt, Marino!" befahl Melusine jetzt sich an den schönen Italiener wendend. „Ich höre sie so gern, Eure lügenhaften Lieder von ewiger Liebe und unauslöschlicher Gluth!"

Man schlug den Flügel auf, Marino sang.

„Die Kerzen brennen heut so dunkel und Eure Lieder klingen matt und traurig," sagte Prinzessin Champagner nach einiger Zeit, „laßt mich singen!" Und sie sang, das gefüllte Glas in der Hand, das Trinklied Orsino's aus der Lucrezia Borgia. Wie reizend klang diese verschleierte Stimme, wie bezaubernd war der Vortrag der Sängerin, wie durchzuckte es die Hörer, dies übermüthige Lied; mit welchem Feuer fielen sie ein in den Refrain! Darauf folgte ein keckes Couplet dem andern; es war gesungener, sprudelnder Champagner. Ausgelassenste Heiterkeit verbreitete sich am Tage Allerseelen unter den Gästen der Cyrilla. Man stimmte mit ein, man jubelte dazwischen, man warf sich mit Blumen, man bewunderte einander, und vor Allen bewunderte man Prinzessin Champagner.

O, wie schön sie war, wie verführerisch! Wie sie glühte und leuchtete! Francis vergaß bei ihrem Anblick seinen jungen Bruder und alle Sorgen — Lady Geraldine hatte er längst vergessen.

Das weltberühmte Cabinet der Französin Madame Tussaud, der Freundin des Scharfrichters Sanson, liegt in der Bakerstreet in nicht allzugroßer Entfernung von Kensington-Garden. Jeder Fremde besucht unter seltsamen Schauern jene schweigende Versammlung von Todten, die sich mit dem Schein des Lebens geschmückt haben. Alle Berühmtheiten der Welt sind hier in täuschender Nachbildung gleichsam versteinert aufbewahrt für eine neugierige, schaulustige Nachwelt. Könige und Königinnen, Lebende und Gestorbene, Künstler, Gelehrte und Dichter, sowie Giftmischer, Mörder und Räuber haben sich hier zusammengefunden, die Letzteren freilich in jenem dunklen Raume, den man „Schreckenskammer" nennt. Ein Besuch bei Madame Tussaud verwandelt den heitersten Tag in einen nebelvollen, die froheste Laune in ein schwermüthiges Sinnen; diese Räume haben einen Reiz ähnlich jenem süßen Grauen, dessen wir uns aus unserer Kinderzeit erinnern, wenn die Mutter uns im halbdunkeln Zimmer Märchen erzählte. Da hätten wir auch lieber um Licht, helles Licht gebeten, und doch hielt es uns im Dunkeln fest, wir wollten nicht in die Ecke am Ofen hinschauen, denn es war sicher, daß sich dort etwas Schattenhaftes regte und bewegte, und wir wendeten trotzdem unsere Augen wieder und wieder dahin. Genau so ist's mit der Schreckenskammer, sie zieht uns mächtig an und unser Herz klopft doch so wild, wenn wir sie betreten. Eine Nacht in einer Kirche verlebt, die Mitternachts-

stunde bei den stillen Todten auf dem Friedhofe ist einem Aufenthalt an diesem furchtbaren Orte zu solcher Zeit kaum zu vergleichen; dort glauben wir nur Entsetzliches zu sehen — hier sehen wir es wirklich, fühlen es, wenn wir die Hand ausstrecken."

Während die Gläser an Cyrilla's Tafel klangen und Melusine sang, an jenem Abend des Allerseelentages, trat Guy mit zögernden Schritten in die Gesellschaft der Todten mit den täuschenden Larven des Lebens. Ein betäubender Duft schlug ihm entgegen und verwirrte seine Sinne, ein kühler, fremder Hauch, wie aus Särgen, wehte ihn an. Er durchwanderte eine Reihe von Sälen, ohne seine eigenen Schritte zu hören. Todesschweigen überall. Und doch schienen alle diese Menschen miteinander zu reden und zu lächeln, und doch drängten sie sich in seinen Weg, doch standen sie in dichten Reihen zu beiden Seiten und ließen ihn gleichsam Musterung passiren, und die Fernerstehenden hoben sich, wie es ihm schien, auf den Zehen und reckten sich lang und immer länger, um mit eisigen Blicken zu ihm herüberzustarren. Die Laterne in seiner leise bebenden Hand warf blitzartige Lichtstreifen auf alle diese Gestalten. Schwere Sammet- und Seidengewänder fielen in tiefen Falten herab, königlicher Purpur wallte von stolzen Schultern, die längst in Staub zerfallen; eine vornehme Gesellschaft gekrönter Häupter folgte dem kühnen Fremdling mit fragenden Blicken. Es war ihm jetzt, als ginge hinter ihm her ein leises Rauschen und Flüstern durch die Reihen. Sein irrender Blick streifte manche sorgenvolle, müde Stirn, manches schwermüthige, edle Frauengesicht, manche Züge, die ihm aus Bildern bekannt und vertraut waren.

Vorüber, vorüber; immer eisiger wehte es ihn an. Da stand das Sterbebett des großen Kaisers. Auf dem weißen Kissen lag das imposante Haupt in der Starrheit des Todes und auf der Decke ein Spielzeug des Königs von Rom, der im Garten zu Schönbrunnen schlief. In den Fensterscheiben jenes Kaiserwagens, dessen Räder nach der Schlacht von Waterloo den großen Feldherrn forttrugen, blitzte das Licht der Laterne wieder. Alles, Alles regungslos rings umher. Gruppe an Gruppe schien sich zusammengedrängt zu haben, um ihn anzuschauen, zürnend und drohend. Es war ihm, als erstarre er selber allmählich zu Eis. Schwer und schwerer wurde sein Schritt. Die alte, lähmende Furcht der Kinderzeit, jenes Entsetzen vor der täuschenden Nachahmung des warmen Lebens, der nichts fehlte, als die Bewegung, schlich durch seine Adern. Weiter, weiter, er mußte vollenden. Wie Feuer brannte die Rose Melusine's in seiner Hand. Es war ihm, als nähme diese furchtbare Wanderung nimmer ein Ende, als dehnten sich die Räume gespensterhaft in unabsehbare Ferne aus, als rausche und dränge es sich ihm jetzt langsam nach in endlosem Zuge. Schneller und schneller hastete er sich und kam doch nicht von der Stelle. Endlich, endlich öffnete sie sich vor ihm, schwarz, wie das Grab selber, jene dunkle Kammer, das Ziel seiner Wanderung, von der er seit seiner Kindheit so viel Grauenhaftes gehört. Beim Eintritt über ihre Schwelle klangen die Worte Dante's in sein Ohr:

„Laßt alle Hoffnung, die hier ein Ihr tretet."

Hatte sie ihm eine fremde Stimme in's Ohr geflüstert, hatte er sie selber laut ausgesprochen? Er hob die Laterne — da stand die Girandole, seine Hand zündete die Kerzen an. Barmherziger Gott, ihr erster Lichtstrahl fiel auf die blutige Brust Marat's, erloschene Augen hoben sich zu ihm auf; das Wasser des Badebeckens, in dem der Körper lag, war blutig gefärbt. Guy wendete sich schaudernd ab, aber nur um neues Entsetzen zu empfinden. Das Haupt Maria Antoinette's in der furchtbaren Blässe des Todes starrte ihm entgegen. Die schönen Augen waren geschlossen, die feinen Lippen zusammengepreßt, das ergraute Haar hing wirr um die eingesunkenen Schläfe, die so oft Rosen umkränzt hatten. Unfern von ihnen tauchte das Hyänengesicht Bacon's, des grausamen Giftmischers, auf, nicht weit von ihm standen die gräßlichen Leichenräuber Burke und Hare in ihren zerlumpten Kleidern. Warfen sie ihm nicht gierige Blicke zu? Flüsterten sie nicht miteinander, als er sich eben schaudernd wegwandte, streckten sie nicht ihre langen Hände nach ihm aus, fühlte er nicht schon ihre eisigen Finger an seinem Nacken? Dicht daneben grinste das Schreckensantlitz des scheußlichen James Bloomfield Rush, jenes Mörders, der sich an den Todesqualen seiner Opfer weidete und mit Lust Kinder, Weiber und zahllose junge Mädchen auf die grausamste Weise tödtete.

Halb bewußtlos taumelte er weiter. Ein Holzgerüst hemmte seinen Weg. Die rothgefärbten Balken hoben sich gespenstisch von dem schwarzen Grunde der Wand. Es war die Guillotine, neben ihr zu beiden Seiten standen zwei Körbe mit blutigen Sägespähnen, bestimmt, Kopf und Rumpf der Hingerichteten aufzunehmen. Ueber ihr hing dasselbe furchtbare Messer, dessen Stahl das Blut Maria Antoinette's und zweiundzwanzigtausend anderer Opfer der französischen Revolution getrunken, jenes haarscharfe Instrument, das so manchen stolzen Hals, so manchen blendenden Nacken erbarmungslos durchschnitten.

Das Maß des Schreckens war erfüllt, Guy sank zusammen. Allerlei Hände langten aus dem Dunkel nach ihm, um ihn nach der Guillotine zu zerren, ihn zu binden und auf jenes schmale Bret dort zu schnallen; das Messer zuckte über ihm, allerlei Gesichter und Gestalten erschienen an der Thür, um zuzuschauen. Seine Hände falteten sich, die Laterne stürzte zu Boden. Wie ein verlassenes Kind nannte er jetzt den Namen des Engels seiner hülflosen Jugend, der ihn schon einmal vor dem Schrecken dieser Räume rettete, den Namen seiner Mutter, die schon längst bei den Todten schlief. „Mutter, Mutter, hilf mir fort! Sende mir einen Engel, der mich erlöse!" rief er, mit irren Blicken umherschauend.

Da stieß es plötzlich einen Schrei aus. Was war das? Warmes, wirkliches Leben unter den Larven, ein menschliches Wesen unter den Todten? Er war nicht mehr allein! Der volle Lichtschein fiel auf eine Frauengestalt, die auf einem Ruhebett ausgestreckt lag. Das schönste Antlitz, das seine Augen je erblickt, lächelte ihm entgegen. Ein schwarzes Gewand umschloß den herrlichen Körper, Hals und Schultern waren unbedeckt, in sanften Athemzügen hob und senkte sich die Brust. Die geöffneten, thaufrischen Lippen hauchten Liebe, die strahlenden blauen Augen mit den langen Wimpern hoben sich, um ihn zärtlich anzuschauen. Die reizende Hand reckte sich empor, um ihm zu winken. „Wer bist Du?" fragte Guy aufstehend, um neben ihrem Lager niederzuknieen.

„Ich bin Madame St. Amaranthe," antwortete sie leise, „dort, jenes Ungeheuer im dunkeln Winkel, Robespierre nannten sie ihn, ließ meinen schönen Hals von dem kalten Messer hier durchschneiden, weil ich mich weigerte, den Furchtbaren zu lieben. Löse nicht das schwarze Band von meinem Nacken, Du würdest den blutigen Streifen sehen; o, er ist so häßlich! Sieh, ich lebe — höre, wie ich athme; schau her, lege Deine Hand auf meine Brust — ich athme, wie Du. Ich warte lange, lange auf Dich, um Dich zu lieben. Jetzt bist Du da und wirst bei mir bleiben! Warum zögertest Du so viele, viele Nächte?"

„Bist Du die schönste Frau Frankreichs?" flüsterte er, in ihrem Anschauen verloren; „nein, Du bist die schönste Frau der Schöpfung. Und Du willst mich lieben?! Sag' es noch einmal!"

„Noch liegt es wie ein schwerer Bann auf mir, noch kann ich mich nicht erheben, um Dich an mein Herz zu ziehen, Du mußt mich erst küssen! Komm, fürchte Dich nicht. Meine Lippen sind jetzt kalt, aber sie werden aufglühen, wenn Du sie berührst. Viele waren es einst, die um meine Liebe warben. Ganz Paris lag zu meinen Füßen. Ich habe viele Herzen von mir gestoßen, mit vielen gespielt, bis jene grauenvolle Zeit kam, wo mein Gatte beim Sturm der Bastille fiel und Robespierre mich bei der Leiche des Helden erblickte. Von jenem Augenblick an verfolgte er mich, er lag zu meinen Füßen, er schwur, mich zu lieben, ich wendete mich mit Abscheu von ihm. Mit einem lächelnden Blick hätte ich das Leben vieler meiner Freunde erkaufen können, ich that es nicht. Die Liebe des Schrecklichen wurde zum Wahnsinn, endlich zum Haß. Er drang einst in mein Zimmer und ließ mir nur eine Wahl, sein Haus oder — das Schaffot. Mein armer, schöner Hals! Hättet Ihr den Muth gefunden, ihn zu durchschneiden, und wenn hundert Robespierre Euch gedroht? Kommt, küßt seine Narbe, daß sie wieder heile." Und das Band verschob sich, ein feiner, rother Streif ward sichtbar. „Bin ich nicht trotzdem schöner, als jene Frau, die Dich hierher sandte?" fragte sie mit süßem Lächeln. „Gebt mir die Rose, die Ihr so fest in Eurer Hand haltet und bleibt bei mir. Sie liebte Euch nicht, aber ich, ich will Dich lieben. Ich schütze Dich vor allen Gespenstern. Sei ruhig, lege Deine müde, heiße Stirn an mein Herz."

Noch einmal schaute er zu ihr auf, wie ein rosiges Licht

strahlte ihre unvergleichliche Schönheit ihm entgegen, sein Haupt sank an ihre Brust. Wie im Traume empfand er noch das Wehen ihres Athems, eine entzückende Ruhe kam über ihn, ein Gefühl, als läge er gerettet in den Armen seiner Mutter.

Wenige Augenblicke später durchdrang ein greller Lichtschein die Säle, laute Schritte kamen hastig näher und näher, Lord Francis, von zwei Dienern gefolgt, suchte in unbeschreiblicher Aufregung den Bruder. Melusine hatte ihm gestanden, wohin sie ihn gesandt.

Mit einem Schrei stürzte er auf den Zusammengesunkenen zu. Eine tiefe Ohnmacht hatte Guy umfangen, er lag am Boden ausgestreckt neben dem Ruhebett der Madame St. Amaranthe. Die champagnerfeuchte Rose lag auf der Brust der wunderschönen Frau, sie hob und senkte sich leise unter ihrem Athem.

Die Diener nahmen den Bewußtlosen in ihre Arme, um ihn hinwegzutragen. Lord Francis löschte die Kerzen und folgte. Seufzte es nicht tief auf hinter ihm? Rauschte es nicht wie seidene Gewänder? Er wagte nicht, rückwärts zu schauen. Hatte sich die schöne Madame St. Amaranthe erhoben, um ihnen zu folgen? Während der Fahrt hielt Lord Francis mit einem Schmerzensgefühl ohne Gleichen den Regungslosen in seinen Armen und nannte ihn mit den zärtlichsten Namen. Vergebens, Guy verblieb in todtenähnlicher Erstarrung.

Als der Wagen an dem Hause der Brüder in das Thor einfuhr und vor dem Portal hielt, trat eine verschleierte Frau an den Wagenschlag, die hier gewartet zu haben schien.

„Wie ist's mit ihm?" fragte sie hastig.

„Seht Euer Werk," antwortete Francis verzweiflungsvoll, als der Schein der Lichter auf das bleiche Antlitz seines Lieblings fiel.

Man trug den jungen Mann in das nächste Zimmer, den Speisesaal; Melusine folgte. Wie der Todesbote selber, starr und mit düsterem Blick, stand sie zu Füßen des Divans, auf den man ihn gebettet. Ein Arzt war bald zur Stelle und seinen Bemühungen gelang es, den Regungslosen in's Leben zurückzurufen. Guy schlug langsam die Augen auf. Mit irren Blicken schaute er suchend umher. „Amaranthe, wo bist Du?" rief er mit herzzerschneidendem Klageton. „Ich will zu Dir! Laßt mich fort, ihr Larven! Ihr seid doch Alle todt, sie allein lebt!"

Und mit ungewöhnlicher Kraft aufspringend, versuchte er zu entfliehen. Francis hielt ihn fest. Melusine neigte sich zitternd zu ihm nieder. „Guy, komm zu Dir!" flüsterte sie in sein Ohr, „ich sterbe vor Angst und Reue. Hier bin ich, Dein auf ewig, ich will Dich lieben! Kennst Du Melusine nicht mehr?!"

„Du bist nicht Amaranthe," sagte er schmerzlich nach einem langen Blick in ihr thränenüberströmtes Gesicht. „Melusine ist todt, wie alle Frauen. Amaranthe lebt und athmet, meine Hand hat auf ihrem Herzen geruht. Sie hat ein Herz, sie allein von allen Frauen der Welt!"

Mit einem Jammerruf wandte sich Melusine ab. Der Arzt befahl Ruhe für seinen Patienten. „Hoffen wir, daß nur eine vorübergehende Störung eintrat," sagte er, „ich allein werde heut' Nacht bei dem Kranken wachen!"

Warum Alles schildern, was nun folgte? Thatsache war und blieb der Wahnsinn Guy's. Keinen Augenblick kehrte das Bewußtsein des Unglücklichen zurück. Aber sein Wahnsinn hatte eine milde, fast schöne Gestalt angenommen. Die Besucher der Madame Tussaud in der letzten Hälfte der vierziger Jahre werden sich ohne Zweifel eines auffallend schönen Mannes erinnern, der in Begleitung eines alten Dieners zur bestimmten Stunde, wenn das Museum geöffnet wurde, vor der Eingangsthür erschien, leichten, schnellen Schrittes durch die Säle eilte, um in dem letzten der Räume vor der schlummernden Madame St. Amaranthe Platz zu nehmen. Hier saß er in ihren Anblick vertieft stundenlang unbeweglich, bis ihn der Diener leise an der Schulter berührte, wenn der Schließer mit dem Schlüsselbund über die Schwelle der Schreckenskammer trat. Die bewundernde Menge, die sich so oft vor der herrlichen Gestalt versammelte, um sie athmen zu sehen, das einzige Kunstwerk dieser Art in den Sälen der Madame Tussaud, störte ihn nicht, er sah und hörte Niemand. Tag für Tag hielt sein kleines, elegantes Coupé in Bakerstreet, weder Regen noch Sturm verhinderte sein Erscheinen. Sein trauernder Bruder und seine Schwägerin ließen ihn gewähren, seit er einmal, als man versucht hatte, ihn gewaltsam zurückzuhalten, in Raserei gefallen war.

In der Zeit, die er daheim verlebte, beschäftigte er sich damit das Ideal seines irren Geistes in den verschiedensten Haltungen zu zeichnen. Jahrelang wurde dieser seltsame Besucher des Museums von den Fremden mit Interesse betrachtet. Allmählich ging er langsamer. Sein Schritt wurde müde und schwer und eines Morgens blieb der regelmäßige Gast zur größten Verwunderung des Thürstehers aus. Er war in der Nacht gestorben.

Und Prinzessin Champagner? Sie kehrte nach Paris zurück und bezauberte nach wie vor die Männerwelt und brachte sie durch ihre unberechenbaren Capricen in Verzweiflung. Außer dem Theater erschien sie nur in tiefer Trauer und in ihrem reizenden Schlafzimmer stand, ihrem Lager gegenüber, ein offener Sarg, der einstigen Bewohnerin wartend. Bei den Festen ihrer Freunde und Bewunderer war und blieb sie die unvergleichliche Königin, aber sie konnte mitten in der übermüthigsten Lust in Thränen ausbrechen und sich in die Einsamkeit zurückziehen. Jetzt ist Prinzessin Champagner längst verflogen und vergessen und lebt nur noch in der Erinnerung einiger alter Theaterbesucher der Variétés. Sie starb am Allerseelentage, drei Jahre nach jenem Abend bei Cyrilla.

Elise Polko.

„Der Freiheit eine Gasse!"

„Willkommen in der Schweiz!" rief Freund B. uns auf dem Perron des Luzerner Bahnhofs entgegen. „Ihr kommt zur guten Stunde, die Eidgenossenschaft im Festschmuck zu schauen. Morgen feiern wir in Stans den Helden, dem die Schweiz es verdankt, daß sie heutzutage nicht ein österreichisches Kronland ist mit irgend einem Erzherzog als Statthalter." Und so geschah es. Der nächste Morgen brachte uns auf kurzer, herrlicher, unvergeßlicher Fahrt nach Stansstad, von wo die schönste Nußbaumallee nach Stans führt.

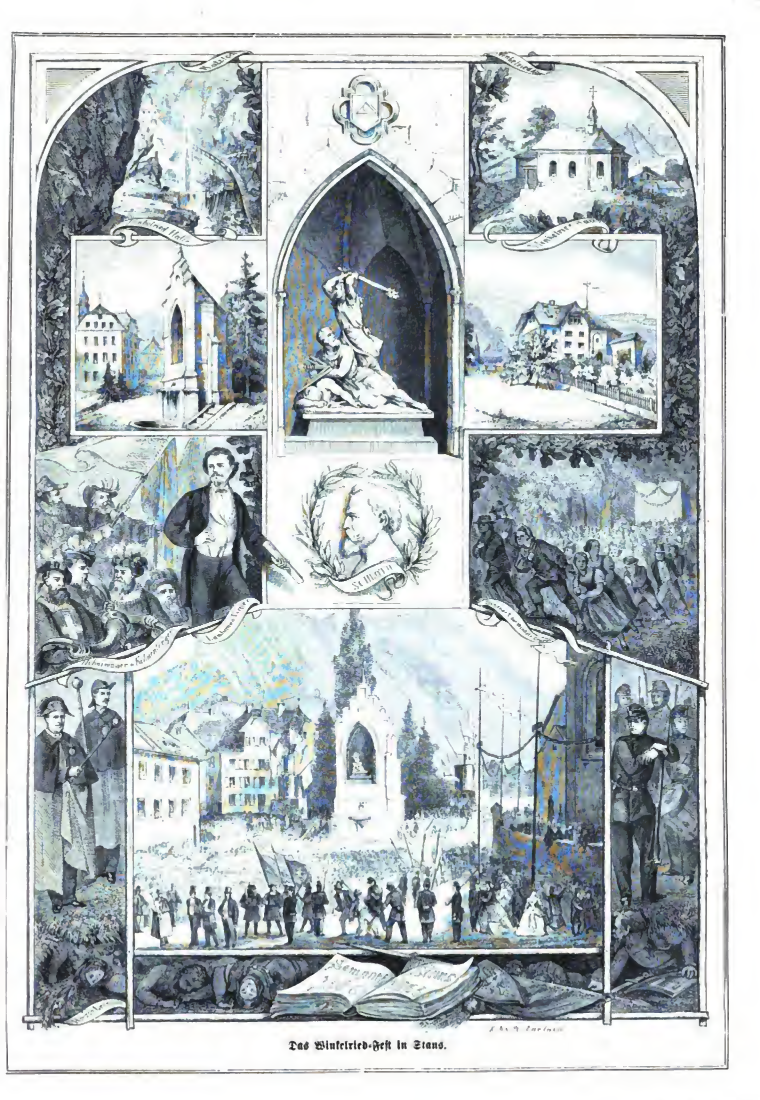
Je näher wir Stans, dem Cantons-Hauptflecken, kommen, desto lauter rauschen uns die hochgehenden Wogen eines erregten Lebens entgegen. Wir wandeln zwischen Gruppen von Unterwaldner Landleuten, die im Sonntagsstaate zum Feste eilen. Gar kleidsam ist die Frauentracht. Solch ein Unterwaldner Mädchen mit dem silber- oder goldfunkelnden Mieder und den Ketten, die bis zur Hüfte reichen, dem banddurchflochtenen Haar und dem goldenen Pfeil in demselben, schmückt eine ganze Straße.

„Nicht blos schmuck, auch wacker und brav ist das Völklein," bemerkte B. „Es kennt die Geschichte seines Landes und ehrt seine großen Männer in sinniger Weise. Als die Marmorgruppe, die heute enthüllt wird, von Rom glücklich bis zum Alpnachersee gelangt war, befestigte das Volk Seile an den Wagen, der sie trug, und zog seinen Winkelried selbst auf dieser Straße hin bis nach Stans, und das vergißt Keiner, der die Hand mit an das Trumm eines Strickes brachte."

„Von Rom, sagst Du?"

„Ja, dort ist das Meisterwerk von einem Schweizerkünstler, Herrn Schlöth aus Basel, entworfen und vollendet worden."

Und auch Dich feiern sie mit, alter Sänger der Sempacher Schlacht? Am letzten Nußbaum und unweit der ersten Ehrenpforte hängt, gemalt vom Stanser Künstler Deschwanden, das Bild Halbsuter's von Luzern, dem u. A., in Beziehung auf die Wappen von Habsburg und von Nidwalden, die Worte in den Mund gelegt sind:



Das Winkelried-Fest in Stans.

„Ach, Leu, was schmuckst du dienen Wadel,
Und last erschlagen dienen Adel
Wider Recht und mit Gewalt?
Was soll dir diene gensame Gestalt?
Wilt nit anders thun darzue,
So frißt dich dermaleinst eine Schwyzerkuh.“

Das ist ein Vorspiel zu den zahlreichen Reimsprüchen, mit welchen im Flecken selbst Straßen und Häuser auftreten. Doch unendlich mehr, als die meisten derselben, sagen die einfachen Namen, Rüstungen und Fahnen, welche die Triumphbogen zieren, die auf dem Haupt- und Festplatz nach allen Straßen hin errichtet sind. Da liest man: Morgarten 1315 — Laupen 1339 — Sempach und Naefels 1386 — am Stoß 1405 — Arbedo 1422 — St. Jacob 1444 — Malserhaide 1499 — Murten und Grandson 1476; — da hängen aus jener Zeit Hellebarden, Morgensterne, Schwerter und Spieße, Panzer und Harnische; — aber noch tiefer, als dies Alles, dringt zu Herzen der Anblick des beinahe völlig zerfetzten, zerschossenen, von Noth und Tod so oft umringt gewesenen Banners von Unterwalden!

„Seht die Schweizerbübli groß und klein, mit welch leuchtenden Augen sie diese Waffen und Fahnen beschauen, mit welcher Begeisterung sie sich erzählen von den Schlachten ihrer großen Befreiungskriege! Welche Heldensaat für die Zukunft streut eine solche Feier der Thaten der Vergangenheit aus!“

Es packt uns doch stets ganz besonders, wenn wir auch Mädchen und Frauen von patriotischen Hochgefühlen erfüllt sehen. Und hier waren sie es und hatten ein blutig verbrieftes Recht dazu. Waren sie es doch gewesen, die in dem Unterwaldner Kampf von 1798, wo vom 3. bis 7. September bei Stansstad zweitausend Schweizer gegen sechszehntausend Franzosen Stand hielten, neben den Männern, Greisen und Knaben mitfochten und am 8. neben ihnen den Tod fanden. Dieselben Franzosen, die dort solch schmachvollen Sieg erreicht, mordeten Tags darauf in der Stanser Kirche dreiundsechszig wehrlose Greise, Weiber und Kinder sammt dem Priester am Altar hin. Die Namen der Unglücklichen bewahrt eine Marmorplatte im Beinhaus hinter der Kirche, deren Friedhof eine hohe Terrasse bildet. Dorthin drängen sich jetzt viele Weiber und Mädchen und beten für jene Opfer der Vaterlandsliebe. Viele Männer schaaren sich um die schöne alte Marmorstatue Winkelried's auf den Marktbrunnen von Stans; andere Züge lenken nach Winkelried's Wohnhaus, und diesen folgen auch wir.

B. belehrt uns, daß der Dachstuhl des Hauses neu und außerdem Vieles verändert sei, nur in der Wohnstube bewege man sich noch in demselben Raume, in welchem Winkelried mit den Seinen gehaust habe. Indeß wir die von Alter und Rauch geschwärzten Wände betrachteten, erschollen plötzlich eigenthümliche mächtige Töne vom Festplatze her.

„Die Helmibläser! Der Festzug hebt an!“ rief die Menge, und unsern B. erfaßte eine solche Schweizerhast, „dabei zu sein,“ daß wir Mühe hatten, ihn in Sicht zu behalten.

Wirklich bot der Festzug des Eigenthümlichen Mancherlei und des Bunten viel, namentlich durch die Waibel, welche den Abgeordneten der einzelnen Cantone folgten und deren Mäntel die Wappenfarben derselben zeigten, bald halb roth, halb weiß, bald halb grün, halb weiß, bald blau und weiß, schwarz und blau und so durch alle Farben, sowie ferner durch die sogenannten Helmibläser von Nidwalden, deren Instrument das große, gewundene Harschhorn (wohl so viel als Kriegshorn) ist und die, wie die Bannerträger der vier Waldstädte, in alter Schweizertracht erschienen, sowie endlich durch die vielen alten und neuen Fahnen der Cantone, Schulen, Vereine aller Art, der Militärabtheilungen &c.

Auf dem Festplatze angekommen, bildeten die Festzuggenossen um das noch verhüllte Denkmal einen weiten Halbkreis, hinter welchem das Volk sich zusammenschob. Unsern B. hatten wir richtig verloren; seine Ellnbogen hatten ihm einen Weg bis in die Nähe der Rednerbühne gebahnt, während wir bescheidene Fremdlinge uns von allem Drängen fern hielten. Um so besser genossen wir den malerischen Anblick der schönen Anordnung. Rechts und links von der gothischen Halle, in deren Nische das Denkmal gegen die Unbill des Wetters geschützt steht, erhoben sich Fahnenburgen, auf dem grünen Tannenreis derselben hingen alte Waffen und Rüststücke, vom Rost der Jahrhunderte gebräunt. Vor dem Denkmal breitete sich die Farbenmusterkarte der Waibel aus, hinter ihm die Helmibläser und Bannerträger und rings wehten die Fahnen, wie vom Gruß der stolz herabschauenden, waldesgrünen und felsgekrönten Alpenhäupter geschwellt. Da ertönt das alte Sempacherlied, inhaltschwer und taktwuchtig wie eine Nibelungenstrophe:

„Laßt hören aus alter Zeit
Von kühner Ahnen Heldenstreit,
Von Speerwucht und wildem Schwertkampf,
Von Schlachtstaub und heißem Blutdampf,
Wir singen heut ein heilig Lied:
Es gilt dem Helden Winkelried!“

Die Festrede hielt Landammann Vigier aus Solothurn, der Präsident des schweizerischen Kunstvereins. Nach alter Tagsatzungssitte forderte er zur Verrichtung eines stillen Gebets vor dem Beginn der Enthüllungsfeier auf, ein Act, der, von Massen ausgeführt, stets von großer Wirkung ist. Die sehr tüchtige, martige Rede, von welcher wir auf unserm Standpunkte nur wenig Zusammenhängendes verstehen konnten, lernten wir durch unsern Freund B. und später noch genauer durch die Zeitungen kennen, die sie nach Verdienst verbreitet haben. Der Schluß: „Gott erhalte unser liebes Vaterland!“ gab dem Bundesweibel das Zeichen, die Hülle des Denkmals fallen zu lassen.

Ja, das ist ein Denkmal, würdig der That, der Kunst und des Volks, das es errichtet hat. Sinnig, großartig und vor Allem einfach, dem Auge jedes Menschen verständlich, der weiß, wer der Arnold Winkelried war und ewig ist. Die Gruppe bedeutet die drei Stufen der Sempacher Schlacht: Zu unterst liegt Einer der sechszig Eidgenossen, welche den Versuch, die Eisenmauer der Ritter des Herzogs Leopold von Oesterreich zu durchbrechen, mit dem Tode gebüßt hatten; über ihm hat Arnold von Winkelried den Seinen zugerufen: „Ich will Euch eine Gasse machen, theure, liebe Eidgenossen, sorgt für mein Weib und meine Kinder!“ — er hat die Spitzen der erfaßten Lanzen der Ritter in seine Brust begraben, aber freudig sterbend blickt er empor zu dem Schweizerjüngling, dem Repräsentanten der Zukunft seines Volks, der den siegenden Morgenstern der Freiheit schwingt.

Als nach dem Schluß der Reden und öffentlichen Vorstellungen (auch der Künstler Schlöth mußte des Volkes Zuruf in Empfang nehmen) die Massen sich lichteten, näherten wir uns dem Denkmal, um es in seiner ganzen Schönheit zu genießen. Auch Freund B. fand sich hier wieder mit uns zusammen. Erst jetzt erkannten wir die Vortrefflichkeit der Ausführung bis in's Einzelnste. Wie edel ist der Leib des Hirtenjünglings im leichten Kittel, wie spannt der Kampfmuth ihm die Sehnen, wie trotzig blickt das Auge des bildschönen Antlitzes! Unübertrefflich ist die Haltung Winkelried's, er behauptet das Recht der Hauptfigur trotz seiner niedrigeren Stellung, denn der über ihm ist nur ein Jüngling und der unter ihm ein Todter. Er ist der Mann, der nach einer That stirbt! Aber selbst der Todte zieht uns an sich: wie sinnig ist der Schmerz ausgedrückt, das verhüllte Gesicht trauert im Tode noch über das Unglück des Vaterlandes. Ja, das ist ein Denkmal! — Wir hatten Alles, Volkslust und beginnende Festtafel, vor dem Bildwerk vergessen — wir taugten nicht mehr dazu. — Aber was nun beginnen?

„Kommt, Freunde. Wir wollen die Pracht dieses Stückchens Schweizererde in ihrer Verborgenheit aufsuchen und dabei den Winkelriedern nicht untreu werden. Durch eine Schlucht, deren romantischer Zauber vom häßlichsten Namen befleckt wird — die abscheulichen Menschen nennen sie Rotzloch und sie birgt eine gar lieblich gelegene Pension und Heilanstalt des Bauherrn Blättler, der für die große Reisewelt den Pilatus erst zugänglich gemacht hat — steigen wir über das Drachenried bis zum Drachenloch am Zingel hin und freuen uns, daß schon die Sage das Geschlecht der Winkelriede verherrlicht. Denn, so erzählt sie, in jener Höhle hauste ein grimmiger Drache, der weitumher alles Leben vernichtete. Da kam ein Struthan von Winkelried und schlug ihn todt. Zum Dank und ewigen Angedenken erbaute man die Winkelriedskapelle, die nichts mit unserem Arnold von Winkelried zu thun hat, der den Drachen Oesterreich vom Schweizerboden vertrieb.“

Wir gehorchten und danken unserm B. heute noch für seine weise Führung. Wir ließen der wundervollsten Beleuchtung der Schlucht und ihrer wilden Felsen und Wasser durch elektrisches Licht und bengalische Flammen gerade in die Hände und nahmen so zum guten Schluß dieser Winkelrieds-Denkmal-Enthüllung das herrlichste Alpennacht- und Prachtbild mit heim in unsere alte Ebene.

Negerleben.

Skizze von Fr. Gerstäcker.

Die Sclavenfrage. — Behandlung. — Der Neger bei der Arbeit. — Verachtung der Neger. — In Ecuador und Peru. — Charakter der Neger. — Ein Bild aus dem Negerleben. — Bei einem reichen Neger. — Die Fähigkeiten des Negers.

Die Menschen gewöhnen sich — und es ist das eine merkwürdige Thatsache — mit der Zeit selbst an das Wunderbarste, so daß sie es zuletzt nicht einmal der Mühe werth halten, mehr darüber nachzudenken. Wir sehen die Sonne auf- und untergehen, die Pflanzen keimen und wachsen, das Meer ebben und fluthen — sehen Winter und Sommer kommen, den Baum aus einem Kern, den Schmetterling aus einer Raupe, den Lieutenant aus einem Wickelkind entstehen, und bemerken die Verwandlung nicht einmal mehr, die für uns etwas Alltägliches geworden.

So staunen wir auch wohl anfangs neue Erfindungen an und bewundern die Kraft des Dampfes und Elektro-Magnetismus — aber nicht lange, dann benutzen wir sie und können uns kaum noch denken, daß es eine Zeit gegeben hat, in der sie nicht gekannt war.

Ebenso geht es mit althergebrachten Gewohnheiten und Sitten. Kommt ein Europäer in ein tropisches Land, so ist er ganz erstaunt, dort auf einmal einer Race zu begegnen, die vollkommen nackt in der Welt herumläuft, und will sich halb todt lachen, wenn sich der König eines fremden Volkes zu ihm auf die Erde setzt und ihn um etwas Tabak anspricht, und kaum lebt er vier Wochen unter den Leuten, so sieht er weder die Nackten mehr, noch findet er etwas Außerordentliches in der Herablassung Sr. Majestät.

Genau so geht es uns mit der Sclaverei.

Wenn sie noch nie bestanden hätte und ein Mensch sich dann erfrechen wollte, einen zweiten, der eine andere Hautfarbe hat, als er, und nicht ganz so „gebildet“ ist, zu zwingen, für ihn umsonst zu arbeiten, während er in der nämlichen Zeit dessen Frau und Kinder an einen Dritten verkaufte, so wären wir außer uns und hielten das mit Recht für eine Scheußlichkeit und Niederträchtigkeit. Jetzt aber sind wir so gewohnt, von Negersclaven und deren Versteigerung zu hören, daß die meisten Menschen bis vor kurzer Zeit gar nichts Absonderliches mehr in der Sache fanden. Ja, in den Ländern, wo die Sclaverei wirklich bestand, wurde sogar das Recht der Weißen, schwarze Sclaven zu halten, in den Schulen gelehrt, und Geistliche entblödeten sich nicht, die heilige Schrift zu mißbrauchen, um ein solches Verbrechen als von Gott selber eingesetzt hinzustellen.

Daß wir die Baumwolle theurer bezahlen müssen, wenn es einmal keine Sclaven mehr giebt, steht wohl fest, denn der Arbeiter verlangt dann seinen verdienten Lohn, aber das Rechtlichkeitsgefühl civilisirter Menschen hat sich endlich dahin ausgesprochen, daß ein wenn auch durch Jahrtausende geübter Brauch doch ein Mißbrauch und eine Niederträchtigkeit sein könne, und während in Rußland die Leibeigenen freigegeben werden, traten in Nordamerika Hunderttausende unter Waffen, um ihr Vaterland von der Schmach zu befreien, zu den Sclavenstaaten gezählt zu werden.

Es fällt mir indessen hier nicht ein, eine Abhandlung über die Sclaverei, ihre Nichtberechtigung oder Berechtigung zu schreiben. Der gesunde Sinn des Volkes hat längst darüber entschieden und sie für ein Verbrechen erklärt — wenn es auch selbst in Deutschland noch einige Menschen giebt, die sie vertheidigen und mit schalen Phrasen ihre Existenz als nothwendig darzustellen suchen. Ich selber möchte hier dem Leser nur eine kurze Schilderung der Zustände geben, in denen ich Neger in den verschiedenen Welttheilen getroffen habe, und eine solche Zusammenstellung ist immer insofern interessant, als sie einen Vergleich zuläßt.

Von der Heimath der Neger will ich nicht reden. Leute, die mit deren Vaterland genau vertraut sind, haben das schon viel besser gethan, als ich es im Stande wäre. Nach Allem aber, was man von ihnen hört und sieht, scheint es, daß sie dort, wo sie mit den Weißen noch nicht in nähere Berührung kamen, wie das auch bei den Indianern der übrigen Welttheile der Fall ist, harmlos und gastfrei sind und eben nicht mehr arbeiten, als sie zu ihrem Lebensunterhalt brauchen.

Dann kommen die Europäer zu ihnen. Portugiesische Sclavenhändler durchziehen das Land, die Gier nach Reichthümern wird in ihnen erregt, alle Leidenschaften werden wachgerufen und zu Verbrechen gesteigert, und dann werfen sich die Weißen in die Brust und sagen: „Was für thierische Völker sind das! Kann sie Gott der Herr für etwas Anderes erschaffen haben, als den Weißen durch ihre Körperkraft zu dienen?“

Wir wollen uns diese thierischen Völker betrachten, wie sie in anderen Ländern der Erde leben, wohin sie aber nur durch die Weißen selber gebracht werden.

Die eingeborenen Afrikaner sind nämlich keine seefahrende Nation, woran auch vielleicht die ungünstige Beschaffenheit ihrer Küsten die Schuld trägt. Nur die ihnen zunächstliegenden wenigen Inseln haben sie bevölkert und sie entweder ganz besetzt, oder sich mit den Ureinwohnern vermischt, wie z. B. auf der Westküste von Madagascar.

Daß die Eingeborenen Australiens eine Mischlingsrace von Aethiopiern und Malayen sein sollten, ist nur eine Phantasie Blumenbach's. Die australischen Schwarzen sind ein unzweifelhafter Urstamm, und nie hat ein Aethiopier oder Neger deren Küsten, außer auf einem Schiffe der Weißen, betreten.

Auch im ostindischen Archipel, ja selbst in dem ihnen gegenüberliegenden Arabien finden wir keine Spur von ihnen als freien Einwanderern. Sie sind nur als Sclaven dorthinüber geschleppt, während sie von den an ihren Küsten landenden Abkömmlingen der kaukasischen Race weiter und weiter in das innere Land zurückgedrängt wurden.

Wenn sie aber nicht selber zur See gehen wollten, so gab man ihnen Passage, und die Spanier und Portugiesen, nachdem sie in Amerika die gutmüthigen Indianer unter dem Vorwand, ihre Seelen zu retten, erschlagen oder zu Tode geknechtet hatten, mußten schon Sclaven dorthinüber führen, um die Arbeit zu thun, die das faule Seeräubergesindel nicht selber verrichten mochte.

Nordamerika folgte, und wie sich der Reis-, Baumwollen- und Zuckerrohrbau als ergiebig zeigte, schaffte man Neger dorthinüber, die nicht allein die Felder bestellen mußten, sondern auch einen einträglichen Handelsartikel bildeten.

Die Sclaven werden nun überall, wo man sie hält, nur in seltenen Fällen wirklich schlecht behandelt, denn es liegt im eigenen Interesse des Besitzers, sie gesund und bei Kräften zu erhalten. Sie dürfen deshalb ebensowenig, wie ein Pferd oder Stier, überarbeitet werden, und die Hauptkunst eines ordentlichen „Sclavenzüchters“ besteht darin, so viel Arbeit aus ihnen herauszubekommen, als sie leisten können, ohne sie dabei zu schädigen.

Es giebt Ausnahmen — ich kenne auch selbst aus den Vereinigten Staaten Beispiele von boshafter, ausgesuchter Grausamkeit — Geschichten, wie sie selbst Mrs. Beecher-Stowe nicht schlimmer erdacht hat, die doch das Mögliche darin leistete, aber es sind das doch nur Ausnahmen. Im Ganzen hatten sie ihre bestimmte Arbeitszeit und ihre ihnen angemessene Kost, auch die nöthige Kleidung, und die meisten Herren gaben ihnen auch noch einen Gartenplatz, um darin für sich selber zu arbeiten. Die Vertheidiger der Sclaverei sagen nun: „Was will so ein Neger mehr? Ist er nicht viel besser daran, als unsere deutschen Armen, die, wenn sie krank und elend werden, verhungern können, ohne daß sich ein Mensch um sie bekümmert? Der Herr muß seinen Sclaven erhalten, auch wenn er nicht arbeitet.“

Das ist wahr, und die gezwungene Arbeit bleibt das geringste Elend der Sclaven — das furchtbarste ist der Verkauf.

Eine Negerfamilie hat über Tag ihre Arbeit gethan, ihr Herr ist gut und milde mit ihnen, sie werden freundlich behandelt, aber — er liegt krank in seinem Haus. Wenn er morgen stirbt, wird das Gut mit seinem Inventar, zu dem die Sclaven gehören, verkauft, und was wird dann aus ihnen? Jetzt noch sitzen Vater und Mutter mit ihren Kindern beisammen — wie lange noch? Die Gesetze verbieten freilich, daß in den Staatsauctionen die Familien getrennt werden; aber wer kauft die Neger auf den

Auctionen? Nur herumreisende Yankees, denn kein anständiger Südländer würde sich zu dem schmutzigen Geschäft eines Sclavenhändlers hergegeben haben; nur diese Menschenclasse, die der freie Norden und dort hauptsächlich der kleine Complex der eigentlichen Yankeestaaten, Massachusets, Connecticut und Vermont liefert. Die aber machen sich kein Gewissen daraus, Familien zu trennen und das Weib von dem Gatten, Kinder aus dem Arme der Eltern zu reißen. Es ist einmal ihr Geschäft, für das ja auch sogar mancher deutsche Gelehrte seine Lanze einlegt und, wenn auch unbewußt, ihre Rechtmäßigkeit vertheidigt.

Das ist das Furchtbare im Leben des Negersclaven, daß er nie und zu keiner Stunde seiner eigenen Familie sicher ist, daß er, wenn er sein Kind auf den Arm nimmt und es herzt und küßt, nicht weiß, ob nicht schon morgen ein frecher, tabackkauender Weißer, von den Gesetzen beschützt, den Arm danach ausstreckt und er es nie, nie wiedersieht. Fragt die Aermsten unserer Armen, fragt die unglücklichen Erzgebirger, die sich in ungünstigen Jahren von faulen Kartoffeln nähren und nicht einmal genug von der Nahrung haben, ob sie mit ihm tauschen möchten!

Aber sonst geht es den Negern gut.

Es ist gerade so, als ob ich von einem Menschen sage: „Er hat freilich die Schwindsucht — aber sonst geht es ihm gut."

Ein glücklicher Leichtsinn half dem Volk übrigens das oft Unerträglichste wirklich zu ertragen. Ja, man hörte wohl dann und wann einmal von dem Selbstmord einer Mutter, der man ihr Kind geraubt und die sich in den Strom gestürzt; auch hat dann und wann ein junger Bursch aus thörichter Eifersucht einen Aufseher erschlagen und ist natürlich deshalb gehangen worden. Aber war das denn nicht Wahnsinn, mußte er denn nicht wissen, daß die Sclavinnen alle Eigenthum ihres Herrn sind, und keines der Mädchen dem Aufseher oder nigger-driver eine kleine Gefälligkeit weigern konnte, wenn sie nicht die Hölle auf Erden haben wollte.

Wie vergnügt die jungen Leute trotzdem zur Arbeit gingen! Es lag ihnen einmal im Blut, und wenn man sie so zusammen schwatzen und lachen hörte, hätte man kaum glauben können, daß eine einzige Sorge ihr Leben trübe.

Der Neger hat ungemein viel Sinn für das Komische und Niemand in der Welt kann herzlicher und lauter lachen, als ein Neger. Ihr Jaw! Jaw! Jaw! hört man oft unglaubliche Strecken weit, und sie biegen sich dabei zurück und zeigen ein paar Reihen von Zähne, die an blendender Weiße Nichts zu wünschen übrig lassen. Musik und Tanz lieben sie ebenfalls leidenschaftlich und das einfachste Instrument genügt, um eine ganze Plantage auf die Füße zu bringen. Oft und oft habe ich die Arbeiter bewundert, die an der Levée von New-Orleans die schweren Baumwollenballen und Zucker-„hogsheads" an Bord der Schiffe wälzen. Besonders das letztere Geschäft treiben sie systematisch. Es giebt nämlich kaum eine schwerere Arbeit, als solch ein großes Zuckerfaß zu rollen, denn es ist nie vollständig gefüllt. Der schwere Zucker fällt dadurch fortwährend nach unten, so daß stets das ganze Gewicht gehoben werden muß. Je schwerer die Arbeit aber, desto lauter und lustiger geht es dabei zu, und man soll nur einmal die acht Mann, die gewöhnlich zu einem großen Faß gebraucht werden, sehen, wie sie dabei hüpfen und springen und im Tact ein munteres Lied singen. Wie am Bord der Schiffe bei schweren Arbeiten, macht auch hier einer den Vorsänger, der irgend eines ihrer oft schwermüthigen, oft ausgelassenen Negerlieder singt, in das dann, beim Ende eines jeden Verses, der Chor in lauter jubelnder Lust einfällt. Aber noch nicht genug, der Vorsänger ist auch zugleich Vortänzer, und während er jetzt mit triefender Stirn gegen die ungefüge Last anarbeitet, springt er plötzlich zurück, tanzt, während er die zwei letzten Strophen seines Verses singt, um die Arbeitenden und das Faß her und wirft dann mit dem Refrain seine Schulter wieder gegen das riesige Hogshead.

So finden wir sie in den Sclavenstaaten, während sie in der Freiheit ganz andere, viel gesetztere Menschen werden und ihrer Arbeit mit großem Eifer, aber weit ruhiger obliegen, den fröhlichen leichtherzigen Sinn aber auch da nicht verleugnen.

In den nördlichen Staaten der Union leben Tausende und Tausende von freien „Farbigen", wie sie sich dort selber bezeichnen, denn sie setzen eine Ehre darein, nicht etwa Schwarze oder gar Neger und noch schlimmer Nigger genannt zu werden, da das Wort Nigger eins ihrer eigenen und ärgsten Schimpfworte ist. Sie belegen ihre Race auch deshalb nur mit dem Namen coloured people oder farbiges Volk, und der Unterschied zwischen ihnen und den Weißen wird mit a white lady und a coloured lady oder a white gentleman und a coloured gentleman ausgedrückt.

Nun fand man sie allerdings in allen Gewerken vertreten; sehr selten wird man aber einen der Race als Schneider, Drechsler, Blechschmied, Uhrmacher &c. antreffen, selbst Kaufleute und Händler wurden sie nur in Ausnahmsfällen. Dagegen monopolisirten sie schon früher in allen nordischen Städten Amerikas sowohl, wie selbst im Süden die sogenannten barbershops oder Barbierläden, in denen auch stets zugleich frisirt wird. Sämmtliche Köche und Kellner in den großen Hotels, Oystershops und anderen Anstalten sind ebenfalls „coloured men" und keine Musikbande besteht fast von den Canadischen Seen nieder bis zum Cap Horn an der Südspitze des Festlandes, wo nicht ein Neger oder Mulatte die große Trommel schlüge oder Cymbeln und Triangel bearbeitete.

Auch an Bord von Schiffen sind sie meist Köche und Stewards, seltener Matrosen, nie aber konnten sie als Steuermann fahren und können es wahrscheinlich noch nicht, denn kein weißer amerikanischer Matrose würde sich von ihnen etwas befehlen lassen.

Merkwürdig ist überhaupt die grenzenlose Verachtung, mit welcher die farbigen Leute, selbst in ihren lichtesten Abkömmlingen, von den weißen Nordamerikanern behandelt wurden, ehe ihre Emancipation erklärt war. Sie hatten im Theater ihre bestimmten Plätze, auf der Eisenbahn ihre besonderen Wagen, sie mußten in den Straßen jedem Weißen ausweichen, wenn sie sich nicht augenblicklicher Züchtigung aussetzen wollten, und nur in neuerer Zeit scheint man den Versuch gemacht zu haben, sie in Allem den weißen Bürgern der Union gleichzustellen, ja ihnen sogar das Stimmrecht zu verleihen, und es bleibt abzuwarten, wie lange das gut thut. Es wird aber sehr schwer sein, die alten Vorurtheile so mit einem Mal zu beseitigen, denn der Weiße haßte nicht allein den Neger — das hätte sich ändern lassen —, sondern er verachtete ihn auch, und ein derartiges Gefühl ist unendlich schwer in Achtung zu verkehren. Geschah doch sogar das Außerordentliche vor einigen Jahren in einem der ersten Hotels Bremens, einer deutschen Stadt, wo ein Violinvirtuos, ein Mulatte und ein durchaus gebildeter junger Mann, die Tafel auf Geheiß des Wirthes verlassen mußte, weil die dort das Haus zahlreich frequentirenden amerikanischen Schiffscapitaine drohten, das Hotel in Verruf zu erklären, wenn der Nigger nicht entfernt würde.

Jetzt ist die Sclaverei im Norden aufgehoben, und das einzige Land des amerikanischen Continents, wo es noch (außer in einem kleinen Theile Guianas) Negersclaven giebt, ist Brasilien. Dorthin wird auch noch — trotz aller dem entgegenlaufenden Gesetze — ein lebhafter Negerhandel von der afrikanischen Küste getrieben. Man scheint übrigens die Sclaven in Brasilien — so weit ich nämlich darüber urtheilen kann, ziemlich gut zu behandeln, und die Regierung thut auch ihr Möglichstes der Verbreitung der Sclaverei entgegenzutreten. Verbietet man doch sogar den deutschen Colonisten dort Sclaven zu halten. Die Neger verleugnen aber auch dort nicht ihr leichtes Blut und verrichten die schwersten Arbeiten unter Singen und Lachen. So sah ich einst vier Neger ein Pianino in Rio-Janeiro durch die Straßen tragen, und zwar auf ganz eigenthümliche, dort aber stets gebräuchliche Weise. Sie trugen das ziemlich schwere Instrument an den vier Ecken auf den Köpfen und keuchten nicht etwa ihren Weg entlang, sondern tanzten. Einer von ihnen hatte eine Art von Castaguetten, mit denen er den Tact angab, und während sie mit lauter, jubelnder Stimme und außerordentlich vergnügten Gesichtern eines ihrer tollen Lieder sangen, tanzten sie dabei im wahren Sinn des Worts auf dem breiten Trottoir hin und verdrehten ihre Körper in der wunderlichsten Art.

In sämmtlichen Republiken des amerikanischen Continents sind die Negersclaven freigegeben, denn mit Recht hielten es die damaligen Gesetzgeber einer Republik für unwürdig, alle Menschen frei und gleichberechtigt zu erklären, und doch dabei die eine bestimmte Race in Banden und Knechtschaft zu halten. An der ganzen Westküste Amerikas, wie auch in den La Plata-Staaten, giebt es, dem Gesetz nach, keinen Sclaven mehr. Wo aber wäre schon ein Gesetz gegeben worden, das nicht der Eigennutz und die Habgier der Menschen zu umgehen und kraftlos zu machen gewußt!

Das Gesetz in Ecuador und Peru sagt ausdrücklich, daß dort kein Neger mehr als Sclave gehalten und verkauft werden darf, und doch geschieht Beides noch bis zu dieser Stunde, wenn auch in beschränktem Maße, aber noch dazu vor Gericht und von den

Gesetzen unterstützt. Das Wie? ist leicht erklärt. Die Neger sind Alle frei, aber — Contracte haben, zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, volle Gültigkeit. Die Neger sind, wenn nicht zur Arbeit gezwungen, ziemlich faul, und Viele von ihnen auch dem Trunk ergeben. Haben sie gar kein Geld mehr, so arbeiten sie, und Weiße finden sich überall, die ihnen Vorschuß geben. Hat der Neger aber von einem Weißen erst einmal Vorschuß bis zu einer Höhe von vierzig Dollars erhalten, dann kommt der Gläubiger zu dem Schwarzen und sagt: „Hör' einmal, lieber Freund, das geht nicht mehr. Was Du mir schuldig bist, kannst Du allerdings nach und nach abarbeiten, aber Du mußt mir jetzt hier diesen Schein unterschreiben, daß ich vierzig Dollars an Dich zu fordern habe und Du mir dafür ein Jahr dienen willst. Was Du indessen brauchst, geb' ich Dir." Der Schwarze unterschreibt nun den Schein und tritt in den Dienst des Weißen, dessen Sclave er von dem Augenblick ist, denn in nur sehr seltenen Fällen wird er wieder frei. Was er nämlich indessen an Kleidern und Schuhwerk braucht, oder an Branntwein haben will, giebt ihm sein neuer Herr bereitwillig zu von ihm selber festgestellten Preisen, und sorgt dadurch schon dafür, daß er bis zum Ende des Jahres wieder die alten vierzig Dollars Schulden hat.

Auch ein förmlicher Verkauf ist dabei nicht ausgeschlossen, wenn dieser auch unter einem anderen Namen stattfindet. Ein Anderer zahlt nämlich dem Gläubiger die Schuldsumme vor Gericht und eine Kleinigkeit mehr privatim, wenn verlangt, und der Sclave — wechselt seinen Herrn.

In Ecuador haben sich die befreiten Sclaven meist in das niedere Land gezogen und dort ganze Distriete besiedelt. In den mächtigen Niederungen, besonders an den Ufern der verschiedenen Ströme, sind förmliche Niederlassungen von ihnen gegründet, und man kann dort tagelang reisen, ohne einen anderen Menschen als einen Neger oder Mulatten zu treffen. So fand ich am Cachavi (einem kleinen Strom, der sich in den Santiago ergießt und durch diesen mit dem Pailon in Verbindung steht) eine völlige kleine Negerrepublik. Sie hatten dort einen schwarzen Alcalden und schwarze Beamte und nur ein einziger weißer Händler, ein Italiener, lebte zwischen ihnen.

So war es an der ganzen Westküste aufwärts, während auch im Süden die Ufer des Guajaquilstroms meistens von Schwarzen besetzt und bebaut waren, die dort Platanen- und Cacaopflanzungen angelegt hatten, während die Weißen den Handel zwischen ihnen vermittelten.

Anders stellte sich das Verhältniß in Peru, wo es kein niederes sumpfiges Land giebt, das ihnen, wie in den nördlicheren Staaten, allein überlassen blieb. Dort halten sich die Schwarzen in der Nähe von Lima, oder selbst in der Stadt auf — eben nicht zum Nutzen der öffentlichen Sicherheit — und es giebt kaum ein frecheres, vorlauteres Volk in der weiten Welt, als diese freigesprochenen Neger Perus. Ganze Vorstädte bevölkern sie dort, und während die Regierung die jungen Leute meist unter die Soldaten steckte, sind doch noch genug übrig geblieben, um die Straßen unsicher zu machen. Nicht mit Unrecht legte man nämlich den Schwarzen einen großen Theil jener Straßenräubereien zur Last, die in der unmittelbaren Nähe Limas verübt wurden und ihren Höhepunkt erreichten, als die Todesstrafe aufgehoben wurde. Die Gefängnisse waren nämlich so beengt, daß man die Verbrecher gar nicht alle darin unterbringen konnte, und es ist wohl nicht blos eine Fabel, wenn die Peruaner behaupten, daß man damals, wenn die Zellen gefüllt waren und neue Sträflinge eingeliefert wurden, die hinausließ, die am längsten gesessen hatten. Erst als Präsident Castilla im Jahre 1860 die Todesstrafe nothgedrungen wieder einführte und zugleich ein riesiges Zellengefängniß mit furchtbaren Behältern im Bau begann, nahmen die Verbrechen etwas ab, wenn sie auch nicht ganz aufhörten.

Und tragen die Schwarzen allein an diesen Verbrechen die Schuld? Ich glaube kaum. Befreite Sclaven nur waren es, die das gewonnene Gut, ihre Freiheit, misbrauchten, weil sie nie gelernt hatten es zu schätzen, und wahr ist das Wort:

Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht —
Vor dem freien Menschen erzittere nicht.

Wir dürfen uns deshalb auch nicht wundern, wenn wir in nächster Zeit noch von manchem Misbrauch hören sollten, den die Neger in Nordamerika von ihrer Freiheit machen. Es ist leicht, aus einem Sclaven einen freien Menschen, aber entsetzlich schwer, aus einer rohen arbeitenden Kraft plötzlich und mit einem Schlag einen civilisirten und vernunftbegabten Staatsbürger zu machen.

Unverhältnißmäßig wenig Neger giebt es, zum großen Glück für die dortige Bevölkerung, in Australien, was aber nur zufälligen Umständen zu verdanken ist.

In Nordamerika waren die kriegerischen Eingeborenen nicht zur Arbeit zu zwingen, und zogen sich, durch ihr Terrain begünstigt, weiter und weiter in ihre Wälder zurück; ebenso in Brasilien. In den übrigen spanischen Colonien, wo jene Piraten, die auf ihren verschiedenen Raubzügen die Länder nach und nach entdeckten, von fanatischen Priestern angestachelt, Millionen unschuldige Menschen unter dem Vorgeben erschlugen, ihre Seelen zu retten, rotteten sie die Bevölkerung aus. In allen diesen Ländern mußte der Sclavenhandel die fehlenden Arbeiter ersetzen. Nicht so in Australien, das von England aus nur als Verbrechercolonie in Besitz genommen und durch hinübergesandte Sträflinge zuerst colonisirt wurde. Dort brauchte man keine Sclaven, denn die Kettengänge der verurtheilten Verbrecher verrichteten so lange die Arbeit, bis freiwillige Einwanderer, durch den Reichthum des Landes angelockt, ihre Plätze einnahmen. So kommt es denn, daß sich dort nur sehr wenig Neger aufhalten, es sind das fast nur einzelne, von Schiffen entlaufene Matrosen, und selbst diese hielten sich in den Städten auf und mieden, nach einigen verunglückten Versuchen, das innere Land, wo sie bald fanden, daß selbst ihr Aufenthalt dort mit Lebensgefahr für sie verknüpft sei.

Merkwürdig ist der Haß der Mulatten und Quadronen gegen die Neger, deren Stamm sie doch entsprossen. Wie der Wolf keinen grimmigeren Feind in der Welt hat, als den Wolfshund, wie der Renegat kein Volk so hart bedrückt, als seinen eigenen Stamm, so haßt der Mulatte selbst den Weißen, der ihn unter die Füße tritt, nicht so bitter, wie seine eigene schwarze Verwandtschaft, und die grausamsten und unerbittlichsten Sclavenaufseher oder niggerdriver der ganzen Welt sind überall die Mulatten selber.

Besonders hat sich das auch in dem Befreiungskrieg von Haiti gezeigt, wo die Mulatten die entsetzlichsten Grausamkeiten gegen die eigentlichen Neger begingen, und wieder ihrerseits von diesen auf das Bitterste verfolgt und, wo es anging, vernichtet wurden.

Der Charakter der Negerrace ist im Ganzen gutmüthig, denn bei nur einigermaßen freundlicher Behandlung sind sie leicht bei guter Laune und willig zu jeder Arbeit zu erhalten. Viel religiöser Sinn liegt nicht in ihnen, wo sie sich aber einmal in diese Richtung werfen, da werden sie auch leicht fanatisch, besonders die Frauen, und neigen dann meist zu den Secten, deren Religionsübungen in den lautesten Ausbrüchen stattfinden, wie z. B. die Methodisten in Amerika. Diese haben in der That die meisten Anhänger unter den Schwarzen, und einer solchen Andacht beizuwohnen, wenn „der Geist" über die Betenden kommt und sie zu rasen anfangen, wenn sie stampfen, springen, schreien und ihre eigene scharfe Ausdünstung dabei den geschlossenen Raum erfüllt, ist das Haarsträubendste, was man sich auf der Welt denken kann.

Dabei lieben sie Putz und helle Farben. Die Frauen besonders kleiden sich am Liebsten in Weiß und Hellgelb und es steckt wirklich etwas vom Affen in ihrer Natur, wenn man sieht, wie gewissenhaft der freie Schwarze die Moden der Weißen nachahmt, und wie komisch er sich darin bewegt.

Nehmen wir ein Bild aus der Zeit vor Aufhebung der Sclaverei. Ein alter, würdiger, gelbbrauner Gentleman mit vollkommen weißwolligem Haar, der in seiner Jugend vielleicht auf irgend einer südstaatlichen Pflanzung Baumwolle pflückte, später als Steward auf einem Dampfboot mit furchtbar gescheiteltem Haar eine Serviette unter dem Arme herumtrug, um sich im reiferen Mannesalter hinter den gestreiften Barbierpfahl der schönen Kunst zurückzuziehen, hat sich endlich zur Ruhe gesetzt und ordentlich rührend ist die steife Ehrbarkeit, mit der er jetzt seinen schwarzen Frack, weiße Hosen, ein großes, schneeweißes Jabot, riesige Vatermörder und eine vergoldete Dose trägt.

Dort kommen zwei schwarze Damen Broadway herunter. Es ist Sonntag Nachmittag, die eine Dicke — mit einer Statur, mit der sie auf jeder deutschen Messe als „Kolossaldame" ihr Glück machen könnte, ist in ein weißes, ausgeschnittenes Mousselinkleid gehüllt, das ihre Reize mehr verräth, als verbirgt — sie trägt dabei eine goldene Kette, riesige Ohrringe, Broche, Gürtelschnalle, Armbänder, Ringe, kurz einen wahren Juwelierladen von Offen-

bacher Arbeit, einen weißen Seidenhut mit sämmtlichen Landesfarben der Welt und einen orangegelben chinesischen Shawl. Die junge Dame aber, die sie bei sich hat, ein junges Ding von noch kaum siebenzehn Jahren, voll und schlank gebaut, nur von Rabenschwärze und mit etwas zu sehr aufgeworfenen Lippen, aber prachtvollen Zähnen und ein paar wahren Gluthaugen, geht ebenfalls weiß gekleidet und noch dazu höchst kokett mit weißen Rosen in dem wulstigen Wollhaar, das in unzählige kleine Zöpfe geflochten ist.

Ihnen begegnet ein junger Stutzer — ebenfalls „couleurt". Er war Steward in einem der ersten Hôtels Philadelphias und ist jetzt nach New-York gekommen, um hier ein „Engagement" zu suchen. Er geht à quatre épingles gekleidet, ordentlich carikirt modern, mit hellblauer, kaum fingerbreiter Cravatte, veilchenblauen Glacéhandschuhen, Glanzstiefeln, großcarrirten, sehr engen Pantalons, hellblauem Frack mit gelben Knöpfen, weißer, gestickter Weste, Tuchnadel, Hemdknöpfen, Uhrkette und Berloques, kurz mit Schmuck behangen, wie ihn bei uns nur ein jüdischer Weinreisender trägt. Ein kleines Rohrstöckchen mit Elfenbeingriff, ein gekrümmtes Knie vorstellend, hält er an die dicken Lippen und betrachtet musternd die ihm Begegnenden. Da fällt sein Blick auf das ungleiche Paar.

„By Golly!" ruft er entzückt aus, „Missus Nelson and the lovely blossom Miss Sarah Mary!" (Madame Nelson und die liebliche Blüthe Fräulein Sarah Mary.)

„Oh, Looord a Massy," sagt die alte würdige Dame mit einem tiefen Grundbaß, indem sie erstaunt mitten im Weg stehen bleibt und beide Hände — von denen die eine den Sonnenschirm, die andere den „Strickbeutel" hält, erstaunt emporhebt, „Mr. Brown in New-York." Die junge Dame lächelt verschämt und zeigt zwei Reihen wundervoller Zähne und ein paar verführerische Grübchen in den Backen. Mr. Brown ist ganz befangen von der aufgeblühten Knospe, die er seit Jahren nicht gesehen. Er behält den Hut in der Hand.

„Bitte, bedecken Sie sich, Mr. Brown," sagte die Dame, „Gemmen always do." (Die Herren thuen das immer.)

Mr. Brown gehorcht, aber noch immer wie in einem Traum. Dabei vergißt er die für Einen seiner Race stets nöthige Aufmerksamkeit in der Straße.

Ein junger Patricier kommt des Weges; er ist elegant, aber nachlässig gekleidet, sein Gesicht sieht verlebt und unzufrieden aus. Er scheint nicht besonders guter Laune; seine Stirn ist in Falten gezogen; plötzlich stößt er gegen den ent- und verzückten Mr. Brown aus Philadelphia an.

„Kannst Du nicht aus dem Weg gehen, verdammter Nigger!" und ein Faustschlag schleudert den Unglücklichen aus seinem Himmel und von dem Trottoir hinab, daß ihm der Hut vom Kopf und der Stock mit dem Elfenbeinknie aus der Hand fällt.

„Loooord a Massy!" haucht die alte würdige Dame wieder in tiefer Entrüstung, aber mit nur halblauter Stimme, und der unglückliche Mr. Brown wagt gar keine Entgegnung und hebt nur bestürzt seine Habseligkeiten wieder auf. Er weiß recht gut, daß alle Weißen in Sicht bei der geringsten Widersetzlichkeit über ihn herfallen und ihn mit Händen und Füßen mißhandeln würden. Klagen? bei wem?

„No dammage done" (kein Schaden verursacht), lacht ein Irländer, der gerade sehr vergnügt mit seiner „dray" oder seinem Karren vorüberfährt.

Es waren das tägliche Scenen in New-York und sind es vielleicht noch, denn das Volk, was auch die Regierung für Gesetze erläßt, wird sich schwer daran gewöhnen können, dem „Nigger" eine Gleichberechtigung mit sich selber zuzugestehen.

Dadurch bleiben sie auf sich selber angewiesen — eine verachtete Classe in einer ihnen fremden Welt, selbst wenn sie sich, wie das gar nicht etwa selten geschieht, zu Wohlstand und selbst Reichthum hinaufarbeiten.

So besuchte ich einst das Haus eines alten, sehr reichen Mulatten, der am False River in Louisiana eine große Plantage und selbst viele Sclaven hatte. Ich wollte einen von diesen von ihm miethen und wurde von der chamber maid oder dem „Kammermädchen", das mir die Thür öffnete, in das untere, hohe und luftige „Parlour" gewiesen.

Welch ein Unterschied: die Stammesgenossen des alten Herrn wohnten da draußen in kleinen, dürftigen Negerhütten, ihre Kleidung war ein weißbaumwollener Kittel, ihre Nahrung die gewöhnliche Negerkost: Speck und Syrup — und hier?

Das Zimmer war mit einer rothen, geschmackvollen Tapete ausgeschlagen. Gepolsterte Divans und Fauteuils standen darin umher und Mahagonymeubles. An den Wänden hingen — allerdings nicht gerade von den ersten Künstlern gemalte — Bilder alter, würdiger Herren und Damen aus der Familie, mit schwarzbraunen Gesichtern und Wulstlippen, aber in höchstem Staat und Glanz — es schien der Ahnensaal zu sein — und auf dem einen Divan und in dem einen Fauteuil lehnten zwei gelbbraune Damen von etwa zwei- und sechsundzwanzig Jahren in einem sehr losen, aber sehr sauberen Morgenanzug — die erhitzten Gesichter komischer Weise dicht mit weißem Puder bestreut, um die transpirirte Feuchtigkeit abzutrocknen. Sie empfingen mich aber mit Grazie, und der alte Herr, der bald darauf eintrat, machte das Geschäft mit mir in wenigen Minuten ab.

Es war ein Mann von — wie man ihn dort taxirte — etwa hunderttausend Dollars Vermögen, aber dennoch durfte er nicht wagen, sich in irgend einem Hôtel mit an den Tisch zu setzen, oder — wenn er einmal das Dampfboot nach New-Orleans benutzen wollte — auf diesem in der Cajüte zu fahren. Er mußte im Zwischendeck bleiben, wohin die „Niggers" gehörten.

Wie wunderbar ist überhaupt die ganze Race über den Erdboden zerstreut! In der Heimath, unter ihren kleinen Fürsten, deren Geldgier die Weißen erregt haben, geknechtet, gehetzt, eingefangen und an die Fremden verkauft, arbeiten sie in einigen Ländern unter der Peitsche ihres Aufsehers, während sie in anderen, der eigenen Heimath entfremdet, als unabhängige Menschen leben dürfen — und wie benutzen sie diese Freiheit?

Der Stamm Israels, der auf ganz ähnliche Weise in der Welt zerstreut ist, macht einen anderen Gebrauch davon. Er weiß, daß er nie durch sich selbst, nur durch den Erwerb herrschen kann, und wirft seine ganzen Fähigkeiten auf diesen Zweig. Der Neger nicht. Er hat keinen Sinn, kein Geschick für den Handel, und was er sich verdient, geschieht mit schwerer Arbeit oder eisernem Fleiß. Allerdings haben wir einige Ausnahmen, wie z. B. Ira Aldridge und einige Wenige, die sich wirklich der Kunst gewidmet, aber sie stehen viel zu vereinzelt da, um auch nur zu zählen.

Wo wir in Europa Neger oder ihre Abkömmlinge zu sehen bekommen, sind es entweder in Livrée gesteckte herrschaftliche Diener, Kunstreiter, oder Gesindel, das sich auf den Messen und Märkten herumtreibt, um dort entweder die große Trommel zu schlagen oder sich als Indianer in den Buden für Geld sehen zu lassen.

Der Neger lernt dabei leicht eine fremde Sprache, aber nie rein, und besonders scheint ihn der Buchstabe r darin zu stören, während dagegen die Indianerstämme, z. B. die australischen Schwarzen, ein ganz merkwürdiges Gehör für einen fremden Klang haben und vorgesprochene Sätze auf das Genaueste nachsprechen.

Vollkommen ungerecht wäre es aber, dem Stamm der Neger, wenn sie bis jetzt auch noch nicht gerade viel darin geleistet haben, alle geistigen Fähigkeiten abzusprechen, denn wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir immer annehmen, wie wenig Gelegenheit ihnen bis jetzt geboten wurde, sich zu entwickeln. Selbst wo man sie freigegeben hat, hörten sie nie auf, einen untergeordneten Stamm zu bilden, und wo man ihnen wirklich ein eigenes und freies Terrain anwies, um einen eigenen und selbstständigen Staat dort zu bilden, oder wo sie sich das selber nahmen, wie in der Negercolonie in Liberia oder auf Haiti, war es immer nur wieder ein heißes, tropisches Land, das sie bewohnten und das nun einmal einer jeden geistigen Entwickelung hinderlich ist und Geist und Körper erschlafft. Selbst der Europäer, so lange er nicht seinen in einer gemäßigten Zone gestärkten Körper mit in ein heißes Land bringt, fühlt sich dort am wenigsten zu geistigen Arbeiten angeregt, wie können wir es da von dem Neger verlangen?

Freieren Spielraum bekommen sie jetzt allerdings in den nordamerikanischen Staaten, aber sie werden immer und ewig ein verachteter Stamm bleiben, unbequem durch ihre Masse, aber deshalb nur noch mehr gehaßt, und wenn man nicht ein Mittel findet sie zu Hunderttausenden aus dem Lande zu schaffen, so kann gerade das Anwachsen des Negerstammes, inmitten der weißen Bevölkerung, später noch einmal zu schweren und blutigen Conflicten führen.

Menageriebilder.

Nr. 8. Vom Morgen bis zur Nacht.

„Da treibt sich hier ein gewisser L. auch in allen Menagerien herum, die nach Leipzig kommen," so erzählte mir einst Jemand, mit dem ich in einer Restauration über Thiere und Thierfreunde mich unterhielt. Obgleich ich mich hütete, mich als den betreffenden Herumtreiber zu erkennen zu geben, in der Absicht noch mehr Schmeichelhaftes von dem edlen Unbekannten zu erfahren, so hatte es doch bei dieser Mittheilung sein Bewenden und ich habe sie um so weniger vergessen.

Nun, dieses häufige „Herumtreiben" in den Menagerien erleichtert es mir vielleicht, wenn ich es diesmal unternehme, nicht einzelne Thiergestalten, sondern das Leben und Treiben in einer Menagerie überhaupt zu schildern.

Bekanntlich ist es der Nachmittag, an welchem das Publicum hauptsächlich die Menagerie besucht, und es genießt da für sein Geld die betreffende Erklärung, den Anblick der einzelnen Thiere, die etwaige Vorstellung, die Fütterung und für ein besonderes Trinkgeld die unvermeidliche Boa Constrictor (die es aber gewöhnlich gar nicht ist) oder sonst ein absonderliches Thier, was bis dahin noch im Kasten steckt. Der Geruch ist gratis. Durch einen solchen Besuch bekommt man aber durchaus noch keine vollständige Vorstellung von dem Leben und Treiben, wie es einen derartigen Ort kennzeichnet und wie es natürlich mit mehr oder weniger Abwechselung schon vom Morgen bis zum Abend sich abwickelt.

Für die Thiere ist die fertige Aufstellung einer Menagerie gleichbedeutend mit Erlösung aus engster Zellenhaft. Denn nicht nur, daß während der Fahrt Alles in den Käfigen steckt, was, wie z. B. Lama, Zebra, in der Bude frei angebunden werden kann, so dienen auch die Käfige auf der Reise zur Beherbergung von Kisten, Kasten, Betten, Decken und allem möglichen Gepäck, ja die Wärter selbst nehmen oft als einstweilige Raubthiere darin Platz, so daß die Thiere durch hineingeschobene Zwischenwände (die Schieber) auf den geringsten Raum eingeschränkt werden.

Ist die Aufstellung beendet, sind vor Allem auch die Schilder, d. h. die großen Bilder vor der Bude aufgehangen, so kann es natürlich losgehen. Ein „Recommandeur" ist selbstverständlich auch schon angenommen. Er hat vielleicht in der vorhergegangenen Messe vor der Bude einer Riesendame, eines Riesenschweins oder dergleichen gestanden und mit Begeisterung deren Vorzüge empfohlen, aber er wird jetzt mit derselben Begeisterung die seltenen Raubthiere aus allen Erdtheilen preisen. Sänger oder Schauspieler sein ist Kinderspiel gegen das, was die Lunge eines solchen Recommandeurs leisten muß. Er darf sich nicht schonen, denn will er etwa zu lange Kunstpausen machen, so muß er bald hören, daß irgendwo anders ein „sehr guter Recommandeur" zu haben sei, und dergleichen stachelnde Reden mehr. Höchstens kann er am Vormittag seine Kräfte sammeln für die Stunden der Begeisterung, denn der Vormittag ist überhaupt die Zeit der Vorbereitung für die ganze Menagerie. Dieselbe wird zwar Morgens auch geöffnet, wer aber ganz früh hineingeht, muß gewärtigen, daß er zunächst Nichts sieht, als die großen Läden, mit welchen die Käfige während der Nacht geschlossen werden und die vielleicht eben erst abgenommen werden. In tiefes Stroh vergraben, erblickt man jetzt die Nasenspitze, manchmal sogar fast den ganzen Kopf der Thiere hervorschauen. Die Störung und der schnelle Lichtwechsel sind ihnen offenbar unbehaglich und es fällt ihnen gar nicht ein, sich dem Beschauer, etwa durch Aufstehen, zu zeigen. Dieser wandelt daher mißmuthig vorüber bis an das Budenende. Hier sitzen vielleicht die meisten Wärter um einen geheizten Ofen versammelt. Es muß nämlich Wasser gewärmt werden zum Baden der Krokodile und Schlangen, es müssen Kartoffeln gekocht werden für die Affen, ebenso muß man für warme Milch sorgen und so fort.

Die Wärter vertreten oft die verschiedensten deutschen Stämme, denn die Menagerie recrutirt sich nöthigenfalls überall, wo sie hinkommt. Der eine ist ein gewesener Zimmermann, jener ein früherer Schlosser, manche sind auch vorher gar nichts gewesen, haben gleich ihre Lehrzeit als Thierwärter durchgemacht, andere wieder gehören zu der großen Masse der wandernden Künstler und sind heute Thierwärter, morgen bei einer Seiltänzergesellschaft. Die ausgedienten und eingeübten haben natürlich die Hauptposten; so ist z. B. der dicke Heinrich, eine bei den wandernden Künstlern sehr bekannte Persönlichkeit, jedesmal, wenn er bei Kreutzberg antritt (und er tritt oft an, weil er oft fortgeht), gleich wieder Oberwärter. Er ist freilich nie etwas Anderes als Thierwärter gewesen, versteht Alles, eigentlich zu viel, wie man mir einst sagte, und kann nöthigenfalls die Zahmheitsproduction in den Käfigen eben so gut geben, wie der Thierbändiger, wenn dieser etwa verhindert ist. Derart sind die Leute, welchen Wohl und Wehe der Thiere übergeben ist.

In ihr Thun wird jetzt Abwechselung gebracht durch die Ankunft des Fleisches für die Raubthiere. Dasselbe wird gewogen, um dann zunächst in die einzelnen Portionen zertheilt zu werden. Oder es wird Stroh gebracht und zur Aufbewahrung unter die Wagen geschafft.

Das Beseitigen des schmutzigen Strohes aus den Käfigen hat inzwischen begonnen und die Käfige werden mit Bürste und Lappen, in verhärteten Fällen mit dem Kratzer gereinigt. Bei diesen Operationen ist es, wo sich hauptsächlich der bekannte Menageriegeruch entwickelt und wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn über alles Lebende ausströmt mit jener Energie, welche in solchen Fällen bekanntlich stets einer bessern Sache würdig ist.

Einen ziemlichen Unterschied macht es, ob es der Morgen eines Markttages, also eines solchen ist, wo die Landbewohner ihre Erzeugnisse zum Verkauf zur Stadt bringen, oder nicht. Denn im erstern Falle sieht man dann schon Vormittags Viele, deren Geschäfte beendigt sind, den Schaubudenplatz besuchen, und auf sie wird dann natürlich gleich gefahndet. Der Recommandeur muß daran glauben, er mag wollen oder nicht. Drinnen in der Bude werden die Gongs geschlagen, kurz das ganze Leben regt sich viel eher, als sonst. Leider manchmal vergebens, denn Niemand ist bei dergleichen mißtrauischer und zurückhaltender, als der Dorfbewohner, und mit granitner Unbeweglichkeit lassen sie sich oft anschreien und antuten, besonders dann, wenn ihnen der Strom der Menge nicht Gewißheit giebt, daß Viele ihr Schicksal theilen.

Drinnen in der Menagerie geht indessen Alles seinen Gang. Das schmutzige Stroh ist hinaus aus der Bude, oder wenigstens in eine Ecke hinter den Wagen geschafft, den etwa frei herumlaufenden Vögeln, Marabustorch, Pelikan, Kranich, Pfau oder dergleichen, ist jetzt die Bahn frei geworden und sie gehen ihren Geschäften nach. Die ersteren sehen sich dadurch zum Fleischvorrath geführt, von dem sie hinter dem Rücken des Zertheilers oft ansehnliche Stücken abzwacken. Jetzt werden auch die Thiere, deren Lebenszweck darin besteht, durch ihr Thun außerhalb der Bude die Menschen zunächst zum Stehenbleiben zu veranlassen, aus ihrem Behälter genommen, um ihr Tagewerk zu beginnen. Affen und Papageien haben bekanntlich vor allen andern dieses Ehrenamt, aber auch Rüsselbären, Pelikane, Geier, ja in drängenden Fällen selbst Lamas, Kameele rc. sieht man außen aufgestellt. Zu diesen Lockvögeln gehört auch ein etwa vorhandener Neger, dessen Posten als Billeteinnehmer oder dergleichen daher immer ein ziemlich bequemer ist.

Jetzt wird den Affen, welche in keiner Menagerie fehlen dürfen, die warme Milch gereicht, während zugleich die grasfressenden Thiere, damit sie dem Tage froh in's Angesicht schauen können, ein Bündel Heu erhalten. Gleichzeitig empfangen, wenn gerade der Badetag ist, das Krokodil oder die Riesenschlange ein Bad in lauwarmem Wasser. Vergißt dabei der Wärter die Wanne zuzudecken, so unternimmt dann wohl die Schlange einen Spaziergang oder richtiger einen Spazierkriech heraus auf den Fußboden, wird aber natürlich bald abgefaßt und ihr der Standpunkt klar gemacht.

Eine interessante Erscheinung in der Menagerie bilden des Vormittags oder in den Mittagsstunden die Besucher anderer wandernder Künstler, vorausgesetzt, daß, wie dies bei Messen und Jahrmärkten der Fall, gleichzeitig eine Anzahl an einem Orte anwesend sind. Da tritt z. B. eine Gruppe Harfenistinnen ein. Sie beginnen erst Nachmittags oder Abends zu singen und gehen daher Vormittags, wenn sie nicht noch schlafen, spazieren. Jetzt treiben sie also Zoologie, wobei die Affen besonders bevorzugt werden. Auch die Wärter haben die Ehre, zu den Studien zu dienen, besonders wenn sie den Nachtigallen durch Besuch in deren Localen schon

bekannt sind. Diese sind kaum fort, so tritt ein Waffelmädchen ein; da sie täglich kommt, um ihre Waffeln zum Füttern für die Affen „des Scherzes wegen“ los zu werden, so ist sie sehr intim mit dem Personal. Auch höhergestellte „Künstler“ machen oft Vormittags ihre Besuche und manchmal sieht man sie in ganzen Gruppen dastehen und sich über ihre oder die Geschäfte ihrer Concurrenten unterhalten. Andere Menageriebesitzer sehen sich an, was der College gegenwärtig hat, suchen wohl auch einen Kauf abzuschließen. Ueberhaupt ist um diese Zeit der Eigenthümer am besten zugänglich und auch zur Unterhaltung mit Laien aufgelegt.

Die stillste Zeit ist begreiflicherweise Mittags. Publicum fehlt da ganz oder ist so vereinzelt, daß man ihm die Ehre einer Erklärung gar nicht anzuthun braucht. Das Personal kann, wenn auch verstohlen und vereinzelt, ein Schläfchen machen, nur darf „der Alte“ nicht dazu kommen. Auch die Thiere, welche ja zur Fütterungszeit aufgeregt sein müssen, bereiten sich zu dieser wichtigen Zeit durch fortgesetztes Ausruhen aus, wobei sie sich zur Abwechselung höchstens einmal anders legen. Das sind schöne Stunden für den studirenden Künstler. Er kann mit Muße seine Studien betreiben und ist noch unbelästigt von den oft höchst beharrlichen Zuschauern und ihren Fragen.

Je weiter der Mittag vorüber ist, desto mehr kommt nun Leben in die Bude und man kann von innen ziemlich zuverlässig auf das Treiben außerhalb schließen. Jetzt werden auch diejenigen Gäste häufiger, deren Vergnügen hauptsächlich in dem Necken der Thiere besteht und die an keinem Käfig vorübergehen können, ohne mit ihrem Spazierstock oder Regenschirm das Thier zu stoßen. Ich habe stets eine herzliche Freude gehabt, wenn in solchen Fällen von dem Thier der Stock zerbrochen, der Schirm zerrissen wurde. Auch jene sieht man jetzt, welche mit großer Selbstbefriedigung über die Macht ihres Blickes eine Bestie so lange anglotzen, bis dieselbe aus Langerweile wegsieht.

Je zahlreicher nun die Menge draußen wird, desto lauter brüllt der Recommandeur. Kann er nicht mehr und der Augenblick ist drängend, hat vielleicht ein Herr College nebenan zu viel Publicum vor seiner Bude versammelt, so werden dann Extraanstrengungen gemacht. Die Riesenschlange wird ihrem beschaulichen Dasein entrissen und aus dem Kasten geholt. In gefährlichster Weise schlingt ein Wärter sie sich um Leib und Hals und tritt so vor das Publicum, welches noch säumt hereinzukommen. Er schreit dazu, der „Alte“ schreit, und der wieder zu sich gekommene Recommandeur schreit, der kleine Elephant wird gleichfalls herausgeholt, ein Junge muß sich auf seinen Nacken setzen, vielleicht sind ein paar kleine Bären auch bereits vor der Bude angebunden; nun, wer da noch nicht hereingeht, an dem ist eben Alles verloren.

Solche Anstrengungen werden aber gewöhnlich nur Sonntags unternommen, wo Alles auf den Beinen ist, besonders auch das Publicum, welches sich nicht vorher den Besuch der Menagerie vornimmt, sondern hineingelockt sein will.

Wie es Nachmittags in der Menagerie zugeht, das wissen die Leser aus eigener Anschauung. Je nach der Größe und Berühmtheit einer Menagerie ist auch der Besuch in diesen Stunden mehr oder weniger zahlreich, und in der Zeit der etwaigen Vorstellungen und der Fütterung drängt er sich natürlich am meisten zusammen. Ohne Vorführung von Zahmheitsproductionen kann sich, wie ich glaube, eine Menagerie jetzt kaum noch halten. An manchen Tagen bestehen besondere Anreizungen in der Fütterung der Schlangen, die aber gewöhnlich nicht fressen, und ähnliche Extrafälle.

Auch andere außergewöhnliche Vorkommnisse unterbrechen oft den Gang des täglichen Lebens. Es sind z. B. vielleicht neue Thiere mit der Eisenbahn angekommen und werden nun der Menagerie einverleibt, wobei die Uebersiedlung aus dem oft sehr lose zusammengefügten Transportkäfig in den Wagenkäfig manchmal viel Zeit und Mühe verursacht. Oder es erkrankt ein Thier und der Thierarzt wird geholt, was aber natürlich gewöhnlich Nichts hilft. Den Raubthieren, wenn sie krank scheinen, aber noch Freßlust zeigen, giebt man meist in den Frühstunden, wo kein Publicum anwesend ist, ein lebendes Thier, Kaninchen rc., wie das auch in den zoologischen Gärten geschieht. Die Voraussetzung, daß das warm genossene Blut und Fleisch zuträglich sei, dürfte auch ganz richtig sein. Stirbt ein Thier, so ist das Nächste der Verkauf des Felles, der aber bei der öfteren Wiederkehr dieser Fälle oft schwierig ist. Hier hängt z. B. an einem senkrechten Balken ein am vorhergegangenen Abend verendeter Leopard. An den Hinterbeinen aufgehangen, ist ihm bereits die Haut, ausgenommen am Kopf, abgezogen und hängt noch am letzteren herunter, und während ich seine bloßgelegten Muskeln und das Gebiß seines geöffneten Rachens zeichne, ist schon ein Ausstopfer im Handel mit dem Oberwärter begriffen. Gewöhnlich bietet man in solchen Fällen die Haut erst dem naturhistorischen Museum an, wenn sich am Ort ein solches befindet, allein die Häute der größten Raubthiere haben dabei in der Regel die wenigste Aussicht, weil sie am häufigsten angeboten werden.

Sind Reparaturen innerhalb eines Käfigs vorzunehmen, so müssen, wenn gelernte Handwerker dabei beschäftigt sind, die Thiere natürlich abgesperrt werden. Zuweilen geht aber auch einer der Wärter oder der Besitzer hinein, um die Ausbesserung selbst vorzunehmen, wobei ihm dann die Bestie gewöhnlich Gesellschaft leistet. Als der junge Kreutzberg, derselbe, welcher kürzlich von einem seiner Löwen angefallen worden ist, eines Morgens an der zum großen Centralkäfig führenden Thür des Löwenkäfigs etwas auszubessern hatte, spazierte der Löwe dabei gemüthlich ein und aus, untersuchte alle Ecken des großen Käfigs, sprang dabei auf das für die jungen Löwen am Gitter aufgehangene Sitzbret, fiel sammt dem zusammenbrechenden Bret herunter und setzte seine Untersuchungen fort, ohne daß das Herrn Kreutzberg gestört hätte.

Es würde zu weit führen, wollte ich derlei Intermezzos noch weiter schildern.

Wenn endlich der Abend angebrochen und insbesondere die letzte Vorstellung vorüber ist, so leert sich die Menagerie schnell, die Papageien, Affen rc. sind schon mit eintretender Abendkühle hereingenommen worden. Jetzt wird abermals massenhaftes Stroh gebracht, jeder Käfig erhält seine Portion, damit sein Bewohner weich und warm liegt. Gewöhnlich legen sich die Thiere sofort auf ihr Lager nieder, so sehr wissen sie es zu schätzen. Nunmehr werden die Käfige mit den Läden geschlossen, und nachdem der Elephant gleichfalls seine Streu erhalten, strecken sich auch die Wärter auf ihre hinter und unter den Wagen bereiteten Strohlager, neben sich die angekettete Dogge. Alles ruht, nur die Hyäne, jenes berüchtigte Scheusal der Grüfte, rennt unermüdlich in ihrem Behälter umher und entlockt dem noch nicht daran gewöhnten Wärter einen ingrimmigen Fluch; er beneidet jetzt seine Genossen, welche es vorgezogen, ein Trinklocal zu besuchen, um zu zechen.

So und ähnlich vergehen die Tage in einer Menagerie.

L.

Die letzte Todte aus Weimars großer Zeit.

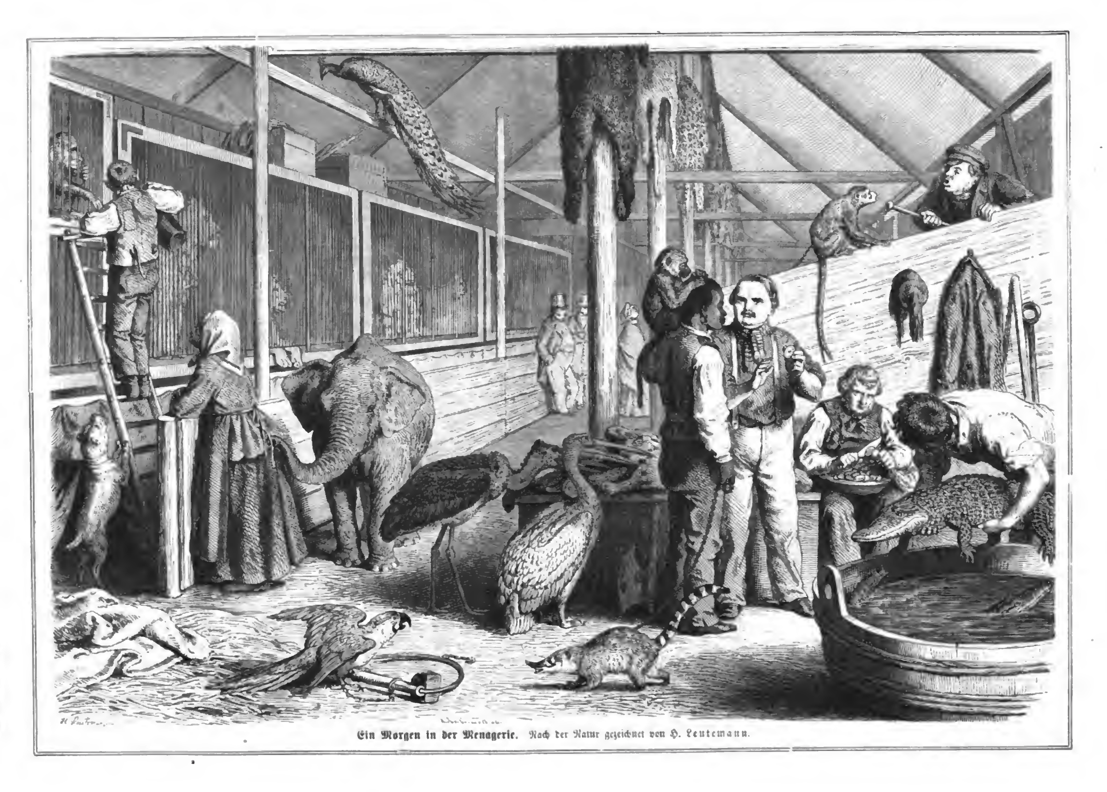
Auf dem Friedhofe zu Jena steht, geschützt durch ein Geländer, zwischen zwei reichentwickelten Cypressen, ein marmornes Kreuz, auf dessen nach Osten gekehrter Seite in vergoldeter Schrift man die Worte liest: „Sie irrte, litt, liebte,
verschied
im Glauben an Christum,
die erbarmende Liebe.“

Wer ist das Frauenherz, drängt es die Neugier des Lesers, das, nachdem es geirrt, gelitten und geliebt und dann mit dem Troste des Glaubens geschieden war, gebrochen unter diesen beiden dem Tode geheiligten Bäumen schlummert?

In diesem kurzen Grabspruch hat sie uns wohl ihr ganzes Leben geoffenbart; ja, es will uns bedünken, als habe sie in den drei Zuständen des Irrens, Leidens und Liebens den Inhalt unseres eigenen Lebens uns enthüllt. Mitten auf dieser Stätte des erstorbenen Lebens tritt die erschütternde Frage an uns heran, ob nicht unser Leben mit seinem ewigen Ringen nach vermeintlich hohen Zielen ein einziger großer Irrthum ist, an dem nichts wahr bleibt, als unser Leiden und unser Lieben!

Wer ist die Todte, die ihr Leben mit einer solchen Erkenntniß geschlossen? Wir wenden uns nach der gen Westen gewandten Seite des Kreuzes und finden dort halbverhüllt von den immergrünen Zweigen der Cypressen die Worte:

„Hier ruht Caroline von Wolzogen.“



Ein Morgen in der Menagerie. Nach der Natur gezeichnet von H. Leutemann.

Unter diesem einfachen Kreuze, mitten unter allerlei Todten, in der gewöhnlichen Gräberreihe des Kirchhofs zu Jena, ruht die Schwägerin Schiller's. Sie also war es, die ein Leben voll Irrthum, Leid und Liebe durchgekämpft hat — nach ihrem eigenen Geständniß, denn wir erfahren, daß sie die Kreuzesworte sich selbst gewählt und bestimmt hat.

Das Leben Carolinens ließ ich an meinem Geiste vorbeiziehen und ich fand, sie hatte Recht mit ihrem Bekenntnisse.

Schon früh beging Caroline von Lengefeld einen Irrthum — es war ihre Vermählung mit Herrn von Beulwitz. Wohl konnte dieser Mann Carolinen jene äußere Achtung abgewinnen, welche jeder Mann, der schlicht und einfach seinem Berufe und seiner Lebensstellung zu genügen strebt, verdient; aber eine innere Befriedigung konnte dies Verhältniß dem hohen Geiste Carolinens und ihrem Herzen, das „der Liebe bedurfte“, nicht gewähren. Nie aber hat Caroline um diesen Irrthum Klage erhoben. Sie hat das Martyrium dieser Ehe neun Jahre lang nicht mit dem demüthigen Duldersinn eines Weibes, sondern mit der starken Fassung eines Mannes getragen. Früh schon, vielleicht in und durch dies Verhältniß, hat sie gelernt, mit jenem feinen Takt, den die Frau vor dem Manne voraus hat und der ihr Ersatz giebt für den männlichen Verstand, die Leidenschaften und Wünsche ihres Herzens zu zügeln. Der Widerspruch zwischen ihrem innern und äußern Leben, der Irrthum ihres Herzens, drängte sie, wenn er nicht Blüthen des Humors trieb, ferner zur Reflexion, zu einer philosophischen Anschauung des Lebens, wozu es ihrem reichen Geiste nicht an Kraft gebrach. Aber auch der anfangs so übelgelaunte Genius ihres Lebens war nicht unversöhnlich. Er schuf ihrem unbefriedigten Geiste einen anfangs geringen, dann einen überreichen Ersatz und schützte ihn so vor der Verkommniß. Wir kommen zu Carolinens Liebe.

Zuerst war es ein edler Jüngling, den eine Ahnung von dem reichen Geistesschatz, der in ihr verborgen lag, zu ihr hindrängte, ihr eigner Vetter, Wilhelm von Wolzogen. Dem zwar nicht selbstschöpferischen, aber für das Ideale im Leben begeisterten und in gleichem Maße mit dem Gebotenen unzufriedenen, daher nach Jenem suchenden Manne öffnet die nach Mittheilung lechzende junge Frau den ganzen Reichthum ihres Geistes und Herzens. Als aber der von dieser Entdeckung berauschte Jüngling nicht mehr auf der hohen See des Geisteslebens treiben will, sondern stürmisch nach Hafen und Land begehrt, da wußte sie von den genannten Eigenschaften ihres Charakters und von jener „Kraft“ Gebrauch zu machen, welche, wie sie dem Freund schreibt, in der Seele des Menschen ist, ihn vor allzu heftigen Eindrücken zu schützen, vor ungestümen Wünschen und Streben nach Allem, was nicht in dem Kreise seines Wirkens ist, abzuhalten. „O,“ rief sie aus, „unser ganzes Leben dient dazu, diese Kraft zu üben! Denn wie selten werden unsere Wünsche erhört! Suchen Sie, mein Theurer, durch diese Kraft Ihr Herz zu mehrerer Ruhe zu stimmen.“ Ach, sie hat diese Kraft selbst noch härter üben müssen — der leidenschaftliche Vetter ist indeß damit noch nicht abgeschreckt. Jede warme Aeußerung „sieht er mit dem Vergrößerungsglas der Liebe an“, und es bedarf erst einer umfassendern Auseinanderlegung der Verhältnisse und Begriffe, um sein und wohl auch das eigne Herz zur Ruhe zu philosophiren.

Bald aber kam ein Größerer — vor ihm mußte nunmehr der einfache Jüngling weichen. Von der Gewalt seiner Liebe zeugt sein an die Freundin gerichtetes „Lebewohl“ — „Lebe wohl, mit unbegreiflicher Wehmuth sage ich Dir Lebewohl — Du bist glücklich, denn dieses Lebewohl fühlst Du nicht. Lebe wohl, Caroline —“ Es war ihre und seine erste Liebe.

Im Sommer 1788 begann die Annäherung Schiller's an beide Schwestern Lengefeld. Carolinens Schwester Charlotte war vielfach der Gegensatz ihrer Schwester. Hatte Caroline mehr Männliches, im Urtheile Gereiftes, so repräsentirt Lotte das rein Weibliche, die Sanftmuth und Liebe, die Anmuth und Naivetät. Dort Urtheil und Reflexion, hier das natürliche Gefühl, fast wie der von Schiller gefundene Gegensatz zwischen naiver und sentimentaler Dichtung — so erscheinen sie Beide, und wunderbar, Beider Wesen findet vereinigt sich wieder in — Schiller. Mit mehr oder weniger Nuancen findet sich dieser Gegensatz in allen spätern Frauengestalten des Dichters wieder. Schon im Don Carlos die Eboli und Elisabeth dann Thekla und die Terzka, Marie Stuart und Elisabeth, Agnes Sorel und die Jungfrau, Beatrice und Isabelle — Charlotte und Caroline.

Und so geschah es, daß zwischen den Dreien, zwischen Schiller und den beiden Schwestern, ein so seltenes Verhältniß sich entwickelte, daß ein geistvoller Professor der Theologie meint, es habe sich im Reiche der Geister das vollführt, was die Volkssage von dem Ehebett des Grafen von Gleichen erzählt.

Vorsichtig aber und mit heiliger Scheu muß man eintreten in das Heiligthum, in welchem sich der gemeinsame Cultus dieser drei Seelen vollzog.

„Unser himmlisches Leben wird ein Geheimniß für die Menschen bleiben, auch wenn sie Zeugen wären,“ schreibt Schiller. Das vollenden konnte eben nur er, der Glückliche, dem es gelang, ewig im Reiche der Ideale zu leben, und hinter dem „im wesenlosen Scheine lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine“! Wie beglückend für Carolinen, für alle Drei war diese Liebe! In der gleich empfundenen Verehrung des Hohen und Schönen fand sie ihren Ausgang, in der gemeinsamen Pflege desselben ihre Nahrung. Darin fand sie auch ihre natürliche Wächterin. Wie herrlich klingt die Analyse dieser Liebe in Schiller's Feder: „Das ist das höchste Glück in unserer Verbindung, daß sie auf sich selbst beruht und sich in einem einfachen Kreise ewig um sich selbst bewegt. Unsre Liebe braucht keine Wachsamkeit, keine Aengstlichkeit. Wie könnte ich meiner eignen Seele immer genug bleiben, wenn meine Gefühle für Euch Beiden, für jedes von Euch nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich dem Andern nicht entziehe, was ich dem Einen bin. Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter Euch und immer liebevoller kommt sie von Einem zu dem Andern zurück, derselbe Lichtstrahl, der nur verschieden wiederscheint aus verschiedenen Spiegeln. Eure Liebe ist das Licht meines Lebens.“ Dahin darf man wohl auch die Worte Carolinens deuten, die sich in einem ihrer Romane finden: „Unter Menschen, die sich nicht fremdartig, vielmehr durch gleiche Liebe zum Schönen und Guten miteinander verschwistert sind, kommt früh oder spät ein Moment der innigsten Annäherung.“ Die Anforderungen der Verhältnisse, die Vorurtheile des Lebens, mehr noch aber die Rechte des Herzens verlangten indeß bald, daß diese Annäherung eine reale, von der Sitte geweihte Seite gewinne. Schiller fühlte dies lebhafter, als seine Anstellung in Jena eine räumliche Trennung zwischen ihm und den Schwestern beanspruchte.

Wohin fiel nun die Wahl?

Sein Geist zog ihn zu Carolinen, sein Herz zu Charlotten. „Caroline,“ gesteht er später selbst, „ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unsrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, Lotte. Aber ich wünschte nicht, daß es anders wäre, daß Du anders wärest. Was Caroline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen, Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf mußt Du sein.“ Mit dem feinen Treffersinn des Genies fand er so das Rechte. Nicht die geistig mit thätige, weit mehr die mit empfindende und empfängliche Frau, die, ohne die Wiege des schlummernden Kindes zu verlassen, dem schaffenden Genius lauscht, ist die ihn ehelich wahrhaft beglückende. Und sie hat es im reichen Maße bewährt, Lotte, die Dulderin. Ihr, die mit der ganzen Innigkeit ihres Gemüths Schiller liebte, war auch die Kraft zur Entsagung nicht so verliehen, wie der geistesstärkern Schwester. Auch ohne den sie bindenden Irrthum ihrer Ehe fiel Carolinen, welche mit der Leidenschaft ihres Herzens Haus zu halten verstand, die schon geübte Rolle der Resignation zu: Charlotten wäre das Herz gebrochen. Caroline that aber noch mehr, als daß sie mit der Resignation sich begnügte. Schiller rang lang mit dem Geständnisse. Mit der jeder zarten, reinen Liebe innewohnenden Scheu wurde von beiden Seiten der Entdeckung des süßen Geheimnisses ausgewichen. Lolo ängstet sich mit dem Gedanken, daß Caroline Schiller mehr sein könne als sie. Schiller klagt die Umstände, die Meinung der Welt an, klagt, daß er gewisse Verhältnisse nicht umkehren könne. Doch das rechte Wort will sich nicht finden. Immer bleibt es der von der Form ewig fliehende Gedanke. Da tritt die hochherzige Schwester selbstthätig auf, als der „gute Engel, der Schiller's furchtsamem Geheimniß so schön entgegenkam“. Sie führt die Entscheidung herbei. Hier tritt sie am höchsten in die Erscheinung und es war nur ein Reflex dieser Erscheinung, wenn sie am Spätabend ihres Lebens an den leidenschaftlichen Stellen von Schiller's Briefen ihren Na-

men zu tilgen und den ihrer Schwester dafür einzusetzen suchte. Als nun das Wort gesprochen und der Herzensbund zwischen Schiller und Lotte geschlossen war, ist Schiller noch glücklich, daß er mit dem Besitze der Einen auch den Besitz der Andern sich gesichert habe. „Eueres Besitzes bewußt werde ich mit Allem, was mich umgiebt, versöhnt. In Euch zu leben und Ihr in mir, das ist ein Dasein!" jubelt er. Aber mit dem Gürtel und dem Schleier mußte naturgemäß die Wendung kommen.

Schon in dem letzten Briefe an Beide, kurz vor der Hochzeit mit Lotten, ist das gemeinsame Element aufgelöst in die beiden vom Leben geweihten Begriffsformen Braut und Schwägerin.

Gemeinsam mit der bräutlich geschmückten Schwester trat Caroline noch ein in das Kirchlein von Wenigenjena, aber mit der dort am 20. Februar 1790 vollzogenen Trauung Schiller's vollzog sich auch die Trennung. Lotte wurde nicht blos sein Geschöpf, sie wurde der gute Engel seines Hauses und seines Lebens. Sie nahm nun seine Liebe ganz für sich, und duldend und opfernd hat sie in den fünfzehn an Schmerz und Seligkeit überaus reichen Jahren ihrer Ehe und über sein frühes Grab hinaus diese Liebe treu bewahrt. Doch noch einmal schloß sich der Geisterbund — am Sterbebette Schiller's. Und wie dort Charlotte gebrochenen Herzens auf den Knieen liegt, während Caroline aufrecht starken Geistes mit dem Arzt am Fuße des Lagers steht und die Füße des Sterbenden hülfreich in Kissen hüllt, so ist es das charakteristische Bild von beiden Schwestern.

Nach der Trennung des Dreibundes fühlte Caroline mehr als je das Drückende ihres Ehebündnisses mit Beulwitz. Schiller übernahm es die Ehetrennung herbeizuführen.

Aber die „Angelegenheit", wie sie Schiller nennt, verzögerte sich und kam erst nach vier Jahren zur Ordnung. Caroline hat in dieser Zeit viel gelitten. Sie half sich dabei zum Theil mit dem Goethe'schen Mittel. Wie dieser seine innere Verstimmung oft in ein poetisches Product ergoß und so von sich ablöste, so schrieb Caroline damals einen Roman, „Agnes von Lilien", in welchem sie ihr eignes Leben zum treuen Spiegel nahm. Dann wendet sie ihr liebebedürftig Herz wieder zu einem Verlassenen: Wilhelm von Wolzogen. Derselbe war inzwischen hinausgezogen in die Welt, hatte dort seine Leidenschaft gekühlt, seinen Geist gebildet. Er, der von der Leidenschaft Freigewordene, bot der von dem Irrthum Freigewordenen seine Hand und sie beschloß den Abend ihres Lebens „mit ihm zu verleben".

So war Carolinens Liebe.

Schon hier konnte sie sagen: ich irrte, litt und liebte; denn wie immer Liebe lohnt mit Leide, hat sie schon da, wenn auch kein laut geklagtes, aber tief verschlossenes Leid erfahren. Ihr tiefstes Leid war ihr aber noch aufgespart.

Der Zufall führte mich an den Ort, darin es ihr geschah, und ließ es mich dort erfahren. Da die Verhältnisse wohl nicht sehr bekannt sein dürften, verstatte ich mir eine genauere Erzählung.

Zwischen Arnstadt und Rudolstadt liegt das zum Großherzogthum Weimar gehörige Dorf Bösleben. Der Drang, meinen lieben Freund R—n, der dahin als Pfarrer versetzt war, einmal wieder zu sehen, war es allein, der mich vor nun schon länger als zwei Jahren an den vorher unbekannten Ort führte.

Bald mußte ich erfahren, daß ich mich daselbst nicht blos auf einem durch eine reiche historische Vergangenheit, sondern auch durch allerhand Berührungspunkte mit Weimar's classischer Zeit bemerkenswerthen Boden befand — eine Entdeckung, welche mich und meine Reisegenossen für den Mangel materiellen Genusses entschädigte, an dem das damals noch der waltenden Hausfrau entbehrende Pfarrhaus litt.

Von der Pfarrei grad über lag mit der Breitseite der Straße zugekehrt ein stattlich Gebäude, gegenwärtig die Schule des Ortes. Das Haus war einst das Herrenhaus des von Wolzogen'schen Gutes.

Auf allen Gassen konnte ich nun bald erzählen hören von „Geheimraths von Wolzogen", von Carolinen, von dem unglücklichen Tode ihres einzigen Sohnes, von Schiller. Ja, auch Schiller sollte dort zum öftern gewesen sein. Ein gekritzelter Namenszug in einem Fenster des Hauses sollte von ihm herrühren. Wahr oder unwahr: die guten Bösleber hielten auf das Fenster als ein Ortsheiligthum.* In der südöstlichen Ecke des an das Schulhaus anstoßenden Gartens begrenzten vier Steinwürfel eine Grabstätte, an deren mittägiger Seite sich ein hohes eisernes Kreuz auf steinernem Sockel erhebt. Die ausgestreckten Kreuzesarme tragen die Worte: „Friede sei mit Euch", während es auf der Nordseite des Sockels heißt: „Hier ruhet Adolf Freiherr von Wolzogen. Er starb im Glauben, Lieben und Hoffen seines Erlösers! Im 30. Jahre den 10. September 1825."

Dieses Kreuz hat Carolinens tiefsten Schmerz gesehen, diese vier Leichensteine halten ihr herbstes Leid umschlossen.

Es ist die Grabstätte ihres einzigen Kindes, welches in den Blüthenjahren des Menschenlebens an jener Stelle einen ungewöhnlichen Tod gefunden. Der vier Jahre nach Schiller auch heimgegangene Gatte hatte ihr nur einen Sohn hinterlassen. Der zu schönen Hoffnungen berechtigende Jüngling hatte in den Strapazen des Feldzugs von 1813 bis 1815, denen er beiwohnte, oder wohl auch im Uebermaß des Lebensgenusses den Keim einer zehrenden Krankheit in sich gelegt. Die besorgte Mutter zieht ihn zur Erholung zu sich in die ländliche Stille des väterlichen Erbgutes. Dort fällt er in eine schwere Krankheit. Wieder im Genesen, steigt er an dem sonnighellen Herbsttage vom Krankenlager auf und tritt mit seiner von neuer Hoffnung belebten Mutter in's Freie. Ueber den Garten hinaus, weit in die Felder, trägt ihn der frischgekräftigte Schritt. Bei der Heimkehr bemerkt er an der Gartenthür einen Zug Feldhühner. Er heischt nach einer Flinte. Als ihm diese sein Diener gebracht und sich kaum gewendet, vernimmt er einen Schuß — und der junge Herr liegt am Gartenzaun in seinem Blute. Das Kirchenbuch des Ortes erzählt von dem Vorfall: „Während er (Adolf v. W.) geht, verwirrt sich sein Mantel im Gebüsche, er, noch schwach, wankt, das Gewehr geht los und trifft ihn in die linke Brust. Tags darauf endete er sein Leben."

Das Volksgerücht, immer geschäftig, jedem Ereigniß eine düstere Seite abzugewinnen, hat wohl dem Todten eine Versündigung gegen sich selbst angedichtet. Der seinen Herrn begleitende Diener, welcher erst vor Kurzem heimgegangen ist, hat mir und Andern gegenüber dieser Deutung entschieden widersprochen. Das tiefe Weh über diesen Verlust des einzigen Kindes raubte Carolinen fast die eigne Kraft zum Leben. Jahre lang zitterte es noch nach in ihrem Herzen. Länger als ein halb Jahr darnach schreibt sie in ihrem Tagebuch:

„An dem Schreibtisch, wo ich einst leicht und fröhlich die Blumen der Dichtkunst pflückte und streute, als vier liebe Augen nach mir schauten und mir ein neues Leben in dem Deinigen aufging, geliebtes Kind, hier sitzt die Einsame, verödet im harten Schmerz Untergegangene." Und im Jahre 1827: „Wie ist Alles verödet um mich her! Wie war Alles voll Hoffnung, als Deine Augen, geliebtes Kind, dem Lichte offen waren!" Und am dritten Jahrestage des Todes: „Heute vor drei Jahren legte ich mich zum letzten Male mit Lebenshoffnungen nieder. O, mein Gott, daß du mich im unsäglichsten Jammer bei Sinnen erhieltest, war Gnade, Gnade." Dann noch im Jahre 1832: „Nur Lichtblicke der Liebe treffen mich zu Zeiten in der Erinnerung an meinen Adolf. Sein Bild steht vor Allem." Die äußern Zeichen der Trauer legte sie nie wieder ab.

* Von Schiller's Besuch in Bösleben wird bestimmt folgende Einzelheit dort erzählt. Vor dem Ort erhebt sich nach dem Dorfe Willersleben zu eine lebhaft ansteigende Ebene, weshalb es geschehen kann, daß bei heftigen Regengüssen das Wasser stark gegen das Dorf andrängt. Als nun einmal Schiller im Frühjahr mit seiner Familie bei „Geheimraths" zum Besuch war, strömte da auch in Folge eines raschen Thauwetters das Wasser mächtig in das tiefliegende „Herrenhaus". Die im Hause befindlichen Damen — es war zahlreicher Besuch von Weimar da — fingen an, sich darob sehr zu ängstigen und den Einsturz des Hauses zu fürchten. Sie ließen sich deshalb auf den Rücken einiger stämmiger Bauernbursche durch das Wasser über den Fahrweg hinüber in ein geschützter gelegenes Bauernhaus tragen.

Nur Schiller harrte muthig aus auf dem Posten, spottete zum großen Aerger der furchtsamen Damenwelt sehr lustig und ausgelassen über dies wahrhaft tragi-komische Ereigniß und erließ vom offenen Fenster herab ergötzliche Zurufe und Anreden, ganz im Stile seines Kapuziners in Wallenstein's Lager.

Seinen dann aus dem Geisterseher citirten Beschwörungsformeln gelang es hierauf auch bald, das aufgeregte Wasser zu besänftigen, und die Damen konnten trockenen Fußes wieder in's Haus zurückkehren, um sich von Schiller wegen ihrer Furchtsamkeit auslachen zu lassen. Sehr gelehrte Forscher wollen behaupten, Schiller habe aus diesem Vorfalle die Motive zum Taucher, zu Hero und Leander und der Stelle im Graf von Habsburg, wo dieser das Pfäfflein über den reißenden Bach trägt, entnommen.

Das war Carolinens Leiden.

Der Ort Bösleben war ihr verleidet. Sie verkaufte das Gut an den Fürsten von Schwarzburg, von dem es dann die Gemeinde zur Einrichtung einer Schule erwarb. Dem Andenken des Sohnes aber errichtete sie eine noch jetzt in Ehren gehaltene Stiftung, der zufolge an dem nach dem Todestage des Sohnes folgenden Sonntage eine kirchliche Feier an dem Grabe stattfindet, zwei arme Knaben neu gekleidet und die Schulkinder mit Schulsachen beschenkt werden. In von der Stifterin sinnig erdachter Weise tragen die beschenkten Knaben und die beiden ersten Schulmädchen dem Zuge der Kinder voran Kränze und hängen sie dann als Todtenopfer an die vier Marksteine des Grabes, statt der im Jahreslauf verwelkten und verwehten: ein Symbol der sich ewig erneuernden Erinnerung. Im nächsten Jahre nach des Sohnes Tode brach auch das treue Schwesterherz Charlottens, zu Bonn am Rhein.

So war Schiller todt, der Gatte und der Sohn todt, die Schwester gestorben — Caroline war vereinsamt. Ihr Herz, wie immer das Herz der Einsamen, kehrte sich zum Glauben: „Das Licht auf Erden ist erloschen, nur das von oben kann auf mich herniederleuchten.“

So warf sie sich, nachdem sie geirrt, gelitten und geliebt, in die Arme der allerbarmenden Liebe.

Längere Zeit wohnte Caroline in Schiller's ehemaligem Gartenhaus in Jena.

Als dies für anderweite Zwecke bestimmt war, zog sie auf ein auf der Nordseite der Stadt vor dem Thore gelegenes Landgut (das sogenannte Meister'sche Gut), das noch heute mit ihrer Gedenktafel geziert ist. In dem Gärtchen am Hause wandelte sie oft am Arme ihrer treuen Dienerin. Und ich erinnere mich aus meiner Kinderzeit, als mich der Weg in meiner Eltern Garten oft dort vorbeiführte, des tiefen Eindruckes noch, den die ehrwürdige Greisin auf den Knaben, der weder die Bedeutung, noch das Schicksal der Frau kannte, blos durch ihre äußere, ehrfurchterweckende Erscheinung machte. Ihr Leben nährte und fristete sich an den großen Erinnerungen aus ihrer Vergangenheit, von denen sie einen Theil niederlegte in ihrem Leben Schiller's.

Fürsten- und Gelehrtenhuld umgab sie. Indeß starben nacheinander alle ihre großen Freunde und Freundinnen. Unter den Ersten der Großherzog Karl August, dann bald auch der große Meister Goethe — und als im Beginn des Jahres 1847 auch ihr Herz brach — war sie die letzte Todte aus Weimars großer Zeit. Auf dem Friedhof zu Jena ruht das irrende, leidende und liebende Herz Carolinens, drei Meilen gen Westen in der Fürstengruft zu Weimar ruht das Herz ihres großen Freundes Schiller, aber weit entrückt an den Ufern des Rheines ruht Charlotte. Die einst im Leben Eins gewesen in der Liebe, sie sind im Tode weit voneinander getrennt. Und doch haben sie alle Drei eine gemeinsame Ruhestätte — in dem Herzen des deutschen Volkes.

Wie im Volksmund lebt die Sage vom Grafen von Gleichen, also wird nach Jahrhunderten noch im Herzensschooß des deutschen Volkes die Sage erklingen von der Dreieinigkeit ihrer edlen Seelen.

Fr. Helbig.

Blätter und Blüthen.

Das Vaterhaus Don Juan's von Oesterreich — ist der Regensburger Gasthof zum goldenen Kreuz, der seit mehr als drei Jahrhunderten besteht. Kaiser Karl der Fünfte scheint nicht nur während der Reichstage, sondern auch außerdem gern in demselben verweilt zu haben, denn ihn zog dorthin die schöne Barbara Plumberger, welche die Mutter des Don Juan d'Austria geworden ist. Bekanntlich wurde dieser Halbbruder Philipp's des Zweiten in Spanien und als Spanier erzogen und zeichnete sich als einer der größten spanischen Helden zu Land und Meer aus. Die Ausrottung der Morisken in Spanien, die Vernichtung der türkischen Seemacht bei Lepanto und die Eroberung von Tunis sind seine berühmtesten Thaten. Philipp's des Zweiten Mißtrauen, daß er nach einem eigenen Throne strebe, brachte vieles Leid über ihn; dies und sein ruheloses Leben, oder auch Gift, verursachten seinen frühen Tod. Er starb, noch nicht dreiunddreißig Jahre alt, im verschanzten Lager bei Namur, 1578, als Statthalter der Niederlande. Sein Leichnam ruht neben dem seines Vaters, Karl's des Fünften, im Escurial. Sein deutsches Geburtshaus aber ist in diesen Tagen mit seinem wohlgelungenen Portraitmedaillon und folgenden altdeutschen Versen in Spruchbändern geziert worden:

In diesem hauss vonn alter art
Hat oft geruet nach langer fahrdt
Herr **Keyser Carl der fünfft** genandt,
In aller welt gar wol beckhannt,
Der hat auch hie zue gueter stundt
Gekusset einer Jungkfraw mundt.

Dieselb die hiess bey fern vnnd nah
Man nur die scheene **Barbara**,
Ir Stamm war pieder, schlicht vnd recht,
Plumberger schrieb sich dass geschlecht,
Dem bracht des Keysers Lieb vil leid,
Doch trost vnd Heil der Christenhait.

Dann drauss erwuchs, dem Vatter gleich,
Der **Don Juan vonn Oesterreich**,
Der bey **Lepanto** inn der schlacht
Vernichtet hat der Türckhenn Macht,
Der Herr vergelts Ihm alle zeit
So yetz wie auch inn Ewigkheit.

Weil aber solch ain thewrer Heldt
Vnd Retter fuer dy gantze welt,
Zue **Regenspurg** geporen war,
So stellt sich hie sein bildtnuss dar,
Ir wisst nun, was Ir wissen solt,
Erzelt es weiter wann Ir wolt!

Solchen Häuserschmuck, der dem Volke die Geschichte vermittelt, es an große Ereignisse, Thaten und Menschen erinnert, sollte keine Stadt und kein Ort vermissen lassen, der dadurch ausgezeichnet ist; hier ist ein Feld für die bildenden Künste, würdiger und nützlicher zugleich, als die ewige Fürsten- und Heiligen-Verherrlichung.

Ein deutscher Schneider als Lord-Mayor der Londoner City. Zur höchsten Magistratswürde des britischen Reichs, zur Würde eines Lord-Mayors von London, wurde am 29. September der Alderman Philipps gewählt. Die große, reiche, erleuchtete und unabhängige Körperschaft der City Londons hat sich nicht gescheuet, einem Manne Macht und Einfluß zu übertragen, welcher vor etwa fünfunddreißig Jahren als deutscher Schneidergeselle nach London gekommen, vor dreißig Jahren noch daselbst mit Glas hausiren gegangen war und nun als Lord-Mayor einen Einfluß übt, um welchen so mancher Fürst ihn beneiden möchte. Philipps unternahm später ein Geschäft mit Stickwolle, erwarb dabei ein großes, ja ungeheures Vermögen und wußte nicht nur durch die allmählich nachgeholte Bildung, sondern auch durch seine geschäftliche Noblesse und Gewissenhaftigkeit, durch seine mercantile und communale Intelligenz so sehr die Achtung zu gewinnen, daß die größte Corporation des Königreichs ihm den höchsten Beweis des Vertrauens gab, als sie ihn mit einem Amte betraute, das zuweilen an Wichtigkeit den Obliegenheiten eines Gesetzgebers gleichkommt. Philipps ist aber nicht nur ein Deutscher, sondern auch ein Jude, und dieser Triumph der Humanität ist um so höher anzuschlagen, als es noch nicht hundert Jahre her sind, als die City das Parlament nöthigen wollte, die Toleranz-Acte zu widerrufen und den Juden die Naturalisation zu verweigern. Nach drei Generationen feiert die bürgerliche und religiöse Freiheit ihren Triumph und die City verleihet einem Juden und Deutschen die höchste Würde, die sie zu vergeben hat. Den 29. September 1855 sah London den ersten Juden und nach zehn Jahren den ersten deutschen Juden als — Lord-Mayor.

Werke der Barmherzigkeit. Sie brachten in Ihrem geschätzten Blatte vor Kurzem einen sehr interessanten Bericht über die Organisation des „Rauhen Hauses“ zu Hamburg. Es wird nicht ganz uninteressant sein, das Wirken eines Vereins zu schildern, der auch Werke der Barmherzigkeit übt, ohne daß er für eine bestimmte dogmatisch-kirchliche Richtung Propaganda macht. In Oberhessen, wo sich, nebenbei bemerkt, im ehemaligen Kloster Arnsburg auch eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder ganz nach dem Vorbild des Rauhen Hauses befindet, zieht sich zwischen kurhessischem, nassauischem und preußischem Gebiet ein schmaler hessen-darmstädtischer Landstrich hin, das sogenannte Hinterland. Die Bewohner desselben sind großentheils arm, denn die bergigen Grundstücke liefern nur geringen Ertrag und die Leute müssen sich durch Fuhren für die an der Lahn, der Dill, der Eder u. a. w. etablirten Eisenhütten, durch Verkohlen von Holz, Taglohn in der Wetterau und am Rhein, Stricken u. dergl. zu ernähren suchen. Es kann bei dieser Lebensweise nichts Seltenes sein, daß Kinder hier und da keine rechte Erziehung erhalten. Um den dadurch hervorgerufenen Uebeln zu steuern, hat sich ein Verein gebildet, der sehr praktisch für die Erziehung dieser verwahrlosten Kinder sorgt. Er schließt Verträge mit tüchtigen Bauern, Handwerkern etc., die ein Herz für ein derartiges Kind haben, ab, giebt ihnen die Kinder in Pflege und bezahlt für dieselben vierzig Gulden jährlich. Die Kinder werden dafür in die Schule geschickt, gekleidet, genährt und erhalten diejenige Erziehung, die sich für ihre Verhältnisse schickt. Aber sie werden nicht zu orthodoxen scheinheiligen Betbrüdern und Betschwestern abgerichtet. Das Mittel ist so einfach und dabei so gut, es hat schon so schöne Früchte getragen, obwohl es erst wenige Jahre angewandt wird, daß man es allen Menschen, welche sich für die armen verlassenen Kinder interessiren, mit gutem Gewissen empfehlen kann, denn es empfiehlt sich selbst und dient nicht zum Verkleistern anderer, schließlich nach Rom hin führender Zwecke.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 45. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Dorfcaplan.

Erzählung aus Oberbaiern nach einer wahren Begebenheit.

Von **Herman Schmid.**

Es ist lange her, wohl in die sechzig Jahre.

Die erste Frische eines thauigen Augustmorgens lag auf dem weiten Thale, in dessen Mitte der Innstrom aus den Tirolerbergen lustig blitzend heranbrauste; drüben am andern Ufer stieg aus dem buschigen Vorland das Wildkaiser-Gebirge mit seinen vielzerklüfteten, kahlen und wettergrauen Felsschrofen wie eine trotzige Grenzmauer empor, während herüben anmuthiges Bergland, abwechselnd mit grünen Matten, gelben Saatfeldern und dunklen Waldstreifen, sich immer höher und höher hinanzog, bis, dem Nachbar gegenüber beinahe ebenbürtig, der Wendelstein sein ruhiges Haupt so fest und klar in die wolkenlose sonnenschimmernde Morgenbläue hinaustrug, als wär' es das eines Wächters, der mit dem ersten Strahle auf seinem Posten ist, das schöne Gelände zu überschauen, das sich ihm vertrauend an die Felsenbrust geschmiegt.

So früh es war, regte es sich doch schon allenthalben im Dorfe und in den Gesang der Schwarzamsel, die aus dem Laubdach eines Geheges von Apfelbäumen hervorpfiff, mischte sich der Klang fröhlicher Menschenstimmen; lachende oder singende Töne, die in den Kehlen wach zu werden schienen, wie in den Zweigen die Vögel. Die Thüren der Häuser öffneten sich schon; dort trat der Bauer heraus und blickte mit wohlgefälligem Lächeln und Nicken nach dem Prachtwetter, das sich zum Feste gemacht hatte und wohl auch auf ein paar Tage länger für den Kornschnitt auszudauern versprach; hier huschte eine Dirne im luftigen Morgenanzug nach dem Stalle, damit die Arbeit sicher gethan sei, wann das Zeichen der Feier ertöne, und daneben stürmte jubelnd ein Paar kräftiger Knaben zum rauschenden Röhrenbrunnen, um Kopf und Brust in der bergfrischen Quelle zu baden.

In der Mitte des Dorfs, wo die Pfarrkirche ihr verwittertes Gemäuer aus den Gräbern und Kreuzen des kleinen Friedhofs erhob, war es am lautesten und der Gesang von zwei Mädchenstimmen schwebte heiter und spielend durch das Gras und über die wenigen Blumen auf den ländlichen Hügeln; die Töne waren wie Schmetterlinge, welche ihren kurzen Erdentag verzaukelten, unbekümmert um Tod und Ewigkeit, unbekümmert um den Boden, dem die Blume entsprossen, mit der sie spielen.

Der Gesang kam von einem stattlichen, steingemauerten Gebäude her, das sich mit städtischbreiten und vornehmen Fenstern längs der Kirchhofwand hinzog und an das sich in einiger Entfernung der mächtige Getreidstadel mit seinem altersbraunen Gebälke, in rechtem Winkel wie zum Schutze vorspringend, anschloß.

Das breite Stadelthor mit der Dreschtenne stand weit offen und auf dem festgeschlagenen Lehmboden war eine Schnitzelbank zum Sitze der Sängerinnen bereitgestellt.

Die eine derselben saß auf der Bank; das Haupt leicht vorgeneigt, die Hände im Schooße gefaltet, sang sie mit lauter frisch tönender Stimme vor sich hin und ließ die andere gewähren, welche, mit tieferer Stimme und leiser in den Gesang einfallend, vollauf damit beschäftigt war, das reiche nußbraune Haar der Cameradin in gleiche Zöpfe abzutheilen, sie mit schmalen rothen Bandstreifen zu durchflechten und zuletzt obenauf ein stattliches Krönlein von Silberzindel mit schwankenden bunten Glassteinen zu befestigen.

Die Sitzende war jung und hübsch; ihr Anzug, wenn auch noch unvollendet, bestand aus dem rothen Rock mit den weißen bauschigen Aermeln und der durchscheinenden Florschürze, wie damals noch die Mädchen als Bräute und bei andern feierlichen Gelegenheiten, als Kränzeljungfern bei Hochzeiten oder als Prangerinnen am Frohnleichnamsfeste, zu tragen pflegten. Es war eine schlanke, frische Mädchengestalt mit wohlgeformtem, freundlichem Angesicht, an dem außer einem Paar besonders rosiger Lippen auf den ersten Blick nicht viel des Besonderen zu gewahren war; aber die Stimme klang weich und lieblich, und wenn die braunen Augen sich von dem Florband emporhoben, mit dem die Hände tändelten, so war es, als sei das gar nicht mehr das vorige Antlitz, es glänzte so eigen darin und so wunderbar, wie wenn einem Wandrer, der tagelang durch Bergesöden und finstere Tannenwaldung dahingeschritten, da er um eine Ecke biegt, plötzlich aus der Tiefe, von Buchenlaub eingerahmt, ein dunkler verschollener Bergsee entgegenglänzt.

Das ihr dienende Mädchen war älter und mochte wohl nie erlebt haben, daß viele Bewerber um ihrer Schönheit willen sich den Rang abgelaufen; aber der Ausdruck in ihren Zügen war gutmüthig und sie schien es nicht schwer zu tragen, daß des Lebens reichere Hälfte abgeblüht hinter ihr lag.

Die Mädchen sangen:

Zwei schneeweiße Täuberln
  Flieg'n über mei' Haus
Und der Bue, der mir b'schaffen is,
  Bleibt mir nit aus!

Und den Bub'n, der mir b'schaffen is,
  Den kennet i' gern
Und es wird's do' koa' Blinder
  Koa Buckleter wer'n!

Eben hatten die Mädchen den Jodler begonnen, der nie fehlend sich den Gesängen des Landvolks anschließt, als der Wechselgesang ihrer wohllautenden Stimmen durch eine dritte unterbrochen ward, welche auf diese Benennung keinerlei Anspruch machen durfte. Neben der Scheune hatte das letzte Fenster des steinernen Gebäudes sich geöffnet und ein ältliches städtisch gekleidetes Frauenzimmer lehnte sich heraus.

„Wollt Ihr wohl schweigen mit Eurem einfältigen Gesang!" rief sie zankend. „Schickt sich das in aller Frühe? In der Nähe des Friedhofs und der Kirche?"

„Warum soll sich's nit schicken, Fräulein Amelie?" erwiderte die Jüngere und wandte den Kopf mit schelmischem Lachen nach der Zürnenden. „Die Todten im Freithof schlafen gar gut, die macht's nit irr, wenn man ihnen eins vorsingt, das ihnen vielleicht einmal selber Freud' gemacht hat, und wann's was Unrechts wär', neben der Kirch' zu singen, thät's unser lieber Herrgott gewiß nit leiden, daß sich die Grasmuck' dort gerad' mitten über's Portal setzt und drauf los singt, als wenn die ganze Kirch' wegen ihr da wär'. . . Ist ja noch kein Gottesdienst in der Kirch'. . ."

„Du bist eine Raisonniererin, Fränz," entgegnete das Fräulein, „ich kenne Dich schon, und wenn Du nicht still bist, werde ich's Seiner Hochwürden, dem Herrn Pfarrer, sagen! Hast Du nichts Gescheideres zu thun? Giebt's keine Arbeit mehr im Haus? Schickt sich das für eine Bauerndirn', daß sie sich putzt wie ein Pfau und stundenlang frisiren läßt?"

Ueber die Züge des Mädchens flog ein leichtes Roth, halb der Erregung, halb der Beschämung. „Die Arbeit ist längst geschehn," sagte sie dann, „ich bin schon vor Tag hinaus in den Anger und hab' Grünfutter hereingeholt für die Kühe; was es sonst giebt, das will da die Kathrin' für mich verrichten ... und das bissel Putzen darf mir die Fräul'n nit übelnehmen, sie weiß ja, daß ich eine von den Kranzeljungfern sein muß, heut bei der Priminz. . ."

Das Fräulein warf das Fenster zu und rief noch einige Worte. . . „Jawohl," klang es, „möcht' auch wissen, wie Du dazu kommst . . ." mehr war nicht zu verstehen.

Das Mädchen erröthete noch tiefer, senkte den Blick unbeweglich in den Schooß und schwieg. Die Genossin dagegen fuhr desto emsiger in ihrem Geschäfte fort. „Laß' Dich nit anfechten, Franzi," sagte sie dann, als ihr die Stille unbehaglich ward, „die Fräul'n red't gar viel, wenn der Tag lang ist; sie müßt' keine Pfarrerköchin sein, wenn sie nit zanken thät'! Derentwegen wirst Du doch die Schönste sein von alle Jungfern. . . Das aber kann ich selber nit laugnen, Franzi, daß ich auch für mein Leben gern wissen möcht', wie Du zu der Ehr' kommen bist. Der Moosrainer Isidor . . . will ich sagen, der hochwürdig Herr Priminziant ist der reichste Bauernsohn im Dorf und zu den Kranzeljungfern werden sonst immer nur die reichsten und fürnehmsten genommen."

„Ich weiß wohl, Kathrin," sagte Franzi, „ich bin nur eine arme Bauerndirn', aber wie ich dazu 'kommen bin, das kann ich Dir schon sagen . . . Du weißt es halt nit, daß ich nit da im Dorf daheim bin; ich weiß selber nit recht, wo ich mei' Heimath hab' . . . ich bin als ein klein's Kind zu München drinn' vor eine Kirchenthür hingelegt worden, die Stadt hat mich haben müssen und hat mich auf's Land 'geb'n in die Kost. Da hat mich die Moosrainerin g'sehn und weil sie kein Kind gehabt hat und der Isidor bald fortgesollt hat in die Studi, hat s' mich in's Haus genommen und aufgezogen wie ihr eigenes Kind. . ."

„Was Du mir nit sagst!" rief Kathrin und hielt vor Verwunderung im Haarflechten inne. „Wie bist aber nachher als Dirn' in den Pfarrhof 'kommen? Da wär' ich doch lieber auf dem Moosrainerhof, als bei dem städtischen Zankeisen . . . Verzeih' mir's Gott, wenn's eine Sünd' ist, aber die Fräulen ist einmal gar bös!"

„Ja, ja, sie ist wohl scharf und hitzig," erwiderte Franzi mit begütigendem Lächeln, „aber ein gutes Herz hat sie doch und wie sie mit ihrem Herrn Vetter hierher 'kommen ist auf die Pfarr und hat mich g'sehn, da hat s' gleich ein besonderes Wohlgefallen an mir gehabt und hat nit geruht, bis die Moosrainerin Ja gesagt und mich ihr überlassen hat. Und so ist's kommen; ich bin mit dem Isidor schier aufgewachsen wie ein Geschwister, und wie er jetzt ein geistlicher Herr worden ist, hat's die Bäurin und der Bauer nit anders g'than, als daß ich als Kranzeljungfer dabei sein sollt . . . und der Isidor hat's auch selber verlangt!"

„Um so größer ist die Ehr'," sagte Kathrin und nahm das Brautkränzel, um es in den nun völlig geflochtenen Haaren zu befestigen.

„Freilich wohl," erwiderte Franzi und lächelte still beglückt vor sich hin, „was mich aber am meisten dabei freut, ist, daß der Isidor noch an mich gedenkt hat. Er ist wohl alleweil gut mit mir gewesen und freundlich, es ist lang her, viele Jahr, daß ich ihn nimmer g'sehn hab', er ist ja alleweil fortgewesen, ich kann mir schier gar nit einbilden, wie er jetzt aussehn muß . . . aber daß er das gute Herz noch hat, wie damals, das weiß ich wohl, sonst hätt' er mich nit zur Kranzeljungfer verlangt. . ."

Kathrin nestelte an dem Krönlein herum; Franzi hielt einen Augenblick inne, dann aber lachte sie lustig und glockenhell auf, wie man wohl zu thun pflegt im Vergnügen über einen plötzlichen heitern Gedanken.

„Was lachst?"

„Nein', es sind nur Dummheiten," sagte Franzi, etwas zögernd. „Wie Einem so was nur einfallen kann! Hab' ihn jetzt eben leibhaftig vor mir gesehn, den rothbackigen Buben mit dem braunen Krauskopf, wie er mit seinem kleinen Wägerl, das er sich selber geschnitzt hat, auf dem Rasenplatz im Moosrainerhof herumfuhr und nicht nachgab, bis ich mich hineingesetzt hab' und hab' mich von ihm herumkutschiren lassen. . . Dabei hatt' er ein Kränzel gemacht aus Haselblättern, die hatt' er mit den Stielen aneinandergesteckt und setzt' mir das Kränzel auf und sagte, so wollt' er mich herumfahren, wenn ich erst einmal seine Bäurin sei. . ."

„Das ist freilich anders 'kommen," entgegnete Kathrin, „ein Kränzel hast wohl auch gekriegt von ihm, aber das rechte nit! Wer weiß, vielleicht wär's gescheidter gewesen, er wär ein Bauer 'worden und hätt' Dich geheirat't frisch vom Fleck weg. . ."

„Aber, Kathrin!" rief Franzi und wandte sich mit einer Geberde des Schreckens und einem Blick des Vorwurfs nach ihr um. „Wie kannst so was nur denken, geschweig' sagen . . . das ist ja frevelhaft!"

„Was soll dabei Frevelhaftes sein?" entgegnete die Andere trocken. „Seinem Vater, dem alten Moosrainer, wär's gewiß nit zuwider g'wesen, wenn's so 'gangen wär' . . . ich hab' davon läuten hören, daß es ihm schwer genug fallt, daß sein einziger Sohn ein Geistlicher worden ist und daß der schöne schwere Hof, wenn er einmal die Augen zumacht, verkauft wird und in fremde Händ' kommen soll. . . Meinetwegen aber, mir kann's recht sein, ich werd' doch nit Moosrainerbäurin und die Kranzeljungfer ist fertig und den möcht' ich sehen, der was an ihr auszusetzen hätt'!"

Die Geschmückte erhob sich und blickte befriedigt in die Spiegelscherbe, welche die bäurische Zofe ihr reichte und sie dabei an den Schultern herumdrehte, um sie von allen Seiten zu beschauen. „Es thut's wohl," sagte sie lächelnd, „und ist auch Zeit, daß ich mich auf den Weg mach'! Behüt' Dich Gott, Kathrin," fuhr sie fort, indem sie der Genossin beide Hände hinstreckte, „ich dank' Dir schön für Deine Müh' und laß Dich's halt nit gar zu stark verdrießen, daß Du daheim bleiben mußt . . . ich bring' Dir schon was Rechtes mit vom Bescheidessen. . ."

„Ja, ja," sagte die Magd lachend, „es ist nit das erstemal und wird nit das letztemal sein, daß ich daheim hock . . . sorg' nur, daß Du selber recht vergnügt bist und mir nachher viel erzählen kannst. Sie wandte sich dem Hause zu, an der Schwelle aber blieb sie stehen und blickte der Forteilenden nach, bis sie hinter der Mauerecke verschwunden war. „Ein gutes Leut, die Franzi!" sagte sie vor sich hin. „Was wohl aus ihr werden wird? . . . So viel ist auf jeden Fall gewiß, eine schönere und richtigere Bäurin hätt's nit geben können für den Moosrainerhof."

Das Mädchen schritt indessen fort, durch das schmale Kirchhofgäßchen auf den Dorfplatz und wollte sich der Schmiede zuwenden, die gegenüberlag, als sie mit einmal mit leichtem Aufschrei zurücktrat, denn das Hasel- und Hollundergebüsch am Wege rauschte auseinander und ein starker, stämmiger Bursche verstellte ihr den Weg. Der damals noch übliche braune Leibrock mit dem rothen Leibel und schwarzen Ledergürtel ließ ihm nicht minder gut, als die weiten Lederhosen, die blauen Strümpfe und der niedrige, breitkrämpige und breit bebänderte Hut. Aus der ganzen Erscheinung sprach wohlgeübte Kraft, nicht ohne einen Zug wilden und trotzigen Bewußtseins derselben.

„Was erschrickst' an mir?" sagte er in barschem und doch im Anschaun unwillkürlich etwas gemildertem Tone. „Fürchtest,

daß ich Dir an Deiner Schönheit was ruinire, zu der so lang' 'braucht hast ... Ich steh' schon eine Glockenstund' da und wart' ..."

„Wer hat Dir's geschafft?" erwiderte das Mädchen spitz. „Was geht Dich meine Schönheit an? Ich frag' Dich auch nit, wie lang' Du 'braucht hast, bis Du Dir den Ruß von Deiner Schmieden aus den Augen gewaschen hast!"

„Scheust Dich wohl vor'm Ruß?" sagte er lachend. „Hast es nicht nöthig; der Ruß ist gesund und macht eine feine, g'schmeidige Haut ... wirst es schon erfahren, wenn Du einmal in der Schmieden stehst ..."

„Weißt' das so gewiß?" fragte sie etwas unsicher entgegen.

„Ich will's wissen!" brauste er auf, „und in dem Augenblick will ich's wissen und drum hab' ich Dir den Weg abgepaßt, damit Du mir Red' und Antwort stehst ... Willst' mein Weib werden, Franzi? Sag' Ja — und in vier Wochen gehst Du wieder mit dem Kranzel ..."

Das Mädchen erröthete. „Ich muß wohl jetzt glauben, daß es Dir ernst ist, Vigili ... Dein Antrag ist für mich eine große Ehr' und Du bist auch ein ordentlicher Mensch, ein herzensguter Mensch, aber auch wild und jähzornig, daß Du Dich selber nimmer kennst ..."

„Das ist nit wahr! Das hat Dir Jemand eingeblasen, der mir feind ist! Nenn' mir den schlechten Kerl, ich brech' ihm das Genick ..."

„Was braucht's das?" sagte sie und maß ihn ruhig mit den klugen und doch so feurigen Augen. „Bist nicht schon wieder in der Höh' wegen ein paar Worten? Kannst Du's leugnen, daß Du dem Gesellen den Hammer an den Kopf geworfen hast, daß er viele Tag' hat liegen müssen? Die Leut' sagen gar," fuhr sie näher tretend und leiser fort, „Du hättest im Zorn Deine Hand aufgehoben gegen Deine eigene Mutter, Vigili, gegen Deine eigene Mutter ... Was hätt' da Dein Weib zu erwarten, ein Weib, das Dir nichts in's Haus gebracht hätt' obendrein ...?"

„Es ist Alles wahr," sagte der Schmied finster, „und doch ist es wieder nicht wahr ... wenn Du nur wolltest, Du würdest sehen, daß ich die gute Stund' selber bin ... Verflucht!" fuhr er, sich unterbrechend, auf, „da kommen die Andern ... ich komm' wieder nicht zu End' mit Dir ... versprich mir wenigstens, daß Du mich heut noch anhören, daß Du den Ersten mit Niemand Anderm tanzen willst, als mit mir ..."

„Ich muß wohl," erwiderte sie mit etwas gezwungenem Lächeln, „sonst gehst' mir doch nit aus dem Weg."

Grüßend kam ihnen die Schmiedin im höchsten Feiertagsstaat sammt den drei andern Kranzlerinnen entgegen.

Inzwischen war es auch auf dem Moosrainer Hofe, dem Mittelpunkte der heutigen Festlichkeit, schon laut und lebendig geworden. Die Thür des Hauses, die Fensterrahmen und die Geländer der in jedem Stockwerk das Haus umziehenden Galerien waren mit Gewinden aus Eichen- oder Buchenlaub bekränzt und einige Schritte weiter, am Eingange des Gehöftes, waren noch einige Knechte eifrigst beschäftigt, die dort errichtete Triumphpforte aus grünem Tannenreisig mit Streifen von Goldpapier zu umflechten und mit den schönsten Blumen zu bestecken, die nebenan in dem kleinen Hausgärtchen an verspäteten Nelken oder verfrühten Astern zu haben waren. In dem spitzen Giebel der Pforte prangten aus ähnlichem Geflecht die Ziffern der Jahreszahl, die Anfangsbuchstaben des Namens und in der Mitte dazwischen ein goldener Kelch, zum Wahrzeichen, daß dem Hause Heil widerfahren sei und ein Sprößling desselben als neugeweihter Priester heute sein erstes Meßopfer darbringen werde.

Im Hofe fanden sich allmählich immer mehr Festgenossen und Neugierige ein; drinnen aber im Hause, in der großen Wohnstube, warteten die Eltern des Primizianten auf den Beginn der für sie doppelt wichtigen Feierlichkeit und Niemand wagte, sie in der stillen Sammlung dieser vorbereitenden Augenblicke zu stören.

Der Vater, eine hagere Gestalt mit scharf geschnittenem, ernstem Gesicht wandelte in abgemessenen Schritten die sonntagsstille, sonnenbeschienene Stube hin und wieder. Nur manchmal, wie in tiefen Gedanken, fuhr er sich mit der hohlen Hand über die klugen grauen Augen und die mächtige Vogelnase oder über den kahl gewordenen Scheitel, als wollte er dessen einstigen Lockenreichthum glätten, von dem fast nichts übrig geblieben war, als vorn gegen die Stirn ein schneeweißer Schopf, dessen Kräuslung erkennen ließ, daß unter ihnen die Gedanken nicht minder kraus und eigen durcheinander gingen.

Die Mutter, eine behäbige, wohlbeleibte Frau mit weichen, aber verschwommenen und gealterten Zügen, mit weißem Haar, das unter der festtäglichen, schwarzen Schaube hervorleuchtete, saß am breiten Ecktisch, den Rosenkranz in den Händen und das Gebetbuch mit den mächtig großen Buchstaben vor sich aufgeschlagen; auch sie schien aber, wenn sie betete, in ein mehr innerliches Gebet versunken, denn die Blätter des Buches regten sich nicht und die Korallen des Rosenkranzes lagen regungslos in ihrem Schooß.

Nichts war in der Stube zu hören, als der Schlag der großen Schwarzwälder Uhr, oder das Summen einer Fliege an den sonnenhellen Fensterscheiben, oder das Athmen des großen Haushundes, der, für heute seines Wächteramtes enthoben, sich's unter der Ofenbank bequem gemacht hatte.

Die Uhr hob jetzt rasselnd zum Stundenschlage aus; da klappte die Bäuerin das Gebetbuch zu und erhob sich. „Es ist bald Zeit, Alter," sagte sie, „schau' nur, was für eine Menge Leute schon da draußen versammelt ist ... was meinst Du, sollen wir's dem Herrn nicht sagen, daß er sich bereit machen soll?"

„Hast schon wieder Angst, daß er sich verspätet?" rief mit gutmüthigem Spotte der Bauer. „Wirst halt auch Deiner Lebtag nimmer anders! Am Hochzeitstag vor vierzig Jahren hast Du so getrieben und pressirt, daß wir zu früh in die Kirch' 'kommen sind und haben warten müssen, bis der Meßner mit dem Schlüsselbund gerennt 'kommen ... Doch ich will Dir nachgeben, wir wollen alle Zwei miteinander hinaufgehen und sagen, daß es an der Zeit ist — aber ich mein', ich hör' was draußen vor der Thür ... Schau, schau, dasmal bist' doch zu spät 'kommen ..."

„Blos durch Deine Schuld!" rief schmollend die Alte, während schon die Stubenthür sich öffnete und der Erwartete eintrat. Es bedurfte nicht viel, um in ihm den Sohn des Hauses zu erkennen; als solchen verrieth ihn trotz des langen, schwarzen Rockes, den er trug, der kräftige, dem Vater ähnelnde Gesichtsschnitt und das krause, dunkle Haar, um den Mund aber schwebte etwas von dem weichen Wesen der Mutter und die blauen Augen waren vollends von ihr. Der junge Priester war eine freundliche Erscheinung; auf seiner breiten Stirn schien ernstes Denken zu hausen, aus dem Blick leuchtete Milde, um die Lippen spielte die Gabe wohlwollender Ueberredung.

„Guten Morgen, Hochwürden Herr Sohn," rief mit tiefem Knix die Mutter, indem sie nach seiner Rechten haschte, einen ehrerbietigen Kuß darauf zu drücken; der Sohn hatte Mühe, ihr zu wehren.

„Ich sag' nit so," sagte der Moosrainer, „aber ihr Weiberleut' müßt halt Alles übertreiben. Für mich bist Du mein Sohn, wie vor und eh', und wann Du Bischof wärst ... ich wär' doch Dein Vater, und wenn mir was nit recht wär' an Dir, ich nehmet' mir kein Blatt für's Maul und thät Dir's sagen, frisch von der Leber weg! ... Also, guten Morgen, Isidor — guten Morgen zu Deinem Ehrentag!"

„Recht so, Vater," erwiderte der Sohn, indem er die Hand des Vaters ergriff und schüttelte, „und so soll es immer zwischen uns bleiben — mögt Ihr immer mein Vater bleiben, wie es für mich keinen schöneren Augenblick giebt, Euch zu danken, daß Ihr es mir bis zu dieser Stunde gewesen ... nur durch Eure Güte und Liebe habe ich das Ziel erreicht, nach dem ich so sehnlich strebte ..."

„Red' nit davon, Isidor," rief Moosrainer, „ich hab' nit mehr gethan, als meine Schuldigkeit ..."

„Auch die Liebe ist Schuldigkeit," sagte der Sohn mit innigem Händedruck und aufleuchtenden Augen, „und doch wird sie zum größten Verdienst dem, der sie übt! Glaubt nicht, Vater, daß ich nicht wüßte, was es Euch gekostet hat, mir die Laufbahn nicht zu wehren, für die ich mich berufen glaube ... Ihr habt mir zu Liebe einen Lieblingswunsch aufgegeben ..."

„Nun ja ... freuen kann's Einen nicht, wenn man ein' solchen Hof hat und ein einzigs Kind und muß ihn in fremde Hände kommen lassen ... aber in die Ewigkeit kann ich den Hof ja doch nit mitnehmen, und Du hast es ernstlich so gewollt und des Menschen Willen ist sein Himmelreich! Also hab' ich wohl der Gescheidtere sein und hab' denken müssen, der nachgiebt, ist auch ein Mann!"

„Und glaubet mir, Vater — es ist besser so. Der Drang

nach Erkenntniß war einmal in mir . . . ich hätte zum Bauer nicht getaugt und wär' ein unglücklicher Mensch geworden . . ."

„Gott soll mich bewahren . . ." rief ernst der Bauer, „jetzt ist es nur an Dir, ich hab' nichts zu verantworten und will heut in Deiner ersten Meß recht von Herzens Grund beten, daß Du's auch rechtschaffen durchführst, wie Du ang'fangen hast . . . daß Du nit etwa in der Gruben an mich denkst und sagst: hätt' ich mein' altem Vater gefolgt!"

„Ohne Sorge, Vater," rief der Sohn feurig, „meine ganze Seele gehört meinem Berufe — nie kann ein Augenblick der Reue mich anwandeln . . ."

„Wär' auch wohl zu spät dazu," murmelte der Alte vor sich hin und strich sich den krausen, widerspänstigen Haarschopf; der Sohn überhörte es, denn die Mutter, die während des Gesprächs der Männer hinausgeeilt war, kam hastig wieder und meldete, wie schon der ganze Hof voll Menschen und wie eben auch noch die Kainzenhoferin angefahren gekommen sei mit ihrem Mann und mit all' ihren Kindern.

„Da kannst Du gleich zeigen, daß es Dich nit reut," sagte der Alte lachend, indeß der Sohn sich anschickte, vor's Haus zu treten. „Die Kainzenhoferin, das ist die Lies, die Bas', die ich Dir ausgesucht gehabt hätt', wenn Du Moosrainer Bauer 'worden wärst . . . weil bei Dir nichts herausgeschaut hat, hat sie sich um ein' Andern umg'schaut und hat den Hans geheirath' droben von der Kreuzalm — wirst Dich wohl noch besinnen auf ihn, seid ja miteinander in die Schul' gegangen . . ."

„Ja, so ist's," fuhr die Mutter redselig fort, „und sie hat's auch ganz gut getroffen mit dem Hans und ist eine Staatsbäurin . . ."

„Braucht keine Sorge zu haben um meinetwillen," sagte der Priester mit mildem Lächeln, „ich gönne die Liese dem Hans, aber es freut mich in tiefstem Gemüth, daß Ihr so munter seid, Vater . . . Gott erhalt' Euch den frohen Sinn!"

„Amen, Isidor . . . das ist ein gutes Wort!"

Der Moosrainer brauchte auch wirklich keine Sorge zu haben; mit heitrem, wohlgefälligem Blick überschaute der junge Priester die zahlreiche und festliche Versammlung, aber er blieb ruhig, auch als er vor der eben angekommenen Bauernfamilie stand, die zunächst am Eingang wartete und ein Bild darbot, wohl geeignet, Auge und Herz zu locken und zu halten.

Die Bäurin hatte auch ihr jüngstes Kind im Wickelkissen mitgebracht; es hatte während des Fahrens geschlafen, war dann aufgewacht und eben wieder zur Ruhe gesungen. Die junge Mutter, eine stattliche Frau mit angenehmen Zügen, hielt das Kleine auf dem Schooß; die beiden ältern Geschwister, ein Knabe und ein Mädchen, standen daneben und schauten das Kind mit neugierig vergnügtem Lächeln an. Der Bauer, eine kräftig gedrungene Gestalt, stand hinter der sitzenden Mutter, leicht über ihre Schulter vorgebeugt, sah in die auf ihn gerichteten Augen des Kindes hernieder und nickte ihm zu, und das erste Lächeln umspielte verklärend die kleinen Lippen.

„Siehst Du, sie kennt Dich schon, Vater! Sie lacht Dich an!" rief die Mutter.

„Sie lacht! Sie lacht!" jubelten die Geschwister und klatschten in die Hände.

Die Mutter aber hob das glückliche Auge auf und blickte in das über ihr hangende des Vaters und „Sie lacht ganz wie Du, Hans," sagte sie leise und verstummte, weil ihr die Thränen vorstürzten.

Der alte Moosrainer stand gelassen daneben, aber auch in seinen Augen begann es zu schimmern.

Isidor's Antlitz blieb unverändert; keine Regung zeigte sich darin, als das Wohlwollen des Menschenfreundes, der es zur Aufgabe seines Lebens gemacht, sich selbst vergessend ganz aufzugehen in der Thätigkeit für Andere. Durchdrungen und gehoben von dem gläubigen Gefühl der neuen Würde, trat er in den Kreis, der sich nun bildete. Männer und Jünglinge, Mädchen und Kinder sanken andächtig in die Kniee, damit er ihnen die Hand auflege und sie segne, denn es ist ein frommer Glaube, daß der Segen eines Priesters, der eben erst die Weihen empfangen, von besonderer Kraft sei und Etwas davon auf den Empfänger übertrage.

Die junge Mutter war die Erste, die sich herandrängte; über die Knieenden hin reichte sie das Wickelkind — der erste, der kräftigste Segen sollte dem schuldlosen Liebling werden. Mit stillem Vergnügen gewahrte und gewährte Isidor die mütterliche List und begann seinen Rundgang. Da waren fast lauter bekannte, wohlvertraute Köpfe und Gesichter, Greise, die Männer gewesen waren zu seiner Knabenzeit, junge Männer, die mit ihm unter den Büschen des Dorfes gespielt hatten und mit ihm nach der Schule, und wenn sie glücklich vorüber war, nach Wald und Wiese gewandert waren. Auch manches inzwischen erblühte Mädchengesicht war ihm bekannt, und als die Reihe an die mittlerweile herangekommenen Kranzjungfern kam, erinnerte er sich gar wohl an das freundliche Rundgesicht der Krämers-Babett, die ihm manche Tüte mit Leckereien zugesteckt hatte, und an die schmalen beiden Bäckerstöchter, die einander glichen schier wie ein paar Tropfen Wasser, und ihm immer besonders freundlich gewesen — es war seine Jugend, die ganze frohe Geschichte seines Dorflebens, die an ihm wie in Bildern vorüberzog.

Als die Letzte kniete Franzi in Andacht versunken, mit gefalteten Händen — sie erkühnte sich nicht zu dem Jugendgespielen empor zu blicken . . . diesem selber war die Erscheinung fremd — es mochte wohl irgend eine entfernte Verwandte sein, die von der Mutter eingeladen worden, die Zahl voll zu machen. Als er aber die Hände erhob und mit leichter Berührung auf den Kranz auf ihrem Haupte legte, da bebte sie innerlich zusammen, und wie die wohlbekannte Stimme den Segenspruch begann, da war es ihr unmöglich an sich zu halten — eine unwiderstehliche Gewalt zwang sie, die Augen aufzuschlagen . . . Der Priester stockte unmerklich, kaum eines Athemzuges Dauer, während dessen die Blicke Beider wie verwundert, fragend und grüßend in einander haften blieben . . .

(Fortsetzung folgt.)

Deutschland auf dem Meere.

Träumt nicht von Deutschland auf dem Meere,
Von Kampf mit Sturm und Wogenbrand,
Bevor Ihr Deutschlands Macht und Ehre
Gefestigt nicht auf festem Land;
Gezaubert wird von keinem Gotte
Aus Wellenschaum die Wellenbraut,
In Mühen wird die deutsche Flotte
Auf deutschem Boden nur gebaut!

Ein immergrünes Sinnbild werde
Die Tanne uns, der Zukunft Mast,
Hochstrebend hat tief in der Erde
Die zähe Wurzel sie gefaßt.
Von unten nur ringt durch nach oben,
Was ew'ge Dauer in sich trägt;
Das Werk allein kann sich erproben,
Das tief im Volke Wurzel schlägt!

Sei, deutsches Volk, von Muth durchdrungen,
Der deutschen Schiffe Zimmermann,
Und wenn dem Beil das Werk gelungen,
Dann faß' auch selbst das Steuer an;
Am Ruder darf kein Arm sich brüsten,
Der bis zur Knechtschaft sich vergißt,
Der freiheitsfeindlichen Gelüsten
Ein willenloses Werkzeug ist!

Der deutschen Freiheit heil'ges Zeichen,
Hoch über niedrigem Verrath,
Bis an die Sterne wird es reichen
Und zeugen für die deutsche That;
In diesem Zeichen muß sie siegen,
Des Himmels Mächte sind ihm hold,
Voran der deutschen Flotte fliegen
Soll stets das deutsche Schwarzrothgold!

Auf denn, aus Noth und Schmach zu retten
Das deutsche Volk und Vaterland!
Dann fallen auch des Ankers Ketten
Und jubelnd stoßen wir vom Strand.
Nach vorwärts kann der Kiel nur zeigen,
Wenn deutscher Wind die Segel bläht,
Und Deutschland wird zu Schiffe steigen
In seiner vollen Majestät!

Albert Traeger.



Germania auf dem Meere.

Nach einem Originalgemälde von Lorenz Clasen.

Gründe, wo sie sich anheftet, sind den Fischern unter dem Namen „Seewälder“ als treffliche Fischbänke wohlbekannt. Mit ihr in Gesellschaft finden sich eine Menge anderer Thiere, besonders aber eine prachtvolle, blendend weiße, große Feilenmuschel (Fig. 9), die erst durch die Schleppnetze der nordischen Naturforscher entdeckt wurde und von der ich hier die Abbildung der innern Seite einer Schale in halber Größe gebe. Die äußere Seite der dünnen Muschel ist mit feinen Längsstreifen geziert — die innere Ansicht zeigt das einfache Schloß und den Eindruck des einfachen Muskels, durch den die Schale geschlossen wird. Niemals haben sich beide Gesellen in seichterem Wasser gefunden, wenigstens nicht lebend. Aber im Fjord von Christiania giebt es Stellen, wo todte Augenkorallen in wenig Faden Tiefe noch auf dem Meeresboden wurzeln und todte Feilenmuscheln dazwischen herumliegen. Hier waren also einst tausend Fuß Tiefe mehr — Land und Meer hatten eine andere Gestalt!

Hier muß ich enden, obgleich noch so Vieles zu sagen wäre. Aber es genügt, gezeigt zu haben, daß die blaue Tiefe noch Manches birgt, von dem wir nur sagenhafte oder höchst unvollständige Kenntniß haben; daß dort unten ein nicht minder lebhaftes Schaffen und Treiben wirkt, als in anderen, zugänglicheren Regionen des Meeres; daß viele Fragen, welche die Wissenschaften von der Erde und vom Leben an uns stellen, dort noch ihre Antwort finden können und werden, und daß wir die Hoffnung nicht aufgeben dürfen, Antworten auf diese Fragen zu erhalten, sobald wir die Methoden vervollkommnen, die zu Resultaten führen können.

Eine Tochter Nürnbergs.

Der Flintensteinhandel. — Die „Märmel“ oder „Märbel“. — Die Märmelmühlen. — Die „Neustädter Reiterle“. — Die Papiermachéfabrikation. — Die Guttaperchaköpfe. — Die Terralithfiguren. — Die Täuflinge und die Papa- und Mamastimmen. — Die Holzschnitzerei. — Die Weißmacherarbeiten. — Geigen, Schnurren, Nußknacker, Drehorgeln. — Bewegliche Puppen und mechanische Spielwaaren. — Der Mustersaal. — Die „Herrgottle“. — Der Umsatz des Sonneberger Geschäfts. — Adolf Fleischmann. — Gefäße aus Terracotta in antiken Formen. — Helden- und Götterfiguren aus Terralith. — Siderolithwaaren in japanesischer Manier.

Ja, von einer Tochter der alten Reichsstadt wollen wir heute erzählen, von einer Tochter, die schon in früher Jugend alle schönen Tugenden der edlen Mutter sich zum Vorbilde nahm, um als reichgeschmückte Braut sich dem Thüringer Walde zu vermählen und als köstliches Juwel dieses reizenden Gebirges zu prangen.

Schon im Mittelalter wandte sich der umsichtige Blick des Nürnberger Kaufmannes nach den ihm zunächst gelegenen Theilen des südöstlichen Thüringer Waldes, wo der Reichthum an Holz willkommene Ausbeute an Pech und Kienruß verhieß und zahlreiche Wetzsteinlager dem Nürnberger Handel willkommene Artikel zuführten. In Folge dessen begann in Sonneberg, dem Mittelpunkt der jetzigen sogenannten Sonneberger Spielwaaren-Industrie, der im Meininger Oberlande am Fuße des Thüringer Waldes gelegen und seit einigen Jahren durch eine Zweigbahn mit der nur vier Stunden entfernten Nachbarstadt Coburg verbunden ist, schon vor Jahrhunderten eine rege Geschäfts- und Gewerbthätigkeit aufzublühen. Bereits in der Zeit von 1710—1740 besaßen viele Sonneberger Kaufleute Etablissements im fernen Auslande, in Stockholm und St. Petersburg, in Kopenhagen und Christiania, in Lübeck und London, ja in Moskau, Archangel und Astrachan.

In dieser ersten wichtigen Periode der Sonneberger Gewerbthätigkeit, während welcher dreißig Jahre Sonneberg neben seinem Vertrieb auch im fast ausschließlichen Besitze des Flintensteinhandels für die Heere Europa's war, schien noch ein neues schönes Gestirn über der Sonneberger Industrie aufzugehen. Die Berchtesgadner Emigranten nämlich, durch ihre kunstfertigen Schnitzereien in Holz, Knochen und Elfenbein schon damals in hohem Ansehen, baten um Aufnahme in den Sonneberger Industriebezirk, und die Sonneberger Kaufleute suchten ihre Ansiedelung nicht nur aus religiösen, sondern auch aus mercantilen Interessen auf alle mögliche Weise zu betreiben. Allein der neue Hoffnungsstern für die weitere Hebung der Sonneberger Industrie sollte gar bald verbleichen vor einer dunklen Wolke, welche über dem grünen Regierungstische der Residenz Coburg aufstieg, zu welchem kleinen Gebiete Sonneberg bis zum Jahre 1735 gehörte, wie überhaupt Sonnebergs Blüthe sehr zu kränkeln anfing. Erst Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, jener wahrhaft praktische und für das Wohl seines Landes unermüdlich besorgte Fürst, suchte durch die Ertheilung eines besondern Privilegiums, des sogenannten Sonneberger Privilegiums, im Jahre 1789 die Sonneberger Industrie wieder zu heben.

Während die Berchtesgadener Schnitzerei für das Meininger Oberland damals verloren ging, wurde doch durch Salzburger Emigranten vom Untersberg der Sonneberger Industrie ein neuer Handelsartikel zugeführt, welcher, an sich klein und unscheinbar, trotzdem von Interesse wurde und später zu hoher Wichtigkeit für den Sonneberger Verkehr gedieh. Es sind dies die in der Kinderwelt aller Zonen so beliebten Märmel oder Märbel, deren Namen in den verschiedenen Gegenden Deutschlands bekanntlich sehr verschieden sind.* Kinder und erwachsene Personen geben den zu den Märmeln geeigneten Kalksteinen durch Schlagen eine solche Form, daß dieselben in den von Bächen getriebenen sogenannten Märmelmühlen, deren sich bei Sonneberg und in dessen weiterer Umgebung vierundzwanzig finden, in kurzer Zeit in Kugelgestalt verwandelt werden können. Man nimmt an, daß jährlich wenigstens dreißig Millionen Märmelkugeln fabricirt werden, welche theils in ihrer rohen Gestalt, theils farbig und polirt nach allen Theilen der Erde versendet werden. In neuerer und neuester Zeit hat dieser Artikel zu der Fabrikation schöner Kiesel- und Jaspiskugeln und ebenso zu der Herstellung prachtvoller Porzellanmärmel und äußerst kunstvoller Glasmärmel geführt.

Außer zum Theil freilich noch sehr roh geschnitzten Holzspielwaaren der verschiedensten Art und den eben genannten Märmeln verfertigte man schon im vorigen Jahrhunderte auch Figuren aus einer plastischen Masse, die unter dem Namen „Teig“ bis auf den heutigen Tag bekannt ist und aus einer Mischung von Schwarzmehl und Leim besteht. Dieser Teig wird jetzt noch bei der Fabrikation eines der ältesten ordinären Artikel, der sogenannten „Neustädter Reiterle“, angewendet, indem die Bossirer die Glieder der Figur, deren Körper der Schnitzer aus Holz darstellt, aus freier Hand aus dieser Masse verfertigen. Die Bossirer bildeten bis vor wenigen Jahren, wo die Segnungen der Gewerbefreiheit in's Land gezogen kamen, eine besondere Zunft, deren Mitgliederzahl durch eine Verordnung in gewisser Weise eine bestimmte Höhe nicht überschreiten durfte. Auch die sogenannten Maler, welche den von den Bossirern und Schnitzern gefertigten Artikeln ein buntes Colorit geben, waren in früherer Zeit zünftig.

Das große Verdienst, die Papiermachéfabrikation vor etwa fünfundvierzig Jahren von Paris nach Sonneberg übergeführt zu haben, gebührt dem vor einigen Jahren verstorbenen wackeren Friedrich Müller aus Sonneberg, dem Gründer der Firma Fr. Müller und Straßburger daselbst. Die Papiermasse besteht aus einer Verbindung von Papierfaser, einem auf den Massemühlen fein gemahlenen Sande oder der sogenannten Drückmasse und aus schwarzem Mehle, wozu als Bindemittel noch Leim beigegeben wird. „Modelleure“ fertigen aus Thon die betreffenden Modelle an, welche hierauf in Schwefel abgegossen werden. Die „Former“ drücken alsdann die Papiermasse in die geölten „Formen“ ein. Weil die Papiermachéspielwaaren vor den Bossirerwaaren den großen Vortheil boten, daß sie hohl waren, so konnten in den

* In Salzburg kennt man für dieses Spielzeug nur die Namen Schusser oder Kucheln, in München heißen die Märmel „Antetscher“, in Augsburg „Glucker“, in Berlin „Murmel“, in Coblenz „Marbel“, in den Hansestädten spielt man mit „Marels“, in Düsseldorf mit „Klickern“, in Thüringen ist der Name „Klitscher“, im Voigtlande die Bezeichnung „Schnellkaulen“ üblich; die Holsteiner kennen die Märmel unter dem Namen „Nipser“, die Meininger loben sich ihre „Gnierlei“, in anderen Gegenden wiederum sind die Namen „Schiffer“, „Nipperche“, und noch viele andere gebräuchlich.

Figuren allerlei mechanische Vorrichtungen angebracht werden, mittels deren die Figuren gewisse Bewegungen erzeugten und selbst Laute von sich gaben. Daher kam es, daß die Papiermaché-fabrikation in der Umgegend von Sonneberg, z. B. in Neustadt a. H., in Rodach bei Coburg, in Hildburghausen, in Gräfenthal auf dem Thüringer Walde ꝛc., gar bald Nachahmung fand, wobei Puppenköpfe in den verschiedensten Größen lange Zeit hindurch den gangbarsten Artikel bildeten.

Viel später, im Jahre 1849, brachte ein Zeichenlehrer und Fabrikant Namens Bandorf einen Artikel in den Handel, welcher großes Aufsehen erregte. Er hatte jene aus Leim und Syrup bestehende gallertartig-elastische Masse, aus welcher die Buchdrucker ihre Walzen gießen, mit Blei- oder Kremserweiß versetzt, ihr damit das Gallertartige genommen und dieselbe zur Herstellung von Caricaturenköpfen, Thieren, wie Eidechsen, Schlangen, Fröschen und dergleichen, verwendet. Man konnte aus einem aus dieser Masse — der sogenannten Guttapercha — hergestellten Kopfe durch Ziehen und Drücken jede Fratze machen, was natürlich bei Jung und Alt viel Heiterkeit hervorrief. Bald kam diese Masse in die Hände mehrerer Fabrikanten, und es wurde in kurzer Zeit ein großer Umsatz mit der fraglichen Waare erzielt. Leider überlebte indeß dieser Artikel kaum einen Sommer. In der Wärme fing die Masse an klebrig zu werden, ja sie löste sich bei höherer Temperatur bis zum völligen Schmelzen auf. Als nun gar an mehrere Kaufleute ganze Kisten mit solchen völlig zerflossenen elastischen Köpfen aus Südamerika und Mexico zurückkamen, da war den Guttaperchaartikeln das Todesurtheil gesprochen, und es wurde seit jener Zeit nie wieder ein Stück der fraglichen Art verfertigt.

Seit vielen Jahren werden bekanntlich in Spanien und durch Spanier auch in Mexico feinere, buntgemalte Figuren in gebranntem Thone hergestellt, welche den Vortheil gewähren, daß sich an den den Formen entnommenen Abdrücken leicht „nachschärfen" oder nachhelfen läßt, was bei der Papiermachéfabrikation nicht der Fall ist. Diese sogenannten Terralithwaaren werden seit 1847 ebenfalls in Sonneberg fabricirt und sind seit einer Reihe von Jahren eine gesuchte Waare. Anfangs fertigte man hauptsächlich sogenannte Theaterfiguren, d. h. Costümfiguren der hervorragenden Rollen beliebter Theaterstücke an. Die erste Anregung zur Verfertigung von Terralithwaaren hat ebenfalls der schon genannte Zeichen- und Modellirlehrer Bandorf gegeben, unter dessen Einfluß sich überhaupt die Plastik der Sonneberger Spielwaaren wesentlich veredelte. Unter seinen Schülern nehmen Chr. Döbrich in Sonneberg und Ernst Dorn in Neustadt a. H. eine hervorragende Stelle ein; während der erstere die berühmten Pariser gebrannten Thoncaricaturen vortrefflich nachahmt und dieselben rohfarbig oder bunt zum fünften Theil des Preises der in Paris gefertigten höchst geistreichen Originale herstellt, gehen aus dem Etablissement von Ernst Dorn in Neustadt a. H. überaus schöne Terralith-Statuetten berühmter Männer hervor.

Die Figuren mit beweglichen Gliedern, wie z. B. die von Sonneberg aus in ungeheueren Massen über die ganze Erde verbreiteten Täuflinge, sind zuerst aus China nach Europa gekommen. Paris liefert für Sonneberg häufig Muster von mechanischen Spielwaaren; doch fehlt es auch in Sonneberg nicht an erfinderischen Köpfen. So ist beispielsweise die Bewegung der Augen in den mit Papa- und Mamastimmen versehenen Figuren Sonneberger Ursprungs. Diese Papa- und Mamastimmen hat Christoph Motschmann nach Sonneberg gebracht, und der Mechaniker Hensold nach Pariser Mustern zuerst nachgeahmt. Gegenwärtig werden die sogenannten Papa- und Mamastimmen, sowie diejenigen der Schafe, Ziegen, Haushähne, Kakadus, Hunde, Ochsen, Pferde ꝛc. auf den umliegenden Dörfern so täuschend naturgetreu und zugleich so billig hergestellt, daß solche Stimmen jetzt sogar von den ursprünglichen Pariser Erfindern und Fabrikanten von Sonneberg bezogen werden. —

Die Holzschnitzerei des Meininger Oberlandes beschäftigt gegenwärtig gegen eintausendeinhundert Familien, welche, je nachdem sie große, sehr schönes astfreies und gut spaltbares Holz bedingende, oder kleinere Artikel fertigen, als Groß- und Kleinschnitzer unterschieden werden. Der Gesammtbetrag des jährlich von den Schnitzern verarbeiteten Holzes betrug in den zwanziger Jahren vier- bis fünfhundert Klaftern, während gegenwärtig mehr als fünftausend Klaftern jährlich erforderlich sind. Rohe für die Verpackung bestimmte Gegenstände und Behältnisse, wie Faßdauben, Packfässer und Packkisten, Schachteln, große in Sätzen, d. h. viele ineinander gesteckt, ferner mittlere oder sogenannte Nachtlichterschachteln, dann kleine, zur Aufnahme von Schwefelhölzern, Pillen, Wichse, Zuckerbäckerwaaren und dergleichen Dingen bestimmt — das Alles sind Gegenstände der Sonneberger Industrie. Ein großer Theil dieser Dinge wird in Sonneberg selbst verbraucht, doch wird nicht wenig davon auch nach anderen Industriebezirken versandt. Zu den Schachteln und Trommel-Läufen, welche man mit Hülfe eines Hobels äußerst schnell herstellt, muß das Holz in grünem Zustande verarbeitet werden. Auch die verschiedenen Kästen, wie Porcellan-, Griffel-, Farben-, Glasmärmel- und Schmierkästen, ferner die Bandbretchen, sowie runde und ovale Bandrollen, ferner die nach Köln gehenden Eau de Cologne-Kästchen sind hier mit zu erwähnen. Die Buchenspähne, 18" lang und 1" breit, wovon der Bund zu fünfzig Stück drei Kreuzer kostet, werden ebenfalls unter Anwendung eines dazu geeigneten Hobels in ungemein kurzer Zeit gewonnen, indeß sind bei dieser Manipulation stets zwei Arbeiter erforderlich. Diese Spähne wandern zu verschiedener Verwendung in Essigfabriken, Spiegelfabriken und in Bierbrauereien, breitere auch in Schusterboutiquen und dienen hauptsächlich in Sonneberg gleichfalls zur Verpackung.

Eine weitere Abtheilung der Sonneberger Schnitzerartikel bilden die sogenannten Weißmacherarbeiten, d. h. Theile von Gegenständen, welche von anderen Fabrikanten unter Anwendung von Papiermaché, Leim, Farben und dergl. ihre Vollendung erhalten. Hier sind zu nennen: Bretchen in allen Größen, welche mit der sogenannten Spaltklinge hergestellt werden, ferner Kästchen zu Untergestellen, Pferde, Reiter, fahrend und auf Bogen stehend, Cabriolets, Ställe, Thierrümpfe und Beine, Arme und Hände zu Täuflingen, Rädchen, Bälge, Gliederpuppen und dergleichen. Endlich liefern die Kleinschnitzer auch eine lange Reihe von Artikeln, die als reine Spielwaaren sofort in den Handel kommen. Zu den seit alter Zeit gefertigten Gegenständen, die unter diese Rubrik fallen, zählen wir die kleinen Koffer (das Dutzend von zwölf Kreuzern an), die kleinen Lädchen (das Dutzend von drei und einem halben Kreuzer an), die Geigen (das Stück von vier Kreuzern an), die Schnurren (das Dutzend von vier Kreuzern an), und manche andere noch. Von den gedrechselten Gegenständen primitivster Art nennen wir die Pfeifen, Flöten (das Dutzend von drei Kreuzern an), Posthörnchen und Trompeten (das Dutzend von vier Kreuzern an), die Nußknacker, Puppenmöbel und Puppenstuben, Trommelschlägel, Kegelspiele und dergleichen. Die Drechsler liefern vielerlei Thiere und Figuren, welche auf klingenden Kästchen stehen. In Gruppen zusammengestellt oder in besondere Ordnungen gebracht, geben diese Gegenstände viele neue Artikel; hierher gehören z. B. die Carroussels. Selbstverständlich sind alle diese Dinge mit verschiedenen Farben bemalt.

Auch Orgeln werden in Sonneberg construirt; die kleineren, welche fünf bis sechs Choräle oder beliebte Volksmelodien spielen, dienen zum „Anlernen" der Gimpel oder Dompfaffen, während größere Drehwerke vorzugsweise über Hamburg nach verschiedenen Colonien exportirt werden.

Die Zahl derjenigen Artikel, welche aus Holz in Verbindung mit Papiermaché gefertigt werden, ist überaus groß, namentlich giebt es außerordentlich viele meist angekleidete mechanische Spielwaaren; ebenso finden wir alle möglichen Thiere, welche beweglich sind, Stimmen haben und mit natürlichen Fellen überzogen sind. Sehr reichhaltig sind auch die Lager von Papiermachéfiguren für den Nipptisch. Wir sehen hier Figuren und Caricaturen von einem Zoll bis zu drei Fuß Höhe mit beweglichen Köpfen, mit beweglichen Augen und beweglichem Munde in Tausenden von Varietäten.

Was überhaupt in Sonneberg und zwanzig zum Theil stark bevölkerten Orten der Umgegend von etwa eintausend Arbeitern gefertigt wird, das zeigt uns der Mustersaal eines jeden größeren Sonneberger Handelshauses. Hier erblicken wir je ein Exemplar von zehn- bis zwölftausend verschiedenen Artikeln, die im vollsten Sinne des Wortes eine immerwährende Weltausstellung repräsentiren. Menschen aller Racen, aller Zonen, aller Zeiten stehen hier vor uns. Alle Stände sind vertreten vom Savoyardenbüblein bis zum Kaiser. Hier wohnt ein Friede, wie er sonst nirgends auf der Erde wieder gefunden wird: ruhig stehen nebeneinander der Deutsche und der Däne, der Pole und der Russe, der Unionist und der Conföderirte Amerikas. An der Seite eines Brahminen hüllt

sich ein bärtiger Jude in seinen weiten Kaftan; neben einem Franciscaner schreitet gemessen ein Derwisch einher. Um den grünen Tisch sitzen die Gesandten der englischen Conferenz, während eine andere Gruppe ebenfalls in naturgetreuen Figuren die letzte Fürstenversammlung zu Frankfurt a. M. darstellt. Dabei sind alle Zeitalter repräsentirt; wir gewahren moderne Trachten neben Gestalten aus dem Alterthume, dem Mittelalter und der Renaissance. Alle Männer der Gegenwart, welche in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft, in Politik und Literatur unser besonderes Interesse in Anspruch nehmen, begegnen uns hier wieder. Neben allerlei niedlichen musikalischen Instrumenten, Flöten, Geigen, Pfeifen, Trompeten und Pauken &c. gewahren wir ein reich ausgestattetes Arsenal von Flinten, Säbeln, Pistolen, Trommeln und Kanonen. Keine Menagerie, ja kein zoologischer Garten ist reichhaltiger, als die Sammlung von Thieren, welche uns der Mustersaal zeigt. Jeder pomologische Verein würde stolz sein auf die Ausstellung der hier ausgelegten Sorten von dem verschiedenartigsten Obst, von Weintrauben, Beeren, Kirschen in Glas, Porzellan und Papiermaché. Niemals hat einem Jockeyclub eine größere Auswahl von Pferden aller Racen zu Gebote gestanden, als hier vorhanden sind, ebenso würde ein Theaterregisseur wegen der zu beschaffenden Requisiten hier niemals in Verlegenheit kommen. Tausende von neckischen Geistern umhüpfen uns in Gestalt von Humoresken und Caricaturen. Vom ellenlangen Hampelmann und der tragikomischen Figur unseres Flotten-Fischers bis zu dem Herrn Doctor Eisele ließe sich eine lange, lange Reihe von äußerst schalkhaften und possirlichen Gegenständen dieses Genres nennen. Kurz, die Stecken- und Wiegenpferde der kleinen wie der großen Kinderwelt aller civilisirten und uncivilisirten Nationen sind hier zur Schau ausgestellt. Noch mehr Interesse gewinnt aber der Mustersaal für uns, sobald wir von dem uns begleitenden Kaufmanne einige Andeutungen darüber hören, nach welchen Ländern der eine und der andere Artikel seinen hauptsächlichen Absatz findet. Hier ist uns Gelegenheit geboten, die Eigenthümlichkeiten und namentlich die verschiedenen Geschmacksrichtungen der einzelnen Völker gründlich zu studiren.

Außer den im Sonneberger Bezirk selbst gefertigten Spielwaaren sehen wir hier zugleich den größten Theil aller übrigen in Deutschland und selbst im Auslande, wie z. B. in Paris, fabricirten Spielwaaren, da Sonneberg große Quantitäten dieser Artikel von allen Seiten bezieht und wieder ausführt. Aus dem sächsischen Erzgebirge und namentlich aus Seiffen bei Marienberg kommen ganz ordinäre kleinere Holzspielwaaren in Schachteln, Noahkästen, Pfennigpfeifen und dergl., während aus der Umgegend von Lichtenfels in Oberfranken eine Menge niedlicher Korbspielwaaren bezogen werden. Auch Böhmen und Schlesien führen nach Sonneberg verschiedene Artikel aus. In Westphalen sind es besonders die Städte Solingen und Lünen, welche für Sonneberg viele Artikel, z. B. metallene Kindersäbel, Kindermesser und -Gabeln und dergl. liefern. Die bekannten Berchtesgadner Schnitzereien sind in Sonneberg natürlich auch vertreten. Katholische Heiligenbilder und Crucifixe sendet Tirol, wo Gröden unter andern Artikeln auch eine Gattung von Crucifixen, jene erst neulich in der Gartenlaube erwähnten „Herrgottle", aus Holz schnitzt, welche zwei bis drei Zoll lang sind und kaum neun bis zehn Kreuzer das Dutzend kosten. Selbstverständlich sind diese „Herrgottle" außerordentlich roh gearbeitet. Dagegen bekommt man um wenige Kreuzer mehr „Herrgottle mit Muschculatur", d. h. mit einigen Andeutungen eines Rippenkastens und einiger Hauptmuskelformen. Feinere, nicht aus Holz oder Papiermaché gefertigte Spielwaaren, die zunächst zur Belehrung und zu geistiger Unterhaltung dienen, kauft Sonneberg in Paris, Cassel, Stuttgart, Berlin und Nürnberg. Besonders mit dem letztern hat Sonneberg als eine gute Tochter viele Beziehungen unterhalten. Während Nürnberg selbst sehr viele Artikel von Sonneberg bezieht, sendet es den Sonneberger Kaufleuten vorzugsweise Blech-, Zinn- und Messingwaaren, wie Klingeln, Säbel, Küchengeräthe, ferner Baukästen, Cubus-, Geduld-, Metamorphosen- und Tivolispiele, Lottos, Kanonen, Gewehre, Harmonicas, Blechtrompeten, zinnerne und bleierne Ringe, Kinderuhren, Eisenbahnen, Hornwaaren, z. B. Hornschlangen, Kaleidoskope, Buchdruckerpressen für Kinder, magnetische Spielwaaren, Guckkästen, Roulettespiele, Cartonagen, Bilder und Spiegel in Rahmen und dergleichen.

„Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel!" Dies Wort wird durch die Sonneberger Spielwaarenindustrie von einer Seite aus illustrirt, an welche man gewöhnlich wohl nicht denkt. Sonneberg ergiebt mit seinen Erzeugnissen nämlich einen jährlichen Umsatz von anderthalb Millionen Gulden. In neuerer Zeit, wo unsere besten Künstler bestrebt sind, durch wahrhaft gute Bilderbücher die unheilvollen Struwwelpetriaden zu verdrängen, ist man auch in Sonneberg thätig, mehr und mehr feinere Spielwaaren herzustellen, wobei Geschmack, Eleganz und Naturtreue die leitenden Ideen sind. Zudem ist es ein besonderes Verdienst der Sonneberger Spielwaaren-Industrie, nicht nur plastisch schön geformte Spielwaaren zu produciren, sondern dieselben auch zu äußerst billigen Preisen zu liefern. Darum haben auch die Sonneberger Artikel überall in den gebildeteren Familien willkommene Aufnahme gefunden. Der Gedanke, daß ein gut geformtes Spielzeug in gewissem Sinn das Alphabet der Kunst genannt werden kann, gewinnt von Tag zu Tag mehr Terrain. In dieser Hinsicht können die Verdienste des Kaufmanns Adolf Fleischmann um die Sonneberger Industrie nicht hoch genug angeschlagen werden. Seit 1858 ist auch eine Zeichen- und Modellirschule in Sonneberg in's Leben gerufen worden, welche wesentlich zur Heranbildung tüchtiger und künstlerisch schaffender Arbeiter beiträgt. Vom Staate unterstützt ist außerdem in jüngster Zeit unter der Leitung des aus Imst in Tirol hierher berufenen Holzbildhauers Kloß eine Schule für Kunst-Holzschnitzerei errichtet worden, in welcher auch eine Anzahl von Zöglingen aus dem Schnitzerdistricte Sonnebergs unentgeltlich Unterricht erhalten.

Kaum möchte heute das Sonneberger Geschäft an Umfang demjenigen Nürnbergs viel nachgeben. Gegenwärtig verschickt Sonneberg noch einmal so viel Waaren in die Welt, wie in den vierziger Jahren. Mehrere Chefs der großen Sonneberger Handelshäuser haben Jahre lang in New-York oder in London, in Brüssel oder in Paris gearbeitet und im Auslande große Reisen gemacht. Die Hauptabnehmer der Sonneberger Artikel sind die deutschen Zollvereinsstaaten, Frankreich, Holland, England, Rußland und Nord- und Südamerika. Da Jahr aus Jahr ein viele Grossisten aus den entferntesten Ländern nach Sonneberg kommen, so hat man hier im Interesse dieser Fremden seit einigen Jahren eine permanente Musterausstellung von auswärtigen, in das Sonneberger Fach einschlagenden Industrieerzeugnissen in's Leben gerufen, wodurch zu gleicher Zeit dem Sonneberger Geschäfte neue Handelsartikel zugeführt werden.

Wenn durch die genannten Anstalten der Sonneberger Industrie Gelegenheit geboten ist, sich immer weiter und weiter zu entfalten und mehr und mehr der Kunst zu nähern, so hat die letztere selbst seit einigen Jahren ihren Einzug in Sonneberg gehalten durch das in seiner Art in ganz Deutschland einzig dastehende industrielle Etablissement von A. Schmidt. Was hier unser ganz besonderes Interesse in Anspruch nimmt, ist die Herstellung von antiken Gefäßen, welche den mit Patina überzogenen Bronce-Originalen auf das Täuschendste ähnlich sehen. Bekanntlich ist die blaugrüne oder chromgrüne Farbennüance der antiken Patina selbst auf wirklicher Bronce nur mittels eines französischen Geheimmittels herzustellen. Dem in Rede stehenden Etablissement ist es aber gelungen, nach antiken Originalen oder Originalabgüssen Gefäße aus Terracotta — gebranntem, naturfarbigem, rothem, gelbem und gelb-rothbraunem Thon — herzustellen, deren Patina von der antiken nicht zu unterscheiden ist. Die Producte der berühmten Keramentik der Alten sind gegenwärtig wieder ein Lieblingsgegenstand zur Decoration der Salons, der Zimmer und Vorsäle geworden und haben deshalb seit geraumer Zeit in Neapel und einigen Fabriken Englands Nachahmung gefunden. Wir sehen in dem A. Schmidt'schen Etablissement die in dem großen Gerhard'schen Vasenwerke zusammengebrachten antiken Gefäße in einer Vollendung erstehen, daß wir uns unwillkürlich nach Pompeji und Herculanum versetzt glauben. Als höchst anschauliche Illustration zu den in alten Epopöen geschilderten Gefäßen ist jeder höheren Lehranstalt eine übersichtliche Gruppe derartiger Gefäße nicht genug zu empfehlen.

Nicht weniger sind wir überrascht beim Anblick der in Terralith ausgeführten Helden- und Götterfiguren des trojanischen Krieges nach der Ilias des Homer. Der Raum gestattet uns leider nicht, diese neun Zoll hohen Figuren, welche ebensowohl in bunter Ausführung, als auch in brauner, schwarz decorirter Terracotta zu sehen sind, hier ausführlich zu besprechen. Wir können

jedoch das A. Schmidt'sche Etablissement nicht verlassen, zugleich den nach japanischer Weise vergoldeten, broncirten und auch gemalten Siderolithwaaren der verschiedensten Art unsere Bewunderung zu zollen. Aus Terralith werden hier äußerst feine Figuren, Portraits, Gebrauchsgegenstände ꝛc. hergestellt, deren Farben, was früher bekanntlich nicht der Fall war, unverwüstlich sind und deren Versilberung und Vergoldung polirfähig ist. Alcarazzas, Kühlgefäße, Weinkühler, Butterkühler u. dergl. Gegenstände, aus porösem weichen Thone fabricirt und mit doppelter Wandung versehen, gehen gleichfalls aus dieser Anstalt hervor.

Es ist eine Freude, zu gewahren, wie hier alle Kräfte harmonisch ineinander greifen. Die Früchte solcher Arbeit sind denn auch sichtbar. Sonneberg ist in den letzten zwanzig Jahren von dreitausend auf fünftausend Einwohner gestiegen, der Wohlstand wächst mit jedem Jahr, die Stadt selbst sieht sich genöthigt, aus der Enge des Waldthales immer weiter nach der Ebene hinabzusteigen, wo auch die Gasanstalt ihre Stelle erhielt und eine Reihe von großstädtischen Gebäuden den Blick auf sich zieht. Ueberhaupt gewährt die Stadt, die hoffentlich, wie bereits mit Coburg, bald auch mit Gera durch einen Schienenweg verbunden sein wird, vom Bahnhofe aus und namentlich zur Sommerzeit in der grünen Umrahmung der nahen Berge einen überaus malerischen Anblick. Weit oben über dem alten Stadttheile erhebt sich an der Stelle einer längst verfallenen Burg ein hoher Thurmbau, als ein Lueg in's Land die Thalebene weit beherrschend, welcher den Rittern der Gegenwart, den Industriellen, als Vergnügungslocal dient. Da hat man denn Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß bei aller Intelligenz und Gewandtheit dem Sonneberger seine alte thüringische Gemüthlichkeit nicht abhanden gekommen ist. Rechts aber auf einer mäßigen Anhöhe prangt die schöne neue Stadtkirche, nach des unlängst verstorbenen Heideloff's Zeichnung eine Nachbildung der St. Lorenzkirche in Nürnberg, ebenfalls zum Zeugniß dafür, daß Sonneberg auch in Zukunft mit Stolz genannt werden wird — eine Tochter Nürnbergs.

August Topf.

Ein kirchliches Charakterbild.

Die große, freisinnige, religiöse Bewegung in Baden, welche seit fast zehn Jahren dort neben einem politischen Fortschritt vor sich geht, hallt aus den süddeutschen Blättern zu uns herüber. Aus diesem religiösen Kampfe klingt jedoch der Name Schenkel am meisten an unser Ohr. Ueber diesen Namen spricht die religiöse Reaction ihr Anathema und der Fortschritt schreibt ihn auf seine Fahne, und da die religiöse Bewegung mit dem Namen Schenkel verflochten ist und aus der deutschen Presse nachklingt, so wird den Lesern der Gartenlaube ein Charakterbild dieses Mannes wohl nicht unwillkommen sein.

Schenkel, der Professor der Theologie zu Heidelberg, der badische Kirchenrath, der Seminar-Director und erste Universitäts-Prediger, dessen Verdienst es ist, daß die Annahme des Concordats mit Rom abgewiesen wurde, der die freisinnigste Kirchenverfassung für Baden entworfen und der, dem badenschen politischen Umschwung gegenüber, auch einen freieren Spielraum in dem Kirchenwesen des Badener Landes heraufbeschworen hat, ist ein echtes Charakterbild der modernen evangelischen Freiheit oder der freisinnigen Vermittelung. Und als er vor Kurzem, neben Strauß und Renan, mit seiner Schrift: „Das Charakterbild Jesu", aufgetreten, die schon in wenigen Monaten in dritter Auflage erschienen ist; als bei dieser Gelegenheit eine mächtige clericale Parteiversammlung sich zu einem Ketzergerichte aufgeworfen und die Behörden zu Gewaltschritten aufgefordert — da hat sich die langjährige, freisinnige Vermittelungsrolle Schenkel's als segensreich, die Reactionspartei der Kirche als ohnmächtig erwiesen.

Seit fünfundzwanzig Jahren ist Schenkel bestrebt, für die evangelische Freiheit auf praktischem Wege zu kämpfen, um durch das System der Vermittelung, in gleicher Entfernung von dem Traditionsglauben und der Orthodoxie wie von der rücksichtslosen, die Masse erschreckenden Negation, einen Einfluß auf den Gang der kirchlichen Reform zu behalten. Dieser Weg allein, wie er auch durch die beiden extremen Parteien ein dornenvoller wurde, hat den Fortschritt der badischen Kirche bewirkt. Wenn wir auf Preußen schauen, wo man von oben herab die starre Orthodoxie in Kirche und Schule, den religiösen Rückschritt und die evangelische Unfreiheit dem Volke durch Regulative und Maßregeln einzuimpfen sucht, die nur vom politischen Absolutismus übertroffen werden; wenn wir auf Hannover sehen, wo die zähe Strenggläubigkeit der Regierung fort und fort die constitutionellen Rechte und die religiöse Freiheit des Volkes bedroht: so müssen wir auf Baden mit Genugthuung hinblicken, wo durch Schenkel die kirchliche Bewegung begann und die Regierung auf der Seite des Fortschritts steht.

Und der Kampf und der Widerstand von Seiten der Verblendeten des Volkes, sowohl gegen die fortschreitende Regierung, als gegen Schenkel, ist nicht ausgeblieben. Ein großer orthodoxer Theil der Geistlichkeit und des ihr vertrauenden Volkes widersteht fanatisch dem Fortschritte und sucht in jeder Weise der Regierung Hindernisse in den Weg zu legen. Für das freisinnige Schulgesetz, welches den katholischen Klerus in Aufruhr gebracht, hat die Regierung nur mühsam die Mehrheit der Stände gewonnen, um es zu veröffentlichen. Und gegen Schenkel und gegen sein Buch, „das Charakterbild Jesu", erhob die Schaar der Finsterlinge einen Schrei der Verdammung. Nach einer fanatischen Agitation unterzeichneten einhundert und siebenzehn Geistliche einen Protest, worin sie Schenkel für unfähig erklärten, ein theologisches Lehramt zu bekleiden, die oberste Kirchenbehörde darin aufforderten, ihn aus seiner Stellung als Seminardirector, als Professor und als Kirchenrath zu entfernen. Nur die hinter ihm stehende freisinnige Regierung und oberste Kirchenbehörde waren im Stande, durch Herbeiführung einer Conferenz zu Durlach und durch eine Entscheidung des obersten Kirchenraths, ihn dem Märtyrerthum zu entziehen. Daß die Regierung und oberste Kirchenbehörde auf freisinniger Bahn wandeln; daß letztere entschieden hat, „das Vertrauen der Gemeinde zum Christenthum könne nur geschwächt werden durch jeden Versuch, dasselbe der freien Forschung zu entziehen", ist Schenkel's Werk. Das Princip der Lehrfreiheit, wenn auch in einem kleinen Theile der protestantischen Kirche, bleibt unter allen Umständen ein Sieg, und diesen Sieg erfocht Schenkel.

Die Bedeutung der Schenkel'schen Wirksamkeit, die der Urheber dieses Charakterbildes hier gezeichnet, ist aber nicht blos eine Phrase, sondern eine von allen Parteien anerkannte. Die traditionsgläubige, orthodoxe Geistlichkeit mit ihrem Anhange möchte ihn dieser Wirksamkeit wegen aus seiner Stellung stoßen. Der freisinnigen extremen Partei geht er in seinem Wirken nicht weit genug und gern möchten sie ihn bis zur Isolirung drängen; die Berliner Hoftheologen mit ihrem Kreuzzug, Hengstenberg an der Spitze, sehen in ihm den Antichrist. Nur die freisinnige Regierung weiß ihn als aufgeklärten badischen Landestheologen zu schätzen, der bei aller Schonung für das kirchliche Bewußtsein der Gemeinde die Reaction zu brechen versteht. Diese Anerkennung zollt ihm auch der Herzog Ernst von Coburg, indem er Schenkel bei Gelegenheit seiner neuesten Schrift, „die protestantische Freiheit im Kampfe mit der kirchlichen Reaction", gratulirte, daß er „sowohl der verdammungssüchtigen Orthodoxie, wie auch dem wohlfeilen Spott der Fanatiker des Unglaubens" entgegen getreten.

In einem andern Lichte muß uns aber Schenkel's Charakterbild erscheinen, wenn wir ihn als theologischen Schriftsteller betrachten. Als Schriftsteller ist Schenkel, wie sein Gegner Strauß mit Recht sagt, wirklich nur ein Halber. Obgleich er von Strauß die Anregung empfangen, auf demselben freien Standpunkt steht und vor der Orthodoxie in gleicher Verdammniß ist, hat er dennoch, um seine kirchliche und akademische Stellung nicht zu verlieren und einen Freibrief für seine praktische Wirksamkeit zu haben, sein Vorbild in dem Aufsatze „das Christenthum und die Humanitäts-Religion" verleugnet und im Kampfe gegen den kirchlichen Wahn und den religiösen Aberglauben nicht die ungetheilte Wahrheit gesagt. Und kann man auch nicht mit Strauß, bei dessen Verstandeseinsamkeit und Isolirung, darin einstimmen, daß Schenkel's Charakterbild Jesu ein verschwommenes, vermittelndes und also charakterloses Buch sei, so können doch seine besten Freunde vom schriftstellerischen Standpunkte aus diesem Buche keine Ent-

schiedenheit und seinen Charakter zuschreiben. Ueber die biblischen Wunder bei dem „Christus des Glaubens" stimmt er im Princip mit Strauß überein, wenn er sagt: „Jede einzelne Wundererzählung der evangelischen Geschichte verfalle dem unerbittlichen Gerichte der Kritik; in jedem einzelnen Falle habe nicht der Glaube, sondern der auf's Strengste prüfende Verstand zu entscheiden." Bald jedoch sucht er den Wundergeschichten durch täuschende Umschreibungen eine geschichtliche Grundlage zu geben oder sie zu Thatsachen abzuglätten, um nicht als Ketzer verschrieen zu werden, oder endlich sie in einer rednerischen Figur verschwimmen zu machen. Eine solche nichtssagende Redefigur ist z. B. der schönklingende Satz: „Die Gottheit ist mir das Wunder der Wunder; Gott ist mir der Geist der Geister; wunderbar ist mir das Leben des Geistes schon in dem ersten Stammeln des Kindes, wie vielmehr in den Heldengestalten geistiger Kraft und sittlichen Muthes, in den heiligen Vorkämpfern auf dem mit Schweiß und Blut getränkten Wege der Erlösung der Menschheit von Sünde, Knechtschaft und Qual." Darin ist aber der biblische Wunderglaube in der Schwebe gehalten. In der allgemeinen kirchlichen Darstellung des „Versöhnungstodes Jesu, des Gottmenschen, als Bild und Bürgschaft der Begnadigung und Seligkeit und als Erlöser", theilt Schenkel ganz die Meinung von Strauß, daß diese Vorstellung eine unwissenschaftliche und daher unberechtigte sei, weil aus der unphilosophischen Idee von einem sühnenden, blutigen Opfer hervorgegangen. Er sieht vollständig ein, daß dieser Begriff aus dem A. T. herübergekommen ist. Und doch umschreibt er sodann diese kirchliche Ansicht zu Gunsten des gläubigen Volkes, indem er sagt: „Jesus habe die Menschheit von den Irrthümern des Heidenthums und Judenthums befreit, von der dumpfen Gewalt der Sünde, von den verderblichen Mächten der Sinnlichkeit und Selbstsucht losgemacht und ihr das ewige Wesen der Gottheit, die heilige Liebe, durch das höchste Opfer, welches die Geschichte aufweist, geoffenbart". Als Schriftsteller, welcher die Wahrheit rücksichtslos ausspricht, hätte er aber die Unwürdigkeit der Vorstellung des Sühnopfers und das Willkürliche von einem zürnenden Gott darlegen müssen.

Und mußte er nicht den Einwurf der Nüchternen — die im Glaubensgefühl Lebenden kommen hier nicht in Betracht — gewärtigen: Welches sind die heidnischen und jüdischen Irrthümer, und ist die Menschheit davon erlöst? Ist wirklich die Gesellschaft von der Gewalt der Sünde, der Sinnlichkeit und der Selbstsucht befreit? Schenkel sagt ausdrücklich im Vorwort zu seinem „Charakterbild Jesu", daß seine Untersuchungen nur geschichtlicher Natur und nicht aus dem kirchlichen Dogma geschöpft seien, daß seine Zeichnung des Charakterbildes nur von der erweisbaren Seite ausgegangen sei, und doch hat er in der Sucht, das Historische mit dem Kirchenglauben zu vermitteln, die alten theologischen Formeln



Daniel Schenkel.

nicht verschmäht, das Wunderhafte und Uebermenschliche, womit Sage und Dichtung das Geschichtliche durchflochten, seiner Schilderung des Heilands beigegeben und dadurch das Natürliche und Menschliche geschädigt. Das Wunder der Auferstehung, der Wiederauflebung des Gekreuzigten, sowie die Annahme eines Scheintodes hat Schenkel mit Recht entschieden abgewiesen und den erzählten Vorgang in den Evangelien als rein psychologischen im Innern der Jünger angesehen. Und neben diesem Freimuth, der bekanntlich einen Sturm der orthodoxen Partei erregt hat, behauptet dann Schenkel die „persönliche Verklärung des Gekreuzigten nach seinem Tode in einem höheren realen Dasein und die geistvermittelte Einwirkung der verklärten Persönlichkeit auf die Jüngergemeinde", oder „die reale Manifestation seiner aus dem Tode lebendig und verklärt hervorgegangenen Persönlichkeit Jesu", gleichsam um durch diese phantastischen Redensarten den erregten Sturm zu beschwichtigen.

Von solchen und ähnlichen Gegensätzen ist Schenkel's „Charakterbild Jesu" voll. In seinem historischen Gewissen übt er zwar eine strenge rücksichtslose Kritik, aber um den allgemeinen Kirchenglauben des Volks zufrieden zu stellen, verbrämt er die Kritik mit hochklingenden, weihevollen Phrasen. Das ist die schriftstellerische Vermittelung, die sich durch alle Arbeiten Schenkel's zieht. Aber diese verschafft ihm das Vertrauen der Regierung und der Bessern der Gemeinde, durch diese hat er seinen Einfluß auf die freisinnige kirchliche Entwickelung Badens bewirkt, und um dieser hochwichtigen Wirksamkeit willen stehen erleuchtete Männer, wie Bluntschli u. A., zu ihm. Die praktische und reale Wirksamkeit, der Einfluß nach oben und unten ist das vorzüglich Berechtigte in Schenkel's Thätigkeit, ist Grundzug seines eigenen Charakterbildes und war das Strebeziel in seinem Leben. Er ist sich so sehr dieses einzigen Zieles bewußt und dieses ist so ganz mit seinem Denken verwachsen, daß er mit Bedauern auf die Himmelsstürmer hinabsieht, welche in schrankenloser Consequenz sich alles Einflusses begeben, in schroffer Aussprache ihrer Gedanken die Welt von sich stoßen und von den religiösen Fortschritten sich fern halten. In diesem Sinne ruft Schenkel seinem Gegner Strauß mit Bedauern zu, daß er „in seiner Verstandes-Einsamkeit allen Einfluß auf den Gang der Ereignisse verliere", ohne zu bedenken, daß es Märtyrer giebt, die sich für die erkannte Wahrheit opfern und der Nachwelt die Wirkung ihrer Gedanken überlassen.

Eine kurze Skizze von Schenkel's vielbewegtem Leben wird uns den Zug seines Strebens erklären. Geboren den 21. December 1813 in einem Dorfe des Cantons Zürich, wo sein Vater Landgeistlicher war, kam er erst 1828 in eine Schule zu Basel, wo er nächst classischen Studien auch die deutsche Literatur studirte, an Herder, Lessing und Goethe sich heranbildete. Erst der Baseler

Krieg von 1831 riß den achtzehnjährigen Jüngling aus seinen stillen Studien und führte ihn auf drei Jahr in das Baseler Jägerbataillon, um als Zunftbürger in Schaffhausen, der schon sein Vater gewesen, gegen die Uebergriffe der Landgemeinden Partei zu nehmen. Nach Schweizer Art wurde er früh schon auf das Praktische hingeleitet. Als er 1833 ein Berufsfach wählen mußte, da wählte er durch den Einfluß des freisinnigen de Wette die Theologie, und die liberal-rationalistische Richtung de Wette's blieb der theologische Grundzug Schenkel's. In Göttingen wurde er nicht nur in derselben theologischen Richtung durch Lücke und Gieseler bestärkt, sondern auch zur Erforschung der älteren Kirchengeschichte und des Urchristenthums angeregt. Von 1838 bis 1841 wirkte er als Privatdocent in Basel, als Lehrer am dortigen Gymnasium und als Redacteur der Baseler Zeitung im politisch und kirchlich liberalen Sinne und durch die Kämpfe mit der katholisirenden Partei in Schaffhausen kam er als erster Prediger und Kirchenrath an das Münster daselbst. Hier mußte er als Vorsteher des Schulwesens, Ephorus des Gymnasiums und als Kirchenhaupt nur auf praktische Wirksamkeit bedacht sein; ein freisinniges Schulgesetz und die Oberleitung einer radical gesinnten Gemeinde bildeten die nächste Thätigkeit, und die Kirchen-Reformen, wie die Abschaffung des Eides auf die helvetische Confession, die Errichtung einer demokratischen Kirchenbehörde, folgten nach. Das erste große dreibändige Werk Schenkel's: „Wesen des Protestantismus (1847)" verschaffte ihm 1850 einen Ruf als Professor nach Basel, im Jahre 1851 nach Heidelberg, wo er sich noch befindet und in freisinniger Weise wirkt. Die Versuche Bethmann-Hollweg's, des Mannes der Schulregulative, Schenkel für Bonn zu gewinnen, scheiterten; er glaubte in Heidelberg besser am Platze zu sein, wo er durch seine vermittelnde Richtung die noch damals herrschende kirchliche Reaction zu besiegen hoffte. Und dieser Sieg ist ihm gelungen. Nach vier Jahren des Kampfes mit den kirchlichen Versammlungen (1851 bis 1855) ist es ihm von 1855 bis 1865 gelungen, eine freisinnige Strömung innerhalb der badischen Kirche herbeizuführen, das Concordat zu beseitigen, die Lehrfreiheit herzustellen, das Christenthum der aufgeklärten Anschauung näher zu bringen und auf Regierung und Regierte einen wohlthätigen Einfluß zu üben.

Aus den Erinnerungen eines Gefängnißinspectors.

3. Der Trost einer armen Wittwe.

In den Gefängnissen macht sich zu Zeiten eine Anhäufung gewisser Arten von Verbrechern bemerkbar. Namentlich ist das der Fall bei Meineidigen, bei Verbrechern gegen die Sittlichkeit, bei Kindesmörderinnen und bei Fälschern. Es ist gar nicht selten, daß diese Verbrechen längere Zeit hindurch nur ganz vereinzelt dastehen und daß dann urplötzlich aus den verschiedensten Classen der Gesellschaft sich eine Menge von jener Vergehen Angeschuldigten zusammenfinden und gleichzeitig das Gefängniß bevölkern. Ob dies reiner Zufall ist, oder ob dies durch irgend eine gleichartige geistige Einwirkung verursacht wird, das mag hier, wo nur erzählt werden soll, dahingestellt bleiben.

Vor einiger Zeit waren die Fälscher in dem Gefängnisse, das ich zu beaufsichtigen hatte, eine wahre Seltenheit. Da, mit einem Male, kamen an einem Tage vier und im Laufe derselben Woche noch sechs Fälscher zur Haft. Die Zahl steigerte sich in einem Zeitraume von noch nicht ganz drei Wochen auf siebzehn. Dann hörte die Zunahme wieder auf.

Bei dieser Gruppe Fälscher war die gleichartige Verübung des Verbrechens oder, was wohl bezeichnender ist, die Benutzung desselben Mittels zur Ausführung der That auffällig: es waren in der überwiegenden Mehrzahl sogenannte Wechselfälscher. Charakteristisch zeigten sich indeß nur zwei Persönlichkeiten, ein Kaufmann und ein gewöhnlicher Handwerker. Beide standen auf verschiedener Bildungsstufe und hatten in verschiedenen Gesellschaftskreisen sich bewegt. Der Eine hatte im Ueberflusse und alle Tage scheinbar als reicher Mann herrlich und in Freuden gelebt, der Andere im Schweiße seines Angesichts sein Brod gegessen; und dennoch hatten Beide dasselbe Mittel gewählt, um widerrechtlich Vortheile zu erwerben und sich zu bereichern.

Der Kaufmann Voigtsberg — von dem ich zuerst erzählen will — war nicht gerade ein schöner Mann, denn dazu fehlte die Uebereinstimmung der Körperformen, aber er verband mit einem passabeln Aeußern eine geschmeidige Gelenkigkeit in seinen Bewegungen und eine äußerst biegsame, einschmeichelnde Sprache, so daß er immer als eine angenehme Erscheinung gelten konnte.

Ich hatte noch keinen Gefangenen beherbergt, der mit so heiterm Sinn die Schwelle des Gefängnisses überschritten hatte; ich behaupte nicht zuviel, wenn ich sage: er tanzte lächelnd und singend darüber hinweg.

Als er sich in dem kleinen Raume umgesehen und außer Tisch und Bank nichts von Geräthschaften wahrgenommen hatte, hörte er zwar auf mit Singen, aber er lachte so laut und so anhaltend, daß es mir ganz unheimlich wurde. Ich dachte mir, daß der Ort, wo wir uns befanden, unter allen Umständen so entsetzlich sein müsse, daß wenigstens bei dem ersten Betreten ein Ergriffensein gar nicht unterdrückt werden könne, und vermochte nicht herauszufinden, weshalb Voigtsberg hiervon eine Ausnahme machte. Dieser ließ mir auch nicht viel Zeit Betrachtungen anzustellen, er trat, immer noch lachend, dicht an mich heran, und lachend fragte er:

„Herr Inspector, ist das Alles, was Sie mir bieten?"

„Nein!" erwiderte ich kurz.

„Und was habe ich," fragte er weiter, „von Ihrer Güte noch zu erwarten?"

„Einen Strohsack mit Decke," versetzte ich ernst.

„Sonst nichts?"

„Zunächst nichts mehr."

„Das ist allerdings wenig," entgegnete hierauf Voigtsberg, „indeß für einen genügsamen Menschen, wie ich bin, immerhin genug, um selbst einige Tage lang damit auszukommen."

„Aber auch auf länger?" fragte ich unwillkürlich.

„Ich denke, daß ich das nicht nöthig haben werde," versetzte er leichthin. „Mein Hiersein ist lediglich Folge eines Mißverständnisses, das sich jedenfalls bald aufklären wird. Dann —"

Er vollendete nicht, wendete sich vielmehr von mir ab und schritt in der Zelle auf und nieder. Ich hörte nicht mehr lachen und singen, Voigtsberg war mit einem Male still und auch ernst geworden.

Das überraschte mich nicht; die Lustigkeit konnte auf eine lange Dauer nicht vorhalten, sie mußte dem Ernste Platz machen. Die Umwandlung war mir nur ein wenig zu schnell und eigentlich ohne zureichende Veranlassung eingetreten; meine Frage, auf die er ja auch hätte vorbereitet sein müssen, konnte unmöglich tief eingewurzelte Gewohnheiten so urplötzlich beseitigen, nicht so im Umsehen den Frohsinn bannen, den finstern Ernst heraufbeschwören und so den Charakter des Mannes ändern.

Sollte er es auf eine Täuschung abgesehen haben?

Mit diesen Gedanken trat ich aus dem Gefängnisse heraus, schloß die Thür ab, hing das große, schwere Vorlegeschloß mit Geräusch in die eiserne Krampe und entfernte mich mit festen, starken Schritten.

Jede Gefängnißthür hat eine mit einer Klappe geschlossene kleine Oeffnung, welche dazu dient, das Thun und Treiben des Gefangenen belauschen zu können. Die Klappe kann nur von außen weggeschoben werden, und wenn das mit Vorsicht ausgeführt wird, so wird innerhalb der Zelle davon gar nichts wahrgenommen.

Ich wollte wissen, wie Voigtsberg sich nach meiner Entfernung benehmen werde, und kehrte daher leisen Trittes zur Thür zurück, schob die Klappe unhörbar fort und sah nun durch die kleine Oeffnung in das Gefängniß hinein.

Voigtsberg saß auf der Bank, die Arme ruhten ausgestreckt auf dem Tische, der Kopf war tief auf die Brust herabgesunken; in das Gesicht konnte ich nicht blicken. Er rührte sich nicht. Ich hatte ein Bild der tiefsten Niedergeschlagenheit, der größten Muthlosigkeit vor mir. Dies überzeugte mich, daß der Frohsinn er-

heuchelt gewesen war, daß derselbe den Deckmantel für eine gewiß nicht geringe Schuld hatte abgeben müssen. Ich wartete wohl zehn Minuten auf eine Veränderung in der Stellung des Mannes, auf ein Zeichen von Leben; aber er verblieb unverändert in seinem dumpfen Hinbrüten.

Ich hatte genug gesehen, die Klappe fiel unhörbar zu.

Dieser Gefangene machte mir einige Tag lang viel zu thun. Seine Verhaftung war ganz unerwartet ausgeführt worden und hatte großes Aufsehen gemacht, es wurde in allen Häusern davon gesprochen.

Schon am folgenden Tage fanden sich eine Menge Leute bei mir ein und verlangten mit Voigtsberg zu sprechen. Sie behaupteten sämmtlich, ihm Geld geliehen zu haben, und nannten nicht selten erhebliche Summen. Später kamen auch Landleute in derselben Absicht zu mir; auch sie wollten Darlehen zurückfordern. Es versteht sich von selbst, daß sich die Leute vergeblich bemüht hatten und ihre Absicht nicht erreichten.

Aus diesen Besuchen und den mir dabei gemachten Mittheilungen ging aber hervor, daß Voigtsberg keineswegs der reiche Mann war, für den er im Orte gehalten wurde, daß er ungeheuer viel Schulden und gewiß zum großen Theil mit fremden Geldern gewirthschaftet hatte. Ich wunderte mich, wie ihm von so verschiedenen Seiten das Geld hatte zugeschleppt, wie ihm dasselbe, ohne irgend welche Sicherstellung, förmlich hatte aufgedrungen werden können. Als ich einen Landmann, der nach und nach über viertausend Thaler geliehen haben wollte, darnach fragte, erwiderte dieser geheimnißvoll: „I, das will ich Ihnen im Vertrauen sagen. Wenn wir Bauern unser Geld in die Sparcasse tragen, so erfährt der Landrath, wie viel wir alle Jahre erübrigen und zurücklegen; der steckt die Nase überall hin, auch in die Bücher der Sparcasse. Und die Folge davon ist? Merken Sie nichts? Na, im nächsten Jahre tritt, wie zufällig, eine Steuer-Erhöhung ein. Und wenn dann reclamirt wird, so hilft das nichts, denn in dem Contobuche der Sparcasse steht es Schwarz auf Weiß, daß Hans oder Kunz so und so viel erspart hat. Bei Voigtsberg hatten wir so Etwas nicht zu befürchten, der ist verschwiegen. Außerdem zahlt er auch vier Procent Zinsen, während die Sparcasse nur drei und ein Drittel Procent giebt." —

Voigtsberg sprach niemals über seine Vermögensverhältnisse; er erwähnte auch niemals seiner Frau und seiner Kinder, er that ganz so, als stehe er allein, als habe er da draußen, außerhalb der Gefängnißmauern, keinen Menschen, der Theil an ihm nähme. Ueber seine Führung konnte ich nicht klagen. Den Beamten gegenüber war er anspruchslos und fügsam, nie mürrisch, stets freundlich und heiter und immer aufgelegt, irgend eine humoristische Erzählung aus seinen Erlebnissen zum Besten zu geben. Ganz anders war aber sein Verhalten, wenn er sich unbeobachtet wähnte.

Ich bin oft an seine Zelle herangeschlichen und habe durch die Thüröffnung sein Thun und Treiben unbemerkt belauscht — obschon ich eigentlich diese Spionirlöcher und dies ganze Spionirsystem auf das Tiefste verabscheue. Es gewährte mir unwiderstehliches Interesse, mit eigenen Augen zu sehen, wie ein Mann, der eben erst gescherzt und gelacht, der in der launigsten und unschuldigsten Weise mich unterhalten hatte, wenige Augenblicke später dem größten Trübsinn anheimgefallen war und entweder regungslos auf der Bank saß oder gegen die Wand sich gelehnt hatte und in dieser Stellung Stunden lang verbleiben konnte.

Allein auch umgekehrt habe ich Wahrnehmungen gemacht. Wenn Voigtsberg für nichts weiter Sinn zu haben schien, als für seinen Schmerz, oder auch, wie ich wenigstens annehmen zu müssen glaubte, für seine Schuld, und ich dann so eilfertig, als ich dies nur zu thun vermochte, die Gefängnißthür öffnete, so trat mir derselbe wiederum freundlich, beweglich und gesprächig entgegen; nur einige Male war er nicht im Stande, eine Befangenheit zu unterdrücken, welche die Freiheit seines Auftretens beeinflußte. Die Haft hatte bereits über zwei Monate gedauert, das Mißverständniß sich noch immer nicht aufgeklärt; im Gegentheil, es war Anklage erhoben und Voigtsberg wegen Wechselfälschung definitiv in Anklagestand versetzt worden.

Die Verhandlung vor den Geschworenen war eine der interessantesten, der ich beigewohnt habe. In dem Wechsel, welcher durch Voigtsberg gefälscht sein sollte, war bis auf die Unterschrift jedes Wort lesbar, mit fester Hand und schwarzer Tinte geschrieben. An der Stelle, wo die Unterschrift gestanden haben sollte, waren dagegen nur einige Striche von einer schwachen, dunkeln Färbung ohne allen Zusammenhang erkennbar. Man konnte diese Striche nicht einmal als Theile eines Buchstabens ansehen und mußte sie für Schmutzflecken halten, die zufällig entstanden, aber nicht wieder zu beseitigen waren. Die Staatsanwaltschaft behauptete nun, daß die Unterschrift absichtlich mit Tinte, welche nach und nach verflüchtigt und verblichen, geschrieben und auf diese Weise gefälscht sei. Zum Beweise dieser Behauptung sollte die Unterschrift durch einen Chemiker vor den Geschworenen wieder hergestellt und die Echtheit sodann durch Schreibverständige dargethan werden.

Es war eine eigenthümliche Fälschung und eine ebensolche Beweisführung, das Ergebniß der Untersuchung daher sehr zweifelhaft, und dies erhielt bei Betheiligten und Unbetheiligten eine Spannung, welche sich in Worten gar nicht wiedergeben läßt.

Voigtsberg zeigte sich, wie er im Gefängniß gewesen war, sobald ich oder ein anderer Beamter ihm gegenübergestanden hatte. Frei von jeder Gemüthsbewegung, gab er auf die ihm vorgelegten Fragen lächelnd Antwort; es war keine Unruhe an ihm bemerkbar, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß er allein ruhig zu sein schien, während die Hunderte von Menschen, welche der Verhandlung beiwohnten, nicht im Stande waren, eine mit Sorge und Furcht gemischte Neugierde zu unterdrücken. Ich konnte von vielen Gesichtern ablesen, daß an der Schuld des Angeklagten gezweifelt, oder doch, daß tief im Innern gewünscht wurde, der Beweis möge mißglücken, die Schuld nicht dargethan werden und der Angeklagte frei ausgehen, der Gesellschaft und seiner Familie wiedergegeben werden. Bei vielen Anwesenden mochten dies allerdings selbstsüchtige Wünsche sein, denn ich bemerkte darunter viele Gläubiger des Angeklagten, welche in der Erfüllung dieses Wunsches gewiß die einzige Möglichkeit sahen, ihr Geld wieder zu erhalten.

Die Hauptzeugin, eine schon bejahrte Dame, die Wittwe eines Beamten, erzählte, daß sie auf Anrathen eines guten Freundes ihr erspartes und erdarbtes Vermögen, bestehend in eintausend fünfhundert Thalern, aus der Sparcasse entnommen und, um mehr Zinsen zu erhalten, an Voigtsberg geliehen; daß dieser den Schein — so nannte sie den Wechsel — eigenhändig unterschrieben und daß sie die Unterschrift noch in ihrer Wohnung gesehen habe. Als sie kurze Zeit darauf den Schein ihrem guten Freunde habe vorzeigen wollen, sei von der Unterschrift nichts mehr zu sehen gewesen. Sie versicherte hoch und theuer, daß der vorliegende Wechsel derselbe sei, welchen Voigtsberg unterschrieben habe.

Diese Aussage fand nur eine entfernte Unterstützung in dem Zeugnisse des „guten Freundes" und einer andern Dame, welche Beide bekundeten, daß die Wittwe ihnen mitgetheilt habe, sie wolle dem Angeklagten Geld leihen. Die Sache lag so, daß eine Freisprechung zu erwarten war, wenn die Unterschrift nicht hergestellt werden konnte. Der chemische Sachverständige trat vor; ihm zur Seite befanden sich die Schreibverständigen.

Während der Erstere die nothwendigen Vorbereitungen traf, nahm Voigtsberg, der bis dahin aufrecht gestanden hatte, auf der Verbrecherbank Platz. Er mußte müde geworden sein, er stützte den Kopf durch Auflegen auf die rechte Hand. Auf das, was der Sachverständige vornahm, hatte er gar keine Aufmerksamkeit, nicht ein einziges Mal wandte er den Kopf nach der Stelle hin, wo dieser sich beschäftigte. Ich hatte ebenfalls nicht darauf geachtet, vielmehr unausgesetzt nur Voigtsberg im Auge behalten, weil dieser allein mich interessirte. Da, wie durch eine Feder emporgeschnellt, sprang Voigtsberg von seinem Sitze in die Höhe, die Hände griffen nach der Lehne der Bank und klammerten sich hier krampfhaft fest, der Kopf beugte sich in der Richtung, in welcher die Sachverständigen thätig waren, weit vor, so daß ich fürchtete, der Oberkörper müsse das Uebergewicht erhalten und ein Niederstürzen herbeiführen; das Auge hatte sich ganz ungewöhnlich vergrößert und war stier geworden, und in dem Gesicht drückte sich eine Angst des Herzens und der Seele aus, welche unwillkürlich Entsetzen einflößte. Dieser Zustand war durch mehrstimmige Ausrufungen veranlaßt.

Der chemische Sachverständige hatte die Unterschrift hergestellt; das allmähliche Klarwerden der Schriftzüge und endlich das vollständige Gelingen seines Unternehmens hatten jene Ueberraschung und Freude ausdrückenden Rufe laut werden lassen.

Voigtsberg war jedenfalls nicht theilnahmlos gewesen; er hatte auch hier täuschen wollen, der Entwickelung aber mit größter Spannung entgegengesehen und das Mißlingen gewiß mit Zuversicht erwartet. Die Rufe, welche von ihm gehört sein mußten und in ihrer Bedeutung nicht mißverstanden werden konnten, rissen ihm die Larve von dem Gesicht und stellten ihn in seiner Natürlichkeit dar. Sein Muth war gebrochen, Widerstand nicht mehr zu erwarten. Als ihm der Wechsel und insbesondere die vollständig lesbare Namensunterschrift vorgewiesen wurde, da weinte er wie ein Kind und unter Schluchzen legte er ein umfassendes Geständniß ab.

Die Strafe wurde hoch bemessen und auf sechs Jahre Zuchthaus und eine namhafte Geldbuße festgesetzt. —

Am Tage darauf kam ich zu einer ungewöhnlichen Stunde auf den Corridor, auf welchem sich die Zelle des Voigtsberg befand. Zu meiner größten Verwunderung bemerkte ich, daß eine Dame durch die Thüröffnung in diese Zelle hineinsah. Ihre Aufmerksamkeit war durch das, was sie sah, gefesselt; sie bemerkte nicht einmal meine Annäherung, obgleich diese nicht eben leise erfolgte. Erst als ich sie hastig und ungestüm von der Thür wegschob, wendete sie sich erschrocken mir zu. Ich hatte die Wittwe vor mir. Auf meine Frage: was sie hier suche? erwiderte sie nur: „Das ist schrecklich! Hier müßten Alle hergeführt werden, die Böses thun wollen; sie würden die schon ausgestreckte Hand zurückziehen, niederfallen auf ihre Kniee, die Hände falten und beten: ‚Führe Du, lieber Gott, mich nicht in Versuchung, sondern erlöse mich von allem Uebel.' Wissen Sie, lieber Herr, ich habe mein ganzes Vermögen verloren, ich bin durch den Mann da drinnen ganz arm geworden und muß nun auf meine alten Tage Entbehrungen ertragen und Noth leiden; allein ich nehme von hier den Trost mit hinweg, daß ich ein ruhiges Gewissen habe und daß über mich keine solchen Leiden kommen können, wie sie der Mann da drinnen tragen muß."

Die Frau konnte nicht weiter sprechen. Ein Unterbeamter trat zu uns und bekannte, daß er durch vieles Bitten sich habe bewegen lassen, die Frau hierher zu führen, welche Voigtsberg nur einmal im Gefängnisse habe sehen wollen. Es war dies eine Dienstwidrigkeit, die strenge Ahndung verdient hätte, diesmal aber nur mit einem Verweise gerügt wurde. Denn ich mußte der Wittwe Recht geben, daß es Viele abhalten müßte, Böses zu thun, wenn ihnen Gelegenheit gegeben würde, die bewohnten Gefängnisse in Augenschein zu nehmen.

Blätter und Blüthen.

Ein Zug aus Lamartine's Leben. Wie oft schon hat man in französischen und deutschen Blättern die Behauptung ausgesprochen gefunden, daß der einst so reiche Dichter, der von allen Gütern der Erde umgebene Schriftsteller und Redner, der Ex-Minister sein Vermögen in thörichter Verschwendung verschleudert habe, daß er ein unpraktischer Mensch sei, der nicht mit dem Gelde umzugehen gewußt, und dergleichen Redensarten mehr. Aber Diejenigen, welchen es vergönnt ist, den seltenen Mann genauer zu kennen, wissen die Sache besser, sie können uns tausend Beispiele erzählen über die Art, wie er seine Reichthümer angelegt, und wir wollen auf's Gerathewohl eines aus diesen tausend Beispielen herausgreifen und mittheilen.

Vor einer Reihe von Jahren lebte zu Macon bei Paris ein Portraitmaler, Namens Simon Renard, der ein sehr armseliges Dasein führte, nicht gerade, weil er ein verkanntes Genie war, sondern weil ihm eben jegliches Talent und Genie fehlten, er besaß vom Künstler nichts als die Eitelkeit! Trotz seines großen Selbstvertrauens und trotz seiner Werke, ja wahrscheinlich gerade wegen seiner Werke, wurde sein ödes Atelier nie von Auftraggebern belästigt, so daß es ihm zugleich als Wohnung dienen konnte; das ganze Meublement bestand aus einem wackligen Schemel und einem Strohsack.

Wenn ich nur erst bekannt wäre! war der ewige Refrain unseres Malers, den er in allen Tonarten täglich wiederholte. Ach, er war es nur zu sehr und sein Ruf war selbst bis in die Loge des Portiers und die Mansarde des Arbeiters gedrungen, selbst die Köchinnen, denen damals noch nicht das Objectiv der Photographen zu Gebote stand, mochten ihm nichts zu thun geben. Mit jedem Tage wurde Simon Renard ärmer und trübseliger und declamirte heftiger gegen die Käuflichkeit und Bestechlichkeit unserer Zeit, die Ungerechtigkeit der Menschen, die Grausamkeit des Schicksals.

So ereignete es sich auch eines Morgens, daß der arme Renard mit sehr hungrigem Magen erwachte und sich vergebens nach irgend Etwas umsah, was er hätte können zu Brod machen. So eifrig er auch suchte, er fand nichts, absolut nichts. Da ergriff ihn der Humor der Verzweiflung, er nahm ein Stück Kohle und zeichnete sich die Ingredienzen zu einem herrlichen Frühstück an die Wand, wie es nur sein ausgehungerter Magen ersehnen mochte: ein kaltes, gebratenes Huhn, eine Gänseleberpastete, einige Zuspeisen, verschiedenartiges Dessert, eine langhalsige Bordeauxweinflasche und eine Tasse Mokka. Dann löschte er Alles wieder mit dem Aermel weg und sagte: „Nehmen Sie das Couvert des Herrn wieder fort!"

So frühstückte Simon Renard, denn etwas Anderes hatte er nicht; darauf stieß er einen tiefen Seufzer aus und zerbrach sich den Kopf, wie er wenigstens zu einem etwas wesentlicheren Mittagsbrod kommen solle. Dabei öffnete er das Fensterchen seiner Mansarde, schaute bald gen Himmel, bald auf die Straße, aber es wollte sich kein Mittel zu einem Mittagessen zeigen. Auf einmal hörte er das Rollen eines Wagens, der in vollem Trabe in die Straße einbog; es war eine hübsche Kalesche mit zwei kräftigen Pferden. Bei diesem Anblick erhitzte sich die Galle unseres Malers und er dachte: „Was, es giebt Leute, die Wagen und Pferde besitzen, Pferde, die gehörig gefrühstückt haben, während ich . . ." Sein Gedanke endigte in einem kräftigen Fluch, den er auf das Haupt der unglücklichen Pferde schleuderte, die eben unten auf der Straße anhielten. Ein zweispänniger Wagen in dieser Straße, vor diesem Hause, das war ein Ereigniß für das gesammte Viertel! Ein Herr, der wie eine Art Haushofmeister aussah, stieg aus, betrachtete sich das Haus genau und trat ein. Dies setzte Simon Renard so in Erstaunen, daß er darüber beinahe seinen leeren Magen vergaß.

„Aha!" sagte er, „das ist wahrscheinlich der Geschäftsführer des Hausbesitzers, der wegen der Miethe kommt. Das wird eine schöne Geschichte werden!"

Aber siehe da, es muß doch wohl etwas Anderes sein, denn er hört das Geräusch von Schritten, die bis zu seiner vierten Etage heraufsteigen; jetzt klopft es gar an die Thür.

„Ich muß wohl träumen," denkt er, „denn ich habe keinerlei Bekanntschaften weder unter Wagen noch Pferden oder gar Intendanten. Ich mache nicht auf, es ist jedenfalls der Abgesandte des Hausbesitzers."

Es klopft abermals.

„Herein!"

Der fremde Herr mit dem Haushofmeister-Aussehen tritt ein. „Komme ich hier recht zu Herrn Simon Renard?"

„Ja, ich bin es, aber Sie finden mich eben in Verlegenheit. Sie müssen entschuldigen, mich so zu treffen. . . Mein Bankier . . ."

Der Fremde lächelte und verbeugte sich. „Können Sie über Ihre Zeit gebieten?"

„Vollkommen . . . das heißt, eine Dame, eine Marquise, erwartet mich heute zur ersten Sitzung."

Der Fremde lächelte mit derselben höflichen Ungläubigkeit; der Bankier und die Marquise schienen ihm zu derselben Familie zu gehören.

„Kann die Frau Marquise nicht warten?"

„Nun, ich hoffe es . . . sie ist so gut."

„Dann nehme ich Sie mit."

„Wohin?"

„Nach Schloß Milly, zu Herrn von Lamartine."

„Was soll ich dort?!"

„Sie werden zum Frühstück erwartet, falls Sie nicht bereits gefrühstückt haben."

„Das habe ich allerdings, oder eigentlich auch nicht . . . Sei es aber, wie es wolle, für Herrn von Lamartine habe ich zweimal Appetit."

Wahrscheinlich wollte er sagen, daß er Appetit für Zwei haben werde. Beim Herabsteigen seiner vielen Treppen dachte er: „Das grenzt mir an's Wunderbare. Wenn ich träume, möchte ich erst beim Dessert aufwachen."

Die Pferde eilen im Galopp davon und bald war man in Schloß Milly bei dem reichbesetzten Frühstückstisch. Herr von Lamartine machte dem armen Simon mit aller ihm eigenthümlichen Liebenswürdigkeit die Honneurs, und dieser zerbrach sich während des eifrigen Bemühens, seinen leeren Magen anzufüllen, den Kopf, den Grund dieses Empfanges und des ganzen Abenteuers zu errathen. Beim Dessert sagt endlich der große Dichter zu dem kleinen Maler: „Mein Herr, ich habe von Ihnen und Ihrem Talent gehört."

Simon verbeugte sich.

„Und habe Sie bitten lassen, hierher zu kommen, um die Portraits meiner Frau, meiner Tochter und das meinige zu malen. Es wird sich nur darum handeln, Bilder zu copiren, welche in meinem Salon hängen, denn unsere Zeit würde uns kaum erlauben, Ihnen zu sitzen. Sagt Ihnen dies zu?"

Simon bedankte sich bescheidentlich und nahm natürlich mit Freuden das Anerbieten an. Als er sich noch desselben Tages darüber machte, seine Farben vorzubereiten, sagte er voll Stolz zu sich selbst: „Endlich werde ich mir also einen Namen machen! Aber wo hat er von mir sprechen gehört? Gewiß nicht bei der Ausstellung, wo man alle meine Gemälde unerbittlich zurückgewiesen. Was schadet's aber, thun wir unser Bestes!"

Die Arbeit dauerte einige Wochen, während welcher Zeit Simon Renard mit der äußersten Zuvorkommenheit behandelt wurde. Als er fertig war, schickte er sich mit vielem Bedauern an, das Schloß zu verlassen; Lamartine begleitete ihn selbst in dem bekannten Zweispänner bis nach Macon vor die Thür seiner Wohnung und sagte dort mit seiner gewohnten Höflichkeit: „Ich danke Ihnen sehr für Ihre Gefälligkeit, Sie werden mir stets sehr willkommen sein, wenn Sie mich besuchen wollen." Hiermit schüttelte er dem unverstandenen Genie herzlich die Hand, das bei aller Künstlereitelkeit doch empfand, welche Ehre ihm widerfuhr. Dabei ereignete es sich, daß ihm eine Geldrolle in der Hand blieb; bevor er seinen Dank stammeln konnte, war der Wagen verschwunden.

Simon wog die Rolle in der Hand und meinte: „Das ist ein würdiger, lieber Mann, wahrscheinlich finde ich hier noch Etwas, daß ich nicht

so bald wieder zu hungern brauche; wieviel kann es sein? . . . Hundert Franken etwa?"

Er brach die Rolle auf, sie enthielt fünfundzwanzig Doppelloniod'or! Simon weinte fast vor Freude.

Lamartine hatte mit seinem seltenen Zartgefühl zugleich die Eigenliebe des Künstlers schonen und den Menschen aus dem Elende reißen wollen. Simon kam dadurch auch zur Erkenntniß; er eröffnete ein Geschäft als Zimmer- und Firmenmaler, verheirathete sich und lebt in bescheidenen, aber angenehmen Verhältnissen. Es hat ihm seitdem nie wieder an einem Frühstücke gefehlt.

Weihnachten in Amerika. In New-York, wo vermöge eines fortwährenden Zuzuges frischer Einwanderung aus Deutschland, der hier immer verhältnißmäßig größer war, als fast an allen andern Orten des Unionsgebietes, deutsches Wesen immer mehr einzudringen beginnt, sah man noch vor fünfzehn Jahren zur Weihnachtszeit nur auf einer einzigen Stelle am Broadway wenige Tannenbäumchen für das Christfest zum Verkauf ausgestellt. Es war dies vor der Dreieinigkeitskirche, die Wallstreet westwärts abschließt und wo ersichtlich auf einzelne deutsche Kaufleute speculirt wurde, von denen ausnahmsweise an der altheimathlichen Sitte des Christbescheerens festgehalten wurde. Jetzt spielt durch die ganze Riesenstadt der Weihnachtsbaum einen, man darf sagen ansehnlichen Handelsartikel und ist an vielen Verkaufsstellen zum Theil massenhaft ausgestellt neben grünen Laubkränzen und Sternen, die zur fröhlichen Ausschmückung von Gemächern dienen. Am Feste selbst flimmert und flackert es fast in den meisten Häusern, selbst in vielen Wohnungen der Angloamerikaner, von angezündeten Christbäumen, welche mit Naschwerk und Geschenken zur Freude von Jung und Alt behangen sind. Vorher wimmelt es namentlich in den deutschen Zeitungen von Anzeigen, die auf das Christfest Bezug haben. Es ist wirklich nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird: die Deutschen haben tüchtig angefangen, Nordamerika für das Weihnachtsfest zu erobern und demgemäß zu germanisiren.

Dringen wir etwas tiefer in diese Erscheinung, so gewinnt dieselbe sehr an Bedeutung; denn auf diesem Wege wird offenbar die harte Rinde durchbrochen, welche sich durch das Puritanerthum der Angloamerikaner um deren Gemüther gebildet hat und eine Scheidewand zwischen ihnen und dem deutschen Bevölkerungselement herstellte. Die civilisirende Sitte des gegenseitig beglückenden Schenkens zur Freudenerzeugung öffnet Herzen und Gemüther, eine duftende Blume in die rauhere Jahreszeit flechtend. Den Deutschen gebührt hierbei der Ruhm, durch ihr Beispiel zuerst den Kindern der Angloamerikaner das Verlangen nach einem Christbaum eingeflößt zu haben, dem sodann die zärtlichen Mütter folgten, worauf den nur auf Geschäfte und Geldgewinn denkenden Gatten und Vätern nichts übrig blieb, als sich dem Walten dieser einflußreichen Willensäußerungen zu fügen. Allmählich haben sich Letztere an eine gemüthlichere Manier des beseligenden Gebens und Schenkens gewöhnt, während sie sonst nichts als jene flüchtige Freude am Nehmen und Empfangen kannten. Darin liegt zweifelsohne ein bedeutender Fortschritt auf der Civilisationsbahn und es ist Aussicht vorhanden, daß nach und nach eine Bresche in dem Bollwerk der hartgesottenen, ungezügelten Selbstsucht durch Liebesbeweise geschossen werden wird, wodurch das Gesellschaftsleben in Nordamerika seine Unerquicklichkeit verlieren muß, über die Jedermann klagt, oder die doch Jeder fühlt, ohne sich genauere Rechenschaft darüber zu geben.

Von den Deutschen New-Yorks und seiner Umgebung wird die Weihnachtsfeier mit zubehörigem Christbaum nicht blos auf den Familienkreis beschränkt, sondern noch auf weitern socialen Verkehr ausgedehnt. Sie veranstalten vielfach häusliche Feier am „heiligen Abend" und ziehen dazu ihre intimeren Freunde herbei, versammeln sich aber am folgenden eigentlichen Christtag in Localen, wo sie sonst zu geselligen Zwecken zusammenkommen, um unter Gesang, Tanz oder andern Belustigungen den Winterabschnitt des Jahres zu feiern. Ein stattlich aufgeputzter Christbaum von möglichst kolossalem Umfange bildet dann gewissermaßen den Mittelpunkt des Vergnügens, welches den Angloamerikanern völlig unbekannt war. Diese hielten sich nur an den Sanct Niklas, unsern deutschen Knecht Ruprecht, welchem aber kein freundliches Christkind folgte.

Mehrfach werden auch gegenwärtig von Schulanstalten Christbescherungen veranstaltet, die den Weg in Kinderasyle und dergleichen fanden, nachdem vorher zu dem Zwecke freiwillige Gaben eingesammelt wurden. Mit einem Worte: es trägt die deutsche Sitte in erwähnter Richtung ihre beglückenden Folgen allmählich in eine Bevölkerung, deren bisherige Freudenarmuth sprüchwörtlich bei denen geworden war, die mit der erquicklicheren europäischen, namentlich der deutschen Bildungsatmosphäre Bekanntschaft gemacht hatten. Stehen die Lehrer dabei noch immer nicht im erwünschten Ansehen, genießen sie keine gebührende Achtung, kommt ihnen, freilich schon seltener als früher, der Schimpfname „Dutch" (Tölpel) von den Schülern roh entgegen: so kann sie der thatsächliche gute Erfolg ihres beispielgebenden Einflusses schon darüber trösten. Weiß man doch deutscher Seits, daß der gegen uns dargelegte Fremdenhaß eigentlich hauptsächlich aus dem Gefühl der ideellen Ueberlegenheit des deutschen Elements über das englische entspringt. Verständige Lehrer können Schülerungezogenheiten niemals ernstlich erzürnen.

Tausend Kerzen, oder: **wie Ullmann Reclame zu machen versteht!** Von Director Ullmann, welcher gegenwärtig als höherer Bärenführer Carlotta Patti, Jaell, Vieuxtemps und andere Virtuosen „herumführt", erzählt der Claviervirtuose Henri Herz eine sehr ergötzliche Geschichte. Er reiste vor einiger Zeit unter Ullmann's Leitung in Amerika, hatte in einer Stadt bereits zwei Concerte gegeben und machte die Bemerkung, daß sein Talent doch nicht mehr so recht ziehen wollte, denn es wurden sehr wenig Billets verkauft. Da zeigte ihm Ullmann triumphirend an, er habe das rechte Mittel gefunden, die Theilnahme des Publicums auf's Neue zu beleben.

Herz ging durch die Stadt und sah an allen Straßenecken die Anzeige von seinem nächsten Concert auf ungeheuren Zetteln, welche in kolossalen Lettern die Ueberschrift trugen:

„Tausend Kerzen!"

Es war nämlich in der Anzeige gesagt, daß der Concertsaal mit tausend Kerzen beleuchtet sein werde. Diese Art, die Leute anzulocken, erschien ihm ebenso lächerlich, als unwirksam, aber er irrte sich; die tausend Kerzen erregten die Neugierde der Amerikaner in solchem Grade, daß im Laufe des Tages alle Plätze verkauft waren. Trotz dieses Resultats wollte Herz, daß die tausend Kerzen von den Anzeigezetteln verschwinden sollten, allein Ullmann verweigerte dies entschieden, indem er erklärte, Herz verstände gar nichts von Geschäften.

Freilich mußte sich dieser selbst gestehen, daß Ullmann's tausend Kerzen mehr Erfolg hatten, als sein russisches Rondo, das er vor einem ganz zerstreuten Publicum spielte. Er war darüber ärgerlich, Ullmann zählte jedoch die Einnahme und war stolz auf seine Idee. Als Herz sein erstes Stück zu Ende gespielt hatte, erhob sich einer der Zuhörer und rief ihm mit lauter Stimme zu:

„Aber, mein Herr, es sind doch nicht tausend!"

Der Virtuos hatte ganz die Kerzen vergessen und fragte:

„Tausend? Was denn?"

„Nun, tausend Kerzen! Deswegen bin ich ja nur gekommen!"

„Und wie viel sind es denn?"

„Es fehlen gerade acht Stück."

Dieser feine Kenner nicht der Musik, sondern der Kerzen, hatte die Geduld besessen, sie alle zu zählen und verlangte nun die acht fehlenden, da er sich nicht betrügen lassen wollte.

„Gut, mein lieber Herr," sagte Herz ganz ernsthaft, „ich schulde Ihnen also acht Kerzen und werde sie zu Ihrer Disposition stellen."

„Prinz Eugen, der edle Ritter." In Wiener Kreisen circulirt seit der Enthüllung des Eugen-Monumentes folgendes Epigramm:

Prinz Eugen, der edle Ritter,
Sicher Oestreichs kühnster Aar;
Schmeckt daran nur Eines bitter,
Daß er ein — Franzose war!

Germania auf dem Meere. Die meisten unserer Leser werden das patriotischer Gesinnung entstammende schöne Bild kennen, mit dem uns Lorenz Clasen, der talentvolle deutsche Historienmaler, schon vor Jahren beschenkte und welches als „Germania auf der Wacht am Rheine" sehr bald ein Lieblingsbild des deutschen Publicums geworden ist. Als ein Seitenstück dazu hat der Künstler unlängst seine „Germania auf dem Meere" gegeben, welche ebenfalls auf mehreren deutschen Kunstausstellungen große und verdiente Anerkennung gefunden hat. Auch von diesem Gemälde ist von E. Kühnel bei J. G. Fritzsche in Leipzig eine lithographische Nachbildung erschienen, die als ein durchaus gelungenes Werk des deutschen Steindrucks auf das Wärmste empfohlen zu werden verdient und von deren künstlerisch schöner Auffassung wie trefflicher technischer Ausführung die erste Illustration unserer heutigen Nummer zeugt, welche nach dieser Lithographie gezeichnet worden ist. Der Gegenstand des Bildes bedarf keiner Erklärung; es stellt die Germania dar, wie sie mit dem wallenden Banner des deutschen Reiches das Schiff „Vaterland" kühn und kräftig durch Sturm und Wogen zum glücklichen Ziele führt. — Wann wird es Wahrheit werden, was hier die Phantasie des Künstlers geschaffen hat?

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº. 46. 1865.

Die Gartenlaube.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Dorfcaplan.

Erzählung aus Oberbaiern nach einer wahren Begebenheit.

Von **Herman Schmid.**

(Fortsetzung.)

Rascher, mit lauter Stimme sprach Isidor den Segenswunsch zu Ende und eben zur rechten Zeit regten sich die Glocken im Kirchthurm zu vielstimmigem, feierlichem Geläut und mahnten aufzubrechen zur Feier des Tages. Es war keine Zeit mehr, ein Gespräch zu beginnen und etwa den Vater nach dem Namen der Kranzjungfer zu fragen. . . Das konnte doch unmöglich die Franzi sein, das blasse schmächtige Kind — und dennoch, warum hatte es ihn aus diesen wunderbaren Augen angemuthet, wie noch nie? Der dröhnende Glockenton, der Ernst der Stunde scheuchten das irdische Bild von seiner erhobenen Seele hinweg und festen Schrittes schloß er sich dem Zuge an, der sich fröhlich und bunt um ihn bildete.

Voraus bliesen und trompeteten die Musikanten einen lustigen Marsch, wie bei einer Hochzeit. Damals war es so Sitte und man fand nichts Anstößiges daran, daß der Priester beim Eintritt in seinen neuen Stand noch einmal unter Sang und Klang von den Freuden des Lebens Abschied nehme, und das Bild einer Hochzeit war es auch, was bei der ganzen Feierlichkeit festgehalten wurde. Der Priester wurde ja auch auf ewig mit der Kirche verbunden. Ein kleines Mädchen von sieben bis acht Jahren durfte daher als deren Vertreterin, als sogenannte „geistliche Braut“ nicht fehlen, und am Arme des Geistlichen prangte wie an dem eines Hochzeiters das grüne Kränzlein. Die Verwandten schlossen sich an, die Kranzeljungfern dabei, alle die Citrone in der Hand, mit einem Rosmarin-Zweiglein besteckt, und dem Primizianten gab ein älterer Geistlicher das Geleite, welcher der Pathe hieß und ihm in allen Verrichtungen helfend und rathend zur Seite stand. Isidor's Pathe war der Pfarrer des Dorfs, ein großer Mann von soldatischer Haltung, mit einem ernsthaften, nicht eben geistreichen Gesichte; er war kein Freund davon, sich bei solchen öffentlichen Anlässen zu zeigen, aber da es ein Pfarrkind war, das sein Fest feierte, hatte er die bescheidene Bitte desselben nicht abzuschlagen vermocht.

So ging der Zug der Kirche zu; Alles drängte nach den geschmückten Stühlen, während der Primiziant in der Sacristei mit den gottesdienstlichen Gewändern geschmückt wurde und dann, zum Altare geleitet, sein erstes Hochamt feierte. Während desselben hielt der Pfarrer die Ehrenpredigt, worin er dem Pathen die Pflichten des neuen Standes auseinandersetzte, seinen Entschluß glücklich pries und besonders hervorhob, daß er um dessen willen die Güter der Erde zurückgewiesen und sich entschlossen habe, ewige Schätze zu sammeln, Reichthümer, die der Rost nicht zernagt, einen Besitz, der den Motten widersteht und den Würmern.

Isidor saß während der Predigt zuhörend auf dem sammetbezogenen Seitenstuhle, aber trotz aller Andacht, trotz alles Aufwandes von Kraft begann die Erregung seines Gemüths nachzulassen, die Spannung seiner Nerven zu ermatten; wider Willen streiften andere Gedanken ihm flüchtig durch den Sinn und er mußte sich einigemale sammeln und zwingen, um dem Prediger zu folgen. Es kam ihm vor, als wären es mitunter leere Worte, die dieser sprach, als wäre er nicht derjenige, dem sie vor Allen galten. Die Gedanken, obwohl unwillig abgewehrt und verscheucht, kamen dringender wieder und ließen wunderbare Bilder vor seinem inneren Auge entstehen. Es war, als ob die weihrauchdurchdufteten Hallen der Kirche sich weiteten und öffneten — er sah weite grünende Wiesen und rauschenden Wald vor sich und sah sich selber darin als sorglosen, fröhlich spielenden Knaben . . . er sah das Bild der Bauernfamilie mit dem Kinde vor seinen Augen, aber nicht er war es, der den Segen darüber sprechen sollte, und auch das Gesicht der Mutter veränderte sich wunderbar . . . das war nicht die behäbige Bäuerin, das waren die Züge, die Augen der Kranzjungfer, die gegenüber im Chorstuhl kniete und ihr Antlitz so tief über ihr Gebetbuch niederbeugte, daß nichts zu sehen war, als auf dem reichen Haare das Krönlein. . .

Mit dem Schlusse der Predigt erbrauste die Orgel . . . ihre Töne strömten wie überirdische Fluthen um seine Seele und reinigten sie und hoben ihn empor, daß er mit entrüsteter Stärke die letzte schnöde Versuchung der Erde von sich wies. . .

In dankbarer Andacht vollendete er das Opfer und als er zum Schlusse die feierliche Choral-Weise des Ite, missa est so recht mit voller Stimme zu singen begann, da mochte Jeder es hören und aus diesen Tönen, wie aus einem Siegesliede vernehmen, daß er die alte Schlange bezwungen und ihr den Fuß auf das Haupt gesetzt.

In gleicher Ordnung ging der Zug aus der Kirche, diesmal dem Gasthause zu und ohne die Geistlichen, welche gesondert nachkamen. In einem großen Saale stand die Tafel zum reichlichen Mahle bereit, das für so unentbehrlich galt, wie ein Kirchweihschmaus, bei welchem alle Verwandten und Bekannten zu erscheinen wetteiferten. Zwischen den einzelnen Speisen bliesen die Musikanten lustige Stücklein und manchen schmetternden Tusch, wenn der Pfarrer die Gesundheit und das lange Leben des Herrn Primizianten und dieser hinwider das Wohlbefinden und Gedeihen des Herrn Pfarrers ausbrachte; wenn man nach der Reihe das glückliche

Elternpaar, die geistliche Braut und die Kranzeljungfern oder auch wohl die gesammte Freundschaft und alle werthen Gäste hoch leben ließ und abermals hoch!

Das Mahl ward immer belebter, denn der alte Moosrainer wollte seinen Reichthum sehen lassen und zeigen, daß es seinem Sohne nicht um die Freundesgaben der Gäste zu thun war; mit dem Weine ward nicht gekargt und das ungewohnte Getränk begann in den Köpfen der Bauern zu rumoren, daß das Lachen und Geplauder immer lauter in die Runde ging. Besonders lebhaft war es am Ende der Tafel; dort saß Vigili, der Schmied, ärgerlich darüber, daß die Rangordnung ihn so weit von Franzi getrennt hielt, und die Nachbarn hatten Mühe zu verhindern, daß seine unwirschen Ausdrücke nicht gar zu vernehmlich wurden, denn er war weder wählig noch zierlich in deren Wahl.

Es war eine willkommene Unterbrechung, als die Wirthin mit der Ehrentorte erschien und sie mit besonderem Glückwunsch vor Isidor hinsetzte, denn die Torte mußte immer ein Meisterstück der Kuchenbäckerei sein und gab zugleich das vielfach ersehnte Zeichen zum Beginn des Tanzes. Auf der Zuckerfläche der Torte stand, aus Tragant und Zeuglappchen zierlich geformt, ein kleines Männchen in schwarzem Talar und mit dem Chorrock darüber, ein plastisches Ebenbild des Gefeierten. Der Tanz war damals auch bei solchen Festen nicht verpönt, vielmehr mußte der neue Priester selbst den Reigen eröffnen: man war der Meinung, daß nur der im Leben recht rathen und helfen könne, der dem Leben selbst in die Augen gesehen, und verlangte, daß der junge Priester bei seiner Primiz „das erste und letzte Tänzlein" machen solle.

Schon beim ersten Geigenstrich hatte Vigili sich aufgemacht, um zu Franzi zu kommen und den versprochenen Ersten zu erhaschen . . . so sehr er aber eilte, er kam doch zu spät.

Der Pfarrer hatte sich bereits erhoben, die vorletzte seiner Pathenpflichten zu üben, welche darin bestand, seinem Schützling die Partnerin zum „letzten Tänzlein" zuzuführen; die letzte war dann, dem Primizianten, der unmittelbar darnach Mahl und Fest verlassen mußte, in seine Wohnung das Geleite zu geben. Er war eben in ein Stück der Festtorte so vertieft gewesen, daß er darüber beinahe seine Verpflichtung vergessen hätte und durch den Hochzeitslader gemahnt werden mußte, wie das junge tanzlustige Volk mit Sehnsucht darauf wärte, sich dem Tanzen in die Arme werfen zu können. In Eile erhob er sich und um den Fehler gut zu machen, sann er nicht lange nach über eine etwa unter den Reichern und Vornehmern zu treffende Wahl, sondern faßte die Hand der zunächst Sitzenden.

Es war Franzi.

Als er mit ihr vor Isidor trat, war eben Vigili herangekommen und sah mit zornfunkelnden Blicken, was er doch nicht zu wehren vermochte; Franzi war zu überrascht und verwirrt, ihn gewahr zu werden.

Auch Isidor theilte sich bei ihrem Anblick die Verwirrung mit. Mit noch nie empfundener Beklommenheit faßte er ihre Hand, die Musik spielte einen leisen, nur von Streichinstrumenten ausgeführten Ländler nach einer bekannten melancholischen Volksweise, die wie ein Abschied klang, und das Paar begann seinen Reigen allein in dem weiten Saale, an dessen Wänden Alle sich als Zuschauer drängten, verschiedene Gefühle und Gedanken in Kopf und Herz.

Ueber Isidor kam es wie ein plötzlicher Trunk übermächtigen Weins; als er seine Tänzerin faßte, war es unvermeidlich, daß die Augen sich wieder begegneten und wieder eines Athems Dauer sich in fragender Verwunderung in die Herzen schauten; er schloß das Mädchen fester an sich und wiegte sich in ihrem Arm so sicher und ruhig durch den Saal, als wäre es nicht der Schluß seines bisherigen Lebens, sondern als ginge der Anfang eines neuen vor ihm auf.

Franzi hielt an, der Primiziant durfte nur drei Mal den Saal umkreisen, dann gehörte dieser der fröhlichen Welt, die auch von dem Rechte augenblicklich jubelnden Gebrauch machte und den Platz mit bunt durcheinander wirbelnden Paaren bedeckte.

Isidor führte seine Tänzerin zur leergewordenen Tafel an seinen Platz, füllte zwei Gläser und band sich das Bräutigamskränzlein vom Arm, um es wie einen Rahmen um das eine Glas zu legen, das Kränzlein gebührte der Partnerin des „letzten Tänzleins".

„Sie sollen leben, Hochwürden!" sagte sie mit bebender Stimme, als er sein Glas erhob, an das ihre anzuklingen.

Isidor ging ein Stich durch das Herz bei dem Worte.

„Ich danke Dir; es freut mich sehr, daß Du zu meinem Ehrentag gekommen bist."

„Wie hätt' ich ausbleiben können? Das war mir ja die größte Freud' in mein' ganzen Leben, daß Sie noch an mich gedacht haben . . ."

„Glaubst Du, ich hätte Dich vergessen? Niemals!" entgegnete Isidor rasch und begriff zum ersten Male, wie wahr das Wort war, das er gesprochen. „Ich habe Dich nie vergessen," setzte er zögernd und wie berichtigend hinzu, „Dich so wenig, wie Vater und Mutter und das ganze Dorf . . . Aber ich habe Dich erst nicht wieder erkannt!"

„Das ist wohl möglich, Sie sind gar lang' fortgewesen . . ."

„Es ist nicht das . . . Du bist ganz anders geworden . . . so groß . . ." und so schön, wollte er hinzusetzen, aber der Laut starb im Entstehen.

Unsägliche, noch nie gefühlte Beklommenheit bemächtigte sich seiner; wie suchend sah er unschlüssig um sich und bemerkte Vigili, der in dem leergewordenen Tafelzimmer unter der Thür stand, die Beiden mit grimmigen Augen und einem Lächeln betrachtend, das ihm wie Hohn in die Seele ging.

Betreten ließ er die Hand des Mädchens fahren und ward jetzt erst gewahr, daß er sie wieder erfaßt gehabt hatte.

„Der Bursche dort betrachtet uns mit so sonderbaren Blicken," sagte er, „als sei es ihm nicht recht, daß ich mit Dir spreche . . . Es ist wohl Dein Schatz?"

Das Wort wollte nicht von der widerstrebenden Zunge.

Franzi erröthete. „Ich hab' keinen Schatz, Hochwürden," sagte sie dann und sah ihn treuherzig an. „Das ist der Schmiedsohn, der Vigili . . . er will mich heirathen, und ich hab' ihm den ersten Tanz versprochen . . ."

„Und Du wirst ihn heirathen?"

„Was will ich machen, Hochwürden Herr Isidor? Es ist eine gute Versorgung, ich bin blutarm, und sein' Lebtag dienen ist hart . . ."

„Du hast Recht," rief Isidor hastig, „nimm ihn . . . heirathe ihn und sei glücklich! Warum solltest Du auch nicht? . . . Der Bursche ist wohl gar eifersüchtig auf mich . . . er sollte doch wissen, daß er bei mir keinen Grund dazu hat . . . Lebe wohl, Franzi! Lebe glücklich! Denke manchmal an die Zeit, wo wir Kinder gewesen sind, und an — den heutigen Tag!"

Er ging, vom Pfarrer geleitet; Franzi stand unbeweglich, bis Vigili zu ihr trat.

„So?" knurrte er grimmig mit gepreßtem Ton. „Heißt das bei Dir Wort halten?"

Franzi sah ihn ruhig und wie von oben herab an.

„Ich hab' Dir den ersten Tanz versprochen," sagte sie, „und bin dabei geblieben, denn der Tanz mit dem hochwürdigen Herrn wird nit gerechnet, das ist was ganz Andres . . . Aber so laß' ich mich nit fragen, Vigili! Ein Mensch, der mich so anfahrt, wo ich noch nit einmal sein Schatz bin, der darf sich nit einbilden, daß ich sein Weib werd' und wenn ich eine Goldschmieden mit ihm bekäm; mit einem solchen tanz ich nit einmal . . ."

Sie ging und verschwand im Tanzsaal, aus dem Jubel und Musik erscholl. Vigili ballte die Fäuste und drohte ihr nach. —

Isidor war indessen im elterlichen Hause angekommen. Niemand war noch daheim, Alles befand sich noch beim Feste; mutterseelenallein schritt er in der ihm eingeräumten Prunkstube des obern Stockwerks hin und wider.

Was war mit ihm vorgegangen! Wohin war seine sichere Ruhe, seine Zuversicht gekommen . . . welchen Eindruck hat dies schlichte Mädchen auf ihn hervorgebracht! Wie wenig hatte er sich selbst gekannt, wenn er geglaubt, es gebe kein irdisches Band mehr, das ihn an die Welt kette — jetzt, auf einmal war es ihm klar, daß er sie immer im Sinn getragen, daß er sich selbst absichtlich oder leichtsinnig über dies Andenken getäuscht; jetzt lag es vor ihm, hell, wie ein vom Blitz entzündetes und in seinen Flammen einsinkendes Gebäude, warum er gerade sie so sehnlich beim Feste ge-

wünscht hatte, und war ihm noch Etwas undeutlich geblieben in dem verworrenen Gewebe seines Fühlens, wollte er es mit irgend einem Vorwande noch bergen und beschönigen, daß er die Jugendgespielin unbewußt, aber so lange er zu denken wußte, geliebt, so hatte die Empfindung ihn enttäuschen müssen, die ihn durchzuckte, als er ihren Freier bemerkte, als er mit nie gefühltem Schmerz, mit nie geahnter Wehmuth sich gestehen mußte, daß sie für ihn verloren war; daß er kein Recht hatte, dem Glücklichen zu wehren, daß der bloße Gedanke an sie eine Sünde war, ein Verbrechen an seinem Gelübde.

In heißströmendem Gebete sank er vor dem Kreuzbild in der Stube auf's Knie, in stürmischer Selbstanklage flehte er um Kraft und bat den Herrn, die rettende Hand nach ihm auszustrecken, wie einst nach dem furchtsamen, im Meer versinkenden Jünger.

Es war Nacht geworden, als er noch betete und wachte; da erschollen ernste Klänge vor dem Hause: dem Primizianten wurde dem Brauche gemäß und zum Schlusse seines Festes noch ein Ständchen gebracht — eine tief klagende Grabmusik. Noch einmal sollte er gemahnt werden an den Abschied vom Irdischen und der Gedanke daran sollte ihn im Entschlummern geleiten.

Im Pfarrhofstadel dagegen lag Franzi schon lange zu Bett und schlief. Sie hörte die Trauermusik nicht in ihre Träume hinüber; der Schein des Mondes, der durch eine Dachluke hell den Kammerwinkel beleuchtete, erhellte ein sorglos schlummerndes Kindergesicht.

An der Wand über dem Bette, mit einem Bändchen zusammengeknüpft, hingen das Krönlein, das sie getragen, und Isidor's Kranz.

2.

Es herbstete ungewöhnlich früh und schnell.

Wenige Wochen waren vorüber und doch hatte das Land ringsum schon vielfach andere Färbung und Gestalt. Vor den Fenstern des Moosrainer-Hofs streckten die Bäume des Obstgartens die Zweige schon fast kahl oder nur mit wenigen gelben Blättern geschmückt empor, darüber hinaus weilte der Blick auf rothen Buchenwipfeln und an den Bergen hin jagte und zog weißes Gewölk, die Spitzen bald verhüllend, bald daran vorüberstürmend, als fände es keinen Halt, sich vor dem Winde daran zu klammern, der vom Strome her über die Stoppelfelder sauste.

„Na meinetwegen, Isidor," sagte der alte Moosrainer, der neben seinem Sohne in der Prunkstube am Fenster saß, „wenn Du durchaus fort mußt, so mag es in Gottes Namen sein, ich will morgen die zwei Bräunel anschirren und Dich nach Rosenheim hinüberfahren, das laß' ich mir nicht nehmen. Vielleicht fahrt die Mutter auch mit .. Bist aber auch ganz gesund und wieder bei Kräften?"

„Vollständig, Vater," erwiderte der junge Geistliche, indem er sich erhob, gleichsam als wolle er zeigen, daß er nicht zu viel gesagt. „Ich bin so gesund, wie je und sehne mich darnach, endlich zu Thätigkeit und Wirksamkeit zu kommen . . . das wird mich kräftigen und den letzten Rest des Siechthums verscheuchen, das mich so plötzlich überfallen hat."

„Ja, ja," sagte der Alte mit bedächtigem Kopfschütteln, „es kommt oft geschwind Etwas über den Menschen; bei Dir war's justament nit zum Verwundern, das viele Studiren und die Erwartung und die Vorbereitung alle, das kann Einen wohl aus dem Gleichg'wicht bringen . . . es hat mich nit einmal recht gewundert, wie Du am Tag nach der Primiz krank gewesen bist und hast ein Fieber gehabt und ein paar Tag' lang nichts von Dir gewußt! Wenn's nur auch völlig vorbei ist, denn das ist nit zum Läugnen, Isidor, bleich siehst Du noch aus. . ."

Der Alte hatte wohl Recht; der junge Mann stand zwar wieder in alter Vollkraft vor ihm, aber das Gesicht, besonders die Stirn leuchtete vor Blässe und in den Augen glimmte Etwas, wie ein unter Asche und Kohle vergrabener Funken.

„Eben deshalb wird eine Luftveränderung mir gut thun," sagte er, „und vollends der Wirkungskreis an dem mir angewiesenen neuen Posten . . . ich werde vollauf zu thun und keine Zeit haben, krank zu liegen. . ."

„Die Mutter hat freilich gemeint, Du solltest wenigstens so lang bleiben, bis der Doctor, der Dich curirt hat, noch einmal gekommen wär'. . ."

„Nein, nein!" rief Isidor hastig und mit einer Geberde entschiedener und fast erschrockener Abwehr, „ich kann hier nicht länger bleiben . . . ich darf es nicht. . . Glaubt mir, mein Vater," fuhr er etwas innehaltend fort, „meine Pflicht fordert, den mir angewiesenen Posten so schnell wie möglich anzutreten, und dann . . . jede Stunde, die ich noch hier bleiben müßte, würde meinen Zustand nur verschlimmern. . ."

„Gut also, morgen wird gereist!" sagte der Moosrainer gelassen und erhob sich ebenfalls. „Begreife zwar nit, was bei uns so besonders gefährlich sein soll; hätt' auch sonst ein paar Anliegen gehabt an Dich . . . aber es eilt nit damit und auf's Frühjahr, wann's Gottes Willen ist, komm' ich und besuch' Dich auf Deinem Posten, da wirst Du wohl Zeit haben und wirst mir rathen können. . ."

„Zeit für Euch, Vater?" rief Isidor. „Als wenn es je gelten könnte, diese erst abzuwarten! Sagt mir Euer Anliegen gleich, und was in meiner Macht steht, wird gewiß geschehen!"

„Es ist eine eigene Sach'," sagte der Alte zögernd, „aber Du bist studirt und mußt es besser wissen. . . Sag' mir einmal, was halt'st Du von Heimlichkeiten . . . so von geheimen Zusammenkünften, bei der Nacht und an einem verborgenen Ort?"

„Nicht viel, Vater, ich denke, was gut ist, hat das Licht nicht zu scheuen. . ."

„Wenn man aber zu etwas Gutem zusammen kommt . . . zum Beten oder zur Betrachtung?"

„Gleichviel, die Andacht, die sich mit der Nacht verbündet, ist die rechte nicht. Aber was bedeuten diese Fragen? Solltet Ihr in solchem Falle sein?"

Der Moosrainer besann sich. „Das nit," sagte er, „aber . . . ich hab' davon reden hören und weiß jetzt schon, was ich hab' wissen wollen. . ."

„Und Euer zweites Anliegen?"

„Mein zweites Anliegen ist, daß Du mir helfen sollst, für ein armes, braves Kind eine Mutter suchen. . . Der arme Narr ist in den Windeln Einem vor die Thür hing'legt worden und ich mein' alleweil, es müßt' was wie eine Spitzbuberei dabei sein. Da möcht' ich gern dahinter kommen, wer das Kind ausgesetzt hat, und Du sollst überall herumschreiben und sollst mir helfen, es heraus zu bringen. . ."

„Gern, Vater . . . wer ist das Kind?"

„Du kennst sie gut. Deine ehmalige Spielcameradin ist's, die Franzi. . ."

Der Alte wandte sich gegen das Fenster, weil vor dem Hause Stimmen hörbar wurden; auch ohne das wäre wohl ein schärferer Beobachter nöthig gewesen, um die augenblickliche Erregung zu gewahren, die bei diesem Namen über Isidor's Züge glitt.

„Da kommt die Mutter heim und in aller Eil," begann der Moosrainer, „sie winkt und lacht herauf, wird also bald da sein, lassen wir's also gut sein für heut, vielleicht kann ich Dir morgen während des Fahrens Alles erzählen. . . Ich weiß doch, daß Du mir hilfst . . . Du hast ja die Franzi als kleiner Bub gar gern gehabt, und ich hab' lachen müssen, wie Du so da gelegen bist in der Bewußtlosigkeit, und hast manchmal nach ihr gerufen und hast von der Zeit phantasirt, wo Du als Bub mit ihr gespielt hast, im Obstanger unten und draußen auf dem grünen Fleckel vor dem Hof. . ."

„Fieberreden, Vater," sagte Isidor und faßte ergriffen die Hand des Alten. „Phantasieen des kranken Gehirns . . . sie sind verschwunden vor dem klaren Lichte der Gesundheit!"

Hastige Schritte kamen die Stiege herauf, der Moosrainer öffnete rasch die Thür.

„Muß schon aufmachen," rief er lachend der Bäurin entgegen, „sonst fallst Du sammt Deiner Neuigkeit gleich mit der Thür in's Haus, denn eine Neuigkeit bringst Du, das seh' ich Dir am Gesicht an!"

„Die bring' ich auch!" erwiderte die Bäurin, indem sie sich erschöpft auf einen Stuhl niederließ. „Ach, Du lieber Herrgott, was bin ich gelaufen!"

„Natürlich, damit Du ja nicht zu spät kommst!“ spottete der Alte.

„Spotte nur!“ rief sie. „Wirst schon anders reden, wenn Du erst Alles weißt! Denk' Dir nur, Vater! Ach, die Freud' ... ich weiß gar nit, wie ich es sagen soll ...“

„Auf das Wie kommt's nicht an, sag's nur gerad' heraus!“

„Ach Gott, das will ich ja! Du weißt doch, Vater, daß unser Caplan krank geworden und in die Stadt gereist ist und daß er in den nächsten Tagen hat wiederkommen sollen? ... Nun also, er kommt nit! Er ist so krank, daß er nit kommen kann, und weil der Herr Pfarrer ohne Caplan nit sein kann, hat er beim Bischof gebeten, er soll ihm unsern hochwürdigen geistlichen Herrn Sohn lassen, und Seine Gnaden der Herr Bischof hat's erlaubt und unser Herr Sohn bleibt als Caplan in unserm Dorf, und der Herr Pfarrer hat mir die Freud' gemacht, daß ich ihm die Nachricht selber bringen darf, und hat mir das Schreiben da mit'geben, da steht's drinn' Schwarz auf Weiß, daß unser geistlicher Herr Sohn bei uns bleibt ... Ach Gott, ach Gott, die Freud' und die Ehr' ... ich weiß gar nit, was ich sagen soll ...“

Sie unterbrach den Redestrom, indem sie ihr Tuch an die ebenfalls überströmenden Augen drückte. In ihrer Freude bemerkte sie den Eindruck nicht, den ihre Nachricht auf Vater und Sohn hervorbrachte; Isidor war bei der ersten Andeutung erblaßt, jetzt stand er mit der einen Hand auf die Stuhllehne gestützt, während die andere mit leichtem Beben das inhaltvolle Schreiben hielt, in das er mit vergehenden Augen starrte.

Der Alte stand seitwärts und verwandte kein Auge von Isidor.

„Und wem meint Ihr, daß wir das zu verdanken haben?“ rief die Bäurin auf's Neue. „Niemand Anderm, als der Fräulein Amélie, die halt't so große Stuck auf unsern Herrn Sohn und hat nit nachgegeben, bis der Herr Pfarrer die Eingab' gemacht hat! Ach, ist das ein herzensgutes Frauenzimmer! Und der Herr Sohn hat's nit einmal recht verdient um sie ... er hat sie nit einmal zu den Kranzeljungfern genommen ... Aber das kann er ja gut machen und muß sich jetzt recht besonders bei ihr bedanken ... Aber wie ist denn das?“ fuhr sie aufblickend fort. „Es red't ja Keiner ein Wort ... Freut's den Herrn Sohn denn nit, daß er in seiner Heimath bleiben darf?“

„Gewiß, Mutter,“ erwiderte Isidor mit einiger Anstrengung, „aber ich kann nicht verhehlen, daß mir die Nachricht überraschend kommt; ich hatte meine Pläne anders gemacht: es war mein schönster Gedanke, einmal in meiner Heimath wirken zu können; jedoch erst als Pfarrer, als gereifter, wohlerprobter Seelenhirt, dachte ich wiederzukommen ... Es scheint vom Himmel anders beschlossen zu sein und ich füge mich ... Jetzt aber fühle ich, daß mein Unwohlsein doch noch nicht ganz gehoben ist, ich bedarf der Ruhe und der Einsamkeit ...“

„Ja, ja, ganz recht! Komm, Alte,“ rief der Moosrainer und zog die redselige Frau, die noch gar viel auf der Zunge hatte, der Thür zu. „Sag' mir, was Du noch Alles auf dem Herzen hast, wir wollen den Isidor allein lassen ...“

Widerstrebend folgte sie, indeß nur, um vor der Thür fragend anzuhalten. „Und Du freust Dich auch nit, scheint's? Denk' nur ... was kann er da Gutes wirken, hat die Fräulein Amélie g'sagt, wo er jedes Kind kennt!“

„Ja — und jedes Kind ihn! Ich will nit sagen, daß es mich nit freut, aber der Isidor hat doch wohl Recht, und der Pfenning gilt nichts, wo er geschlagen ist!“

Während sie gingen, erklang das Abendläuten vom Thurme.

In seinem Zimmer stand Isidor und hob die gefalteten Hände in die Dämmerung empor. „Du siehst mein Herz, o Gott,“ betete er, „du weißt, daß ich diese Schwäche bezwungen habe, daß mein Entschluß, mein Wille, mein Leben nur deinem Dienste gehören! Du bist es, der mir diese Prüfung schickt, die Stärke meiner Ergebung zu bewähren ... Sei du mit mir! Mit deiner Gnade will ich sie bestehen — zu deiner Ehre ... Amen!“

Am andern Morgen fand die Uebersiedelung in den Pfarrhof statt. Isidor machte einen weiten Spaziergang durch die Stoppelfelder, über welche vom Strome her sich heute der erste Nebel dehnte, auf dem Rückwege wollte er dann in dem Hause neben der Kirche eintreten; es war Etwas in ihm wie eine Ahnung, daß man ihm von irgend einer Seite Feierlichkeiten bereiten wolle, und diesen dachte er zu entgehen. Die Ahnung hatte ihn auch nicht getäuscht, wohl aber seine Berechnung, denn als er um die Ecke vertretend dem Pfarrhofe gegenüberstand, sah er dessen Thür geöffnet und in derselben Fräulein Amélie beschäftigt, welche zu der auf einer Leiter stehenden Kathrin hinaufzankte, daß der von der Primiz her aufbewahrte, etwas welk gewordene Kranz schief überhänge. Im Hausflur, der Treppe zu, standen die sämmtlichen Dienstboten des Pfarrhofs, offenbar bestellt, den neuen Hausgenossen zu begrüßen. Sie waren aber alle in ihrem Werktagsgewand, denn um der Festlichkeit willen durfte kein Augenblick an der Arbeit verloren gehen. Voran unter den Mägden stand Franzi mit niedergeschlagenen Augen, aber brennenden Wangen, denn es war ihr peinlich, daß die Haushälterin sie, wie sie ging und stand, vom Futtermähen weggeholt und ihr kaum Zeit gelassen hatte, eine weiße Schürze umzubinden. Das Fräulein hatte, um ungehindert zu sein, ihr ein rothgesticktes Sophakissen zu tragen gegeben, auf welchem ein ansehnlicher blauseidener Beutel mit Silberschnüren lag; es hatte fast den Anschein, als sei sie absichtlich so gestellt, um in die Augen zu fallen. Amélie dagegen war im höchsten Putz, der sonst nur zu Ostern oder am Namenstag des Landesherrn getragen zu werden pflegte. Ein schwarzes Kleid nach städtischem Schnitt und mit Spitzenbesatz zeigte den schönen Wuchs des Fräuleins, so wie die um das Gesicht herabfallenden Schmachtlocken die Fülle ihres schönen Haares verriethen — die beiden Reste einstiger Schönheit, auf welche sie sich nicht wenig zu gute that.

Isidor trat hinzu; lag es auch nicht in seinem Wesen, Jemand eine unschuldige Freude zu verderben, so war doch in diesem ganzen Gebahren Etwas, das ihn unsäglich anwiderte und dem er rasch ein Ende machen wollte. Sein Erscheinen brachte große Verwirrung hervor, aber die Dirnen schmunzelten und die Knechte hatten Mühe, das Lachen zu verhalten; sie gönnten es der wenig beliebten Haushälterin, daß ihre Vorbereitungen zu Wasser geworden.

„O, welches Mißgeschick!“ rief sie und rannte unschlüssig hin und wieder. „Hätte ich nur ahnen können, daß Hochwürden Herr Caplan uns schon so bald die Ehre geben würden! O, das ist um den Kopf zu verlieren ... aber daran ist nur die Tölpelhaftigkeit dieser Mägde schuld, die mit nichts fertig werden können! Rechnen Sie es nur mir nicht zur Last, Hochwürden Herr Caplan ... mein einziger Trost ist nur, daß die Hauptsache noch übrig ist! ...“

Mit diesen Worten wandte sie sich zu Franzi und nahm ihr das Kissen mit dem Beutel ab. „Gieb her,“ sagte sie halbleise, aber doch laut genug, daß Isidor es hören mußte, „gieb her und pack' Dich! Wie kannst Du Dich so vordrängen! Du starrst von Schmutz ...“ Dann wandte sie sich mit süß lächelnder Miene gegen den Ankömmling, machte eine allen Regeln der Tanzkunst entsprechende tiefe Verbeugung und begann ihre Rede.

Die gekränkte, gescholtene Franzi war, Thränen in den Augen, unter dem Gesinde verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Alpenbilder.

Von Otto Banck.

1. Holzfäller und Flößer im Isarthal.

Die Reize der Gemsjagd und des Anstandes auf das edle Hochwild waren es, die den Verfasser dieser Zeilen zuerst in das obere Isarthal der bairischen Alpen lockten, die Natur aber war es, die ihn dort festhielt mit ihren immer neuen Gesichtern. Denn es giebt in der Schweiz gar viele Gegenden, die hoch gepriesen und zahlreich besucht sind und sich dennoch in ihrer Be-



Flößer auf der Isar.
Nach der Natur gezeichnet von O. Rostosky.

deutung nicht entfernt mit dieser deutschen Landschaft messen können, wie die deutschen Gauen überhaupt von den Meeresufern bis zu jenen Linien hinüber, wo sich Italien und Frankreich in der Alpenregion als Nachbarn anschließen, eine kaum zu beschreibende Fülle von ebenso lieblichen wie großartigen Natursceneríen aller Art darbieten.

König Ludwig von Baiern wußte sehr genau, wie unbekannt die Isarufer sind und noch lange bleiben werden, indem er der von ihm erbauten Isarbrücke zu München eine Inschrift hinzufügen ließ, mit einer Nachricht darüber, in welchem Gebirgsstock die Isar entspringt und in welchen Fluß sie sich endlich ergießt. Freilich ahnt man auch bei München die Wunder dieser eigenthümlichen Gebirgsufer nicht und nur die Wildheit und gesunde, jäh aufbäumende Kraft sieht man diesem Flusse an, der in weißgrünen Wellen daherrauscht, über endlose, unfruchtbare Kieselfelder schäumend, die er dem Marmorgeröll der Alpen entführt hat. Fünfzehn Meilen weit schwemmte er in Urzeiten dieses unendliche Kieselmeer von Milliarden Steinen hinweg, denn wo man auch in München und auf dem ganzen Plateau rings umher in die Erde gräbt, immer kommt man auf den Untergrund dieser mächtigen Kiesellager. Sie bestehen an vielen Stellen oft, ja großentheils, aus Stücken vortrefflichen bunten Marmors, welche sich von den Kalkalpen losgelöst und sich Jahrtausende lang im Bette des Flusses weiter und weiter gedrängt und gewetzt haben, bis ihre Ecken nach dem mechanischen Gesetze des Bachgeschiebes zu den eirunden Flächen des Wasserkiesels abgeschliffen worden sind.

Doch während hier Alles flaches, ebenes Land ist, das sich endlich weiter nach den Alpen hin zu Hügeln und Vorbergen erhebt, bei deren verborgenen Schönheiten wir heute nicht verweilen dürfen, gipfelt sich der wirkliche Charakter dieser Flußgegenden erst zwischen Scharnitz und Tölz, an Mittenwald, Krün, der vorderen Riß, Fall und Länggries vorüber.

Einsame Großartigkeit, Flussesbrausen und Wälderrauschen umgiebt den Wanderer; abwechselnd begleitet ihn der wundersame Anblick des Wetterstein- und Karwendelgebirges und anderer Alpenstöcke, die im Sonnenlicht ihre gelben Kalkfirnen und die kühnen Zackenlinien ihrer schroffen Abhänge durch die blaue Luft tragen. In langen, immer bewegten Berggruppen, malerisch gefärbt vom Schlagschatten vorspringender Felsenkanten und von hell beschienenen Marmorflächen, bilden sie einen markirten Gegensatz zu den dunklen Tannenwaldungen an ihrem eigenen, zurückgelehnten Fuß und zu denen auf den Zügen des ringsum drastisch aufgestellten, immer noch mächtig hohen Mittelgebirgs. Unten an der Isar liegen die hellgrünen Grashalden des ruhigen Thales, das von Mittenwald bis über Krün hinab räumig und frei ist, mit kleinen Querbächen und Wasserrinnen durchzogen, eine stille Weideflur, auf der kleine Heerden hellfarbigen Hornviehs grasen. Der Anblick dieser imposanten Gegend wird immer ergreifender und träumerischer in der Abendzeit, wenn die Gipfel der Kalkgebirge wie eine orangenfarbige Lichtvision über dem einsamen Thale schweben, sich hier und da spiegelnd in den grünen Fluthen der fortstürmenden Isar.

Und hier an der vorderen Riß, wo der wilde Rißbach sich aus einem riesig felsengethürmten Alpenthal herauswälzt und in das Bett der Isar niedertost, herrschen nicht blos die Zauber der Gebirgsnatur mit all' ihren dämonischen Reizen — hier ist auch ein auserwählter Tummelplatz für die Freuden des Waidmanns und für den Verehrer der Forstcultur und des Waldes.

Wie der Herzog von Coburg in der hinteren Riß ein Jagdschlößchen erbaut hat, in dessen zur malerischen Pertisau am Achensee hinüberführendem Gebiet er Hochwild und Gemsen hegt, so steht in der vorderen Riß ein von König Maximilian errichtetes, einfach geschmackvolles Jagdschlößchen. Unweit daneben liegt das zugleich als Gasthaus dienende Wohngebäude des Revierförsters dicht am Wasser und am wenig betretenen Wege. Auch in diesem Terrain stehen gegen achthundert Stück Rothwild, und wer Morgens früh bei Sonnenaufgang zum Fenster hinausschaut, kann ohne Mühe mit einem Stein bis zu der Stelle in der Isar hinüberwerfen, wo die Gemsen von den grünen Jachenauer Bergen arglos zur Tränke herabsteigen, um zum jenseitigen Revier hinüberzuwechseln. Ihre Sicherheit und Schnellkraft, über luftige Felsen hinwegzusetzen, ist oftmals geschildert. Als weniger bekannt aber möchte ich eine ähnliche Geschicklichkeit im Klettern des noch nicht zu alt und groß gewordenen Edelwildes erwähnen. Ich habe starke, jagdgerechte Hirsche auf den gefährlichsten Wegen bergab und bergauf mit einer Bravour dahinklimmen sehen, von welcher sich der Jäger unseres norddeutschen Berg- und Flachlandes schwerlich einen Begriff machen wird.

In diesen Gegenden darf das Wild sich auch wahrhaft heimathsberechtigt fühlen. Nicht allein, daß es eine lange Reihe von Jahren hindurch von der verständigen Mäßigung und Pflege eines weisen Jagdgesetzes geschont wurde, gewährt ihm auch die Gegend selbst den nöthigen Schutz. Den Hauptrückhalt findet es im grünen, lebendigen Hause der Natur, unter dem schirmenden Blätterdach des deckenden Waldes, mit seinen moosigen Lagerstätten, seinen nahrhaften Pflanzen und Kräutern, seinen jungen, saftigen Sprossen der Tannen und Laubholzbäume, und endlich in den windgeschützten Sonnenplätzen, die an Felsen und Bergeshalden, dicht und traulich umwachsen, ihm eine warmgeborgene Friedensstätte der Mittagsruhe bieten.

Diese mächtigen Waldungen, soweit sie königlich sind, vom ausgezeichneten bairischen Forstwesen so zweckmäßig wie der Wildstand verwaltet, ziehen sich bis nahe zu den Quellen des Flusses nach allen Seiten des Isarthales dahin, weit in Nebenschluchten und Seitenthäler hineinragend und mit ihrem grünen harzduftigen Mantel auf- und absteigend über manches breitkupplige Bergplateau. Ueberall das Weben und Rauschen in den Gipfeln der Föhren und Tannen, dazwischen das dunkelgrüne Maigrün der breitastigen Buche und des strotzigen, sonnengebräunten Ahorns, und oben in den Lüften der Habichtsschrei und Weihenruf, denen im sicher bergenden Kieferwald die laute Stimme des Spechtes wie ein höhnendes Freudelachen zu antworten scheint.

Die windbrüchigen Bäume, welche der Sturm umgestürzt hat, läßt der Forstmann an geeigneten Stellen ruhig im Walde liegen und vermodern, da in diesen Gegenden ihre düngende Kraft für den jungen Nachwuchs größeren Werth hat, als ihr Holz. Morsch und moosdurchwuchert und von blühenden Schlingpflanzen wild umrankt, gewürmdurchkrochen und mit rothen und gelben Pilzen unterwachsen, hauchen diese am Boden liegenden Stämme den brütenden Duft vegetabiler Verwesung aus; der Fuß des Wanderers glaubt bei jedem Schritt auf Schlangen und Salamander zu treten, und ohne tausendjährigen Bestand sind ringsumher die Zauber des Urwaldes gewoben.

Der gewöhnliche, genußarme Wanderer empfängt freilich nur selten diese magischen Eindrücke aus der großen Allkirche der Natur. Sein Fuß betritt diese Stätten nicht, er wandert auf dem gangbaren Wege dahin, und sein Auge beleckt gleichsam blos den bestaubten Saum der Wälder. Nur hier und da dringt in das innere Heiligthum der Natur ein wahrer Freund derselben, oder der Verehrer des Waidwerks, wenn er durch die Forsten schreitet, um den Hirsch zu pirschen; wenn er tief drinnen an einer versteckten Waldblöße lauert, um dem kreisenden Raubvogel seine rasche Kugel zuzusenden; oder wenn er noch höher hinauf sich zieht in das Gebiet des Bergfuchses, der von gleicher Race mit dem der Ebene hier zu besonderer Größe gedeiht; ja noch mehr, wenn der Jäger sich endlich gar an den waldbewachsenen Nebenbächen, Wasserrinnen und Bergschlünden viele tausend Fuß hoch hinaufarbeitet, um droben in die freiheitlachende Region der Murmelthiere und Gemsen hinauszutreten, den Windhauch der feinen, schneegekühlten Luft um sich und tief unter seinen Füßen das morgendampfende Thal.

Aber nicht blos ist es möglich, bei solchen Wanderungen das geheime Waldleben mit seinen Reizen der Thier- und Pflanzenwelt zu belauschen; bei diesen Gängen durch die innern Winkel und tief eingesenkten Bergbuchten der Alpen findet man auch Gelegenheit, die Thätigkeit der Waldarbeiter, der Holzfäller, zu beobachten.

Nicht so friedlich und gefahrlos, wie drunten in der Ebene, im breiten Thal und an sanften Berghalden, ist diese Thätigkeit droben an Schrunden und Schlünden, auf kluftigem Terrain, an steilen Waldhängen, die sich zum schwindelnden Felsenabhang hinuntersenken.

Der ruhige Wegreisende bleibt wohl oft stehen auf der kühn gespannten Eisenbahnbrücke von Groß-Hessellohe und sieht thurmhoch unter sich die Holzflöße in langen Reihen durch die Bogen steuern, ein froher Jubschrei oder ein Schnaderhüpferl der lustigen, im Nationalcostüm malerisch auf den aneinander geschnürten Tannenbäumen stehenden Bursche oder auch Mädchen schallt zu ihm hinauf; er sieht die Flöße weiter und weiter gleiten den hochragenden Thürmen des schönen Münchens zu, wo sie am Ufer der Vorstadt Au, ihrem Bestimmungsorte, landen. Nicht immer

sind die Flöße blos mit Holz beladen, nebenbei dienen sie auch als Transportmittel für alle Gebirgsproducte, oder arme Wanderburschen und zur Stadt ziehende Arbeiter aus den Bergen benützen sie als wohlfeiles Verkehrsmittel. Sie bieten eine dem Wind und Regen so ziemlich bloßgegebene und auch von unten nicht immer trockene Fahrt. Aber ihre Sicherheit ist bei den meisten Flüssen nur in den Augen übertreibender Romantiker gefährdet und sie eilen dabei meistens mit einer Geschwindigkeit dahin, die zwischen Schritt und Trab die Mitte hält.

Solchen Flößen begegnet der Tourist an gar vielen der breiteren Alpenflüsse und er sieht sie auch hier immer aufwärts der Isar bis in's Hochthal hinauf, so weit das Wasser des Flusses für dieses Naturfahrzeug schiffbar ist. Ja der Reisende hört auch wohl, wenn er auf stillen Thalwegen geht, zuweilen von droben her durch das tiefe Schweigen hindurch die Schläge der Holzart, die ihm der Windhauch in einzeln verhallenden Klängen zuführt. Doch er schreitet vorüber und erfährt es selten, mit welchen Mühen ein Bergwald niedergelegt, das Material eines Flosses zusammengebracht wird; er hat meist keine Ahnung davon, wie oft nicht blos unsägliche Strapazen, sondern auch der Ruin der Gesundheit, ja des Lebens so vieler Menschen an den Holzscheiten kleben, mit welchen sich der nahe Städter in sorgloser Behaglichkeit sein Zimmer wärmt.

Um diese Handtirung in Augenschein zu nehmen, müssen wir wieder empor, zu den schon früher erwähnten Neben- und Hochthälern. Dort klettert, auf den Humussätteln, die sich an schroffen Lehnen und über kahlen Steinzinken gebildet haben, die Föhre, die Lärche, die Rothtanne, eine über der andern wipfelnd, hinan. Hier ist die gefährlichste Position der Holzfäller. Mit ihren Steigeisen versehen, klimmen sie rasch die Bäume hinauf, oft mit deren schlanker Krone schwankend über dem Abgrunde. Mit raschen Hieben werden die Aeste vom Stamm geschlagen, und nun kommt die Arbeit, den Stamm selbst zu fällen. Nachdem ihn die Axt an seiner Abendseite vom wuchernden Moos entblößt hat, wird er durch mächtige Schläge dieses scharfen, vorn an seiner Schneide sehr schmalen Holzfällerinstrumentes nahe über dem Erdboden tief eingekerbt. Wenn der Spalt für die Axt zu tief und unbequem geworden ist, muß die Säge das Zerstörungswerk fortsetzen. Ein eiserner Keil erweitert den Schnitt, damit sich das Sägeblatt nicht einklemmt im saftig strotzenden Holze, zumal wenn der Wind den Baum zur Schnittseite hinüber biegt. Endlich haben die Werkzeuge gesiegt; mit einem knatternden Ruck zerreißen die letzten Holzfasern und die Fäller geben dem Stamm einen letzten Geleitsstoß, daß er sausend hinabschießt, über Felsengrate hinweg in den Abhang der Schlucht. Selten, aber doch zuweilen geschieht es, daß ein Holzfäller von einem schräg abgleitenden Stamm mit in die jähe Tiefe hinabgerissen wird; viel häufiger jedoch lähmt ein Fehlhieb der Axt in das Knie oder Schienbein den Holzfäller entweder auf Lebenszeit, oder setzt ihn einer schmerzlichen Cur aus, die gewöhnlich durch die Noth, bald wieder arbeiten zu müssen, vernachlässigt wird und ein unheilbares Siechthum des verletzten Gliedes nach sich zieht.

Auch an den steilabhängenden, wenn auch breiten Waldlehnen ist das Tagewerk der Hauer nicht ohne ähnliche Gefahr; zuweilen werden die Leute tödtlich verletzt durch einen von ihren Nebenmännern gefällten Stamm, dessen Sturz nicht richtig berechnet war. Ebenso wie eine unglaubliche Gewandtheit, ist kaltblütigste Wagehalsigkeit eine Eigenschaft dieser Arbeiter und bannt oft durch ihr rasches Handeln die sie bedrohenden Mißgeschicke. Ich sah eine Tanne niederwerfen, die vierzig Klaftern Holz gab; der Boden bebte in Wahrheit und da sie unentastet war, sprangen wohl fünfzig Pfund schwere gesplitterte Knorren des Astwerkes zwanzig bis dreißig Schritt zur Seite. Nachdem die Bäume gefällt sind, folgt das Zerschneiden der Schafte in gleiche Längenstücke.

Man schichtet das Holz nur da in Klaftern, wo es von der Waldblöße auf der Achse hinweggeschafft werden kann. Wie wäre dies aber möglich, inmitten des unzugänglichen, steil aufsteigenden Bergterrains! Blos durch sinnreiche Benutzung dieses Terrains selbst und der Naturkräfte ist es möglich, den gefällten Wald den Verkehrswegen zuzuführen.

Wo die Schluchten von einem Bergbach durchtost oder zu gewissen Jahreszeiten durch Sturzwasser gefüllt werden, da übergiebt man die Stämme diesem Rinnsal. Das Holz, gewöhnlich zur Winterzeit hinabgeworfen, bleibt in der Regel bis zum Frühjahr dort liegen, wo die Schneeschmelzen eine Wassermasse häufen, die bald den aufgespeicherten Vorrath treibend, schäumend und stoßend in Bewegung setzt. Hierbei ist es die gefährliche Aufgabe der Holzfäller und Waldarbeiter, von Zeit zu Zeit mit Stangen und Haken denjenigen Stämmen eine Nachhülfe zu geben, die sich an Felsblöcken und Bachengen verhangen und gesperrt haben und oft die ganze Holzmasse zu stauen drohen. Solche Wasserstauungen gefährden nicht selten den aufpassenden, weiter abwärts postirten Nebenmann, indem ihr plötzlicher Durchbruch das knappe Ufer in der tiefen Schlucht mannshoch überschwemmt und jeden menschlichen Widerstand zermalmend mit sich fortreißt. So treibt das kurzgeschnittene Brennholz endlich in die Isar hinein, und auch hier noch oftmals von den vorspringenden Ufern durch die Arbeiter abgestoßen, schwimmt es den weiten Weg zu den Holzwehren nach Länggries, nach Tölz, ja bis nach München, wo es gefangen und zu luftigen Klaftern aufgespeichert wird. Es hat den größten Theil seiner Borke und durch die Auslaugung im Waßer etwa achtzehn Procent an Güte verloren, das Buchenholz wegen seiner leichtlöslichen Salze noch mehr, als das harzige Nadelholz. Die Billigkeit des Transportes gleicht jedoch diesen Schaden vollkommen wieder aus.

Wo der gefällte Wald nur von Berglehnen der Gebirgsthäler herunter zu schaffen ist, da bedient man sich der sogenannten Holzschurren, die einem ununterbrochen steil aufsteigenden Fahrwege gleichen. Ein hartgefrorener, dünnbeschneiter Winterboden macht sie zur Schlittenfahrt für einzelne Scheite, ja für ganze Stämme wohl geeignet. An jenen schlagbaren Waldstrecken aber, wo hoch im Gebirge die Bäche und Wasserrinnen als natürliche Communicationsadern fehlen, stellt man wohl hier und da in den Alpen künstliche Verkehrswege her. Freilich geschieht es zumeist an Punkten (besonders in den südlichen Gebieten Tirols und der Schweiz), die sich weniger durch gute Forstverwaltung auszeichnen, als sich durch eine räuberische Plünderung, ja Vernichtung des Waldes brandmarken. Hin und wieder ist indeß diese Methode auch durch das Terrain inmitten der besten Waldpflege geboten, wenn es sich um die nothwendige Fortschaffung schlagreifen Holzes handelt, das einer passender gewählten Waldcultur Platz machen soll. Man baut dann hoch von droben herab und den Bergeinsenkungen entlang und oft kleine Querschluchten überbrückend, bis herab in das wirkliche Flußthal oder in ein wasserführendes Nebenthal sogenannte Holzgleiten, die man auch Laaße, Holzrinnen, Thalfahrten nennt. Diese künstlichen Schurren werden durch dicht neben und aneinander gefügte Holzstämme gebildet, welche sich als eine offene, beinahe halbe Cylinderröhre darstellen. In ihnen gleitet, vorzüglich bei Glatteis, das Holz mit furchtbarer Schnelligkeit herab. Indeß bedarf es auch hierbei menschlicher Nachhülfe, bei der es an Unglücksfällen nicht fehlt; doch mehr als die rollenden Blöcke untergraben die strengen Wintertage mit ihren eisigen Stürmen, Schloßen und Regenschauern die Gesundheit der Arbeiter, und es ist zu verwundern, wie sich immer wieder frische, todesmuthige Bursche finden, die sich nicht abschrecken lassen durch die verstümmelten oder erfrornen Glieder der Alten.

In manchen Gegenden der Alpen bedient man sich auch an nicht steilen Stellen der Holzschlitten, mit welchen man auf der Gleite die immerhin jähe Thalfahrt unternimmt.

Das ist der mühselige, gefahrvolle Gewinn des Brennholzes. Drunten im weitbuchtigen Thale aber, wo das Wasser des Alpenflusses hinreichende Tiefe hat, wo die schlanken Hochwaldstämme leichter von dem Rücken der Berge herabgeschafft werden können, da ist der Platz, auf welchem man die Flöße zimmert und schnürt, die hauptsächlich das Nutzholz zu den Betriebsstätten führen. Der Köhler schafft wohl seine Kohlen, der Kienrußbrenner seine Tonnen herbei und noch mancherlei Waaren finden sich ein, wenn der einfache Bau vollendet ist, und mit einem lauten Jodelruf, dessen heller Kehlton langgezogen in den Bergen wiederhallt, wird das Fahrzeug vom Ufer gestoßen, hineinsteuernd in die Strömung der grünlichen Fluth.

Aus den Gängen und Kerkern der Londoner Zwingburg.

Bastille und Tower. — Das Fallgatter und das Wasserthor des Towers. — Die Treppe der Hochverräther. — Elisabeth als Gefangene im Tower. — Die Verschwörung der Catostraße. — Arthur Thistlewood, der letzte Gefangene des Towers. — Kronjuwelen und Rüstkammer. — Die Stelle des Blutgerüstes. — Walter Raleigh's Hinrichtung. — Sein Opfer der Wahrheit. — Der Beauchampthurm und seine Lauschergänge. — Jane Grey. — Der blutige Thurm. — Anna Boleyn und ihre Damen. — Overbury's Ermordung. — Die Gehängte mit gelben Manschetten und Halskrausen. — Der Tod im Malvasierfasse. — Die Söhne Eduard's. — Bloods' Verschwörung, sein Anschlag auf den Herzog von Ormond und sein Attentat auf die Kronjuwelen. — Die Krone der Königin Victoria.

Vor wenigen Tagen ist in Lord Palmerston einer der letzten Zeugen der größten Ereignisse der Zeit gestorben. 1784 geboren, betrat er die öffentliche Laufbahn 1806 während des Kriegs, den England mit dem Aufgebot seiner ganzen Kräfte führte, um den in Frankreich geborenen Geist zu besiegen, und wurde in seinem spätern Leben selbst ein Förderer der großen Maßregeln der Katholiken-Emancipation, der Reformbill und der Freihandelsgesetze, durch die England jenen neuen Geist in seine Verhältnisse verpflanzte. Während derselben Zeit aber gelangte Frankreich fast wieder am Ausgangspunkte seiner großen Bewegung an. Es befand sich ja in den letzten Lebensjahren Palmerston's in der Aera der Cäsaren, die mit dem, was die Franzosen ihr altes Regime nennen, eine mehr als oberflächliche Aehnlichkeit hat. An die Stelle der Bastille sind Lambessa und Cayenne getreten, aber drüben in England hat sich der Tower vor fünfundvierzig Jahren geschlossen und wird weder irischen Feniern noch andern Verschworenen und Rebellen seine Thore wieder öffnen.

Die Bastille und der Tower sind Wahrzeichen der geschichtlichen Entwickelung Frankreichs und Englands. In Frankreich hat sich der Despotismus gesteigert und gesteigert, bis das Volk endlich aufgestanden ist und mit den Bourbons wie mit ihrer Zwingburg abgerechnet hat. So ist die Bastille von der Erde verschwunden und blos ein Platz erinnert durch seinen Namen „Bastillen-Platz" an die schauerlichen Gefängnisse, in denen freie Denker und Freunde des Volks, leichtsinnige Höflinge und witzige Spötter, ungehorsame Söhne und unbequeme Ehemänner gelitten und geseufzt haben. In England hat sich der Despotismus in allmählichen Uebergängen, die freilich bisweilen blutig genug gewesen sind, zu einem verfassungsmäßigen Staatsleben umgestaltet, und ungebrochen erheben sich noch heute die Mauern und Thürme seiner Zwingburg, des Towers. Damit der finstere Bau auch an die Schattenseite eines langsamern Umbildungsprocesses, Veraltetes über seine Zeit hinaus zu conserviren, erinnere, existirt an einem seiner Thore das einzige Fallgatter des britischen Reichs, das in einem noch brauchbaren Zustande alle Wandlungen des Belagerungskrieges überlebt hat.

Der Tower liegt an der Grenze der Altstadt gen Osten und bildet den Kern, an den sich das neue London angesetzt hat. In alten Zeiten trat die Themse dicht an ihn heran, jetzt trennt ihn ein Damm vom Flusse. In jener frühern Zeit muß das Wasserthor des Towers, als seine architektonischen Züge nicht verstümmelt waren, den Charakter finsterer Größe entfaltet haben. Jetzt verdeckt ein Quai diese ganze Seite des Towers und die „Treppe der Hochverräther", über der sich ein Bogen von wunderbarer Kühnheit erhebt, ist fast ganz verbaut. Den obern Theil des Thores nehmen jetzt Amtsstuben ein und entstellen ihn auf jede erdenkliche Weise, und die düstere Stille dieses Eingangs hat dem Geräusch einer Dampfmaschine weichen müssen, mit deren Hülfe man Waffen aufwindet und hinunterläßt. Das Schüttern der Maschine hat einen der beiden Thürme des Wasserthores bereits so beschädigt, daß man ihn hat untermauern müssen. Als noch wichtige Gefangene durch das Wasserthor eingebracht wurden, konnte man mit zwei Booten zugleich unter dem Fallgatter hindurch und bis zur Treppe der Hochverräther fahren. In einer stürmischen Regennacht legte hier ein Boot an, in dem ein junges, blühendes Mädchen, die spätere Königin Elisabeth, saß. Immer finster und argwöhnisch, hatte ihre Schwester sie ihrem Asyl zu Ashridge in der Grafschaft Hereford entrissen und nach manchem Umherfahren zu Plätzen, die immer noch nicht genug Sicherheit zu bieten schienen, in den Tower führen lassen. Ein Windstoß schleuderte den Regen eben klatschend gegen die Treppe, als die Prinzessin ausstieg. Ein Herr überreichte ihr seinen Mantel, aber sie stieß ihn mit der Hand kräftig zurück. Als sie die gefürchteten Stufen hinauf ging, rief sie laut: „Hier landet eine Gefangene, aber eine so gute Unterthanin, als je eine diese Stufen betreten hat. Das schwöre ich bei Dir, mein Gott, dem einzigen Freunde, den ich habe."

Nach Elisabeth haben noch manche Gefangene die Treppe der Hochverräther betreten, die letzten im Jahre 1820. Die „Verschwörung der Cato-Straße" führte die Unglücklichen dorthin. Der Leiter derselben war Arthur Thistlewood, ein ehemaliger Officier, der früher in einen Proceß wegen Aufruhrs verwickelt gewesen und später, weil er den Minister Lord Sidmouth gefordert hatte, zu einjähriger Haft verurtheilt worden war. An Thistlewood schlossen sich mehrere Radicale an, aber auch zwei Spione der Regierung, Oliver und Edwards, wohnten den Versammlungen der Verschworenen bei. Diese wollten die Minister ermorden und ihr Plan war anfänglich der, jeden einzeln in seinem Hause zu überfallen. Als sie aber hörten, daß Lord Harrowby am 23. Februar ein Ministeressen geben werde, machte Thistlewood den Vorschlag, „einen Fischfang seltener Art zu thun und alle zusammen zu ermorden". Einige der Verschworenen sollten vor dem Hause Wache halten, bis alle versammelt seien. Dann sollte einer an der Thür klopfen, um eine angebliche Depesche zu übergeben. War geöffnet, so drang der ganze Schwarm ein und stürzte nach dem Zimmer, wo die Minister speisten. Nach vollbrachter That wollte man die Casernen anzünden und das Volk aufrufen, die Bank und den Tower zu plündern.

Die Minister erfuhren durch Edwards Alles, nahmen aber scheinbar keine Notiz davon. Die Vorbereitungen für das Essen wurden in Lord Harrowby's Hause bis acht Uhr fortgesetzt, aber die Gäste kamen nicht. Zufällig gab der Erzbischof von York, der eine Thür weiter wohnte, an demselben Abend eine Gesellschaft, und das Vorfahren der Wagen täuschte die wachehaltenden Verschworenen so lange, bis es zu spät war, ihre Genossen zu warnen. Diese hatten sich über einem Stall auf einem Boden versammelt, zu dem man auf einer Leiter hinaufsteigen mußte. Während sie hier beim Lichte von einigen Kerzen ihre Waffen in Stand setzten, drangen Polizeibeamte in den Stall. Der erste, der die Leiter hinaufstieg, wurde von Thistlewood durchbohrt. Es fielen Schüsse, die Lichter wurden ausgelöscht und in der Dunkelheit und Verwirrung entkamen Thistlewood und mehrere Andere durch ein Bodenfenster. Neun wurden denselben Abend noch mit ihren Waffen fest genommen. Auf die Nachricht davon begaben sich die Minister, von denen jeder einzeln in seinem Hause gespeist hatte, zu Lord Liverpool und verabredeten weitere Maßregeln. Auf Thistlewood's Verhaftung wurde ein Preis von tausend Pfund gesetzt, und schon am nächsten Morgen um acht Uhr nahm man ihn bei einem Freunde im Bett gefangen. Er, Ings, Brunt, Tidd und Davidson wurden zum Tode verurtheilt und in Old Bailey geköpft. „Wo ist Edwards?" rief das Volk bei der Hinrichtung. Von den Uebrigen wurde einer begnadigt und die übrigen Fünf auf Lebenszeit transportirt.

Als Therry 1830 Bathurst in Neusüdwales besuchte, las er auf einem Ladenschilde: „Wilson, Schneider aus London". Wilson war einer der fünf transportirten Verschworenen. Wegen Wohlverhaltens war er auf Widerruf entlassen worden, hatte eine Frau genommen und war jetzt der vielbeschäftigte Modeschneider des ganzen Bezirks. In Bathurst lebte noch ein zweiter Verschworener, Strange. Er war viele Jahre Polizeiinspector des Bezirks und der Schrecken aller Strauchdiebe gewesen. Dieselbe tollkühne Verachtung der Gefahr, die ihn dem wilden Thistlewood empfahl, machte ihn zu einem unschätzbaren Sicherheitsbeamten. Bald nach seiner Ankunft war er begnadigt worden, weil er den berüchtigtsten Straßenräuber der Gegend in einem furchtbaren Einzelkampfe auf offener Haide besiegt und gefangen eingebracht hatte. Wenn es bekannt wurde, daß „der Mann der Catostraße" die Straßen, die durch Wegelagerer unsicher gemacht werden, bereisen wolle, so ergriff alles Gesindel schleunigst die Flucht. Der bloße Name Strange war für die friedlichen Einwohner ein Schutz. Gegenwärtig lebt er gleich einem Patriarchen am Fischflusse in der Nähe von Bathurst, umgeben von Kindern und Enkeln, die alle tüchtige Menschen sind und dem alten Manne den behaglichsten Wohlstand verschafft haben.

Nach den Verschworenen der Catostraße hat, wie gesagt, kein Gefangener den Tower mehr betreten. Wer ihn jetzt besucht, kommt, wenn er nicht in dem großen Arsenal beschäftigt ist, um die Kron-

juwelen zu sehen. Will man außerdem noch die Rüstkammer besuchen, so hat man am Eingang, an den der Tower-Hügel angrenzt, zwei Billets zu lösen und jedes mit sechs Pence (etwa fünf Neugroschen) zu bezahlen. Beim Eintritt fühlt man sich sogleich in die Vergangenheit versetzt, denn alle Aufseher und Diener sind wie die Yeomen der Leibwache Heinrich's des Achten gekleidet. Der Weg zu den Sehenswürdigkeiten führt an einem Platze vorbei, an dem die furchtbarsten Erinnerungen haften. Man sieht neben der St. Petrus geweihten Capelle ein großes Oval schwarzer Steine und hört, daß es die Stelle bezeichne, wo vordem das Blutgerüst aufgeschlagen wurde.

Wir wollen keine lange Namenliste der „Hochverräther" aufstellen, die an diesem Platze geendet haben. Die meisten waren unschuldig, Opfer des Argwohns eines tyrannischen Königs, oder der Heimtücke von Feinden. Aber eine Erinnerung wollen wir nicht zurückweisen. Bei dem Anblick dieses Ovals schwarzer Steine steigt die poetische Gestalt Sir Walter Raleigh's, des Gelehrten, Seefahrers und Entdeckers, des Freundes und Genossen von William Shakespeare, vor uns auf. Dreimal führte man ihn in den Tower, das erste Mal wegen einer heimlichen Liebschaft mit einem Hoffräulein, die freilich am Altar den legitimsten Ausgang fand, von der Königin Elisabeth aber nichts desto weniger für unsittlich und verbrecherisch gehalten wurde. Die dritte Gefangenschaft Raleigh's entstand durch eine falsche Anklage, welche ihn der Theilnahme an einer Verschwörung gegen Jacob den Ersten verdächtigte. Der Ankläger nahm seine Beschuldigung vollständig zurück, aber Raleigh wurde dennoch verurtheilt und hingerichtet. Fröhlicheren Herzens ist nie ein Mann in den Tod gegangen. Als er das Gerüst bestieg, sah er, daß ein Bekannter von den Wachen zurückgedrängt wurde. „Ich habe es besser, Cheston," rief er ihm zu, „mir nimmt Niemand meinen Platz." Ein Mann mit einem ganz kahlen Kopf drängte sich herzu. „Hier, Freund," sagte Raleigh, nahm seine reichgestickte Mütze ab und setzte sie dem Fremden auf, „nimm sie und trag' sie mir zum Andenken; Du hast sie nöthiger als ich." „Ich gehe zu Gott," sagte er, als er zum Block trat, und berührte das Beil. „Das ist eine scharfe Arznei, aber sie befreit von allen Leiden." Selbst der Henker schrak davor zurück, einem so wackern und berühmten Manne den Tod zu geben. „Was fürchtest Du Dich," sagte Raleigh, „schlage zu, Mann!"

Im Tower schrieb Raleigh seine Weltgeschichte. Auf ihn ist eine Anekdote zurückzuführen, die man mit einigen Abweichungen von mehreren andern Historikern erzählt. Er saß eines Tages am Fenster, tief in Gedanken versunken, wie er seiner Pflicht, die reine geschichtliche Wahrheit zu geben, am besten genügen könne. Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit durch einen großen Lärm unten im Hofe erregt. Ein Mann schlug einen andern, der ein Officier zu sein schien, sein Schwert zog und seinen Feind durchbohrte. Dieser stürzte zu Boden, hieb aber den Officier vorher noch so über den Kopf, daß auch dieser niedersank. Die Wache kam und führte den Mörder fort, während andere Leute die Leiche forttrugen. Am andern Tage erhielt Raleigh den Besuch eines Freundes und erzählte ihm die Scene.

„An dem Allen ist kaum ein wahres Wort," sagte sein Gast. „Der angebliche Officier war kein Officier, sondern der Kammerdiener eines fremden Gesandten. Er war es, der schlug, und der sein Schwert zog und seinen Gegner damit durchbohrte, das war eben der Andere. Niedergeschlagen wurde der Mann, aber nicht von Deinem sogenannten Officier, sondern von einem der Umstehenden."

„Aber, lieber Freund," sagte Raleigh, „ich habe ja Alles mit meinen Augen gesehen, dicht vor mir. Dort ist die Stelle, wo der hohe Stein steht."

„Mein theurer Raleigh," antwortete der Freund, „gerade auf jenem Steine saß ich, als das Ganze vorfiel, und diese kleine Schramme auf der Backe erhielt ich, als ich dem Mörder das Schwert entriß. Auf meine Ehre, Du irrst Dich in allen Punkten."

Als Raleigh allein war, warf er den zweiten Band seiner Geschichte in's Feuer. „Wie viele Unrichtigkeiten werden darin stehen!" seufzte er. „Wenn ich ein Ereigniß nicht feststellen kann, das unter meinen Augen vorgegangen ist, wie darf ich da wagen, Dinge zu beschreiben, die vor tausend Jahren gespielt haben! Wahrheit, Wahrheit, dies Opfer bin ich Dir schuldig."

Raleigh saß im Beauchamp-Thurm, der eine interessante Reliquie der Kriegsbaukunst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ist. Dieser Thurm, der nach seinem ersten Gefangenen Beauchamp Grafen von Warwick benannt wird, hat drei große Zimmer über einander. Das unterste liegt zum Theil unter der Erde und muß ein furchtbarer Aufenthalt gewesen sein. In den Mauern der beiden oberen Zimmer laufen Gänge mit verborgenen Oeffnungen gegen die Gefängnisse hin, in denen Spione die Unterhaltungen und Selbstgespräche der Gefangenen belauschten. Eine ähnliche Einrichtung hat man im „blutigen Thurm" aufgefunden. Bei der Restauration des Beauchamp-Thurms im Jahre 1853 hat man die Inschriften an den Wänden durch chemische Mittel wieder hergestellt. Die rührendste unter allen ist die Wiederholung eines Vornamens: „Jane, Jane". Lord Guilford Dudley kritzelte sie in die Wand, ehe er mit seiner schönen siebzehnjährigen Gemahlin Lady Jane Grey, zum Blutgerüst ging, um mit ihr das Verbrechen zu büßen, daß sich die arme Lady Jane gegen ihren eigenen Willen von einem Ehrgeizigen einige kurze Augenblicke auf einen Thron hatte setzen lassen, der allerdings nicht ihr, sondern der „blutigen Marie", Elisabeth's Vorgängerin, gebührte. Daß eine Haft im Tower auch gute Folgen haben konnte, deutet die Inschrift an:

Wen dieses Haus nicht bessern kann,
Der ist fürwahr ein schlechter Mann.

Auch Anna Boleyn, die zweite Gemahlin des grausamen Heinrich's des Achten, ging im Tower ihren letzten Gang (1536). Der König war ihrer überdrüssig, beschuldigte sie der Untreue und ließ sie im Tower hinrichten. „Ihre Damen," schrieb Crispin vierzehn Tage nach der Hinrichtung, „hoben sofort den Kopf und die Leiche auf. Die armen Frauen schienen ohne Seelen zu sein, so schwach und hinfällig waren sie, aber da sie fürchteten, daß ihre Herrin von Männerhänden roh angefaßt werden würde, so zwangen sie sich, ihre Pflicht zu thun, und obgleich sie halb todt waren, schafften sie die Leiche doch in weiße Tücher gehüllt fort." Wohin? Man weiß es nicht. Nach einer Ueberlieferung ist der Kopf in Salle, nach einer anderen in Thornden on the Hill begraben worden. In beiden Kirchen zeigt man einen schwarzen Stein, der die Stelle bezeichnen soll. Was den übrigen Körper betrifft, so hat man vor einiger Zeit bei Arbeiten in einem Keller des Towers ein weibliches Gerippe ohne Kopf gefunden und sogleich der Erde zurückgegeben. Anna Boleyn war klein und zu einem Körper dieser Art hatte die Reliquie gehört.

Im Beauchampthurm hat die teuflische Ermordung Sir Thomas Overbury's gespielt. Overbury, ein Staatsmann aus Jacob's des Ersten Zeit, hatte nach Kräften gegen die Verheirathung der Lady Essex mit dem Grafen Somerset gewirkt und die Dame dadurch zu seiner Todfeindin gemacht. Tag und Nacht sann sie auf seine Vernichtung. Zuerst bot sie Sir John Wood tausend Pfund, wenn er den Gegenstand ihres Hasses im Duell tödte. Darauf denuncirte sie Overbury wegen Verachtung der königlichen Autorität. Sie wollte ihn blos in ihre Gewalt bekommen und erreichte ihren Zweck durch seine Abführung in den Tower, dessen neuer Lieutenant völlig in ihrem Interesse war. Am 15. December 1613 wurde Overbury in seinem Gefängnisse todt gefunden und schleunigst begraben, weil er an einer ansteckenden Krankheit gestorben sei. Erst zwei Jahre später wurde die Sache untersucht und das an Overbury begangene Verbrechen entdeckt. Die Schuldigen waren Lady Essex und ihr Mann, Graf Somerset, Elwas, der Lieutenant des Towers, der Gefangenwärter Weston, der Apotheker Franklin und Mistreß Turner, Gesellschafterin der Gräfin Somerset. Die Turner war nächst der Gräfin die Strafbarste, denn sie hatte die Ausführung des Planes geleitet und für die Mittel gesorgt. Man mischte in Overbury's Speisen und Getränke Alles, was schädlich war, oder dem Vorurtheil der Zeit dafür galt, Scheidewasser, weißen Arsenik, Quecksilber, Diamantenstaub, Lapiscortilus, große Spinnen und Kanthariden. In sein Salz mischte man Arsenik, statt Pfeffers gab man ihm Kanthariden, kurz, Alles war vergiftet, was er genoß. Gegen alle Betheiligten erging ein Todesurtheil, aber Graf Somerset und seine Frau erlangten eine Strafmilderung. Man zog ihr Vermögen ein und hielt sie einige Jahre im Tower in Haft. Mistreß Turner war eine sehr schöne Frau und hatte auf die Mode großen Einfluß gehabt. Ihr Todesurtheil hatte den Zusatz, daß sie „mit ihren gelbgestärkten Manschetten und Halskrausen von Gaze gehängt werden solle, da sie die erste Erfinderin und Trägerin dieser scheußlichen Tracht sei". Genau in diesem Anzuge bestieg die Turner, die sich außerdem auf eigne Hand geschminkt hatte, die Leiter und wurde

von einem Henker mit gelben Handschuhen und Manschetten gehängt. Die ernsteren Leute entsagten von diesem Augenblicke an der gelben Stärke und auch bei der leichtsinnigen jungen Welt kam die Mode mit der Zeit außer Gebrauch.

Den blutigen Thurm bezeichnet sein Name als den Schauplatz der Thaten, die von allen im Tower vorgekommenen den tiefsten Eindruck auf das Volk gemacht haben. Hier soll der Herzog von Clarence in einem Faß Malvasier ertränkt und hier sollen die beiden Söhne Eduard's des Vierten auf Richard's des Dritten Befehl mit Kissen erstickt sein. Die Zimmer, die man als die Stätten beider Verbrechen bezeichnet, liegen nebeneinander. Das Sterbezimmer des Herzogs von Clarence ist ein dunkler Raum ohne Fenster, in dem eines der Fallgatter des Towers aufgezogen und niedergelassen wurde. Der letzte Bewohner des blutigen Thurmes war ein berühmter Politiker unserer Tage, Sir Francis Burdett. Wegen eines Preßvergehens, das er in Cobbett's „Wochenregister" begangen hatte, wurde er ein Bewohner des Thurmes, der den Plantagenets, Yorks, Lancasters und Tudors zur Sättigung ihrer Rache an Feinden und zur Beseitigung von Thronprätendenten gedient hatte.

Dem Publicum sind alle diese Räume nicht zugänglich. Man setzt bei ihm blos ein Interesse an der Rüstkammer und an dem Zimmer mit den Kronjuwelen voraus. Auch in diesem letztern ist übrigens ein Verbrechen begangen worden. Unter Karl dem Zweiten lebte in Irland ein Oberst Thomas Blood, der in seinen Interessen durch Maßregeln der Regierung schwer benachtheiligt worden zu sein glaubte. Aus Rache verband er sich mit andern Unzufriedenen, einen Aufstand zu erregen, das Schloß von Dublin zu erstürmen und den Herzog von Ormond, Statthalter von Irland, zu ermorden. Der Anschlag wurde zwölf Stunden vor dem Zeitpunkte, an dem die Verschworenen losbrechen wollten, entdeckt. Die meisten Theilnehmer wurden verhaftet und hingerichtet, Blood entkam nach London, wohin auch der Herzog von Ormond sich bald darauf begab. Sich an diesem Feinde zu rächen, wurde Blood's einziger Gedanke, und es fehlte nicht viel, so hätte er seinen Zweck durch einen Anschlag von wahrhaft unerhörter Frechheit erreicht. Im Jahre 1670 kam der Prinz von Oranien, der spätere Wilhelm der Dritte, nach London und die Altstadt gab ihm zu Ehren ein Fest. Der Herzog von Ormond war unter den Gästen gewesen und hatte auf der Rückkehr am späten Abend sein Haus am Ende der St. Jamesstreet fast erreicht, als er plötzlich einen Haufen Menschen am Kutschenschlage erscheinen sah und im nächsten Augenblicke aus dem Wagen gerissen, geknebelt, gebunden und auf ein Pferd geworfen wurde. Es entstand Lärm und man setzte den Verbrechern nach, aber Blood hätte seine Rache kühlen können, da sein Feind, den einer seiner Gefährten hinter sich auf dem Pferde hatte, völlig in seiner Gewalt war, wenn er sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, daß der Herzog von Ormond am Galgen von Tyburn sterben müsse. Dahin war er vorausgeeilt, hatte einen Nagel eingeschlagen, einen Strick daran befestigt und ritt nun zurück, um nach seinem Gefangenen zu sehen. Sein Gefährte sprengte ihm allein entgegen und mahnte ihn zur Flucht. Der Herzog hatte plötzlich einen Fuß unter einen der Steigbügel geschoben und seinen Hüter mit einem Ruck vom Pferde geworfen. Er war mitgefallen, aber während der Andere ihn wieder auf's Pferd heben wollte, hörte dieser die Hufschläge von Verfolgenden und rettete sich.

Die Aufregung über diesen Anfall mitten in London war kaum vorüber, als Blood den Plan entwarf, die Kronjuwelen zu stehlen. Ihr Hüter war ein bejahrter Mann, Talbot Edwards. Als Blood sich die Sachen zeigen ließ, war er als Pfarrer verkleidet und hatte „seine Frau" bei sich. Der Dame wurde unwohl, und Edwards nahm sich ihrer so herzlich an, daß Blood keinen Verdacht erregte, als er ihn nach ein paar Tagen besuchte und ihm im Namen seiner dankbaren Frau, die seine Frau nicht war und sich blos unwohl gestellt hatte, für Mistreß Edwards ein Paar Handschuhe überreichte. So entspann sich eine nähere Bekanntschaft, welche für die Frau Edwards den höchsten Werth bekam, als Blood zwischen ihrer Tochter und seinem Neffen, der ein reicher Gutsbesitzer sei, eine Heirath verschlug. Am 9. Mai 1671 wollte er den jungen Mann um sieben Uhr vorstellen und noch zwei Freunde mitbringen, welche die Kronjuwelen zu sehen wünschten und früh abreisen müßten.

Zur bestimmten Stunde war die Gesellschaft da, außer Blood noch drei Männer, jeder mit einem Dolch und einem Paar Pistolen unter dem Rock. Seine Frau habe noch eine Abhaltung, sagte Blood, inzwischen könne man ja die Schatzkammer besuchen. Blood und zwei seiner Mitschuldigen traten in das Zimmer, der vierte blieb als Wache draußen. Plötzlich wurde Edwards ein Mantel über den Kopf geworfen und ein Knebel in seinen Mund gesteckt. Einer der Diebe nahm die Krone, ein zweiter den Reichsapfel zu sich, der dritte suchte das Scepter in der Mitte zu durchfeilen, damit es sich verstecken lasse. Zum Glück kam ein neuer Besuch und verscheuchte die Verbrecher. „Es war eine verunglückte, aber eine große That, es galt ja einer Krone!" rief Blood, als er festgenommen wurde. Der König wohnte seinem Verhör bei und dies rettete ihn. Er gestand, daß er Karl dem Zweiten einmal aufgelauert habe, aber die Ehrfurcht vor der Majestät habe ihn überwältigt, und auch seine Freunde, die er zu Hunderten zähle, seien von ihm stets abgehalten worden, die Hand gegen die geheiligte Person des Monarchen zu erheben. Ob sie seinen Tod nicht würden rächen wollen, könne er freilich nicht wissen. Halb durch jene Schmeichelei gewonnen, halb durch diese Drohung eingeschüchtert, begnadigte der König Blood nicht blos, sondern wies ihm auch ein Jahrgeld von fünfhundert Pfund an.

Gegen eine Wiederholung solcher Versuche sind die Kronjuwelen jetzt geschützt. Der Beschauer verliert durch die getroffenen Maßregeln nichts; auf einer Drehscheibe liegend, bewegen sich die Kleinodien langsam an seinem Auge vorüber. Was man sieht, stammt aus verschiedenen Zeiten, doch ist das Werthvollste nicht älter als Karl der Zweite. Das Neueste ist die Krone der Königin Victoria, eine Kappe von purpurrothem Sammt, von silbernen Reifen eingeschlossen und über und über mit Diamanten besäet. Sie wiegt nicht zwei Pfund, ist aber 112,000 Pfund Sterling werth und bildet einen ebenso schlagenden Gegensatz zu den alten schweren Kronen des Mittelalters, wie der heutige freundliche, von einem Garten umgebene Tower zu der finsteren Zwingburg der Tudors.

Der Tabak ein Schädiger des Rückenmarks.

Die vielen Freunde, welche sich der Tabak in kurzer Zeit erworben hat, haben es denn endlich dahin gebracht, daß man von diesem Kraute nur noch Gutes denkt und seine schlechten Eigenschaften fast ganz der Vergessenheit übergeben hat. Und doch sind diese letzteren, wenigstens bei manchen Tabaksorten, so schlimme und heimtückisch wirkende, daß man als Menschenfreund zum Tabaksfeinde werden muß. Sehen wir vorläufig von den Sünden des Tabaks gegen den Verdauungs- und Athmungsapparat, die auch keine geringen sind, ganz ab und zeigen wir, wie er das Rückenmark schädigt.

Die **Tabakpflanze** (Nicotiana Tabacum) wurde im Jahre 1496 von einem spanischen Missionär, Romano Pane, welchen Columbus auf seiner zweiten Reise nach Amerika dort zurückließ, auf St. Domingo auf folgende Weise entdeckt. Die Eingeborenen hielten zu Ehren des Gottes Kiwasa eine große Feierlichkeit, bei welcher ein Priester durch die Einathmung des Rauches von Tabakblättern in einen Zustand von Exaltation versetzt wurde und weissagte. Der in der Nähe befindliche Missionär roch das eigenthümliche Aroma des brennenden Krautes und verschaffte sich Kenntniß von der Pflanze. Später wurde eine geringe Quantität des Tabaksamens an Kaiser Karl den Fünften gesendet; allein wegen ungenügender Kenntniß der Behandlungsweise der Pflanze gedieh dieselbe in Europa nicht. Erst als man im Jahre 1618 die Insel Cuba zum Pflanzorte des geheimnißvollen Krautes ausersah, da gedieh dasselbe in ausgezeichneter Weise. Jedoch war auch schon früher der Tabak als Rauchartikel allgemein verbreitet. Im Jahre 1559 brachte Hernandez de Toledo den Tabak in der Verarbeitung als Schnupfmittel nach Spanien und Portugal, und aus letzterem Lande schickte (etwa 1559–60) Jean **Nicot**, französischer Gesandter in Lissabon, eine Probe des gepulverten Tabaks als Mittel gegen Migräne an die Königin Katharina von Medicis und deren Sohn Franz den Zweiten. Mit der Rückkehr des Francis Drake aus

Virginien (im Jahre 1586) wurde das Tabakrauchen in England eingeführt und hier trug besonders Sir Walther Raleigh, der ein leidenschaftlicher Raucher war und noch kurz vor seiner Hinrichtung (1618) in seltener Gemüthsruhe seine Pfeife rauchte, viel zur Verbreitung des Rauchens bei. In unglaublich kurzer Zeit wußte sich die Mode zu rauchen und zu schnupfen, obgleich derselben in Europa von vielen Seiten Hindernisse in den Weg gelegt wurden, in allen Kreisen der Gesellschaft zur Geltung zu bringen, so daß sie, wie bekannt, unter der Regierung Ludwig des Vierzehnten zur Etiquette gehörte. Es sollen mehr als einhundert Schriften gegen das Tabakrauchen geschrieben worden sein; selbst König Jacob der Erste, welcher die schädlichen Folgen des Rauchens bei dem ersten Versuche an sich selbst empfunden hatte, war über das überhandnehmende Tabakrauchen dermaßen entrüstet, daß er im Jahre 1603 ein lateinisches Buch gegen den Tabak unter dem Titel „Misocapnus" schrieb und veröffentlichte. Ja, Papst Urban der Achte bedrohte alle Tabakraucher und Schnupfer mit dem Bannfluche, während Benedict der Dreizehnte, der selbst in aller Stille ein leidenschaftlicher Raucher war, im Jahre 1724 diesen Fluch wieder aufhob und sogar die Anpflanzung des Tabaks in Italien veranlaßte.

Der Name Nicotiana ist von Jean Nicot abgeleitet, die Quelle des ursprünglichen Namens Tabak jedoch ist nicht genügend bekannt. Nach Alexander von Humboldt gehört das Wort Tabak der alten Sprache von St. Domingo an und bedeutet nicht das Kraut, sondern die Röhre, durch welchen man den Rauch einzog. Einige leiten das Wort auch von Tabago, Andere von der Stadt Tabasco ab. Humboldt berichtet ferner, daß der Tabak, welcher den Europäern vor der Entdeckung von Amerika nicht bekannt gewesen zu sein scheint, von den Anwohnern des Orinoco seit undenklichen Zeiten cultivirt wurde. Sie bedienen sich zum Rauchen eines langen Vogelknochens (Fußknochens eines großen Strandläufers).

Man muß sich nun wundern, wie eine Pflanze, die in ihren Eigenschaften so viele Aehnlichkeit mit dem giftigen Schierling und Sturmhut hat, zu so allgemeinem Gebrauche und Mißbrauche, ja zum Namen eines Genußmittels, hat gelangen können, und daß noch jedes Jahr, wie die Tabaksteuer beweist, der Verbrauch des Tabaks sich steigert. Sicherlich ist nur die Macht des Beispiels und der Gewohnheit schuld daran. — Das Giftige im Tabak ist ein Stoff, welcher „Nicotin" benannt und von Vauquelin entdeckt worden ist. Den neuesten chemischen Analysen zufolge enthalten nun aber die verschiedenen Tabaksorten dieses Gift in verschiedener Menge, ja mancher Tabak, wie der aus der Levante, aus Griechenland und aus Ungarn ist völlig nicotinfrei, und daher kommt es denn auch, daß die Bewohner jener Gegenden ungestraft so stark rauchen können. — Der Tabak aus Arabien, Brasilien, Havanna und Paraguay enthält blos zwei Procent Nicotin; der Tabak aus Nord-Frankreich, der Pfalz und dem Elsaß schon drei bis vier Procent, dagegen der Tabak aus Kentucky, Virginien, Süd-Frankreich und vielen Gegenden von Deutschland sogar fünf bis sieben Procent Nicotin.

Je stärker nun der Nicotin-Gehalt der gerauchten Tabaksorte ist, desto intensiver treten die Einwirkungen auf das Gehirn, vorzugsweise aber auf das Rückenmark (nach Jolly) hervor. Man hat nämlich die Beobachtung gemacht, daß in den Gegenden, wo die stärksten Tabaksorten geraucht werden, die vom Rückenmarke ausgehenden Lähmungen der Beine am häufigsten, dagegen da, wo man nicotinfreien Tabak raucht, nie vorkommen, es müßte denn diesem Tabak Opium zugesetzt werden, wie dies viele Türken und Griechen zu thun pflegen. Wir verdanken diese Kenntniß den glaubhaften Berichten des französischen Arztes Moreau, der jene Gegenden bereist hat, um die Entstehungsursachen der Geisteskrankheiten aufzuklären.

Auch die Art, wie man raucht, hat Einfluß auf das Hervortreten der schädlichen Wirkungen des Tabaks auf Gehirn und Rückenmark. Das Rauchen durch lange Pfeifen ist am wenigsten nachtheilig, während das Cigarrenrauchen die Schädlichkeit bedeutend steigert, zumal wenn die Cigarre am Mundende gekaut wird. Am allernachtheiligsten wirkt aber das Tabakkauen; der Kautabak enthält nämlich selten weniger als sechs Procent Nicotin. Daher mag es denn auch kommen, daß in dem großen Seemannshospital zu Greenwich eine so große Anzahl der an Lähmung der Beine Leidenden zu finden sind, und Verfasser hat daselbst viele noch immer von früh bis Abends Tabak kauende gelähmte Matrosen gesehen, die in dem großen Hofe dieser Anstalt auf dreirädrigen Wägelchen umhergefahren wurden. — Natürlich können Lähmungen der Beine in Folge eines Rückenmarksleidens auch aus anderen Ursachen entstehen, aber stets muß dabei an eine chronische Nicotinvergiftung gedacht werden.

Um die Wirkungen des Nicotins genau zu erforschen, haben Orfila, Posselt, Reimann, Fr. Tiedemann und viele Andere Versuche damit an Thieren gemacht und seit dem im Jahre 1850 in Belgien verhandelten Processe Bocarmé's sind die Wirkungen des Nicotins auch im großen Publicum bekannt. Ein Tropfen Nicotin tödtet Vögel augenblicklich, bei uns vorkommende Lurche nach wenigen Secunden und kleine Säugethiere, wie Hunde, Katzen und Kaninchen, nach wenigen Minuten. Bei den letzteren trat als constantes Symptom Lähmung der Beine und, wie Tiedemann sagt, Aufhören der Thätigkeit des Rückenmarks ein. Ganz ähnlich wirkt (nach Marshall Hall, Marigues, Orfila, Westrumb, Traube u. A.) das Nicotin auf den Menschen.

Aus alledem ergiebt sich, daß das Rauchen unverfälschter türkischer, griechischer und ungarischer Tabake unschädlich ist, daß ferner mäßiges Rauchen (das tägliche Rauchen von zwei bis drei schwach nicotinhaltigen Cigarren) bei den meisten Rauchern ohne besondere Nachtheile vorübergehen kann, daß jedoch das anhaltende Rauchen starker Cigarren und Tabake durchaus nicht als ein so unschuldiger und indifferenter Genuß zu betrachten ist, wie man gewöhnlich glaubt, sondern daß dadurch nach und nach sehr bedenkliche Erscheinungen chronischer Nicotin-Vergiftung bedingt werden können, welche gewöhnlich nicht erkannt und auf andere Ursachen geschoben werden. Daß das neuerdings immer häufigere Vorkommen von Geisteszerrüttung eine Folge des überhandnehmenden Rauchens starker Tabake sei, wie Jolly und Andere behaupten, läßt sich zur Zeit noch nicht mit Bestimmtheit nachweisen, aber unwahrscheinlich ist es nicht. — Die Schädlichkeit des Nicotins scheint durch Kaffee und Bier gemildert zu werden, Coffein und Lupulin scheinen sonach die Wirkungen des Nicotins zum Theil zu neutralisiren.

Um die schädlichen, mit Opium vergifteten und die nicotinhaltigen Tabake unschädlich zu machen, empfiehlt Verfasser das folgende Verfahren. Die nicotinfreien, aber mit Opium versetzten türkischen, griechischen und ungarischen Tabake, die um so dunkler sind, je stärker die Verfälschung, lassen sich sehr leicht durch ein mehrstündiges Maceriren in kaltem Wasser unschädlich machen. Man legt den verdächtigen, beim Rauchen leicht Eingenommenheit des Kopfes und Brennen auf der Zunge verursachenden Tabak in ein Gefäß, übergießt denselben mit kaltem Wasser und rührt den dadurch erhaltenen Brei fleißig um. Schon nach Verlauf von einer Viertelstunde ist das Wasser braunroth gefärbt und enthält Opium. Diese Flüssigkeit wird abgegossen und das Verfahren so lange wiederholt, bis das Wasser ganz farblos bleibt. Hierauf wird der Tabak ausgedrückt, auseinandergezupft und möglichst schnell getrocknet. Alles Berauschende ist auf diese Weise aus dem türkischen Tabak verschwunden, aber das feine Aroma desselben unverändert zurückgeblieben und man kann stundenlang davon rauchen, ohne Eingenommenheit des Kopfes befürchten zu müssen, denn der Tabak ist leicht und ganz unschädlich. Dies ist das Verfahren zur Entfernung des Opiums und scharfer Saucen, die diesen Tabaksorten meistens beigemischt sind, auch wenn die Händler natürlich Nichts davon wissen wollen.

Eines ganz ähnlichen Verfahrens bedient sich Verf. zur Entfernung des übermäßigen Nicotin-Gehalts aus den übrigen Tabaksorten. Allein die Procedur nimmt um so längere Zeit in Anspruch, je nicotinreicher der Tabak ist. Außerdem bedarf man hierzu nicht nur des Wassers, sondern noch eines Zusatzes von Alkohol und Aether, wodurch der Nicotingehalt zum größten Theile ausgezogen wird und zwar um so durchgreifender, je länger man diese Reagentien wirken läßt. Jeder schwere, beim Rauchen leicht Brennen auf der Zunge, Uebelkeit, Eingenommenheit des Kopfes ꝛc. bedingende Tabak bedarf, um unschädlich zu werden, einer derartigen Maceration. Bei den nur zwei Procent Nicotin enthaltenden Tabaken aus Brasilien, Arabien, Paraguay, Havanna und Maryland reicht eine drei- bis vierstündige Maceration in Wasser, dem man auf jedes Pfund eine halbe Unze Weingeist und zwei Drachmen Schwefeläther zusetzt, hin, dagegen bedürfen die stark nicotinhaltigen Tabake aus der Pfalz und dem Elsaß, insbesondere aber aus Kentucky

und Virginien einer weit längeren Einwirkung dieser Stoffe, um ohne Nachtheil rauchbar zu werden, ja eine Probe aus Kentucky mußte mehrere Tage lang diesem Macerationsprocesse ausgesetzt werden, bis sie den größten Theil des Nicotingehalts verloren hatte und ohne Beschwerde geraucht werden konnte, während sie vorher einen so bissigen und giftigen Geschmack gehabt hatte, daß schon wenige Züge aus einer damit gestopften Pfeife hinreichten, um Uebelkeit und Ekel zu erregen. — Auf dieselbe Weise ist der Tabak vor der Verarbeitung zu Cigarren zu behandeln, welche, je nach der längern oder kürzeren Maceration des dazu gebrauchten Tabaks, einen um so mildern Geschmack, dabei aber ein sonst ungeschmälertes Aroma haben und ohne allen Nachtheil auch in größeren Mengen geraucht werden können.

Dr. C. A. Pfaff.

Der Morgen einer Sängerin.

Aus den Erinnerungen eines Theaterfreundes.

Von **Max Ring.**

Wir haben sie noch gekannt, die reizende Sängerin, das Bild der Jugend, den verkörperten Frühling mit Wangen gleich Rosen und Augen, blau wie der lachende Himmel. Aus ihrer Silberkehle stiegen die Töne wie eine jubelnde, schmetternde Lerchenschaar über den jungen Saaten empor und schwangen sich bis in den höchsten Aether hinauf.

Kein Wunder, daß sie der Liebling des sonst so launenhaften Publicums war, daß sie angebetet, vergöttert wurde, noch dazu in einer Zeit, wo die ganze Oeffentlichkeit der Nation sich auf das Theater beschränkte und jedes Interesse sich der Bühne zuwendete. Die höchste Aristokratie, die reichsten Banquiers lagen zu ihren Füßen, die ernstesten gelehrten Schriftsteller und Künstler brachten ihr ihre Huldigungen dar, selbst das Volk jauchzte ihr Beifall zu, wenn sie erschien. Kein Stand, kein Alter entzog sich dem Zauber der lieblichen Erscheinung; leicht entzündbare Jünglinge und besonnene Männer, sogar die strengen Frauen erkannten willig ihre Herrschaft an und vereinten sich zu ihrem Lobe.

Sie stand damals im Zenith ihres Ruhmes, auf dem Höhenpunkte ihrer Triumphe und war so glücklich, wie nur eine junge, schöne, allgeliebte Primadonna sein kann. Aber auch das herrlichste Leben hat seine Schattenseiten und selbst die viel beneidete Sängerin war nicht frei von den kleinen, nagenden Leiden des menschlichen Daseins. So eben war sie aus der Probe einer neuen Oper, die beiläufig mehrere Stunden gedauert hatte, in ihre Wohnung zurückgekehrt. Erschöpft von der übermäßigen Anstrengung hatte sie ihre Toilette gewechselt und die beengende Seidenrobe mit dem bequemen, eleganten Schlafrock von weißem Cachemir vertauscht. Zierliche Pantöffelchen bedeckten den kleinen Fuß und fessellos durften die von den Banden der Frisur befreiten Locken um die schöne Stirn und den weißen Nacken flattern. In bequemer Stellung sank sie auf den schwellenden Divan nieder, um von den Mühen des Tages auszuruhen. Mechanisch griff sie nach einem Buch, weniger um es zu lesen, als um sich zu zerstreuen.

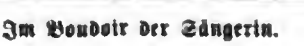
Sie wollte allein sein mit ihren Gedanken, ihren Träumen, sie sehnte sich nach Ruhe, nach einem stillen Augenblick der Sammlung, die ihr in dem Wirbel und Strudel ihres bewegten Daseins heute doppelt Noth that. Sie hatte in der Loge des Directors während der Probe den fremden Freiherrn bemerkt, für den sie sich unwillkürlich interessirte. Instinctmäßig ahnte sie, daß er nicht zu der gewöhnlichen Schaar ihrer zahlreichen Anbeter zählte, daß er sie wirklich liebte, aber eine unübersteigliche Kluft trennte sie von dem einzigen Mann, zu dem sie sich hingezogen fand. Außerdem war sie vor Allem Künstlerin, ihr Leben, ihr Herz hing an der Kunst wie die Pflanze an dem Boden, in dem sie wurzelt, aus dem sie ihre Nahrung zieht. Dennoch umschwebte sie das Bild des Freiherrn, und indem sie an ihn mit geschlossenen Augen dachte, entfiel das Buch ihren schönen Händen.

Um dem Zauber zu entfliehen, nahm sie die Zeitungen und warf einen flüchtigen Blick hinein. Ihr Auge fiel zuerst wie natürlich auf die Theaterkritik, auf ihren eigenen Namen. Obgleich an die Oeffentlichkeit gewöhnt, empfand sie doch jedes Mal einen leisen Schauer, wenn sie ihren Namen gedruckt, ihre Leistungen besprochen sah. Diesmal hatte der ihr wohlbekannte Referent, dessen zudringliche Besuche sie mit Höflichkeit abgelehnt, die Gelegenheit benützt, um sich zu rächen, indem er mit perfider Geschicklichkeit dem Lobe den giftigsten Tadel beimischte und die allerdings von ihr selbst nicht gebilligte Uebertreibung ihrer schwärmerischen Verehrer auf ihre eigene Rechnung stellte, sie der Lächerlichkeit zugleich mit jenen preisgebend. Empört warf sie das Blatt fort, als hätte sie eine schlimme Natter gestochen. Wäre sie ein Mann gewesen, so hätte sie für die ihr zugefügten persönlichen Beleidigungen Rechenschaft gefordert. Sie war aber nur ein Weib und schutzlos. Thränen füllten ihre schönen Augen, die viel beneidete Sängerin weinte.

Doch sie hatte keine Zeit ihrem Schmerze nachzuhängen, die eintretende Kammerfrau meldete einen vielgenannten Theater-Agenten. Wie gern hätte sie den Zudringlichen zurückgewiesen, aber sie durfte nicht, da der einflußreiche Geschäftsmann und Seelenverkäufer, wie sie wußte, ihr den Abschluß eines höchst vortheilhaften Gastspiels überbrachte, von dem er nicht unbedeutende Procente bezog. Sie war die Stütze einer alten Mutter, einer jüngeren Schwester und trotz ihrer Jugend die Ernährerin ihrer ganzen Familie. Konnte sie ein so glänzendes Anerbieten zurückweisen, sich den gefährlichen, habgierigen Mann zum Feinde machen? Die angebetete Primadonna hatte keinen eigenen Willen, sie mußte den schmutzigen Wucherer empfangen, seine widrigen Schmeicheleien und noch widerlicheren Späße dulden. Das verlangte ihr Stand, ihre ganze Stellung, ihr eignes Interesse, diese Rücksicht war sie sich und ihrer Familie schuldig.

Endlich verabschiedete sich der Theater-Agent, indem er den Contract ihr mit einer Miene überreichte, als hätte er ihr ein Königreich geboten. Sie athmete wieder auf und freute sich, allein sein zu können. Allein im nächsten Augenblick ließ sich Seine Herrlichkeit, der englische Gesandte, bei ihr melden. Vergebens schützte sie den Zustand ihrer Toilette, den Mangel an Zeit vor, der halsstarrige Engländer ließ sich nicht abweisen. „Ich habe Zeit und kann warten," sagte der phlegmatische Lord, indem er sich in einen bequemen Lehnstuhl des Empfangzimmers warf. Sich in die unabänderliche Nothwendigkeit fügend, wechselte die Sängerin so schnell wie möglich ihren Anzug und begrüßte Seine Herrlichkeit mit ihrem freundlichsten Lächeln, während sie innerlich ihren lästigen Gast, trotz ihres guten Herzens, dahin wünschte, wo der Pfeffer wächst. Aber der Lord war am Hofe angesehen, gab die glänzendsten Gesellschaften, hatte ihr durch seine Empfehlungen in London die höchsten Kreise der dortigen exclusiven Aristokratie eröffnet, sie stets protegirt und zu großem Dank verpflichtet. Er war zwar überaus langweilig und litt am Spleen, allein dabei höchst gutmüthig und außerordentlich gefällig. Schon aus Dankbarkeit, wenn nicht aus Klugheit, war sie verpflichtet, seine Gesellschaft zu dulden und die Kosten einer Unterhaltung zu tragen, welche sich von seiner Seite auf ein grinsendes Lächeln und einige nichtssagende Worte beschränkten; was ihn jedoch nicht hinderte, zwei volle Stunden zu bleiben, worauf er in Begleitung seines prächtigen Neufundländer Hundes, der unterdeß im Vorzimmer den Teppich und die Stühle beschmutzt hatte, seinen steifen Abschied nahm.

Aber jetzt bin ich für keinen Menschen zu sprechen! Mit diesem Vorsatze kehrte die erschöpfte Sängerin in ihr trauliches Ruhezimmer zurück, um sich von Neuem ungestört ihren Gedanken zu überlassen. Auf der Schwelle wurde sie jedoch durch einen lauten Wortwechsel zwischen ihrer Kammerfrau und einem sehr dicken Herrn zurückgerufen. Dieser hatte sich, wenn auch nur mit der kleineren Hälfte seines unförmlichen Körpers, in die halbgeöffnete Thür geschoben und dieselbe in Belagerungsstand erklärt, während die Kammerfrau vergebliche Anstrengungen machte, diesen neuen Koloß von Rhodus zum Rückzug zu bewegen. Der Anblick war so komisch und wirkte so erheiternd, daß die Sängerin ihren Entschluß, ungestört zu bleiben, aufgab und den dicken Herrn, der kein Anderer als der geistreiche Schriftsteller und Theaterkritiker Karl Schall und einer ihrer wärmsten Verehrer war, zu sich hineinzog, während er, wie ein Betender, flehend die Arme zu seiner Göttin empor hob.



Im Boudoir der Sängerin.

Keuchend sank der schlesische Falstaff, der sich damals in Berlin aufhielt, um einen ihm zugefallenen Lotteriegewinn zu erheben und in wenigen Wochen todt zu schlagen, auf den ihm zugeschobenen Sessel nieder, welcher jedoch für seine ungeheure Körperfülle sich viel zu schwach erwies, so daß der trotz seiner lächerlichen Erscheinung höchst geistvolle Mann in steter Gefahr schwebte, durchzubrechen. Nachdem er zu Athem gekommen war und sich einigermaßen erholt hatte, zog er aus den riesigen Taschen seines weitläufigen Leibrocks, der hinreichte, um daraus für eine Compagnie Cadetten die nöthige Bekleidung anzufertigen, eine kostbare Bonbonnière hervor, die er mit seinem süßesten Lächeln der Sängerin darreichte. Zugleich forderte er sie auf, den süßen Inhalt zu versuchen, was sie auf seine wiederholten Bitten endlich that. Zu ihrer Ueberraschung war jedes Bonbon in ein auf Rosapapier zierlich geschriebenes Gedicht zu ihrem Preise eingehüllt. Es regnete förmlich Akrosticha und Disticha zu ihrem Lobe, Ottave Rime und Sonette, die ihren Namen in den künstlichsten und bewunderungswürdigsten verschlungensten Formen feierten. In der That mußte sie über diese Verschwendung von Geist, Witz und Feinheit staunen, die hier in Spielereien vergeudet wurden, während die Hälfte davon, zu ernsteren Zwecken verwendet, genügt hätte, dem Dichter eine bedeutende Stellung in der Literatur zu sichern.

Indeß mußte sie ihm dankbar sein und deshalb sprach sie in freundlichen Worten ihm ihre Anerkennung aus, worüber ihr dicker Anbeter in ein solches Entzücken gerieth, daß sie einen ernstlichen Schlaganfall für ihn befürchtete. Bald aber schwand das glückselige Lächeln wieder von den schmunzelnden Lippen und ein Seufzer, würdig eines verliebten Elephanten, entrang sich seiner breiten Brust. Sein Gesicht verdüsterte sich und die im Fett versunkenen Augen wurden feucht. Als ihn aber die Sängerin um den Grund seines Kummers fragte, gestand er ihr, daß er heute nur gekommen sei, um von ihr einen ewigen Abschied zu nehmen, indem er im Begriffe stehe, sich morgen zu duelliren. Auf ihr Drängen bekannte er ihr, daß jene schändliche Kritik des abgewiesenen Recensenten ihn im Café Royal zu einem überaus heftigen Ausbruch gegen ihren Beleidiger veranlaßt habe, in Folge dessen diesem nichts Anderes übrig geblieben sei, als ihn durch den bekannten Philosophen Hegel fordern zu lassen.

Statt die erwartete Anerkennung seines ritterlichen Benehmens ihm zu zollen, beklagte sich jedoch die bestürzte Sängerin über seinen allzugroßen Eifer und den schlechten Dienst, den er ihr, wenn auch in bester Absicht, geleistet, indem er durch sein voreiliges Betragen ihren Ruf auf's Spiel gesetzt und sie in die unangenehmsten Verwickelungen gebracht habe. Zugleich bat und beschwor sie ihn, sich mit seinem Gegner zu versöhnen, indem sie ihn für den Fall seines Ungehorsams nie wieder zu sehen drohte. Das war genügend, um den armen Schall, der jedoch mehr Muth als sein Ebenbild Falstaff besaß, schnell von seinem blutdürstigen Vorhaben abzubringen. Er versprach, noch an demselben Tage den Secundanten seines Gegners aufzusuchen und diesem die gewünschte Erklärung abzugeben. Natürlich war der kindlich einfache, gutmüthige Hegel mit dieser Lösung der ihm ohnehin fatalen Angelegenheit äußerst zufrieden, während der friedfertige Schall ruhig die Spöttereien seiner Freunde über das vereitelte Duell ertrug und selbst seine Witze über diesen Ausgang machte, wobei er jedoch auf die Bemerkung: „Man werde an seinem Muthe zweifeln," erwiderte: „Wer das thut, daß ich es höre, den schlage ich hinter die Ohren," eine Drohung, die er mit einer Respect einflößenden Bewegung seiner kolossalen Faust begleitete.

Nachdem der dicke Seladon gegangen, glaubte die schöne Sängerin erliegen zu müssen. In das Gefühl der Erschöpfung mischte sich zugleich die Empfindung ihrer Hülf- und Rathlosigkeit. Sie wußte, daß sie Feinde und Neider besaß, wie jedes große Talent, daß die Kabale und Intrigue geschäftig war, ihr zu schaden und ihren Ruf zu untergraben. Und nun gesellte sich noch dazu die Ungeschicklichkeit, der gutgemeinte, aber übel angebrachte Diensteifer ihrer Freunde. Wohin sie blickte, sah sie sich von Gefahren und Unannehmlichkeiten umgeben, fürchtete sie neue Verdrießlichkeiten und vor Allem die wechselnden Launen des großen Ungeheuers, Publicum genannt, das heute seine Idole vergöttert und morgen in den Staub zieht. Während alle Welt die reizende Primadonna glücklich pries, überließ sie sich den schwärzesten Gedanken für ihre Zukunft und Seufzer auf Seufzer drängte sich aus dem schwer bedrückten Busen.

Aber die schwerste Probe nach der Probe war ihr noch aufgespart. Mit feinem Lächeln überreichte ihr die verschlagene Kammerfrau einen Brief, wie sie deren täglich zu Dutzenden empfing, süß und duftend, bald geistvoll, bald einfältig, bald zuversichtlich, bald demuthsvoll, bald schwärmerisch und romantisch, bald nüchtern und prosaisch. Schon wollte sie ihn wie die übrigen ungelesen in den Kamin werfen, als ihre Augen auf das Wappen fielen, welches das Couvert versiegelte. Mit zitternden Händen erbrach sie es, mit irrenden Augen durchflog sie die Zeilen der bekannten Hand, ihr Herz pochte im wilden Aufruhr, ihre Pulse flogen und tief erschüttert ließ sie sich von Neuem auf den Divan niedersinken.

Sie glaubte zu träumen und doch war Alles wahr und wirklich. Der Freiherr, der Besitzer mehrerer der größten Herrschaften seines Heimathlandes, bot ihr sein Herz und seine Hand, nachdem er mit unendlichen Opfern die ihr unüberwindlich dünkenden Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, den Stolz seiner hochadligen Familie zur Nachgiebigkeit gezwungen, die Einwilligung seines Königs erlangt. Sie konnte nicht mehr an seiner Liebe zweifeln und doch — zögerte sie sein glänzendes Anerbieten anzunehmen. Ein schwerer Kampf erhob sich in der reinen Seele der Sängerin, der Kampf der Liebe mit der Kunst. Ernsthaft prüfte sie sich, durchforschte sie die Falten ihres Herzens. Vor ihrem Geiste schwebte der Genius der Kunst, der sie bisher geleitet, dem sie Alles zu danken hatte. Mit warnender Stimme zeigte er ihr das herrliche Ziel, das ihr stets vorgeschwebt, eine wahre Priesterin des Schönen und Erhabenen zu sein, die Dienerin des Göttlichen auf Erden. Sie war geweiht dem Höchsten, sie gehörte nicht mehr sich selbst an. Durfte sie dem inneren Berufe untreu werden, treulos ihre Mission aufgeben und den Gott in ihrer Brust verrathen?

Ihr Stolz regte sich und sie sah sich auf der bereits erreichten Höhe, der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Anbetung. Eine Königin von Gottes Gnaden trug sie die Krone des Gesanges auf ihrem strahlenden Haupte, war sie die unumschränkte Herrscherin im Reiche der Kunst, und nun sollte sie ihrem Throne entsagen, herabsteigen von ihrer Höhe, wo sie sich Fürsten gleich gefühlt?

Welches Opfer war das größere, das des geliebten Mannes oder das ihrige?

Sie sollte fortan in die Stille des Privatlebens zurückkehren, den berauschenden Beifall der Menge, die schwärmerische Bewunderung der Jugend, die Anerkennung des Alters entbehren, um einem Manne anzugehören und ihn als ihren Herrn anzuerkennen, sie, die gewöhnt war, über Alle zu herrschen und jede ihrer Launen erfüllt zu sehen! Und dann, mußte sie nicht den hochmüthigen Stolz dieser aristokratischen Familie und Welt, welcher der Freiherr einmal angehörte, befürchten? Erwarteten sie nicht in den neuen Verhältnissen tausend Kränkungen, die Stecknadelstiche einer exclusiven Gesellschaft, in der sie doch stets nur als eine aufgedrungene Fremde betrachtet werden konnte? Jetzt war sie frei und sie liebte die Freiheit, wie jeder Künstler sie liebt, mit ganzer Seele und mit vollem Herzen. Auch der goldene Käfig bleibt ein Gefängniß für den an Freiheit gewöhnten Vogel.

In einer Stunde wollte der Baron selbst kommen und sich die Entscheidung aus ihrem Munde holen. Minute auf Minute verging und noch immer rang sie mit sich selbst, wogten ihre Gedanken gleich dem aufgeregten Meer. Pfeilgeschwind schien der Zeiger der Uhr zu fliehen, sie hätte ihm Halt gebieten mögen und doch — liebte sie den Freiherrn. Er war der erste und der einzige Mann, der ihr reines, unschuldiges Herz zu rühren und zu fesseln gewußt. Sie hatte seine schüchternen Bewerbungen nicht zurückgewiesen, seinen stets ehrerbietigen und doch so zärtlichen Worten mit Entzücken gelauscht. Dort auf dem vergoldeten Tische lag noch der verrätherische Blumenstrauß, den sie aus seinen Händen empfangen und an ihr Herz gedrückt. Sie war zu ehrlich, um mit ihm ein kokettes Spiel zu spielen, und er hatte bewiesen, daß er für sie kein Opfer scheute.

Plötzlich hörte sie das Rollen seines Wagens, sie vernahm seine Schritte, seine Stimme im Vorgemach. Ihr Stolz war dahin, alle ihre Zweifel geschwunden. Mit erröthenden Wangen, voll bräutlicher Scham und Demuth trat sie ihm entgegen. In ihren Augen konnte er sein Glück lesen und sanft zog er die Weinende an seine Brust. Ihre Thränen galten der Kunst, der sie jedoch nicht untreu wurde und die ihr später in schwerem Trübsal und Mißgeschick als Retterin erschien.

Blätter und Blüthen.

Verlorene Brüder. Sie haben in Ihrem vielgelesenen Blatte die Rechte Deutschlands auf Schleswig Holstein so tapfer verfochten, daß ich wohl hoffen darf, Sie werden den Mittheilungen, welche ich über eine deutsche Frage bei meiner letzten Anwesenheit in Trient und Roveredo in Tirol sammelte, ein paar Spalten nicht versagen, obgleich einiges trockene statistische und geographische Material nicht umgangen werden kann. Galt es im Norden gegen die Unterdrückung deutscher Brüder durch die Dänen aufzutreten, so müssen wir in Südtirol leid r die Verwelschung von vielen tausend Deutschen beklagen. Der Türke hat nicht Unrecht, daß man mit einer neuen Sprache eine neue Seele erhalte, und so müssen wir jene vielen tausend Deutschen als verloren betrachten.

Wir wollen nicht auf die Zeit zurückgehen, wo das Concilium nach Trient als einer deutschen Stadt verlegt wurde, damit die Reformatoren um so eher erscheinen möchten; auch nicht vom herrlichen Thal des Avisio, dem Fleims reden, wo noch im fünfzehnten Jahrhundert deutsche Passionsspiele aufgeführt wurden. Jetzt redet hier Alles welsch und dennoch zogen 1848 die Fleimser als Schützen gegen die Italiener aus und antworteten, als man sie fragte, warum sie wider das eigene Volk stritten, der deutschen Abstammung bewußt: „Anche noi siamo tedeschi!“ Ob sie jetzt noch für Oesterreich in's Feuer gingen? Als im Jahre 1703 die Franzosen einbrachen, gehörten die Einwohner des Trentino zu ihren erbittertsten Gegnern und thaten es den Deutschen gleich, jetzt sind sie großentheils Italianissimi. Doch das wollen wir nicht weiter ausführen. Gewiß hat mancher Leser schon von den sette und tredeci communi (den sieben und dreizehn Gemeinden) läuten gehört, die, ehemals ganz deutsch, nach früherer Ansicht von den Resten der zersprengten Cimbern bevölkert sein sollten.

Ein Blick auf die Karte zeigt uns am linken Ufer der Etsch ein großes, zusammenhängendes Gebiet zwischen Trient, Bassano und Verona, dessen Gebirge ohne Unterbrechung von Leuten deutschen Stammes bewohnt sind, allein auch im Thale der Brenta begegnet man noch mancherlei Spuren deutscher Bevölkerung. Am See von Caldonazzo wurde noch im sechszehnten Jahrhundert deutsch gepredigt und in der Nähe von Pergine deuten zahlreiche deutsche Namen von Höfen und Familien auf deutschen Ursprung. Vielleicht verschmäht der Leser nicht, eine kleine Probe der Sprache zu hören, wir theilen sie aus einem Schulbuche mit. „Main kint! Baz dain oghe sighet, daz ist von Gott. Gott macht, daz de sunna so liichte und barm schaint. Gott macht, daz der mand so schön glanzeghet. Ist net kean stearn, deme er ghit koane liichte. Gott macht aukes u ball an so schön grün. Perk und tal saint von Gott.“

Don Tecini, der lange Zeit in diesen Gegenden die Seelsorge versah, schildert diese Aelpler durchschnittlich als Leute von hohem Wuchs, kräftigem Körperbau, abgehärtet, wohlgefärbt, von blondem oder braunem Haar. Mit der Sprache schwand auch die alte Tracht, welche der im Sarnthal glich; nach der Erzählung des Gemeindevorstehers von Vallarsa, Joseph Noriller, bestand sie in einer scharlachrothen, kurzen Jacke mit gleicher Weste, aufstehendem, weißem Halskragen und Krause an der Brust, niedrigem, schwarzem Hut mit breiten Felgen und kurzen, ledernen Hosen, dann einer ausgenähten Leibbinde von Leder, in welcher Messer und Pistolen steckten, oder auch einer Seidenbinde. Es ist echt deutsche Bauerntracht. Don Tecini bringt auch ein Verzeichniß der Ortschaften bei, wo 1821 noch deutsch gesprochen wurde; sie waren damals von zweiundfünfzigtausend Seelen bewohnt, jetzt darf man sie wohl gegen sechszigtausend veranschlagen. Und diese wurden allmählich verwelscht und die Verwelschung schreitet ohne Hinderniß immer weiter nach Norden vor! Wir sind wahrlich kein Feind Italiens, möchten aber das Recht Deutschlands besser gewahrt wissen, als bisher; nennt sich ja Oesterreich doch so gern eine deutsche Vormacht! Preußen hätte sicherlich sein Interesse besser verstanden, als die Regierung unter Metternich, für den es freilich keine Völker, sondern nur geographische Begriffe, keine Nationalität, sondern nur Unterthanen gab; Preußen hätte einem so mächtigen Stock deutscher Bevölkerung an einer so wichtigen Stelle einen festen Halt gewährt.

„Während die zerstreuten Sprachinseln in der Nähe des Monte Rosa unter der welschen Regierung von Piemont,“ so schreibt ein österreichischer Beamter, Friedrich von Altmayr, der freilich in der Kanzlei die Sympathie für Deutschland nicht verloren hat, „mit deutschen Schulen und Priestern fortwährend ihre deutsche Nationalität bewahren, bleibt es sonderbar und bedauerlich, daß diese in den ausgedehnten und zusammenhängenden Colonien an der Ostseite der Etsch unter dem Scepter Oesterreichs zum Theil auf dem Gebiet des deutschen Bundes so unbeachtet verkümmern mußte — und eben so sonderbar, aber am Ende nicht unverdiente Vergeltung ist es, wenn trotzdem die deutsche Regierung von manchen dieser nur welsch redenden Deutschen — der Unterdrückung ihrer (der italienischen!) Nationalität beschuldigt wird, wobei sie dem Wortsinn nach freilich nicht Unrecht haben, nur daß die verkürzte Nationalität die deutsche und nicht die italienische ist.“

So spricht der österreichische Beamte!

Der Leser fragt voll patriotischen Zornes: „Wie konnte das geschehen?“

Um die Unparteilichkeit zu wahren, lassen wir einem Ultramontanen, von dem gewiß Niemand behaupten darf, er sei Oesterreich feindlich, das Wort: „Als im Jahre 1813 Südtirol von den österreichischen Heeren besetzt wurde und später auf dem Wiener Congresse wieder an Oesterreich kam, war das Land durch die dreijährige fränkisch-italienische Herrschaft nur unbedeutend verwelscht, trotz der bekannten energischen Vorkehrungen der napoleonischen Regierung in dieser Richtung. Die Südtiroler betrachteten von Alters her ihr Gebiet als deutsches Reichsland, die Theorie der Sprachgrenzen war damals dem Gehirn der Menschen noch nicht entstiegen, daher begrüßte allgemeine Freude die Rückkehr der kaiserlichen Adler in diese Thäler. Nun wäre eine Zurückführung deutscher Bildungsanstalten, wie sie früher unter Oesterreich, dann während einer vierjährigen Periode von 1806 bis 1810 unter Baiern bestanden, nach den allergewöhnlichsten Regeln der Politik angezeigt und eine allmähliche Germanisirung Südtirols leicht auszuführen gewesen. Jeder größere Staat sucht die Regierungssprache auszubreiten und zur herrschenden zu machen, so Frankreich im Elsaß, Preußen in Posen, Rußland in seinem weiten Reiche, England in der ganzen Welt. Es ist bezeichnend für die in Südtirol vordem herrschende Strömung, daß viele Adelsfamilien deutsche selbstgewählte Prädicate von hiesigen Besitzungen führen, die sie jetzt in aller Stille rückübersetzen; daß beiläufig bis zu den dreißiger Jahren das Deutsche die Sprache der höhern Gesellschaft war und daß Oesterreich 1814 Vertrauensstellen, welche zuverlässige Beamte erforderten, im lombardo-venetianischen Königreich mit Südtirolern besetzte.

Es wäre also nicht schwer gewesen, die Spuren einer kurzen Gewaltherrschaft zu verwischen und das altgewohnte deutsche Wesen wieder einzuführen. Unsere Regierung that von alledem das Gegentheil. Die deutsche Sprache wurde nicht nur nirgends als obligat eingeführt, es bestand in den Gymnasien kein Lehrstuhl dafür; wer neben den andern Studien Deutsch lernen wollte, fand hierzu in den kaiserlichen Anstalten keine Gelegenheit. Noch mehr: in einigen Seitenthälern hatte sich die deutsche Sprache durch mehrere Jahrhunderte, nachdem das welsche Element in's Hauptthale vorgedrungen, in ihren älteren Formen erhalten. Die Ausrottung derselben wurde österreichischerseits durch italienische Beamte und Seelsorger begonnen und glücklich vollführt. Die Regierung Victor Emanuel's hätte es heute nicht besser zu machen verstanden. Diese Dinge klingen unglaublich, und doch hat sie hier jeder ältere Mann mit angesehen und miterlebt. Es darf nicht vergessen werden, daß nach 1830, als eine siegreiche Revolution das Werk des Wiener Congresses in Frankreich und Belgien über den Haufen geworfen und Jungitalien seine ersten Sprünge machte, auf den hiesigen Gymnasien der liberale Aufzug als Teutophobie unvermerkt und unbeachtet durch die Hörsäle zu weben begann. Daß die südtirolische Jugend, welche in den öffentlichen Schulen nicht deutsch, im Gegentheil alles Tedesco gründlich verlachen und hassen gelernt hatte, die Universitäten in Padua und Pavia den deutschen vorzog, war natürlich, nicht minder, daß diese Jugend ganz welsch gebildet und verbildet nach Hause kam.

Die Folgen dieses Systems, oder besser dieser Systemlosigkeit, kamen erst 1848 zu Tage, obschon sie für offene Augen fünfzehn bis zwanzig Jahre früher sichtbar waren.

Zur großen Verwunderung des Innsbrucker Guberniums hatte die italienische Revolution in Südtirol, besonders in den Städten, ein lautes Echo gefunden. Der Magistrat von Trient sagte in einem Manifeste am 20. März 1848, ‚daß das Land seit langer Zeit den Augenblick ersehnt, sich mit seiner Nation, der italienischen, zu verbinden‘. Die österreichische Armee stand damals in Verona und hatte durch ein paar Monate keine andere Verbindung mit der Monarchie, als über Tirol. Ein k. k. Gymnasialprofessor forderte öffentlich dazu auf, die Straße zu sperren, um den Feldmarschall Radetzky zur Uebergabe zu zwingen. Diese seit dem Jahre 1816 in den Kreisen der Halbbildung großgezogenen Gesinnungen hatten im Jahre 1848 keine Handlanger gefunden, die Sache war neu, in engen Grenzen bekannt und besprochen. Die seither verflossenen sechszehn Jahre wurden von der Partei der Italianissimi besser ausgenützt, als von der Staatsverwaltung.“

So spricht ein ultramontaner Freund Oesterreichs. Die Bevölkerung Welschtirols ist für Deutschland verloren, wenn wir auch dem Anspruch der Italianissimi gegenüber unser Recht auf jenen Boden nicht aufgeben dürfen, wie A. Flir in der Paulskirche ganz richtig hervorhob. Bliebe es jedoch nur bei Welschtirol! Immer weiter schreitet die Verwelschung gegen Norden vor, die Schule hat zu wenig Einfluß und beschäftigt sich mit andern Dingen, als der Weckung deutschen Gefühles; der Klerus betrachtet alles Deutsche ohnehin mit Argwohn, denn die deutsche Literatur ist ja protestantisch; die große Masse der Bevölkerung verharrt in dumpfer Abgeschlossenheit und träger Indolenz und wird so bleiben, bis man fremdem Capitale, fremder Intelligenz, und wäre sie auch lutherisch, freimaurerisch oder jüdisch, den Zugang öffnet.

Auf der Rückreise besuchte ich einen Freund zu Innsbruck. Wir gingen den Inn entlang spazieren; ich war von der Schönheit der Alpen an diesem Sommerabend so entzückt, daß ich einen Soldaten, der mit gepflanztem Bajonnet auf- und abging, ganz übersah. Da faßte mich mein Freund beim Arm und deutete mit einem Wink auf einen Thurm. Durch die Eisenstäbe der Gitter lugten blasse Gesichter — Welschtiroler, die wegen der Absicht eines Putsches, der zur Annexion an Italien führen sollte, in Untersuchung lagen. Die meisten hatten deutsche Namen, z. B. Kandelberger und ähnliche. Es waren also verwelschte Deutsche. Hätte man ihre Väter bei der Stammsprache erhalten, so ständen sie als treue Grenzwache Deutschlands auf der Hochburg der Alpen gegen jeden Feind aus Süden, dem sie jetzt weit, weit die Thore öffnen und an das Herz fallen möchten. So büßt Oesterreich bitter, was es versäumt; den schwersten Schaden trägt jedoch Deutschland, das viel tausend Söhne verlor und, wenn Venetien verloren geht, das vorgeschobene Südtirol schwerlich zu behaupten im Stande sein dürfte.

H. F.

Noch einmal der Pariser Geisterhumbug. Von zuverlässiger Hand gehen uns aus Frankreich die nachfolgenden interessanten Mittheilungen zu:

Auf eine in Nummer 42 der Gartenlaube beschriebene Vorstellung der bekannten Gespensterschwindler Gebrüder Davenport erschien in den meisten Pariser Journalen eine interessante Polemik. Der Abendmoniteur publicirte einen Brief des ausgezeichneten Taschenspielers Robin, welcher über die letzte der Davenport'schen Sitzungen, der er beigewohnt, berichtet und die stattgehabten Geistermanifestationen auf die natürlichsten Ursachen zurückführt. Der Brief des Herrn Robin schließt mit einer Herausforde-

rung an die amerikanischen Medien; er droht ihnen im Falle der Weigerung damit, ihre Experimente in einer öffentlichen Sitzung, welche zum Besten des Hospitales von Charenton gegeben würde, zu wiederholen, und erklärt zu gleicher Zeit, die Kosten der vorgeschlagenen Sitzung aus seinen eigenen Mitteln bestreiten zu wollen. Er stellt ihnen drei Bedingungen — Erstens: Er wird sie in eigner Person anbinden und zwar mit einem von ihm zu diesem Zweck mitgebrachten Strick. Zweitens: Er wird sich mit ihnen in demselben Kasten anbinden lassen. Drittens: Die fünf Personen, welche die Gebrüder gewöhnlich bedienen, sollen während der gemeinschaftlichen Vorstellung gar nicht zugelassen werden.

Da die Gebrüder Davenport die von Robin an sie gestellte Herausforderung nicht annahmen, erschien ein mit ungeheuern Lettern bedruckter Anschlagzettel, welcher das gesammte neugierige Pariser Publicum in nicht geringe Aufregung versetzte. Der Zettel besagte Folgendes:

„Heute allein wird Herr Robin die Experimente mit dem mysteriösen Schranke vornehmen. Die Thüren desselben werden offen bleiben.“

Abends um acht Uhr drängte sich auf dem Boulevard du Temple eine ungeheure Menschenmasse. Tausende von Neugierigen hatten in dem Saale, welcher Robin gewöhnlich zum Schauplatz seiner feenhaften Abendunterhaltungen dient, nicht zugelassen werden können. Wir werden also nun den Grund des Spiritismus mit unsern Fingerspitzen berühren und der mysteriöse Schrank mit seinen obligaten übernatürlichen Erscheinungen und Kräften wird uns das Geheimniß des phantastischen Spukes der Gebrüder Davenport enthüllen!

Herr Robin, welcher die weiße und die schwarze Magie kennt und sich in der Kunst der Metamorphose zum größten Meister emporgeschwungen hat, macht sich eine Pflicht daraus, das Publicum in vorliegendem Falle bei schärfster Beleuchtung in die Karten sehen zu lassen. „Ah! Ihr besteht darauf,“ sagt er, „Ihr wollt übel oder wohl, daß man Euch für außerordentliche Wesen hält, die einen Fuß in dieser und einen in der andern Welt haben. Wohlan! Auch ich werde es bis zum Aeußersten treiben, ich werde eine Vorstellung geben, in welcher der Blick des Zuschauers nicht gehemmt sein wird, die in dem geschlossenen Kasten durch ihre Medien sich manifestirenden Kundgebungen der Geister zu beobachten — bei offenen Thüren des Schrankes sollt Ihr die Wunder schauen, welche Euch für ein und allemal beweisen werden, wie sehr man in gewissen Ländern die Unwissenheit, Schwäche oder Leichtgläubigkeit des Volkes auszubeuten versteht.“

Der Saal ist zum Erdrücken angefüllt, das tiefste Stillschweigen herrscht in der Zuschauermenge, die Aufmerksamkeit ist auf das Höchste gespannt. Da rollt der Vorhang auf und Herr Robin erscheint mit lächelnder Miene auf der Vorderseite des Podiums. „Meine Damen und Herren,“ sagt er, „sogleich werde ich Ihnen das Phänomen des Geisterwesens vor Augen zu führen die Ehre haben, doch wenn das Experiment gelingen soll, müssen natürlicherweise auch Geister zu meiner Disposition stehen. Sind vielleicht welche in der Nähe?“ Und alsbald antworten verschiedene aus dem Hintergrunde des Saales, aus dem Fußboden, dem Plafond, den Rücklehnen der Fauteuils, dem Piano, dem Innern der Logen kommende Toc, Toc, Toc dem Aufrufe des Meisters.

„Sehr gut,“ spricht Robin, „ich sehe schon, daß ich vorzüglich bedient sein werde, das verbürgt uns eine sehr schöne Vorstellung.“

Dieses humoristische Debut versetzte die Anwesenden in die heiterste Laune. Man schafft nun unverzüglich den Schrank, die Musikinstrumente, die Violine, die Guitarre, die Schellentrommel, die große Trommel, die Glocke, den Strick und eine den berühmten Pappbecher vorstellende hohle Puppe herbei, gegen welche die Geister nach den Aussagen der Gebrüder Davenport eine unüberwindliche Abneigung empfinden.

Herr Robin stellt der Versammlung sein Medium vor und läßt dasselbe hierauf mit den Füßen, den Beinen, den Schultern und endlich mit auf den Rücken gebundenen Händen mit dem vorhandenen soliden Stricke an die im Innern des Schrankes befindliche Bank befestigen. Dieser Strick ist nicht aus sieben bis acht baumwollenen Schnüren verfertigt wie jener der Gebrüder Davenport, sondern aus starkem Hanf gedreht, er besitzt eine Länge von zweiundvierzig Schuh. „Meine Herren,“ beginnt nun Herr Robin, „wir werden die Sitzung in zwei Abtheilungen theilen, die erste bei geschlossenen Thüren des Schrankes, die zweite bei offenen.“

Die Thüren werden geschlossen und alsbald fällt die verwünschte Puppe auf den Kopf eines Zuschauers.

„Sie sehen, meine Herren, sie können sie wirklich nicht ausstehen.“ Im nämlichen Augenblick fängt der Geisterrumor an; die Guitarre seufzt, die Schellentrommel wirbelt, die Violine kreischt, die große Trommel poltert dazwischen, die Glocke klingelt, die Wände krachen, durch die in den Thüren des Schrankes angebrachten Oeffnungen erscheinen deutlich mehrere Finger, dann eine Hand, hierauf zwei und schließlich eine behandschuhte Hand.

„O,“ ruft Herr Robin ironisch, „eine Damenhand!“ Man öffnet plötzlich die zwei Thüren des Schrankes und siehe, das Medium scheint ruhig und gelassen, natürlich immer noch an die Bank garottirt, die Knoten des Strickes sind unversehrt geblieben. Man schließt es von Neuem ein, doch diesmal steigt die Musik zur Höhe eines tobenden Oceanes. Gewichte von zwanzig Kilogrammen werden durch die Oeffnungen geschleudert.

„O, das ist doch gewiß ein starker Geist!“ ruft Herr Robin inmitten allgemeinen Gelächters. Die Hände machen convulsivische, drohende Bewegungen. Ein Rock fliegt zu einer Oeffnung heraus, eine Weste zur andern und Alles dieses unter einem Höllenlärm, der einem Tauben Angst gemacht hätte. Man öffnet von Neuem den Schrank, doch das Medium ist immer noch angebunden, gelassener als je, aber diesmal ohne Rock und Weste. Man schließt abermals, da kracht ein Pistolenschuß. Die Thür fliegt auf und diesmal steht das Medium aufrecht, frei und des Strickes entledigt da. Es nähert sich dem Publicum, den zweiundvierzig Schuh langen Strick emporhaltend.

„Wir werden nun,“ sagt Herr Robin, „die nämlichen Experimente bei offenen Thüren vornehmen.“ Die Aufmerksamkeit verdoppelt sich. Alles wird an seinen alten Platz zurückgebracht; das Medium präsentirt sich und man überreicht ihm den Strick.

„Ich wäre glücklich,“ sagt Herr Robin, „wenn ich einen der Zuschauer einladen könnte, das Medium selbst anzubinden; doch könnte sich sehr wohl unter Ihnen ein Officier finden, der den Feldzug in Indien mitgemacht und von einem der dortigen Gaukler gelernt hätte, unauflösliche Knoten zu schlingen, ich würde deshalb befürchten, das Experiment mißlingen zu sehen.“

Ein homerisches Gelächter erschallt auf diesen geistreichen Ausfall. Das Medium bindet sich also selbst fest, ganz auf dieselbe Art wie zuvor und zwar in drei Minuten; man trägt es mit der Bank auf den alten Platz, doch kaum befindet es sich in dem Kasten, so schleudert es vermöge eines raschen Ruckes des Handgelenkes die verhängnißvolle Puppe auf die Köpfe der Zuschauer. Blitzschnell ist ein Arm frei und während es die eine Hand vollends aus dem Knoten zu ziehen sucht, stößt und schüttelt es mit der andern ohne Unterlaß die in seinem Bereich sich befindlichen Instrumente. Man vernimmt von Neuem das ohrenzerreißende barbarische Concert. Der Orchestermensch gebahrt sich im Innern des Kastens wie ein wahrer rasender Dämon. Die Instrumente ertönen, die Hände erscheinen, das Kleid wird mit der Schnelligkeit des Blitzes an- und wieder abgezogen. Da haben wir nun das ganze Geheimniß.

Herr Robin, der schon wesentliche Dienste geleistet hat, indem er gewisse wissenschaftliche Errungenschaften unserer Zeit populär zu machen verstand, hat auch hier ein verdienstliches Werk gestiftet, indem er offen den Schleier gelüftet, unter welchem die finstern Operationen der Geisterseherei sich verborgen hielten.

Unzerstörbar. Die Kaiserin Josephine war eine große Freundin von Parfüms, ganz besonders von Moschus. Ihr Ankleidezimmer in Malmaison war davon förmlich erfüllt, trotzdem daß Napoleon seine Abneigung gegen diesen Geruch oft und entschieden erklärte. Vierzig Jahre sind nun seit ihrem Tode verstrichen und der gegenwärtige Besitzer von Malmaison hat die Wände jenes Ankleidezimmers wiederholt tünchen und malen lassen. Aber weder Abkratzungen noch Anwendung von Kalk und Tünche sind im Stande gewesen, den Geruch von dem Moschus der guten Kaiserin zu entfernen, welcher jetzt sich noch eben so stark bemerkbar macht, als ob die Flasche, die ihn enthalten, erst gestern entfernt worden wäre. A. K.

Kleiner Briefkasten.

B— s in M— an. Ihre Alltagsgeschichte ist doch gar zu alltäglich. Das Manuscript liegt mit den anderen zu Ihrer Verfügung.

H. S. B. in Stuttgart. Ohne Nennung von Namen ist die Notiz unverwendbar.

S. in N . . . g. Die interessanten Enthüllungen in nächster Nummer.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 47. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Dorfcaplan.

Erzählung aus Oberbaiern nach einer wahren Begebenheit

Von **Herman Schmid.**

(Fortsetzung.)

„Hochwürdiger Herr Caplan,“ rief Fräulein Amélie, „lassen Sie diesen wenn auch mißlungenen, doch gutgemeinten Empfang Ihnen ein Beweis sein, wie sehr wir Alle die Wichtigkeit des Augenblicks erkennen, da ein neuer Streiter einzieht in dieses Haus, ein neuer Arbeiter in dem Weinberge des Herrn! Mehrere fromme Seelen in der Gemeinde haben all' ihre Hoffnungen auf Sie gebaut und vertrauen, daß Sie wirken werden für die wahre Frömmigkeit, für die Lauterkeit und Reinheit der Herzen, die ja täglich und stündlich mehr verschwindet in dieser argen Welt . . . Nehmen Sie darum als ein Zeichen unserer Hoffnungen dieses von mir und jenen frommen Seelen gesammelte Scherflein und lassen Sie es den Grundstein werden, einen Tugendbund zu gründen, der mitten in dem Verderben der Welt noch ein Häuflein Getreuer vereine und durch die Sündfluth trage, wie die Arche Noah! Seien Sie wie die Taube, die mit dem Oelzweig der Verheißung . . .“

„Mein Fräulein,“ erwiderte Isidor, sie unterbrechend und etwas bei Seite tretend, daß ihm an ihr vorüber der Weg offen stand, „seien Sie überzeugt, daß ich das besondere Vertrauen, das mir erwiesen werden will, vollkommen erkenne und zu würdigen weiß, aber halten Sie mich nicht für unhöflich, wenn ich offen erkläre, daß ich solche prunkhafte Kundgebungen nicht liebe! Ich habe einen ernsten Weg vor mir, auf welchem mir vor Allem stille Sammlung ziemt . . . Zürnen Sie auch nicht, wenn ich ebenso Ihr Geschenk zurückweisen muß und bekenne, daß ich kein Freund von Bünden und Conventikeln bin! Tugend ist die Lebensaufgabe jedes Menschen, die ganze Menschheit soll daher ein Tugendbund sein und wenn sie es nicht ist, bietet ihr die Kirche, der Glaube die Mittel, es zu werden . . . Geben Sie Ihre Spende würdigen Armen, dürftigen Kranken oder wenden Sie es der Schule zu, und Sie haben mehr gethan, als wenn Sie ein Bündlein stiften, das nur zum frommen Hochmuth der Einen, zu Spott und Haß der Andern und endlich zu Hader und Zwietracht führt . . .“

Die Stubenthür ging auf, der Pfarrer erschien und begrüßte den neuen Hülfspriester, der ihm in das Zimmer folgte.

Eine Secunde noch stand das Fräulein unbeweglich, das Kissen auf den erstarrten Händen; nur der funkelnde Blick verrieth, daß Leben in ihr war. Sie klemmte heftig die Unterlippe zwischen die Zähne, dann fuhr sie mit dem Seidenbeutel in die Tasche, schleuderte, unbekümmert um die feine Stickerei, das Kissen in die Ecke und rauschte grimmig die Treppe hinauf.

Bald darauf verließen die beiden Geistlichen das Gebäude, der Pfarrer, um einen Besuch bei dem benachbarten Gutsherrn zu machen, Isidor, um zum ersten Male in die Dorfschule zu gehen, deren Besuch und Ueberwachung ihm übergeben worden war.

Franzi hatte sich inzwischen an die Rückseite des Hauses geflüchtet und saß auf einer Bank unter dem Laubengange des obern Stocks, eine mächtige Schüssel mit Aepfeln neben sich, die sie schälte und zerschnitt. Die Thränen waren aus ihren Augen verschwunden, aber es schwebte noch über denselben wie ein Regengewölk, das jeden Augenblick bereit ist, neue Tropfen herabzuschicken. Es war ein freundlicher Anblick, sie so geschäftig zu sehen, während vom Laubgange herab ein Taubenpaar zu ihr herniedergurrte, neugierig genäschige Hühner furchtlos herantrippelten, um an den Obstschalen zu picken, und von dem kleinen Pfuhle jenseits des Obstangers einige Enten laut schnatternd und mit vorgestreckten Hälsen eilig herbeiwackelten — sie kannten alle die gewohnte, freundliche Pflegerin und wollten sie begrüßen. Diese aber bemerkte sie kaum; so sehr war sie in ihre Arbeit oder in ihre Gedanken vertieft, daß sie zuletzt der erstern vergaß und den halbgeschälten Apfel und das Messer in den Händen sinken ließ.

Ueber den Weg her kam Kathrin, den Melkkübel in der Hand, um ihn am Brunnen blank zu scheuern.

Sie blieb einen Augenblick stehen. „Ich glaub' gar, Du hängst den Kopf,“ rief sie dann nähertretend; „etwa gar, weil die Fräul'n Dich wieder einmal ang'fahrn hat? Ich mein', Du könntest es schon bald gewohnt sein und Dir nichts mehr d'raus machen!“

„Ja, wenn ich das könnt'!“ seufzte Franzi, während Kathrin den Melkkübel auf die Bank stellte, um ungestörter plaudern zu können. „Ich bring's nit zuwegen und es kommt mich so hart an, weil sie sonst alleweil so gut gewesen ist mit mir . . . und jetzt kann ich ihr gar nichts mehr recht machen . . .“

Kathrin trällerte halblaut den Anfang eines Schnaderhüpfels. „Das könnt' ich Dir schon sagen, warum das so ist,“ sagte sie dann, „das ist der Alte-Jungfern-Humor!“

„Geh' doch, Du ungute G'sellin,“ erwiderte Franzi. „Wenn das so wär', warum bist Du alleweil gut aufgelegt? Bist Du nit auch . . .“

„Ein' alte Jungfer? Ja, Gott Lob, und in allen Ehren . . . aber bei Unsereinem ist das ganz was Andres. Ich arbeit' mich aus, rechtschaffen, alle Tag', aber die so viel sitzen und nichts thun, die kommen auf allerhand Gedanken und können's nit verwinden, wenn das Bissel Schönheit einmal dahingeht!“

„Du hast eine recht böse Zung', Kathrin, das ist bei der Fräul'n gewiß nit so . . ."

„Net?" fragte die Dirne und rückte traulich näher. „Sag' einmal, wie lang ist es denn her, daß sie nicht mehr so gut mit Dir ist? Daß Du ihr nichts mehr recht machen kannst? Ist es nit seit der Primiz, seit ich Dir das Kranzel aufgesetzt hab?"

„Ja, ja," sagte Franzi nickend, „die Zeit wird wohl zutreffen . . ."

„Na also — siehst', daß ich Recht hab'! Das war der erste Verdruß, daß Du Kranzeljungfer 'worden bist und sie nit . . ."

Franzi lachte hell auf wie ein Glöckchen . . . „Was Du bös bist!" rief sie. „Dazu ist die Fräul'n ja doch . . ."

„Zu alt, meinst Du? Auf das kommt's nit an. Der zweit' Verdruß war, daß der — Moosrainer Isidor, will ich sagen, der junge Herr, den Ehrentanz mit Dir gemacht hat und nit mit ihr, sie hat einmal ein Augenmerk auf ihn . . ."

Franzi erglühte, wie eine Antlas-Rose . . . „Das sind schon wieder gotteslästerliche Reden," flüsterte sie, „ich mag nichts mehr hören . . ."

„Derenthalben wird's doch nit anders!" lachte Kathrin. „Warum hätt' sie sonst überall herumgered't im Dorf, daß sie es dahin bringen will, daß der Herr hier bei uns bleibt? Warum hätt' sie ihm einen solchen Empfang gemacht, der ihr fein sauber in's Wasser gefallen ist? Warum hat sie Dich ganz vorn hingeschoben, als damit der Herr, der Dich als Kranzeljungfer g'sehn hat, Dich im Stallgewand sehen soll, dieweil sie dabeigestanden und auf'putzt g'wesen ist, wie der Pfingstl?"

Die Hausglocke ertönte und oben im Gange wurden rasche Tritte hörbar.

„Sie kommt!" rief Kathrin. „Da nehm' ich meinen Kübel und mach' mich fort, sie braucht's nit zu merken, daß wir sie ein Bissel ausgericht't haben . . ."

Sie verschwand. Franzi fuhr mit beklommener Emsigkeit in ihrer Arbeit fort; nach wenigen Augenblicken stand das Fräulein schon vor ihr und schnauzte sie an, was sie hier mache.

„Was Sie mir angeschafft haben," antwortete sie ruhig, „ich schäle die Aepfel zu den Küchelu . . ."

„Dummes Ding," rief das Fräulein keifend und entriß ihr die Schüssel, daß die Aepfel zur Erde kollerten, „kannst Du nicht verstehn, was ich sage? Warum soll ich heute, an einem simpeln Werktage, Aepfelküchel backen? Ist das Haushalten nicht theuer genug? Geht nicht schon Geld genug auf?"

Franzi las ruhig die Aepfel auf. „Aber Fräul'n," sagte sie schüchtern, „Sie haben es doch angeschafft und haben gesagt, es wär' wegen . . ."

„Pack' Dich in Deinen Stall!" schrie die Andere entgegen. „Nichts habe ich gesagt, vom nächsten Feiertag habe ich gesprochen. Es wäre wohl der Mühe werth, so viel Aufhebens zu machen wegen eines solchen . . ."

Sie verstummte, denn die nach der Küche führende Thür ging auf und an der Schwelle stand eine hagere Gestalt in einem langen, schwarzen, sehr abgetragenen Rocke, mit einst weiß gewesener Halsbinde und einem unförmlichen Hute, dessen Krempe der Mann mit behenden Fingern im Kreise herumlaufen ließ. Das Gesicht war von scharfgeschnittenen, gemeinen Zügen und das Haar verrieth, obwohl es bäurisch kurzgeschoren war, seine brandrothe Farbe nur zu deutlich.

„Ei, sieh da, der Herr Schullehrer!" rief das Fräulein, plötzlich umgewandelt, mit dem freundlichsten Lächeln. „Sie kommen ja zu ganz ungewohnter Zeit . . . ist denn die Schule schon aus . . .?"

„Nein, hochgebornes, höchstgeehrtes Fräulein," antwortete der Schullehrer mit tückischem Augenblinzeln, „aber ich habe mich auf einen Augenblick losgemacht . . . der neue Herr Caplan ist drüben, und da wollte ich in aller Geschwindigkeit dem Herrn Pfarrer . . ."

„Ah, ich verstehe Sie . . ." rief nähertretend das Fräulein, „schade nur, daß Hochwürden Herr Onkel nicht zu Hause sind; aber ich bin da. Sagen Sie mir, was Sie zu sagen haben, ich werd' es bestellen, wie er heimkömmt . . . Hab' ich es errathen? Betrifft es den neuen Caplan? Er macht auch drüben, auch in der Schule verkehrte Sachen?"

„Schauderhafte!" seufzte der Schullehrer wie zuvor. „Er verfährt in einer Weise, wie sie hier zu Lande noch nie dagewesen, so lang' eine Schule besteht . . . Hochgebornes, höchstgeehrtes Fräulein, es sind bald zehn Jahre, daß eine hohe, reichsgräfliche Gutsherrschaft für Belohnung treuer Dienste, so ich dem jungen Herrn als Kammerdiener auf Reisen und auch in sonstigen Dingen geleistet, mich auf den Schuldienst loci präsentirt hat; es ist ein gutes Plätzchen, das seinen Mann nährt, und ich befinde mich in dem bequemen Hause und den Grundstücken, die dazu gehören, wie der Fisch im Wasser, aber wenn dieser neue Herr Caplan noch einmal in meine Schule kommt, dann nehme ich den Hut untern Arm, hänge den Schlüssel an den Nagel und gehe auf und davon . . ."

„Erzählen Sie doch," drängte das Fräulein, indem sie den Erregten am Arm faßte und in das nahe Gemüsegärtchen führte. „Kommen Sie da herein, da sind wir ungestört, und damit Niemand erräth, wovon wir reden, geben Sie sich den Anschein, als wenn Sie mir Etwas an meinen Pflanzen und Samen bemerken wollten . . ."

„Vortrefflich!" sagte der Schullehrer, geschmeidig nachschlüpfend, und bückte sich, der Weisung gemäß, zu den Kohlköpfen nieder; „es würde mich auch umbringen, wenn ich es nicht erzählen dürfte. Zuerst, wie der Herr in's Schulzimmer kam, da wollt' ich ihm eine Ehre anthun und ließ die Kinder den Katechiß aufsagen und den schnurrten sie her, daß es nur so eine Lust war. Ich denke, wie's vorbei ist, nun wird das Lob nicht ausbleiben, aber statt dessen fängt er die Kinder zu fragen an, ob sie das, was sie auswendig gelernt hätten, auch verständen, und setzt ihnen und nebenbei auch mir auseinander, daß das Denken die Hauptsache sei beim Lernen . . . Er hatte die Weber's Hanne vorgenommen und wollte ihr das Denken lernen . . . Höchstgeehrtes Fräulein, die dickköpfige Weber's Hanne und meine Bauerntölpel alle . . . und denken!"

„Schön, recht schön! Das sind ja herrliche Grundsätze für einen Caplan!" rief giftig das Fräulein. „Aber weiter, weiter!"

„Es ging dann bald nicht mehr weiter," fuhr der Lehrer fort. „In der hintern Bank fingen ein paar Buben zu raufen an, des Wirths seiner und der Steiger Lenz. Die beiden Schlingel können kaum über den Tisch heraufsehen, aber sie haben eine Feindschaft aufeinander, wie ein paar Große, und wo sie nur können, prügeln sie sich durch. Ich hab' daher gleich meinen Haslinger hervorgeholt und wollt' ihnen tüchtig über die Köpfe . . . da . . . ich hab' gemeint, der Schlag müßte mich rühren auf dem Fleck . . . da nimmt mir der Herr Caplan den Stock aus der Hand, läßt die beiden Lümmel vor sich hinkommen, den einen rechts und den andern links, und mir sagt er, die Kinder müsse man mit Liebe ziehen . . . ich bitte Sie, Fräulein, kann man so was ruhig anhören? Den Hinterpolster gehörig ausgeklopft, wer nicht pariren will, das ist die wahre Liebe!"

„Und die Buben?"

„Die haben ihn angeschaut, wie die Kuh das neue Thor, dann hat er angefangen, ihnen zu erzählen, daß er auch einmal in dieser Stube gesessen und ein Bauernbub' gewesen sei, wie sie, und daß er noch jedes Kind gern habe, das da zu Hause sei, und daß sie einander auch gern haben sollten, und hat ihnen die Geschichte erzählt von David und Jonathan . . . Da hab' ich's nicht mehr ausgehalten, ich hab' gesagt, es wär' mir übel, und das war auch wahrhaftig nicht gelogen . . . ich machte, daß ich fortkam, und sah nur noch unter der Thür, daß die Buben zu flennen anfingen und der neumodische Friedensstifter ihre Hände ineinanderlegte . . ."

„Es ist genug," rief das Fräulein, „ich werde dem Herrn Onkel, wie er nach Hause kommt, Alles gehörig auseinandersetzen . . . Es ist klar, wir haben uns Alle in diesem Menschen getäuscht . . . er ist ein Freigeist, vielleicht gar . . ."

„Ein zerstörender Wurm mitten in dem Herzen der gesunden Pflanze," sagte der Lehrer, über eine Kohlstaude gebückt . . . „den muß man zertreten . . ." Er nahm den Wurm vom Blatt, schleuderte ihn zu Boden und zertrat ihn im Kies des Weges. „Meine ganze Hoffnung ruht auf Ihnen, hochgebornes, höchstgeehrtes Fräulein; Sie vermögen Alles! Befreien Sie mich, befreien Sie die unverdorbene Jugend von diesem heimlichen Freimaurer . . . Und ach," fuhr er mit zärtlichem Augendrehen fort, „wenn Sie auch meiner andern geheimen Wünsche nicht vergessen wollten . . . Die Behausung eines Dorfschullehrers ist zwar nicht würdig, daß solcher Glanz in sie einziehe, allein ein Wort von Ihnen verschafft mir eine Lehrerstelle in der Stadt, und dann dürfte ich vielleicht hoffen, daß diese feine Hand aus ihrer Höhe herniederreicht und ihren innigsten Verehrer zu sich emporzieht . . ."

Der zärtliche Bewerber sprach diese Worte, indem er dem Fräulein eine ausgewachsene Salatdolde vorhielt und wie erklärend daran herumdeutete.

Mit gezierter Verschämtheit nahm sie die Dolde in Empfang, als wär' es eine jungaufbrechende Rosenknospe, und wandte sich zum Gehen. „Ich habe das Gelübde gethan, meine Tage in jungfräulicher Reinheit zu verleben, und es ist sündhaft von Ihnen, einen so frommen Entschluß erschüttern zu wollen; aber wenn es so der Wille Gottes sein sollte, würde es Sünde sein, ihm zu widerstreben!" —

Der Pfarrer war bei dem Gutsherrn zu Tisch geblieben und kam erst zum Abendessen zurück. Die beiden Geistlichen nahmen es gemeinsam ein; nachdem abgespeist war, erschien das Fräulein und setzte sich ebenfalls an den Tisch. Es war das ihr Hausrecht, sowohl als Verwalterin wie als Verwandte des Hausherrn. Sie war wieder so freundlich und lächelnd wie am Morgen; der Anblick des hübschen jungen Mannes hatte sie wieder in etwas besänftigt und entwaffnet, und sie schwankte noch, ob sie ihrem Grimm sofort freien Lauf lassen oder dem Frevler Zeit lassen solle, sich eines Andern zu besinnen. Während eines allgemeinen gleichgültigen Gesprächs, in welches Isidor einige anziehende Mittheilungen aus der eben erst verlassenen Hauptstadt verflocht, neigte sie sich immer mehr zur Milde, und es war eine Art von Vermittlungs-Versuch, daß sie von der Schule zu sprechen begann, das dort Vorgefallene erzählte und über die Neuerungen des Caplans in einem leichten spöttischen Tone sich erging. Sie war dabei mit häuslicher Arbeit beschäftigt, indem sie ein schadhaftes Stück Leinen ausbesserte. Isidor hörte gelassen zu und versuchte einigemal, das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, aber je zurückhaltender er sich benahm, desto muthiger drang sie vor und rückte ihm zuletzt geradezu mit Fragen auf den Leib.

„Sie antworten nicht, Herr Caplan?" sagte sie. „Das beweist, daß Ihre Gründe auf so schwachen Füßen stehen, daß Sie deren Widerlegung fürchten und sich deshalb mit denselben nicht herauszutreten getrauen. Ich bleibe dabei, daß die Pädagogik mit ernster Strenge weiter kommt, als mit schwächlicher Güte. . ."

Isidor neigte sich etwas über den Tisch und zeigte mit dem Finger auf die Näherei. „Diesen Lappen sollten Sie hierher setzen, mein Fräulein," sagte er.

Sie lachte auf. „Das hieße geradezu, wie man im Sprüchwort sagt, den Flecken neben das Loch setzen!" rief sie. „Nein, das sehe ich schon, bei der Näherei dürfen Sie nicht mit reden, davon verstehen Sie nichts. . ."

„Was schadet das?" fragte er unbefangen entgegen. „Es kommt wohl öfter vor, daß Jemand über Dinge mit spricht, die er nicht versteht. . ."

Die Getroffene saß einen Augenblick wie unbeweglich, dann stieß sie mit funkelnden Augen den Stuhl zurück, daß er zu Boden schlug, eilte aus der Stube und warf die Thür hinter sich in's Schloß, daß das Haus in den Grundvesten erbebte.

„Ei, ei, mein junger Herr," sagte der Pfarrer, „was machen Sie denn? Stören Sie mir doch den Hausfrieden nicht, der geht mir über Alles! Wer das Regiment der Liebe so eifrig verficht, der sollte mehr Nachsicht haben mit den Schwächen der Menschen!"

„Ich bekenne mein Unrecht," entgegnete Isidor beschämt, „und werde es morgen auch dem Fräulein gegenüber thun, eine augenblickliche Aufwallung des Zorns und Unmuths riß mich dahin . . . es ist die Gemüthsregung, die ich leider noch immer nicht völlig zu beherrschen vermag. Meine Rechtfertigung kann ich nur darin suchen, daß ich durch den vorausgegangenen Spott gereizt war!"

„Spott? Du lieber Gott, das müssen Sie so scharf nicht nehmen! Das ist nun einmal die Manier meiner Nichte . . . an die werden Sie sich schon gewöhnen. Muß man sich doch an so gar Manches gewöhnen im Leben!"

„An nichts, was den Grundsätzen eines Mannes widerspricht. Eh' ich an Solches mich gewöhne, will ich zu Grunde gehen!"

Der Pfarrer sah ihn gütig an. „Sehen Sie, junger Herr," sagte er, „das könnt' ich nun auch übelnehmen, aber ich thu's nicht, weil mir Ihre Frische und Natürlichkeit gefällt! Na, neue Besen kehren gut; werden auch anders reden, wenn Sie einmal Ihre Fünfzig auf dem Rücken haben, und werden wie ich einsehen, daß es nichts Besseres giebt, als die Ruhe! Meine Nichte hat ihre schlimmen Seiten, aber ich bin an sie gewöhnt und bin ihr Verpflichtungen schuldig. . . Sehen Sie, meine Pfarrei ist mit großer Oekonomie verbunden . . . wie hätte ich die übernehmen können, ein armer Taglöhnerssohn, der schon seine Studien nur mit Noth, Entbehrung und Geduld durchmachen mußte? Ein Bruder meines Vaters hatte studirt, war ein hoher Beamter geworden und hatte glücklicher Weise seiner einzigen Tochter ein Vermögen hinterlassen, das für sie nicht ausreichte, für mich aber mehr als genug war. So nahm ich sie zu mir und es war uns Beiden geholfen. Ich bin noch immer ihr Schuldner . . . die Zeiten sind allzuschlecht, das Getreide hat keinen Preis . . . das ist das Unglück!"

Isidor erhob sich. „Ich habe kein Recht, hier eine Meinung auszusprechen," sagte er, „aber das weiß, das fühle ich, daß ich eine solche Stellung nicht ertrüge. . ."

„Du lieber Gott, Gewohnheit thut viel," entgegnete der Alte, „und Nothwendigkeit noch mehr! . . . Weiß wohl, die Jugend hat allerlei schöne Träume, ich habe sie auch gehabt; aber das Leben zertrümmert all' das bunte Spielzeug, daß man froh sein muß, wenn man eine Scherbe retten und als Erinnerung in einen Winkel flüchten kann! Also thun Sie mir den Gefallen, Herr Caplan, und stören Sie mir den Hausfrieden nicht . . . und jetzt gute Nacht, ich muß noch mit dem Baumann reden, der fährt morgen mit Haber auf die Schranne . . . vielleicht kann er doch auch ein paar Scheffel Korn mitnehmen. . ."

Das war der erste Abend im Pfarrhause.

Wohl versuchte es Isidor, am andern Tag seine Unart gut zu machen, seine Entschuldigung wurde mit kalt ablehnender Höflichkeit angehört, aber das Verhältniß war und blieb gestört. Der Herbst machte dem Winter Platz, ohne daß Besonderes vorfiel und hierin sich Etwas änderte. Isidor, viel beschäftigt, war artig, aber gemessen; das Fräulein ging mit einer Miene herum, in welcher verhaltener Grimm lauerte, wie ein Gewitter am Horizont, das nur eines Windzuges bedarf, um loszubrechen. Eine Menge kleiner Vorfälle dienten, wie Wetterleuchten die Lage zu beleuchten. Isidor's Gesundheit hatte sich noch immer nicht befestigt, und als der Winter mit besonderer Strenge eintrat, zeigte sich ein Brustleiden mit quälendem Husten, das eine gefährliche Wendung nehmen konnte und darum Vorsicht erheischte. Der Arzt verordnete leichte Speisen, die Haushälterin verweigerte sie, weil der Caplan nichts anzusprechen habe, als die gewöhnliche Kost; der Leidende sollte zu verschiedenen Zeiten Thee trinken, das Fräulein schlug die Bereitung als zu mühsam ab; die Winterkälte war in dem großen Caplanei-Zimmer doppelt empfindlich, sie gab täglich nur ein bestimmtes vorgezähltes Maß von Holzscheiten, mit denen ausgereicht werden mußte. Mehr als einmal war Isidor, durch seine Kränklichkeit besonders reizbar, nahe daran, in Zorn aufzulodern, umsomehr, als die Absichtlichkeit dieser Quälereien offen zu Tage lag; aber er bezwang sich und half sich durch Vermittlung seiner Eltern, denn vom Pfarrer war Hülfe nicht zu erwarten. Dieser stand ganz unter der Gewalt des Fräuleins und war ihr gegenüber vollständig ohnmächtig; wagte er einmal einen schwachen Versuch des Widerstands, so endete der Auftritt immer mit Weinen, Geschrei und der trotzigen Erklärung, der Herr Onkel solle ihr Geld herauszahlen, dann wolle sie ihm nicht mehr im Wege sein.

Franzi kam Isidor fast nie zu Gesicht; geschah es, so war die ganze Begegnung von seiner Seite ein freundlicher Gruß, von ihr eine ehrerbietige stumme Verbeugung.

So kam Weihnachten heran.

Isidor war in seiner Stube, der Stunde harrend, wo der mitternächtliche Gottesdienst, die Christmette, beginnen sollte. Sinnend trat er an's Fenster und schaute in das blitzende Sternegewimmel der kalten Winternacht, von dem die Freude der Himmel herniedersteigen sollte, und auf die schneebedeckten Dächer der Bauernhäuser, aus deren niedrigen Fenstern röthlicher Schimmer auf den davor aufgehäuften Schnee fiel und all die Erdenfreude verkündete, die dahinter sich vorbereitete. Plötzlich störten eilende Tritte auf dem frostknarrenden Wege ihn aus seinen Gedanken, die Hausglocke ertönte heftig gezogen und eine jammernde Weiberstimme verlangte nach dem Geistlichen. Es war die Magd aus der Schmiede, die mit der Nachricht kam, die Schmiedin liege im Sterben, sie habe einen Streit mit Vigili gehabt, der mit Thätlichkeiten geendet. Nach wenig Augenblicken eilte Isidor dem Schmiedehause zu.

Als er zurückkam, war der Pfarrhof leer; alle Bewohner befanden sich bei dem Gottesdienst in der Kirche, aus welcher das Hosiannah der Orgel feierlich herübertönte. Erst nach mehrmaligem Klopfen wurde geöffnet und Franzi stand vor ihm, ebenfalls zum Kirchgang gerüstet.

Ueberrascht blieben Beide einen Augenblick wortlos; die hoch erhobene Lampe in des Mädchens Hand warf ihren vollen Schein auf das liebe Gesicht und die herzigen Kinder-Augen.

„Du noch hier?“ fragte Isidor. „Ich dachte Dich längst in der Kirche.“

„Wär' auch längst schon dort,“ antwortete sie schüchtern, „aber die kranke Kuh war so elend, daß ich ihr noch einen warmen Trank angebrüht hab' . . . ich will's jetzt noch nachholen und denk' unser lieber Herrgott nimmt den Willen für's Werk; wenn man seine Schuldigkeit thut, ist es ja auch ein Gottesdienst . . . nicht wahr?“

„Gewiß, und nicht der geringste . . . aber ich finde, Du siehst blässer aus, als früher . . . Du hast wohl von dem Vorfall in der Schmiede gehört und Dich um des Vigili willen geängstigt?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Es ist auch nicht so sehr schlimm, die Leute machen gar zu gern aus einer Mücke einen Elephanten. . . Die Schmiedin hat eine Schramme am Hals, die heftig blutete, aber Gefahr ist nicht dabei. . . Ich bin auch nur darum so lange dort geblieben, um zwischen dem aufbrausenden Burschen und der hartnäckigen Frau Frieden zu stiften. Es sind ein paar harte Steine, die da auf einandertreffen, aber ich hoffe, sie haben sich wirklich ausgesöhnt!“

„Gewiß,“ sagte Franzi innig und sah zu ihm empor, „wenn Sie reden, Hochwürden Herr Isidor, da geht Einem das Herz auf . . .“

„Meinst Du? Ich wollte, mein Bewußtsein könnte Dir Recht geben — aber jetzt leuchte mir in meine Stube. Es ist grimmig kalt und mich schüttelt es, wie Fieberschauer; ich fürchte, ich habe mich erkältet. . .“

Schweigend ging sie die Treppe hinan und öffnete das Zimmer; eisige Luft strömte ihnen entgegen, die Wände schimmerten vom Frost und an den Fenstern waren Eisblumen aufgeschossen. Sie zündete die Studirlampe an und zog den Schirm herab, grüne Dämmerung lagerte sich über das nächtlich einsame Gemach; unwillkürlich standen Beide sich zögernd gegenüber.

Es war etwas zwischen ihnen, was an's Licht drängte.

„Du bist doch traurig,“ sagte Isidor, „ich seh' es jetzt ganz deutlich. . . Warum?“

„Kann wohl sein,“ flüsterte sie, „zumal heut, wo für Alles ein Freudentag ist und . . . kann wohl sein, daß es mir heut besonders schwer auf's Herz gefallen ist, daß ich ein Findelkind bin, daß ich meine Eltern nicht einmal kenn' und keine Menschenseel' hab', die sich um mich annimmt. . .“

„Keine Menschenseele, sagst Du? Ist das recht? Hast Du nicht mich? Ich bin Dein Bruder, Franzi, und will an Dir handeln wie ein Bruder! Ich versprach es schon meinem Vater, Alles zur Entdeckung Deiner Eltern zu thun, und will nicht ruhen, bis es mir gelungen ist. . . Hast Du gar keine Spur von ihnen, gar keinen Anhaltspunkt?“

„Nichts, als das Ring'l da . . . ich heb' es sonst heilig auf und zeig' es keinem Menschen . . . aber heut zum heiligen Abend hab' ich's angesteckt. . .“

„Zeige doch,“ erwiderte Isidor und betrachtete den unscheinbaren Silberreif. „Kein Zeichen daran, als ein paar halb verwischte Buchstaben; ich will sie bei Tag betrachten, wenn Du mir den Ring anvertraust. . .“

„Gern,“ rief sie rasch, „Alles, was Sie wollen . . . Alles.“

In Isidor's Herzen wallte es heiß empor. „So bist Du mir gut, Franzi?“ sagte er heiß und innig.

Sie erwiderte nichts, aber sie erglühte über und über und sträubte sich nicht, als er ihre Hand erfaßte und sie leise näher zog; sein Gesicht senkte sich zu ihr herab, daß er die Gluth ihrer Wangen fühlte . . . da ermannte sich der gute Geist in ihm; er ließ ihre Hand los und trat zurück.

„Auch ich bin Dir gut,“ sagte er, „wie einer Schwester. . .“

Sie sprach wieder nichts, aber sie fühlte wie ihr das Blut zum Herzen zurückdrängte, mit dem Worte war es ausgesprochen, was sie in ihrer schuldlosen Unbefangenheit nie geahnt hatte: die Liebe, die sie für den Jugendfreund empfand, war nicht die einer Schwester. . .

Sie schritt der Thür zu. „Es ist so kalt,“ sagte sie dort, „das könnte Ihnen schaden, Herr Isi . . . Herr Caplan; ich will Feuer anschüren. . .“

„Thu' das, mein Kind . . . und gute Nacht . . . meine gute treue Schwester, gute Nacht!“

Er war allein; das beglückende Bewußtsein, sich selbst besiegt zu haben, durchglühte ihn, daß er die Kälte nicht mehr empfand; die schimmernden Wände und Fensterscheiben schienen wie brennende Freudenkerzen . . .

Bald ward draußen der Schritt des Mädchens hörbar und das Poltern des Holzes, das sie zu Boden warf . . . aber im nämlichen Augenblick erscholl auch die keifende Stimme der Haushälterin.

„Komm' ich endlich dahinter,“ schrie sie, „wer der Dieb ist im Hause? Ist es mir doch im Geist vorgegangen, daß ich früher fort bin aus der Kirche! So also geht es im Hause zu? Weg vom Ofen, schlechte Person!“

Franzi war wie versteinert. „Ich bin keine Diebin,“ stammelte sie, „und keine schlechte Person. . .“

Mehr hatte Isidor im Zimmer nicht gehört; schon hatte er die Thür geöffnet und stand erregt der Zürnenden gegenüber. „Beruhigen Sie sich, Fräulein,“ sagte er, „es geschah auf mein Verlangen. Ich bin zu unwohl, um im kalten Zimmer schlafen zu können, und werde Ihnen morgen das Holz ersetzen. . .“

„So?“ rief das Fräulein, die immer mehr außer sich gerieth. „Auch das noch? Sie selber verleiten die Ehhalten und unterstützen sie gegen die Herrschaft? Und warum ist die Person nicht in der Mette? Ist wohl absichtlich daheim geblieben, um ungestört zu sein?“

„Himmel und Erde!“ rief Isidor, dessen Stirnadern schwollen, „kein solches Wort mehr gegen meine Schwester, oder . .“

„Schwester?“ höhnte das Fräulein. „Ist das so geschwind gegangen? Eine lüderliche Dirne ist sie und wenn sie nicht über die Stiege hinuntereilt, zeig' ich ihr mit dem gestohlenen Scheit den Weg!“

Franzi schrie auf; die Wüthende hatte wirklich ein wuchtiges Scheit ergriffen und es zum Schlage erhoben, aber Isidor fing den Arm auf und entrang es ihr. Außer sich wollte sie sich mit den Händen auf das Mädchen stürzen — da stieß Isidor mit voller Manneskraft sie zurück, daß sie taumelte, mit dem Kopfe an die Wand schlug und heulend und blutend zu Boden stürzte.

Isidor stand wie versteint; zu seinen Füßen kniete das Mädchen und betete und weinte verwirrt durcheinander in unsäglicher Herzensangst.

An der Treppe erschien der vom Gottesdienst heimkehrende Pfarrer, hinter ihm tauchte das rothe Haar und das lauernde Auge des Schullehrers empor.

„Wahrlich,“ sagte der Pfarrer, indem er voll Würde und nicht ohne Bewegung näher trat, „größeres Leid, als durch einen solchen Anblick konnte mir nicht bereitet werden. . . Bedauernswerther junger Mann . . . wissen Sie, was Sie gethan? Blut ist durch ihre Hand vergossen worden, Sie sind irregular: ich werde darüber an das Ordinariat berichten . . . bis der Bescheid kommt, suspendire ich Sie . . . ich enthebe Sie Ihres Amts und verbiete Ihnen als einem Unwürdigen jede priesterliche Handlung! Morgen werden Sie den Pfarrhof verlassen, ich kann nichts, als im Gebet Ihrer gedenken!“

(Schluß folgt.)

Der Dichter des Faust im Studentenrocke.

An einem rauhen Herbsttage des Jahres 1765 fuhr ein Wagen aus Frankfurt am Main zur Allerheiligen-Pforte hinaus. In demselben saßen der ehrenwerthe Buchhändler Fleischer mit seiner Gattin und ein junger Mensch von sechszehn oder siebzehn Jahren, der indeß geistig und körperlich seinem Alter vorausgeeilt schien. Seine Gestalt war ziemlich groß, kräftig und wohlgebildet, das Gesicht wunderbar anziehend und interessant. Feine geistreiche Züge, die Stirn weit und hochgewölbt, wie ein Tempel des Genius, die Nase leicht gebogen, der Mund mit der vollen Oberlippe wie zum Kuß geschwellt und die braunen Augen von herrlichem Glanz erfüllt, die ganze Welt klar erfassend und poetisch wiederspiegelnd. Er hieß Wolfgang Goethe und war der Sohn des Herrn



Goethe's Besuch bei Gottsched.

Nach einer Originalzeichnung von Theobald von Oer

„Rath Goethe“ zu Frankfurt a. M., sah aber der genialen Mutter weit ähnlicher, als dem etwas nüchternen, pedantischen Vater. Nachdem er einen guten Unterricht genossen, Vielerlei gelernt, auch manche Allotria getrieben, reiste er jetzt in guter, befreundeter Gesellschaft nach der berühmten Universitätsstadt Leipzig, um sich auf den Wunsch seines Vaters dem Studium der Jurisprudenz zu widmen.

Vor hundert Jahren, wo es bekanntlich noch keine Eisenbahnen gab, war eine Reise von Frankfurt am Main nach Leipzig keine Kleinigkeit und es fehlte auch nicht an Abenteuern. Der Weg war schlecht, vom Regen der Boden aufgeweicht und es dunkelte bereits, als sich der schwerbepackte Reisewagen zwischen Hanau und Gelnhausen langsam die Höhe hinaufschleppte. Der junge Goethe wollte, trotzdem es schon finster war, lieber zu Fuß gehen, als sich der Gefahr aussetzen, umgeworfen zu werden. Da plötzlich erblickte er auf seiner nächtlichen Wanderung in der Tiefe eine Art von wundersam erleuchtetem Amphitheater. Unzählige Lichter blitzten und flimmerten zu ihm empor, unruhig auf- und niederschwebend, gleich einem Geisterreigen. Waren es warnende Irrlichter, welche aus dem alten Steinbruch aufstiegen, oder eine leuchtende Elfenschaar, die den künftigen Dichter grüßte?

Dem poetischen Wunder folgte die prosaische Wirklichkeit nach; der Weg wurde immer schlechter, bis endlich im spätern Verlauf der Reise der Wagen in der Gegend von Auerstädt stecken blieb. Da half kein Rufen und kein Schreien um Hülfe, Niemand kam und die Reisenden mußten aussteigen und selbst die Hand anlegen, um die versunkene Equipage wieder flott zu machen; dabei strengte sich der angehende Student so sehr an, daß sich die Bänder seiner Brust übermäßig ausdehnten und er eine lange Zeit andauernden Schmerz empfand. Jedoch wurden diese Strapazen bald vergessen, als Goethe gerade zur Meßzeit glücklich in Leipzig anlangte. Er war jung, lebenslustig, auch fehlte es ihm nicht an Geld und Empfehlungen. Vor Allem aber besaß er den frischen Muth der goldenen Jugend und eine hinreißende Liebenswürdigkeit, durch die es ihm leicht wurde, nicht nur die Herzen der Frauen, sondern auch den Beifall und die Anerkennung sogar älterer und bedeutender Männer zu gewinnen.

Leipzig selbst gefiel ihm mit seinen schönen, hohen Gebäuden und reinlichen Straßen, die er nach allen Richtungen, besonders gern im Mondenschein durchstrich, wenn sie halb beschattet, halb beleuchtet ihn zu einer nächtigen Promenade einluden. Auch die Bewohner mit ihrem feinen Ton, ihrem gesitteten Wesen und anständigen Manieren sagten ihm zu. Mit Recht galt Leipzig vor hundert Jahren für eine der ersten Städte in Deutschland und war tonangebend für Literatur, Sitte und Mode. Lessing, der daselbst gelebt, rühmte, daß man hier die Welt im Kleinen sehen kann, und Goethe selbst sagte später in seinem Faust: „Mein Leipzig lob' ich mir, es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.“ Der Handel blühte, die berühmten Messen zogen eine große Menge von Fremden aus allen Weltgegenden herbei, tüchtige Männer lehrten an der Universität und in den bürgerlichen Kreisen herrschte allgemein Wohlstand und eine in dem übrigen Deutschland seltene Bildung.

Einstweilen sah sich Goethe nach seiner Ankunft nach einem passenden Quartier um, das er in dem Hause „zur großen Feuerkugel“ am Neumarkt fand. Er bezog daselbst zwei artige Zimmer auf dem Hofe, ließ sich von dem Rector Magnificus Ludwig in die Zahl der akademischen Bürger aufnehmen und, wie es der Brauch in jener Zeit verlangte, in die „bairische Nation“ als Student inscribiren. Darauf zog er sein bestes Tressenkleid an, das der Bediente seines Vaters, ein ehemaliger Schneidergeselle, verpfuscht hatte, und stattete dem Herrn Professor Böhme, dem er empfohlen war, seine erste Visite ab. Dieser nahm den jungen Studenten freundlich auf und stellte ihn seiner Gattin, einer kränklichen, zarten und feingebildeten Dame, vor. Sie nahm sich seiner freundlich an, lehrte ihn Piquet und l'Hombre, tadelte seinen Frankfurter Dialekt und seine unmodische Garderobe, die er gegen eine neue vertauschen mußte, übte aber vor Allem einen günstigen Einfluß auf seinen Geschmack aus, so daß er eines Tages alle seine mitgebrachten Versuche, „Poesie und Prosa, Pläne, Skizzen und Entwürfe sämmtlich zugleich auf dem Küchenheerde verbrannte.“

Bald langweilten ihn auch die Collegien, selbst der berühmte Gellert, vor dem seine leidenschaftliche Prosa keine Gnade fand, genügte ihm nicht. Seine Hefte verzierte er mit Caricaturen, und als die „köstlichsten Kräpfeln“ in der Nähe des Professors Winkler ihm warm aus der Pfanne entgegendufteten, war es um seine juristischen Studien geschehen. Dagegen interessirten ihn die naturwissenschaftlichen Gespräche einiger Mediciner, mit denen er gemeinschaftlich bei dem Hofrath Ludwig den Mittagstisch einnahm, und regten ihn zum Nachdenken an. Vorzugsweise aber beschäftigte er sich mit Literatur, Kunst und dem Studium des Alterthums, wovon Herr Professor Böhme in seinem Haß gegen Alles, was nach schönen Wissenschaften schmeckte, nichts wissen wollte. Nebenbei besuchte er die bessere Gesellschaft, Bälle, Concerte, Assembléen, wo er tanzte und einem „gnädigen Fräulein“ die Cour schnitt, das ihn durch ihre Koketterie „avec un air hautain“, wie sein Freund Horn in einem Briefe nach Frankfurt berichtet, zu bezaubern schien. Trotzdem aber fühlte er sich „einsam, ganz einsam“ und litt an jener eigenthümlichen Melancholie, welche die Jugend umschwebt, wie die aufgehende Morgensonne von Dünsten und Wolken umschwebt wird.

Das wurde freilich anders, als sein Freund und Landsmann Schlosser nach Leipzig kam, dem zu Liebe er in dem kleinen Hause am Brühl Nr. 79 bei dem Weinhändler Schönkopf speiste. Die Frau war eine geborene Frankfurterin aus guter Familie und ihre Tochter, welche die Gäste bediente, ein reizendes Mädchen von neunzehn Jahren, mit freundlichen, ansprechenden Zügen, frisch und natürlich, ohne jede Koketterie, gut und verständig, sanft und gefühlvoll. Bald hatte sich Goethe in das holde Käthchen verliebt, und sie erwiederte mit unschuldiger Zärtlichkeit seine Neigung. Beide sangen gemeinschaftlich die Lieder von Zachariä am verstimmten Clavier, spielten auf dem Liebhabertheater den „Herzog Michael“ von Krüger, wobei ein zusammengeknüpftes Schnupftuch die Stelle der in dem Stücke auftretenden Nachtigall vertrat, und verstiegen sich sogar bis zu Lessing's „Minna von Barnhelm“, worin sie natürlich die Hauptrolle übernahmen und unter fremder Firma der eigenen Neigung um so unbefangener folgen konnten. Es war eine schöne Zeit, als die Geliebte ihm täglich den goldenen Wein credenzte, in dem sich ihr holdes Bild spiegelte, als sie unter den Gästen ihn vor allen durch ihre zärtlichen Blicke und ihr geheimes Lächeln auszeichnete.

Zu der Liebe gesellte sich noch die Freundschaft, indem sich Goethe zu dem zehn Jahre älteren Schlosser, der später sein Schwager wurde, trotz der Verschiedenheit ihres Alters und Wesens hingezogen fühlte. Mit ihm besuchte er die bis jetzt vernachlässigten Leipziger Notabilitäten, zuvörderst den damals hochberühmten und später mit Unrecht geschmähten Professor Gottsched, der im „goldenen Bär“ bei dem Buchhändler Breitkopf wohnte. Die Freunde ließen sich, wie Goethe selbst erzählt, bei dem angesehenen Gelehrten melden. Der Bediente führte sie in ein großes Zimmer, indem er ihnen sagte, der Herr würde gleich kommen. Wahrscheinlich hatten sie eine Gebehrde, die derselbe machte, nicht verstanden, so daß sie glaubten, er habe sie in das anstoßende Zimmer gewiesen. Sie traten herein und erlebten die sonderbarste Scene, denn in diesem Augenblick erschien Gottsched in der entgegengesetzten Thür, ein großer, breiter, riesenhafter Mann, in einem gründamastnen, mit rothem Taffet gefütterten Schlafrock, das ungeheure Haupt kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt sein, denn der Bediente sprang mit einer großen Allongenperrücke auf der Hand — die Locken fielen bis auf den Ellenbogen — zur Seitenthür herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Miene. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perrücke von dem Arm des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiele zu geschehen pflegt, sich zur Thür hinaus wirbelte, worauf der Herr Professor seine Gäste gravitätisch zum Sitzen nöthigte und einen ziemlich langen Discurs mit gutem Anstande durchführte.

Nachdem Schlosser Leipzig verlassen hatte, um eine Stelle als Geheimsecretair bei dem Herzog Friedrich von Würtemberg anzunehmen, schloß sich Goethe nun um so inniger an die Geliebte an. Beide waren jung und schön, aber die Jugend und der Lenz sind auch am meisten von Stürmen bewegt und erschüttert. Trotz seines Glückes war Goethe damals mit sich zerfallen, seine dichterischen Leistungen genügten ihm nicht mehr, er zweifelte an seinem Talent, und doch trug er bereits unbewußt in seiner Brust eine Welt, die nach Gestaltung rang, faßte ihn ein Sehnen nach Unsterblichkeit und führte ihn weit über den friedlichen Kreis eines immer beschränkten Liebesglückes hinaus. Unzufrieden mit sich selbst, verstimmt über sein nutzloses Treiben, ließ Goethe seine Launen an der un-

schuldigen Geliebten aus, indem er sie mit seiner Eifersucht quälte, mit seinen Widersprüchen kränkte. Bald hatte sie einen oder den andern Gast zu freundlich angesehen, zu viel mit dem gesprochen und mit jenem gar gelacht; bald fand er sie zu heiter, dann wieder zu traurig, bald zu nüchtern, bald zu schwärmerisch. Sie sollte nicht mit Andern tanzen, ohne ihn nicht in Gesellschaft gehen. Heute schmollte er mit ihr und zeigte ihr keine freundliche Miene, morgen überhäufte er sie mit seiner Zärtlichkeit, mit Aufmerksamkeiten und Geschenken.

Eines Tages hatte sein Betragen dem armen Mädchen Thränen entpreßt; er selbst irrte unmuthig über sich im Freien umher, wie er gewöhnt war, wenn er Reue empfand. Er schlug den Weg durch das Thor nach dem Rosenthal ein. Da erblickte er zufällig eine junge Linde, in deren glatte Rinde er den Namen der Geliebten im vergangenen Herbst eingeschrieben hatte. Jetzt war es Frühling und der frische Saft quoll aus dem noch nicht verharschten Einschnitte hervor und benetzte gleichsam mit unschuldigen Pflanzenthränen den Namenszug seines Mädchens. Der stumme Vorwurf rührte sein Herz und seine Augen füllten sich mit Thränen. Eilig kehrte er zu ihr zurück, um ihr sein Unrecht doppelt und dreifach abzubitten. Das gute Käthchen verzieh ihm und ein halb geraubter, halb gern gegebener Kuß besiegelte die Versöhnung.

Aber dergleichen ungestüme Ausbrüche wiederholten sich immer häufiger, besonders seitdem der Doctor Kanne, ein bescheidener und ehrenwerther Mann, die Weinstube besuchte und sichtlich sich um Käthchens Gunst bewarb, ohne jedoch von ihr aufgemuntert zu werden. Es kam zu wahrhaft erschütternden Auftritten, zu schrecklichen Scenen, in denen sich seine ganze leidenschaftliche Natur offenbarte. Mit unendlicher Geduld ertrug sie seine Laune, bis sie endlich, wenn auch mit blutendem Herzen, sich von ihm losriß.

Jetzt erst fühlte er, was er an ihr besessen und durch eigene Schuld verloren hatte. Um so heißer wurde seine Liebe, um so wilder seine Leidenschaft und er ließ kein Mittel unversucht, um sie wieder zu versöhnen. Bitten und Schwüre, Thränen und Versprechungen wurden nicht gespart, weinend sank er zu ihren Füßen und gelobte Besserung. Aber es war zu spät! Er hatte ihre Neigung verscherzt; das kluge Mädchen mochte wohl eingesehen haben, wie gefährlich die Liebe eines Dichters, wie wandelbar und jeder Berechnung spottend das Herz des Poeten sei. Sie selbst litt unaussprechlich, allein sie blieb fest und gegen alle seine neuen Versuchungen unerschütterlich. In seiner Verzweiflung stürzte sich Goethe in einen Strudel wilder Zerstreuungen, um seine Liebe zu vergessen. Dazu kam noch, daß seine mütterliche Freundin, die sanfte Professorin Böhme, nach langer, schmerzlicher Krankheit gestorben war, so daß er ihre warnende Stimme nicht mehr hören konnte. In wilder Gesellschaft brachte er seine Tage und Nächte zu, im Kreise ausgelassener Männer, unter denen „der wunderlichste aller Käuze“, sein neuer Freund Behrisch, der Hofmeister eines jungen Grafen, sich besonders hervorthat. Mit ihm wurden allerlei lustige Suiten unternommen, kecke Streiche ausgeführt, das Philisterthum verspottet, die Pedanterie der Professoren in lustigen Versen verhöhnt und ein gewisser Garten besucht, wo Goethe einige Mädchen kennen lernte, die jedoch besser als ihr Ruf waren. Trotzdem übte der Sonderling Behrisch mit seinem scharfen, negirenden Verstand und seinem originellen Wesen einen vortheilhaften Einfluß auf den jungen Dichter aus. Er hatte einen Widerwillen gegen alles Rohe, sein Späße waren barok, aber niemals trivial; auch besaß er, da er um Vieles älter war, eine seltene Menschenkenntniß, gediegene Kenntnisse und einen unerschöpflichen Humor, so daß er gleichsam der Vorläufer des ihm jedoch weit überlegenen Merck wurde, dem sich Goethe in seinem späteren Leben zu so großem Danke verpflichtet fühlte.

Vortheilhafter als dieser Umgang wirkte die Bekanntschaft mit der Familie des Buchhändlers Breitkopf, die sich durch Bildung und Talent auszeichnete, vor Allem aber Oeser's, des Directors der unlängst gegründeten Zeichen- und Bauakademie, Unterricht, der ihm das Verständniß für Kunst eröffnete und das Ideal der Schönheit erschloß. Durch ihn wurde er mit den Verdiensten Winckelmann's bekannt, lernte er Lessing's unsterblichen „Laokoon“ erst würdigen, der wie „ein Lichtstrahl aus düsteren Wolken“ in seine Seele gefallen war. Er selbst versuchte sich in kleinen Zeichnungen und Radirungen, die ihn mit dem Kupferstecher Stock und dessen Familie in Berührung brachten, den späteren Freunden Schiller's, so daß hier gleichsam ein prädestinirter Anknüpfungspunkt zwischen den beiden größten Geistern Deutschlands sich im Voraus bildete. Außer diesem Kreise ausgezeichneter Menschen lernte Goethe noch in Leipzig den Kreissteuereinnehmer Weiße kennen, den glücklichen Dichter beliebter Theaterstücke und Opern, den jungen Eschenburg, der sich durch sein Wissen unter den Studirenden vortheilhaft auszeichnete, ferner Zachariä, den humoristischen Dichter des „Renommisten“, welcher in Leipzig seinen Bruder besuchte und mit ihm bei Schönkopf speiste. Dagegen versäumte es Goethe, den durchreisenden Lessing zu sehen, weil er es in seinem stolzen Selbstgefühl verschmähte, von ferne zu stehen, und doch als unbekannter junger Mann keinen Anspruch machen konnte, dem berühmten und hochverehrten Schriftsteller näher zu treten.

Ein solcher Umgang und die davon empfangenen Eindrücke waren wohl geeignet, seine Leidenschaft zu läutern und zu klären. Er begann bereits in Leipzig dasjenige, was ihn erfreute und quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild oder Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen. So entstand hier seine „Laune der Verliebten“, worin er seine eigene Liebe zu Käthchen, seine Eifersucht und alle der Geliebten zugefügten Qualen im Gewande der Dichtung erscheinen ließ, sich selbst anklagend und bereuend; so schuf er „die Mitschuldigen“, ein Gemälde der sittlichen Verirrungen jener Frankfurter Gesellschaft, in der er selbst gelebt. Auch zu der früheren Geliebten trat er in ein reineres Verhältniß, indem er mit der Zeit ihr Freund wurde. An die Stelle der wilden Leidenschaft war die aufrichtigste Achtung getreten, und ruhig schrieb er ihr aus Frankfurt, als er die Nachricht von ihrer Verlobung mit dem tüchtigen Kanne erhielt: „Nur im Traume erscheint mir manchmal mein Herz wie es ist, nur ein Traum vermag mir die süßen Bilder zurückzurufen, so zurückzurufen, daß meine Empfindung lebendig wird; ich habe es Ihnen schon gesagt, diesen Brief sind Sie einem Traume schuldig. Ich habe Sie gesehen, ich war bei Ihnen, wie es war, das ist zu sonderbar, als daß ich es erzählen möchte. Alles mit Einem Wort, Sie waren verheirathet. Sollte das wahr sein? Ich nahm Ihren lieben Brief und es stimmt mit der Zeit überein; wenn es wahr ist, o so möge das der Anfang Ihres Glückes sein!“

Zu dieser geistigen Krisis gesellte sich noch die körperliche, um mit der Zeit eine vollständige Genesung herbeizuführen. Der Schmerz auf der Brust, den er sich auf der Reise zugezogen, war durch einen Sturz vom Pferde noch vermehrt worden. Die verkehrte Anwendung des Rousseau'schen Naturevangeliums, kalte Bäder und ein hartes Lager mit leichter Decke, zogen ihm hartnäckige Erkältungen zu, während der häufige Genuß des schweren Merseburger Biers und des Kaffees nach Tisch sein Blut verdickte, sein Gehirn verdüsterte. Die Natur half sich selbst durch einen heftigen Blutsturz, sodaß er mehrere Tage zwischen Tod und Leben schwankte. Zugleich hatte sich eine Geschwulst am Halse gebildet, welche mit einem langwierigen Leiden drohte.

Sogleich eilten seine zahlreichen Freunde herbei, vor allen der treffliche Langer, nachheriger Bibliothekar in Wolfenbüttel, ein bedeutender Mann, der den vortheilhaftesten Einfluß auf den Leidenden ausübte, indem er ihn zugleich zu der Schönheit der alten Classiker und der Erhabenheit der Bibel hinleitete, ihn leiblich pflegend und geistig aufrichtend. Noch nicht vollständig genesen, nahm Goethe von Leipzig Abschied, um in das Vaterhaus zurückzukehren. Nicht wenig hatte er seinem bisherigen Aufenthalte zu danken; er hatte hier die bedeutendsten Anregungen für sein ferneres Leben empfangen, Natur und Kunst waren ihm näher getreten durch den Umgang mit der Ludwig'schen Tischgenossenschaft und Oeser's Unterricht. Sein Geschmack wurde durch die mütterliche Freundin geläutert, seine Menschenkenntniß durch den wunderlichen Behrisch geweckt. Vornehmlich aber hatte er in Leipzig das deutsche Bürgerthum in seiner Tüchtigkeit kennen und achten gelernt, in Käthchen das schlichte, einfache, natürliche Bürgerkind geliebt, das er später in seinen schönsten Schöpfungen zu verherrlichen und zu verklären gesucht. Nicht den aristokratischen Kreisen seines nachfolgenden Lebens, sondern den bürgerlichen Elementen in ihrer inneren Gesundheit, den bedeutenden Männern und holden Frauen des gebildeten deutschen Mittelstandes hat Goethe das Beste zu verdanken, was er sich selbst und uns geleistet hat.

Max Ring.

Deutschlands größte Räuberburg.

Ein österreichisches Natur- und Culturbild, von **Friedrich Hofmann.**

Man wird es heute kaum für möglich halten, daß in einem Alpenthale, bei welchem die Grenzen der industrie- und verkehrreichen Länder Steiermark, Kärnthen und Krain zusammenstoßen und das selbst über sechshundert Einwohner zählt, viele Jahre lang gegen dreihundert dem Strafgesetz verfallene oder entwichene Menschen das freieste und großartigste Räuberleben führen konnten. Um diese Möglichkeit zu begreifen, müssen wir in das „Nachtquartier" vordringen, wo der „Mond" ihre „Sonne" war.

Wer, sei es von Wien her über den Sömmering, oder von Triest her über den Karst, die bezwungene, wilde Gebirgsnatur auf den kühnsten Schienenwegen an sich vorüberstürmen ließ, der gelangt im grünen Steiermark in ein Thal, wo er freudig aufathmet und gern verweilt: das Thal von Cilli oder das Santhal, wie es nach seinem Hauptflusse genannt wird. Man braucht hier nur zu der nahen Terrasse des „armen Capuzinerklösterleins" jenseits der San am Abhang des Nicolaibergs emporzusteigen, um nicht nur den Anblick über das stundenweit gen Norden, Osten und Westen hin sich ausbreitende und von sanften Hügeln durchzogene Thal zu genießen, sondern zugleich schon hier zu einer Riesenburg „freier Flüchtlinge" hingelockt zu werden, denn als Rahmen des Thalbildes ragt am Horizont eine ununterbrochene Reihe von Alpen-Zügen, -Rücken und -Köpfen, bald waldbedeckt, bald starrer Fels, bald in weichen Linien, bald in der weißröthlichen Felsenpracht der südlichen Kalkalpenkette empor — nach rechts hin die waldigen Höhen, die nach Ungarn und Croatien hinüberstreichen, gerade vor uns das Bachergebirge mit meilenweiten Urwäldern über den Marmorlagern, aus denen einst die Römer die Paläste ihrer großen Stadt Claudia Celleja bauten, auf deren Fundamenten jetzt das kleine Cilli steht; zur Linken aber beginnt eine wilde Bergwelt, vor welcher der heilige Kreuzberg und die heilige Ursula mit ihren weißen, hellleuchtenden Wallfahrtskirchen jeden frommen Christenmenschen zu warnen scheinen, dort drohen die sägeförmigen Zinken, Pyramiden, Nasen, Hörner und Zacken der Kalkfelshäupter so reizend zu uns herüber, daß wir den Pater Capuziner, der just am Marterkreuz beim Thor der Klostermauer gebetet hat, fragen: „Was sind das für herrliche Berge?"

„O," sagt er und blickt uns, den Zeigefinger vermahnend erhoben, groß an, „das ist ein abscheuliches Gebirg, wohin kein Mensch reist. Sie heißen's zwar die Untersteierische Schweiz und der Fluß da unten, die San, kommt dorther, aber gehen Sie ja nicht dorthin, denn wenn auch das Sulzbacher Thal, das jene schiechen Berge einschließen, schon ein zwölf bis vierzehn Jahre her vom großen Raubgesindel durch das kaiserliche Militär gereinigt ist, so finden's ja doch nichts dort, als einsame Steige und schreckliche Felsen."

Ein abscheuliches Gebirg, wohin kein Mensch reist, einsame Steige und schreckliche Felsen, und zu alledem noch jüngst der Sitz einer großen Räuberbande — bedarf es einer weitern Empfehlung zum Besuch desselben für Jeden, der die vom Touristenschwarm plattgetretenen Straßen scheut? Die Leute in Cilli halten es jedoch noch heute immerhin für gerathen, in die Sulzbacher Alpen sich nicht allein, sondern nur in Gesellschaft und nicht ganz unbewaffnet zu wagen.

Von Cilli bis eine Stunde vor dem Markt Laufen folgt man der alten Poststraße von Graz nach Laibach; sie biegt dann nach Süden ab, während der Weg nach Sulzbach westlich weiter geht. Je näher an Laufen, desto mächtiger treten die Gebirgsriesen uns entgegen, aber erst später zeigt es sich, daß sie nur die Thürme einer großen, schier uneinnehmbaren Veste sind, in deren Außenwerken man schon von Laufen an wandert und zwar längere Zeit ohne es zu wissen, weil anfangs die himmelhohen Wälle dieser Burg vor lauter Wald nicht zu sehen sind. Zwei Stunden lang führt der schmale Weg die San entlang, bald hart an dem Felsenufer des schäumenden und tosenden Bergwassers hin, bald an steilen Abhängen aufwärts in immer unheimlichere Einsamkeit. Da, eine plötzliche Windung des Weges — und vor uns liegt das Dorf Leutschdorf und jenseits desselben trotzt uns eine ganze Seite der Veste entgegen; dort der 7422 Fuß hohe Thurnberg Oistritza, von dem aus als unübersteiglicher Wall der Roßberg quer über das Thal hinzieht, während im Süden die Karnitza und im Norden die Raducha, beide weit über 6000 Fuß hohe, felsenstrotzende Eckthürme dieser Alpenburg bilden.

Hier, in Leutschdorf, hat jeder Reisende sich ehrlich zu gestehen, ob er eines schwindelfreien Kopfes Herr ist; wer zum Schwindel neigt, muß, wenn er mit in das Innere der Felsenburg dringen will, hier ein Pferd besteigen und im Bette der San hineinreiten. Die Uebrigen setzen zu Fuß ihren Weg fort, der gleich außerhalb des Dorfs über einen Steg auf das linke Ufer der San springt und nach ungefähr einer Stunde vor einer ungeheuren Naturbastei stehen bleibt. Der Logerfels gebietet hier Halt! Nur wer sich auf's Klettern versteht, benützt die in das Gestein gehauenen Stufen und erklimmt die Höhe. Oben führt der Steig am Eingang zu einer Höhle vorüber, die noch unerforscht sein soll, obwohl der Volksmund behauptet, sie reiche bis nach Kärnthen hinüber und habe im Fellachthale ihre Mündung. Jenseits derselben senkt sich abermals unser Pfad steil zur dunkelgrünen San mit ihren blüthenweißen Schaumspitzen hinab, um den Wanderer bis vor den letzten Felsenwall zu geleiten. Abermals gilt es, über zweihundert Fuß hoch am Felsen hinanzuklimmen, die San unter uns im Abgrund, und nirgends sehen wir die Möglichkeit, weiter zu kommen. Da zeigt sich endlich eine Spalte in der außerdem unübersteiglichen Felswand. Tritt man näher, so hat man ein Naturthor vor sich, das dreizehn Fuß hoch und drei Fuß breit ist; und wenn wir etwa sechs Fuß weit in ihm vorschreiten, stehen wir vor einem tiefen Felsenriß, wie vor einem letzten Wallgraben, über welchen ein schmales Bret führt. Dieses Bret ist die Zugbrücke zur Festung. Auf der ganzen steiermärkischen Seite ist kein anderer Zugang in das Sulzbacher Thal möglich, als durch diese Spalte, die das Volk wegen ihrer Aehnlichkeit mit einem Nadelöhr die Nadel (wendisch: jigla) nennt, und im Bette der San, das jedoch leicht durch Felsbrocken und Baumstämme undurchdringlich zu machen ist, wenn der von längeren Regen, Gewittern oder vom Schneeschmelzen angeschwellene Bergstrom nicht selbst die Benützung seines Bettes verbietet. Wer jenseits des Abgrunds stehend das Bret wegnimmt, hat die einzige Zugbrücke des Bollwerks aufgezogen.

Wir eilen über den schwindelnden Steg — und sind in der verrufenen Räuberburg. Unwillkürlich verfällt hier die Gesellschaft, sollte sie bis dahin noch so heiter gewesen sein, einem plötzlichen eigenthümlichen Ernst. Zugleich wächst mit jedem Schritte das Staunen vor der Größe dieser Festung, denn erst nach anderthalbstündigem Marsche erreicht man den Mittelpunkt des Thals in dem Dorfe Sulzbach, einer zerstreuten Gruppe von etwa achtzehn Häusern. Des Dorfes alte Pfarrkirche ist der heiligen Maria in Sulzbach geweiht, die während der langen Räuberzeiten ohne Zweifel manches wunderliche Gebet um Hülfe und Beistand zu hören bekommen hatte. Ein zweites Dorf des Thals ist das zum Heiligen Geist, von der halben Größe Sulzbachs. Die übrigen Häuser der Gemeinde liegen zerstreut an den Hängen des Gebirgs; im Ganzen zählt man deren etwa achtzig.

Wer die Räumlichkeit dieser Riesenveste und ihre Hochgebirgswälle weiter kennen lernen will, muß dem Ursprung der San nachforschen. Dies führt zunächst in eine Felsenschlucht, in welcher der wilde Bach uns donnernd entgegenstürzt und kaum Platz läßt zu schmalen Pfaden, die oft von einem Ufer zum andern, doch stets auf sicheren festen Stegen, übergehen. Diese Wanderung währt über eine Stunde; aber sie gestattet über all die bewaldeten Vorberge hinüber den Blick auf den nördlichen Hauptwall, welcher das Sulzbacher Thal von Kärnthen trennt durch den siebentausend Fuß hohen Ouschowa (Schafberg) und seinen langgestreckten Rücken; noch imponirender tritt er uns am Ausgang der Schlucht gegenüber, wo er vom tiefen grünen Grund einer breiten Matte in seiner vollen Pracht zum Himmel strebt. Auf dieser Matte liegt ein stattliches Bauerngut, dessen Besitzer „der Logarbauer" heißt; neben dem Gehöfte bricht vom Schatten uralter Erlen bedeckt die San unter einem Felsblock hervor. Boden- und Quellenkundige behaupten jedoch, daß hier nur eine Stätte der Wiedergeburt der San sei; um zum eigentlichen Ursprung derselben vorzudringen, muß man an der westlichen Wand des urwaldgekrönten Felsenwalles hinanklimmen und dies führt uns vor das großartigste

und erhabenste Felsgebilde der gesammten Alpenwelt; aus grünem Vorgrund von Matten und Waldhügeln gipfelt sich ein Amphitheater von Felsen empor, so riesig, so thurmartig, so gestaltenreich und schwindelhoch, daß wir lautlos nur hinaufschauen und Gott danken, der uns bis hierher geführt hat. Dieser Anblick allein ist viele Tagereisen, Mühen und Gefahren werth. Die weitgereistesten Männer finden nur in den Pyrenäen europäische Seitenstücke zu diesem Naturwunderbau. Hier betritt man den Hochwald, um sich zu einer Stelle emporzuarbeiten, die eine Uebersicht der ungeheuren Festungswerke gewähren soll, deren Unbezwingbarkeit mit jedem Schritte mehr einleuchtet. Nach zwei Stunden mühseligen Kletterns über Steingeröll und Holzriesen und einer halben Stunde weiteren Steigens steht man vor der Bergwand Okreschel (Rundung), von welcher eine Cascade etwa fünfzig Fuß hoch herabstürzt. Hier überschauen wir das ganze Panorama der Sulzbacher Hochgebirge, der ununterbrochenen Wälle und himmelaufragenden Thürme dieser — Räuberburg! Zur Linken zeigt uns jetzt die Oistritza ihr Doppelhaupt, näher rücken uns die Pyramiden und Kronenzacken des Kotschna-Gebirgs, die bis zu 8580 Fuß aufragen, aber Alles überstrahlt die Hoheit und Pracht der Rinka, der über 9000 Fuß hohen Jungfrau dieser Berge, die noch kein Sterblicher bestiegen hat.

So sehen wir nach allen Seiten, nach Steiermark, nach Kärnthen und hier nach Krain hin, die Festung der Sulzbach sturmfrei geschlossen. Nur wenige (im Ganzen vier), ebenso beschwerliche wie gefährliche Alpensteige führen aus dem Thal nach Kärnthen und Krain, und auch sie scheinen mehr als Ausfallpforten für die Räuber, denn für den Verkehr mit jenen Nachbargegenden da zu sein. Die nur den kühnsten Bergsteigern zugänglichen Plateaus der meilenweiten Wälle dieser Felsenburg sind bedeckt mit undurchdringlichem Urwald und belebt von Urwalds-Thiergeschlechtern, die sich einer vollkommen amerikanischen Freiheit erfreuen.

Nachdem somit der Leser einen Blick in die Fels- und Urwaldburg von Sulzbach gethan, wird er die Möglichkeit erkannt haben, daß hier Zustände sich ausbilden konnten, wie sie Schiller's jugendfeurige Phantasie für „die böhmischen Wälder" kaum großartiger ersonnen hat. Dazu gehörte allerdings, daß die Bevölkerung des Thals selbst für ein der staatlichen Ordnung feindseliges Treiben empfänglich war oder durch die Vortheile, die es ihr bot, gemacht wurde. Abgeschlossen vom großen Verkehr der Welt, auf niederster Bildungsstufe stehend und durchschnittlich arm, vermochte sie mit ihrem moralischen Fonds der Verführung schon an sich kaum zu widerstehen, hier half aber außerdem die angeborene Gutmüthigkeit des Alpenvolks über die letzten Bedenken hinweg, denn die große Mehrzahl und wahrscheinlich überhaupt die ersten Schaaren der zu ihr Geflüchteten bestanden aus Deserteuren und der Recrutirungspflicht Entwichenen. Diese vor ihren Verfolgern sicher zu stellen, hielt man für ein gutes Werk; solchen Söhnen der Wildniß gilt die Obrigkeit nicht als Beschützer, dessen Gebote dem allgemeinen Wohl dienen, sondern als eine feindliche Gewalt, die man sich allezeit fern halten muß.

Dieser wilde Begriff vom Staat gab den Sulzbachern frühzeitig das klügste Mittel ein, ihr Thal und seine Gehöfte möglichst vor dem Besuch von Gensd'armen zu sichern. Sie wußten aus Erfahrung, daß die häufigste Veranlassung dazu die Steuereintreibung gab, und deshalb besorgten sie dieselbe unter sich selbst und schickten das Geld stets pünktlich zu den bestimmten Terminen an die Behörde, gewiß auch eine seltene Erscheinung im österreichischen Staate. Aber die Sicherheit gegen die Obrigkeit, die dadurch im Thale fühlbar wurde, mochte nun die Hauptveranlassung sein, daß auch die vom Gesetz verfolgten Verbrecher aller Art dort ihre Zuflucht suchten. Hatten bisher die Flüchtlinge meist als Arbeiter in den Holzschlägen und als Wildschützen ihr Brod verdient, so kam jetzt als neuer Erwerbszweig der Raub dazu, zu dem bald von verwegenen Führern auch mancher in dieser Beziehung vorher Unbescholtene verlockt wurde.

Solche Raubzüge wurden Jahre lang mit ebensoviel List wie Kühnheit ausgeführt. Ihre Ausfallpforten, die selten von anderen Menschen betretenen Bergpfade nach Kärnthen und Krain benützend, brachen sie aus dem Dunkel der Wälder und der vielen Höhlen des Gebirgs oft meilenweit bis zu den Heerstraßen des großen Verkehrs vor und wußten stets ihre Flucht nach dem Raubanfall so geschickt einzurichten, daß kein Verdacht auf ihre große Räuberburg fiel. Die Straße von Graz nach Laibach mit dem großartigen Verkehr zwischen Wien und Triest war zu Zeiten durch die vielen nächtlichen Raubanfälle förmlich berüchtigt, so daß Gensd'armerie und Militär zur Sicherheit derselben aufgeboten werden mußte; dennoch fiel der Verdacht eher auf Croaten und Zigeuner, als auf die „freien Flüchtlinge" von Sulzbach. Drang aber ja einmal die bewaffnete Macht in das Thal, um Haussuchung anzustellen, so gingen die Warnrufe und Warnzeichen von Berg zu Berg, von Haus zu Haus, und nie fand man etwas Anderes, als die „friedlichen Bewohner" und ihr unverdächtiges Eigenthum. Die Burg war groß genug, um eben so viel Tausende zu beherbergen, als Hunderte in den reichlich verproviantirten Höhlen und Schluchten und auf Urwaldhöhen, wohin nur der Wildschütze den Gemsenpfad kannte, des Gesetzes und seiner Wächter lachten. Wurden sie aber auf frischer That überfallen und verfolgt, so scheuten sie auch kein Mittel der Vertheidigung. Im Jahr 1839 wollte eine Schaar Soldaten aus Kärnthen in das Thal eindringen, um Recrutirungspflichtige dort auszuheben; diesen widersetzten sich die „freien Flüchtlinge", indem sie mächtige Felsbrocken von den Höhen auf sie hinabschleuderten. Viele dieser Kärnthner fanden den Tod und kein Lebender kam ohne schwere Wunden davon. Dennoch wurde dem Unwesen nicht schon damals ein Ende gemacht, ja es scheint sogar von dieser Zeit an, wo man von der Gefährlichkeit der Bevölkerung der Sulzbacher Gebirge endlich überzeugt sein mußte, die Unbezwinglichkeit dieser Räuberburg zum festen Glauben bei dem Volke und selbst bei den Behörden der benachbarten Provinzen geworden zu sein.

Dieser Glaube war aber nicht weniger fest bei den „freien Flüchtlingen" selbst. Ihr Uebermuth kannte bald keine Grenzen mehr und gedieh zu seiner höchsten Blüthe, als im Jahre 1848 die Sage von der großen Freiheit draußen im Reiche und sogar in Wien bis in das Thal von Sulzbach gedrungen war. Bei dem Sulzbacher Begriff vom Staat nahm natürlich auch der von der neuen großen Freiheit eine ganz eigenthümliche Gestalt an. Die „freien Flüchtlinge" hielten sich nunmehr für berechtigt, ihr freies Leben auf Kosten Anderer fortzuführen, da es ja zugleich ein Kampf gegen die „herrische" Obrigkeit war. Am hellen Tage fielen sie in bewaffneten Haufen in Kärnthen ein und brandschatzten die Ortschaften. Dies wagten sie nach und nach immer großartiger, dehnten ihre Razzias bis Windisch-Kappel und Schwarzenbach, ja schließlich bis Bleyburg aus, das trotz seiner zwei Gerichte und eintausend Einwohner sich der Räuber-Execution unterwerfen mußte. Das waren die goldenen Tage von Sulzbach: „ein Leben voller Wonne!"

Allein nicht so bald, als die Kunde von der großen Freiheit, war die Kunde von der großen Reaction in das Thal gekommen; hier schwärmte man noch in der üppigsten Freiheit, während sie „draußen im Reich" schon wieder begraben war. Dieser Irrthum half die Sulzbacher „freien Flüchtlinge" in gar zu große Sicherheit einwiegen, sie versäumten die alten Vorsichtsmaßregeln, und dies führte auch für sie den tödtlichen Schlag herbei.

Am 17. December 1851 hatte sich eine Patrouille von drei Gensd'armen von Kappel in Kärnthen nach Sulzbach gewagt; der Warnungsruf muß diesmal unterblieben sein, denn sie fanden mehrere Deserteure, fesselten sie und führten sie ab. — Kaum hatten sie jedoch den Gebirgswall überstiegen und den jenseitigen Weg nach Kappel eingeschlagen, so fielen über sechzig der „freien Flüchtlinge" über sie her, schlugen mit Haken und Cepinen (Griesbeilen mit Haken zum Heben und Schleppen der Holzblöcke) auf sie ein, verstümmelten sie auf das Grausamste und stiegen als Sieger mit den befreiten Gefangenen in ihre Burg zurück. Das war ihr letzter Triumph.

Von den drei Gensd'armen hatte einer sich noch bis Kappel hingeschleppt, die beiden andern waren von einem Hammerschmied, der des Weges kam, aufgefunden und ebendahin gebracht worden. Die Folge der Anzeige dieses Ueberfalls war der Beschluß, endlich einmal „in der Sulzbach" gründlich aufzuräumen. Nachdem die Behörden der drei Provinzen Kärnthen, Krain und Steiermark die diesmal ungewöhnlichen Maßregeln geordnet, setzten sich Anfangs Januar 1852 mit der verstärkten Gensd'armerie bedeutende Militärmassen gegen die Felsenburg von Sulzbach in Marsch, von Cilli aus Abtheilungen des Infanterie-Regiments Prinz Emil von Hessen, um über Leutschdorf den uns bekannten Weg in das Thal zu verfolgen, und von Kärnthen aus mehrere Compagnien vom Infanterie-Regiment Wimpfen, die über Kappel vordrangen.

Der Ernst dieser Maßregeln war dem Thal nicht verborgen geblieben und er wirkte so nachhaltig auf die Schaar der Flüchtlinge, daß wahrscheinlich nicht wenige die einzige noch militärfreie Seite, die nach Krain hin, zur Flucht benützten und von den übrigen keine Vertheidigung ihrer unüberwindlichen Räuberburg versucht wurde. Die Soldaten hatten überdies mit den Terrainschwierigkeiten schon hinlänglich zu kämpfen, ehe die furchtbaren Wälle hinter ihnen lagen.

Auch im Thale, nachdem Sulzbach und Heiligengeist stark besetzt waren, zeigte sich kein anderer Widerstand, als den die Natur den Haussuchungen und Streifzügen entgegensetzte. Mit Steigeisen ausgerüstet, zogen Gensd'armen und Soldaten zu diesen Expeditionen aus; die einzelnen, wie Schwalbennester an den Hängen klebenden Häuser sind oft in guter Jahreszeit schwer zugänglich, geschweige in dieser winterlichen Zeit; dennoch blieb nicht die kleinste Hütte undurchforscht und überall zerrte man angstschlotternde Resultate aus den Winkeln hervor. Gleichwohl erschien nach Verlauf der ersten Woche der Erfolg all dieser müh- und gefahrvollen Züge noch verhältnißmäßig ungenügend; man hatte einundneunzig Flüchtlinge, darunter dreiundfünfzig Militärpflichtige, in Gewahrsam gebracht. Kälte und Hunger wurden jedoch bald gute Verbündete der Soldaten, der aus Schluchten und Höhlen aufsteigende Rauch mußte der Verräther der dorthin Geflüchteten werden, und ehe die nächste Woche verging, hatte man noch einhundert fünfundsechzig Deserteure in Ketten und Banden gelegt, sechs längst steckbrieflich verfolgte schwere Verbrecher fand man in einer auf Monate verproviantirten und trefflich befestigten Höhle, aber auch sie ergaben sich, trotz ihrer starken Bewaffnung, jetzt ohne Widerstand. Andere Strolche und Ausweislose stellten sich freiwillig. So konnte denn zum guten Ende die stattliche Schaar von zweihundert sechsundfünfzig „freien Flüchtlingen“ unter ebenso stattlichem militärischen Geleite von dem romantischen Schauplatz ihrer nichtsnutzigen Romantik abziehen. Eine angemessene Besatzung blieb noch längere Zeit im Thale, um eine neue Ansammlung solcher Freien zu verhüten, und bis zum Herbst 1856, wo ich Untersteiermark verließ, ist kein Anzeichen irgend welcher Unsicherheit im Thale von Sulzbach öffentlich bekannt geworden.

Was die Männer von Sulzbach selbst zu dieser „Epuration“ ihres Thales sagen? Nichts, denn sie trauen Keinem, der ein „herrisches“ Gewand trägt, auch wenn er ihre wendische Sprache spricht; nur ein unwillkürliches Achselzucken läßt ihre Ansicht errathen, daß „die schönen Tage von Sulzbach“ vorüber seien.

Ausplaudereien aus der Apotheke.

3. Was gar nicht existirt — und doch verkauft wird.

Niemand kann es bestreiten, daß eine Apotheke die Heimstätte mannigfachen Schwindels ist. Wenn ein anderer Kaufmann — und als solchen müssen wir den Apotheker doch immerhin betrachten — uns etwas Falsches oder Gefälschtes verabreicht, uns z. B. statt Rindsmarkpomade nur gefärbtes und parfümirtes Schweineschmalz, statt Klauenfett nur Baumöl giebt &c., so können wir dann ohne Zweifel gegen ihn klagbar werden, ihn wohl gar wegen Betrugs zur Rechenschaft ziehen lassen. Dies ist aber keineswegs mit dem Apotheker der Fall; er verkauft tagtäglich eine große Menge von Stoffen — die er gar nicht mehr in der Apotheke führt, bei ihm ist der Schwindel also gleichsam ein gesetzlich privilegirter. Dies geschieht ganz einfach in der Weise, daß er die Käufer ausfragt: wozu, gegen welche Uebel sie dies oder jenes Mittel, das sie fordern, gebrauchen wollen, und ihnen dann nach eigenem Gutdünken oder meinetwegen nach seinen etwaigen medicinischen Kenntnissen etwas beliebiges Aehnliches, dahin Wirkendes, nicht etwa als Ersatz dafür, sondern als das Verlangte selbst verabreicht.

Treten wir in eine Apotheke, um dies Geschäft einmal in seiner Wirklichkeit zu betrachten. Es versteht sich von selbst, daß wir hier nicht von jeder Apotheke ohne Ausnahme sprechen können — allein in wie vielen Apotheken diese Art von Geschäft alltäglich vor sich geht, davon können sich die Leser leicht selbst überzeugen.

Ein altes Mütterchen wünscht Aalbeeren oder Aalbesinge; sie braut daraus ein Wundertränklein gegen Gicht, Gliederreißen und dergleichen. Man hielt früher die sogenannten schwarzen Johannisbeeren (Ribes nigrum Lin.) in den Apotheken, welche außer mit den beiden obigen Namen auch noch als Ahl- oder Gichtbeeren vielfach gekauft wurden. Jetzt ist man aufgeklärter geworden; man weiß, daß die (übrigens ekelhaft nach Wanzen riechenden) schwarzen Johannisbeeren ein unwirksames, mindestens überflüssiges Arzneimittel sind, und hat sie daher längst aus den Apotheken verbannt. Allein verabreichen, verkaufen muß man die Aalbesinge doch, wie würde es sonst um das Vertrauen des Publicums aussehen?! — Man giebt daher getrocknete Blau- oder Fliederbeeren. Die alte Frau kennt und schätzt ihre geliebten, „wunderwirkenden“ Aalbeeren viel zu sehr, um den ihr gespielten Betrug nicht zu merken, allein was soll sie machen? Sie schleicht seufzend davon, seufzend und murrend darüber, daß man jetzt auch beinahe nichts mehr „echt“ in den Apotheken bekommen kann.

In dieser Weise wollen wir jetzt das Verzeichniß vieler Volksheilmittel einmal durchnehmen, um die Leser vor den Selbst- und fremden Täuschungen in Betreff einer großen Menge von sogenannten Arzneien warnen zu können. Alle die sogenannten „obsoleten“, d. h. veralteten und in den gesetzlichen Arzneimittellehren bereits gestrichenen, aber doch noch zum Verkauf in den Apotheken vorräthig gehaltenen Gegenstände, lassen wir vorläufig bei Seite; wir gehen nur auf die näher ein, welche in Wirklichkeit nicht mehr existiren, also von vornherein fälschlich verkauft werden. Uebrigens ist die Uebervortheilung armer und unwissender Leute hierin viel bedeutender, als man für gewöhnlich annehmen mag. Eine Tabelle alles Dessen, was gar nicht vorhanden ist und doch alltäglich und allstündlich, und nicht blos von den dümmsten und unwissendsten, sondern leider auch noch oft genug von den sogenannten gebildeten Leuten für schweres Geld eingekauft wird, sollte daher eigentlich in jeder Dorfschenke, in jedem Gasthofe, ja in jeder Schul- und Familienstube zur Warnung ausgehängt werden.*

Jener curiose Liebhaber wünscht Apfelblüthen (zum blutreinigenden Thee); er erhält dafür weiße Akazien-, oder rothe Granatblüthen. Man muß zugestehen, daß der Apotheker hiermit in der That ein Opfer bringt, indem er diese beiden, ebenfalls längst obsoleten Blüthen noch vorräthig hält — wenn er nämlich statt dieser Ersatzmittel nicht etwa noch andere, billigere Ersatzmittelchen anzuwenden weiß. Als Alfrankenschalen giebt's zerkleinerte Pomeranzenschalen, als „Allerlei Gewürz“ meistens blos gröblich zerstoßene Englischgewürzkörner. Dann verlangt Jemand Anisschwamm, als welcher ihm Lärchenschwamm oder wohl gar ein etwas angedufteter Feuerschwamm verabreicht wird. Er braucht ihn gegen Brustbeschwerden — nun, wohl bekomm's! Apfelsalbe hält man jedenfalls für eine recht milde, aus Apfelsaft oder Apfelmus bereitete Einreibung; jawohl, man empfängt gewöhnliche Wachs- oder sogenannte Rosensalbe, unter Umständen auch wohl bloßes, gelblichgefärbtes Schweineschmalz.

Attichwurzel wird auch unter dem Namen Ermelwurzel gefordert und gegen Harn- und andere Beschwerden gebraucht; früher hielt man für die zahlreichen Liebhaber wirklich die Wurzel dieses Flieders vorräthig, jetzt giebt man statt dessen die Eberwurz — Carlina — oder auch wohl beliebiges anderes Wurzelwerk. Es wird Augenthee gefordert und Huflattichblätter — Farfara — werden verabfolgt; inwiefern die Wirkung dieses sehr dienlichen Husten- und Brustbeschwerden-Heilmittels sich auch auf die Leiden des Auges erstrecken kann, darüber wagen wir kein Urtheil abzugeben. Als Bachbungen verabreichte man früher in Wirklichkeit jenen bekannten Ehrenpreis — Veronica Beccabunga —; jetzt werden sie noch wohl verkauft, doch niemals mehr eingesammelt. Auch Bärenklau und Bärenkraut hatte man früher als ein wirkliches Etwas in den Apotheken; jetzt giebt man statt ihrer, sowie auf die Namen Buchsbaum-, Buxbaum-, Sandbeer-, Preißel- auch Breißelbeerblätter und -Kraut ganz einfach Bärentraubenblätter — Uva ursi — oder auch beliebiges anderes Kraut- und Blätterwerk. Baummoos könnten sich die Leute wohl selbst einsammeln, wenn sie's durchaus als Arznei gebrauchen wollen; allein sie müssen es ja aus der Apotheke holen und erhalten dort irgend ein handliches

* Möge vorläufig die „Gartenlaube“ diesen Zweck erfüllen!

Ersatzmittel. Berbeeren, Beritzen, Rhabarberbeeren nennt man die zum Abführen gebrauchten Berberitzen, statt deren die Käufer jetzt meistens Heidel- oder Fliederbeeren erhalten, welche bekanntlich jener Wirkung keineswegs entsprechen. Als Bergkümmel muß der Dillsamenvorrath der Hausfrau herhalten — zwei Quentchen für einen Sechser, wovon das ganze Pfund nur wenige Groschen kostet! Statt Bertramblumen — Pyrethrum, die Mutterpflanze des Insectenpulvers — giebt's in den meisten Apotheken römische Camillen. Für Bisamkörner — früher Semen Abelmoschi — erhält man jetzt grobgestoßene Gewürzkörner oder dergleichen. Als Bisamstorchschnabel — ein Geranium — wird irgend ein beliebiges, mit einem Gedanken von Moschus angeduftetes Kraut gegeben.

Wir müssen hier die Leser auf einen Umstand aufmerksam machen, der leicht die Ursache zu einem Mißverständniß werden könnte. Wenn wir nämlich bei zahlreichen Beispielen immer auf den Gegensatz des Früher zum Jetzt hingewiesen, so wolle man daraus keineswegs den Schluß ziehen, daß wir etwa die ganze Fülle der alten ausrangirten Arznei- und Volksheilmittel früherer Zeiten wieder in die Apotheken zurückwünschen. Nein, im Gegentheil, auch wir erachten es als ein wahres Glück für das Wohl der Menschheit, daß dieser Wust und dies Zopfthum mindestens zum größten Theile bereits hinabgeschwunden und verbannt sind. Allein wenn in Wirklichkeit das Licht der Aufklärung und Wahrheit hier, wie auf allen Gebieten des menschlichen Wissens, immer höhere Erfolge erringt, immer größere Siege feiert — ist es dann nicht ein Frevel, diese Wohlthaten andern Menschen absichtlich vorenthalten, sie im Irrthum erhalten zu wollen, um sie ausbeuten zu können? Das ist, ohne Uebertreibung, in diesem Falle das Verhältniß des Apothekers dem Publicum gegenüber. Oder sollte man wirklich glauben wollen, daß der Apotheker in der Achtung der Menschen sinken oder ihr Zutrauen einbüßen würde, wenn er ihnen offen und ehrlich die Wahrheit sagte? Doch weiter.

Statt Bruchkraut, welches noch oft genug gefordert wird, giebt man feingeschnittenes Bärlappkraut. Mindestens ist das erstere — Herniaria — in keinem Preisverzeichniß der Droguisten, also auch wohl in keiner Apotheke so leicht mehr zu finden. Das Ersatzmittel aber, von dem Dr. Mohr sagt: „Ich habe noch von Niemandem erfahren können, wozu dieser Körper in der Heilkunst nutzbar wäre; Oekonomen versicherten, man könne ihn als Pferdestreu gebrauchen," wird auch noch als Harnkraut, Schlangenmoos, Sautanne und Teufelsklau vielfach gekauft und in mystischer Weise gegen allerhand Krankheiten gebraucht. Das Kraut der Brunnenkresse wird als Volksheilmittel, mit Milch abgekocht, gegen Brustwassersucht, gegen Scorbut und zur Salbe gegen den Milchschorf der Kinder angewandt. Dennoch hat es jetzt wohl kein einziger Apotheker mehr vorräthig, weil es längst ausgemerzt ist. Aber in jeder Apotheke wird es wohl zu erhalten sein — man versuche es nur!

Ihnen schließen sich eine Anzahl von Volksheilmitteln an, welche nur noch eine sprachliche Bedeutung haben: „Fette Henne", Fiebermoos, Finger- und Fünffingerkraut, Fünfblatt, Gänsefuß, Gänserich, Glaskraut, Hasenklee, Hühnernessel, Kälberkropf, Kachinkawurzel, Canarienholz, Körbelkraut, Kratzel- und Rahmbeeren, Lab-, Läuse-, Lebens- und Peterskraut, Mauseöhrchen, Meer- und Seebohnen, Meerhirse, Nesselblüthe, Ohnblatt, Osterblumen, Parakresse und deren Tinctur, Stechlaub, Stechpalmenblätter, Steinsamen, Stempelienöl, Theriakwurzel, Todtenbein, Wasserich, Wasserkresse, Wegetritt und Wegwart. Sie werden sämmtlich noch, wenn auch seltener, gekauft und gegen diese oder jene Uebel gläubig gebraucht; da sich aber an sie gar keine bestimmten Begriffe mehr knüpfen, so ist die Wahl passender Ersatzmittel völlig dem Ermessen und Belieben des Apothekers überlassen. Daß sie in alter Zeit dennoch sämmtlich thatsächlich vorhanden waren, braucht kaum hinzugefügt werden.

Etwas Anderes ist's mit den folgenden; für sie stehen die Ersatzmittel mindestens so ziemlich allgemein fest. Als Grasspiritus durch Theriakgeist erhält man zusammengesetzten Angelicaspiritus, als Hasensprung präparirte Austerschalen; Hauswurzelsaft — Rosenhonig; Hederichsaft — Altheesyrup; Hypocistensaft — Vogelbeermus; Johannisblumen — Frühlingsprimelchen; Canarienholz — weißes Sandel- oder Wachholderholz; Karmelitergeist und Wasser — Kölnisch Wasser oder Melissenspiritus; Kornblumenwasser — gemischtes Rosenwasser; Kropfschwamm — kleine Schwammseten; Lilien- und Lilen-, auch Lindenbaum- und Mai-Oel — weißes Baum- oder Provenceröl; Lindenkohle — Kohlenpulver, ob von Buchen, Eichen, Fichten ꝛc. ist thatsächlich sehr gleichgültig; Nachtschattenöl, auch Ritterspornöl — gekochtes Bilsenkrautöl; Nachtschattenwasser, auch Roggenblüthenwasser — Fliederwasser; Nußöl — Mohnöl; rothe Ochsenzunge — Alcannawurzel; Osterluzeiwasser — aromatisches Wasser; Ostritz- und Ostritzchenwurzel — Meisterwurzel; Pfaffenröhrlein und Pfefferröslein — Löwenzahnkraut, das sich Jeder leicht selbst sammeln könnte; Polnischer Hafer, Polsten Hafer und Rautensamenpulver — Mutterkümmelsamen, im letztern Falle gepulvert; Rettigtropfen — Löffelkrautspiritus; Rußnußöl — Petroleum; Scharbockskraut — Wolverleikraut; Scharpion- und Scorpionöl — Lein- oder Provenceröl, in dem ein Stückchen von einem Ohrwurm (früher Scorpion) liegen muß. Storchensalbe — unser liebes bekanntes Schmalz; Schwalbenwasser — Fenchelwasser.

Dies Alles — noch einmal sei ganz besonders Gewicht auf diese Wahrheit gelegt — existirt also sammt und sonders in Wirklichkeit gar nicht mehr in den Apotheken, das Geld dafür ist daher weggeworfen. Außerdem giebt es noch eine außerordentlich bedeutende Anzahl von Arzneimitteln der mannigfachsten Art, welche, nach gewissenhafter Prüfung der betreffenden Behörden, als wirkungslos oder doch überflüssig aus dem gesetzlichen Arzneimittelschatz ausgemerzt worden sind, die sich aber als Haus- und Volksheilmittel noch allenthalben erhalten haben. Auf dieselben, welche der Apotheker nur noch gleichsam dem Volke zu Gefallen führt, kommen wir ebenfalls zu sprechen.

In Betreff der Ersatzmittel für die oben angeführten Stoffe sei noch Einiges bemerkt. Es steht fest, daß der Apotheker unter allen jenen Namen den unwissenden Leuten gerade das in die Hand drücken kann, was er will. Mit den Kräutern, welche fein zerschnitten oder gar gestoßen werden, sowie mit vielerlei anderen Gegenständen, welche die Zubereitung unkenntlich macht, ist dies ja auch so leicht. Als Beispiel hierfür wollen wir nur noch einige Thatsachen hervorheben. Der gemeine Hederich, dessen unschuldiges Kräutlein früher unter dem Namen Herba Hederae als Arzneimittel gebraucht wurde, jetzt aber bereits längst als durchaus wirkungslos aus den Pharmakopöen gestrichen ist, wird dennoch alljährlich von den Apothekern in großen Massen aufgekauft. Getrocknet, feingeschnitten und gesiebt geht das gute Kraut wohlgemuth unter folgenden Namen in die Welt: Bingelkraut, Braunelle, Brennnessel, Erel-, Eisen-, Finger-, Fünffinger-, Gänsekraut, Gänsefuß, Gänserich, Gottesheil, Gundermann, Gundelrebe, Fünfblatt, Nessel-, Saunickel-, Saunickel-, Taschen- und Todtenkraut, Osterblume, Udram und Utram, und wenn ein guter Kunde zufällig alle diese zweiundzwanzig und noch verschiedene ähnliche Namen dazu fordert, so erhält er zweiundzwanzig, resp. noch mehr saubere, niedliche Tütchen mit ebensovielmal einem Pröbchen von demselben Kraut gefüllt. Für diese Bemühung muß er freilich eine verhältnißmäßig recht erkleckliche Summe bezahlen; dafür trinkt er aber auch seinen zweiundzwanzigfach heilsamen Thee — und der Himmel wird schon helfen!

Aehnlicher Weise werden eine ganze Reihe der gewöhnlichsten — und möglichst billigen — Kräuter mit großem Erfolge (für den Apotheker nämlich) benützt. Das allerwärts auf dem Sande wuchernde liebliche Feldthymiankraut wird als: Feldpolei, Lab-, Feldkümmel Kraut, Marienbettstroh, „Unserer lieben Frauen Bettstroh" und Quendel verabreicht. Auch das Stiefmütterchenkraut muß als Dreifaltigkeits- und Freisamkraut, Tausendschön u. s. w. herhalten. In dieser Weise könnten wir noch eine große Anzahl von unseren einheimischen Kräutern herzählen, für welche die Armuth in blindem Wahn ihr sauer erworbenes Geld fortwirft, während sie mit geringer Mühe sie sich selbst einsammeln könnte.

Wenn nun aber bereits nach diesen Darlegungen jeder denkende Mann und Menschenfreund mit Entrüstung und Abscheu diesem Treiben gegenüber erfüllt werden muß, um wie viel mehr wird dies noch der Fall sein, wenn er hört, daß in den Apotheken noch alltäglich als Graswasser, Tremseeblumenwasser u. s. w. gewöhnliches destillirtes Wasser, als Canarien-, Vermächtniß- ꝛc. Zucker gewöhnliches Zuckerpulver verabfolgt wird, daß man, um nur für die imaginären Namen: flüssiges Altelor-, Cager-, Durchwachs-, Glieder-, Litt-, Nerven-, Schwülken-, Reckschnen-, Nier-, Schwalben-, Uptechs- und Upstocks-, Vertheilungs- ꝛc. Oel einen Gegenstand zu haben, expreß bloßes, gewöhnliches Brenn- oder Rüböl grün färbt — und daß man dies Alles thut, natürlich „nur um das Vertrauen des Publicums sich zu erhalten", nebenbei freilich wohl auch, um ein wenig reich zu werden.

Wenn man dabei aber bedenkt, daß dies entsetzliche Unrecht fast ausschließlich nur den ärmsten und leidenden, also bedauernswerthesten Theil der Menschheit trifft, dann wird man hoffentlich unser Beginnen, dem mittelalterlichen Zopfthum der privilegirten Apothekerei einen Fetzen nach dem andern kaltblütig herabzureißen, nicht mit ungünstigen Augen ansehen. Möchten wir auch nur entfernt ähnliche Erfolge erreichen, wie Dr. Bock auf dem verwandten Gebiete sie so reich gewonnen hat, welche unermeßliche Fülle des Segens könnte ihnen dann folgen!

Carl Ruß.

Deutschlands große Werkstätten.

Nr. 2. Die Faber'sche Bleistiftfabrik in Stein.

Eine Stunde von der altberühmten Handelsstadt Nürnberg entfernt liegt an der Rednitz das freundliche und schmucke Dorf Stein. An beiden Seiten des Flüßchens erheben sich weitläufige Gebäude mit hellen Fensterreihen, dampfenden Schloten, weiten Arbeitsräumen. Wir haben ein ausgedehntes Fabriketablissement vor uns. Inmitten zweier großer Parks mit geschmackvollen Anlagen, Gewächshäusern und Wintergarten, einem herrlichen See, prächtigen Baumgruppen zeigen sich zwei elegante Wohnhäuser, von denen namentlich das eine durch die Höhe seiner Lage und die Eigenthümlichkeit seiner Bauart sich auszeichnet, ein wirklich fürstlicher Wohnsitz. Ueberall begegnen dem Auge Wohlstand, Behaglichkeit und ein geschäftiges Treiben.



Die Faber'sche Bleistift-Fabrik zu Stein bei Nürnberg.

Auf dieses Dorf Stein weisen die ersten Spuren deutscher Bleistift-Fabrikation hin; schon im Jahre 1726 erwähnen die dortigen Kirchenbücher bei Gelegenheit der Verehelichungen der „Bleistiftmacher“. Ebendaselbst kommen später „Bleiweißschneider“ und „Bleiweißschneiderinnen“ vor. Hier siedelte sich auch vor nunmehr fast hundert Jahren Caspar Faber an und begann das Jahr darauf ebenfalls die Fabrikation von Bleistiften. Ein schlichter, einfacher Mann, hatte er mit dem Drucke der äußeren Verhältnisse zu kämpfen; sein ganzer Besitz bestand damals in einem kleinen an der Rednitz gelegenen Hause, das von einem Gärtchen umgeben war. Ein noch in der Familie aufbewahrtes gerichtliches Inventar vom Jahre 1786 führt den kleinen Besitzstand der Familie getreulich auf und schließt mit einem Baarvermögen von „neunundfünfzig Gulden“.

Der Umfang seines Geschäfts war ein gar bescheidener, der Absatz der gewonnenen Producte sehr gering und nur local, da der kaufmännische Geist und Betrieb ihm nicht fördernd zur Seite standen. Nach Nürnberg und Fürth wurden die während der Woche gefertigten Bleistifte an jedem Sonnabend in einem Korbe getragen, doch dient der Umstand, daß sie gut bezahlt wurden, zum Beweis für ihre schon damals anerkannte Güte. Das Verhältniß zwischen dem Producenten und dem consumirenden Publicum war zu jener Zeit wenig geregelt; denn um die Fabrikanten in völliger Abhängigkeit zu erhalten, gestatteten ihnen die Kaufleute nicht, ihre besseren Producte mit ihren Namen zu zeichnen, sondern schrieben ihnen fremde Namen und nichtssagende Zeichen, wie Harfe, Sternchen und dergleichen, vor.

Der Handel Nürnbergs, von dem, wie gesagt, die Bleistift-

Fabrikation ganz und gar abhing, stand aber längst nicht mehr auf seiner früheren Höhe. Die kunstsinnigen, brauchbaren Erzeugnisse waren verschwunden und hatten Waaren Platz gemacht, deren Ruhm nur darin bestand, beispiellos billig zu sein. Das Bestreben, ohne Rücksicht auf Brauchbarkeit und Güte nur wohlfeil zu fabriciren, war zum Erbübel geworden, das vom Ahnen auf kommende Generationen in üppiger Weise fortwucherte. Die edlere Bedeutung der Bezeichnung „Nürnberger Gut" war in die stehende und höhnende verwandelt: „Nürnberger Waare", ja es war dahin gekommen, daß man in der ganzen Geschäftswelt annahm, in Nürnberg könne gar nichts Gutes gearbeitet werden.

Unter solchen Verhältnissen verkümmerte natürlich auch die Bleistiftfabrikation. Es geschah nicht selten, daß Fabrikate in die Welt hinausgeschickt wurden, welche das äußere Ansehen von Bleistiften hatten, indem das Holz an den beiden Endflächen mit Graphit getupft war, gleich als befände sich eine Bleieinlage darinnen, während man doch blos ein unbrauchbares Stück Holz vor sich hatte.



Die Graphit-Mühlen in der Faber'schen Bleistift-Fabrik.

Solche Pioniere, von der Nürnberger Fabrikation in das Ausland hinausgeschickt, mußten freilich deren gänzlichen Verfall herbeiführen, denn es ist schwer, das einmal verscherzte Vertrauen und die einmal verlorene Achtung wieder zu gewinnen.

So tief war die Nürnberger Industrie herabgesunken, als vor noch nicht dreißig Jahren der gegenwärtige Besitzer des oben erwähnten Etablissements, Johann Lothar Faber, geb. am 12. Juni 1817, ein Mann von vorzüglicher Bildung und rastloser Thätigkeit, als Mensch gleich ausgezeichnet wie als Geschäftsmann, die väterliche Fabrik zu Stein übernahm und aus ihr bald ein Etablissement schuf, welches nicht nur als die bedeutendste Bleistiftmanufactur dasteht, die überhaupt existirt, sondern dessen Fabrikat auch allgemein als das vorzüglichste anerkannt ist und in die ganze civilisirte Welt geht.

Als neunzehnjähriger Jüngling war er zu seiner ferneren kaufmännischen Ausbildung nach Paris gegangen. Hier, wo sich im größeren Gesichtskreise sein industrieller Blick weitete und allerhand Projecte reiften, durch die er das väterliche Geschäft umgestalten und heben wollte, traf ihn nach einem dreijährigen Aufenthalte mitten in seinen Plänen und Ideen plötzlich und unerwartet die Nachricht von dem Tode seines Vaters. Rasch unternahm er noch eine vorher schon zur Bereicherung seiner Kenntnisse und Erfahrungen projectirte Reise nach London und kehrte im August 1839 in die Heimath zurück. Nun galt es, alle über das Wesen der Industrie gewonnenen Ideen zu verwerthen und zu verwirklichen.

Der Zustand der väterlichen Fabrik war ein höchst unbefriedigender; sie beschäftigte kaum noch einige zwanzig Arbeiter und ihr jährlicher Umsatz betrug etwa zwölftausend Gulden. Sollte für die Fabrik jene glänzende Zukunft, wie Faber sie in Paris im Geiste sich ausgemalt hatte, wirklich eintreten, so galt es einen Kampf — und der war nicht leicht — mit den alten, verkehrten Grundsätzen zu bestehen, mit dem schleppenden Gang der früheren Zeit zu brechen und nach dem Verfall der Nürnberger Industrie, die sich vom Weltmarkte zurückgedrängt sah, den Grundstein einer neuen zu legen, die allein im Stande wäre, Nürnberg seinen alten Ruhm wieder zu erobern.

Bis jetzt waren die Bleistifte nur in verhältnißmäßig wenigen und billigen Sorten fabricirt worden. Faber sah sich alsbald veranlaßt, auch feinere Sorten mit entsprechenden Preisen einzuführen. Allein wie erging es ihm! Als er sein neues verbessertes Fabrikat den Nürnberger und Fürther Kaufleuten das Groß (zwölf Dutzend) zu fünf Gulden anbot, fanden sie diesen Preis zu theuer und einer derselben richtete sogar die Frage an ihn: „Ob er wohl Silber in die Bleistifte hineinmache, da die theuersten Bleistifte in Nürnberg nicht mehr als drei Gulden kosteten?" Heute verkauft Faber seine feinsten und besten Bleistifte zu sechszehn, ja selbst bis zu fünfundzwanzig Gulden, und dieser Preis stuft sich ab bis zu dem billigsten, welcher zweiundvierzig Kreuzer für das Groß beträgt, so

daß durch diese reiche Auswahl jedes Bedürfniß befriedigt und jeder Concurrenz begegnet wird.

Der mißliche Anfang schreckte Faber nicht ab; er arbeitete unermüdlich fort, seine Bleistifte auf eine immer höhere Stufe der Vollkommenheit zu bringen, auch zeichnete er seine verbesserten Fabrikate und namentlich seine neuen sogenannten Polygrades-Bleistifte, die sich besonders in der Künstlerwelt den größten Ruf erworben haben, alle mit der Firma der Fabrik. Da dieselben jedoch durch die erhöhten Preise, welche die mehr und mehr verbesserten Qualitäten zur Folge haben mußten, bei den Nürnberger Kaufleuten nur wenig Abnahme fanden, so bereiste er selbst ganz Deutschland, Rußland, Oesterreich, Belgien, Holland, Frankreich, England, Italien und die Schweiz und knüpfte mit allen bedeutenden Städten des In- und Auslandes directe Handelsbeziehungen an, die bei der fortwährenden Verbesserung seines Fabrikates ihm bald eine befriedigende Abnahme und eine immer steigende Nachfrage verschafften, bedeutend genug, um sich über die beschränkte Sphäre localer Interessen zu erheben.

Die beinahe zahllosen Beschäftigungsarten, welche den Bleistift in Anspruch nehmen, machten nach und nach ein großartiges Assortiment nothwendig, von dem langen Staffelei-Bleistift bis zum kleinsten Etui-Stift. Die Aufgabe der Fabrikation hatte sich, da man vielfach mit dem Ausland in Verbindung getreten war, schon bedeutend höher gestellt, und der verschiedene Geschmack, selbst die verschiedenen Sitten der consumirenden Bevölkerungen wollten in Betracht gezogen sein. Faber that dies Alles, und so ist der Ruf seiner Fabrikate in alle Welttheile gedrungen, und nicht nur der weitverbreitete Gebrauch derselben ist es, der ihre Güte gewährleistet, sondern insbesondere die Stimme der Männer, welche die höchsten Anforderungen an das Fabrikat stellen. Die Architekten und Ingenieure bedienen sich nicht leicht eines anderen als des A. W. Faber-Stiftes; auch die gesammte Künstlerwelt hat längst den A. W. Faber'schen Bleistift für den besten Zeichenstift erklärt. Männer wie Cornelius, Kaulbach, Bendemann, Lessing, Horace Vernet haben sich in diesem Sinne ausgesprochen.

Ebenso wurden dem Faber'schen Fabrikate auf allen großen Gewerbausstellungen der neuesten Zeit der Preis vor sämmtlichen ähnlichen Erzeugnissen, die besten aus Wien, Frankreich und England nicht ausgenommen, zuerkannt. Dank den Bemühungen Faber's behauptet jetzt Nürnberg vor allen Ländern in der Bleistiftfabrikation den unbestrittenen Vorrang. Wie bedeutend aber dieselbe ist, geht daraus hervor, daß nach der Angabe des Professors Flegler gegenwärtig in Nürnberg gegen zwanzig Bleistiftfabriken in Thätigkeit sind, welche mit viertausendfünfhundert bis viertausendachthundert Arbeitern jährlich gegen zweihundertundsechszehn Millionen Bleistifte im Werthe von etwa drei Millionen Gulden erzeugen. Die umfangreichste und größte darunter aber ist die Fabrik in Stein, welche den bedeutendsten Umsatz hat und allein fünfhundert Arbeiter beschäftigt. — Auch in Amerika hatten sich Faber's Bleistifte einen großen Markt zu eröffnen gewußt. Dies veranlaßte Faber ein Haus in New-York zu gründen und dessen Leitung seinem jüngsten Bruder zu übertragen, während ein anderer Bruder seit dem Jahre 1840 am Nürnberger Hause mit betheiligt ist.

Wie in der amerikanischen Handelsmetropole, so wurde auch in Paris ein Haus gegründet, und zwar nicht nur um den bedeutenden Verkehr mit Frankreich und den Nebenländern zu leiten, sondern auch um den feinen Geschmack und die ansprechende Eleganz der Franzosen, welche jedem an sich guten Producte noch zum besonderen Vortheil gereichen, zu vermitteln. Ebenso ward auch den Bedürfnissen Englands, Indiens und Australiens durch Errichtung einer Agentur in London Rechnung getragen. Mit der Verbreitung der Fabrikate nach außen hält die innere Entwicklung des Etablissements Schritt. Ebenda, wo einst das kleine Häuschen der Voreltern stand, erheben sich jetzt die Fabrikgebäude diesseits und jenseits der Rednitz. Da die Wasserkraft dieses Flusses theils unzureichend, theils zu unbeständig war, mußte der Dampf zu Hülfe genommen und eine große Maschine aufgestellt werden. Fast jedes Jahr erforderte einen Neubau. Dabei wurde vorzüglich darauf Rücksicht genommen, die Gebäude geräumig und hell herzustellen und der Gesundheit der Arbeiter Rechnung zu tragen. Auf diese Weise erfuhren nach und nach alle Räumlichkeiten mit Rücksicht theils auf die immer zunehmende Production, theils auf die Anforderungen, welche die Gesundheit des Arbeiters und der Schönheitssinn überhaupt stellen, bedeutende Erweiterungen und Umwandlungen im Grundbau, so daß selbst der Charakter der ganzen Ortschaft ein wesentlich anderer geworden ist. Das früher verwahrloste Dorf hat ein neues Ansehen gewonnen; der Dampf der Kamine verkündet weithin ein reges industrielles Leben, und das frühere Bild der Dürftigkeit hat einer gewissen Wohlhabenheit Platz gemacht.

Besonders verdient hierbei hervorgehoben zu werden, daß auch die sittlichen Verhältnisse der Arbeiter ein Gegenstand unablässiger Sorge Faber's sind. Im Interesse derselben wurden vor Allem Fabrikstatuten verfaßt, welche dem vorzüglich tüchtigen oder im Lebensalter vorangeschrittenen Arbeiter Gelegenheit boten, sein Einkommen zu vergrößern, indem ihm unter bestimmten Voraussetzungen eine Lohnerhöhung zugesichert ist. Nicht minder errichtete er eine Arbeiter-Sparcasse, die schon sehr viel Gutes gestiftet hat, und gründete daneben eine Bibliothek, welche, dem Arbeiter und seiner Familie zugänglich, sich einer sehr fleißigen Benützung erfreut.

Ferner wurde ein großes Gebäude in schönen äußeren Verhältnissen zu Arbeiterwohnungen erbaut und andere Gebäude in Arbeiterwohnhäuser verwandelt. Die Häuser selbst enthalten einzelne, für sich abgeschlossene Wohnungen, die den Familien um eine geringe Miethe einen weit angenehmeren Aufenthalt als die meisten Wohnungen in den Städten gewähren. Dabei findet indeß keinerlei Zwang statt, die Häuser stehen Jedem offen und die im Interesse der Gemeinschaft eingeführte Hausordnung ist von der Art, daß ihr Jeder mit Freude nachkommt.

Machen wir jetzt einen Gang durch die Fabrik und sehen wir uns die Art und Weise der Fabrikation des Bleistiftes an. Unsere Wanderung führt uns zunächst in den Raum, wo die Rohmaterialien, Graphit und Thon, geschlemmt werden, die alsdann zum Trocknen in Pfannen kommen. Von da wird das Material auf die Mühlen gebracht, welche Tag und Nacht im Gange sind und auf denen die aus Graphit, Thon &c. zusammengesetzte Masse in nassem Zustande feingemahlen wird. Nach dem Mahlen wird die Masse in eigens dazu bestimmten Oefen getrocknet. Jetzt beginnt die Bearbeitung des Bleies selbst. Wir betreten einen großen, hellen Saal; ein Theil der Arbeiter macht, wie wir sehen, aus der trockenen Masse durch Anfeuchtung mit Wasser einen Teig, welcher in feuchtem Zustande in den Cylinder der Presse kommt, wo er durch ein am Boden des Cylinders befindliches Kupferplättchen, das in der Mitte eine Oeffnung von beliebiger Form und Stärke hat, gepreßt wird. Das durch den Cylinder gepreßte Blei legt sich ringförmig auf und wird von anderen Arbeitern auf Bretter in gerade Richtung gelegt und an einem mäßig warmen Orte getrocknet. Noch ehe das Blei indeß vollkommen ausgetrocknet ist, wird es in Stäbchen von der Länge der zu verfertigenden Bleistifte geschnitten. Nach dem Trocknen erfolgt das Ausglühen in eigens dazu construirten Oefen; es geschieht in luftdicht verschlossenen Kästchen von Thon oder Eisen, in welche die Bleistäbchen wagrecht eingelegt werden.

Der nächste Saal, in den man uns geleitet, ist von dem Brausen und Schwirren des Maschinenwerkes erfüllt. Hier wird das Holz geschnitten, gesägt und gehobelt. Ein Block Florida-Cederholz — von acht bis vierundzwanzig Zoll im Durchmesser und von zehn bis fünfzehn Fuß Länge — wird zunächst durch eine Gattersäge in Stücke von der Bleistiftlänge quer zertheilt, die einzelnen Stücke werden vermittelst kleiner Circularsägen zu Bretchen zerschnitten und diese auf besonderen Maschinen glattgehobelt. Hinter den Hobelmaschinen befinden sich die Nuthenmaschinen, auf denen durch kleine Circularsägen aus den glattgehobelten Bretchen die Nuthen und Deckel gemacht werden. Hierauf beginnt das Einleimen der Bleistäbchen in das Holz. An jedem Leimtische sitzen drei Arbeiter, von denen der eine die Nuthen und Deckel mit Leim bestreicht, der andere die Bleistäbchen in die Nuthen einlegt und der dritte, nachdem die Deckel aufgelegt sind, die Bleistifte ordnet. Sodann werden diese in eine Presse gebracht und dicht nebeneinander durch Schrauben fest eingepreßt.

Die soweit fertigen Bleistifte sind alle viereckig und kommen nun in den Arbeitersaal der Hobler. Hier werden sie zu gleicher Länge vermittelst feiner Circularsägen gebracht und durch die Hobelmaschinen, welche sie in viereckiger Form aufnehmen, rund oder auch sechseckig, viereckig, dreieckig und oval gehobelt.

Die weiteren Arbeiten verrichten Mädchen. In dem einen Saale geschieht das Poliren, worauf jeder Bleistift vermittelst einer

Hebelpresse mit dem Fabrikzeichen gestempelt wird; dann kommen die Bleistifte in den Saal, wo sie gebunden und verpackt werden. Sie werden zu Dutzenden zusammengebunden, mit Etiquetten versehen und dutzend- oder großweise eingepackt.

So bringen uns diese acht Säle, die wir durchschreiten, die Bleistiftfabrikation in ihren hauptsächlichsten Momenten zur Anschauung. Durch vollständige Beherrschung des Materials gelang es Faber, so viele Härtegrade zu erzeugen und ein so bedeutendes Assortiment herzustellen, daß jedes Bedürfniß bei der großen Auswahl der Fabrikate seine Befriedigung findet. Die feinsten Sorten insbesondere übertreffen nach dem Urtheile der Sachverständigen selbst die besten englischen Cumberlandstifte durch ihre stets gleichbleibenden Härtegrade, durch ihre größere Festigkeit und Haltbarkeit, sowie durch die größere Reinheit des Bleies. Sie besitzen überdies einen solchen Grad von Milde und Zartheit, mit der sich das Blei auf dem Papier anträgt, daß sie auch in dieser Beziehung jeden Vergleich mit den Cumberlandstiften aushalten. Ueberdies wurden neben vielen anderen Verbesserungen, welche sich auf das Aeußere beziehen, die schönsten und zweckmäßigsten Formen für die Bleistifte feinerer Gattung ersonnen und eingeführt, und in neuester Zeit auch die sogenannten Künstlerstifte erfunden, welche sich rasch die allgemeinste Anerkennung erwarben und die übrigen Fabrikanten bald zur Nachahmung veranlaßten.

So weit war die Fabrik gediehen, ihre Erzeugnisse entsprachen den höchsten Anforderungen, ihr Ruf war festgegründet, da eröffnete sich unerwartet eine neue günstige Aussicht. Es war gefunden, wonach die Engländer so lange gesucht hatten und was eine vollendete Fabrikation immer noch bedurfte, um noch mehr zu leisten, als bisher möglich war: eine neue Graphitgrube war entdeckt. Alibert, Kaufmann erster Gilde von Tobolsk in Sibirien, hatte nach langen Nachforschungen in einem Zweige der Gebirgskette von Saian auf der Höhe des Felsengebirges Batougol vierhundert Werst westlich von der Stadt Irkutsk, nahe an den Grenzen von China, ein primitives Lager von Graphit aufgefunden. Die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, welcher Alibert Proben seines Graphits zur Analyse vorlegte, erklärte, daß derselbe ganz die nämlichen Bestandtheile und die nämlichen Eigenschaften besitze, d. i. ganz von derselben Natur sei, wie der Cumberlandgraphit. Alibert ging nun nach England. Er besuchte die versiechende Graphitgrube von Cumberland und überzeugte sich mit eigenen Augen von der Erschöpfung und dem Verfall derselben. Dann ließ er Proben seines Graphits von den bedeutendsten englischen Bleistiftfabrikanten untersuchen und erhielt von diesen einstimmig das Urtheil der Petersburger Akademie bestätigt, indem sie die Qualität dieses sibirischen Graphits ausgezeichnet und in keiner Weise der des Cumberlandbleies nachstehend erklärten.

Achtjährige Arbeit und ein Capital von einer Million Franken hatte es Alibert gekostet, bis er sein Unternehmen mit diesem allerdings unerwarteten Erfolge gekrönt sah. Er dachte nun daran, das neuentdeckte Material der Bleistiftfabrikation nutzbar zu machen. Nach der gewonnenen Ueberzeugung, daß die Faber'sche Fabrik die größte jetzt existirende sei und die meiste seine Waare in die civilisirte Welt versende, wandte er sich an diese mit dem Vorschlag zu einem Vertrag, in dessen Folge er seinen Graphit zur Fabrikation von Bleistiften nur an sie allein abgeben werde. Faber überzeugte sich, daß der neuentdeckte Graphit dem echten und besten Cumberlandgraphit an Güte gleichkomme, und ging auf den Vorschlag Alibert's bereitwillig ein, nach welchem aller Graphit, der aus den sibirischen Minen kommt, zum Zwecke der Bleistiftfabrikation jetzt und für alle Zukunft einzig und allein nur an die Faber'sche Fabrik geliefert werden darf. So kommt denn in Folge des von der russischen Regierung 1856 bestätigten Vertrages jetzt der Graphit, welchen die Fabrik verarbeitet, aus dem fernen Sibirien; sorgfältig in Holzkisten verpackt, wandern die Graphitblöcke auf dem Rücken der Rennthiere eine ungeheure Gebietsstrecke, auf der keine Spur von einer Straße zu finden ist, bis zum nächsten Hafen, um von dort den weiten Seeweg nach Europa zu machen, oder sie werden lediglich auf dem Landwege zur Fabrik geschafft.

Auf der letzten internationalen Ausstellung zu London fand sich dieser sibirische Graphit in der russischen Abtheilung in großen Blöcken — bis zu achtzig Pfund Schwere — und modellirt in Büsten unter dem Namen „Graphit Alibert“ und zog als etwas Neues die größte Aufmerksamkeit auf sich.

Im September 1861 feierte die Fabrik ihr hundertjähriges Jubelfest, und wohl durfte ihr Besitzer mit einer inneren Genugthuung auf den Anfang und das nun Gewonnene zurückblicken. Wie den noch rüstigen Mann seine Familie in inniger Liebe umgiebt, so zeigte sich bei jenem Feste auch die Anhänglichkeit und Dankbarkeit, mit der ihm seine Arbeiter ergeben sind, in schlichter, aber rührender Weise. Daß dem Chef eines so großartigen Etablissements bei solcher Gelegenheit auch die äußeren Ehrenbezeigungen vom König seines Landes und von der Stadt Nürnberg nicht ausblieben, braucht unsern Lesern nicht umständlich erzählt zu werden. Freilich müssen wir beklagen, daß er nicht den Muth und das Selbstgefühl des freien Bürgers besaß, den ihm von seinem Monarchen ertheilten Adel abzulehnen, denn der strahlendste Orden, die glänzendste Auszeichnung, welche der thätige Mann empfangen konnte, wiegt unsers Erachtens leicht gegen das erhebende Bewußtsein, so viel Gutes geschaffen und so große Erfolge errungen zu haben — Erfolge, welche seine kühnsten Jugendhoffnungen weit überflügeln dürften.

Blätter und Blüthen.

Napoleon und die voltaische Säule. Humphry Davy, der ausgezeichnete britische Chemiker, hatte eine die ganze gelehrte Welt in Staunen und Aufregung versetzende Entdeckung gemacht. Im November 1806 hielt er vor der sogenannten „Königlichen Gesellschaft“ in London zuerst eine Vorlesung über die chemischen Wirkungen der Elektricität, in der er darlegte, daß die ungemeine Kraft der galvanischen Elektricität alle bis dahin für unzerlegbar gehaltenen Stoffe dennoch zersetzen und damit zur Kenntniß der wirklichen einfachen Körper oder wahren Elemente, der Bestandtheile alles Irdischen, führen müsse. Weitere Versuche bestätigten dies, und bereits in zwei weiteren Vorlesungen, am 12. und 19. November 1807 konnte er jener Gesellschaft sichere Ergebnisse über die Zerlegung der Alkalien, zunächst der Soda und der Pottasche, mittheilen.

Diese wichtige Entdeckung war allmählich auch bis zu dem wissenschaftlichen Publicum des Continents gedrungen; man beschäftigte sich namentlich mit den so merkwürdig erscheinenden Eigenschaften dieser Alkalien-Metalle, welche, in's Wasser geworfen, eine Feuererscheinung hervorbringen und das Wasser zersetzen sollten, und, wie fast sämmtliche hervorragenden Chemiker aller Nationen, so sprachen sich auch die französischen, besonders Gay-Lussac und Thénard, sofort Davy's Ansicht beipflichtend, dahin öffentlich aus, daß man alle Alkalien (und ebenso sämmtliche Erden) hinfort für nichts Anderes, als eine Verbindung ihrer Metalle mit Sauerstoff anzusehen habe.

Auch Napoleon's Adlerblick war diese Entdeckung, obwohl ihm doch so fernliegend, nicht entgangen, und wenn er ihre ganze Bedeutung auch wohl nicht zu ermessen vermochte, so ahnte er die außerordentliche Wichtigkeit derselben doch vielleicht. Aber er konnte keineswegs die Freude darüber empfinden, welche die Männer der Wissenschaft ohne Ausnahme, gleichviel welcher Nationalität sie auch angehörten, dabei erfüllen mußte. Ihn ärgerte es vielmehr nicht wenig, daß gerade ein Engländer, ein Angehöriger des ihm in den Tod verhaßten Volkes, diesen Triumph errungen hatte — und diesen Verdruß gab er den Chemikern von Paris im vollsten Maße zu erkennen.

Die Vorwürfe des allgewaltigen Imperators suchte man mit der Vorstellung abzuweisen, daß ihnen, den Pariser Chemikern, ja gar nicht die Gelegenheit zu derartigen Entdeckungen geboten sei, da es durchaus an den genügenden Apparaten und besonders an den voltaischen Säulen von genügender Größe, Kraft und Energie fehle.

„Bah!“ hatte der erzürnte Kaiser erwidert, „Bah! construiren wir sofort solche Säulen und noch viel größere, als die der englischen Chemiker, allons!“

Und jetzt ließ er große, ja wahrhaft ungeheure voltaische Säulen zur Erzeugung massenhafter Elektricität erbauen und beaufsichtigte selbst die Ausführung derselben. Der große Feldherr und Politiker wußte sich die Zeit zu erübrigen, um das sonst doch so kleinlich erscheinende Treiben der Chemiker zu verfolgen. Ja, er war in der That ein so großer Staatsmann, daß er auch die Bedeutung der Chemie, mindestens in Bezug auf Schießpulver, Salpeter etc., also die Bedürfnisse seiner Kriegshülfsmittel-Laboratorien, wohl zu würdigen wußte. Tagtäglich sprach er in dem chemischen Laboratorium vor und man konnte ihm unschwer die Ungeduld anmerken, mit der er dem Beginn der Experimente entgegensah.

Endlich war der Tag gekommen. Die gewaltigen Säulen waren vollendet, die Maschinerien wurden in Bewegung gesetzt, die elektrischen Batterien geladen und bald war Alles für die beabsichtigten Versuche in Bereitschaft gesetzt. Die Koryphäen, nicht blos der Chemie, sondern auch anderer Zweige der Naturwissenschaft, ja fast der gesammten gelehrten Welt von Paris waren versammelt. Endlich trat auch der Kaiser ein und, was schon damals selten der Fall war, ein liebenswürdiges und zugleich erwartungsvolles Lächeln umspielte seine ehernen Züge.

So hatte diese Wissenschaft selbst den größten Mann der Zeit, nebst seiner glänzenden Umgebung, zur Theilnahme an ihrer Thätigkeit zu erregen vermocht — obwohl sie damals bekanntlich die Kinderschuhe sich noch keineswegs ausgetreten hatte. Unter allen den hier Versammelten würde dem unbefangenen Blick ein junger Mann, der Assistent eines der bedeutendsten Chemiker, aufgefallen sein, ein noch jugendlicher Mensch mit langem, pechschwarzem Haar, welches wirr das schmale, fast aschfarbene Antlitz umflatterte, in dem wiederum die großen, dunklen Augen gar seltsam düster brannten. Zu dergleichen Beobachtungen hatte jetzt jedoch Niemand Muße, denn die gespannteste Aufmerksamkeit Aller war ja auf die sich vorbereitenden Experimente gerichtet. François Bossé, wie er hieß, drängte sich immer in die Nähe des Kaisers und dieser wich, wie unwillkürlich, seiner unheimlichen Erscheinung stets scheu aus.

Jetzt sollten die Experimente beginnen. In großen Tiegeln, über furchtbarem Feuer, sollte geschmolzenes und glühendes Aetznatron dem ungeheuern Einfluß der galvanischen Elektricität ausgesetzt werden. Alle Zuschauer drängten sich neugierig heran, um von den Erscheinungen des interessanten Vorgangs auch nicht das Geringste zu verlieren. Plötzlich stellt sich François Bossé mitten in den schmalen Durchgang, der für den Kaiser offen geblieben, und dieser muß, um schnell heranzukommen, dem zudringlichen Menschen wieder ausweichen; — da, urplötzlich donnert die gewaltige Kraft der voltaischen Säule los (der Kaiser ist dem Leitungsdraht zu nahe gekommen) und, von der ganzen, furchtbaren Gewalt des elektrischen Stromes getroffen, stürzt er zusammen, leblos zur Erde.

Der große Imperator Frankreichs, der Welten erobert, Throne gestürzt und neue gestaltet, dessen allmächtiger Wille Fürsten, Könige und Herzoge geschaffen, vor dem Kaiser und Gewalthaber gezittert und sich um seine Freund- und Bruderschaft gedrängt, er, der unumschränkte Herr und Gebieter fast der ganzen Erde — er liegt da im Staube; seine allgewaltige Menschenmacht konnte ihn nicht schützen vor einem Funken der Naturkraft!

Napoleon ward gerettet. Zwei Hülfsarbeiter in dem chemischen Laboratorium hatten François Bossé beobachtet und waren in sein finsteres Geheimniß gedrungen. Ein glühender Republikaner und von einer hoffnungslosen Liebe vollends seiner klaren Ueberlegung beraubt, hatte er den wahnsinnigen Plan des Kaisermordes, bei dieser Gelegenheit, gefaßt. Während er alle Vorbereitungen zur Ausführung der That noch mit der größten Umsicht und Ueberlegung in's Werk gesetzt, da umdüsterte sich bereits sein Geist, denn sein schwacher, wohl zu zart organisirter Kopf war den lange andauernden Aufregungen, der in's Ungeheuere entfachten Spannung nimmer gewachsen. Darum ward es jenen Beiden auch sehr leicht, seine Absichten zu durchschauen — und zu vereiteln.

Gerade zur rechten Zeit vermochte der eine unbeachtete Famulus einen Theil der elektrischen Leitung zu unterbrechen, so daß der Kaiser nur von einem verhältnißmäßig schwachen Strome getroffen wurde; hätte dies nicht geschehen können, so würde Napoleon unfehlbar verloren gewesen sein.

Der nach dem anscheinend gänzlichen Gelingen seiner That vollends wahnsinnig gewordene Mensch stürzte sich, als er später Napoleon zu Pferde sah und seinen Geist zu erblicken wähnte, in die Seine.

Die hier erzählte Thatsache ist wenig in das Publicum gedrungen. Man sagte: der Kaiser sei dem Leitungsdraht unvorsichtiger Weise zu nahe gekommen, habe aber, außer einer kurzen Ohnmacht, keinen Schaden weiter genommen. Thatsächlich ist es aber — daß Napoleon seitdem nie wieder ein chemisches Laboratorium betreten hat.

C. R.

Rossini und seine Verehrer. Rossini ist trotz seines vorgerückten Alters meist sehr jovialer Laune und man erzählt sich manche witzige Aeußerung von ihm. Er bewohnt für gewöhnlich eine reizende Villa in Passy bei Paris oder hält sich auch wochenlang in Paris selbst auf. Von früh an bis zwei Uhr Nachmittags arbeitet er oder empfängt Besuche in seinem Schlafzimmer; dann geht er entweder vor seiner Villa oder, wenn er in Paris ist, in der Orleansgalerie des Palais Royal spazieren.

Ein Fremder, welcher dorthin gegangen war, um den berühmten Componisten zu sehen, konnte dem Wunsche nicht widerstehen, mit ihm zu sprechen. Er nahm all' seinen Muth zusammen, redete ihn an und drückte ihm, so gut es gehen wollte, seine Freude aus, einen so großen Mann zu sehen.

Rossini reichte ihm die Hand und meinte lächelnd: „Betrachten Sie mich, so lange Sie Lust haben; fürchten Sie nicht, mich irgendwie dadurch zu geniren. Gehen Sie rund um mich herum, wenn Sie wollen!“

Ein anderer Fremder, der ihn zu Hause aufsuchte, fand ihn ziemlich verdrießlich, da er seit dem Erwachen schon zehn bis zwölf Empfehlungsbriefe zu schreiben, eine Masse Photographien zu unterzeichnen und zu adressiren und eine ganze Schaar von Albums mit einigen Tacten seiner musikalischen Handschrift zu verzieren gehabt. Als er den Besucher eintreten sah, rief er:

„Gott, wie unangenehm ist doch die Berühmtheit! Was für glückliche Leute sind die Charcutiers!“ (Fleischwaarenhändler).

„Warum sind Sie keiner geworden?“ entgegnete scherzend der Fremde. „Sie hatten es ja sehr leicht, diesen Stand zu erlernen, als Sie in Ihrer Kindheit in Bologna bei einem Charcutier in Pension waren.“

„Ich hätte es schon gewollt,“ erwiderte Rossini, „allein es ging nicht — meine Schuld war es nicht, aber ich wurde schlecht berathen.“

Dabei lachte er recht herzlich und seine üble Laune war verschwunden; er erzählte dem Besucher im Laufe der Unterhaltung auch noch eine sehr nette Anekdote von Chopin, die ihn höchlich amüsirte.

Chopin war bei irgend einem Bankier zu Tisch geladen, einem jener wenig zartfühlenden, geldstolzen Menschen, welche einen Künstler stets dazu nöthigen möchten, den Preis seiner Mahlzeit zu bezahlen.

Beim Aufstehen vom Tisch drängte ihn die Herrin des Hauses mehr als nöthig, sich an's Clavier zu setzen, und sagte wiederholt:

„Spielen Sie uns doch Etwas!“

„Ach, Madame!“ entgegnete Chopin, „ich habe ja so wenig gegessen.“

Dichterstiftungen. Aus einem trefflichen Werke, das soeben ein Mitarbeiter der Gartenlaube, Otto Glagau, über Fritz Reuter und dessen Dichtungen veröffentlicht hat und auf welches wir demnächst ausführlicher zurückkommen, entnehmen wir die nachstehende Stelle, die wir zunächst der gesammten deutschen Schriftstellerwelt zur Beherzigung empfehlen.

— — Sehr fraglich bleibt es, ob Dichterstiftungen ein Bedürfniß sind, ob sie nicht mehr Schaden als Nutzen bringen. Wir glauben nicht, daß die Nation die Pflicht hat, für die Existenz ihrer Schriftsteller zu sorgen, ebensowenig, wie für den Unterhalt ihrer übrigen Mitbürger. Wenn Jene etwas leisten können, wird es ihnen gar nicht schwer fallen, ihren Erwerb zu finden und sich gegen Mangel in Alter und Krankheit zu schützen; denn trotz der zahllosen Concurrenten aller Grade ist die Nachfrage auf dem literarischen Markte noch immer größer als das Angebot, und die Honorare sind heute zehnmal höher als zu den Zeiten von Goethe und Schiller. Das mag sehr prosaisch klingen, aber es ist nichtsdestoweniger — wahr. Ueberhaupt muß man sich des veralteten Vorurtheils entwöhnen, daß es der Würde des Genius widerstrebe, zu arbeiten, zu zählen und zu rechnen. Das sind nur verkommene Genies, deren ganze Genialität in ihrer Liederlichkeit besteht. Wahre Genies dagegen, wie Kant und Goethe, sind ganz praktische haushälterische Leute gewesen. — Es ist eine alte Wahrheit, daß im Kampfe mit dem Leben das Talent oder Genie sich erst als solches ausweise, stähle und bewähre. Wer darin untergeht, verdient seinen Untergang. Andererseits haben wir aus neuerer Zeit viele Beispiele, daß gerade die Fülle von Lohn und Ehre, die man über ein herauskeimendes Talent ausgeschüttet, dieses gelähmt, erstickt hat. Alle jene Pensionäre haben seit ihrer Pensionirung nichts mehr oder doch Unbedeutendes geschaffen.

„Auf der Höhe!“ Berthold Auerbach's neueste Schöpfung: „Auf der Höhe“, hat sich eines ungewöhnlichen Interesses seiten der gebildeten Lesewelt zu erfreuen gehabt; es dürfte daher Vielen willkommen sein, auf die eingehende Würdigung des erwähnten Romans, die gründlichste von allen bisher erschienenen, aufmerksam gemacht zu werden, welche die letzte Nummer der „Deutschen Blätter“ der Feder eines unserer schärfsten und geistreichsten Kritiker, der Ludwig Walesrode's, verdankt.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

[redacted]



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

An Alle, die es gut mit dem Volke meinen.

Wer hätte in manchem bangen Augenblicke, in mancher angstvollen Stunde nicht schon bitter beklagt, daß er gerade von dem ihm Nächstliegenden und Nothwendigsten, dem menschlichen Körper und der Bewahrung und Wiederherstellung von dessen Gesundheit, am Allerschlechtesten unterrichtet ist? Wer hätte es nicht schmerzlich genug erfahren, daß er rathlos dastand, wenn er oder eines seiner Lieben plötzlich erkrankte; wenn äußere Verletzung oder jäher Unglücksfall lebengefährdend hereinbrach und die Hülfe des Arztes nicht sogleich zur Stelle war? Wer sollte daher nicht mit dankbarer Freude den Lehrer, den Rathgeber, den Helfer begrüßen, welcher ihm jetzt geboten wird, einen Freund, den er überall zur Seite haben kann, daheim und auf der Reise, der ihn nirgends im Stiche läßt und sich auch dem Unbemitteltsten nicht versagt? Dieser Lehrer, er ist allen Lesern der Gartenlaube eine wohlbekannte Autorität, es ist Niemand anders als der Professor Dr. Carl Bock in seiner neuesten Schrift:

Volks-Gesundheits-Lehrer.

Zum Kennenlernen, Gesunderhalten und Gesundmachen des Menschen,

welche er selbst mit den nachstehenden Worten einführt:

Ohne Gesundheit kein Streben, ohne Streben keine Zukunft!

Nur der **Gesunde** vermag sein und seiner Mitmenschen, sowie seiner Nachkommen Wohl zu fördern, denn das, was er dazu bedarf: ein klarer Verstand, ein kräftiger Wille und ein echt menschliches Gemüth, kann nur in einem gesunden Körper durch richtige Gewöhnung (Erziehung) erzeugt werden. Daß diese Eigenschaften zur Zeit nur Wenigen eigen sind, hat seinen Grund darin, daß die meisten Menschen von der Einrichtung und Behandlung ihres Körpers auch nicht die geringste Kenntniß haben; daß sie die ihrem Körper schädlichen Einflüsse ebensowenig wie die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse desselben kennen, kurz daß sie von den Bedingungen des Gesundseins, Gesundbleibens und Gesundwerdens auch nicht das Geringste wissen. Diese Unkenntniß, die leider in allen Ständen, bei Jung und Alt gefunden wird, sie ist es nun, welche den meisten Menschen schon von Geburt an durch eine falsche körperliche und geistige Behandlung das ganze Leben vergällt, — welche die Schulen mit körperlich und moralisch verkrüppelten Kindern füllt, — welche so viele Jünglinge für ihren spätern Beruf als Männer und Vaterlandsvertheidiger ebenso untauglich macht, wie die Jungfrauen für ihren Beruf als Frauen und Mütter, — welche die Mehrzahl der Arbeiter zu fortwährend der Reparatur bedürftigen Maschinen herabwürdigt, — welche der zum großen Theile entnervten Mannheit entweder einen herrschsüchtigen, oder einen sclavischen Charakter aufdrückt, — und welche das Leben viel zu früh dem Welken und Untergange zuführt.

Eine heilige Pflicht muß es deshalb jedem Menschen sein, sich über sein Ich gehörig zu unterrichten, damit er zunächst schon im Kinde, und zwar von dessen Geburt an, einen festen Grund zum körperlichen und geistigen Wohlsein in den spätern Lebensaltern zu legen vermag, damit er als Erwachsener in seinem und der Gesammtheit Interesse sein Leben so gesund, nutz- und genußbringend als nur möglich einzurichten verstehe, sodann damit er, weß Standes er auch sei, von Allem Kenntniß habe, wobei sein und seiner Mitmenschen Wohl betheiligt ist. Um nun zur Erreichung dieser Kenntniß beim Volke in Etwas beizutragen, schickt der Unterzeichnete hiermit diese kurze und gedrängte Beschreibung des menschlichen Körpers und seiner Pflege im gesunden und kranken Zustande unter dem Namen

„Volks-Gesundheits-Lehrer“

zum Kennenlernen, Gesunderhalten und Gesundmachen des Menschen in die Welt. Weder Verleger noch Verfasser haben bei diesem Gesundheits-Rathgeber pecuniäres Interesse im Auge, wie der Umfang, die Ausstattung und der Preis des Schriftchens beweisen.

Bock.

Das Buch, 15 Bogen stark, kostet nur 5 Neugroschen.

Auch dem Unbemitteltsten ist somit Gelegenheit geboten, sich und den Seinigen einen Lehrer und Berather bei Leibes- und Lebensgefahren in das Haus zu schaffen. Und wo es nicht geschehen kann, wo selbst diese kleine Ausgabe noch schwer in das Budget des Familienvaters fällt, da tritt es als eine Pflicht ein aller derjenigen, welchen die Sorge um das Wohl ganzer Volks- und Arbeiterclassen zunächst obliegt, diesen Helfer in der Noth in Massen in die Hände der Unbemittelten zu legen und so das Hauptbetriebscapital derselben — die Gesundheit — auf jede Weise zu erhalten und zu fördern.

Wir fordern deshalb alle Staats- und Eisenbahnbehörden, alle Fabrikherren, Besitzer und Leiter industrieller Etablissements, alle Meister und Vorstände von Lehrer-, Turn-, Arbeiter- und Bildungsvereinen hiermit auf das Dringendste auf, für die Verbreitung dieses Buches aus eigenen oder gemeinschaftlichen Mitteln Sorge zu tragen. Es ist eine Pflicht der Menschlichkeit, die hier zu erfüllen ist, und Behörden und Arbeitgeber werden sich in kurzer Zeit des lohnenden Erfolges zu erfreuen haben, welcher aus dem Sichselbstkennenlernen und Gesunderhalten des Menschen ihnen und der Gesammtheit erwächst. Es handelt sich hierbei, wie jeder Vernünftige aus dem Umfange des Buches und dem fabelhaft billigen Preise leicht ermessen kann, nicht um eine Speculation, sondern um einen Act der Humanität, und deshalb hielt die Unterzeichnete es für eine Ehrenpflicht, diesen Haus- und Familienfreund allen denen auf das Wärmste zu empfehlen, die ein Herz für das Wohl des Volkes haben.

Die Redaction der Gartenlaube.

Der Dorfcaplan.

Erzählung aus Oberbaiern nach einer wahren Begebenheit.

Von **Herman Schmid.**

(Fortsetzung.)

3.

Der Weihnachtstag kam herrlich herauf. Sommerblau und rein lag der Himmel über dem weiten Stromthale, das der Wilde Kaiser abschloß, glänzend und blitzend im Sonnenschein, als habe er dem Feste zu Ehren seinen Eispanzer blankgescheuert und den weißen Kaisermantel um die Felsenschultern geschlagen. Der Ostwind strich kalt über die flimmernde Schneelandschaft hin, daß der Hauch vor dem Munde fror, den Landleuten, die von den entlegenen Höfen herangewandert kamen, sich Haar, Bart und Hut bereiften und weit und breit hin an allen Sträuchern und Zweigen Milliarden von Eisnadeln und Schneekrystallen glitzerten und funkelten.

Im Dorfe selbst war die Stimmung nicht so festlich, wie draußen in der freien Natur; die Vorgänge der Nacht lagerten darüber, wie oft auf den Schornsteinen und Firsten der Rauch haftet und sich niederschlägt, wenn eine ungünstige Luftströmung ihm wehrt, fröhlich und kerzengerade emporzuwirbeln. Die Plauderhaftigkeit der Dienstboten im Pfarrhofe, die Bosheit des triumphirenden Lehrers hatten rasch und genügend dafür gesorgt, daß die aus der Christmette Heimkehrenden auch die Kunde des Vorgefallenen in Hütten und Häuser auseinander trugen, als Würze zu Sauerkraut und frischgeschlachtetem Schweinefleisch, das nach der langen Fastenzeit im Advent auch auf dem ärmsten Heerde brodelte. Der Eindruck war verschieden, nach den vielerlei Köpfen, auf die er wirkte; der allgemeinste war der der Verwunderung, wie so Etwas so buchstäblich über Nacht habe kommen können, und einer gewissen Schadenfreude; denn es gab Manche, die von dem Hochmuth des Pfarrfräuleins gekränkt ihm eine Strafe und Demüthigung gar wohl gönnten. Der Herr Caplan ward bedauert, denn die Bauern hatten ihn lieb und Bauernherzen sind zäh; was einmal Wurzel gefaßt in den treuen Gemüthern, das halten sie fest und es braucht manch harten Ruck, bis sie es sich entreißen lassen.

War auch der Hauptgottesdienst schon während der Nacht gefeiert worden, so gab es doch Männer und Bursche genug, die sich Vormittags zur Kirchenzeit auf dem Platze vor der Kirche zusammenfanden, um zu plaudern und alle die Begebenheiten seit dem letzten Begegnen zu verarbeiten. Darunter waren der Wagner des Orts, ein stämmiger Mann mit soldatischer Haltung, der Schneider, der Bader und der Eisenkrämer; ein schmächtig aussehender Mensch mit ruppigen Händen ließ den Schuster nicht verkennen; einen Andern verrieth das Päckchen, das er unter dem Arme trug. Es war der „Beter“-Macher, der seine Waare, allerlei Rosenkränze, immer bei sich trug, um augenblicklich zum Handel bereit zu sein.

„Da kann man's einmal mit Händen greifen,“ sagte der Betermacher fromm thuend, als das Gespräch wieder auf Isidor kam. „Hochmuth kommt vor dem Fall! Hab's erst gestern noch von dem Schullehrer gehört, daß der Herr Caplan immer obenaus gewollt hat . . . da hat unser Herrgott die Hand von ihm abgezogen und er ist in die Schlingen des Teufels gefallen!“

„Laß den Teufel in Ruh, Betermacher,“ entgegnete der Wagner barsch, „der muß nit überall seine Hand d'rinn haben, es giebt Leut' genug, die für ihn die Arbeit thun!“

„Wie kannst' so reden, Wagner!“ rief der Schuster entsetzt. „In ein' so frommen Haus, wie der Pfarrhof ist!“

„Eben deswegen! Ist keine Kirchen so klein, die Capelle muß auch dabei sein . . . und wenn der Teufel sonst gar keinen Platz findet, schlupft er in einen Weiberrock . . .“

„Ja, das ist wahr!“ rief der Betermacher wieder und verdrehte die Augen. „Die Franzi! Ein so kreuzbraves Mädl! Wer hätt' das von der Franzi gedacht!“

„Nun, die hab' ich gerad' nicht gemeint!“ lachte der Wagner. „Wir werden ja sehen, was dahinter ist; in ein paar Tagen wird man wohl Alles wissen!“

„Wir könnten's gleich erfahren,“ sagte der Schuster. „Wie wär's, Männer, wenn wir zum Pfarrer gingen, so wie eine Deputation von der Gemeind', und thäten ihm unser Bedauern sagen, daß er einen solchen Verdruß hat haben müssen . . .“

„Zum Herrn Pfarrer?“ rief der Wagner grob. „Warum? Unsereiner hat auch genug Verdruß im Haus, aber ich hab' noch nie gehört, daß der Pfarrer 'kommen 'wär und hätt' Einem sein Bedauern gesagt . . . was wir gemeine Leut' zuwege bringen müssen, das wird er als ein studirter Herr wohl auch vermögen . . .“

Er ging und ließ Schuster und Betermacher stehen; unbekümmert über ihren unverhohlenen Aerger, winkte er dem Bader und Schneider mit den Augen zu und schritt mit Beiden davon. „Wie ist es denn?“ sagte er flüsternd. „Es hat ja geheißen, auf Weihnachten käm' er wieder herüber . . . Ihr wißt schon, wen ich mein' . . .“

„Versteh' alle Wort',“ sagte der Schneider wichtig und geheimnißvoll, „gewiß weiß ich's nit . . . es soll gar viel Schnee haben, wo er heraus muß . . . aber ich denk' wohl, er kommt, und sobald ich's weiß, laß ich Alles herrichten . . .“

Sie winkten sich zu und trennten sich, vorsichtig umherblickend, ob auch Niemand die geheime Zwiesprache belauscht. —

Auch auf dem Moosrainer-Hofe bildete der Festtag einen trüben Gegensatz zu der heitern Festlichkeit, die erst so kurz dort begangen worden. Noch war es völlig Nacht gewesen, als die Thür des Pfarrhauses sich geräuschlos aufthat und der Verstoßene auf der Schwelle stand, die er mit ahnungsvollem Widerstreben betreten. Es war dunkel in ihm und um ihn her; aus den Fenstern der Kirche kam der rothe Schein der ewigen Lampe so schwach herüber, als wenn sie mit dem Erlöschen kämpfte, aber gerade vor ihm blitzte und funkelte der Morgenstern in seltener Pracht, als wär' es eine geschwungene Fackel in Engelshand, um wie von einem Leuchtthurme aus zu mahnen, daß der Himmel über uns unerschütterlich feststeht, auch wenn unter uns die trügerische Erde wankt. Durch Frostschauer und beginnendes Schneegeriesel schritt er dem Vaterhause zu, unendliche Wehmuth und Trauer in der Seele, daß er so dahin zurückkehren mußte; doch es blieb kein anderer Ausweg, um Aufsehen zu vermeiden. Einen Tag wollte er Herberge nehmen in der Heimath, um sie dann für immer zu verlassen und unbekannt an einem fremden Ort die Entwickelung seines Geschickes abzuwarten. Das Haus stand finster in der Finsterniß; kein Lichtschein zeigte, daß Leben in ihm sei, und es war doch schon die Stunde vorüber, die den Bauer in Scheune, Stall und Haus zu den Arbeiten weckt, von denen auch der höchste Feiertag ihn nicht befreit. Dennoch standen Thür und Thor weit auf, als würde Jemand erwartet; aber Niemand kam dem Eintretenden entgegen. Lautlos tastete sich Isidor über den unerhellten Vorplatz, die Treppe hinan zu seiner früher bewohnten Stube. Sie war nicht verschlossen, im Ofen brannte behagliches Feuer und auf dem Tischchen war eine Kerze, Stein und Schwamm bereit gestellt; es war unverkennbar, man erwartete ihn im Hause, allein man scheute sich, ihm zu begegnen.

Isidor hatte kein Verlangen nach Licht; ihm war es wohl in der matten Dämmerung, welche das Schneelicht durch die Scheiben warf; die ganze Herbheit des Erlebten kam über ihn und machte ihn beinahe verzagen. Da kam die Natur als liebende Vermittlerin ihm zu Hülfe, die Stille, die Wärme, die sichere Einsamkeit wirkten schmerzstillend auf ihn und der Schlaf senkte sich auf seine heißen Augen und tobenden Schläfen, wie ein kühlender Verband.

Er hatte nicht lange geschlummert, als ihn Lichtschein weckte, der alte Moosrainer stand in der Stube, die klugen Augen fest und fragend auf den Sohn geheftet.

„Vater!“ rief dieser aufspringend und wollte mit weit ausgebreiteten Armen sich ihm an die Brust werfen — dieser aber trat einen Schritt zurück und streckte den Arm wie zur Abwehr gegen ihn aus.

„Bleib', wo Du bist,“ sagte er, „erst muß ich wissen, wie wir Zwei miteinander stehn! Ich hab' Dir's gesagt, Isidor, Du wirst niemals so groß wachsen, daß ich aufhören thät', als Vater mit Dir zu reden; ich hab' Dir die Thür offen gelassen, damit es vor den Nachbarn keinen Spectakel giebt, aber deswegen darfst Du den Moosrainerhof doch nit für einen Taubenschlag ansehn,

wo man aus- und einsteigt, wie man nur will. . . Was thust da, Isidor?" fuhr er mit strengem Tone fort, „warum bist Du nit da, wo Du hin gehörst?"

„Sorgt nicht, Vater," erwiderte Isidor, nicht ohne Zurückhaltung, „daß ich Euch lange zur Last fallen werde. Mit dem Frühesten . . ."

„Wär's dann anders?" unterbrach ihn der Alte. „Wenn das wahr ist, was die Leut' reden, ist für Dich im Moosrainerhof kein Platz, nit einmal über Nacht. . . O Bub, Bub!" fuhr er in unwillkürlich gemildertem Tone weiter, weil er gewahrte, wie Isidor bei diesen Worten noch mehr erblaßte und zusammenzuckend die Hand an's Herz preßte, „warum thust Du mir solch ein Leidwesen an? Du weißt, wie hart es mich an'kommen ist, Dich studiren zu lassen, ich hab' mich nur mit der Meinung getröst', daß es zu Dein' Glück und Heil sein wird, daß Du das, was Du einmal angefangen hast, auch richtig und fest hinausführst, wie sich's gehört . . . aber daß ich das an Dir erleben muß . . . daß Du mir in's Haus zurückkommst, in Schand und Spott, wie ein davongejagter nichtsnutziger Knecht . . . das, Isidor, das ist der Nagel zu meinem Sarg . . . das druckt Deinem alten Vater das Herz ab. . ."

Die Stimme bebte ihm, er drückte mit dem Rücken der rauhen Hand an die Augen, als wolle er die Thränen zurückdrängen, aber die widerspenstigen Tropfen glitten doch über die braune Wange herab.

„Vater," sagte Isidor feierlich, „bei Allem, was heilig ist, ich habe nichts Unwürdiges begangen. . ."

„In Deinem Sinn vielleicht," entgegnete der Alte, „wir Bauern deutschen uns so was selber aus, und der Sinn ist so viel werth, wie Dein studirter . . . also sag', wie's 'gangen ist."

Isidor erzählte; anfangs befangen, dann immer ruhiger und sicherer, denn bei jedem Worte trat ihm das Vorgefallene bestimmter in seiner wahren Gestalt entgegen, wie aus fallendem Nebel die Umrisse einer unbekannten Gegend.

„Ist's das Alles?" fragte, als er geendet, nach kurzer Pause der Vater. „Und wenn es so ist, was soll nun daraus werden?"

„Der Herr Pfarrer wird seinen Bericht an das Ordinariat erstatten. . ."

„Was ist das?"

„Der Bischof und seine Räthe, die werden dann auch mich und meine Vertheidigung hören, und ich hoffe zu Gott, das Ende wird sein, daß man mich auf einen andern Posten, vielleicht weit weg beruft, und gewarnt und gewitzigt soll es mir dort gar bald gelingen, den ganzen Vorfall vergessen zu machen. . ."

„Vergessen zu machen?" erwiderte der Alte und wiegte sinnend das eisgraue Haupt, „ich will das glauben, Isidor . . . aber wirst Du's auch selber vergessen? . . . O Isidor, lieber Bub," fuhr er herzlich fort, während dieser befangen die Augen senkte — er fand nicht Muth und Ton zu dem Ja, auf das die Frage des Vaters wartete. „Ich sorg', Du wirst ein unglücklicher Mensch. . . . Schau, vor Deinem Vater brauchst kein Geheimniß . . . ich hab' Angst, Dein Herz ist nit mehr bei Dein' Stand, es reut Dich wohl gar . . . mir kommt's vor, als wenn ich Recht gehabt hätt', als wenn Dein Herz unterm Bauernkittel lustiger schlagen thät', als unter dem heiligen Gewand da. . ."

Isidor drückte ihm wie unwillkürlich die Hand. „Der Frieden wird denen, die um ihn streiten," sagte er feierlich, „ich will redlich um seine Palme ringen. . ."

„Thu's, lieber Bub," sagte der Alte herzlich, „nur nit auslassen, was einmal ang'fangen ist, dann wird noch Alles gut. . . Bleib' also bei mir, so lang Du willst, Isidor, ich kann nit sagen, daß Du so ein großes Unrecht gethan hast! Du hast ja die Hand nit selber zum Schlagen aufgehoben, hast das Blut nit vergießen wollen, Du hast abgewehrt, hast ein Anderes vertheidigt . . . ich glaub' immer, ich hätt's auch nit viel anders gemacht, und kann nit gut stehn, ob mir der Arm nit auch ausgerutscht wär'. . . Also gieb Dich zur Ruh, halt' mit Dir selber und unserm Herrgott Rath und bleib' in Deiner Stuben, daß das Gered' ein End' hat . . . am Abend komm' ich wieder und such' Dich heim. . ."

Er wollte fort, aber Isidor hielt ihn. „Und die Mutter?" fragte Isidor dringend.

„Die? Ja, bei der hast Du's schon auf eine Weil' verschütt't; die will Dich nit sehn, die Fräul'n ist ihr so in's Herz gewachsen; ich glaub', es wär' ihr lieber, sie hätt' den Puff von Dir bekommen, als die hochnasige Person . . . aber kränk' Dich nit darum, ich werd' ihr Alles erzählen, da wird der Zorn auch nit lang dauern, Du weißt es ja, daß sie nirgends zu spät kommen will. . ."

Er hatte schon die Thürklinke gefaßt, Isidor rief ihm nochmals nach. „Vater," sagte er stockend, als dieser erwartend stille stand, „ich kann nichts mehr für sie thun; was ich thäte, würde man nur ausbeuten, mich neu zu verdächtigen, aber Ihr werdet sie nicht verlassen . . . nicht wahr?"

„Du meinst die Franzi?" sagte der Alte, „. . . was ist es mit ihr?"

„Weiß ich es denn? Ich habe sie nicht wieder gesehen, aber als ich während der paar endlosen Nachtstunden am Fenster hin und wieder schritt, sah ich Jemand aus dem Hause schlüpfen; ich müßte mich sehr geirrt haben, wenn es nicht Franzi war . . . Das böse Weib hat sie ohne Zweifel noch in der Nacht fortgejagt. . ."

„Wie werd' ich sie verlassen?" entgegnete der Alte und bot dem Sohne mit eigenthümlichem Lächeln die Hand. „Ich hab' sie ja immer schier so lieb gehabt, wie ein eignes Kind . . . ich werd' ihr nachfragen; im Dorf darf sie nit bleiben, aber ich denk', ich werd' schon ein Plätzel ausfinden, wo ihr nit zuweh geschieht!"

Der Tag ging still vorüber, hauptsächlich wohl, weil dem Gerede und der Erregung der Gemüther jede Nahrung fehlte. Von den Personen, die bei dem Vorfalle hauptsächlich genannt wurden, ließ sich keine sehen, denn die Haushälterin des Pfarrers war angegriffen und krank oder gab sich mindestens den Anschein, es zu sein. Die Nacht kam so ruhig, als ob der Tag gar nichts Ungewöhnliches gebracht; früher als sonst sogar ward es still im Dorf und zeitiger erloschen die Lichter.

Nur wer noch eine späte Wanderung gegen den Strom hin zu machen hatte, der mochte gewahren, daß auf dem hinter dem Dorfe vorspringenden Hügel noch einiges Leben wachte. Dort lagen die Ruinen einer kleinen Bergfestung, die zum Schutze der Grenze gebaut, im österreichischen Erbfolgekriege aber von den Rothmäntlern ausgebrannt worden und, dürftig wieder hergestellt, allmählich zu verfallen begann. Jetzt sind davon nur die kargen Reste eines Thurmes übrig, damals war ein Theil der Dächer erhalten und es gab noch einige Gelasse, die man zur Noth bewohnen konnte. In der ehemaligen Wachstube am gewölbten Thorgang hatte ein Holzarbeiter mit seinem Weibe sich eingebaut. Er hielt eine Winkelschenke und trieb allerlei anderes heimliches Gewerb. Die Schmuggler, die aus Tirol herüberkamen, fanden da willkommene Herberge, um tagsüber still zu liegen, und wer sonst einer Zuflucht bedurfte in der Gegend, dem bot das winklige, den Einsturz drohende und darum nicht viel betretene Gemäuer einen sicheren Versteck. Unter den Ruinen der Capelle stand ein kellerartiges Gewölbe noch unversehrt, das einmal eine Art unterirdischer Kirche, eine Krypta, gewesen sein mochte und zu welchem, durch eine hohe Thurmwand verborgen, einige schadhafte und wankende Steinstufen hinunterführten. Schwacher Lichtschein drang von dort herauf und führte über Geröll und Trümmer in die ziemlich ansehnliche Halle.

Eine Schaar Bauersleute aus dem Dorfe und den Einzel-Weilern der Gegend hatte sich hier zusammengefunden; Männer und Weiber standen, kauerten oder lehnten herum, je nachdem an den Wänden entlang und auf den Trümmern sich dazu Gelegenheit bot. Der Wagner, der Bader und der Schneider fehlten nicht; hinter ihnen, in eine dunklere Ecke gedrückt, erhob sich des Moosrainers kräftige Gestalt. Aller Augen waren dem Chore zugewandt, wo sich noch die Trümmer eines ehmaligen Altars erkennen ließen; jetzt stand an dessen Stelle ein aus rohen Baumästen rasch zusammengebundenes Kreuz und vor ihm ein Mann in einem dunklen Mantel, der wie ein priesterartiges Gewand gefaltet war.

In einer Ecke unter einem Sprung des Gewölbes, durch welchen der Nachthimmel schwarz hereinsah, verglimmten die Reste eines Holzfeuers, das den Raum nothdürftig erwärmt hatte und nun seine rothen unruhigen Lichter über die Versammlung warf und über den Mann vor dem Kreuze, der mit ausgebreiteten Armen laute mächtige Worte rief. Obwohl die Züge des Gesichts noch kein so hohes Alter verriethen, war doch der Schädel des Mannes völlig kahl; unter dichten buschigen Brauen flackerte ein Paar unheimlich leuchtender, fast irrsinniger Augen hervor. Seine Stimme klang gedämpft und hohl, aber sie war dennoch stark und es war Etwas in ihrem Ton, was unwillkürlich das Ohr des

Hörers fesselte. Er sprach von den ersten Tagen der Christenheit, als die Gläubigen noch in Höhlen und Grabgewölben heimlich sich versammeln mußten, als die kleinen Gemeinden noch in vollständiger brüderlicher Gemeinschaft aller Verhältnisse lebten, und forderte auf, zur alten Einfachheit der Sitten, zur alten Einfalt der Gemüther zurückzukehren.

„Wahrlich, so verkündet es mir der Geist," schloß er seine Rede, „der über mich kommt in den Stunden der Erleuchtung ... der Antichrist ist Herr geworden über den Erdball, aber ich werde kommen und ihn bändigen und seinen Thron umstürzen! Diejenigen sind der Antichrist, die sich anmaßen, meine Priester zu sein. .. Ich, der Herr von Anbeginn, will keine Priester, die vor mir knieen und mir räuchern. Ein Jeder unter Euch soll mein Priester sein und über welchen ich das Wort ausgieße, der soll es den Brüdern verkünden!' Gleich sollt Ihr untereinander sein, wie Ihr vor mir Alle gleich seid — Alle Brüder! Darum gehet hin und machet, daß die Wege bereit sind, wenn der Herr kommt, seinen Einzug zu halten, denn sein Gericht wird furchtbar sein und nicht mehr fern ist die Stunde der Rechenschaft — wohl dem, den sie gerüstet findet. Amen!"

Der Prediger schwieg und sank wie erschöpft an den Fuß des Kreuzes hin; lautlos erhoben sich die Anwesenden, kletterten durch den Kellerhals die Stufen empor und verschwanden schweigend aus dem Gemäuer in die Winternacht. Nur der Schneider vermochte nicht die Erregung seines Gemüths in sich zu verschließen. „Recht hat er, der Frater Anderl ... und wenn wir Männer sind und nit Hasenfüß', so machen wir uns daran und gründen wieder eine allgemeine Brudergemeinde wie die ersten Christen! Wir brauchen keinen Pfarrer, dann brauchen wir auch keinen Zehnt zu geben! Ueber Jeden kann die Gnade kommen. . ."

„Der Schneider ist ganz verzückt," sagte der Wagner, „er glaubt, er steht schon auf der Kanzel. . ."

„Das werd' ich auch!" erwiderte dieser pathetisch. „Wer will dem Wind wehren, der in das Feuer bläst? Auch ich kann das Wort verkünden! Ich bin nicht umsonst in meinen jungen Jahren in Paris gewesen ... ich habe Bürger Mirabeau gehört und den großen Danton ... Brüder sind wir, werd' ich sagen, und Brüder müssen wir wieder werden. . ."

Heftig vor sich hin redend und sich geberdend eilte er hinweg; der Moosrainer hielt den Wagner zurück. „Was ist es denn eigentlich mit dem Frater?" fragte er.

„Das weiß Niemand recht," erwiderte dieser, „es ist ein entsprungener Student, von Kitzbühel glaub' ich ... er hat Geistlicher werden wollen, aber sie haben ihn nit ausgeweiht — warum, weiß ich auch nicht recht; es heißt, er hätt' ein Buch geschrieben, das ihnen nit recht war. Da wollten sie ihn in den Soldatenrock stecken, drüber ist er tiefsinnig geworden und ist im Armenhaus eingesperrt und muß beim Viehhüten helfen. Sie haben ihn schon hart geschlagen, wenn er gepredigt hat, in Tirol d'rinnen getraut er sich auch nicht ... aber manchmal stiehlt er sich doch heimlich fort bei der Nacht. . ."

Der alte Moosrainer erwiderte nichts; ihn dauerte die treffliche Kraft, die, vielleicht zum Besten bestimmt so kläglich zu Grunde ging, weil sie bei Seite gedrängt, gezwungen und in ihrem natürlichen Laufe aufgehalten worden; er gedachte an Isidor und seine dunkle Zukunft, und ein tiefes, namenloses Weh zuckte ihm durch das starke Herz.

— — Wochen vergingen; Isidor lebte im Hause des Vaters, das er nie verließ; von Franzi hörte und wußte Niemand; dennoch war es in den Gemüthern der Dorfbewohner nicht ruhiger geworden, die Gährung hatte sich sogar gesteigert. Das Verhältniß der Gemeinde-Angehörigen zu dem Pfarrer war beiderseits nie ein besonders freundliches gewesen und hatte sich in den förmlichen Schranken des alt Hergebrachten gehalten. Dazu kamen vielfache Anläße, wo der Pfarrer, immer klagend über die schlechten Zeiten und die noch schlechteren Kornpreise, auf seinen Rechten und Bezügen mit einer Strenge bestand, die manchmal an Härte streifte und die Entfremdung steigerte. Sie ward zur Erbitterung, als er um Neujahr mit der Forderung hervortrat, daß ihm künftig auch der Klein- und Blut-Zehent, also der zehnte Theil der kleinern Feldfrüchte, das zehnte Huhn und das zehnte Ei gereicht werden müsse, während ihm bisher nur der Großzehent von den eigentlichen Getreidearten gebührt hatte. Die Bauern steckten murrend die Köpfe zusammen, erzählten einander von ihren alten Rechten und wie seit Menschen-Gedenken ein solches Begehren nicht gestellt worden sei. Der alte Moosrainer mit ein paar Andern fuhr in's nächste Städtchen und brachte die Nachricht mit, daß der Advocat im besten Falle einen langwierigen und kostspieligen Preceß in Aussicht stelle. Damals war das Maß des Unmuths aufgerüttelt voll; es bedurfte noch eines Tropfens, so mußte es überfließen.

Auch an diesem sollte es nicht fehlen.

Das Fräulein im Pfarrhofe hatte die Niederlage nicht verschmerzt, die ihr durch Isidor zu Theil geworden; sie ruhte nicht, bis sie in Verbindung mit dem Lehrer den allzeit zurückweichenden Onkel für ihre Absicht gewonnen hatte. An einem der letzten Sonntage hatte er ungewöhnlich scharf über die zunehmende Verschlechterung des Menschengeschlechts losgezogen und schloß damit, zur Gründung eines Tugendbundes aufzufordern und diejenigen, die sich aus der Sündfluth in die Arche retten wollten, einzuladen, nach dem Hochamte in den Pfarrhof zu kommen und sich in die Liste der Tugendhaften einzuzeichnen. Es fehlte nicht an solchen, welche sich einfanden, voran der Anhang des Fräuleins, mit dem Lehrer an der Spitze; auch manches minder eifrige Weiblein schloß sich an, um nicht für gleichgültig oder geringer zu gelten, als eine Andere; manche endlich führte auch nur die Neugier herbei, was in dem Tugendbunde wohl Alles zur Verhandlung kommen möge. Aber was als ein Werk des Friedens gedacht war, bewährte sich sogleich als ein Samenkörnlein, daraus Zwietracht und Feindschaft aufschossen wie wucherndes Unkraut. — Das Fräulein empfing die Ankommenden als vorausbestimmte Vorsteherin des neuen Bundes, nahm die Anmeldungen an und saß dann mit einigen Vertrauten darüber zu Gericht, wer der wirklichen Aufnahme würdig sein möchte. Mehrere Frauen wurden zurückgewiesen wegen kleiner Makel, die an ihrem Lebenswandel hafteten und von denen sie sich erst durch Reue und Buße freimachen sollten. Damit war dem Faß der Boden ausgeschlagen, die Weiber schlugen Lärm und nöthigten die Männer, sich ihrer anzunehmen; sie beriethen und murrten untereinander, und selbst der alte gelassene Moosrainer verlor einen Augenblick seine ruhige Haltung, als seine Alte schluchzend und schreiend mit der Nachricht nach Hause kam, daß auch sie als des Tugendbundes unwürdig erklärt worden sei, weil die Erfahrung bewiesen, daß sie offenbar die Erziehung ihres Sohnes gröblich vernachläßigt haben müsse. „Na, tröste Dich nur, Alte," sagte er anscheinend unbefangen, während er vor Aerger die Hände in den Taschen ballte, „und laß den Isidor nichts davon erfahren, es thät' ihn kränken und hilft doch zu nichts! Hättest Du fein abgewartet, wie es mit dem Tugendbund gehen wird, so hättest Du Dir den Verdruß erspart; das hast Du davon, daß Du überall vorn dran und die Erste sein mußt! ... Aber schlimm ist's bei alledem," murmelte er für sich weiter, „und nimmt kein gutes Ende!" —

Ein paar Stunden seitwärts vom Dorfe in die Berge hinein, wo es gegen den Wendelstein hin geht und gegen die Almhütten in der Grafenherberg, verbarg sich in tief eingeschnittenem Felsenthale ein einsames Köhlerhaus. Die Kohlstätte hatte schier seit Jahrzehnten nicht zu rauchen aufgehört und der Köhler, ein alter, halbtauber Mann, sein Leben damit zugebracht, einen Meiler nach dem andern aufzurichten, anzuzünden und wieder abzuräumen. Dann kamen die Fuhrwagen und verluden die Kohlen, er selbst aber kam fast nie unter die Leute und wußte daher von Allem nichts, was unter ihnen geschah, zumal im Winter. Dahin hatte der Moosrainer Franzi geflüchtet, damit sie dem Alten die kleine Wirthschaft führe und in seinem Schutze wohlgeborgen sei, denn er kannte den Mann von Jugend auf als ein treues, verläßiges Gemüth und als Einen, der, wenn er auch gebrechlich aussah, doch seine Schürstange so mächtig zu führen verstand, daß wohl Keiner gewagt hätte, ihn ernstlich zu trotzen.

Der Abend verglühte in veilchenfarbigem, kaltem Nebelduft und die Nacht senkte sich auf die schwarzen Buchen- und Tannengehänge der Schlucht so dunkel herab, daß der glimmende Meiler immer heller und röther durch den Rauchqualm sichtbar wurde. Der Schein spiegelte sich in dem kleinen Fensterchen der Hütte und beleuchtete Franzi's Angesicht, die, den Kopf auf den Arm gestützt, nachdenklich in die Nacht, in Rauch und Gluth hinausstarrte. Sie war bleich, aber in ihren Mienen war nichts mehr, was Sorge oder Erregung verrieth; wenige Tage der Einsamkeit hatten hingereicht, und sie war in kindlichem Gebet der Schwäche ihres Herzens Meister geworden, sie dachte an Isidor, doch wie an einen



Das Cannstadter Wagenrennen.
Originalzeichnung von Otto Fikentscher

nicht irdischen Freund, wie an eine Art von Schutzgeist, und was noch an andern Regungen in ihr keimen wollte, das ward unerbittlich von dem Entsetzen zertreten, welches sie bei dem bloßen Gedanken erfaßte, daß ihr Herz an einem geweihten Diener des Herren anders hängen könne, als mit den Gefühlen gläubiger Frömmigkeit und Verehrung.

In ihrem Sinnen ward sie nicht gewahr, daß ein Schatten an dem Kohlenmeiler vorüber zu ihr hinhuschte, und sie fuhr mit freudigem Schrecken auf, als eine Hand an's Fenster tippte und das treuherzige Runzelgesicht der alten Kathrin ihr durch die Scheiben entgegenlachte.

„Du bist es?" rief sie freudig, „Du kommst zu mir, Du gute Kathrin? Wie hast mich nur g'funden?"

„Narr," erwiderte die Magd, indem sie der Thür zueilte, „wie sollt' ich Dich nit finden? Bist mir überall ab'gangen und weißt wohl, wenn man was so recht ernsthaft sucht, nachher find't man's auch! Ich hab' mir eingebild't, Du könntest nit gar weit fort sein, und hab' dem alten Moosrainer auf den Weg gelauert ... da war's nit schwer! Es verdrießt Dich doch nit etwa, daß ich zu Dir komm'?"

„Wie kannst so was denken! Das ist die erste fröhliche Stund', seit ... nun, Du weißt es schon, seit wann ... Aber wo bist Du jetzt untergekrochen?"

„Beim Wirth, Franzi. Die Frau ist mir schon lang drum angelegen ... Da hab ich, wie Du fort warst, meinen Bündel g'schnürt ... Aber Dir ist's nit schlecht 'gangen derweil! Bleich siehst wohl aus, aber ich mein' schier, Du bist noch sauberer als zuvor ..."

„Und Du bist noch immer die alte böse G'sellin," sagte Franzi schmollend und wandte sich ab, um ein Erröthen zu verbergen.

„Meinethalben," fuhr Kathrin fort und machte sich's auf der Ofenbank bequem, nachdem sie den Schnee von den Schuhen gestampft. „Und Du fragst mich um gar nichts? Macht nichts, ich erzähl' Dir doch, weil ich weiß, daß Du's doch gern wissen möchtest ... Also — der Herr Caplan hat jetzt seinen Bescheid bekommen, er soll auf ein halbes Jahr in die Straf' gehn in's Priesterhaus ..."

„Um meinetwegen!" rief Franzi unter vorstürzenden Thränen. „O Du armer, armer, Du guter Isidor!"

„Ja, gut ist er g'wiß — sonst hätt' er seine Sach' wohl g'scheider angefangen, wär' Moosrainer geworden und hätt' eine Gewisse zur Bäurin gemacht ..."

Franzi senkte den Kopf, als habe sie nichts gehört. „Und was wird er thun?" fragte sie dann.

„Wer weiß das? Aber es heißt, er will nit folgen. Er sagt, der Bischof hätt' ihn gar nicht gehört, hätt' ihn nit einmal um seine Vertheidigung gefragt — ein solches ungerechtes Urtel und eine solche Straf' thät er nicht annehmen!"

„Ich hab' mir's denkt," jammerte Franzi, „aber wie soll's dann werden mit ihm? Dann hat er ja ganz und gar verspielt bei den Herren und ist verloren für alle Zeit!"

„Er soll nit viel reden davon, selbst zu sein' Vater nit, aber die Pfarrer-Fräulen sprengt aus ... Aber nein, es ist g'scheider, das brauchst Du nit zu wissen ..."

„Was, Kathrin?" fragte Franzi hastig aufspringend und faßte sie drängend an den Händen. „Was sprengt die Fräulen aus? Red', ich muß Alles wissen ..."

„Sie sagt," begann die Magd zögernd, „er thät' sein' Glauben abschwören und luthrisch werden, damit er ... Dich heirathen könnt ..."

Franzi stand wie versteint — der letzte Blutstropfen war aus ihrem geisterbleichen Antlitz gewichen ...

„Sie sagen noch Anderes ... er wollt' fort gehn in ein fremdes Land, übers Meer, wo Euch Niemand kennt, da wolltet Ihr miteinander leben ..."

Jetzt löste sich Franzi's Erstarrung und Thränen quollen ihr wieder aus den Augen. Sie sagte nichts; die Hand an die Stirn gepreßt, die Augen fest auf den Boden geheftet, schritt sie langsam hin und wieder, als suche sie ein kostbares verlorenes Kleinod; dann trat sie rasch entschlossen vor die Freundin.

„Gehst Du heut noch zurück ins Dorf hinunter?" sagte sie. „Dann geh' ich mit Dir, ich werd' gleich zusammengericht't sein."

„Du willst mit? Franzi, denk, was willst im Dorf?"

„Kannst Du so fragen? Ich will, was ich muß — ich will den Leuten die Mäuler stopfen ..."

„Das ist unmöglich, Franzi — das kannst Du nit! Wie wolltest das anfangen?"

„Ich kann's, Kathrin — red' mir nit ab; wie ich's mach', das ist meine Sach! Ich bin ein arm's schlecht's Dirndel — ein Kind, das von seiner Mutter schon in der Geburt ist verleugnet worden, an mir ist nichts gelegen! Wenn ich mit mein' lieben Herrgott in Ordnung bin, frag' ich nit darnach, was die Leut' von mir reden — aber vom Isidor ... von meinem guten lieben Bruder, von dem braven Menschen, der meinetwegen im Unglück ist, soll Niemand eine schlechte Meinung haben — von dem soll kein Mensch ein unschöns Wörtl reden ... Komm' nur, Kathrin — ich stopf' den Leuten die Mäuler!"

(Schluß folgt.)

Das schwäbische Wagenrennen.

Eine Scene aus dem Cannstadter Volksfest.

Mit Abbildung.

Straßenlärm vor dem Hotel, in dem ich gestern spät Abends Quartier genommen hatte, weckte mich. Ich stand auf und schaute zum Fenster hinaus, da waren schon in erster Morgenfrühe die Gassen der alten innern Stadt Stuttgart voller Menschen. Magnetisch zieht diese alle der eine Pol Cannstadt an. Um mich nicht gegen Schwaben zu versündigen, will auch ich mir das schwäbische Volksfest beschauen, das eben dort im Gange ist; rasch kleide ich mich an und rüste mich zur Wallfahrt mit den Tausenden von Wallern. Das Frühstück wird mit einer gewissen Eile servirt, denn offenbar wollen Köchin und Kellner ebenfalls zum Feste. Man bietet mir Programme und Druckschriften an und drängt mich zur Eile, wenn ich noch ein Plätzchen auf den Schaugerüsten finden wolle. Es ist ein herrlicher Morgen, so schön ihn nur der Herbst aufweisen kann, und ich eile hinaus aus dem engen Häusergewühl auf einen der rebenbepflanzten Hügel, welche das freundliche Stuttgart umgürten. Der Weg ist eine Landstraße und wimmelt von Fuhrwerken und Menschen; von den Bergen südlich der Stadt kommen Haufen von ländlichen Volksfestfahrern herab und leihen der wunderlieblichen Landschaft eine lebenvolle Staffage. Allen brennt die Sohle unter dem Fuße, alle Gesichter lachen und leuchten in Vorfreude. Was kümmert diese Menschen Staub und Hitze? sie amüsiren sich dennoch.

Am Bahnhofe wird das Gedränge lebensgefährlich. Zwar geht von Viertelstunde zu Viertelstunde ein riesiger Zug nach Cannstadt, das man in sechs Minuten erreicht, aber man reißt sich beinahe die Kleider vom Leibe, um zur Casse und gar erst in die Waggons zu gelangen. „Komm, Minele, mir ganget durch d'Anlaga!" (Komm, Minchen, wir gehen durch den Park) flüstert ein blühendes reizendes Mädchen neben mir ihrer Freundin zu, und ich folge den Beiden. Ein schöner Park mit schattigen Baumalleeen und stattlichen Gruppen alter Bäume führt beinahe in gerader Richtung vom Königsschlosse nach Cannstadt. Auf allen Wegen des Parkes wogt der Menschenstrom; Jung und Alt, Arm und Reich, Herr und Magd schreitet rührig aus, noch einen guten Platz zu erlangen, um die Sehenswürdigkeiten zu schauen. Der Schlangenweg, dem wir folgen, biegt aus den Bäumen heraus, ein Stück staubiger Straße entlang, und vor uns entfaltet sich das hier weitgesprengte, von sanften Hügeln eingeschlossene Thal des Neckars. Auf zwei Hügelkuppen leuchten königliche Schlösser im goldenen Strahl der Frühsonne; am Fuß eines andern Hügels erhebt sich ein saracenischer Bau, eine Villa mit Gewächshäusern und Gärten in maurischem Styl — die sogenannte Wilhelma, eine Schöpfung des verstorbenen Königs. Zwei Stege führen über die Arme des fast versiechten Neckars, und mit einem Male reißt uns der drän-

gende Menschenstrom zwischen Jahrmarktbuden dem weiten Wiesenplan zu, welcher, der Mittelpunkt einer Landschaft von ausnehmender Lieblichkeit, wie geschaffen ist, um Hunderttausende von Festgästen aufzunehmen. Vor uns liegt die improvisirte Stadt von Bier-, Wein- und Kaffeebuden, von Zelten und Baracken mit Sehenswürdigkeiten, Schießständen, Pulcinellen, Bänkelsängern, dressirten Hunden, Tanzböden und der übrigen Zubehör aller Jahrmärkte und Volksfeste. Gaukler, Seiltänzer, Raritätenmänner schreien, unharmonische Musik ertönt, Staubwolken hüllen uns ein, Schulter an Schulter drängt die Menge zunächst in der einen Richtung hin, wo ein weiter Ring von hohen Schaugerüsten eingefriedigt ist, an dessen Umkreise sich noch ein Theil der Schau- und Schenkbuden hinzieht.

Tausenden und aber Tausenden behagt dies Hin- und Herwogen in blendendem Staub und betäubendem Lärm. Mich treibt es zwar auf eines der Gerüste zu gelangen, die gegen ein mäßiges Eintrittsgeld ihre schattenlosen Sitzplätze ohne Lehne den Schaulustigen eröffnen; aber ich sehe plötzlich zwei Bekannte vor mir, welche ostwärts abbiegen, und gelange, ihnen unbemerkt folgend, zu stattlicheren Gerüsten und zu einem luftigen Bau, den grüne Fichtenreiser bekleiden, während auf den Vorsprüngen, welche seine flache Bedachung unterbrechen, sinnige Verzierungen von Getreidegarben, Feld- und Gartenfrüchten, Thyrsusstäbe mit Wein- und Hopfenranken prangen und über dem Aufsatz der Mitte ein Obelisk oder Säulenschaft mit zierlicher bunter Bekleidung von Mais, Obstarten, Weintrauben, Kürbissen rc. sich erhebt, wie es die Abbildung zeigt. Dies ist die Tribüne der Centralstelle für die Landwirthschaft, wozu der Zutritt nur geladenen Gästen gestattet ist. Ihr Erdgeschoß ist eine nach Südwest geöffnete Halle zur Ausstellung von landwirthschaftlichen Erzeugnissen, Modellen und dergleichen und mit einer Nische für die mit der Leitung des landwirthschaftlichen Festes betrauten Beamten. Dieser Tribüne gegenüber, die wohl über hundert Schritt lang sein mag, hat man auf einer Estrade ein luftiges elegantes Zelt für die königliche Familie und den Hof errichtet. Eine Reitbahn von vielleicht dreißig Schritten Breite zieht sich zwischen den amphitheatralischen Schaubühnen und dem Festplatze hin, abgesteckt durch starke Pfosten mit Flaggen und dicke Taue. Nach innen hin theilen ähnliche Pfosten und Taue wieder concentrische Kreise und andere Bezirke ab, welche entweder zur Aufstellung von Preis- und Schau-Vieh, Rennwagen und Rennpferden, landwirthschaftlichen großen Maschinen und Geräthen dienen, oder Baracken und Zelte zu verschiedenen Festzwecken enthalten. Hier liegen lange Reihen von Pflügen, Eggen und anderen Ackerwerkzeugen neuester Construction, dort pustet und zischt eine Locomobile und setzt Dreschmaschinen und andere Hülfsmittel im Großgewerbe des Ackerbaues in Bewegung; dort drüben ist eine Art Hauptwache für die Gensd'armerie; dort eine Art Feldlazareth mit Arzt und Apotheke gegen mögliche Unglücksfälle. Hier stehen wild und düster blickende riesige Bullen, dort wimmelt in Wagenkörben der zahlreiche Ferkelwurf kolossaler Schweine. Hier tänzeln wild und muthig, aber leicht und zierlich herrliche arabische Pferde von der edelsten Zucht aus den Privatgestüten des Königs; dort wiehern schwere Hengste vom Zugthierschlage, brüllen zierliche blumengeschmückte Färsen, oder blöken feinfließige scheue Schafe. Alles kann jetzt noch betrachtet werden, denn noch hat das Fest nicht officiell begonnen. Plötzlich aber erscheinen flinke Reiter in sehr hübscher Uniform mit niedrigen Bärenmützen und räumen das Innere des Kreises von Allen, die nicht officiell und officiös mit dem Feste zu thun haben.

Es ist jetzt hohe Zeit für mich, mir einen Platz auf dem Schaugerüste zu sichern. In der Stunde, welche ich mit Beschauen der landwirthschaftlichen Sehenswürdigkeiten verbracht, haben sich die hellen Gerüste ringsumher mit dichten dunklen Menschenmassen bedeckt. Nur mit Mühe erkaufe ich mir noch einen Stehplatz auf der obersten Stufe eines Gerüsts in der Nähe der Festtribüne; reizende, blühende Mädchengesichter in meiner Nähe rechtfertigen den Ruf von dem Liebreiz der Schwäbinnen, verrathen jedoch Ungeduld und Erwartung. Die Sonne brennt mit Hundstagsgluth und gegen den Gebrauch der Sonnenschirme protestiren die an der Aussicht verkürzten Nachbarn. Die Verkäuferinnen von Obst und köstlichen Weintrauben circuliren auf den Gerüsten, machen gute Geschäfte und erlangen fabelhafte Preise. Die Sonne rückt dem Zenith näher, die Ungeduld wächst und man blickt forschend nach dem Königszelt, das sich allmählich mit den Angehörigen des Hofes füllt, ob denn die Majestäten noch nicht kommen. Mir ist der Aufschub nicht unerwünscht: von unserm Standpunkte herab kann ich mit Muße das wundersam liebreizende, reiche Gelände betrachten, in dessen Mittelpunkt ich mich befinde. Ein unsäglicher Zauber stiller Anmuth liegt auf diesem Schwabenlande und seinen weichen Hügelformen. Dort nach rechts, wo die Budenstadt sich hindehnt, ist Staub und Qualm, Gewühl, Lärm und Unruhe. Hier nach links, das freundliche Thal hinauf, sind heitere Ruhe, holder Friede, idyllische Anmuth; bunte Tinten von Gelb, Roth und Braun verweben sich in das Grün von Obstwald, von Forst und Weinberg; goldene Lichter lagern auf dem wasserarmen Fluß, seinen weißen Kiesbänken, auf den verdorrten Wiesen und dem braunen Stoppelfeld; in fleckenloser Reinheit blaut der milde Himmel, und in der Luft zittert ein feinflimmernder silberner Duft, welcher mich an Florenz und sein weites schönes Thal erinnert. So im Naturgenuß versunken, höre ich nur mit halbem Ohr auf die Scherze und gutmüthigen Neckereien, womit die Nachbarn die Zeit des lästigen Harrens vertreiben.

Horch, ein Schmettern von Fanfaren! ein lautjubelnder Hochruf! Reiter sprengen heran: der König und sein Gefolge; Galawagen dringen in den Kreis, dahinter ein Geschwader von Reitern in kleidsamer Uniform halb russischen, halb französischen Schnitts: die Stuttgarter berittene Bürgerwehr, die nach altem Brauch ihrem Landesherrn das Festgeleite giebt. Zwei Musikcorps spielen abwechselnd auf der Tribüne. Der König setzt sich zu Pferde, reitet an dem preisgekrönten Schauvieh vorüber und besichtigt die Maschinen; der Blick von Tausenden folgt ihm vergleichend, ob er es auch mache, wie sein Vater, der vierundvierzig Jahre lang dieses Fest besuchte. Die Sache wird aber bald langweilig, wie alles Officielle. Sobald der König die Thiere besichtigt, setzen sie sich in Bewegung, die ganze Rennbahn zu umkreisen, damit er männiglich sie im Vorüberzuge mustern kann, bis ihre Eigenthümer oder Züchter, vor dem königlichen Zelte angekommen, aus der Hand der Beamten den ihnen zuerkannten Preis in goldenen und silbernen Medaillen und gemünztem Gold in Empfang nehmen.

Ist dies vorüber, so bemächtigt sich der Zuschauer eine gewisse fieberische Hast. Die **Rennen** beginnen, für die meisten Schaulustigen der wesentlichste Anziehungspunkt. Heute rennen nur Pferde von einheimischer Zucht, morgen aber ist ein „Herrenrennen", vom Würtembergischen Wettrennverein arrangirt. Ich hätte nie geglaubt, daß man einem so bedächtigen und relativ nüchternen Volksstamme, wie dem schwäbischen, eine solche leidenschaftliche Vorliebe für den Turf beibringen könne, wie sie sich nun bei jedem Alter und Geschlecht offenbarte. Als die Renner zur Schau vorbeiritten, welche Theilnahme, welche Discussion! Man stritt, man wettete. Dann das Rennen selbst, wo die Reiter die Bahn, welche ungefähr eine Strecke von einer englischen Meile (2000 Schritten) einnehmen mag, dreimal durchmessen müssen, was in unglaublich kurzer Zeit geschah. Hierauf folgte das weit unterhaltendere **Wagenrennen** im Trabe auf leichten, einspännigen Karren, ein Schauspiel, um dessen willen ich hauptsächlich das Fest besuchte, das alle Zuschauer wahrhaft elektrisirte und zu lebhaften Erörterungen Anlaß gab, ob der blaue oder der weiße, der rothe oder der orangegelbe Wagen den Sieg davontrage.

Es war aber auch eine Lust, zuzusehen, wie diese Wirthe, Bäcker, Metzger und Bierbrauer aus Cannstadt und der Residenz, sowie die Bauern aus dem Strohgäu und von der Alb mit ihren zum Traben eingeschulten Pferden als Kutscher excellirten und einander den Siegespreis streitig machten. Bei diesem Wagenrennen ist die Bestimmung getroffen, daß die Preise nur im Trab gewonnen werden können. Die Controle hierüber führte ein stattlicher Reiter in schmuckem Habit, wie ich höre, ein Bereiter von einem königlichen Gestüt. Den ersten Preis gewann ein Wirth aus Cannstadt mit einem feurigen Originalaraber, welcher seinen Nebenbuhler, einen stattlichen Bauersmann aus dem Strohgäu, zur Freude seiner zahlreich vertretenen Cannstatter Freunde um eine erkleckliche Strecke überholte. Die glücklichen Sieger wurden von der Menge mit lautem Jubel begrüßt, indessen den später Ankommenden ein minder beneidenswerthes Loos zu Theil wurde; man sah sie alsbald mit trübseligen Gesichtern seitwärts fahren, das Fest verwünschend, an dem ihnen statt Preis und Ehre spöttisches Lächeln und höhnender Empfang zu Theil wurden. Mehr Mitleid übrigens, als die letzten Ankömmlinge un-

ter den Wagenlenkern (zwei junge Metzgermeister aus Stuttgart), erregte bei mir eine stattliche Turnerschaar, welche unmittelbar nach den Rossen um den Ehrenpreis als Schnell- und Dauerläufer zu buhlen hatte, – sie ist heuer zum ersten Male auf dem Cannstadter Rasen als Preisbewerber erschienen und wird sich hoffentlich nicht wieder produciren.

Der übrige Verlauf des Festes bot für mich des Interesses weniger; überdies ist er auch schon so oft geschildert worden, wie ja die Würtemberger Zeitungen alle Jahre die ausführlichsten Berichte darüber in die Welt senden, daß ich mir selbst das Anschauen und den Lesern der Gartenlaube die Beschreibung der weitern Festlichkeiten füglich erlassen konnte.

Die Indianer beim Lachsfang.*

Mittheilung eines Deutschen aus dem fernen Westen Nordamerikas.

Wer von den Hunderttausenden der Leserinnen und Leser der Gartenlaube wird nicht mit innerem Wohlbehagen an manches saftige Gericht eines marinirten, geräucherten oder gebratenen Lachses denken, jenes seltsam erzogenen Kindes der Wasser, dessen röthliches Fleisch uns hungrigen Sterblichen oft so einladend, so delicat und so poetisch entgegenlächelt — wenn er die Ueberschrift dieser aus fernem Welttheil über den halben Erdball herübergewanderten Skizze liest?

Ein echter Weltbürger, hat sich unser rosiger Fisch fast auf der ganzen nördlichen Hemisphäre eingebürgert und ist jetzt auch schon auf Entdeckungsreisen nach südlichen gemäßigten Zonen begriffen. Die tropischen Meere dagegen scheinen seiner durch ein kälteres Klima gekräftigten Constitution nicht zuträglich zu sein.

Nicht zufrieden mit dem weiten Reiche der salzigen Tiefe, eilt er alljährlich unzählige Ströme hinauf und gewährt die bei Fischen äußerst selten vorkommende Erscheinung, daß er abwechselnd im Salz- und im Süßwasser leben kann. Ein unermüdlicher Seefahrer, vor keinen Hindernissen zurückschreckend, scheint er sich dort am wohlsten zu fühlen, wo es gilt, Hunderte von Meilen stromaufwärts zu dringen, wilde Katarakte hinanzuspringen und sich durch brausende Stromschnellen, zwischen zerrissenen Felsmassen hindurch, einen Weg vom Meere bis in die fernsten Gebirge hinauf zu suchen, um dort, in idyllischem Stillleben, die Sorgen der Fortpflanzung seines Geschlechts zu übernehmen.

Alljährlich zieht er so von den Meeren die verschiedenen Stromläufe hinan, mit einer bewunderswerthen Energie die sich ihm entgegenstellenden Hindernisse bewältigend. Durch Stemmen des Schwanzes gegen das Wasser schnellt er sich mitunter bis zu vierzehn Fuß hoch empor und springt oft in langem Bogen über Felsenriffe oder künstliche Wehren hinüber. Auf Island durchschwimmt er sogar, nach Faber, mineralische, schwefelhaltige und milchwarme Gewässer, um zu seinen Laichplätzen zu gelangen, die er mit Sicherheit wiederfindet.

Wie Amerika das alte Europa in der Natur an Ungeheurem überbietet, an riesigen Waldungen, Horizonte auf Horizonte umfassenden Prairieen, endlosen Strömen, so auch mit unserm rosigen Segler der feuchten Tiefe, der hier in Heeressäulen stromaufwärts dringt, gegen welche die Armeen seiner transatlantischen Brüder wie Corporalswachen gegen die Völkerwanderung erscheinen. Hier am fernen nördlichen Stillen Ocean, von Japan im großen Bogen bis zum goldnen Thor bei St. Francisco, scheint er seine Hauptreserven concentrirt und sich den Columbia, diesen Strom endloser Wildniß, dessen grünliche Wogen zwischen den golddurchflochtenen, nackten Gebirgen des unerforschten Oregon hinbrausen, als seine Hauptheerstraße auserwählt zu haben. In der Nähe der Insel Vancouver, am Puget Sound (Piudschet Saund), einem vielverzweigten Meeresarme, der sein Salzwasser bis auf mehr als vierzig deutsche Meilen in das Innere des Territoriums Washington ergießt, und am Frazerflusse findet man den Lachs, von dem man in Amerika bis jetzt siebenzehn verschiedene Arten kennt, in solchen Mengen, daß ihre Zahl alle Begriffe übersteigt. Hat man dort mit einem einzigen Netzzug doch schon dreitausend gefangen! Für die an dieser Küste wohnhaften Indianer bilden die Lachse fast ausschließlich den Lebensunterhalt. Sollte der Fisch einmal seine jährlich wiederkehrenden Wanderungen die Stromläufe hinauf einstellen, so würden die Rothhäute geradezu verhungern müssen.

In den Jahren 1853 und 1854 machte man den Versuch, diese amerikanischen Lachse auf die Hauptweltmärkte zu bringen. Große Massen derselben wurden nahe der Mündung des Columbia und einhundert und zwanzig Seemeilen weiter oberhalb, bei den Stromschnellen der Cascades eingefangen, gesalzen und in's Ausland verschifft. In neuerer Zeit hat man großartige Lachspackereien bei Astoria errichtet und es leidet wohl keinen Zweifel, daß der Lachsfang, systematisch betrieben, diesem fernen Westen dereinst von unberechenbarem Nutzen sein wird. Ehedem, als die bekannte Hudsonsbay-Company noch ihre Pelz- und Handelsdepots in Oregon hatte, war der Lachshandel zwischen genannter Compagnie und den Indianern sehr bedeutend. Jetzt fangen die Indianer sie meistens zum eigenen Gebrauche, essen sie frisch und bewahren sie als Wintervorrath auf, versorgen auch die Städte und nahegelegenen Ansiedelungen der Weißen damit, was ihnen noch immer einen erklecklichen Erwerb abwirft.

Im Monat Juli ist die Hauptsalmenernte der Indianer. Es war Ausgangs dieses Monats und noch dazu blauer Montag, also ein Tag, an welchem ein guter Bürger sich Etwas zu gute thun soll; ich schlug daher einem wanderlustigen Freunde vor, zur Erholung von den Anstrengungen des Geschäftslebens einmal eine kleine Vergnügungstour zu machen und die etwa sechs englische Meilen oberhalb Dalles in Oregon gelegenen Fälle des Columbia (The Dalles) zu besuchen, bei denen die Indianer ein Sommerlager zum Lachsfang aufgeschlagen hatten, um die Herren Rothhäute beim Fischfang dort persönlich zu beobachten.

Gesagt, gethan! Das Wetter war allerdings etwas windig, — leider ein unverbesserlicher Naturfehler dieser Gegend — und die Staubwolken zogen wie Höhenrauch das wilde, von fast aller Vegetation entblößte und von nackten Bergen eingeschlossene Thal des Columbia hinauf; aber daran hatte ein längerer Aufenthalt im goldenen Oregon uns gewöhnt und wir hätten lange warten können, bis es hier einmal nicht wehte. Da das Wetter sonst zu einem Marsche über die Berge einladend und nicht zu warm war, so konnte der Wind uns nicht von unserem Ausfluge abhalten.

Bald hatten wir den nöthigen Proviant in Gestalt solider und flüssiger Magen- und Herzstärkungen eingelegt, eine wichtige Vorsichtsmaßregel, da wir uns nicht bei den Wilden zu Lachs und Heuschrecken zu Gaste einzuladen wünschten und dort auch keine Hôtels zu erwarten waren. Die goldgelben Meerschaumpfeifen wurden mit echtem Virginia gestopft, mein wanderlustiger Freund nahm seinen knorrigen Ziegenhainer und ich meinen Gemsenstock, dessen Heimath auf den silbernen Alpen am Weißen Berge ist, zur Hand, die Pfeifen wurden angesteckt, und lustig ging's, blaue Wolken emporwirbelnd, den Staubwolken zum Trotze, die uns umhüllten, auf dem Eisenbahndamm dem Ufer des Columbia entlang, dem Lager unserer rothen Freunde entgegen.

Der Weg auf diesem allen deutschen Eisenbahnbauten Hohn sprechenden, unebenen und in fortwährenden Biegungen sich hin- und herschlängelnden Eisenbahndamm war entsetzlich holprig. Besonders unangenehm war die Passage über ein paar luftige, sehr wackelige Holzbrücken, welche wir jedoch, ohne einen weiten Umweg über die mit Felsgeröll bedeckten Berge zu machen, nicht wohl vermeiden konnten. Der Leser denke sich eine Holzbrücke, die an sechzig Fuß hoch einen über Felsen dahinbrausenden Wasserlauf ein paar hundert Schritte weit überspannt. Schritt für Schritt mußten wir von einer Schienenschwelle zur andern, die mitunter unangenehm weit auseinander lagen — auf einer Stelle vier bis fünf Fuß weit von einander entfernt — über den Abgrund

* Diese touristisch-ethnographische Skizze ist in der That „über den halben Erdball“ zu uns herübergewandert, aus dem Staate Oregon im fernen Westen Nordamerikas und aus derselben Feder kommend, welcher die Gartenlaube (1865, Nr. 20) den mit so allseitigem Interesse aufgenommenen Aufsatz über die rheinischen Hurdy-Gurdys verdankt. Die Redaction.

schreiten, dabei ab und zu von heftigen Windstößen berührt, mit einer höchst romantischen Aussicht in die felsige Tiefe unter uns, die sich zwischen den Schienenschwellen aufschloß. Gewiß wird er uns verzeihen, daß wir vorsichtshalber unsere Meerschaums in die Taschen steckten, bis wir wieder auf festem Boden anlangten!

Rüstig weiter marschirend, begegneten wir öfters Indianern in bunt-liederlichem Costüm, zu Fuß und zu Roß — meistens zu Zweien auf einem Pony reitend — mit Packpferden im Gefolge, welche mit Binsenmatten, aus denen die Rothhäute ihre Hütten bauen, mit allerlei Apparaten zum Fischfang und muk-a-muk (Eßwaaren) beladen waren. Auf unsere wiederholte Anfrage, ob es in diesem Jahre viele Lachse im Columbia gebe, erhielten wir jedesmal die freudige Antwort: „na-wit-ku! hei-ü samon, sicks!" (Ja, ungeheuer viele Lachse, mein Freund!)

Wenn man glaubt, daß die Indianer heutzutage den prächtigen Heldengestalten aus Cooper's Romanen oder denen aus Longfellow's „Hiawatha" auch nur im Allermindesten ähnlich sind, so thut es dem Verfasser leid, solche Phantasie durch Darstellung der Wirklichkeit grausam enttäuschen zu müssen. Anstatt jener stolzen Söhne der Wildniß, mit muthblitzenden Augen, prächtig tättowirt und mit Pantherfellen und buntgestickten Togas geschmückt, findet man vielmehr wahre Jammergestalten, ungewaschen und ungekämmt, in Kleidern, gegen welche die eines italienischen Lumpensammlers Galaanzüge sind, Geschöpfe, die vor Schmutz und Ungeziefer buchstäblich umkommen, und mit nichtssagenden, stieren Blicken und verdummten Gesichtern öfters halb blödsinnig aussehen, trotzdem aber in allen Kniffen des Diebshandwerks außerordentlich bewandert sind.

Wer an die holde Min-ne-ha-ha (lachendes Wasser) des Dichters Longfellow denkt und dann eine dieser Squaws (Indianerfrauen) betrachtet, welche von der schmutzigsten Zigeunerin verächtlich über die Achsel angesehen werden möchten, der wird sich eines Seufzers über den Verfall der Indianerrace nicht enthalten können oder vielleicht argwöhnen, daß die Herren Cooper und Longfellow ihre Indianer durch magisch verschönernde Brillen angeschaut haben, was — im Vertrauen sei's gesagt — nach des Verfassers bescheidener Ansicht gar nicht so unwahrscheinlich ist.

Der Boden, über den wir hinschritten, wimmelte von Crickets (eine Heuschreckenart), welche in diesem Jahre hier zu Lande eine wahrhaft ägyptische Plage und den wenigen Farmern, die um Dalles herum ansässig sind, ungeheuren Schaden auf den Feldern zufügen. Die Seiten der Berge waren ganz lebendig von diesen sich sämmtlich nach einer Richtung mit eleganten Seitensprüngen fortbewegenden Heuschrecken. Für die Indianer sind die Crickets ein wahrer Gottessegen, da sie dieselben für eine große Delicatesse halten, — und manche Squaw sahen wir, die sich eifrig bückte und ihrem solche Arbeit verschmähenden Gemahl eine Hand voll der lustigen Springer als Imbiß einfing, welche er dann, die Lippen schnalzend, mit Haut und Haaren verzehrte.

Je mehr wir uns dem Indianerlager näherten, um so wilder ward die Gegend. Schwarze, lava- und basaltähnliche Felsmassen lagen in wüstem Chaos über- und durcheinander, immer lauter brauste der Columbia und stürzte sich schäumend durch sein zerrissenes Felsenbett, und der Wind, der sich augenscheinlich bemühte, uns umzublasen und aus allen Ecken des Himmels zugleich zu wehen schien, brachte manchen ungalanten Fluch beinahe bis auf unsere Lippen. Daß die Indianer den Schauplatz einer uralten Teufelssage, nach welcher der Böse, von grimmigen Feinden bedrängt, diese Berge mit seinem Schwanze auseinanderschlug, um sich durch die Oeffnung hindurch zu retten, hierher verlegt haben, macht der Phantasie der Rothhäute alle Ehre.

In der Felsenwildniß vor uns gab's Schaaren von Indianern, alle waren fleißig beschäftigt beim Fangen und Zubereiten der Lachse zum Wintervorrath. Rothe Männer standen mit langen Stangen und Netzen am Rande der zahlreichen, engeren Stromschnellen und ihre Ehehälften schleppten die gefangenen Fische weiter hinauf auf's Trockene oder nach den Binsenhütten, wo sie dieselben in der Sonne und am Feuer dörrten, räucherten, das Fleisch von den Gräten schabten und zerstampften. Fischgräten und halb in Fäulniß übergegangene Salmen lagen, wo man nur hinsah, und wenn der Wind die Luft von den pestilenzialischen Gerüchen nicht etwas gereinigt hätte, so wäre es für civilisirte Nerven geradeweg nicht zum Aushalten gewesen. Aber auch so verging mir der Appetit zum Lachsessen auf lange Zeit!

Vorsichtig schritten wir über die von Lachsfett schlüpfrigen, schwarzen Felsmassen, es möglichst vermeidend, auf die zahllosen Gräten, Rogen und zerrissenen Fische zu treten, um zunächst an den Rand der Stromschnellen zu gelangen und die rothen Herren Fischfänger dort zu besuchen. Am Felsenufer eines etwa zwanzig Schritte breiten Canals machten wir Halt, durch den sich die wilden Wasser, wie toll über- und durcheinander stürzend, hinzwängten und entlang tobten, mit einer Gewalt, daß es fast unglaublich schien, wie es den Fischen möglich ward, dagegen anzuschwimmen.

Eine Gesellschaft von Rothhäuten im Feigenblätter-Costüm, die sich zum Fischfang am Rande des Canals zu beiden Seiten entlang postirt hatten, begrüßten uns mit einem freudigen „Klahoim, sicks!" (ich grüße Dich, mein Freund!) offenbar sehr geschmeichelt, daß die bleichen Gesichter sie besuchten, um ihre Geschicklichkeit im Lachsfang zu bewundern.

Die meisten der Indianer hatten lange, am untern Ende mit Eisenhaken versehene Stangen in den Händen. Auf Gerathewohl steckten sie diese Stangen in's wild brausende Wasser und zogen sie, einen kurzen Ruck damit gegen die Strömung machend, augenblicklich wieder heraus. Alle paar Minuten zappelte ein Fisch am Haken, der lose an der Stange sitzt und abrutscht, sobald ein Lachs daran steckt, und wurde vermittels einer am Haken befestigten Schnur auf's Trockene geschleudert, wo man ihn mit einem kurzen Knüppel unbeholfen auf den Kopf schlug und vorläufig beruhigte.

Hunderte von Indianern waren auf diese Weise dem Rande der zahlreichen Stromschnellen entlang in Thätigkeit, und wenn ich hinzufüge, daß der Lachsfang dergestalt Monate lang ununterbrochen fortgesetzt wird, so wird der Leser wohl über die Zahl dieser Salmen-Heerschaaren erstaunen, welche in jedem Sommer den Columbia hinaufziehen.

In den Höhlungen zwischen den Felsplatten lagen hie und da die Lachse haufenweise aufgeschichtet, wo sie beim Fallen des letzten hohen Wassers sitzen geblieben waren und nicht wieder in den Strom zurückgelangen konnten. Da bei den Indianern jedoch der Aberglaube herrscht, daß der Große Geist es ihnen verbietet, diese unglücklichen Lachse zu benützen, so bleiben dieselben ruhig dort liegen, bis sie in der Sonne in Fäulniß übergehen und vertrocknen, wobei sie buchstäblich in ihrem eigenen, durch die Hitze herausbratenden Oele schwimmen.

Einige der Indianer fingen die Lachse in Handnetzen, welche sie ab und zu in's Wasser warfen, mit der Strömung hinuntergleiten ließen und dann wieder herauszogen; beiweitem die größere Zahl jedoch benützte die oben erwähnten Hakenstangen. Angeln werden gar nicht gebraucht, da die Lachse nicht anbeißen, indem sie auf der ganzen Reise, vom Meere bis nach den Felsengebirgen hinauf, gar nichts fressen.

Ein paar alte Bekannte unter den Indianern waren so freundlich, uns auf eine Zeit lang ihre Hakenstangen zu überlassen, damit auch wir unser Glück im Salmfang versuchen könnten. So einfach es nun auch aussah, die muntern Fische aus dem Wasser herauszuholen, so stand uns doch der Schweiß in großen Tropfen auf der Stirn, ehe es uns gelingen wollte, einen der Fische mit dem eisernen Haken unterm Bauch zu fassen zu bekommen.

Vor Freude emporspringend, endlich einen erwischt zu haben, kam ich auf der glitscherigen Felsplatte plötzlich in eine sitzende Positur, und als ich mich wieder aufgerichtet hatte und den gewaltig an der Schnur zappelnden schmucken Burschen mit einem graziösen Ruck auf's Ufer schlendern wollte, da — Hohn des Schicksals! — schnellte der Fisch zu meinem nicht geringen Aerger vom Haken wieder in's Wasser hinunter, um seine Reise nach den Felsengebirgen fortzusetzen, was meinen rothen Freunden ein homerisches Gelächter entlockte. Glücklicher war mein Begleiter, der so lange fortfuhr auf gut Glück im Wasser herumzuhaken, bis er einen sku-kum (gewaltigen) Fisch herausgeholt, den ich, ihm zu Hülfe springend, mit einem freundschaftlichen Knüppelchen reglementmäßig über den Styx beförderte.

Unsern sku-kum Fisch, der an zwanzig Pfund schwer sein mochte, dem tei-i (Häuptling) überlassend, verabschiedeten wir uns von den rothen Männern am brausenden Columbia und wanderten nach den ein paar hundert Schritte vom Ufer entfernt gelegenen Indianerhütten, um den reizenden Squaws dort einen Freundschaftsbesuch abzustatten.

Da lagen sie in poetischem Negligé unter den langen Binsenmatten-Hütten, romantisch gruppirt und in zerlumpten Gewändern, sammt und sonders mehr oder weniger fleißig bei der Arbeit, die frisch eingefangenen Salme zum Wintervorrath zuzubereiten. Als Kopfbedeckung trugen sie aus Binsen geflochtene Hüte, die wie das stumpfe Ende eines halb durchgeschnittenen Zuckerhutes aussahen, nur etwas gelber und dabei schwarz geädert. Diese Hüte sind wasserdicht und werden auch noch als Kochtöpfe benutzt. Man füllt sie mit Mehlbrei und wirft einen glühend heißen Stein hinein; wenn dann die Speise gahr ist, dienen sie auch noch als Eßschüsseln.

Behutsam, um nicht etwa die Bekanntschaft zudringlicher kleiner Hautkneifer zu machen, von denen diese Indianerwohnungen wimmeln, hoben wir eine der Binsenmatten von der Seitenwand der Hütte und nahmen auf einem losen Basaltblock Platz, indem wir uns von jeglicher Berührung mit indianischen Toilettengegenständen fern hielten. Unter dem niedrigen Dache der Hütte hingen an unzähligen Querstangen auseinandergeschnittene, gedörrte und geräucherte Salmen, aus denen die Eingeweide und Gräten entfernt waren, in Reihen nebeneinander, die kleinen und großen hübsch sortirt, deren liebliches Aroma und appetitliches Aeußere einem Lucull sicherlich das Wasser auf die Zunge gebracht haben würden. Die Kiemen und Kiefern, jede Sorte für sich, hingen als besonders delicater muk-a-muk getrennt von den Fischen an besonderen Stangen. Neben uns stampfte ein Squaw-Fräulein getrocknetes, von ihren Schwestern mit den Fingern kleingerissenes, röthliches Lachsfleisch in einem großen, mit Bärenfell überzogenen Steinmörser zu Pulver, aus welchem mit Zuthat von Eichelmehl delicate Kuchen gebacken werden.

Nachdem die Lachse gehörig getrocknet und geräuchert oder auch pulverisirt sind, werden sie in Körben und Matten zum Wintervorrath fest verpackt. Salz zum Aufbewahren der Fische wird von den Indianern wenig oder gar nicht gebraucht. Um das Fleisch leichter von der Haut und den Gräten abzulösen, werden die frischgefangenen Salmen zuerst im Freien auf einer Felsplatte ein paar Stunden lang dem brennenden Strahl der Mittagssonne ausgesetzt und dort so lange liegen gelassen, bis das Fett unter der Haut zu schmelzen beginnt; worauf die zarten Hände der Squaws die Fische auseinanderreißen und das Fleisch von der Haut und den Gräten mit einem Stück Holz herunterschaben — ein äußerst appetitliches Schauspiel!

An mehreren Stellen brannten oder vielmehr qualmten in der Hütte Holzstöße, über denen in Hälften zertheilte Lachse geräuchert wurden. Das dazu nöthige Holz wird von einer eigens dazu angestellten Squaw-Abtheilung aus einer Entfernung von mehreren englischen Meilen in Bündeln herbeigeschleppt, da nahe den Fällen des Columbia weder Baum noch Strauch gedeiht.

Während wir unsere Siesta auf dem Basaltblock vor der Hütte hielten, langte gerade eine Abtheilung solcher Holzträgerinnen im Lager an. Ein über die Stirn geschlungenes breites Band hielt die auf gebogenem Rücken getragene Last. Im Gänsemarsche kamen diese Squaws von den Bergen herunter und über die Felsen daherspaziert und bildeten in ihren zerlumpten Kleidern, aus deren Falten hier und da halb untergegangene Crinolinen verschämt hervorguckten, den mit Kochtöpfen bedeckten Köpfen und mit chinesischem Vermillon geschmackvoll decorirten Gesichtern eine äußerst reizende Gruppe. Eine andere Abtheilung von Squaws schleppte die von ihren Herren eingefangenen Salmen von den Stromschnellen herbei; der Rest der weiblichen Gesellschaft war, wie bereits erwähnt, beim Zuberriten der Fische in und bei den Hütten beschäftigt, so daß das ganze Lachsgeschäft ordnungsmäßig ineinandergreift.

Die Herren Rothhäute überlassen alle diese Geschäftssorgen ausschließlich ihren fleißigeren Ehehälften und vertreiben sich die Zeit beim Lachsfang oder auch mit Rauchen, Essen und Schlafen, da sie die Arbeit eines Mannes unwürdig und für eine Schande erachten.

Im Innern der Hütte krochen eine Menge junger Indianer beiderlei Geschlechts auf dem Boden umher, von denen die kleinsten, welche eben erst zu sprechen (wa-wa) lernten, mit bunten Glasperlen und messingnen Ringen spielten oder mit kleinen Glocken (ting-tings) klingelten, indeß die älteren theils ihren Müttern beim Reinigen der Lachse halfen, theils die Anfangsgründe der Malerkunst auf ihren gegenseitigen Gesichtern mit flammenden Farben zu bemeistern suchten. Trotzdem alle Squaws mehr oder weniger beschäftigt waren, sah man ihnen doch in jeder ihrer Bewegungen die der rothen Race angeborene Trägheit an. Sogar die Hunde, wahre Scheusale von Häßlichkeit, mit struppigem Haar und weinerlichen Augen, schienen von der Faulheit der Indianer angesteckt zu sein und das Bellen ganz und gar verlernt zu haben. Eine Squaw-Matrone, welche sich die Runzeln im Gesicht mit feuerrothem Zinnober nach den Regeln der Wissenschaft linirt hatte, brachte uns ein pikant duftendes Gericht von Salmen und Heuschrecken in ihrem Hut als muk-a-muk und lud uns mit gewinnenden Blicken ein, nicht blöde zu sein, sondern nur tüchtig zuzugreifen. Unhöflicher Weise wiesen wir indeß die Einladung zurück und regalirten uns statt dessen mit unserm von Dalles mitgebrachten Boston-man muk-a-muk (Essen für Weiße).

Die meisten der Indianer, welche in dieser Gegend jeden Sommer beim Lachsfang beschäftigt sind, kommen aus weiter Ferne, sowohl aus Oregon als aus dem Territorium Washington, zum Theil bis zu zweihundert englische Meilen weit her, um sich den unentbehrlichen Wintervorrath einzufangen. Da jeder Stamm einen ihm eigens angewiesenen Platz zum Fischen hat, den er mit ängstlicher Genauigkeit inne hält, so geben die in zahlreichen Gruppen zerstreuten Indianer dem ganzen Bilde einen äußerst lebendigen Anstrich. Von der Regierung der Vereinigten Staaten sind ihnen die Fischereien an den Fällen des Columbia durch besondern Vertrag vorbehalten worden, und es ist den Weißen verboten, dort zu fischen. Wäre es diesen erlaubt, sich beim Fischfang an den Fällen zu betheiligen, so würde die Lachsernte hier Resultate liefern, deren Zahlen in's Unglaubliche gehen möchten, denn es wäre ein Leichtes die halbe Armee der Salme bei ihrem Marsche den Columbia hinauf mit Stellnetzen in den Stromengen einzufangen.

Nachdem wir unsere Meerschaumpfeifen ausgeraucht hatten, beschenkten wir die Töchter der Wildniß mit bunten Glasperlen und hei-u Tabak und nahmen würdig mit Handschütteln von ihnen Abschied. Einigen trägen Hunden, die uns nicht aus dem Wege gehen wollten, waren wir genöthigt, unsanfte Fußtritte zu geben, was sie jedoch kaum zum Aufstehen bewog, bis das allgemeine Geschrei von „Dschu! Dschu!" (das indianische Wort für „Hund") sie in Bewegung setzte. Durch die Felsenwildniß, denselben Weg, den wir gekommen, wanderten wir langsam zur Stadt zurück.

Von den Schienenschwellen auf der nächsten, an siebenzig Fuß hoch überm Wasser schwebenden hölzernen Eisenbahnbrücke herab hatten wir eine recht interessante Niederschau auf ein Dutzend tief unter uns wie Enten im Wasser umherschwimmender Squaws, denen wir so lange zuschauten, bis das sich schnell nähernde Donnergetöse des von Celilo kommenden Bahnzugs uns ermahnte, statt die Schwimmkünste der braunen Nixen zu kritisiren, lieber an unsere Sicherheit zu denken und uns so schnell wie möglich von der gefahrdrohenden Brücke herunter zu begeben. Kaum hatten wir diese glücklich hinter uns, als der Bahnzug, gedrängt voll von biedern Goldgräbern, die, mit Goldstaub beladen, vom obern Columbia und von Boise kamen, bei uns vorbeiraste, dem wir dann möglichst schnell nach Dalles folgten, um von den braven Goldjägern noch vor Abend möglichst viel schnöden Mammon für elegante Kleidungsstücke einzutauschen — denn, auch das soll der Leser wissen, wir sind die glücklichen Besitzer eines Stores, d. h. einer Niederlage für Alles, im fernen Westen.

Aus dem Staate Oregon, Ende Juli 1865.

Theodor Kirchhoff.

Ein verfassungstreuer Kriegsminister.

Von **Schmidt-Weißenfels.**

Im September des Jahres 1848 war die politische Stimmung in Berlin eine äußerst erregte. Das Hoffen hatte den Befürchtungen Platz gemacht, ein tiefes Mißtrauen beherrschte die Gemüther, die Masse des Volks hielt sich für betrogen und ließ den Unmuth, den die Furcht gebiert, bereits an der Nationalversammlung aus, welcher alle moralische Souverainetät überlassen

worden war, ohne daß sie jedoch irgend welche physische Macht in Händen besaß. Sie selbst, von welcher das Volk Alles erwartete, fühlte sich gelähmt und war unfähig, einer peinlichen Situation zu entgehen. Der Hof und seine große Partei standen ihr in feindseliger Kälte gegenüber und belehrten sie, daß ihre Arbeit eine nutzlose sein werde; die Armee haßte die Nationalversammlung, weil diese den Stein'schen Antrag angenommen, wonach den Officieren die reactionäre Agitation verboten wurde; die Zeichen gaben sich kund, daß diese feindlichen Elemente einen Schlag gegen sie vorbereiteten und daß ein Gewitter langsam drohend heraufziehe. Andererseits waren die Berliner nur zu sehr geneigt, die Nationalversammlung dafür verantwortlich zu machen, daß die Verfassung noch nicht proclamirt, Preußen noch kein fertiger constitutioneller Staat, die Reaction nicht ohnmächtig gemacht worden sei.

Da äußerte sich auch plötzlich eine Thatkraft des bisher förmlich resignirten Hofes. Das Ministerium Kühlwetter-Auerswald-Rodbertus hatte seine Entlassung genommen — man ließ es fallen ohne Bedauern, weil es im Sturm der Sommerzeit wie ein Rohr hin- und hergeschwankt. Aber desto gespannter wartete man auf die Ernennung des neuen Ministeriums. Hoffen und Fürchten hielten sich acht Tage lang die Wage. Man wußte, daß Beckerath mit dem Könige unterhandle; man hörte, daß sein Programm verworfen sei. Was nun? Das Mißtrauen wuchs; man fühlte das Nahen einer Krisis. Und nun vernahm man gleichzeitig die Ernennung Wrangel's zum Obercommandanten in den Marken, eine Stellung, die nach militärischen Maßnahmen gegen Berlin aussah; die drohende Ansprache des Generals an die Berliner Bürgerwehr mit der Hinweisung auf die Kugeln im Lauf der Gewehre und die haarscharf geschliffenen Säbel seiner um die Hauptstadt gelagerten Truppen; die ganz ähnliche drohende Proclamation des Grafen Brandenburg an die schlesischen Truppen, und endlich die Ernennung eines Generals, des Herrn von Pfuel, zum Ministerpräsidenten und Kriegsminister. Es war klar, daß eine Militärregierung ihren Anfang genommen hatte und ein System in Wirksamkeit treten sollte, welches die Reaction während ihrer Zurückgezogenheit seit Monaten klug ersonnen. Bestürzung war denn auch der erste Eindruck dieser Nachrichten und Niemand ahnte Gutes, als am 21. September der General von Pfuel in das Ministerhôtel einzog. Lag es nicht allzu nahe, daß er der ausgesuchte Mann sei, den Proclamationen Wrangel's und Brandenburg's den rechten Inhalt zu geben? Mußte man nicht glauben, daß mit der unverkennbar eingesetzten Militärregierung Herr von Pfuel die Mission übernommen habe, die Reaction mit Thaten zu beginnen?

Je größer Furcht und Mißtrauen waren, welche das neue Ministerium begrüßten, in dem auch der verhaßte Name Eichmann figurirte, desto beeiferter zeigte man sich, den Charakter des Ministerpräsidenten, Generals von Pfuel, festzustellen, seine Thaten sich in Erinnerung zu rufen, aus seiner Vergangenheit auf die Politik zu schließen, die von ihm zu erwarten war. Freilich, der General war nichts weniger als unpopulär; er war sogar als ein leutseliger, redlicher, schlichter Soldat beim Volke beliebt und durch seine vorzügliche und von den Berlinern vielbesuchte Schwimmschule in einen volksthümlichen Ruf gekommen; ebenso hatte er als Gouverneur von Berlin am 18. März durch seine Humanität und seinen Widerwillen gegen Gewaltmaßregeln sich ein gutes Andenken hinterlassen. Aber dies Alles galt unter den obwaltenden Umständen nicht viel und wurde nicht in Anschlag gebracht, da man den volksthümlichen Charakter Pfuel's nicht mit den militärischen Maßnahmen des Hofes, Wrangel's und Graf Brandenburg's in Einklang zu bringen vermochte. War doch auch „Vater Wrangel" bis dahin und als Generalissimus in Schleswig-Holstein für einen echt volksthümlichen Soldaten gehalten worden, der nicht zu den Vertretern des absolutistischen, reactionären Militärstaates gezählt wurde — bis die Proclamation den Berlinern die Augen öffnete und sie sich nun mit einem Male von „Vater Wrangel" nichts Gutes mehr versprachen, trotzdem er ihnen versichert hatte, daß er „keine Reaction" machen wolle. So fiel denn auch von dem General von Pfuel die Hülle des Volksthümlichen in den Augen der Berliner plötzlich ab und sie sahen in dem neuernannten Ministerpräsidenten nichts als den energischen und bewährten Soldaten, dem, gleich Wrangel, nicht viel zu trauen sei. Anfänglich setzte man wohl bei ihm Milde und Humanität voraus; aber desto sicherer erwartete man jetzt eine feste Politik der Reaction von ihm, die dem Hofe über alle bisherigen Zugeständnisse und constitutionelle Versprechungen hinweghelfen solle. Suaviter in modo, fortiter in re — mild in der Form, aber energisch im Handeln, so, dachte man, sei es von oben herab Pfuel und Wrangel anbefohlen worden, die Beide eine Allianz abgeschlossen hätten, dem Treiben in Berlin und in der Nationalversammlung, kurz und gut dem ganzen constitutionellen, allen Militärs zum Gräuel gemachten Kram, allen verwünschten Märzerrungenschaften ein Ende, allenfalls mit Blut und Eisen, zu bereiten.

Und wie nun unter solchen Erwartungen das Bild des Generals Pfuel schnell gemalt wurde, repräsentirte es allerdings nicht als den bloßen Soldaten, bei dem die sonst populären Züge im sehr dunkel gehalten waren. Ernst von Pfuel, aus einer altadeligen Familie, die mit den Ascaniern in's Land gekommen und so reich begütert war, daß man ihren Gütercomplex das Pfuelen-Land nannte, wurde von Hause aus zum Soldaten bestimmt, trat nach seiner Ausbildung in der damaligen école militaire zu Berlin mit siebenzehn Jahren in das Regiment des Königs ein, welches zu Potsdam in Garnison stand und machte den Feldzug von 1806 als Adjutant des Generalstabes von Blücher mit. Durch die Capitulation Blücher's bei Rattkau kam auch er in französische Kriegsgefangenschaft, wurde indeß auf sein Ehrenwort, nicht mehr gegen Frankreich zu fechten, entlassen.

Pfuel nährte aber einen solchen Haß gegen Napoleon, daß er sich nach dem beendigten Kriege mit Preußen seines Wortes für entbunden hielt und in die Verbindung jener Patrioten trat, welche freiwillig einen erbitterten Krieg gegen die Herrschaft des Cäsarismus mit Wort und Schrift und mit Thaten unterhielten. Als Deutschland zum ersten Male seit der Zertrümmerung Preußens wieder mit Hoffnungen auf Erlösung erfüllt wurde in Folge des Krieges, den Oesterreich von Neuem gegen Napoleon begonnen, da war auch Pfuel einer von denen, die der Haß gegen den Cäsar in die Reihen der österreichischen Armee trieb. Als Hauptmann im General-Quartiermeisterstabe machte er den Feldzug mit; seine Thätigkeit, namentlich in Tirol, lenkte die Aufmerksamkeit der Franzosen besonders auf ihn und sie konnten es nicht lassen, ihn in effigie an den Galgen zu hängen, woraus sich der junge Officier bei seinem Phlegma freilich äußerst wenig machte.

Nach dem Frieden und unter der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands hing Pfuel keineswegs die Flügel. Auch er war sicher, daß es mit der Unterdrückung Deutschlands nicht mehr allzu lange dauern und die Volkskraft unter dem Druck endlich so weit erstarken werde, um das Joch abzuschütteln. Als Mitglied des Tugendbundes agitirte er mit für die Kräftigung des nationalen Geistes, und wie Vater Jahn später in der körperlichen Ausbildung der Jugend durch Turnen ein Mittel erkannte, den Geist des Volkes frisch und frei zu machen, so hat auch Pfuel das Verdienst sich erworben, durch seine Einrichtung der Schwimmschulen, speciell für die Soldaten, die vernachlässigte Sorge körperlicher Erziehung und Geschicklichkeit der Jugend an's Herz gelegt zu haben. Während der lethargischen Zeit bis zu dem Ausbruch des russischen Krieges richtete er in Oesterreich Militär-Schwimmschulen nach seinem Muster ein; erst ein Jahrzehnt später gründete er eine solche in Berlin, welcher er noch als Greis vorsteht. Bis in den November hinein sieht man hier den Alten sich baden und schwimmen nach der Methode des Frosches.

Selbstverständlich gehörte auch Pfuel zu denjenigen verabschiedeten preußischen Officieren, die 1812 in russische Dienste traten, um gegen Napoleon zu fechten. Diesmal wurde die Hoffnung auf die Nemesis für den Unterdrücker nicht getäuscht. Als Chef des Generalstabes von Tettenborn rückte er mit der russisch-deutschen Legion im Beginn des Jahres 1813 in sein Vaterland, dem die Stunde der Befreiung schlagen sollte. Bis 1815 blieb Pfuel in russischen Diensten und machte den Feldzug mit; erst nach der Rückkehr Napoleon's von Elba trat er wieder in die preußische Armee und zwar als Oberst im Generalstabe von Blücher's, seines alten und verehrten Generals, Hauptquartier. Seiner speciellen Energie gelang es, den Aufstand des sächsischen Truppencorps in Lüttich, am 2. Mai 1815, zu unterdrücken und die beabsichtigte Decimirung der Aufständischen mit seinem humanen Geiste zu verhindern.

Nach dem glorreichen Feldzug von Waterloo, an dessen Ehren auch er vollen Antheil genommen, ward er zum Commandanten von Paris ernannt, während General Müffling Gouverneur der preußischen Hauptstadt wurde. Er hatte in dieser Stellung ein=

mal Gelegenheit, sich persönlich bei den Herren Franzosen in Respect zu setzen. Ein französischer Capitain hatte sich über irgend Etwas bei Pfuel beschwert und war deshalb höflichst zur Thür gewiesen worden. In Folge dessen forderte er den Commandanten zum Duell. Mit größter Liebenswürdigkeit fragte ihn Pfuel nach den Waffen und als der Franzose Degen verlangte, ließ er zwei solcher Dinger nach dem Vorzimmer bringen und der Kampf begann. Nach einigen Ausfällen des Franzosen sah derselbe mit dem verdutztesten aller Gesichter plötzlich seinen Degen wegfliegen, Herrn von Pfuel ihn höflich grüßen und sich in sein Zimmer zurückbegeben. Der preußische Officier hatte dem französischen so glatt den Degen aus der Hand geschlagen, wie Erde aus einem Blumentopf.

Nach dem Frieden kam Pfuel nach Berlin zum Generalstabe. Hier hielt er u. A. vor größeren Officierkreisen Vorträge, die, später vom General Decker unter dem Titel: „Ansichten der Kriegführung im Geiste der Zeit", herausgegeben, zu den geschätztesten Büchern der militärischen Literatur gehören. Später Brigadier in Magdeburg, darauf Divisionär geworden, erhielt er 1831 die Sendung nach Neuchâtel, wo eine Empörung gegen die preußische Oberhoheit ausgebrochen war. Als Sieger in Neuchâtel wurde er zunächst Gouverneur dieses Ländchens, welches vornehmlich von lauter gesetzlich erlaubten Republikanern, nämlich Schweizern, bevölkert ist und sich 1848 bekanntlich auch wirklich von Preußen losriß; dann stieg er zum Generallieutenant und 1837 an Müffling's Stelle, dem er gewissermaßen immer auf die Hacken trat, zum commandirenden General des siebenten Armeecorps. Sechs Jahr später ward er General der Infanterie, dann Chef des dreizehnten Infanterieregiments. Und da die Orden für die Leute noch immer so viel werth sind, daß sie das Verdienst, wenigstens eines Soldaten, darnach bemessen, so diene zur Notiz, daß Pfuel, wie alle preußischen Generale, nicht genug Tuch auf der Brust besaß, um alle die blitzenden Sterne mit Anstand unterbringen zu können. Er konnte auch mit dem Orden pour le mérite, mit dem eisernen Kreuz, sogar mit dem schwarzen Adler- und dem schwedischen Seraphinenorden aufwarten, der einer anderen als fürstlichen Brust nur höchst selten zur Zierde gereichen darf.



General Pfuel.

Da im Herbst der alte Müffling aus seiner Stellung als Gouverneur von Berlin schied, wer anders hätte ihm darin folgen sollen, als der alte Pfuel? Am 18. März, als in Berlin die Revolution ihre Gewaltschläge entlud, setzte es die militärische Partei durch, daß noch vor dem Kampf gegen die Barricaden Pfuel durch eine Mission nach St. Petersburg von seinem Gouverneurposten entfernt wurde. Der General mußte den Thatlustigen kein rechtes Vertrauen einflößen; er war während der unruhigen Tage vorher ihnen zu nachsichtig gewesen und hatte nicht die Energie militärischer Maßnahmen entwickelt, die nach den ominösen zwei Schüssen des 18. März als Parole ausgegeben wurde. Aber schon zwanzig Stunden später mußte der Gouverneur von Berlin das Schloß räumen lassen.

Wie bereits gesagt, die Ernennung Pfuel's am 21. September zum Ministerpräsidenten wurde unter den gleichzeitig auftretenden Anzeichen einer reactionslustigen Militärregierung mit dem größten Mißtrauen aufgenommen. Um so größer war das Erstaunen, als der neue Minister am Tage nach seiner Ernennung der Nationalversammlung beiwohnte und durch seine Ansprache die Gemüther zu beschwichtigen suchte. Man konnte es unter den Umständen von einem zum Minister ernannten General gewiß nicht erwarten, daß er förmlich eine Lobrede auf die constitutionelle Verfassung hielt und sein Interesse dafür äußerte, es möge bald das Werk der Nationalversammlung, die constitutionelle Verfassung Preußens, zu Stande kommen. Ja, noch mehr, General Pfuel erklärte sich im Sinne des angenommenen Stein'schen Antrags, vor dem Rodbertus und Auerswald die Segel gestrichen, gegen die reactionären Tendenzen und Agitationen in der Armee und theilte mit, daß den Officieren diese seine Ansicht kund gethan sei. Er beruhigte wegen der Proclamation Wrangel's und dessen Ernennung zum Commandirenden in den Marken und erklärte, daß erst auf Verlangen der Bürgerwehr an ein Einschreiten des Militärs zu denken sei. Und aus dem Munde Pfuel's hatte diese Sprache besonderen Werth. Offenheit und Ehrlichkeit war so recht das Gepräge seines Charakters, wie es schon aus seiner ganzen Erscheinung ersichtlich war. Wenn man ihn in's Auge faßte, diesen General mit dem gebleichten Haar, groß und dürr, eckig und eher von bürgerlichem Habitus, dies verwetterte schmale Gesicht mit den tief eingefallenen Wangen, den scharfen Zügen und Furchen und den offenen hellen Augen — dann gewann die Ueberzeugung Raum, daß er es gut und ehrlich meine und von ihm nie ein Staatsstreich zu erwarten sei.

Mit dem Gewinn des Vertrauens bei den Bürgern büßte es der General von Pfuel aber bei den militärischen Reactionären ein, die ihre Zeit gekommen glaubten. Seine Verordnung an die Officiere hatte böses Blut unter denselben gemacht; die bald darauf stattfindenden Debatten der Nationalversammlung gegen den Adel und die Orden und die Beschlüsse gegen dieselben wurden zum guten Theil dem Minister angeschrieben, weil er sich dagegen still verhalten. Die Stellung des Herrn von Pfuel mußte denn wohl bald sich als unhaltbar erweisen. Angesichts einer sich rüstenden und mit Militärmacht versehenen Reaction verlangte das Volk eine Thatkraft des Ministeriums in seinem Sinne, die dem General Pfuel erstlich nicht innewohnte und die zweitens an dem entschiedensten Widerstand des Königs auch gescheitert wäre. Andererseits genügte Herr von Pfuel am allerwenigsten der Partei, die auf

Wrangel und Brandenburg blickte und die ungeduldig auf den Losbruch harrte. In diesen Kreisen ließ man ihn auch sofort fallen, und wenn ihn, wie vorauszusehen, die Hoffnung auf seinen Platz gestellt, er werde geschickt einige entscheidende Schläge gegen die Nationalversammlung und die Berliner Demokratie führen, worin Vater Wrangel ihn auf's Kräftigste unterstützt hätte, so kann man sich die Enttäuschung denken. Als nun gar in der Armee mit geflissentlichem Eifer erzählt wurde, der Minister, General Pfuel, habe, um dem tumultirenden Pöbel vor den Thüren der Nationalversammlung zu entgehen, das Anerbieten des „rothen“ Assessors Jung angenommen, sich unter dem Schutze desselben aus der Versammlung zu begeben; er habe ferner in der Wohnung dieses Demokraten eine Tasse Thee zu sich genommen, während sein Adjutant, im Gefühl der „echten“ militärischen Ehre, lieber vor der Thür die Rückkehr seines Chefs abwartete, als daß er sich durch das Betreten der Wohnung eines demokratischen preußischen Abgeordneten erniedrigt hätte — da war General von Pfuel mit allen seinen Würden und Orden ein abgethauer Mann, den man für alt und kraftlos ausgab, um nicht das Entsetzliche zu constatiren, daß ein preußischer General, einer im besten Sinne des Worts, auch im steten Bewußtsein eines redlichen constitutionellen Ministers, im Gefühl des Patriotismus und in Erinnerung an die Zeit der Befreiungskriege als ein braver deutscher Mann gehandelt hatte und handeln wollte.

Anfangs November des Jahres 1848 nahm Pfuel seinen Abschied; statt seiner kamen Brandenburg und Manteuffel, um die Reaction durchzuführen. Der letzte constitutionelle Minister Preußens aus dem Jahre 1848, der alte General von Pfuel, hatte seine Laufbahn geschlossen. Als er in der ersten Blüthe der Reaction einmal nach Charlottenburg zum König geladen war, fragte ihn im Vorzimmer ein Officier höhnisch:

„Und Excellenz haben noch nicht den Abschied genommen?“

„Noch keine Veranlassung, mein Verehrtester,“ antwortete er in seiner phlegmatischen Weise.

Als verabschiedeter General lebt er seitdem sehr zurückgezogen vom öffentlichen Leben in Berlin, fünfundachtzig Jahr alt, aber noch immer ein rüstiger Schwimmer. Beim großen Gedenkfeste der Leipziger Schlacht gehörte er zu den gefeiertsten Veteranen.

Ein fürstlicher Goldmacher und Geisterseher.

Wer die Landkarte von Deutschland sich gründlich in's Gedächtniß prägen will, hat auch heutzutage noch ein gut Theil Geduld nöthig und ein tüchtig Stück Arbeit zu bewältigen, denn wie erst vorm Jahre die Gartenlaube an's Licht gestellt hat, hocken gerade mitten im allerschönsten und deutschesten Deutschland die schwarzweißen, weißgrünen, rothweißen, grünschwarzgelben, ja selbst schwarzrothgoldenen und anderen zwei- und dreifarbigen Grenzpfähle so dicht aufeinander, daß es wohl geschehen mag, daß etwa ein Jäger in Sachsen-Gotha sich auf den Anstand postirt und allda sein Gewehr losdrückt, durch Weimar und Meiningen durchschießt, in Kurhessen oder Preußen den unglücklichen Lampe niederstreckt und etliche Schrotkörner noch über Schwarzburg-Sondershausen oder Schwarzburg-Rudolstadt verstreut.

Doch was will dies heitere Bunt gegen die reiche Mannigfaltigkeit bedeuten, als wir nicht blos mit dreißig und einigen allerhöchsten, höchsten und hohen Landesvätern beglückt waren, sondern uns deren mehr denn eines Vierteltausends erfreuen durften und jedem loyalen deutschen Unterthan die glückliche Chance winkte, dreihundertfacher Commissions- oder Commercienrath zu werden, — welche Perspective! — Dazumal war es auch, wo die Fürsten ihre Ländchen sammt Völkerschaften wohl unter ihre meist zahlreiche Nachkommenschaft zu theilen pflegten, um diese von vornherein gegen alle etwaigen mittelstaatlichen Gernegroßgelüste gebührend zu wahren. Eine solche Theilung seines Reiches ordnete bei seinem Ableben auch Herzog Ernst, der Fromme genannt, von Sachsen-Gotha an. Er hatte sieben Söhne, und so entstanden aus dem alten Stammfürstenthume sieben verschiedene neue Herzogthümer: Gotha-Altenburg, Coburg, Meiningen, Römhild, Hildburghausen, Saalfeld und Eisenberg. Das letztere fiel dem Prinzen Christian zu, der mit seinem Bruder Heinrich in Römhild die Auszeichnung theilte, der erste und zugleich der einzige Monarch eines neugeschaffenen Herzogthums zu sein.

Noch vor einem Jahrzehnt lag das Eisenberger Ländchen mit seiner Hauptstadt gleichen Namens zwar wie heute in einem allerliebsten grünen Winkel unweit der aus den Waldbergen des sächsischen Voigtlandes herabfließenden weißen Elster, aber doch in einem Winkel, welchen die großen Straßen der Menschen draußen nicht berührten und die Strömung von Leben und Cultur nur in ihren letzten matten Wellenringen streifte. Jetzt braust die Locomotive wenigstens auf Stundenweite heran, wenn auch vorbei und nur auf einer kurzen Zweigbahn des großen Thüringer Schienenweges, jener Zweigbahn, die, mustergültig durch ihre Geschwindigkeitsleistungen und Rastfristen, von Weißenfels über Zeitz nach Gera im Reußenstaate führt und somit Thüringen und Osterland verbindet.

Dies Eisenberg also, das beiläufig kein unfreundliches Oertlein ist mit manchem behäbigen Hause und reichgewürzter Lohgerberatmosphäre, erkor sich unser Herzog Christian zum Sitze seines neugestifteten Reichs, und da er ein kunstliebender Mann war und seinen Geschmack auf Reisen in Frankreich und Welschland gebildet hatte, so erbaute er sich alsbald auf einem Hügel ganz nahe bei der Stadt ein stattliches Residenzschloß im italienischen Stile, das noch heute steht und mit seinen wohlgepflegten Gärten die Hauptzierde der Umgegend bildet — wenn man dafür nicht lieber das weitberühmte, räumige Schützenhaus gelten lassen will mit seinem vielbesuchten sommerlichen Vogelschießen und seinen kühlen Bierkellern.

Herzog Christian, sorgfältig erzogen wie seine sechs Brüder auch, war ein Mann von trefflichem Herzen und von den besten Absichten für Völkchen und Land beseelt. Mit Ernst nahm er sich der Regierungsgeschäfte an, wohnte regelmäßig den Sitzungen seiner geheimen Hofkanzlei und seiner Kammer bei, in denen er meist eigenhändig das Protokoll der Verhandlungen führte, und regelte seine eigenen Ausgaben und die seines Gefolges mit lobenswerther und geschickter Sparsamkeit. Außerdem war er ein großer Gönner von Kunst und Wissenschaft und sein ausgedehnter Briefwechsel mit deutschen und ausländischen Gelehrten nahm nicht den kleinsten Theil seiner Zeit in Anspruch. Da der Herzog überdies mit seiner Gemahlin, einer Prinzessin aus dem damals noch blühenden herzoglichen Hause Sachsen-Merseburg, in tadelloser Eintracht lebte, so hätte er wohl eines guten Nachrufs gewiß und ein wahrhaft glücklicher Mann sein können, wäre nicht eine Liebhaberei gewesen, welche der Herzog mit so Vielen seiner Zeit theilte und die nach und nach zur unbezähmbaren Leidenschaft wuchs und ihn schließlich geistig und finanziell zu Grunde richten sollte. Es war die Modepassion jener Tage, der Wahn, durch alchymistische Proceduren Gold machen zu können, dem sich selbst viele der erleuchtetsten Köpfe nicht zu entziehen vermochten.

Dieser Wahn, aus unedlen Metallen Gold herstellen zu können, umdüsterte damals gleich einem langsam fortschreitenden Gifte die freien Geister und zählte in allen Ständen eine Menge Anhänger und Verehrer. In einem zu solchen Experimenten erbauten Laboratorium verbrachte der Herzog oft ganze Nächte unter anstrengenden Untersuchungen, die seine Gesundheit untergruben und seine Finanzen erschütterten. Sicherlich geschah dies Alles nicht ohne Mitwirkung seiner nächsten Umgebung, die, ihre eignen selbstsüchtigen Zwecke hierbei fördernd, den Herzog in seinem Glauben, bei seinen alchymistischen Versuchen von helfenden Geistern umgeben zu sein, wesentlich mit bestärkte. Mit diesen erträumten Geistern (Hieb, dem König von Waldeck u. a. m.) wechselte der Herzog unablässig Briefe, wobei er sich mit dem Namen „Theophilus, Abt der heiligen Jungfrau zu Laußnitz“ zu unterschreiben pflegte.

Bereits im Jahre 1696 hatten ihm die Geister den Besitz beträchtlicher unterirdischer Schätze versprochen, unter denen sich ein massiv goldner Sarg, ein Diamant von einem Pfund an Gewicht, eine goldne Schabrake, die der König von Waldeck getragen, goldne Schilder und Spangen, zwei goldne Schlaguhren u. dergl. m. befanden. Ferner wollte der Herzog den verborgenen Schatz im nahen Kloster zu Laußnitz, der zehn Millionen enthalten sollte, mit Hülfe der Geister heben. Er correspondirte deshalb unter Andern mit dem damals hochberühmten Spener in Halle. Nächst dem

Schätze hatten ihm die Geister eine goldne Krone und ein silbernes Kreuz verheißen, auch vorgegeben, daß in dem genannten Kloster die wahre Goldtinctur zu finden sei. Zur Hülfe bei Hebung dieses Schatzes sollten dem Herzog zwei Priester gesendet, denselben aber dafür eine Capelle an dem Orte, wo in den ehemaligen Klosterzeiten die Nikolauscapelle gestanden, von diesem Reichthume erbaut werden. Nach dem aufgefundenen Tagebuche des Herzogs wurde demselben im Jahre 1704 angesagt: „Er solle nun seine unentbehrlichen Zimmer und Kammern bewachen, in welche die verheißenen Schätze durch die Pfaffen hineingetragen werden sollten.“ Hunderte von Säcken mußte er herbeischaffen und die Schlüssel zu den Zimmern abgeben. „Wären dieselben gefüllt,“ hieß es weiter, „so wolle ihn der König von Waldeck hineinführen und ihm Alles, was darin sei, feierlich übergeben.“

Während der Herzog erwartungsvoll diesem glücklichen Tage entgegensah und in seinem edlen, menschenfreundlichen Herzen bereits die Rechnung, wie das zu Erhaltende zum Besten seiner Unterthanen verwendet werden sollte, entworfen hatte, erfahren wir aber, daß der König von Waldeck plötzlich hatte verreisen müssen. Ehe derselbe aus der neuen Welt, wo er sich befand, zurückgekehrt wäre, könnte durchaus nichts Entscheidendes geschehen. Inzwischen wurde der betrogene Herzog mit neuen Versprechungen hingehalten. Laut dem Tagebuch schrieb der König von Waldeck am 22. Februar 1706 dem Herzoge, „daß er große Last tragen müsse“, und am 10. März abermals, „er verhoffe, die Ostermesse im Kloster zu Laußnitz zu halten“. Der Herzog harrte vergeblich. Endlich kam die Nachricht: „Er könne unter vierzehn Tagen oder drei Wochen noch nicht kommen; der Herzog solle sich aber auf Gott verlassen und fleißig beten. Denn Gott habe versprochen, den reisenden König wieder in sein Land zu schaffen. Drei Tage vor seiner Ankunft solle der Herzog Nachricht davon erhalten, so wahr Gott lebe.“ Der König von Waldeck war damals in Jerusalem, wohin derselbe angeblich zur Regulirung der projectirten Schatzgräberei sich begeben haben wollte, und dahin mußte ihm der Herzog durch einen Boten die Säcke schicken. Hiermit endigt der historische Theil des Tagebuchs.

Der Herzog scheint zuletzt des langen fruchtlosen Harrens müde geworden zu sein. Die entworfene Rechnung aber ist als fingirte Ausgabe in dem vorgefundenen fingirten Einnahmebuche des Herzogs noch heutigen Tages zu lesen. Danach hatten ihm die Geister für das Jahr 1704 allein an baarem Gelde beinahe fünf und eine halbe Million Thaler zu bringen versprochen, die Kleinodien, das geschmolzene Gold und Silber, die Perlen und anderen Kostbarkeiten ungerechnet, deren Werth jene baare Summe wohl zehnmal überstiege. Für diese Schätze hatte Christian bereits einen ganz speciellen Verwendungsplan entworfen. Seine Gattin sollte eine halbe Million, seine Tochter 600,000 Thaler, von seinen Brüdern jeder 500,000 Thaler erhalten und seine Hofchargen waren sämmtlich mit hohen Summen bedacht, ja Niemand von des Herzogs Dienerschaft war vergessen, selbst Stubenheizer, Stallmägde und Wäscherinnen waren berücksichtigt.

Mit der aufopferndsten Hingebung und standhaftesten Geduld war die treue Gemahlin bemüht, den Herzog von seinen alchymistischen Träumereien möglichst abzuziehen. Es gelang ihr nicht. Vielmehr vertiefte sich der Herzog mit der Zunahme der Jahre immer eifriger in seine kostspieligen Versuche und anstrengenden Untersuchungen, so daß er endlich in seinen schwärmerischen Träumereien noch im vorletzten Jahre seines Lebens durch eine Geistererscheinung sich täuschen ließ.

Herzog Christian lag im Jahre 1705 auf dem Ruhebette seines noch jetzt ganz in dem früheren Zustande erhaltenen Belzimmers, mit seinen mystischen Fragen beschäftigt, als er an die Thür anklopfen hörte. Ohne zu begreifen, wie Jemand unangemeldet sich ihm nähern und unbemerkt von der Wache und der Dienerschaft zu ihm kommen könne, rief er dennoch: „Herein!“ Eine Dame in altfürstlicher Tracht trat ein. Den Herzog überlief ein leichter Schauer. Schnell jedoch wieder gefaßt überzeugte er sich, daß er wache, und fragte die Dame nach ihrem Begehr.

„Entsetze Dich nicht,“ antwortete dieselbe freundlich, „ich bin kein böser Geist. Ich bin Anna, eine Fürstin Deines Geschlechtes, und war die unglückselige Gemahlin Herzog Johann Casimir's von Coburg.* Du wirst meine Geschichte kennen.“

* Dieser ließ diese seine Gemahlin im Jahre 1593 aus eifersüchtigem Verdachte anfangs in Eisenach gefangen setzen und dann in's Kloster Sonnenfeld bringen. Im Jahre 1603 ward sie auf die Veste Coburg zurückgebracht, wo sie 1613 starb.

„Ich kenne sie. Was bringt Dich aber jetzt aus Deiner stillen Ruhe in die Welt zurück?“

„Eine Bitte an Dich.“

„An mich eine Bitte? und welche?“

„Ich starb, ohne mit meinem Gemahl ausgesöhnt zu sein. Gott hat in seinem Gerichte diese Söhnungszeit bestimmt, die nun sich nahet, und Du bist erkoren, uns auszusöhnen. Selig bin ich zwar, doch stehe ich noch nicht vor Gottes Throne und befand mich bisher an einem stillen Orte angenehmer Ruhe. Mein unversöhnlicher Gemahl aber hat zwischen Zeit und Ewigkeit in Finsterniß und Kälte gelebt, jedoch nicht ohne Hoffnung der Seligkeit.“

„Wie aber sollte das möglich sein? Wie sollte zugehen, daß —“ frug der Herzog.

„Glaube meinen Worten, denn was ich sage, ist Wahrheit. Wie viele Dinge kann der menschliche Verstand nicht fassen, und dennoch sind sie! Was Du jetzt nicht begreifen kannst, wirst Du dereinst schon begreifen lernen. Dich mit vielen Worten zu belehren, ist mir nicht erlaubt. Die Erfahrung wird Dein Lehrmeister sein, dort, wo wir Alle gläubig sehen und erfahren, was wir hier kaum ahnen.“

Der Herzog schwieg betroffen still, und der belehrende Geist sprach weiter:

„Wir sind erfreut, Dich als das Werkzeug unserer Versöhnung erlesen zu wissen. Nach acht Tagen werde ich wiederkommen, um Deine Erklärung zu vernehmen. Gott sei mit Dir!“ Sie sprach's und verschwand.

Der Herzog blieb verlegen zurück und dachte dem nach, was er soeben gesehen und erlebt. Endlich beschloß er, sich an den Superintendenten Hofkunz in Torgau, einen berühmten Gottesgelehrten, der zugleich einer seiner fleißigsten Correspondenten war, zu wenden, diesem seine Lage zu schildern und sich bei ihm Raths zu erholen. Hofkunz schrieb dem Herzoge: „Wenn nichts Abergläubisches dabei vorkomme und er Muth genug habe, möge er sich mit Gebet und Vorsicht dem Versöhnungsgeschäfte unterziehen.“

Die bestimmte Zeit verfloß. Die Herzogin kam wieder und fragte, ob der Herzog bereit sei, ihren Wunsch zu erfüllen. Als dieser bejahte, sprach sie: „Mein Gemahl that mir Unrecht. Vergebens ließ ich ihn auf meinem Todtenbette um Vergebung bitten; er wollte mir dieselbe nicht gewähren. Damit wir nun Beide zur Verklärung und zum göttlichen Anschauen gelangen können, wollen wir uns versöhnen. Ich habe Dir schon gesagt, wo wir uns jetzt befinden. Diesen Aufenthalt sollen wir nach Gottes Willen jetzt verlassen, und Du bist von der Vorsicht erkoren, das Werk unserer Versöhnung zu vollziehen.“

„Was soll ich aber bei der Sache thun, wie mich dabei verhalten?“

„Künftige Nacht sei bereit, uns Beide zu empfangen. Denn nur ich kann am Tage kommen, nicht mein Gemahl. Dann wollen wir Dich bitten, Recht unter uns zu sprechen, unsere Hände zum Zeichen der Versöhnung ineinander zu legen, den Segen des Herrn uns zu geben und mit uns Gott zu loben.“

Dies versprach der Herzog und die Dame verschwand wieder. Die Erscheinenden würdig zu empfangen, bereitete sich Christian vor. Er ließ Wachskerzen anzünden und dieselben auf einen Tisch zwischen Bibel und Gesangbuch setzen, verdoppelte die Wachen vor seinem Zimmer, überließ sich geistlichen Betrachtungen, betete und erwartete die Zeit der Erscheinung mit Fassung, doch nicht ganz unbefangen.

Es schlug elf Uhr. Die Herzogin trat ein, lebhaft und freundlich wie immer, und trug dem Herzog ihre Sache vor. Nach ihr kam ihr Gemahl, finster und bleich, und sagte, was er zu sagen hatte, ziemlich rauh und unfreundlich. „Nun entscheide Du,“ sprach die Herzogin Anna, „auf den wir unser Vertrauen setzen, Sprosse unseres Stammes, geliebter Nachkomme unseres Geschlechts!“

Herzog Christian fand sich bewogen, dem Herzoge Casimir Unrecht zu geben, und rieth ihm zur Versöhnung mit seiner schönen Gemahlin. Der Geist sagte: „Du hast weise Worte gesprochen und recht geredet; ich versöhne mich mit meiner Gemahlin.“

Der Herzog ergriff des Sprechenden eiskalte Hand, legte sie in die warme, runde Hand der Fürstin und sprach den Segen über die Versöhnten. Beide sprachen „Amen!“ und die Herzogin setzte freundlich hinzu: „Habe Dank!“ Hierauf stimmte der Herzog den Gesang an: „Herr-Gott, dich loben wir,“ und die Versöhnten sangen Beide mit.

Nach geendigtem Gesange nahm die freundliche Fürstin wieder das Wort und sagte: „Den Lohn für diese Deine Liebe und Güte wirst Du von Gott erhalten und bald bei uns sein.“ Darauf entfernten sich die Geister.

Der Herzog blieb in feierlicher Stimmung noch eine lange Zeit. Von der Unterredung aber hatte die Wache nach ihrer Aussage nur die Worte des Herzogs gehört und die Erscheinenden nicht gesehen. Er berichtete das Vorgefallene seinem Rathgeber, dem torgauischen Superintendenten Hoffunz, und bereitete sich zu einem seligen Ende vor. Die Prophezeiung der beiden Geister, daß auch er bald im Reiche der Geister sein werde, scheint auf den ohnedies schon kränkelnden Herzog einen tiefen Eindruck gemacht zu haben; wenigstens wurde er täglich düsterer und in sich gekehrter, und selbst die vernünftigsten Vorstellungen waren nicht im Stande, ihn von seinem Trübsinne abzuziehen und ihn den mit seinen alchymistischen Versuchen verbundenen, lebensgefährlichen Beschäftigungen zu entreißen. Hierzu kam außer der vereitelten Hoffnung auf Bergbausegen in seinem Lande, zu welchem Zwecke er sogar ein besonderes Bergamt in Eisenberg errichtete, der tiefe Ruin seines ganzen Finanzwesens noch hinzu. Daß aber diese Schuldenlast nicht eine Folge leichtsinniger Verschwendung, sondern vielmehr ein Ausfluß seiner allzu menschenfreundlichen und darum leider nur zu oft für selbstsüchtige Zwecke benützten Gesinnungsweise war, erhellt aus allen Handlungen und Unternehmungen seines privaten sowohl, wie seines öffentlichen Lebens und Wirkens. Denn von der ihm durch die Geister zugesagten Summe von beinahe sechs Millionen Thalern an baarem Gelde sollte (laut der in seinem von ihm selbst geführten Tagebuche vom Jahre 1696—1704 aufgestellten Berechnung) nur ein Drittheil in seinem Interesse, dagegen zwei Drittheile zu Nutz und Frommen seiner nächsten Umgebung und seines Landes verwendet werden. Sogar noch wenige Monate vor seinem Tode erließ der Herzog im festen Glauben auf die baldige Gewinnung eines unermeßlichen Reichthums durch Geisterhülfe den sämmtlichen Unterthanen seines Landes die Steuern auf drei Jahre. Christian verschied am 28. April 1707 an einer Nervenvertrocknung, einer Folge der bei seinen alchymistischen Operationen gebrauchten starken Gifte. Nach seinem Tode nahm das Haus Gotha wieder von Eisenberg Besitz, wodurch dieses aufhörte, ein selbstständiges Fürstenthum zu bilden.

Die Christiansburg, seit 1829 von dem Prinzen George von Hildburghausen, dem nachmaligen Herzog Georg von Sachsen-Altenburg, wieder bewohnt, steht gegenwärtig aufs Neue verwaist. Doch ist in den Räumen, wo Herzog Christian lebte und starb, so ziemlich Alles im früheren Zustande erhalten worden. Daß der ganze Gespensterzug, welcher einen dem Mystischen zugewandten Geist vollends verwirrte, auf Rechnung hab- und herrschsüchtiger Geistlichen und auf die Werkzeuge der katholischen Propaganda zu setzen ist, bedarf für unsere Leser keiner weitern Ausführung.

Blätter und Blüthen.

Kalendertag in London. Der Nebelmonat par excellence, der spleenbefördernde, Hängungsgelüste weckende November bringt den Londonern zur Unterbrechung der trüben Monotonie seines vom Gaslicht erhellten dickzähen Dunstgraus alljährlich zwei volksfestliche Tage: am 5. den Erinnerungstag an die bekannte Pulververschwörung des Guy Fawkes, ein Hauptfest der Straßenjugend, die zum Gedächtniß jener bekannten Parlamentserrettung allerhand große und kleine Puppen als Guy Fawkes unter Trommelschlag und musikalischem Gelärm in den Gassen umherträgt und umherführt, dabei ihren politischen Antipathien nach Herzenslust freien Lauf lassend, und am 9. die mit mittelalterlichem Gepränge von statten gehende Auffahrt des neugewählten Cityhauptes, des Lord-Mayors, nach dem Westminsterpalaste. Außerdem aber darf sich dieser seelen- und leibermörderische November noch eines merkwürdigen Tages rühmen, welcher für gewisse Geschäftskreise eine große Bedeutung hat und mit seinem Einfluß in alle Schichten der Londoner Bevölkerung nicht nur, sondern weit in's Land hinausreicht und die ganze Zukunft gewissermaßen unter sein Regiment stellt. Es ist der Kalender- oder Almanachstag.

Am 22. November nämlich Glock drei Uhr Nachmittags erfolgt in der Londoner Buchhändlerbörse — wenn wir so die Bezeichnung des Innungsgebäudes der Buchhändlerzunft, die Stationers' Hall, verdeutschen wollen — mitten im belebtesten Theile der City die Ausgabe von dreizehn Kalendern und Almanachen auf das nahende künftige Jahr. Wer von unsern Lesern jemals in Leipzig gewesen ist, wenn in den Nachmittagsstunden des Freitags die neue Nummer der Gartenlaube in die Hände des Publicums geliefert wird; wer gesehen hat, wie die Körbe und Buchhändlerwagen, in denen die Commissionäre der verschiedenen auswärtigen Buchhandlungen die beliebte frische Geisteswaare in Empfang nehmen, gleich einer Wagenburg um den Keil'schen Gartenlaubenpalast aufgepflanzt sind; wer sich gar, wie Schreiber dies, so manches liebe Mal durch das Gewühl von Menschen, von Colporteuren, Buchhändlerburschen, Zeitungsfrauen und sonstigem journalhungrigen Publicus hat schlagen und drängen müssen, welcher die Vorhalle der Expedition erfüllt — der hat ein Miniaturbild des Gewirrs im Kopfe, das am Kalendertage sich um die riesigen Tafeln gruppirt, die in der großen Halle der Londoner Buchhändlerbörse aufgestellt sind.

Schon Tags vorher werden die Tausende von Ballen hereingeschafft und ihrer Hüllen entkleidet, welche die verschiedenen Kalender enthalten, und sowie die Glocken des St. Paulsdomes die Mittagsstunde verkünden, thun sich draußen die eisernen Gitterthore vor Stationers' Hall und drinnen die Thüren des Hauses auf, und wie ein tosendes Meer fluthet das Heer der Expectanten von der Straße herein, mit Lebensgefahr und manchem Stoße sich Bahn brechend, bis der gewaltige Raum der Halle nur noch ein undurchdringliches Chaos von menschlichen Köpfen und Armen zu sein scheint. In eben solchem Sturme läuft die Fluth wieder ab; Jeder will der Erste sein, die neuen Kalender auf seinen Wagen und Karren zu laden, Jeder der Erste, damit nach dem bekannten Buchhändlergäßchen von Paternoster-Row zu gelangen. In weniger als zwei Stunden ist die ganze ungeheuere Stadt mit Kalendern versorgt, in derselben Zeit enteilen die andern nach Nord und Süd, gen Osten und gen Westen auf den Fittigen des Dampfes über das gesammte Königreich von Großbritannien und Irland, und nur die allerärmsten Hütten sind es, wo keiner der Almanache der Stationersgenossenschaft mit seiner Belehrung und Unterhaltung, seiner Sonnen- und Mondlaufoffenbarung, seiner Sturm- und Regenverkündigung einspricht. Mehrere dieser Kalender werden in fabelhaften Auflagen, Auflagen von unterschiedlichen Hunderttausenden über das europäische und außereuropäische Bereich der englischen Zunge verbreitet und die meisten erfreuen sich ihrer Volksthümlichkeit schon seit Hunderten von Jahren. So ist der Gärtnerkalender (The Gardeners' Almanac) bereits 1664, das Damen- und Herren-Tagebuch (the Lady and Gentleman's Diary) 1709 gegründet und seitdem ununterbrochen veröffentlicht worden, während auch die übrigen fast sämmtlich ihre goldene und diamantene Jubelfeier hinter sich haben.

Früher stand der Buchhändlercorporation ausschließlich das Recht der Kalenderherausgabe zu; dies Monopol ist jetzt zwar aufgehoben, allein noch immer genießen die Almanache der Stationers' Hall den Vorzug vor allen ähnlichen Publicationen, weil sie sich namentlich durch die Genauigkeit ihrer astronomischen Angaben und eine Fülle von praktischer Belehrung für das tägliche Leben auszeichnen. Der Engländer ist und bleibt einmal durch und durch conservativ, so auch in der Wahl seiner Kalender, und als vor einigen Jahren in einem derselben die Rubrik in Wegfall gekommen war, welche von dem Einfluß des Mondes auf die verschiedenen Theile des menschlichen Körpers handelt, erhob sich das Publicum wie ein Mann und gab empört die verstümmelten Kalender den Lieferanten zurück.

Die Buchhändlergenossenschaft, oder wie ihr förmlicher Titel lautet, „Meister und Bewahrer, oder Hüter und Gemeinschaft des Geheimnisses oder der Kunst des Buchhandels in der City von London“, hat sich ihren ursprünglichen Charakter durch alle Jahrhunderte treu bewahrt; es ist die einzige Londoner Gilde, deren Mitglieder nur aus Kunstgenossen bestehen, während alle übrigen, ähnlich wie in manchen Städten der Schweiz, unter ihrer Zunftbezeichnung Männer der verschiedensten Gewerbe und Berufsclassen vereinigten. Uebrigens existirte und blühte die „Bruderschaft der Buchhändler“ schon lange vor der Erfindung der Buchdruckerkunst, erst Anfangs des siebenzehnten Jahrhunderts aber erhielt sie von Jacob dem Ersten das Privilegium der ausschließlichen Herausgabe von Gebet-, Gesang- und Psalmbüchern wie von Kalendern und „Prophezeiungen“ und von sämmtlichen in den gelehrten Schulen des Landes benützten lateinischen Werken und Handbüchern. Natürlich ist dies Monopol nunmehr längst erloschen und die erwähnten Kalender und ein lateinischer Gradus ad Parnassum bilden die einzigen Verlagsartikel, welche die Londoner Buchhändler als Genossenschaft in die Welt senden. Jedes Buch aber, das in England erscheint, muß vor der Ausgabe in die Register der Stationers' Hall eingetragen werden, soll es den Schutz der Gesetze wider den Nachdruck genießen. Die Buchhändlerbörse selbst, wie sie jetzt steht, wurde kurz nach dem großen Feuer errichtet, welches im Jahre 1666 die ganze City von London in Asche legte, und enthält in ihren zahlreichen Sälen und Gemächern neben ausgezeichneten Holzschnitzereien und Glasmalereien eine Reihe vorzüglicher Gemälde älterer und neuerer britischer Meister, darunter namentlich die Portraits der Literaturkoryphäen des vorigen Jahrhunderts. Als der Lordmayorstag noch mit feierlicherem Prunke vor sich ging; als der neue Bürgermeister und sein Gefolge in vergoldeten Staatsgondeln auf der Themse nach Westminster ruderten, da war es die edle Gilde der Buchhändler, die ein Hauptelement der schimmernden Procession bildete, und wenn Königin Elisabeth von ihrem Landhause an der Themse sich nach dem Whitehallpalaste begab, pflegten die „schicklichsten Personen der Zunft“ in rothen Sammetwämsen mit schweren goldenen Ketten und langen Wachsfackeln die unmittelbare Escorte der Monarchin abzugeben, wie sie auch bei verschiedenen öffentlichen Gelegenheiten gewissermaßen zur Trabantenschaft des im jenseitigen London, in Lambeth, residirenden Erzbischofs von Canterbury gehörten, ohne dessen Genehmigung vormals keiner der von der Corporation veröffentlichten Kalender in Umlauf gesetzt werden durfte. Heute machen die Londoner Stationers die ansehnliche Gesellschaft von etwa zwölfhundert Mitgliedern aus, deren höchst respectables Vermögen ihnen alljährlich verschiedentliche üppige Galabankets gestattet.

S.

Für einen Volksdichter. Unsere Zeit ist der Poesie so ungünstig wie möglich. Sie verlangt offenen Blick für die Conflicte politischer und socialer Natur und mahnt durch ihren Materialismus davon ab, andächtig in die innere Welt des Gemüths zu schauen. Ein Dichter ist heut im Grunde ein Anachronismus; ein armer Poet gar, blaß, dürr, mit langen Locken, Augen zum Himmel und in schäb'gem Oberrock bei zehn Grad Kälte, den begreift man nicht mehr. Warum wird er ein Weber und läßt sich von einem Drang treiben, der mit dem Drang seiner Zeit nicht harmonirt? Mag ihn der Teufel holen! Aber wie unheimlich dem realistischen Sinn der Gegenwart eine solche vormärzliche unglückliche Poetennatur erscheint, so sympathisch berührt es denselben, wenn ihm auf des Lebens prosaischen Kreuz- und Querfahrten einmal ein mit Gott und seinem Geschick zufriedener, gutgenährter Mensch begegnet, eine Leier am blauen Band, streichend durch den Wald mit frohen Augen, singend frische Lieder, muntere Weisen — kurz und gut, seines Zeichens ein Poet, ein deutscher Poet, sagen wir gleich. Ei, mein Gott, also Dichter! Seien Sie mir herzlich willkommen — es lebe die Kunst!

Ich hab' mich immer gefreut, wenn ich nach dem Oasenparadies von Freienwalde an der Oder kam und den guten, braven, großen, kräftigen Papa Weise besuchen konnte, justement, weil er auf seine alten Tage noch unter die deutschen Poeten gerathen ist. Ihr kennt doch den Dichter Carl Weise, habt doch gewiß einmal von seinen herzigen, duftigen Liedern im „Familienleben" gehört, oder auch gar seine „Braut des Handwerkers" gekauft, weil der schlaue Verleger einen Prachtband daraus gemacht? O, ganz bestimmt, den Dichter müßt ihr kennen! Denn ist's auch ringsum prosaisch und conflictlich, im Familienleben ist doch für Jeden noch Poesie geblieben, wo der Friede des Herzens nach dem Hader mit dem Leben gesucht wird. Und wer hat inniger, herziger, drolliger, anheimelnder das Familienleben besungen, diese einzige erlaubte Poesie unserer Tage, als Carl Weise, zünftiger Drechslermeister in Freienwalde an der Oder? Glaubt ihr's nicht, so geht in eine Buchhandlung, laßt euch sein „Familienleben" oder sein „Zaubertöpfchen" geben, blättert darin, lest ein paar Seiten und legt es dann dankend wieder auf den Tisch und empfehlt euch aus dem Laden — dann könnt ihr doch wenigstens über diesen Carl Weise reden, über diesen Naturdichter, wie man ihn heißt, weil er's Dichten nicht studirt hat, sondern es directement aus dem Herzen bringt, wenn's da voll ist.

Klimmt man das alte Pflaster der Freienwalder Hauptstraße nach dem Brunnen hinauf, dann kommt man an ein altes, windschiefes Haus, ziemlich, mit griesgrämigem Gesicht, an dem sich ein blaues Bretschild befindet, worauf geschrieben steht: „Carl Weise, Drechslermeister." Da tappe ich denn hinein, klinke die Stubenthür auf und da seh' ich ihn stehen, den großen, kräftigen Mann, dem man seine sechsundfünfzig Jahre nicht anmerkt; in seinen schwarzen, lockigen Haaren haben sich die Hobelspähne eingenistet — er wirft mit der einen Hand die eben bearbeitete Treppentraille in die Ecke, mit der andern — eine recht gesunde, feste Arbeiterhand — packt er die meine, und dann leuchten seine hellen, lebhaften Augen zu dem herzlichsten aller Willkommen, und dann kommt aus dem Wohnzimmer sein liebes, schlichtes Weib mit dem Jüngsten auf dem Arm, und hinter ihr her, wie die Orgelpfeifen abgestuft, eines nach dem andern von seinen goldlockigen, lärmenden, heiteren Mädchen — und „Guten Tag!" hier, „Guten Tag!" da, Hände und Händchen zum Drücken; ja, der Mann kann wohl das Familienleben besingen, denn er hat eine recht zahlreiche und kreuzfidele Familie! Dabei ist auch der Geldbeutel immer einladend leer; denn, du lieber Gott! die Drechslerkunst bringt in dem kleinen Freienwalde nicht viel ein und das Handwerk als Dichter, na, das hat jedenfalls keinen goldenen Boden. Und darauf hat Carl Weise auch sein Lebtag nicht gerechnet. Wär' im Leben vielleicht nichts von ihm gedruckt worden, wenn nicht ein paar Menschen, die echtes Gold von falschem unterscheiden konnten, mit einem Vorrath seiner Gedichte zu einem Buchhändler gegangen wären, der es dann über sich gewann. Heute noch, wo ihm wohlfeile Gönner so manchmal den Kopf verdrehen möchten, ohne daß es ihnen gelingt, bleibt der Drechsler bei seiner Hobelbank und bringt's erst nach Feierabend zu Papier, wenn ihn Etwas auf dem Herzen drückt.

Freilich, verdient hätte er's wohl, daß er ein bischen weniger Sorgen um das tägliche Brod habe, eben weil er ein schlichter Arbeiter ist, der das Gold der Poesie im Herzen trägt. Das haben auch die Handwerker, seine Collegen, am ersten eingesehen und der Wriezener Handwerker-Verein hat eine Sammlung für Carl Weise in die Hand genommen, um wenigstens so viel für ihn zusammenzubringen, daß er sich ein kleines Häuschen bauen kann. An fünfhundert Thaler haben die Handwerkervereine auch schon beisammen; aber was ist das? Das langt nicht zu. Ach, für einen Dichter fallen die Groschen schwer ab! Einen halben Morgen Land zum Bauen haben sie ihm zwar auch schon in Aussicht gestellt, Andere nämlich; aber am Ende ist ein Habich besser als ein Dutzend Hättich. Und wahrhaftig, traurig wär's doch, wenn nun dem guten, wackern, reichbegabten Weise die Hoffnung zu Wasser würde, die sie in ihm ohne sein Zuthun aufgerufen! Ein tausend Thälerchen für einen so guten Volksdichter, den man alle Tage bei der Drechslerbank aufsuchen kann, die müßten doch wohl nicht schwer zu beschaffen sein. Aber natürlich wissen muß man's, daß es gut wäre, daß es eine schöne That bildete, einem solchen Dichter ein Häuschen zu beschaffen, damit es ihm nicht allzu sauer würde, seine große Familie zu ernähren, und damit er mit mehr Ruhe noch manches solcher Lieder dichte, welche ihn so vielen Familien aller Kreise lieb und werth gemacht haben. Und damit man's weiß und damit der geben kann, der will, so ist für Carl Weise dies Geschichtchen geschrieben worden. Lieber Leser, denk' a Bissel nach, denk' a Bissel dran! Sch . . de.

Das Carl Heine'sche Testament und die israelitischen Vereine in Hamburg. Allgemein bekannt ist das großartige Heine'sche Testament, worin über viele Millionen Mark Banco verfügt wurde, am meisten aber war das Bedenken milder Stiftungen und Vereine aller Confessionen Hamburgs und Altonas, sogar der Vereine für die innere Mission, auffallend, da der Verstorbene sich von allem specifisch Confessionellen fern gehalten. Als im vorigen Monat (October) die Testamentsvollstrecker die Vertheilung an die jüdischen Vereine und Anstalten in Hamburg ausführten, da stellte sich heraus, daß die jüdische Gemeinde Hamburgs vielleicht die meisten Wohlthätigkeits-Anstalten besitzt. Die Talmud-Thora-Freischule (orthodox) erhielt bei der Vertheilung 12,000, die (freisinnige) israelitische Freischule 10,000, die Mädchenschule der israelitischen Gemeinde 5000, die israelitische Mädchenschule von 1798: 5000, das deutsch-israelitische Waiseninstitut 8000, Paulinenstift 6000, das israelitische Vorschußinstitut 5000, der Verein israelitischer Armenfreunde zur Vertheilung von Brod und Suppe 3000, Anstalt zur Bekleidung armer Schüler der Talmud-Thora 3000, israelitischer Frauenverein zur Unterstützung armer Wittwen 4000, Frauenverein für arme Wöchnerinnen 4000, Gesellschaft zur Vertheilung von Feuerung an israelitische Arme 2000, israelitischer Miethe-Verein 5000, Dr. Ed. Kley'sche Stiftung 2000, Verein zur Förderung nützlicher Gewerbe unter den Israeliten 1000, neue israelitische Beerdigungs-Gesellschaft 5000, israelitischer Wohlthätigkeitsverein 1000, israelitischer Unterstützungsverein 1000, Verein zur Unterstützung armer israelitischer Greise 1500, weiblicher Krankenverein 3500, israelitischer Frauenverein für Krankenpflege 2000, israelitischer Mädchen-Bekleidungs-Verein 2000, Unterstützungs-Verein von 1820: 5000, Stift zum Andenken an die Emancipation der Juden 2000, Stipendien-Verein für israelitische Studirende 1000, neuer israelitischer Feuerungs-Verein 1500, Wohlthätigkeits-Institut der jüdisch-portugiesischen Gemeinde 2000, israelitischer Gevatter-Verein 500, Miethe-Hülfsverein 5000, Unterstützungsverein für dürftige Familien 500, Verein zur Bekleidung armer Israeliten 500 Mark Banco.

Das Rauhe Haus. Die Leser der in Nummer 41 und 43 enthaltenen bedeutenden Aufsätze über das Rauhe Haus und die innere Mission machen wir auf die letzte Nummer der „Deutschen Blätter", Beiblatt zur Gartenlaube, aufmerksam, in welcher sich eine auf diese Artikel bezügliche Erklärung sammt Gegenerklärung befindet.

Kleiner Briefkasten.

K. E. Die metabolische Maschine ist unseres Wissens noch gar nicht in Deutschland zu haben. Exemplare können jetzt wohl blos durch den Verleger des betreffenden Buches: R. Bentley, bookseller, London, oder durch Asher und Co. in Berlin oder Denicke in Leipzig bestellt werden.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig — Verlag von Ernst Keil. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 49. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1^{1}/_{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Dorfcaplan.

Erzählung aus Oberbaiern nach einer wahren Begebenheit.

Von **Herman Schmid**.

(Schluß.)

Bald schritten Franzi und Kathrin rüstig durch die Nacht, über das sich abdachende Gebirge gegen das breite Stromthal hin. „Schau,“ sagte Kathrin, nach einer Weile stehen bleibend, „wie warm der wällische Wind über die hohe Salv' herstreicht, wir kriegen geschwind Thauwetter, drum geht auch der Inn so voll und thut so wild, daß man ihn bis da herauf hört . . .“

Franzi's Gedanken gingen ganz andere Bahnen; sie wanderte lautlos neben der Genossin fort, bis die letzte Höhensenkung mit dem schwach aufgrauenden Morgen erreicht war. Da bot sie der Freundin die Hand und verabschiedete sich; sie müsse ihren eigenen Weg gehen, sagte sie, und Niemand dürfe wissen, wohin. Die treue Gefährtin weigerte sich auch nicht viel und gab sich den Anschein, als ob sie das ganz natürlich finde; sie nahm ebenfalls Abschied und that, als schlüge sie einen ganz andern Weg ein; als aber Franzi weit genug war, es nicht mehr bemerken zu können, kehrte sie um und eilte ihr nach. „Und wenn du's noch so heimlich vorhast,“ brummte sie in sich hinein, „ich laß dich doch nit aus den Augen . . .“

Franzi hatte rasch die letzten Häuser des Dorfes erreicht, aber dort beugte sie aus und ging außen herum, unbeirrt durch den hier noch höher liegenden Schnee; erst als sie dem Ziele ihrer Wanderung näher gekommen, hielt sie aufathmend an. Jetzt erst fiel es ihr schwer auf's Herz, was sie vorhatte — es war auch nicht zu verwundern, denn in den Schall der Schmiedehämmer, das Klingen der Ambose und das Brausen der Blasebälge mischte sich der Ton einer zürnenden Stimme; es war wieder Streit in der Schmiede und der Streitende war Vigili. Endlich faßte die Harrende einen Entschluß, trat um die Ecke und stand in der offenen Schmiedehalle, dem Zürnenden gerade gegenüber. Der Lehrbursche hatte die glühende Eisenstange auf den Ambos halten sollen, während Vigili die wuchtigen, wohlberechneten Hammerstreiche auf das glutherweichte Eisen fallen ließ, es zu formen; dem Burschen hatte sich in den noch unsicheren Händen die Stange gedreht, daß der Hammer abglitt, und der ergrimmte Meister schwang nun fluchend und scheltend den Hammer über dem Lehrling, als wolle er ihm den Kopf zerschmettern. In diesem Augenblicke fühlte er sich am Arm gefaßt und angehalten und wandte sich noch grimmiger nach dem Kühnen um, der es wagte, ihm in den Arm zu fallen. Er begegnete Franzi's fest auf ihn gerichteten Augen, er vernahm die lang vermißte Stimme wieder, und wie draußen der Schnee vor dem warmen Wind, zerging ihm alle Wildheit, schmolz alle Starrheit und aller Zorn.

„Thu' das nit, Vigili,“ sagte sie sanft, „Dein Zorn geht wieder mit Dir durch . . . folg' mir . . .“

Vigili sah sie mit auflodernden Blicken an. „Du?“ stammelte er fast athemlos. „Du kommst zu mir?“

„Nit zu Dir,“ erwiderte sie, „aber zu Deiner Mutter; ich will sie fragen, ob sie eine Magd brauchen kann . . .“

„Komm' herein,“ rief Vigili und warf den Hammer dröhnend in die Ecke, „die Mutter ist drinn' in der Stube und kocht die Morgensuppe . . . und wenn auch nicht als Magd, denk' ich doch, es soll sich für Dich wohl ein Platz im Hause finden . . .“

Mit hochklopfendem Herzen folgte ihm Franzi in die Stube, wo die Schmiedin auf der Ofenbank saß und eine Pfanne Milch über dem Feuer stehen hatte, zugleich aber, die Brille auf die Nase geklemmt, emsig strickte. Strumpf und Brille entglitten ihr vor Verwunderung, als sie die Eintretenden erblickte, und da sie vollends erfuhr, was die Beiden hergeführt, da gerieth auch die Pfanne und deren Inhalt in nicht geringe Gefahr. Vigili, ungestüm in Allem, erklärte rund heraus, daß er entschlossen sei, die früheren Pläne auszuführen. Er hatte wenige Wochen vorher die Schmiede übernommen und war der Herr im Hause geworden, dem einzureden Niemand ein Recht hatte. Er sagte der Mutter rundweg, daß er das Gerede über Franzi nie geglaubt und sie längst aufgesucht haben würde, hätte er nur irgend sie zu finden gewußt; jetzt aber, da das Glück sie ihm wieder zugeführt, lasse er sie nicht mehr von sich und wolle sehen, wer ihm entgegentreten wolle. Die Schmiedin, eine von den Anhängerinnen des Pfarrfräuleins, versuchte wohl, einige Einwendungen vorzubringen, aber schon dieser schwache Versuch brachte den unbändigen Schmied in solche Wuth, daß seine Augen rollten und die Stirnadern schwollen; mit keuchender Brust tappte er um sich, als suche er nach einem Werkzeug, den Widerstand zu zermalmen, der sich ihm entgegenzusetzen drohte.

„Ich bin jetzt der Vogt und der Meister hier,“ brüllte er, „und daß ich es bin, will ich einem Jeden, der daran zweifelt, handgreiflich beweisen . . . Rede,“ fuhr er in nur wenig gemildertem Tone fort, als Franzi begütigend ihm die Hand auf den Arm legte, „Du allein hast 'was zu sagen . . . Red', Franzi! Als Magd kann ich Dich nicht haben in mein' Haus — aber mein Weib bist, wenn Du Ja sagen willst . . . Jetzt gilt's, Franzi, ja oder nein.“

Der entscheidende Augenblick, in welchem Franzi's rasch gefaßter Entschluß sich bewähren mußte, war gekommen — war sie

die Frau oder erklärte Braut eines Andern, dann mußten all' die Gerüchte verstummen, welche Isidor beflecken konnten; wohl schnürte es ihr das Herz zusammen bei dem Gedanken an das Schicksal, das sie an der Seite eines wilden, zornwüthigen Mannes erwartete — aber sie blieb fest, sie drängte das Schluchzen, das ihr nahe war, zurück, rang den Lippen ein Lächeln ab und reichte Vigili die Hand. „Da ist meine Hand," sagte sie mit fester Stimme, „wenn Du ein armes Madel, ein gering's, verleumd'tes Geschöpf wieder zu Ehren bringen willst — dann sag' ich Ja und will Dein Weib sein, redlich und treu . . ."

Vigili schrie auf und wollte sie im Uebermaß des Entzückens in die Arme schließen, aber sie wehrte ihn ab und fuhr hastig und mit glühenden Wangen fort: „Eine einzige Bedingniß ist dabei . . . daß es gleich richtig gemacht wird und wir gleich die Stuhlfest halten . . ."

„Ho," rief lachend der Schmied und drückte sie trotz ihres Widerstandes fest an sich, „wirst doch nit glauben, daß ich meinem Wort umsteh? Mir ist's lieber heut' als morgen . . . Heda, Lenz," rief er durch die aufgerissene Thür in die Werkstatt hinaus, „lauf hinüber zum Schullehrer . . . er soll Alles liegen und stehen lassen und herüberkommen und soll alle seine Schreibereien mitbringen, es giebt eine Hochzeit in der Schmiede!"

Der Gerufene ließ nicht lange auf sich warten und war kaum im Stande, sein Erstaunen und seinen Aerger zu verbergen, als er das verstoßene Mädchen plötzlich als die Braut eines der Reichsten im Dorfe vor sich sah; Vigili, ungestüm in der Freude wie im Zorn, ward es nicht gewahr und schwatzte in den Lehrer hinein, wie es gehalten werden sollte und wie er seiner Braut Alles verschreibe, Haus und Hof und die Schmiede und sich selbst. Der Lehrer unterbrach ihn nur einige Augenblicke, indem er in verstelltem Unmuth ausrief, nun habe er das Wichtigste von seinen Papieren vergessen und müsse es noch holen.

Nach wenig Secunden kam er wieder, der Erfolg zeigte, daß er sie wohl zu benützen verstanden.

Eben war der Vertragsentwurf seinem Ende nahe, ein paar Männer aus der Nachbarschaft, die schnell als Zeugen und Beiständer gerufen werden, waren eben erschienen, als die Thür hastig aufging und das Pfarrfräulein eintrat, die ganze Versammlung mit funkelnden Augen überfliegend.

„Also wirklich?" sagte sie höhnisch. „Es giebt wirklich Hochzeit hier? Nun, ich bitte die Störung zu verzeihen, welche mein Erscheinen mit sich bringt; ich habe nur eine Pflicht zu erfüllen: dieser Frau, die Mitglied des Tugendbundes ist, muß ich zu Hülfe kommen! . . . Folgt mir, gute Frau . . . arme, bedauernswerthe Mutter, kommt mit mir, ich und mein hochwürdiger Herr Onkel bieten Euch eine Freistatt an, da Ihr doch in diesem Hause nicht mehr bleiben könnt. . ."

Sie faßte die Hand der Schmiedin, die ihr verwundert folgte, und wollte sie zur Thür führen, aber Vigili sprang ihr in den Weg. „Was giebt's mit der Mutter?" rief er. „In dem Haus ist sie daheim . . . warum soll sie fort?"

„Weil man einer braven, christlichen Frau nicht zumuthen kann, unter einem Dache zu leben mit einer solchen ehrvergessenen Person!"

Franzi schrie laut auf und schlug die Hände vor das thränenübergossene Angesicht; Vigili stand zwischen Beiden, bald roth, bald blaß, und betrachtete sie wechselnd mit funkelnden Augen. „Ehrvergessen?" stammelte er. „Und das sagen Sie ihr so in's Gesicht? Das läßt sie sich sagen?"

„Warum nicht? Sie verdient keinen andern Namen."

„Und was hat sie gethan?" rief Vigili wieder. „Wir wissen wohl, was geschehen ist in der selbigen Nacht, und wissen auch, daß sie nichts gethan hat, daß man die Franzi so schimpfen darf. . ."

„So? Wißt Ihr das so gewiß?" entgegnete die Ergrimmte keck. „Nun denn, so erfahrt, was ich aus Schonung bis jetzt verschwieg, was ich immer verschwiegen hätte, versuchte sie nicht mit solcher Keckheit, sich in ein ehrliches Haus einzudrängen. . . Nicht wegen ein paar armseliger Stücke Holz stellte ich sie damals zur Rede, nein, weil ich sie vorher belauert hatte, wie sie aus der Stube des Herrn . . ."

„Franzi," unterbrach der Schmied sie wüthend, „Du sagst nichts? Also ist das wahr?"

„Um Gottes und aller Heiligen willen," rief das Mädchen und warf sich mit gerungenen Händen vor dem Fräulein auf die Kniee, „was hab' ich Ihnen denn gethan, daß Sie mich so verfolgen? Was haben Sie davon, ein armes Madel zu Grund zu richten, ein hülfloses Geschöpf, das kein' Menschen hat, der sich um sie annimmt. . . O Mutter, Mutter!" fuhr sie mit herzzerreißendem Tone fort und hob die Arme wie beschwörend zum Himmel, „schau' herunter auf mich, schau' Dein unglückliches Kind, was es leiden muß, weil Du es verstoßen hast schon in der Geburt. . . O Mutter, Mutter, hättest Du mich lieber gleich erwürgt. . ."

Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen; das Fräulein stand vor ihr wie eine Säule, sie war todesbleich und die Lippen zuckten krampfhaft, während ihr Auge starr an dem Mädchen hing: es war einen Augenblick, als wollte sie dem Eindrucke, den die letzten Worte auf sie gemacht, Raum geben, aber der Haß siegte; sie wandte sich der Schmiedin zu und sagte mit Eiseskälte: „Kommt, gute Frau, es ist wie ich gesagt. . ."

Sie wollte der Thür zu. „Halt!" brüllte Vigili, der sich breit vor die Thüre gestellt hatte, „meine Mutter kommt nit über die Schwell', so lang ich leb' . . . aber das Weibsbild, das mich zum Narren gehalten hat . . . das noch eigens herkommt, um mich zu betrügen . . . das so schön thun kann und so unschuldig, als wenn sie kein Wasser getrübt hätt' . . . die kommt mir auch nit lebendig aus dem Haus! Ich will einholen, was ihre Mutter versäumt hat, mit meinen Händen will ich sie erwürgen. . ."

Er wollte auf sie losstürzen, aber die Nachbarn warfen sich dazwischen und einer derselben schob die halb Sinnlose in die Nebenkammer, von welcher eine Thür in die Küche und von dort in's Freie führte.

Sie taumelte hinaus; erst die frische Luft draußen weckte sie zu einiger Besinnung. „Jetzt ist es aus," murmelte sie vor sich hin, „jetzt mag unser lieber Herrgott mir verzeih'n, es giebt kein anderes Mittel mehr. . ." Wie verfolgt und gehetzt rannte sie zwischen den Hausgärten dahin, unbekümmert um den dort noch tiefer liegenden Schnee, der ihre Schritte zu hemmen suchte, und hielt aufschreckend erst inne, als sie mit einem Male an der Rückseite des Moosrainer-Gehöftes stand. . . Das Herz drohte ihr stille zu stehen, denn durch die Lücken des Zaungebüsches erblickte sie Isidor, der, um frische Luft zu schöpfen, einen Morgengang durch den winterlichen Garten machte. Sie kauerte an der Umzäunung nieder, um besser Haus und Hof übersehen zu können. „B'hüt dich Gott, du lieb's, lieb's Haus!" flüsterte sie dann innig, „ich dank' dir tausend und tausendmal für all das Gute, das ich genossen hab' in dir! B'hüt Dich Gott, Isidor . . . ich seh' Euch nit wieder, aber ich will Euch zeigen, daß ich nit vergessen hab', was ich Euch verdank'. . ." Hastig riß sie das Bündelchen auf, das sie neben sich in den Schnee gelegt, und nahm das verdorrte Kränzlein, das sie am Primiztage getragen hatte, heraus, sie streifte den Silberring, das einzige Andenken ihrer Mutter, von der Hand und drückte Beides inbrünstig an den Mund, dann erhob sie sich, zu rascher Flucht bereit, und warf die beiden Kleinode, in ein Tüchelchen gewickelt, in den Garten, daß das Päckchen unfern des dort Wandelnden zu Boden fiel. . .

Ehe Isidor sich besinnen und nach ihr umsehen konnte, war sie entflohen.

Verwundert nahm und öffnete er das Päckchen und erbebte in tödtlichem Schrecken, als er den Inhalt erblickte, es war offenbar ein Zeichen, das ihm Franzi geben wollte, ein Zeichen des Abschieds für immer, denn sonst hätte sie sich nie von diesen Dingen getrennt, die ihren ganzen Reichthum ausmachten. . . Wie kam sie hierher? Was hatte sie vor? Von trüben Ahnungen getrieben eilte er durch das Haus an das Hofthor, um vielleicht von da die Fliehende zu ereilen.

Dort trat ihm ein anderer Anblick vor die Augen und in den Weg.

Triumphirend hatte das Pfarrfräulein die Schmiede verlassen und war dem Pfarrhofe zugeeilt, als vom Wirthshause herkommend eine Schaar Männer ihr begegnete; es waren die Bauern und Einwohner des Orts, die eben eine stürmische Berathung gehalten wegen der Entrichtung des Klein- und Blut-Zehents und wegen der andern kirchlichen Angelegenheiten des Dorfs, denn die Tugendbündler und die geheimen Anhänger des Tiroler Frater begannen einander immer schroffer, immer erbitterter gegenüber zu treten. Hatte auch die gemäßigte Mehrzahl einen Beschluß gefaßt, der auf Unterhandlung und gütlichen Vergleich abzielte, so waren

doch der Stürmischen genug, welche zu einem raschen entscheidenden Schritte drängten und öffentlich erklären wollten, sie hätten vor, eine altchristliche Gemeinde zu sein, und bedürften also keinen Pfarrer, dem sie den Zehnten geben müßten. Der Schneider, der Wagner und der Bader des Orts waren unter den Schreiern die lautesten, und das Begegnen des Fräuleins war den Meisten in der allgemeinen Erregung des Augenblicks ein willkommener Anlaß, dem verhaltenen Grolle Luft zu machen.

„Seht!" rief der Wagner, da sie etwas beklommen sich an die Seite drängte, „da geht sie, die Hetzerin, die Unruhstifterin, der Geizteufel, der uns all den Verdruß und die Zwistigkeit macht."

„Seht, sie will uns ausweichen!" schrie der Schneider. „Seht, sie getraut sich nicht, uns in die Augen zu schau'n, das Tugendmuster hat ein schlechtes Gewissen! . . . Man sollt' ihr einen Denkzettel geben. . ."

„Das soll man!" schrie ein Dritter, dessen Weib auch zu den Zurückgewiesenen gehörte. „Ich hätte Lust, sie zu fragen, warum sie ehrliche Weiber schlecht machen will. . ."

Dem Fräulein entging die drohende Stimmung nicht; sie verlor ihre sonstige Zuversicht und fing an zu laufen, um auf einem Umwege zur Pfarre zu gelangen. Das war das Signal zur allgemeinen Verfolgung. Vergebens warnten und mahnten einige der Ruhigen; die Mehrzahl stürmte hinter der Fliehenden her und suchte sie zu erhaschen. „Ho!" schrie es wüst durcheinander, „warum so eilig? Halt, Du Tugendspiegel, halt! Wir möchten Dich in der Näh' anschau'n. . . Lauf nit so, Du sollst Deinen richtigen Denkzettel haben. . ."

Der Schrecken raubte dem Fräulein fast die Sinne; nicht wissend, was sie that, rannte sie, die tobende Schaar hinter sich, durch mehrere Gäßchen, sprang dann blindlings in das nächste offenstehende Gehöfte und stand vor dem eben von innen herancilenden Isidor.

Sie vermochte keinen Laut hervorzubringen und drohte umzusinken; Isidor aber übersah mit einem Blicke die ganze Lage... „Hier hinein!" flüsterte er und riß die Thür einer dunklen Kammer neben dem Backofen auf. „Bei mir sucht Sie Niemand. . ."

Dann trat er ruhig den Heranstürmenden entgegen.

„Dort hin!" schrie der Schneider. „Dort ist sie hinüber!"

„Nein!" rief der Wagner, „hier muß sie sein, ich hab's deutlich gesehen, wie sie hier herein gewischt ist. . ."

„Du kannst Deine Augen auch verschenken, wann Du nur willst!" lachte der Schneider entgegen. „So dumm ist sie nicht, daß sie in den Moosrainerhof geht, wenn sie sich verstecken will." Alles lachte und der Schneider fuhr fort, unter Entschuldigungen über die Störung den Vorfall zu erzählen. „Nehmen Sie's nicht übel, Herr Caplan," sagte er. „Sie geht es ja nicht an, Sie sind nicht gemeint damit — aber wir wollen eine altchristliche Gemeinde sein, wir wollen keine Geistlichen, keinen Pfarrer mehr haben — die Gnade kann über einen Jeden kommen!"

„Das kann sie!" rief Isidor feierlich. „Möge sie Jedem von uns zu Theil werden — darum bitte ich, Möge Jeder würdig werden, daß sie auf ihn herabsinkt . . . der Himmelsstrom verlangt nach einem Gefäß, rein und lauter wie Krystall! Das bedenkt, meine Freunde, und darnach handelt!"

Verlegen und betroffen schauten die Bauern zu Boden; die Hitze war merklich abgekühlt.

Isidor gab sich den Schein, als ob er es nicht bemerke; arglos fuhr er gegen den Schneider fort: „Ihr seid krank, Meister? Euer Gesicht ist verschwollen und Ihr tragt eine Binde um die Backe!"

„Ach leider Gottes," jammerte der Mann, „ich hab' einen Fluß im Kopf und ein hohler Zahn macht mir Schmerzen, daß ich's manchmal kaum aushalten kann . . ."

„Ihr dauert mich," war Isidor's Antwort, „kommt zu mir herein — ich will Euch den Zahn ausziehen . . ."

„Na," rief der Schneider mit pfiffigem Lachen, „das thu ich nit! Wenn ich mich ja zum Ausreißen verstehe — gehe ich zu meinem Gevatter, dem Bader, da neben mir — der hat's gelernt und muß es doch besser können . . ."

„Meint Ihr?" erwiderte Isidor mit erhobener Stimme, den Blick fest in die Menge gerichtet. „In körperlichen Leiden, eines armseligen Zahnes wegen seid Ihr also so klug, daß Ihr um Hülfe nur zu dem Manne kommt, der es versteht, weil er die Heilmittel des Körpers gelernt . . . wo es Euer geistiges Wohl, die Gesundheit Eurer unsterblichen Seele gilt, seid Ihr minder bedenklich und wollt Euch selber helfen? wollt dem nächsten Besten vertrauen, der Euch sagt, er verstehe zu helfen? O meine Freunde . . ."

Die Bauern standen noch beschämter als zuvor und nahmen die Hüte ab, als ob sie in der Kirche vor der Kanzel versammelt wären.

Da ertönte von fern anhaltendes Rufen, Kathrin, die Magd, kam weinend und jammernd vom Thale hergelaufen. „Helft," rief sie schon von Weitem, „um Gotteswillen helft . . ." und wie sie keuchend herankam und Isidor erblickte, knickte sie vor ihm mit dem Rufe zusammen: „Ach, das Unglück, hochwürdiger Herr! Ach, das arme, arme Leut!"

„Ein Unglück?" riefen die Bauern durcheinander. „Wen meinst Du?"

„Ewiger Gott!" rief Isidor und zog die Knieende empor, „errath' ich, wen Du meinst? Wo ist Franzi . . . was ist mit ihr geschehen?"

„Ich weiß nit," stieß die noch immer Athemlose in Absätzen hervor, „aber es ist mir so 'was vorgegangen im Geist, drum hab' ich sie nit aus den Augen gelassen, und wie sie fort ist aus der Schmieden, bin ich ihr nach, hinterm Dorf herum, am Moosrainerhof vorbei . . . hinunter gegen den Inn. . ."

„O, Du heilige Mutter!" rief händeringend die Bäuerin, welche mit dem Alten aus dem Hause herbeikam; die Bauern standen entsetzt, Isidor dunkelte es vor den Augen.

„Rede," drängte er mit gepreßter Stimme, „rede weiter. . ."

„Ich flog ihr nach, wie der Wind," fuhr Kathrin fort, „ich hab' geschrieen, aber sie hat nit gehört oder nit hören wollen, auf einmal ist sie mir hinterm Gebüsch verschwunden, und wie ich hin 'kommen bin, da ist nichts zu sehn gewesen, weit und breit, als der Schnee und das wilde Wasser . . . und daneben, am Gestad, da ist das Tüchel da gelegen und der Hut. . . O, Du armer, armer Wurm," fuhr sie, in Thränen ausbrechend, fort, „hat es ein solches End' nehmen müssen mit Dir. . . Jetzt versteh' ich Dich wohl . . . jetzt hast Du freilich den Leuten die Mäuler gestopft!"

„Ich verstehe," murmelte Isidor und schlang die Arme um den Nacken des Vaters, sich an dem starken Stamme fest zu halten im Sturm seiner Seele, „sie ist aus der Welt gegangen — um meinetwillen . . . für mich hat sie sich geopfert! Ich hatte recht geahnt, es war ihr Abschied für immer, als sie mir den Ring zuwarf und das Kränzlein."

„Einen Ring?" fragten neugierig die Umstehenden. „Was ist es mit dem?"

„Das einzige Andenken an ihre Mutter," sagte der alte Moosrainer, während die Leute das hingereichte Kleinod betrachteten. „Eine schöne alte Arbeit," sagte der Bader gewichtig, „inwendig stehn ein paar Buchstaben, die wie verkratzt aussehn . . . aber daneben sind drei Stern' eingegraben. . ."

„Drei Stern'?" fragte der Alte. „Die hab' ich ja noch nie gesehn. . . Wahrhaftig! Drei Stern' neben dem Namen. . ."

Aus der Backofenstube, dem Verstecke des Fräuleins, tönte ein Schrei, Niemand beachtete ihn, denn Isidor raffte sich aus seiner schmerzlichen Verlorenheit auf. „Fort!" rief er, „wir verlieren die kostbare Zeit . . . vielleicht ist die Unglückliche noch zu retten!"

„Nein, nein!" sagte Kathrin schluchzend, „damit ist's vorbei . . . das Wasser ist viel zu wild und kalt. . . Die gute, gute Franzi hat's überstanden. . . Gott geb' ihr die ewige Ruh'. . ."

Dennoch stürmte Alles Isidor nach, dem Strome zu; trauernd, trostlos kehrten sie nach einer Stunde zurück.

Als Isidor das Gehöft wieder betrat, gedachte er erst seiner Gefangenen und öffnete die Backstube.

Sie war leer — ein rückwärts in's Freie führendes Fenster stand weit offen. . .

(Das Ende der Novelle s. Seite 782.)

Ein Mann ohne Vaterland.

Nach den Mittheilungen eines nordamerikanischen Marineofficiers.

Von Fr. v. Wickte.

Es ist nur die Geschichte eines einfachen Mannes, dessen Erscheinen auf dem Welttheater keine Epoche machte, die ich meinen Lesern erzählen will, denn das Unternehmen, an dem er sich betheiligte, schlug fehl und überlieferte ihn der Gnade seiner Richter, auch ist wohl kaum einer unter unseren Lesern, der je von ihm etwas gehört hat, — sind doch selbst in seiner eigenen Heimath nur Wenige, welche sich seiner erinnerten, als die Zeitungen im Herbst 1863 die Anzeige seines Todes brachten, die mit den Worten erschien: „Am 11. Mai starb am Bord der Vereinigten Staaten-Corvette Levant auf 2' 11' südlicher Breite und 131° westlicher Länge Philipp Nolan."

Und doch war dieser Mann, Philipp Nolan, einst dazu bestimmt gewesen, eine große Rolle zu spielen.

Es war im Jahre 1806, als Oberst Burr, Vicepräsident der Vereinigten Staaten unter Jefferson (1801—1809), des Landesverrathes angeklagt und auf die Anschuldigung hin, eine Verschwörung angezettelt zu haben, deren Zweck die Errichtung eines südlichen Kaiserreiches unter seiner Herrschaft war, verhaftet wurde. Sein Plan scheint ein wohlorganisirter gewesen zu sein, und unter den zahllosen Anhängern des kühnen Abenteurers war Philipp Nolan, Lieutenant in der Armee, einer der thätigsten und hervorragendsten. Es war im Fort Massac, wo er sich dem Unternehmen anschloß, welches, wie schon oft geschehen, zu früh in Scene gesetzt wurde, um den gewünschten Erfolg erzielen zu können. Bei der Expedition auf Neu-Orleans ward er mit seinem Chef gefangen genommen und vor das Kriegsgericht in Fort Adams gestellt. Er war nicht mehr und nicht weniger schuldig, als Andere, die sich von den lockenden Aussichten Aaron Burr's hatten blenden lassen. Es ist aber ein altes Sprüchwort, daß man die kleinen Diebe hängt und die großen laufen läßt, und so ging es auch hier. Burr wurde wegen mangelnder Beweise freigelassen und Nolan und Andere mußten die Sündenböcke sein. Wüthend über die ihm widerfahrene Behandlung stand er vor seinen Richtern, um sein Urtheil anzuhören, und wir würden wohl schwerlich je wieder Etwas über seine Zukunft vernommen haben, da man sämmtliche Betheiligte mit einer unbedeutenden Strafe entließ, wenn ihn nicht sein jugendlicher Uebermuth zu einer Antwort hingerissen hätte, welche ihn zu dem machte, was er seit jenem Tage wurde: „der Mann ohne Vaterland". Auf die übliche Frage des Vorsitzenden, ob Nolan noch Etwas zu seiner Rechtfertigung zu sagen habe, ehe das Urtheil über ihn gesprochen würde, erhob er sich, schlug mit geballter Faust auf den Tisch und schrie: „Der Teufel hole die Vereinigten Staaten! Ich wollte, ich brauchte nie wieder Etwas von ihnen zu hören!"

Fast alle Officiere des Gerichtshofes hatten den Befreiungskrieg mitgemacht und für die Idee, welche er hier mit Füßen trat, ihr Leben eingesetzt. Nolan aber war ein ungezähmtes Naturkind; auf einer Plantage in Texas geboren, wo die beste Gesellschaft, die er hatte, im günstigsten Falle ein spanischer Officier oder ein Händler von Neu-Orleans war, hatte er keine andere Erziehung genossen als den Unterricht, den er einmal im Winter durch einen englischen Lehrer bekam. Im Uebrigen hatte er seine halbe Jugend mit seinem Bruder in den Prairien der Heimath mit dem Lasso in der Hand oder Büffel jagend auf dem selbstgefangenen, wilden Pferde zugebracht, so daß er wenig von den Vereinigten Staaten wußte. Später gab ihm die Union allerdings die Uniform, welche er trug, und das Schwert, mit dem er sein Vaterland zu schützen geschworen hatte — aber der Staat wollte an ihm das Vergehen eines Anderen strafen, und wenn wir seine Handlungsweise auch nicht rechtfertigen können, müssen wir doch nicht zu strenge urtheilen.

Das Gericht zog sich nach Nolan's Aeußerung, welche unendliche Entrüstung hervorrief, zurück, aber schon nach fünfzehn Minuten erschien es wieder mit dem Urtheilsspruch: daß der Lieutenant Philipp Nolan des Landesverrathes schuldig und verurtheilt sei, „nie wieder Etwas von den Vereinigten Staaten zu hören".

Nolan lachte; allein auf den bleichen Gesichtern ringsum sah er keine Heiterkeit. Die Strafe schien mild genug — nur sein eigener Wunsch sollte erfüllt werden, und er wurde erfüllt. Vom 23. September 1807 bis zu seinem Todestage 1863 hat er nie den Namen seiner Heimath wieder gehört, und sechsundfünfzig Jahre lang war er ein Mann, der kein Vaterland hatte. Präsident Jefferson bestätigte das Urtheil, von dem Nolan eine Abschrift erhielt. Bei dem spätern Brande des Regierungsgebäudes in Washington verbrannten alle auf diesen Proceß bezüglichen Papiere, und als im Jahre 1817 Capitän Watson beim Departement in Washington über Nolan rapportirte, ward dieser ganz ignorirt, ob absichtlich oder unabsichtlich, muß dahingestellt bleiben; Thatsache aber ist, daß nach dieser Zeit kein Marinecommandeur in seinem Rapport des Gefangenen je mehr Erwähnung that. Lieutenant Mitchell vom „Nautilus", in dessen Gewahrsam der Gefangene zunächst gegeben wurde, bekam die folgende schriftliche Instruction mit: „Durch Lieutenant Neale wird Ihnen die Person des Philipp Nolan, vormaligen Lieutenants in der Armee, übergeben werden. Er hat bei seiner Untersuchung vor dem Kriegsgericht mit einem Fluch den Wunsch an den Tag gelegt, nie wieder Etwas von den Vereinigten Staaten zu hören, und das Urtheil des Gerichts lautet auf Erfüllung seines Wunsches. Sie werden den Gefangenen an Bord Ihres Schiffes nehmen und Alles anwenden, um seine Flucht zu verhindern. Sie werden ihm diejenige Aufmerksamkeit, Pflege und Kleidung zukommen lassen, wie es seine frühere Stellung mit sich bringt. Die Officiere an Bord werden sich in Betreff seiner Gesellschaft unter sich einigen; es soll ihm aber stets mit Anstand begegnet und er nie daran erinnert werden, daß er ein Gefangener ist. Unter keinen Umständen aber soll er je Etwas über sein Vaterland hören oder Etwas sehen, was ihn daran erinnern könnte, und Sie werden besondere Sorge tragen, daß jeder Officier unter Ihrem Befehl diese Anordnung, in welcher seine Bestrafung liegen soll, selbst in der ihm bei Vorkommenheiten zu gewährenden Nachsicht nie verletze. Es ist der Wille der Regierung, daß er das Vaterland, das er verleugnet hat, nie wieder sehe, und werden Sie vor Ablauf Ihrer Kreuzung die zur Aufrechthaltung dieser Bestimmung nöthigen Befehle empfangen.

gez. Der Marinesecretair."

Vom Nautilus ward Nolan auf ein Schiff gebracht, das auf eine lange Fahrt ging, und der Commandeur desselben, Shaw, ordnete die zu befolgende Etiquette und die nöthigen Vorsichtsmaßregeln an, die von allen Hütern Nolan's bis zu dessen Tode befolgt und als Instruction von einem Wächter dem andern eingehändigt wurden.

Capitän Shaw erlaubte ihm unbeschränkten Verkehr mit den Officieren an Bord, mit der Mannschaft aber nur in Gegenwart eines Vorgesetzten. Trotzdem wurde er schüchtern und zurückhaltend, wie alle Menschen, welche fühlen, daß sie nur geduldet werden. Da seine Gegenwart alle Gespräche über heimathliche Verhältnisse, von Krieg und Frieden, von politischen und Familienangelegenheiten — Gespräche, welche mehr als die Hälfte des Unterhaltungsstoffs auf See liefern — ausschloß, so mochte ihn keine Classe dauernd bei sich haben, und weil es doch gar zu hart gewesen wäre, ihn ganz auszuschließen, wurde ein förmliches System beobachtet. Am Montag lud der Capitän ihn zum Essen und an jedem andern Tage war er der Gast einer andern Gesellschaft, während er seine übrigen Mahlzeiten in seinem Cabinet einnahm, welches ihm da angewiesen wurde, wo die Schildwache postirt war. Auch die Mannschaft lud ihn zu ihren kleinen Belustigungen ein und es schien fast, als ob sie den „Tuchknopf", wie sie ihn nannten, weil er keine blanken Knöpfe an der Uniform tragen durfte, aufrichtig bedauerten. Auf allen seinen Reisen durfte er nie an's Land gehen und alle Zeitungen und Bücher, die er in die Hand bekam, wurden vorher revidirt; selbst die allerunschuldigste Annonce eines amerikanischen Hauses wurde herausgeschnitten, und so konnte es sich ereignen, daß er in Mitten der Berichte über Napoleon's Schlachten oder Canning's Reden ein großes Loch fand.

Als Capitän Shaw heimcommandirt wurde, lief er Capstadt an und signalisirte nach mehrtägigem Warten die ansegelnde „Warren". Seither hatte Nolan seine Gefangenschaft nur als

Posse angesehen und affectirte großes Vergnügen an der Seereise; nicht wenig erstaunte er aber, als er den Befehl erhielt, sich fertig zu machen, das Schiff zu verlassen, um seine zweite Reise, diesmal nach dem Mittelmeer, mit Capitän Philipps zu machen. Dieser Officier erzählt, daß, nachdem Nolan wieder aus seiner Cajüte trat, er geglaubt habe, einen andern Menschen vor sich zu sehen, der Unglückliche hatte sich überzeugt, daß es für ihn keine Heimkehr gab, selbst nicht um in's Gefängniß zu gehen. Dies war die erste von den zwanzig nachfolgenden Umladungen, die er zu bestehen hatte, um seinen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, und schrecklicher war sein Loos in der That, als das derjenigen Rebellen, welche seither gegen ihr Vaterland in Waffen standen, da sie doch in andern Ländern leben und an den Interessen der Heimath Theil nehmen können, wenn sie von dem Generalpardon ausgeschlossen werden.

Sein musterhaftes Benehmen während seiner Reisen hat zur Genüge dargethan, daß er seine Thorheit bereute und sich wie ein Mann in sein Schicksal ergab. Er hat nie absichtlich die Schwierigkeiten der peinlichen Lage derer vermehrt, welche ihn zu bewachen hatten; Zufälligkeiten ließen sich indessen nicht vermeiden, aber nie hat er sie hervorgerufen. Von den mannigfachen Vorkommenheiten, die ihn schmerzlich an die verscherzte Heimath erinnerten, wollen wir, um zu beweisen, wie sehr er seinen Verlust empfand, unsern Lesern nur drei Fälle vorführen.

Es war während Nolan's Gefangenschaft auf dem „Brandywine", als einer der Officiere von einem Cameraden in Alexandria eine ganze Kiste voll Bücher lieh, was in damaliger Zeit als ein wahrer Glücksfund angesehen wurde. Auch Nolan ward eingeladen sich dem Kreise anzuschließen, der sich an dem schönen Augustnachmittage auf dem hintern Deck unter dem Zelt gebildet hatte. Man wollte vorlesen, um die Zeit angenehmer zuzubringen, und auch an ihn kam die Reihe des Vortrags. Man hatte Scott's kürzlich erschienenes „Lied des letzten Minstrels" gewählt und Alle waren entzückt davon. Mit Pathos begann Nolan den sechsten Gesang, ohne zu ahnen, was ihn treffen würde:

Wem schleicht so träg' und bang' das Blut?
Der niemals rief in hoher Gluth:
Sei mir gegrüßt, mein Vaterland!

Alle sahen einander betroffen an und Nolan erblaßte, mußte aber hoffen, daß nichts mehr erfolgen würde, und las weiter:

Wem klopfte nie der Busen hoch,
Wenn er zurück zur Heimath zog
Vom fernen fremden Strand?
Giebt's Einen? Merk' ihn wohl, den Wicht.

Er hatte nicht die Geistesgegenwart umzublättern, er schluchzte, purpurn glühte seine Wange, doch er las stotternd weiter:

Des Minstrels Lied erfreut ihn nicht.
So hoch sein Rang, sein Name steigt,
Bleibt auch kein Wunsch ihm unerreicht,
Trotz Rang und Titel, Prunk und Pracht,
Elender Wicht, Du wirst verlacht —

Dies war zu viel für ihn; wie ein angeschossenes Wild sprang er auf. Die Thränen stürzten aus seinen Augen, mit einem Ruck schleuderte er das Buch in die See und eilte in seine Cajüte.

„Zwei Monate lang," erzählt einer seiner alten Gefährten, „sahen wir ihn nicht unter uns."

Nicht lange darauf, noch während des Kriegs mit England, ward das Schiff, auf dem er sich gerade befand, von einer feindlichen Fregatte attakirt. Eine Vollkugel schlug in eine der Luken des Amerikaners ein und tödtete den Officier nebst mehreren Mann — da erschien mitten in der Verwirrung Nolan wie der deus ex machina, übernahm das Commando, ließ die Verwundeten forttragen, lud mit eigener Hand die Kanone, richtete sie und ließ Feuer geben. Und so stand er als Befehlshaber des Geschützes, heiter und guter Dinge, kühlen Muths, feuerte die Leute an und schoß zweimal so oft als irgend ein Anderer, bis der stolze Engländer die Flagge strich und dessen Commandeur seinen Säbel übergab. Dann hieß es aber: „wo ist Nolan? Der Capitän will ihn sehen." Nolan kam. „Herr," redete ihn der Befehlshaber an, „Sie sind heute der Bravsten Einer auf diesem Schiff gewesen und ich werde über Sie berichten. Meinen Dank bezeuge ich Ihnen hiermit," setzte er hinzu, indem er ihm seinen eigenen Säbel einhändigte, „wer Ihnen mehr schuldet, wird es selber zahlen." (Er durfte nicht sagen: das Vaterland.)

Dies war der schönste Tag in dem Leben des Heimathlosen und bei allen festlichen Gelegenheiten hat er diese wohlverdiente Decoration getragen. Der Commandeur bat um Nolan's Pardon beim Kriegsminister — aber nie hat er eine Antwort darauf erhalten. Man hatte angefangen die ganze Sache in Washington zu ignoriren, und Nolan's Verhältnisse blieben dieselben, weil keine Ordres von dort kamen.

Außer seinen Büchern und der gelegentlichen Unterhaltung mit den Officieren hatte er Nichts, um seine Zeit hinzubringen. Aber er nützte diese, so gut er konnte, und in seiner Hinterlassenschaft fanden sich unzählige Zeichnungen und Sammlungen von naturgeschichtlichem Werth. Er kannte die Sprachen fast aller Länder, die er besucht hatte, und leistete dadurch vielfache Dienste als Dolmetscher. Bei einer solchen Gelegenheit war es, wo ihm schier das Herz brechen wollte. Sein Schiff hatte an der Nordwestküste Afrikas ein Sclavenschiff gekapert, und der Officier war in großer Verlegenheit, wie er den aufgeregten Schwarzen auseinander setzen sollte, daß er sie wieder an's Land bringen werde.

Niemand sprach ein Wort Portugiesisch, welches einige der Neger an der Küste von Fernando Po gelernt hatten; da trat Nolan in's Mittel, theilte denselben mit, was mit ihnen geschehen sollte, und man hoffte den Aufruhr zu unterdrücken. Statt dessen vermehrte derselbe sich aber auf bedenkliche Weise und Nolan verdolmetschte, daß die Schwarzen in ihre Heimath zurückgebracht zu werden verlangten. Ihm selbst standen die Schweißtropfen auf der Stirn; umringt von fast vierhundert Negern, von denen der eine ihm von seinem Weib, der andere von seinem Kind und der dritte und vierte von Haus und Eltern erzählte, versagte ihm selbst die Stimme und nur mit großer Anstrengung wurde er endlich durch die Bewilligung ihrer Forderungen Herr der Situation. Wie nun aber die entzückte Masse sich auf ihn wälzte, ihn küßte und herzte und in ihren Freudenausbrüchen fast erdrückte, schwand ihm die Kraft, so daß er in's Boot zurückgetragen werden mußte. Dort kam er bald wieder zu sich; als er aber im Hinterdeck neben dem jungen Lieutenant saß, da brach sein Schmerz mit ganzer Gewalt hervor und er mußte seinem gepreßten Herzen einmal Luft machen.

„Junger Mann," sagte er zu seinem Begleiter, mit dem er in spätern Jahren noch mehrere Reisen machte, „daraus mögen Sie erkennen, was es heißt, ohne Familie, ohne Haus und ohne Heimath zu sein. Und sollten Sie je sich so weit vergessen, Etwas zu thun oder zu sagen, was zwischen Ihnen und diesen Schätzen eine Scheidewand aufrichtet, bitten Sie Gott, er möge in seiner Gnade Sie zu sich nehmen. Fesseln Sie sich an Ihre Familie, vergessen Sie das eigene Selbst, aber thun Sie Alles für diese. Sprechen Sie von ihr, schreiben Sie und denken Sie an dieselbe; je weiter Sie reisen, desto wärmer halten Sie fest daran, wie jene armen Sclaven dort. Und an dem Vaterland, an der Heimath, an der alten Flagge da — Junge, denke an nichts, als ihnen zu dienen, und wenn dieser Dienst Dich durch die Hölle jagte! Laß keinen Abend vorübergehen, an dem Du nicht Gott bittest, die Flagge zu segnen, und was Dir auch begegnet, wer Dir auch schmeichelt, sieh keine andere an! Hinter all jenen Männern, mit denen Du verkehrst, steht Dein Vaterland und dem gehörst Du an, wie Deiner eigenen Mutter. Schande und Schmach auf den, der seine Mutter verläßt! O Gott," flüsterte er für sich, „wenn ein Mensch zu mir so in meiner Jugend gesprochen hätte!"

Oft ist es auch später noch versucht worden, dem armen Heimathlosen Erlösung zu verschaffen, aber Niemand glaubte in Washington an die Existenz eines solchen Mannes. Es ist nicht der erste Fall, daß ein Departement sich den Anschein giebt, als ob es nichts wisse. Für die Commandeure des Marinegeschwaders war die ganze Sache eine höchst delicate, und wir müssen gestehen, daß es ein Beweis von dem ehrenhaften esprit de corps der Seeofficiere ist, das Geheimniß bis zu Nolan's Tode nicht in die Oeffentlichkeit dringen zu lassen, denn selbst dem Bereich der allmächtigen Presse der großen Union ist es fern gehalten worden. Es ist mit Nolan's Fall so wie in vielen andern Dingen, wo man in einem Amte zum Selbsthandeln gezwungen wird: „Hast Du Erfolg, so wird man Dich unterstützen; mißlingt Dein Versuch, wird man Dich verleugnen." Die Ordre, Nolan in der Welt herumzuführen, war da — die Contreordre fehlte — der Beamte muß sich an das Gesetz halten, und so gern Mancher den unglücklichen Nolan — denn das war er im vollsten Sinn des Worts — hätte entkommen lassen, er durfte es nicht thun, wenn er nicht seine eigene

Stellung gefährden wollte, und Cassation ist kein angenehmes Wort für einen Officier.

Auf seinem Sterbebette — er war nahezu achtzig Jahre alt geworden — flehte er um die Gnade, Etwas von Amerika hören zu dürfen, ehe es mit ihm zu Ende ging, und zum ersten Male seit dem langen Zeitraume von sechsundfünfzig Jahren gab ihm einer der ihm befreundeten Officiere ein getreues Bild seines Heimathlandes, was es geworden war, wie es gedieh, welche Bedeutung es für die Gegenwart gewonnen. Mit dem Lächeln seliger Befriedigung hörte er zu und sah, wie sich ein mächtiges Gebäude vor seinen Blicken entfaltete. Nur Eines konnte der Freund nicht über sich gewinnen: von dem Bruderkriege durfte Nolan nichts wissen. Als er sich schwächer fühlte, mußte derselbe das neben ihm liegende Gebetbuch öffnen und die angezeichnete Stelle lesen. Sie lautete: „Für uns selbst und im Namen unseres ganzen Landes danken wir Dir, o Gott, daß Du uns, trotz unserer mannigfachen Vergehen, Deine Gnade erhalten hast. Segne und erhalte Deinen getreuen Diener, den Präsidenten der Vereinigten Staaten und Alle, die ein öffentliches Amt bekleiden." Dann schlief er ruhig ein, mit sich selbst und aller Welt in Frieden.

In seiner Bibel lag ein Zettel, auf dem er die Bitte niedergeschrieben hatte: „Begrabt mich im Meer, es ist meine Heimath geworden und ich habe sie lieben gelernt; hat die Regierung, welche mich so hart gestraft hat, so viel Achtung vor mir bewahrt, daß sie mir in Fort Adams einen Gedenkstein setzen will, so sage sie auf demselben:

In memoriam!
Philipp Nolan,
Lieutenant in der Vereinigten Staaten-Armee,
Friede sei mit Dir!"

Die Seele des Orchesters.

(Mit Abbildungen.)

Aus einem noch jetzt von den Arabern benutzten sehr unvollkommenen Saiteninstrumente, dem Rebec, das die Eroberungen der Mauren nach Europa brachten, scheint sich nach und nach das entwickelt zu haben, was heute die Seele des Orchesters bildet — die Violine. In Italien war es, wo der Bau derselben die ersten und sehr rasche Fortschritte machte, so daß z. B. Gaspare di Salo in Brescia (1535) bereits Instrumente fertigte, welche vollkommen die heutige Form haben. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts finden sich auch schon Nachrichten über die größere Ausbreitung des Violinspiels und es wird überdies des Violoncellos und des Basses gedacht. Die ersten Geigen sollen größer gewesen sein, als die heutigen, und erst am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch Testator il Vecchio in Mailand verkleinert worden sein. Man erklärt sich hieraus den Namen Violine, der so viel als „kleine Viola" bedeutet.

Außer Gaspare di Salo sind noch mehrere andere Brescianer, besonders Maggini, Zanetto und Lanssa als berühmte Geigenmacher des sechzehnten Jahrhunderts bekannt. Sehr bald wurde jedoch Brescia, die Wiege des Violinbaues, durch die ausgezeichneten Leistungen mehrerer Künstler in Cremona, namentlich des Andrea Amati (1575) in den Hintergrund gedrängt. Auch die Söhne Amati's, sowie einer seiner Enkel, bauten ausgezeichnete Instrumente, welche noch jetzt theils als Seltenheiten, theils wegen ihres lieblichen Tones sehr theuer bezahlt werden. In dem letzten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts verfertigte ein Schüler des letzten Amati, Andrea Guarneri (1675—94) ebenfalls ganz vortreffliche Violinen, welche sich, wie die seiner Nachfolger, noch heute durch ihren brillanten Ton auszeichnen und von vielen Künstlern allen andern vorgezogen werden. Der Geigenbau pflanzte sich in der dadurch berühmt gewordenen Familie Guarneri bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fort. Die ausgezeichnetsten Werke lieferte Joseph Guarneri del Gesù (1728—42). Paganini's Lieblingsvioline war aus seiner Hand hervorgegangen. Ein dritter großer Meister des Cremoneser Violinbaues, Antonio Stradivari (Stradnarius), gestorben 1738, hatte nicht das Glück, seine Kunst auf seine Söhne vererbt zu sehen. Die Amati und Guarneri, sowie Antonio Stradivari begründeten den hohen Ruhm Cremonas in der gedachten Beziehung und wurden übrigens durch ihre zahlreichen Nachfolger in Italien und andern Ländern nicht übertroffen. Die Cremoneser Geigen sind vielmehr von einer so classischen Vollendung, daß man nach einem Jahrhundert des Probirens und Suchens nach andern Constructionen in der neuesten Zeit zu der Ueberzeugung gekommen ist, es sei das Beste, die von den alten italienischen Meistern noch vorhandenen Instrumente rücksichtlich ihres Baues ganz genau nachzuahmen. Natürlich braucht dies nicht in unwesentlichen Aeußerlichkeiten zu geschehen. Die erwähnte Nachbildung würde nun durchaus nicht so entschieden angestrebt werden, wenn man von dem prachtvollen Klange der meisterhaften Arbeiten aus der classischen Zeit des Violinbaues nur aus geschichtlichen Aufzeichnungen etwas wüßte. Nein, man kann noch jetzt die wunderbar reinen, vollen und dabei schmelzenden Töne jener Kunstwerke bewundern. Manche besitzen einzelne Exemplare, Andere ganze Sammlungen derartiger alter und ausgezeichneter Instrumente, und dies nicht als bloße Raritäten. Die Violine hat nämlich die merkwürdige Eigenschaft, daß sie mit dem zunehmenden Alter einen immer schöneren Klang erhält. Deshalb ist es auch schwierig, neue Violinen richtig zu beurtheilen. Nicht selten sehen die Geigenmacher nur darauf, daß ihre Instrumente sich im neuen Zustande durch einen tadellosen Klang auszeichnen. Es wird dies in manchen Fällen durch Verdünnung der Decke und des Bodens des Resonanzkörpers, mitunter auch durch eine sehr verwerfliche Beizung des Holzes erreicht. Diese Mittel kürzen aber erfahrungsmäßig die Dauer der guten Eigenschaften einer Violine bedeutend ab und sind nur bei ganz gewöhnlichen Instrumenten zulässig. Der Violinbauer muß also hinsichtlich seiner bessern Werke mehr auf die Zukunft, als auf die Gegenwart bedacht sein. Mit jedem Jahre werden dieselben dann besser.

Im siebenzehnten Jahrhundert verpflanzte sich die Kunst des Violinbaues von Italien aus nach Spanien, Frankreich und Deutschland, in letzterem zuerst nach Tirol, wo besonders die Instrumente von Stainer in Absam bei Innsbruck bald so beliebt wurden, daß man sie lange Zeit den Cremonesern gleich schätzte. Die Stainer'schen Violinen haben das Eigenthümliche, daß ihre Decken und Böden stark gewölbt sind. In späterer Zeit haben sie bedeutend an Ruf verloren.

Ein Schüler Stainer's, Egid. Klotz, vervollkommnete und erweiterte die Geigenmacherei in Mittenwald an der obern Isar in Baiern, welcher Ort für Deutschland das wurde, was Cremona für Italien gewesen war, wenn auch nicht in einem so hohen Sinne. Gegenwärtig beschäftigen sich in Mittenwald gegen einhundert Familien mit Anfertigung von Violinen, Guitarren und Cithern, und es besteht seit 1858 eine eigene Musterwerkstätte daselbst, in der zwei der tüchtigsten Lehrer, welche die Regierung auf Staatskosten von den vorzüglichsten Meistern unterrichten ließ, praktischen Unterricht ertheilen. Außerdem sind auf Staatskosten ausgezeichnete alte Violinen angekauft und mit einigen der vorzüglichsten neuern Instrumente zu einer Mustersammlung vereinigt worden, welche nicht blos für die besten, sogenannten Künstlergeigen, sondern auch für die ordinären oder Marktgeigen die Vorbilder liefern soll. Hierdurch wird gewiß der dortige Violinbau künftighin auch höheren Anforderungen der Musiker immer besser Genüge leisten.

Für gewöhnliche Violinen, sowie für gute und kräftige Concertinstrumente derselben Art, ist jetzt in Deutschland unbestritten die Stadt Neukirchen — früher Markneukirchen genannt — im sächsischen Voigtlande nebst den nahen Orten Adorf und Klingenthal der Hauptfabrikationsort. Dazu kommen außer dem schon erwähnten Mittenwald noch Graslitz und Schönbach im böhmischen Erzgebirge, ferner Nürnberg, Prag, Wien, Berlin, einige Orte in Würtemberg und Schlesien. Die Vororte der französischen Geigenmacherei sind Mirecourt in Lothringen (seit 1680; jetzt sechs- bis achthundert Arbeiter), Paris und mehrere größere Provincialstädte. England und Amerika beziehen ihre Violinen größtentheils aus Deutschland.

Nach Neukirchen und Umgebung ist der Violinbau nach dem dreißigjährigen Kriege durch Vertriebene (Exulanten) aus Böhmen, diesem der Musik so ergebenen Lande, verpflanzt wor-

den und hat namentlich in neuester Zeit einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Es werden daselbst dreihundert verschiedene Sorten Violinen und gegen zweihundert Sorten Violinbogen gemacht. Die ersteren werden hauptsächlich nach Mustern von Stradivari gefertigt und zwar zu sehr verschiedenen, theilweise fabelhaft billigen Preisen, welche nur durch die außerordentliche Theilung der Arbeit möglich sind, z. B. Kindergeigen zu zwei Thalern das Dutzend; gewöhnliche Geigen von dritthalb bis zweihundert Thaler pro Dutzend. Eine sehr billige Sorte dieser Instrumente, die übrigens oft seltsam bemalt wird, wandert nach dem fernen Amerika, wo sie dem Indianer und Neger das Leben erheitern hilft. Aber auch bessere Arten werden in Menge nach Amerika versendet. Ferner sind Rußland und England und nach diesen, Italien ausgenommen, alle europäischen Länder Absatzgebiete für die Neukirchner Fabrikate. Man berechnet den jährlichen Umsatz der Neukirchner Gegend in diesem Artikel, einschließlich der Blasinstrumente, auf anderthalb Millionen Thaler, und die Anzahl der jährlich dort fabricirten Streichinstrumente beläuft sich auf mindestens dreißigtausend Stück. Desgleichen erzeugen Neukirchen und Umgebung an Darmsaiten gegenwärtig wohl zwanzigmal so viel, wie ganz Italien, nämlich für 500,000 Thaler jährlich, und beziehen die dazu nöthigen Därme zum größten Theile aus Norddeutschland (Berlin, Königsberg) und aus Dänemark und England.

In Bezug auf Meisterwerke des Violinbaues haben jetzt die Instrumente von Vuillaume, Mirmont und den Gebrüdern Gand in Paris, sowie von Sitt in Prag, Lemböck und Bittner in Wien, Grimm in Berlin und einigen andern tüchtigen Künstlern den meisten Ruf. Vuillaume, welcher wie Mirmont und alle berühmten französischen Geigermacher in Mirecourt geboren ist, wird von den Meisten für den größten unter ihnen gehalten. Er hat die gewissen Liebhabern willkommene Manier, seinen neuen Instrumenten durch Abkratzung des Lacks und durch sonstige höchst getreue Nachahmung alter Violinen das Aussehen zu geben, als wären sie schon lange, lange Zeit in Gebrauch gewesen und einer Sammlung von Alterthümern entnommen. Daß dies beim Verkauf später zu manchem Betrug führen muß, ist natürlich.

In England werden viele ordinäre Instrumente aus Deutschland feiner ausgearbeitet, öfters sogar mit frischen Hälsen versehen und sorgfältiger lackirt, dann aber zu viel höheren Preisen verkauft. Ueberdies giebt es in England einige geschickte Wiederhersteller und tüchtige Kenner der alten ausgezeichneten Violinen. Für diese ist London der bedeutendste Handelsplatz. Das Haus Puttick und Simpson in London hat oft in einem einzigen Jahre zwei- bis dreitausend Streichinstrumente der bessern und besten Arten zu versteigern. —

Die Violine ist bekanntlich mit vier Saiten bespannt, welche die gleiche Länge (etwas über 12" Pariser Maß), aber verschiedene Dicken und dem entsprechend verschiedene Gewichte haben. Sie werden auf die Töne g, d_1, a_1, e_2 gestimmt, also immer um eine Quinte auseinander; die entsprechenden Schwingungszahlen pro Secunde sind: 196, 294, 440, 659; die betreffenden Spannungen $12\frac{1}{2}$, $12\frac{2}{3}$, 13[illegible], 17[illegible]$/_{16}$ Zollpfund. Das a_1 der dritten Saite mit 440 Schwingungen pro Secunde dient vermittelst der Stimmgabel zur Stimmung der übrigen Saiten. Die Tonhöhe sinkt, wenn das Gewicht der Saite zunimmt, und zwar so, daß z. B. die Schwingungszahl im Verhältniß von 4:3 abnimmt, wenn sich das Gewicht der Saiten im Verhältniß von 9:16 erhöht. Die außerordentlich große Anzahl von Tönen, welche die Violine giebt, wird, wie Jedermann weiß, dadurch hervorgebracht, daß der Spieler durch Andrücken der Saiten an das Griffbret die Länge der schwingenden Theile derselben verkürzt. Durch einen schwächeren Druck auf die Saiten, welcher das Mitschwingen ihres untern Theils noch erlaubt, werden die Flageolettöne erzeugt.

Die Saiten der Violine werden, wie die aller andern Streichinstrumente, aus den Gedärmen von Lämmern, Ziegen, Schafen, Katzen 2c. angefertigt. Die feinsten Sorten werden durchgängig aus den Gedärmen sehr junger Lämmer — nicht über acht Monate alt — gesponnen. Am tauglichsten hierzu sind die von den im August und September geborenen, weil die beste Zeit zur Fabrikation der Saiten die vom März bis Juli ist. Es lassen sich da die Därme am besten dehnen und zu recht glatten und wohlklingenden Saiten zusammendrehen; auch ist alsdann hinreichendes frisches Wasser vorhanden, um die Vorarbeiten vor dem Spinnen, das Wässern und Abschaben (Maceriren), sowie das zur Entfernung des Fettes dienende Beizen der Därme (in Pottaschelösung) gehörig vornehmen zu können. Die feinsten Saiten bestehen aus nur drei macerirten Lammdärmen. Jetzt werden auch viele feine Saiten aus gespaltenen Gedärmen älterer Thiere verfertigt. Nach dem mehrmals wiederholten Drehen schwefelt man die Saiten und ölt sie mit ein wenig feinem Oliven- oder Mandelöl ein, dem ein Procent Lorbeeröl zugemischt wird, um das Ranzigwerden der andern Oele zu verhüten. Die stärkeren Saiten überspinnt man mit Silber- oder Kupferdraht, um ihr Gewicht zu erhöhen und ihren Ton dadurch entsprechend zu vertiefen. Der Raum erlaubt uns nicht, die vielen einzelnen Arbeiten und Vorsichtsmaßregeln, welche die Verfertigung der scheinbar so einfach herzustellenden Darmsaiten nothwendig macht, noch näher zu detailliren. Daß das betriebsame Neukirchen im sächsischen Voigtlande und seine Nachbarorte in Deutschland die ausgedehnteste Saitenfabrikation aufzuweisen haben, ist schon erwähnt worden. Nach dem Berichte der Gewerbekammer zu Plauen giebt es dort gegen 250 Saitenmacher, welche jährlich gegen 100,000 Schock Saiten von durchschnittlich zwölf bis dreizehn Klaftern Länge verfertigen und deren Fabrikate weithin versendet werden. Die feinsten Saiten werden noch jetzt von Neapel bezogen, wo man zu ihrer Bereitung sehr gutes Rohmaterial hat.

Die Saiten der Violine sind mit dem einen Ende an dem Saitenhalter befestigt, welcher seinerseits vermittelst eines kurzen Saitenstücks von dem Knopf festgehalten wird; jene laufen dann über den Steg und das Griffbret und liegen vor ihrem Eintritt in den Wirbelkasten auf einem Bretchen am Ende des Griffbrets auf, welches man den Sattel nennt. Der eigenthümliche Klang der Saitenschwingungen auf der Violine wird durch den Resonanzkörper hervorgebracht. Dieser besteht aus einer obern, mehr oder weniger gewölbten Platte von Fichtenholz, der Decke oder Resonanzplatte, auch Brust genannt, und aus einer dieser gegenüberstehenden, weniger gewölbten Bodenplatte von Ahornholz. Die schmalen Seitenwände des Resonanzkastens sind aus demselben Holze wie der Boden und werden die Zargen genannt. Decke und Boden sind innerhalb des Kastens durch kleine, eingeleimte Stückchen Holz und zwar in der Gegend des Knopfes, an den Ecken der Zargen und am Halse, mit einander verbunden, um der Violine mehr Festigkeit zu geben. Der Hals ist der an den Resonanzkasten anstoßende, unterhalb des Griffbrets liegende Theil, an dessen Ende der Wirbelkasten befindlich ist. Der Theil des Halses, mit welchem derselbe an den Zargen befestigt ist, wird Haken genannt. Die Decke der Violine hat zu beiden Seiten des Stegs zwei Schalllöcher in F-Form, die sogenannten F-Löcher, welche die Luft im Innern des Resonanzkastens mit der äußern verbinden sollen. Verklebt man dieselben, so wird der Ton des Instruments viel tiefer, hohler und schwächer. Von ganz besondrer Wichtigkeit sind zwei andere Theile der Violine, der Steg und der Stimmstock oder die sogenannte Seele. Der erstere ist bekanntlich ein Bretchen, das auf der Decke der Violine senkrecht aufgesetzt ist und über welches die Saiten hinweggespannt sind. Am obern Rande ist der Steg etwas gekrümmt; außerdem ist er eigenthümlich ausgeschnitten und namentlich an seinem untern Theile so, daß er gewissermaßen zwei Füße hat. Läßt man diese Ausschnitte weg, so giebt die Violine fast gar keinen Ton, weil dann die Uebertragung der Saitenschwingungen auf die Theile des Resonanzkörpers nicht gut von Statten gehen kann. Ziemlich unter dem rechten Fuße des Steges befindet sich innerhalb jenes Kastens der Stimmstock oder die Seele der Violine. Es ist dies ein den Boden und die Decke verbindendes Säulchen von Holz, welches erstlich dazu dient, daß die Erzitterungen des rechten Stegfußes nicht nur auf die Decke, sondern auch auf die Bodenplatte übertragen werden, und zweitens noch den Zweck hat, diese Schwingungen gegen beide Platten rechtwinklig zu machen. Entfernt man den Stimmstock aus der Violine, so wird der Klang derselben sehr geschwächt. Der Stimmstock macht durch seinen Widerstand den rechten Fuß des Stegs ziemlich unbeweglich; desto lebhaftere Schwingungen kann aber der linke Fuß desselben machen, welcher hauptsächlich die Bestimmung hat, die Resonanz- oder Deckplatte in lebhafte Oscillationen zu versetzen. Von dem letzterwähnten Stegfuße aus läuft unterhalb der Decke nach dem Halse zu eine schmale Holzleiste hin, der Baßbalken, welcher die erregten Schwingungen über die ganze Deckplatte verbreiten hilft und außerdem zur Festigkeit des Instruments, das eine Saitenspannung von mehr als fünfzig Pfund auszuhalten hat, wesentlich beiträgt. Wegen dieser

Spannung, noch mehr aber deshalb, weil die Querschwingungen der Decke und des Bodens dann weniger Widerstand finden, muß die Faserrichtung der Decke den Saiten parallel gehen. Ist der Boden aus Ahornholz, so werden die Töne des Instruments kräftiger, als wenn er ebenfalls aus Fichtenholz besteht, wie die Decke. Beide, Boden und Decke, müssen eine solche Stärke haben, daß sie nahezu denselben Ton geben, wie die für sich vibrirende Luft des Resonanzraums. Dabei ist es für die Harmonie dieser drei Theile in ihrer Verbindung von Wichtigkeit, wenn Decke und Boden für sich beim Anschlagen mindestens um einen halben Ton auseinder tönen. Beim Zusammenfügen beider geben sie dann einen und denselben Ton ohne alle Disharmonie.

Zum Spielen der Violine gehört endlich ein Bogen. Der Name desselben deutet schon genügend an, welche Form diese nothwendige Ergänzung aller Streichinstrumente anfangs gehabt hat. Die vollkommenste Form des Bogens hat noch ein volles Jahrhundert länger auf sich warten lassen, als die der Violine selbst. Der Franzose Tourte verfertigte Ende des vorigen Jahrhunderts zuerst Violinbogen in der heutigen Gestalt und Einrichtung; seine Bogen haben noch heute hohen Ruf.

Die Stange des Violinbogens wird am liebsten aus Fernambukholz gemacht; weniger gut ist schon das Schlangenholz (aus Brasilien); zu den billigeren Bogen verwendet man die sogenannte amerikanische Eiche. Der untere Theil des Bogens dient zum Anspannen der Haare und führt den Namen Frosch, das obere Ende wird der Kopf genannt. Die Stange, welche beide verbindet, muß sehr elastisch sein, weshalb die Auswahl des Holzes nicht unwichtig ist. Die zwischen Kopf und Frosch ausgespannten Haare sind Roßschweifen entnommen. Sie sind an ihrer Oberfläche mit lauter dachziegelartig übereinandergreifenden mikroskopischen Höckerchen besetzt, welche zum Theil die Reibung und dadurch das Tönen der Saiten verursachen und hierbei durch das Colophonium unterstützt werden.

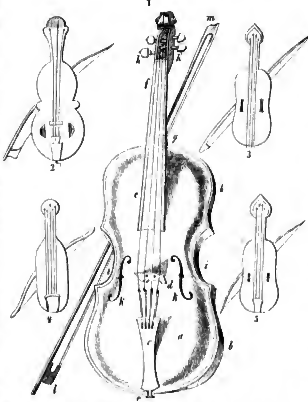


Fig. 1. Violine der Neuzeit. a. Decke oder Brust, b. die Zargen, c. der Saitenhalter, c¹. der Knopf, d. der Steg, e. das Griffbrei, f. der Hals, g. der Haken, h. der Sattel, h¹. der Wirbelkasten und die Wirbel, k. die F-Löcher der Violine, l. der Frosch und m. der Kopf des Bogens.
Fig. 2. Das dreisaitige Rebec. — Fig. 3, 4, 5. Violinen aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts.

Trotz der im Vorhergehenden angeführten Einflüsse der verschiedenen Theile der Violine auf ihren Klang, ist es doch ihre ganze Form und Bauart, in welcher das Geheimniß ihrer mächtig ergreifenden musikalischen Wirkung liegt. Es giebt alte Violinen, an denen mit Ausnahme der Decke nach und nach Alles erneuert worden ist, und doch werden sie noch eben so sehr geschätzt, wie die Originale. Da man nun jetzt nach den alten Modellen arbeitet, so sind unsere feinen Instrumente gewiß eben so gut, wie jene zu ihrer Zeit gewesen sind, und werden durch den Gebrauch künftig gleich vortrefflich, wie die Werke Amati's und seiner Nachfolger. Daß neue Violinen einen etwas härteren und rauheren Klang haben als alte, ist ganz natürlich. Durch das Zusammenleimen, Biegen und Zusammenpressen der Theile müssen auch bei der größten Sorgfalt Ungleichheiten in der Elasticität derselben entstehen; ebenso durch die ungleiche Dichtigkeit des Holzes. Wird aber eine Violine lange Zeit gespielt, so wird vorzüglich in der Decke durch die fortwährenden Erzitterungen manche Veränderung in der Lagerung der Fasern hervorgebracht, und es werden nach und nach die mancherlei Hindernisse entfernt, welche einer ungestörten Verbreitung der Schwingungen des Resonanzkörpers anfangs hindernd im Wege standen.

Die eingehendsten Versuche zur Auffindung der eigenthümlichen Schwingungsverhältnisse der Violine hat Savart gemacht und in den Berichten der Pariser Akademie publicirt. Außerdem lehrt auch ein neueres Werk, „Zamminer, die Musik und die musikalischen Instrumente“, das Nähere über den Bau der Violinen wie über die Bedeutung derselben im Verhältniß zu den übrigen Instrumenten.

Ein vergessener Dichter.

Wie aus dem Staub der Bibliotheken noch immer, von Zeit zu Zeit, Schätze an das Licht des Tages gezogen werden, die man längst zerfallen und vermodert wähnte, oder von deren Dasein man überhaupt keine Ahnung hatte; und wie noch täglich anderseits, unter der Fülle und dem Wust des neu Erscheinenden, Einzelnes Gute und Bedeutende versinkt, vergraben und im Lauf der Jahre vergessen wird: so auch giebt es Dichter, bedeutende, anerkennungswerthe Talente, die niemals zur Geltung kommen, deren Name, kaum aufgetaucht, verschwindet, die schon vergessen und verschollen sind, ehe noch der Tod sie hinweggerafft, ehe noch der Abendwind durch den Hollunderstrauch ihres Grabhügels weht. Die Verhältnisse machten es so, das Glück stand nicht an ihrer Seite, oder der Drang nach Anerkennung, Ruhm und Ehre lag nicht in ihrem Innern. In treuer Pflichterfüllung des von ihnen erwählten Lebensberufes fanden sie Ruhe und Beruhigung, und das Stückchen Poesie, das der Himmel ihnen in das Herz gelegt, meinten sie nicht vorzugsweise, sondern einzig und allein für sich empfangen zu haben. Die Lieder ihrer Brust werden für sie nicht zu Lorbeerreisern die Stirne zu schmücken; für sie sind es nur Rosen und Lilien, um die Einförmigkeit des Lebens zu unterbrechen, das Haus mit Duft zu erfüllen, Tisch und Consolen gleichsam wie mit Blumen zu schmücken.

Und solch ein fast vergessener, verschollener Dichter ist Ludwig Giesebrecht, der alte Professor am Gymnasium zu Stettin, der Geschichtsforscher, als welcher er seine wendischen Geschichten und andere rühmlichst bewährte Werke der Art veröffentlichte. Wer kennt seine Lieder, wer besitzt seine Gedichte?

Es war im Jahre 1816, als Giesebrecht, geboren 1792 zu Mirow in Mecklenburg, an das Gymnasium nach Stettin berufen wurde, nachdem er als Husar an dem Kriege 1813 bis 1815 Theil genommen hatte. In den ersten Jahren seiner Wirksamkeit als Lehrer soll er noch in altdeutscher Tracht einhergegangen sein; in den dreißiger Jahren schlug er sich nur noch des Winters den Mantel, gleich einer Toga, über die Schulter und schritt sonst wie

andere Leute einher. Sein neues Vaterland Preußen liebte er über Alles. Und wenn er nun über den Paradeplatz dahinschritt und einen Blick nach der von Schadow, ohne Seitennähte an den Stiefeln, gefertigten Statue des alten Fritz warf, dann erwachten in ihm die eigenen erlebten Kriegstage, dann saß er in der Erinnerung wieder als muthiger Husar zu Roß und in seinem Herzen erklang und dichtete sich das Lied:

Vor uns Meer! Wohin nun weiter?
Still, der Herzog nimmt das Wort:
Ihr seid jetzt geborgen, Reiter;
Schiffe, seht ihr, ankern dort.
Sie sind da uns abzuholen,
Uns, doch nicht der Pferde Troß.
Sitzt denn ab, nehmt die Pistolen,
Mann für Mann erschießt sein Roß.
Nun? Ich stehe auf der Erde,
Und ihr sitzt und zaudert dort?
Herzog, unsre treuen Pferde?
Edler Herzog, das ist Mord. —
Liebt ihr eure Pferde wieder?
Wohl! Doch hier ist Wählen schwer:
Rückwärts in des Feindes Glieder,
Oder vorwärts auf das Meer!
Und der Feind in unserm Rücken
Er ist stark an Zahl und Muth;
Sollte ja der Angriff glücken,
Wär' es nur durch Schweiß und Blut. —
Siegen, Herzog, oder fallen
Mit einander Roß und Mann! —
Sei es. Laßt Fanfaren schallen,
Jeder thue, was er kann!
Fliegt denn, ihr beschwingten Flosse,
Ueber dunkeln Wassern fliegt:
Sei genannt der Tag der Rosse,
Schlacht, die heute vor uns liegt.

Nachmittags aber, wenn des Tages Last und Hitze getragen, wenn der Schulstaub von der Schulter geklopft war, dann ging es, wie wohl noch bis heutigen Tages, zum Schloß der alten pommer'schen Herzoge — in dem Prinzeß Elisabeth, von der, wie W. Alexis meint, sich Vieles sagen ließe, wenn es nicht besser wäre, die Todten ruhen zu lassen, mehrere Jahre ihren Wohnsitz hatte, bis ihr das Haus vor den Wällen der Festung erbaut wurde — um als Bibliothekar des Baltischen Vereins für pommersche Geschichte und Alterthumskunde in den Werken gedachter Gesellschaft sich zu vergraben und zu vertiefen. Aber aus den Fenstern der Bibliothek hat man eine gar köstliche, weite, schöne Aussicht über das Oderthal hinweg; und da mögen dem eifrigen Geschichtsforscher, dem überaus thätigen Mitglied des Vereins die Augen unwillkürlich von den Büchern abseits zum Oderstrome geschweift sein, und den Wichtelmännchen gleich, sind Lieder gekommen und haben in ihm geläutet und gerufen: „Da sind wir wieder, Du mußt uns dennoch singen." Es ist wohl gewiß, daß dort in den Räumen der Bibliothek viele der Lieder Giesebrecht's entstanden sind. Und weil dies geschehen, was war natürlicher, als daß er diese seine Gedichte, gleichsam wie aus Dankbarkeit, in den Schriften des Vereins, in den Baltischen Studien, oder zumeist in pommerschen Provincialblättern veröffentlichte, wo sie denn natürlich auch in Weniger Hände kamen und bald vergessen wurden.

Trat er den Heimweg an, durchschritt er ernsten, festen Schrittes die weiten Gänge des Schlosses, dann zögerte wohl einen Augenblick sein Fuß, wenn aus der Wohnung des alten Hofmalers der Prinzeß Elisabeth, des Italieners Monti(?), die sanften, zauberischen Töne der Glasharmonika erklangen, die der alte Maler meisterhaft zu spielen verstand; aber eingetreten in die Wohnung des Italieners ist er wohl nicht, ihn zog es nach Hause, um zu erleben, was er gedichtet:

„Zwei hübsche Mädchen herz' ich viel
Und streichle Stirn und Hände,
Und Küsse, Liebeswort' und Spiel
Gewinn ich ohne Ende.
‚Das mögen feine Liebchen sein,
Die so zu Dreien kosen!'
Doch sind sie züchtig, demantrein
Und aufgeblüht wie Rosen,
Und sind mir beide treu und hold,
Und ich ihr Freund, ihr Wächter.
Die Liebchen, wenn ihr's wissen wollt,
Sind meine beiden Töchter."

Alle Gedichte Giesebrecht's enthalten mehr oder weniger Erlebtes. Weil dies der Fall, glaubte und meinte er wohl, diese innigen, tiefempfundenen Gluthen seiner Seele, diese Perlen seines Herzens könnten auch nur für ihn und die Seinen Werth und Verständniß haben. Und als er endlich, von vielen Seiten gedrängt, an eine Herausgabe seiner Gedichte im Jahre 1836 ging, da that er es in so räthselhafter, eigenthümlicher Weise, indem keins seiner Lieder im ganzen Buch eine Ueberschrift erhielt, so daß es eines Studiums bedarf, tiefer in den Gehalt des Einzelnen einzudringen. Ja, es möchte die ganze Sammlung wohl niemals an das Licht des Tages getreten sein, wenn nicht auch hier sein Liedeswort erlebt und in Erfüllung gegangen wäre:

„Rosenknospen acht' ich meine Lieder:
Sammeln mag die Kränzewinderin";

hätte nicht eine Frauenhand in der Stille die Lieder gehegt, gesammelt und aufbewahrt. Der Dichter selber wäre kaum im Stande gewesen, seine zerstreuten, von ihm selbst nicht beachteten Lieder durch den Druck zu veröffentlichen, wie es geschehen.

Doch wer kennt und liest noch jene im Jahre 1836 erschienene Sammlung? Wo findet sich eine Anthologie von Gedichten, so viele deren auch in jedem Jahre erscheinen mögen, welche Gedichte des Genannten aufzuweisen hätte? Name und Lieder sind wie verschollen und vergessen. Und wenn auch irgendwo das Oratorium „Huß" von Carl Löwe, dem berühmten Balladencomponisten, gesungen wird, zu dem Giesebrecht den Text gedichtet, wo gedächten Sänger und Zuhörer wohl des Dichters? Was jedoch kümmert dies den nun altgewordenen Professor, der da meint:

„Wandern durch die Weltgeschichten,
Ist ein Schiffen um die Welt!"

Er lebt und webt in seinen Büchern. Daß er jedoch der Poesie nicht gänzlich ungetreu, zeigt seine in diesem Jahre im Auftrage der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde herausgegebene kleine Schrift, die 1638 gestorbene Greifswalder Dichterin Sibylle Schwarz betreffend. Im Jahre 1848 wurde er als Abgeordneter in das Frankfurter Parlament gewählt. Die altverschlafenen Träume der Jahre der Befreiungskriege, die nach denselben gehegten Ideen und Wünsche wurden wieder in ihm laut. Er schloß sich der Gesellschaft im Casino an, der auch Auerswald und Lichnowski angehört haben; er wollte auch die Einheit Deutschlands anbahnen und erstreben, während zugleich in ihm seine früher gedichteten Worte laut wurden:

„Schenkt mir ein den duft'gen, vollen,
Flammenglüh'nden Becher mir!
Hohenzollern, Hohenzollern,
Unser du, die Deinen wir."

Er hat sich nicht als Redner und Chorführer einzelner Parteien ausgezeichnet; aber eins war er, und darum muß er von Allen geachtet und geehrt werden, wie auch die politische Färbung des Einzelnen sei: er war stets am Platze, er und der greise Uhland, so verschieden Beider Standpunkt auch war, sie haben nicht gefehlt, wenn es zur Abstimmung kam; bei allen Hauptfragen waren sie zugegen und gaben ihr Ja oder Nein, unerschrocken, frei nach fester Ueberzeugung ab. Das ist ehrenwerth! Wie so anders handelten Andere, die doch mit dem Munde oft so laut waren! Man vergleiche zur Bestätigung unserer Worte die Abstimmungslisten des Parlaments.

Im Jahre 1866 ist Giesebrecht ein halbes Jahrhundert auf seinem Posten. Seine Handschrift ist noch überaus klar, fest, sein Haar aber wird weiß, sein Körper in Etwas gebeugt sein.

Werden diese Zeilen dazu beitragen, auf den fast Vergessenen auf's Neue aufmerksam gemacht zu haben? Wir wünschen, wir hoffen es! Und wenn diese unsere Worte die Anregung würden, daß eine neue, mehr geordnete, handlichere Ausgabe der Gedichte des Genannten erschien, so würde der Ruhm, die Anerkennung, die dem Dichter dadurch würde, nur eine voll und gerecht verdiente sein. Möge ihm, dem Predigersohn, sein Liedeswunsch in Erfüllung gehen:

„Warum Glocken und Glockenton
Wieder und immer wieder?
Freunde, es ist des Pfarrers Sohn,
Welcher gedichtet die Lieder.
Halle friedlich und halle traut
Nun in des Dichters Buche,
Einst ihm selber du letzter Laut
Unter dem Leichentuche."

F. Brunold.

Das Rom der Zukunft.

Die Lage von Washington. — Das Unfertige der Stadt. — Pennsylvania-Avenue. — Post- und Patentamt. — Das Finanzministerium. — Das weiße Haus. — Amerikanische Kunstleistungen. — Das Capitol und seine Umgestaltung. — Columbus als Kegelschieber. — Washington im Bade. — Die große Rotunde mit ihren Bänkelsängerbildern. — Der Sitzungssaal der Repräsentanten. — Scenen in den Sitzungen. — Die Manieren der Sclavenbarone. — Der Sprecher und die Abstimmung. — Die „Versaalmitglieder.“ — Der Senat.

Nach Westen geht der Strom der Weltgeschichte. Die Enkel der großen Emigration, welche in der Urzeit und dann wieder in den letzten Jahrhunderten Roms das alte Asien nach Europa ausgehen ließ, beherrschen jetzt Asien. Die Enkel der Auswanderer, die heutzutage in nicht abreißendem, durch nichts gehemmtem Zuge aus Europa nach Amerika ziehen, werden in der Zukunft in gleicher Weise Europa und mit ihm die Erde beherrschen.

Schon jetzt läßt der große, transatlantische Freistaat seine Existenz in dem politischen Leben der alten Welt empfinden. In fünfzig Jahren wird seine Bedeutung für dasselbe Aller Augen sichtbar sein, sein Herüberwirken auf unsere Zustände wie die Wärme der Sonne gefühlt werden. In hundert Jahren wird, wenn nicht Alles täuscht, der Schwerpunkt des politischen Lebens unter dem Mond in Nordamerika, das Centrum desselben in **Washington** liegen, und dessen **Capitol** wird für die Welt mehr bedeuten, als je das Capitol des alten Rom. Noch sieht freilich Vieles in dem Organismus des jungen Riesen, der mit dem großen Kriege in sein Jünglingsalter getreten ist, unfertig und unschön aus, und Washington ist der Spiegel dieser Unfertigkeit und Unschönheit. Die Kunst, um nur Einiges anzuführen, lebt noch vom Ideenimport aus Europa und die Manieren der zukünftigen Weltbeherrscher, ihr übergroßes Selbstgefühl, ihre Rücksichtslosigkeit in Verfolgung ihrer Zwecke, ihr mehr in die Breite als in die Tiefe gehendes Streben, ihre Hast und Unruhe sind für den gediegenen Europäer und namentlich für den zugleich gemüthlichen Deutschen eher abstoßend, als anziehend. Aber ein Zug von Größe ist in Allem.

Washington, das Rom der Zukunft, liegt in recht anmuthiger Gegend, und wenn die Tiber, an der einige seiner Häusergruppen sich hinziehen, nicht so groß ist, wie ihre italienische Namensschwester, so ist der Potomac, in dem die Stadt sich einst spiegeln wird, um so stattlicher.

Nicht das Gleiche läßt sich von der Stadt selbst sagen: sie ist fast so alt, wie die Republik, aber der großartige Plan, nach welchem sie angelegt, ist in seinen meisten Theilen bis heute Plan geblieben; denn der Handel ist's, der in Amerika die Städte groß macht, und Washingtons Lage ist für diesen nicht günstig. Nach jenem Plan wäre das Capitol, auf einer Bodenanschwellung gelegen, der Mittelpunkt gewesen, von demselben wären nach allen Seiten strahlenförmig eine Anzahl Avenues oder Hauptstraßen ausgelaufen, welche wieder in regelmäßigen Zwischenräumen von Seitenstraßen durchschnitten worden wären. Dieser Gedanke ist nur zum kleinsten Theil verwirklicht worden. In der vornehmen Gegend um das Capitol erlangte der Grund und Boden gleich zu Anfang einen hohen Werth, in den entfernteren Regionen dagegen blieben die Bauplätze wohlfeil, und die nothwendige Folge war, daß sich hier zuerst Häuser und Gruppen von solchen erhoben, während das Capitol mitten in leeren Feldern stehen blieb und, statt das Centrum von Washington zu sein, dessen äußerster Endpunkt wurde.

Und so verhält sich's in der Hauptsache noch heute. Nur an einigen Stellen zusammenhängende Häusermassen. Sonst in einer Ausdehnung von nahezu einer deutschen Meile von Nordwest nach Südost und einer halben deutschen Meile von Nordost nach Südwest nur einzelne Gebäude oder Gebäudegruppen. Hier und da eine Straße mit nur einer Häuserzeile, da und dort eine Villa oder auch ein armseliges Hüttchen, dem Anschein nach vom Zufall hierher gestellt, und dazwischen hin und wieder ein großer, weißer Marmorbau, in dem wir nähertretend ein Regierungsgebäude erkennen, und die Thürme mehrerer Kirchen aus röthlich-grauem Sandstein. Das ist ungefähr Washington, und in der That, die langweilige Regelmäßigkeit Karlsruhes und Darmstadts ist, um Kleines mit Großem zu vergleichen, fast erfreulich neben dieser Regellosigkeit der Ausführung in der Regelmäßigkeit des Planes. Ein Theil der Stadt macht ein sehr anspruchsvolles, großstädtisches Gesicht, andere Theile gleichen den zerstreuten Dorfschaften unserer Marschen, die bei weitem größere Hälfte des Areals, welches der Plan umfaßt, ist unbewohnte, weg- und brückenlose Wildniß, in der man eher Schnepfen schießen, als Menschen begegnen kann, und in der bei nassem Wetter nicht fortzukommen ist. Die großen Avenuen sind, bis auf zwei oder drei, bloße Namen; die Squares und Blocks, die bei der Anlage projectirt wurden, wird man der Mehrzahl nach mit ebensoviel Erfolg im Monde, als hier suchen können. Vieles in den Staaten Amerikas ist unfertig und es giebt eine Masse unbesetzten Landes da, aber kein Stück Land möchte sich in öderem Zustande befinden, als drei Viertheile des Bodens, welcher das Stadtgebiet von Washington bildet. Wäre das Straßennetz ausgefüllt, so könnte die Stadt nicht unter einer Million Einwohner haben; wie die Dinge liegen, hat sie in der Saison, d. h. wenn der Congreß versammelt ist, etwa achtzigtausend, in der stillen Zeit nicht viel über sechszigtausend.

Der dichteste Theil des unvollendeten Gewebes, welches der Plan von Washington zeigt, liegt westlich von dem Hügel, den das Capitol krönt, und hat zur Basis die einzige fast ganz in's Leben getretene von jenen projectirten Hauptstraßen, die Pennsylvania-Avenue, welche, einige hundert Schritt vom Capitol beginnend — wirklich beginnend, denn ihre Fortsetzung östlich vom Capitol ist Mythe — in der Nähe des Hauses endigt, wo der Präsident wohnt.

Pennsylvania-Avenue ist für Washington, was die Linden für Berlin sind. Eine Viertelmeile lang und etwa dreihundert Fuß breit, ist sie mit ihren meist hübschen, oft prächtigen Häusern und manchem eleganten Laden der Stolz der Einwohner. Der in der Mitte hinlaufende Fahrweg wird von Bäumen beschattet, auch giebt es hier nicht blos Trottoirs, sondern auch Straßenpflaster, eine Wohlthat, deren sich von den übrigen Straßen nur noch einige erfreuen.

Von den öffentlichen Gebäuden sind fast nur die, welche der Regierung gehören, unserer Beachtung werth. Die Kirchen sind weder groß, noch schön, oft Muster von Geschmacklosigkeit, und was von Theatern, Hotels und Privathäusern Anspruch macht, besehen zu werden, will nicht viel bedeuten. Dagegen bleiben wir vor dem Postamt und dem Patentamt einen Augenblick stehen, die sich in weniger Entfernung von Pennsylvania-Avenue in der F-Street und zwar einander vis-à-vis befinden. Das Generalpostamt, aus weißem, marmorartigem Kalkstein in griechischem Stil erbaut, ist ein ziemlich großes Viereck ohne bestimmte Front mit korinthischen Säulen geschmückt und von gefälligen Proportionen, dessen Wirkung aber seiner ungünstigen Lage wegen verloren geht. Da die Briefe nicht ausgetragen werden, sondern abgeholt werden müssen, so konnte man hier während des Krieges Massen von Nachfragenden vor dem Eingang zur Briefausgabe Queue bilden sehen, wie bei Hungersnoth die Brodholenden vor dem Bäckerladen. Auch das Patentamt ist ein großer Bau. Freitreppen führen auf drei seiner Seiten zu einem Porticus mit dorischen Säulen hinauf, und das Ganze würde imposant sein, wenn die Straßen umher fertig wären. Der Schönheit des Gebäudes thut Eintrag, daß man ihm Fenster und zwar auch unter dem Porticus gegeben hat, was gewiß recht nützlich, aber nur nach den Begriffen amerikanischer Architekten zugleich geschmackvoll ist.

Ein Stück weiter endlich liegt die Treasury oder das Finanzministerium, ein noch nicht ganz vollendetes Gebäude von mächtigen Dimensionen, dessen östliche Front mit ihren zweiundvierzig ionischen Säulen eine der längsten Colonnaden der Welt zeigt. Die Granitmassen, die man dazu verwendet hat, sind aus dem Staate Maine hierher gebracht und geben dem Bau ein massives Aussehen, welches vortrefflich für dessen Bestimmung paßt, den Staatsschatz aufzunehmen.

Nicht fern von hier, weiter nach dem Potomac hin, erhebt sich auf einem Hügel, umgeben von schönen, alten Bäumen, „the white house“, das „weiße Haus“, die Wohnung des Präsidenten. Es ist von demselben Gestein wie das Postamt erbaut, zweistöckig, nicht besonders groß, aber recht nett und geschmackvoll gebaut. Die Façade kehrt es dem Lafayette-Platz, einem öffentlichen Garten mit hübschen Büschen und Rasenplätzen, zu, der zu dem Anziehendsten

in Washington gehört, aber durch eine unmittelbar vor den Fenstern des Präsidenten stehende Statue Andrew Jackson's verunstaltet wird. Die Amerikaner haben in der Kunst überhaupt kein Glück, besonders wenig in der Plastik, und dieses Reiterstandbild ist wohl das abgeschmackteste, welches je die Phantasie eines Bildhauers zu Stande gebracht hat. Ein Gaul, wie dieser, hat in Wirklichkeit nie Hafer gefressen, und der darauf sitzt, hat ohne allen Zweifel zu tief in's Whiskeyglas gesehen. Nur wenig mehr Werth hat die bronzene Reiterstatue Washington's, die nicht weit von hier bewundert sein will. Sie ist von Clark Mills ausgeführt, aber nicht erdacht, sondern, wie man auf den ersten Blick sieht, nichts als eine schlechte Copie von Rauch's Friedrich dem Großen auf den Berliner Linden mit einigen durch den Gegenstand gebotenen Abänderungen und Zuthaten.

Im Viereck um die Präsidentenwohnung herum liegen in einiger Entfernung die vier Staatsgebäude, welche die Ministerien enthalten: das schon geschilderte Finanzministerium, das auswärtige Amt, das Departement des Krieges und das der Marine, letztere drei einfache Backsteingebäude, die bläulich angestrichen sind.

Von andern öffentlichen Bauten erwähnen wir zunächst noch die Smithsonian-Institution. Dieselbe ist aus röthlichem Sandstein erbaut und an sich nicht häßlich, aber mit ihrem Stil, der dem zwölften Jahrhundert abgeborgt ist, ein recht sprechendes Muster und Beispiel für den amerikanischen Kunstgeschmack. Zunächst gehört ein romanischer Bau überhaupt nicht in das ganz moderne Washington, wie überhaupt nicht nach Amerika. Dann entspricht dieser Stil nicht der Bestimmung der Stiftung, welcher er dienen soll und welche „zur Vermehrung und Verbreitung des Wissens unter den Menschen" gegründet ist. Nur ein lichtvoller Renaissance-Bau war hier am Orte, nicht ein Conglomerat von Thüren und Thürmchen mit kleinen Fenstern und Stübchen, engen Treppen und allerlei architektonischen Schnurrpfeifereien der Byzantinerzeit. Aber Washington sollte nun einmal ein mittelalterliches Schaustück haben, und so schuf man dieses Gebäude, bei dem Jedermann eher an eine Zwingburg, als an eine Stätte der Wissenschaft denken wird. Bekanntlich suchte es im Januar d. J. eine Feuersbrunst heim.

Aber kehren wir von Westen wieder nach Osten zurück, um dem Hauptbauwerk der Stadt, dem Capitol, welches noch in diesem Jahrhundert dem ganzen westlichen Continent seine Gesetze vorschreiben wird und welches schon jetzt die Gesetzgeber einer mächtigeren Republik, als je die Welt eine erlebte, in seinen Mauern tagen sieht, einen Besuch abzustatten. Diese Bedeutung drückt schon seine Anlage aus. Es ist eines der imposantesten Gebäude der neueren Zeit und wird sich, wenn der jetzt dem Abschluß nahe Umbau vollendet ist, besonders von fern gesehen, mit seinen weißen Quadermauern, seinen Freitreppen, Kuppeln und Balustraden nicht blos stattlich, sondern auch schön ausnehmen. Es liegt neunzig Fuß über dem Meeresspiegel und, wie bereits bemerkt, auf einer kleinen Anhöhe, die nach Osten hin mehr abfällt, als nach Westen. Seine Länge beträgt siebenhundert einundfünfzig und einen halben Fuß (einunddreißig mehr, als die der Peterskirche in Rom und einhundert fünfundsiebenzig mehr, als die der Paulskirche in London), seine Höhe neunundsechszig und einen halben Fuß, die der großen Kuppel vom Grunde auf der Ostseite aus gerechnet zweihundert siebenundachtzig und einen halben Fuß. Die letztere soll mit einer Freiheitsstatue in Bronze gekrönt werden, welche eine Höhe von neunzehn Fuß haben wird und zu der Crawford das Modell geliefert hat. Den Grundstein zu dem Gebäude legte Washington am 18. September 1793. Im letzten Kriege mit England wurde es nach dem unglücklichen Treffen bei Bladensburg von dem niederträchtigen Vandalismus der Rothröcke des Generals Roß zerstört, bald aber schöner wieder aufgebaut. Im Jahre 1851 genügte es dem Bedürfniß nicht mehr, und man schritt zu einer Vergrößerung und Umgestaltung. Die dabei beschäftigten Architekten waren nacheinander W. Thornton, B. H. Latrobe, Bulfinch und T. U. Walter, für welchen Letzteren ein Deutscher, A. v. Schönborn, seit ohngefähr vierzehn Jahren die Zeichnungen und architektonischen Arbeiten besorgt, so daß man sagen kann, daß auf den Schultern eines unserer Landsleute die Hauptarbeit von dem großen amerikanischen Bundespalast liegt.

Wir sagten soeben, daß sich das Capitol vorzüglich von Weitem recht gut ausnehme. Von nahe betrachtet, gefällt es in den Einzelnheiten weniger. Der Stein ist vortrefflich, glänzend, fast wie Marmor. Die Hauptfront, nach Osten gekehrt, so daß seltsamerweise das Gebäude der Stadt, wie sie jetzt ist, den Rücken zeigt, ist großartig und geschmackvoll gedacht, nur will die Verbindung der mächtigen Flügel, welche der Umbau dem ursprünglichen Körper des Palastes angesetzt hat, eine Verbindung, die so schmal ist, daß man vom äußeren Gesichtspunkte aus das Licht durch dieselben hindurchsieht, nicht recht gefallen, da dieser Umstand dem Ganzen die Einheit nimmt. Zu der Hauptfront, die eine schöne korinthische Säulenhalle hat, über der sich die große Kuppel mit ihrer Doppeltrommel wölbt, führt eine breite, doppelte Marmortreppe hinauf, die mit Statuengruppen geschmückt oder, um die Wahrheit zu sagen, theilweise verunziert ist. Der deutsche Architekt kann aber nichts dafür: es sind Proben amerikanischen Kunstfleißes. Besonders komisch ist ein Columbus, der mit seinem Globus Kegel schieben zu wollen scheint. Auch die übrigen Statuen an der Vorderseite des Capitols sind meist untergeordneten Werthes, imposant der Größe nach, fast anmaßlich der gewählten Stellung nach, der Idee nach platt und nüchtern, obwohl sie großentheils von Greenough sind, in dem der Amerikaner ein Talent verehrt, welches mindestens dem Genius Thorwaldsen's und Canova's gleichkommt, wenn es sich überhaupt mit Etwas in der alten Welt vergleichen läßt. Wir denken anders und sehr anders auch über den marmornen Washington dieses Künstlers, der sich auf dem Rasenplatze vor dem Capitol niedergelassen hat. Der Yankee staunt diese Statue an, weil sie kolossal und weil sie von Greenough ist. Wir finden sie steif und ungeschickt, staunen aber auch, weil der „Vater des Vaterlandes", der doch ein gesetzter, alter Herr und durchaus von propren Manieren war, sich hier — er ist mit nacktem Oberkörper dargestellt — vor allen Leuten in's Bad gesetzt zu haben scheint. Möglich? Nein, unmöglich. Es ist wieder eine Copie, wieder ein importirter Gedanke. Es ist der Zeus des Phidias, der Zeus von Olympia in's Amerikanische verballhornisirt. Was er damit meint, daß er die Hand nach der Stadt hinstreckt, wäre eine passende Aufgabe für einen Oedipus, uns blieb es ein Räthsel.

Können diese Leistungen gepriesener Stümper den Beschauer aus Europa nur verdrießlich stimmen, so macht dagegen die große Rotunde, in die man von der Treppe aus gelangt und welche, von der Kuppel überwölbt und beleuchtet, sich über die ganze Breite des Mittelkörpers des Capitols erstreckt, einen bedeutenden Eindruck, nur muß man sich an sie als architektonisches Kunstwerk wenden und ja nicht auf die Bilder blicken, mit denen ein unseliger Sohn Uncle Sam's die perpendiculären Wände der Halle verziert hat. Es sind acht Stück historische Gemälde, welche Hauptereignisse der amerikanischen Geschichte darstellen: die Landung des Entdeckers Columbus, die Ankunft Soto's am Mississippi, der Auszug der ersten holländischen Colonisten, Franklin vor Ludwig dem Sechszehnten, Washington, wie er seine Bestallung erhält und wie er sie wieder niederlegt, und zwei Tableaux, welche die Capitulation der englischen Armee vor den amerikanischen Milizen bedeuten sollen. Sämmtliche Bilder sind — wir finden kein milderes Wort — geradezu schauderhaft und wir glauben auf der bemalten Leinwand, mit der unsere Meßschaubuden ihre Raritäten empfehlen, schon Besseres gesehen zu haben.

Im Capitol herrscht gegenwärtig eine beträchtliche Raumverschwendung, weil man dem ursprünglichen Gebäude für die eigentlichen Zwecke des Bundespalastes zu viel hinzugefügt hat. Die beiden Häuser, der Senat und das Repräsentantenhaus, befinden sich in den neuen Flügeln und zwar in dem mittleren Stockwerk derselben, der Senat rechts, wenn man in die Rotunde oder Kuppelhalle eintritt, das Repräsentantenhaus zur Linken. Ueber den Sitzungssälen beider Körperschaften wölben sich andere, selbstverständlich kleinere Kuppeln.

Gehen wir durch die vordere Thür links in der großen Rotunde, so gelangen wir zunächst in den alten Sitzungssaal der Repräsentanten, der jetzt leer steht und eigentlich nur der Vorsaal zu dem Gange ist, welcher, rechts und links mit Fenstern versehen, die oben erwähnte durchsichtige Verbindung des rechten Flügels mit dem Mittelgebäude bildet und nach dem neuen Sitzungssaal führt. Dieser letztere ist schön, geräumig und in jeder Beziehung zweckentsprechend, was sich von dem alten insofern nicht rühmen ließ, als ihn die Stimme der Redner nicht recht ausfüllte. Er erhält das Licht von oben. Zwar sieht er etwas gedrückt aus, aber seine verhältnißmäßige Niedrigkeit bewirkt eben, daß man die Sprechenden in ihm gut hört. Der Speaker oder Präsident sitzt dem Haupteingang gegenüber an einem Marmortisch, jeder der Secretäre

unter ihm hat gleichfalls einen solchen Tisch vor sich. Die Herren Repräsentanten, wenn das Haus vollzählig ist, etwa dritthalbhundert an der Zahl, sitzen in Polsterarmstühlen an Pulten ihm gegenüber, und zwar bilden ihre Pulte einen Halbkreis von der Gestalt eines gestreckten Hufeisens.

Begeben wir uns auf die Galerie, um auf eine halbe Stunde den Debatten beizuwohnen. Wären wir mit einem „Member" bekannt, das uns einführte, so würden wir den Sitzungssaal selbst betreten dürfen. Auf der Galerie bedarf es nicht wie anderwärts einer Eintrittskarte. Blicken wir hinab auf die Versammlung, so



Das Capitol

fällt uns zunächst die große Ungenirtheit der Herren Gesetzgeber auf. Nur wenige im Frack, viele in Alltagsröcken und den Hut auf dem Kopfe. Nur einige sind auf ihren Stühlen, die andern stehen in lebhafter Unterhaltung in Gruppen beieinander und scheinen sich um die Collegen, welche sich als Redner vernehmen lassen, genau so viel oder so wenig zu kümmern, wie um uns. Wenn man nicht wüßte, wo man wäre, könnte man sich beinahe auf die Börse versetzt glauben oder sich wundern, daß sich nicht schon einer der Gentlemen eine Cigarre angesteckt hat. Daß einige ihr Primchen zwischen den Backenzähnen haben, leidet keinen Zweifel. Zwei oder Drei studiren die Zeitung, einer siegelt einen Brief. Daß einer dem Nationalvergnügen der Yankees, dem „Whittling" obliege, welches darin besteht, daß man mit dem Federmesser die Stuhllehne oder Pultkante beschnitzelt, bemerken wir nicht, wohl aber, daß einer sich bestrebt, mit demselben seinen Fingernägeln die nothwendig gewordene Verschönerung angedeihen zu lassen.

Ländlich, sittlich, denken wir und stoßen uns auch an der Beobachtung nicht, daß einige stark geröthete Gesichter sich offenbar etwas länger, als bei Tage erlaubt ist, bei dem schottischen Whiskey des Erfrischungszimmers aufgehalten haben. Ein Repräsentant hat unter der Last der Verantwortlichkeit vor seinen Wählern und unter der Masse von Anliegen und Aufträgen aus der Heimath ein saures Dasein, und so wird er wohl eher einer Stärkung seines innern Menschen bedürfen, als andere nicht so schwertragende Sterbliche. Nur möchten wir nicht wünschen, daß ein Redner in unserm Beisein etwas vorbrächte, was einem der rothen Gesichter stark mißfiele. Wir sind keine Liebhaber von Scenen, und wir erinnern uns, daß hier nicht blos das glorreiche Schauspiel der Emancipation des farbigen Volkes aufgeführt worden ist, sondern daß die Wände des Saales auch Dinge von mehr problematischer Glorie, ja recht fatale Dinge, z. B. geschwungene und auf den Rücken von Collegen niederfallende Spazierscepter von Legislatoren, collegialische Ohrfeigen und wohlgemeinte, wenn auch glücklicherweise schlechtgezielte Revolverschüsse zu sehen bekommen haben. Jedes Thierchen hat sein Manierchen, so auch die Junker aus dem Süden, welche dergleichen Liebkosungen auszutheilen pfleg-

ten; aber wir halten's doch lieber mit unsern Manierchen, und so haben wir doppelte Ursache uns zu freuen, daß die Kühle des Nordens jetzt den Sieg über die Hitze des Südens davongetragen hat. Die handgreiflichen Widerlegungsversuche werden damit wohl aus der Rhetorik, nach der hier verfahren wird, entfernt sein. Ueber ein paar Hinterwäldlerflüche, mit denen ein Volksvertreter gelegentlich seine Polemik würzen mag, und ähnliches Gepfeffertes kommt ein guter Magen schon eher hinweg.

Der dumpfe Lärm, der im Saale herrscht, ist sehr unbequem für den, welcher die Redner zu hören begehrt. Er wird nicht es im Hause wie in einem Bienenstock, und häufig sind die Redner für uns ganz unverständlich. Der Sprecher aber thut seine Pflicht so sorgfältig, als ob alle diese Hindernisse nicht existirten. Freilich nicht mit der Würde, die wir an unsern Herren Präsidenten hoher zweiter Kammer gewöhnt sind. Aber man muß billig sein, und zur Würde hat man hier keine Zeit. Scharf und kurz angebunden, wie der Ruf des Croupiers am grünen Tische, wenn die Glückskugel zu rollen beginnt, klingt des Sprechers Stimme, wenn ein Redner an der Reihe ist; scharf und kurz, wenn ein Vortrag unterbrochen wird, und der Betreffende zu fragen ist, ob er sich



Washington.

unerheblich verstärkt durch das Hin- und Herlaufen von etwa einem Dutzend kleiner Burschen, welche den „Members" als Lakaien und Postillone aufwarten, die Wünsche der Redner nach einem Glase Wasser ausrichten, Aufträge in die Stadt besorgen, Botschaften aus derselben bringen, Briefe wegtragen und im Saale abgeben. Man ruft sie durch Händeklatschen herbei, wie im Orient die Haussclaven, und es sind — mit Verlaub zu sagen, denn wir haben in ihnen freie Jünglinge der „freiesten und erleuchtetsten Nation" vor uns — recht flinke Sclaven.

Der Sprecher des Hauses beweist in glänzender Weise, daß Uebung den Meister macht. Es muß außerordentlich schwer sein, unter den erwähnten Umständen der Debatte zu folgen. Oft wird dieselbe durch Fragen und Einwürfe unterbrochen, daneben summt die Unterbrechung gefallen lassen will. „Der Gentleman aus Illinois hat das Wort." (Die Repräsentanten werden nicht bei ihren Namen, sondern als Herren aus dem oder jenem Staate aufgerufen.) „Der Gentleman aus Indiana wünscht den Gentleman aus Kentucky etwas zu fragen." — „Der Gentleman aus Kentucky giebt ihm Erlaubniß." — „Der Gentleman aus Indiana." So geht es unaufhörlich fort, bis das Haus abstimmt, wo der Sprecher divinatorische Gaben zu entwickeln und in den Herzen und Nieren der Gesetzgeber zu lesen scheint. „Die Gentlemen, welche für den Antrag sind, werden Ja (Aye, nicht yes) sagen," ruft der Lenker der Legislationsmaschine. Nicht ein Laut ist zu hören. „Die Gentlemen, die gegen den Antrag sind, werden Nein sagen." Wiederum vernimmt man nicht ein Wort. Der Sprecher aber

weiß, woran er ist. „Die Ja haben die Mehrheit“ oder: „die Nein haben die Mehrheit,“ verkündigt er von seinem Marmortisch, und die Maschine arbeitet weiter. Wie in einer Druckerei die Bogen, werden hier die Amendements erledigt. Alles geschieht mit äußerster Raschheit, wenn nicht eine Hauptdebatte ist, und alles wird mit derselben tonlosen, seelenlosen, theilnahmlosen Automatenstimme dirigirt. Wir Profanen finden das langweilig und unschön, die Eingeweihten aber werden es wohl besser wissen, und jedenfalls wird es praktisch sein.

Die Sitzungen des Hauses beginnen um die Mittagsstunde und dauern gewöhnlich bis gegen Abend, sehr selten bis acht Uhr, niemals wie in London die Nacht hindurch. Die Zahl der Mitglieder, die bekanntlich vom Volke gewählt werden, während der Senat oder die erste Kammer aus Wahlen der Legislaturen in den einzelnen Staaten hervorgeht, beträgt jetzt 236, von denen während des Krieges gegen sechzig, statt auf ihrem Platze, im südlichen Lager waren. Die meisten Repräsentanten, dreiunddreißig, sendet New-York, der „Empire State“, in den Congreß, dann folgt Pennsylvanien mit fünfundzwanzig, dann Ohio, der zu einem Drittel deutsche Staat der Buckeyes, mit fünfundzwanzig Repräsentanten. Und so geht es herab bis zu Delaware, Florida und Kansas, die nur mit je einer Stimme vertreten sind.

Gehen wir durch den Vorsaal zurück nach der Rotunde, so begegnen wir einer Menge von pfiffig aussehenden, geschäftigen Gesellen, die mit einzelnen Mitgliedern angelegentlich discutiren, Briefe und Bittschriften übergeben und allerlei geheime Anliegen befürworten. Es sind „Lobby-Members“, Vorsaalsmitglieder, Wirepullers und Pipelayers, Parteiagenten, politische Intriganten und Industrieritter, die man auch in den Bureaus der Ministerien zahlreich antichambriren und das „Weiße Haus“ umschwärmen sehen kann. Ueberall darauf bedacht, im Trüben zu fischen, sind sie eines der unsaubersten und gefährlichsten Elemente im amerikanischen Staatsleben. Doch thun wir wohl, uns nicht zu gratuliren, daß unter uns diese Sorte von Politikern fehle. Wir haben sie auch, sie schmarotzen an den Höfen und sie schmarotzen am Volke, nur treten sie nicht so keck und dreist in die Oeffentlichkeit wie jenseits des großen Wassers.

Der Sitzungssaal des Senats liegt in dem rechten Flügel des Capitols und ist ähnlich wie der des Repräsentantenhauses eingerichtet, nur etwas kleiner, da gegenwärtig nur vierunddreißig Staaten existiren, und, indem jeder derselben zwei Senatoren stellt, nur achtundsechszig Sessel und Pulte nöthig sind. In einiger Zeit wird es anders aussehen. Es ist noch genug Raum für Senatoren von Canada, Neu-Braunschweig &c., und dieser Raum wird ausgefüllt werden, darauf kann sich John Bull, wie sehr es seinen Stolz auch verdrießen mag, mit aller Bestimmtheit verlassen. Im Senat ist das Dirigiren der Debatte, welches hier nach der Constitution dem Vicepräsidenten der Union obliegt, nicht so schwierig, wie im andern Hause, und zwar nicht blos, weil die Mitgliederzahl geringer ist, sondern ebenso, weil hier ältere Herren von gesetzterem und manierlicherem Wesen die Versammlung bilden. Doch sind auch hier bisweilen starke Reden gefallen, die nichts mit dem Complimentirbuch gemein hatten; ja eine der fatalsten Kundgebungen südlichen Anstandsgefühls — die förmliche Durchprügelung Charles Sumner's, „Gentlemans“ von Massachusetts, durch Brookes, „Gentleman“ von Südcarolina — ereignete sich gerade in diesem hohen und in der öffentlichen Meinung der Amerikaner höher als die zweite Kammer des Congresses geachteten Hause.

Man sieht, die Zukunft hat noch Manches zu bessern in Washington wie in Amerika überhaupt, aber sie wird es auch bessern. Ob sie die Lücken im Plane der Stadt ausfüllen, ob sie derselben Statuen, welche das Auge des Kunstfreundes nicht beleidigen, ob sie der großen Rotunde des Capitols einmal einen Raphael geben wird, der sie würdig schmückt, wird abgewartet werden können. Mehr Gefahr im Verzuge findet der Freund der Union in Betreff der Würde des legislatorischen Verfahrens und in Bezug auf jenen Schweif von politischen Industrierittern, die sich um die Gesetzgeber wie um die Offices der Regierung beutesuchend herumschlängeln. Dieser Schweif sollte zuerst abgehauen werden. Der Krieg aber, der sonst Manches bei Seite gethan, hatte ihn eher verlängert als gekürzt.

Der Dorfcaplan.

Erzählung aus Oberbaiern nach einer wahren Begebenheit.

Von **Herman Schmid.**

(Ende.)

4

Es konnte nicht fehlen; die Vorgänge im Dorfe machten Aufsehen, das Gerücht trug sie vergrößert bis in die Hauptstadt, wo man sie wichtig genug fand, einen eigenen Commissär zur Untersuchung abzusenden, und bei der günstigen Stimmung der Einwohner war es vollkommen erklärlich, wenn die Verhöre zum Nachtheile für die Pfarrhofbewohner ausfielen und Isidor im besten Lichte erscheinen ließen. Als besonderes Verdienst ward ihm angerechnet, daß er es gewesen, der den Ausbruch des drohenden Tumults mit wenigen Worten verhütet hatte, und das der Aufklärung geneigte Regiment jener Zeit nahm davon Anlaß, auch die Kirchenbehörde zu einer mildern Auffassung zu bestimmen. So ward es möglich, die Vorfälle mit einem Bescheide abzuschließen, der nach allen Seiten hin befriedigte, um so leichter, als der Pfarrer, dem der Ort verleidet war, seine Stelle freiwillig niederlegte und sich auf eine einträgliche Pfründe im nächsten Städtchen zurückzog.

Er reiste eines Morgens unerwartet ab und reiste allein — von dem Fräulein war nichts mehr zu hören und zu sehen: von dem Augenblicke ihrer Flucht an war sie spurlos verschwunden.

Auch Franzi's Schicksal blieb ungewiß bis das Frühjahr zu Ende ging und die Wasser anfingen, sich zu verlaufen, da ward draußen, weit im ebenen Lande, eine weibliche Leiche gefunden, zwar entstellt und unkenntlich, aber bäurisch gekleidet fortan zweifelte Niemand mehr, daß das Mädchen den Tod im Strome gesucht und gefunden.

Isidor ward als Verweser der Pfarrei berufen und bezog den Pfarrhof, Vater und Mutter mit sich nehmend, denn es war erwünschte Gelegenheit gekommen, das erblose Besitzthum günstig zu veräußern. Die große, mit der Stelle verbundene Landwirthschaft gab Isidor in Pacht und erklärte, auch als ihm nach einiger Zeit angetragen wurde, wirklich Pfarrer zu werden, daß er das nicht annehmen, sondern Caplan bleiben wolle. „Ihr habt es so gewünscht,“ sagte er lächelnd zu der ihn drängenden Gemeinde. „Ihr wolltet keinen Pfarrer mehr haben und ich will Euch den Willen thun!“ Dabei blieb er auch standhaft Jahre hindurch und beschränkte sich auf einen kleinen Theil der Einkünfte, den übrigen weit größern überließ und verwendete er zu öffentlichen Zwecken. Vor Allem lag ihm die Schule am Herzen; der alte, ungefüge Lehrer mußte einem tüchtigen, gebildeten Manne weichen, der im Sinne Isidor's und Hand in Hand mit ihm arbeitete. Das Schulhaus ward vergrößert, die Einkünfte des Lehrers vermehrt und der Besuch auch den Aermsten möglich gemacht; mit liebevollem Ernste hielt er daran fest, daß Alle die Schule besuchten, und hatte bald die Genugthuung, daß Kinder und Eltern, war es auch nur ihm zu Gefallen, darin wetteiferten. Er nahm an Allem Theil, was in den Familien und Häusern seiner Pfarrkinder vorging; ohne je sich aufzudrängen, war er immer nahe und bald war er überall der vertraute Freund und Berather, an dessen Thür man zuerst pochte in der Trübsal und der nicht fehlen durfte, wenn es galt, einen Tag häuslicher Freude zu begehen. Auch von den öffentlichen Vergnügungen schloß er sich nicht aus; er hielt es für seine Pflicht, solche Anlässe durch sein Erscheinen unmerklich zu regeln und zu zügeln, und war der Ansicht, nur der kenne den Menschen, wer ihn in der Freude gesehen, und nur wer ihn vollständig kenne, vermöge auf ihn zu wirken.

Seine wenige übrige Zeit widmete Isidor den vielfachsten Studien; er wollte in allen Dingen, die dem Landmann und dem Kleinbürger nöthig oder nützlich sind, die vollste Kenntniß haben, um in Wirklichkeit das anzustreben, was zu sein er für seine Aufgabe hielt, der Tröster, der Berather, der Freund Aller.

Er selber war still geworden, noch mehr in sich gekehrt als früher, aber er genoß jener heitern, innerlichen Freudigkeit, ohne welche dem Menschen nichts gedeiht und gelingt. Sein redliches Ringen nach Frieden hatte sich gelohnt; der Sturm hatte die Wurzeln seiner Entschlüsse befestigt, der Schmerz seine Seele geläutert — er stand wie in einer Landschaft, über welche ein furchtbares Gewitter vernichtend und doch Segen bringend hinweggezogen; in dem Gewölke verborgen war die Sonne der Leidenschaft hinuntergegangen, aber das schmerzlich-wehmüthige Andenken an die holde unglückliche Gefährtin seiner Jugend stand in der Höhe, wie in dem dämmerigen, wieder gereinigten Himmel der einsam schimmernde Abendstern. Es war eine Sühne, die er für die eigene Schuld sich auflegte; kein Tag verging, wo er nicht in frommem Gebet der treuen Verstorbenen gedachte, die um seinetwillen sich geopfert, um ihn zu retten, sich vor den Thron des ewigen Richters gedrängt, eh' dieser sie gerufen.

Jahre zogen gleichmäßig so dahin.

Da traf eines Tages im Pfarrhause ein Brief aus der Hauptstadt ein, von unbekannter Hand und ohne Unterschrift; er enthielt die Aufforderung an den Caplan, schleunigst an einen ihm bezeichneten Ort in der Hauptstadt zu kommen; bei seinem Eifer für das Seelenheil der Seinen ward er beschworen, nicht zu zögern und nicht zu zweifeln und sich einer Sterbenden zu erbarmen, deren belastete Seele sich von dem siechen Körper nicht zu trennen vermöge, bis sie ihre ganze Schuld in seinen Busen ausgeleert . . . Isidor besann sich nicht lange; war ihm auch Schrift und Siegel völlig fremd, lag auch die Möglichkeit einer Täuschung nahe — er wollte lieber getäuscht sein, als sich sagen zu müssen, er sei einem Rufe nicht gefolgt, der in so ernst mahnender Weise an ihn ergangen.

Der nächste Tag fand ihn an dem bezeichneten Orte, einem einfachen in Gärten gelegenen Häuschen, an dessen Schwelle eine Magd stand und ihn zu erwarten schien. Sie geleitete ihn eine schwach beleuchtete Treppe hinan, deren Stufen wie die Hausflur so dicht mit Teppichen belegt war, daß der Fuß lautlos darüber glitt. Kaum war er in das ihm bezeichnete Zimmer getreten, das gleich dem ganzen Hause etwas Nonnenhaftes und Klösterliches an sich trug, als eine Thür gegenüber aufging und eine Frauengestalt ganz in Schwarz gekleidet an der Schwelle stand; das Antlitz war ernst und sorgenvoll, unter dem dunklen Schleier schimmerte weißes Haar.

Es war Amélie, das Pfarrfräulein.

„Sie sind es, mein Fräulein?" rief Isidor und trat einen Schritt zurück. „Sie wagen es, noch einmal meine Wege zu kreuzen und durch eine neue Lüge mich hierher zu locken? Es ist eine Sterbende, zu der ich gerufen bin!"

„Sie sind nicht getäuscht, mein Herr," entgegnete das Fräulein unterwürfig, „leider sind Sie es nicht; Sie werden an ein Sterbebett treten müssen . . . aber erst hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. . ."

Isidor ließ sich unruhig auf den angebotenen Sitz nieder; ein Gefühl unsäglicher Bangigkeit kam über ihn.

„Erlauben Sie, daß ich von mir selbst beginne," fuhr das Fräulein fort, „es ist unerläßlich, damit Sie fassen, was Sie zu hören haben. . . Vor Allem glauben Sie nicht, daß ich noch dieselbe bin, wie ich Ihnen früher gegenüber gestanden; wie mein Körper, hat auch meine Seele gealtert . . . ich bin eine Andere geworden, ich habe dem Schein und der Heuchelei entsagt, ich habe mit dem Haß gebrochen, um der Liebe willen . . . Ihr Edelmuth an jenem verhängnißvollen Tage schlug mir die Waffen aus der Hand . . . die schreckliche Stunde in der dunklen Einsamkeit jener Kammer vollendete die Wandlung . . . ich hörte jedes Wort, das draußen gesprochen ward, und ein Blitz schlug in meine Seele, der mich niederwarf, aber zugleich auch mit seiner Flamme den Weg zur Rettung beleuchtete. . . Sie kennen meine Abstammung," begann sie nach tiefem Aufathmen wieder, „Sie wissen, daß mein Vater ein sehr hochgestellter Beamter war; meine Jugend verging in gedankenloser Freude, denn mich umgaben Schönheit, Reichthum und Rang, ich war die Gefeierte in den Kreisen der Gesellschaft und die Bewerber drängten sich von allen Seiten — mein Hochmuth war Ursache, daß ich mit der Wahl zögerte, denn ich wollte keinen Andern wählen, als den, der sich wirklich als der Erste und Ansehnlichste von Allen erweisen würde. . . So schien ich kalt vor der Welt und rein — vor mir selber war ich es nicht! Einer der Männer, denen ich zum Unterricht anvertraut gewesen, hatte seine Stellung mißbraucht, eine sträfliche Neigung in mir zu wecken . . . während man meinen Wandel als einen musterhaften pries, lag ich heimlich in den Banden des Lasters . . . bis der Donnerschlag kam, der mich aus meinem Sündentaumel aufrütteln sollte! . . . Ich fühlte mich Mutter . . . der Verzweiflung nahe, durch das Geheimniß noch mehr an den Verführer gefesselt, war ich vollends, war ich willenlos seinen listigen Rathschlägen preisgegeben. . . Es gelang meiner Heuchelei, meinem edlen arglosen Vater die Erlaubniß zu einer kleinen Reise abzuschmeicheln; ich reiste nicht weiter, als in den von meinem Genossen bereit gehaltenen Schlupfwinkel . . . mein unglückseliges Kind, das ich nie gesehen, blieb in den Händen jenes Mannes . . . er wußte mich zu überzeugen, daß zur Rettung meiner und seiner Ehre jede Spur desselben verschwinden müsse . . . ich kehrte in das Haus meines Vaters zurück, als habe eine plötzliche Erkrankung mich zur Unterbrechung meiner Reise bewogen . . . das Kind ward an einem Orte ausgesetzt, wo es sicher war, gefunden zu werden. . ."

„Gott, mein Gott!" rief Isidor. „Welche Ahnung wecken Sie in mir!"

„Die Ahnung . . ." fuhr sie mit Anstrengung fort, „täuscht Sie nicht . . . mögen Sie über mich urtheilen, wie Sie wollen, mögen Sie mich verdammen, wie ich es verdiene, Sie müssen Alles wissen. Die Behörden der Stadt mußten des Kindes sich annehmen, sie gaben den Findling auf's Land, zu Bauersleuten in die Pflege. . . Jenes unglückliche Mädchen, das ich verfolgt, das ich in den Tod getrieben . . . es war . . . meine Tochter. . ."

Sie war in der Qual des Bekenntnisses vom Stuhle herabgeglitten und barg das Gesicht in den Kissen — wortlos, erschüttert stand der Caplan.

„Als ich das Mädchen nach Jahren zuerst erblickte," sagte das Fräulein nach einer Weile mit mühsamer Fassung, „da stieg eine unsäglich freudige Regung in meinem Herzen auf . . . o daß ich ihr gefolgt! Ich hätte mein Leben und auch wohl das ihre in einen Blumengarten verwandelt – aber ich hatte mein Herz gewöhnt, zu schweigen, ich hatte mich eingeübt, alle Regungen in mir zu ersticken . . . der stille Groll über mein Geschick, der heimliche Neid fraß an mir, denn die Stellung, in der ich mich damals befand, widerstrebte meinem Stolz, und doch war ich gezwungen gewesen sie anzunehmen . . . das Geheimniß meines Lebens fing ja an, wenn auch nur als ferne Vermuthung, ruchbar zu werden . . . der Gram riß meinen Vater rasch dahin, ich stand allein und fühlte bald, wie sehr ich es war. So war mir das Anerbieten meines Onkels ein willkommenes — ich konnte dennoch herrschen, konnte eine Rolle spielen, konnte der Verbissenheit meines Gemüths Luft machen und Andern einen Theil des Leids anthun, das ich innerlich empfand — so ward die anfängliche Neigung zu ihrem Gegensatze, zum Hasse . . . Urtheilen Sie nun, was in mir vorging, als ich in jenem Versteck gefangen von dem Ringe mit den drei Sternen hörte . . . ich wollte heraus stürzen in Verzweiflung, meine Schmach und mein Verbrechen vor Allen zu bekennen und meine Strafe zu fordern — aber ein Gedanke, der wie eine Erleuchtung mich überkam, hielt mich zurück: der Gedanke, daß vielleicht noch Hülfe möglich sei . . . ein Fenster öffnete sich meiner Flucht . . . ich wollte die Rettung versuchen, wo nicht, den Tod finden, wo mein Kind ihn gefunden . . ."

Sie hielt inne; Isidor hatte sich erhoben. „O, vollenden Sie," rief er in größter Erregung, „meine Seele horcht Ihren Worten entgegen!"

„Ich kam," fuhr sie fort, „lange vor Ihnen am Ufer des Flusses an; ich sah, wie die Fußtritte im Schnee unmittelbar in den Strom führten, und rannte trostlos hin und wieder . . . da gewahrte ich, daß eine gute Strecke stromaufwärts dieselben Spuren wieder aus dem Wasser heraus führten . . . das Mädchen war also in den Fluß getreten, dann im Flusse stromaufwärts eine Strecke fortgegangen und wieder an's Ufer gestiegen . . . sie hatte also nicht die Absicht zu sterben; sie wollte nur für todt gelten... das durchzuckte mich mit einmal mit Blitzesklarheit . . . Ich suchte weiter, sie konnte ja noch keine große Entfernung erreicht haben — und zu meinem namenlosen Entzücken gewahrte ich sie bald, im Gebüsche liegend, aber in tiefer Ohnmacht, fast erstarrt von der furchtbaren Erkältung im Wasser, das ihr an den Kleidern gefror..."

„Heiliger Gott!" rief Isidor und faltete die Hände zum Gebet. „Ist es denn ein Traum? Auch den letzten Stachel nimmst

Du aus meinem Herzen, den Gedanken, daß sie als Selbstmörderin geendet! . . . O Du treues Gemüth, wie tauchst Du in noch schönerem Glanze vor mir auf! O reden Sie," fuhr er, gegen Amélie gewendet, fort, „sagen Sie mir Alles! Was ist mit Franzi geschehen? Lebt sie noch? Wo ist sie?"

„Sie lebt," begann Amélie wieder, „es gelang mir, sie zum Bewußtsein zurück zu bringen und von meiner geänderten Gesinnung zu überzeugen . . . für uns Beide bestand die gleiche Nothwendigkeit, vor den Augen der Bekannten zu verschwinden, todt zu sein für die ganze Welt . . . sie folgte mir. Die Grenze war bald erreicht — von da gab ich meinem Onkel Nachricht, raffte mein Vermögen zusammen und ging mit Franzi nach dem Norden, in eine ferne deutsche Stadt, wo ich sicher sein durfte, ungekannt zu bleiben . . . Dort gab ich mich ganz ihrer Liebe, ihrer Pflege, ihrer Ausbildung hin — eine Reihe von Jahren begann für mich, worin jeder Tag ein Himmel war und doch die ganze Qual der Hölle in sich trug!"

„Unbegreiflich!" rief Isidor. „Ich sollte glauben, die Freude, eine solche Tochter wieder gefunden zu haben . . ."

„Halten Sie ein!" rief das Fräulein, schmerzlich abwehrend. „Zeigen Sie mir die Seligkeit nicht, der ich entsagen mußte! . . . Durfte ich ihr das sagen, was sie mir ist? Mußte ich nicht fürchten, daß sie eine Mutter verabscheuen und von sich stoßen würde — eine Mutter, die herzlos genug, das kaum geborene hülflose Wesen in die Welt zu schleudern, herzlos genug, es allem Jammer, allem Elend, allem Frevel der Welt schutzlos preis zu geben . . . grausam genug, sie mit der Wuth des Hasses aus der letzten Freistatt zu treiben und in den Tod zu stürzen . . . Wie oft, wenn sie sich in meine Arme schmiegte, wenn sie mich mit Liebkosungen eines unverdienten Dankes überhäufte, wie oft drängte sich da das Wort des Bekenntnisses auf meine Lippen . . . aber ich sprach es nicht aus, ich drängte es zurück . . . ihre Freude nicht zu stören, mir selbst zur Buße, setzte ich den Fuß nicht auf die Grenze meines Canaan, wies ich den Wonnebecher von mir, nach dem meine Seele lechzte . . . Ich habe Franzi als meine Tochter gepflegt, mit aller Sorgfalt und Liebe einer Mutter — daß ich es ihr in Wahrheit bin, weiß sie nicht . . ."

„Sie weiß es nicht?" rief Isidor staunend. „Ich bewundere diese Entsagung; daß Sie ihrer fähig waren, versöhnt mich Ihnen . . . Aber Sie sagten wiederholt, daß Sie Franzi gepflegt. . . Was ist mit ihr, daß sie der Pflege bedarf?"

„Sei'n Sie gefaßt, das betrübteste Wort zu hören," sagte das Fräulein und richtete sich in dem Stuhle auf, in den sie gesunken war. „Franzi's Gemüth klärte und beruhigte sich mit der Zeit, der Gedanke, ihr Vorhaben gelungen zu wissen, goß Oel auf die stürmenden Wellen . . . aber nur zu bald zeigte sich, daß ihr Körper zu erliegen begann . . . sei's wegen der angebornen Zartheit ihres Wesens, sei's wegen der über ihr dahingebrausten Stürme, denen sie nicht gewachsen war. . . Beängstigende Vorboten zeigten sich, Alles was die Kunst der Aerzte vermochte, ward aufgeboten, vergebens, sie schwand und verzehrte sich immer mehr, bald blieb die einzige Hoffnung, daß es einem Aufenthalt in einer mildern südlichen Gegend gelingen werde, das rasche Verwelken um Stunden und Tage aufzuhalten. . . Dies hat uns wieder in diese Gegenden geführt, dies und der Wunsch der Leidenden, vor ihrem Ende, das sie nahen fühlt, den Mann noch einmal zu sehen, dem ihre ganze verdiente Liebe gehört. . . Treten Sie in jenes Zimmer, Franzi ist die Sterbende, zu der Sie gerufen sind. . ."

Isidor stand zögernd, das Tuch vor die Augen gedrückt. Amélie hielt einen Augenblick inne; dann fragte sie: „Sind Sie gefaßt?"

„. . . Ich bin es. . ."

„Und ehe Sie eintreten . . . vergeben Sie auch mir. . ."

„Das will ich nicht mit Worten thun, die That soll zeigen, daß ich es schon gethan. . ."

Er reichte ihr die Hand, die sie hastig ergriff, indem sie ihn in das Gemach führte. Wortlos sank er an dem Lager nieder, von welchem eine bleiche hagere Gestalt ihm ebenfalls stumm die abgezehrte bebende Hand entgegenstreckte . . . da war kein Hoffen, keine Täuschung mehr möglich, in dem einst so lebensfrischen Antlitz hauste schon der Tod und nichts war von früher geblieben, als die dunklen Augen mit ihrem spiegelnden Abgrund von Treue. . .

„Isidor," sagte sie schwach, „o . . . das ist eine Freud', die ich kaum mehr gehofft hab' . . . jetzt geh' ich wohlgetröst' aus der Welt. . . Können Sie mir verzeihn, daß ich Sie so betrogen hab'?"

„Was hätte ich zu verzeihen," erwiderte Isidor innig, „wo jedes Wort von mir nichts ist und sein soll, als Dank. . . Täglich hab' ich Deiner als einer Verstorbenen gedacht, mit der ganzen Trauer der Liebe. . ."

Franzi's Augen leuchteten noch heller auf; sie wollte sprechen, aber ihre Ermattung war zu groß. Mit innigster Besorgniß beugte das Fräulein sich über die Zurücksinkende, schob leise den Arm unter das Kissen und richtete sie sanft empor. „O wie gut Sie mit mir sind," sagte Franzi mit einem Blick voll Dank, „das verdien' ich ja nit! Ich kann es Ihnen niemals verdanken, was Sie an einem so geringen Madel wie ich Alles thun. . . Ich hab' auch," setzte sie mit himmlischem Lächeln hinzu, „keine Zeit mehr zum Danken. . ."

„Sprich nicht so," jammerte das Fräulein, „Du weißt nicht, wie Du mein Herz zerreißest . . ."

„Das möcht' ich nit," flüsterte Franzi, „ich bin ja so glücklich jetzt und möcht', Sie sollen es auch sein, und Sie . . . Du auch, Isidor! Jetzt ist es wohl kein Unrecht mehr, wenn ich Dir's Dir sag' . . . Daß ich das kann, ist eine große Freud' für mich . . . fast noch größer, als wie dazumal, wo ich das Kranzel hab' tragen dürfen an Deinem Ehrentag . . ."

„Wer weiß," sagte Isidor weich, „ob Dir nicht eine noch größere Freude vorbehalten ist! Wie wenn ich Dir Nachricht brächte von den Deinen . . . wenn ich Deine Mutter Dir zuführen könnte . . ."

Trotz der Schwäche richtete Franzi sich hastig auf, ein fieberisches Zucken überflog ihren Körper. „Meine Mutter . . ." stammelte sie, „. . . sie lebt . . . darf ich sie etwa gar sehen?"

„Sie lebt — Du darfst sie sehen, wenn Du Dich stark genug fühlst . . ."

„Wo . . . wo ist sie . . ." rief sie fieberisch und die längst verblichenen Rosen ihrer Wangen erblühten noch einmal.

„Hier!" erwiderte Isidor, auf Amélie deutend, welche am Bette zusammenknickte und vor Schluchzen nichts zu stammeln vermochte als „. . . Vergebung . . ."

„Meine Mutter . . ." stammelte die Sterbende, „Sie . . . Du? O, wenn das wahr ist, warum nimmst Du mich nit an Dein Herz . . . daß ich sagen kann, ich bin am Herzen meiner Mutter gelegen . . . nur ein einzig's Mal, wenn's auch das letzte Mal ist . . ."

Amélie zog sie an die Brust. „Mein Kind . . ." weinte sie, „mein gutes, liebes, mein unglückliches Kind!"

„Mutter . . . mein' Mutter," sagte Franzi leise und wie für sich hin, als horche sie der Süßigkeit des Tones in dem noch nie vernommenen Worte; dann bemeisterte sich ihrer vollends die Schwäche. Die Anspannung war zu groß gewesen für das zarte, in seinen tiefsten Fasern erschütterte Leben; sie haschte nach Isidor's und Amélie's Hand . . . „Droben . . . bei unserm Herrgott . . . mein' Mutter . . . mein Bruder . . ." Die Stimme brach, aber aus den Augen quell ein letzter Strahl unendlicher Liebe, auf ihm schwebte die schöne Seele von hinnen!

— — — Isidor kehrte gebeugt und doch innerlich gehoben an den Ort seines Berufes zurück, dem er fortan mit verdoppeltem Eifer gehörte. Nach einiger Zeit kam das Fräulein in's Pfarrhaus, ein bescheidener und stiller Gast, der genug Staunen und doch wieder Genugthuung hervorrief, daß es dem allgeliebten Manne gelungen, auch dieses feindlich widerstrebende Herz zu versöhnen. Ihr Vermögen wendete sie der Schule zu.

Ihr Geheimniß blieb mit Franzi begraben.

Isidor ward ein Mann, von dem auf die Umgebung Segen träufte, wie von einem Palmenbaum; er durchmaß das Leben bis an die äußersten Grenzen und hatte die Freude, die Secundiz, das fünfzigjährige Jubelfest seiner Priesterweihe, an demselben Altare in der Heimath zu feiern. Von den Gästen, die ihm damals so fröhlich das Geleit gegeben, waren die meisten schon dahin; auch der Moosrainer schlief schon lange neben seiner Alten, die vor ihm gestorben war. . . „Ich glaub'," sagte er die Augen wischend, wenn er ihrer gedachte, „sie hat sich nur deswegen so von mir weggetummelt, daß sie bei der alten Gewohnheit bleibt und ja nicht zu spät kommt. . ."

Wenige Tage nach dem Jubelfest blieb Isidor's Zimmer ungewöhnlich lange verschlossen; als man eintrat, saß er in seinem Lehnstuhl mit auf die Brust gesenktem Haupte und ruhigen Zügen, als ob er schliefe; auf dem Tische lag die Bibel aufgeschlagen, im Lesen war er dahingegangen zu denen, die ihn erwarteten.

Es ist lange her, daß dies geschehen, im Volke aber lebt sein Andenken fort und Mancher, der damals ein Kind war, erzählt weiter, was er von ihm gehört, und zuckt die Achseln, wenn man die spätern Pfarrer lobt, und sagt: „Alles recht — ich nehm' ihnen nichts, aber einen solchen Herrn kriegen wir halt doch nit wieder, wie unsern Dorfcaplan!"

Verantwortl. Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unverhofft.

Erzählung von Melchior Meyr.

1.

„Glaube mir, lieber Sohn, Du findest keine bessere Partie für Dich! Auguste ist hübsch, gut erzogen, gesund und wird Dir einen sehr stattlichen Mutterpfennig in's Haus bringen. Der alte Bolzen ist reich, sie wird noch ebensoviel erben. Der eine Bruder wird Dein Nachbar, der andere ein einflußreicher Schwager am Hofe sein; kurz, Alles ist, wie man sich's nur wünschen kann!"

Diese Worte richtete die Baronin von Hainsfeld an ihren Sohn Richard, der im Parterresaal des Schlosses allein mit ihr am Fenster stand.

Richard war ein blondhaariger, schöner, wohlgewachsener, junger Mann von etwa dreißig Jahren. Seine braunrothe Gesichtsfarbe deutete auf gesunde Thätigkeit und viel Aufenthalt im Freien. In der That war er nicht nur Eigenthümer des an Feld und Wald gegen tausend Acker umfassenden Gutes, sondern auch ein sehr eifriger Landwirth; es war das Glück seines Lebens, die Oekonomie selber zu leiten.

Auf die Rede der Mutter schwieg er einen Moment. Dann sagte er: „Im Grunde fehlt nichts, als eine Kleinigkeit: ich fühle keine Neigung zu ihr!"

Die ansehnliche Fünfzigerin lächelte mit dem etwas spöttischen Ausdruck einer Erfahrenen. „Die kommt schon," erwiderte sie, „wo sonst nichts fehlt!"

Der Sohn schüttelte den Kopf. „Sie hat nichts Einnehmendes," erwiderte er, „nichts Hingebendes, nichts Liebes!"

„Sie ist keine Schmeichlerin!" versetzte die Mutter.

„Sie denkt nur an sich," replicirte der Sohn.

Die Frau zuckte die Achseln. „Wenn sie Deine Frau ist, wird sie an Dich denken!"

Richard stand mit halbgeschlossenem Auge und humoristisch ungläubigem Ausdruck. „Ich habe sie nun doch oft gesehen; wenn mir nur einmal in ihrer Nähe das Herz geklopft hätte!"

Die Mutter sah ihn an. „Für einen rationellen Landwirth," versetzte sie, „bist Du sehr sentimental!"

„Für eine Frau," entgegnete er, „denkst Du sehr unpoetisch! Ich bin denn doch noch etwas mehr als Landwirth. Ich schmeichle mir, ein gebildeter Mensch zu sein, und als solcher mach' ich meine besonderen Ansprüche. Aber auch als Landwirth komm' ich bei Deinem Vorschlage zu kurz. Auguste ist zwar die Tochter eines Gutsbesitzers, befindet sich aber am wohlsten in der Stadt und hat für die Oekonomie und das Landleben keine Liebe, kein Interesse, kein Herz!"

Die Mutter wurde ernst. „Mein lieber Freund," sagte sie, „das sind schwache Einwendungen gegen eine Partie, für welche alle Gründe sprechen. Du meinst, Auguste denkt nur an sich; ich kann Dir sagen, daß sie sehr ernstlich an Dich denkt! Sie ist ein junges Mädchen, sie liest, musicirt und leitet seit dem Tode ihrer Mutter das Haus. Daß sie eine Passion für die Landwirthschaft haben soll, wie Du, das kannst Du doch verständigerweise nicht verlangen!"

„Aber Theilnahme!" erwiderte der Sohn. „Eine gewisse Aufmerksamkeit, wenn man davon spricht." Nach einem Moment setzte er hinzu: „Auch eine recht eigentliche Liebe dazu ist möglich. Sieh' doch unsere Cousinen!"

Die Mutter sah ihn mit einem Seitenblick an, der einen Vorwurf ausdrückte. „Hast Du Dir wirklich noch nicht gesagt," rief sie, „was hinter diesem Eifer eigentlich steckt?"

„Nun, was denn?"

„Du bist sehr bescheiden!" versetzte jene mit einem geringschätzigen Mundverziehen.

Richard lächelte. „Du meinst, sie wollen mir damit gefallen?"

„Und Dich erobern!" fügte die Frau mit Nachdruck hinzu.

„Was? Alle Beide?"

„Die Absicht einer Jeden ist mir sonnenklar."

„Die Eifersucht," entgegnete der Sohn mit Laune, „die Eifersucht im Namen Deiner Auguste verblendet Dich! Ihr Interesse ist lebhaft, auffallend, wenn Du willst; aber es sind eben geistreiche Mädchen, denen der Sinn aufgeschlossen ist für die Wichtigkeit, welche die Landwirthschaft heutzutage erlangt hat. Den Resultaten der naturwissenschaftlichen Forschungen können sich jetzt auch Damen nicht ganz verschließen; in der Stadt hören sie Vorträge darüber und lesen Bücher; daß sie also gewisse Kenntnisse besitzen, ist ganz natürlich. Du kannst nicht sagen, daß Bernhardine und Juliane ihr Interesse für die Landwirthschaft erst hier angenommen haben, sie sind schon damit gekommen!"

„Nun," entgegnete die Baronin, „Verstand spreche ich ihnen nicht ab, und da ihnen Deine Neigung bekannt war —"

„O!" fiel Richard ein.

„Traue Du nur den Mädchen!" rief jene. „Um einen Mann zu bekommen, wie sie sich just einen wünschen, sind sie im Stande, eine ganze Wissenschaft zu lernen!"

Der Sohn lachte. „Und wenn's so wäre," versetzte er, „wenn die Liebe zur Oekonomie eine Folge wäre der Liebe zum Oekonomen, was könnte diesen abhalten, Diejenige von ihnen, die

ihm am besten gefiele, für ihre schmeichelhafte Neigung zu belohnen?"

„Sein Verstand!" entgegnete die Mutter mit Ernst. „Sie haben Beide kein Vermögen, sind aber zu allen Ansprüchen erzogen!"

„Ich bin reich!"

„Für Dich. Aber wenn Du eine eitle Frau bekommst und dann möglicherweise — — doch ich bin thöricht, daß ich gegen eine Drohung eifere, die Du mir nur zum Scherz entgegenhältst! Ich denke besser von Deinem Geiste, als daß ich glaube, Du könntest in eine solche Schlinge fallen! Da wär' mir die kleine Marie noch lieber. Die ist wenigstens bescheiden."

„Nur allzu bescheiden! Sie ist so scheu, so verlegen, und zuweilen macht sie ein Gesicht, als ob sie um Verzeihung bitten wollte, daß sie nur lebt!"

„Frau von Weiden," entgegnete die Mutter, „lebt von einer sehr kärglichen Rente, und das gute Kind ist offenbar von seiner Aussichtslosigkeit gedrückt. Ich denke an nichts weniger, als sie Dir zur Frau zu recommandiren, mein Lieber. Gott bewahre mich davor! Aber daß sie nicht auch nach Dir angelt, wie die Andern, das muß ich doch loben. Deine Frau, mein Sohn, ist gefunden. Ernsthaft und offen zu reden: ich habe bei Herrn von Bolzen angeklopft. Vater und Tochter sind Dir geneigt, ein Wort von Dir und Auguste ist Deine Braut!"

Mit einem Unmuth, der sich kaum noch in der Form des Humors halten konnte, rief Richard: „Daß Du doch das Commandiren und Arrangiren nicht lassen kannst! Ich verpflichte mich zu nichts, Herrin von Hainsfeld — zu gar nichts! Den Teufel auch! Soll ich nicht heirathen dürfen, wen ich will?"

„Heirathe! Nimm eine von den beiden Heuchlerinnen, die auf Dich speculiren!"

„Du verleumdest sie!"

„Ich will's beweisen!"

„Das möcht' ich doch —" Richard hielt inne. Mit einem Blick in den Hof sagte er: „Bernhardine kommt mit ihrer Mama, vergessen wir nicht, daß sie unsere Gäste sind!"

Bernhardine war die Tochter eines Generals, groß, stattlich, eine blonde Juno. Sie betrat an der Seite ihrer würdevoll einherschreitenden Mutter den Saal mit allen Zeichen einer frohen Aufregung. Glänzenden Antlitzes grüßte sie und rief dem jungen Manne zu: „Nein, es giebt doch nichts Schöneres, als die Landwirthschaft!"

Während Richard freundlich nickte, sagte die Baronin: „Hainsfeld kann in der That stolz sein! Diesen schmeichelhaften Ausruf hat es Ihnen bis jetzt nun jeden Tag entrissen!"

„Der Genuß," versetzte Bernhardine, „nimmt kein Ende und die Freude muß reden. Wenn man herumgeht in den Ställen und auf den Feldern, Thierwelt und Pflanzenwelt betrachtet — es giebt immer etwas Neues zu sehen und etwas Schönes zu bewundern!"

„Ich meinerseits," entgegnete die Baronin, „muß bewundern, daß eine junge Dame aus der Residenz an Räumen Geschmack findet, die doch so manches Prosaische —"

„Wofür halten Sie mich, Frau Baronin?" rief Bernhardine fast gekränkt. „Ich gehöre nicht zu den verzärtelten, schwachnervigen Personen, an die Sie zu denken scheinen! Ich liebe die Natur, ihre kraftvollen Aeußerungen erfrischen mein Herz. In Ihrer Schweizerei gehe ich lieber auf und ab, als in einem Tanzsaal. Ich fühle mich so wohl darin, so heimlich, und fast alle Ihre Milchkühe kann ich mit Namen nennen!"

„Da haben Sie sich ja erstaunlich vertraut gemacht! Sie rivalisiren mit dem Schweizer! Auch mein Sohn würde neben Ihnen nicht bestehen!"

„Er überschaut das Ganze," entgegnete Bernhardine mit einem Blick auf ihn. „Er ist das Haupt, welches die Specialitäten den untergeordneten Personen überläßt." Nach kurzem Schweigen, zu Richard gewendet, fuhr sie fort: „Es muß ein herrliches Gefühl sein, eine so große Besitzung von oben zu leiten, die schöpferische Kraft der Natur zu unterstützen, zu lenken, und immer schönere und reichere Früchte dafür zu ernten!"

„Das ist auch wirklich eine Freude, liebe Cousine."

Bernhardine nickte bewundernd. Dann sagte sie: „Ich gestehe Ihnen, daß ich erst in Hainsfeld begreifen gelernt habe, was Landwirthschaft ist. Immer habe ich darin etwas Edles gesehen, denn ich wußte ja, daß die alten Römer sie ganz besonders hochgehalten haben und ihre größten Männer ebenso gute Oekonomen, wie Staatsmänner und Feldherren gewesen sind. Aber meine Vorstellungen davon waren doch nur sehr allgemeine; ich wußte nicht das Eigentliche, Nähere. Die Landwirthschaft ist von einer Complicirtheit, einer Mannigfaltigkeit —"

„Das will ich meinen!" rief der junge Mann.

„Und ich kenne jetzt keine Thätigkeit, die für den Edelmann schicklicher wäre! Die Gefälle hat man ihm genommen oder sehr beschnitten, und er ersetzt den Verlust durch wissenschaftliche Ausbeutung des Bodens, den man ihm hat lassen müssen. Er wird den Bauern in Benutzung desselben ein Vorbild, diese gewinnen noch einmal von ihm und er hat die Ehre, ihr Wohlthäter zu sein, während er die eigenen Einkünfte durch Verwerthung seiner Geisteskräfte steigert. Er kommt dem Spruch ‚Noblesse oblige' nach und bringt zugleich sich selber vorwärts, indem er die Aufgaben des Jahrhunderts erfüllt!"

„Vortrefflich!" rief der adelige Landwirth.

Die beiden Mütter hatten beieinander gestanden und sich scheinbar um den Fortgang des Gesprächs nicht mehr gekümmert; aber die Rede der klugen Jungfrau wurde von ihnen nicht überhört, und während die Generalin einen flüchtigen Blick der Genugthuung auf die Tochter warf, konnte sich die Baronin nicht enthalten, zu sagen: „Sie sind geistreich, liebe Cousine, und sagen ausgezeichnet, was wir Landleute gerne hören. Aber es ist etwas Anderes, über Oekonomie gut zu reden, etwas Anderes, sie betreiben und sich auf dem Lande aufhalten! Wer an die Abwechselung des Lebens und an die Genüsse der Residenz gewöhnt ist, der, fürcht' ich, würde den Aufenthalt hier gar bald lästig und langweilig finden."

Frau von Hainsfeld hatte mit dieser Bemerkung von ihrem Standpunkt einen Fehler gemacht, den sie gleich erkennen sollte. Denn Bernhardine, mit dem ganzen Adel einer Verkannten, entgegnete: „Frau Baronin, ich bitte Sie, wollen Sie mir nicht ebenso unrecht thun, wie dem Landleben! Im Gegentheil: der Aufenthalt in der Residenz kann einem lästig und langweilig werden, und ich darf Ihnen sagen, daß er mir das schon sehr geworden ist. Genüsse! Die bloßen Genüsse sind es ja, woran man den Geschmack verliert! Nur eine schöne Thätigkeit und die Freuden, die aus ihr hervorwachsen, fesseln uns auf die Dauer. Wenn ich einen Wunsch frei hätte, dann würde ich nicht wünschen, in der Residenz meinen Aufenthalt und auf dem Lande einen kurzen Besuch, sondern umgekehrt. Theater, Concerte und Gesellschaften sind interessant, wenn man sie ein paar Wochen lang im Winter besucht; wer ihre Freuden aber dreiviertel Jahr zu kosten hat, der wird zuletzt völlig stumpf dagegen! Sogar das Gute widersteht uns: und wie oft bekommen wir Gutes zu hören! Dagegen das Leben auf dem Lande ist zu jeder Zeit köstlich. Wir sind jetzt im schönsten Monat, und Sie werden mir wohl erlassen, den Frühling zu loben. Aber die anderen Jahreszeiten wiegen ihn auf. Sommer und Herbst bringen die Ernten, die Sinne und Herz erfreuen, und bringen Vergnügungen, die nach der Arbeit wirklich erquickend sind. Und der Winter? Ihn stell' ich mir auf dem Lande eben am heimlichsten vor. Was kann es Reizenderes geben, als eingeschneit zu werden und den Sturm sausen zu hören, während wir in der stillen, warmen Stube sitzen bei traulichem Gespräch oder ansprechender Lectüre? Den Männern ist die Jagd eine Lust, und die Frauen danken für die heimgebrachte Beute durch Lob und stärkenden Imbiß. Der Besuch der Residenz im Winter ist gar nicht einmal nöthig; auf dem Lande selber kann man behaglich die Zeit erwarten, wo der Schnee schmilzt, die Wiesen grün werden und die lieblichen kleinen Vögel den neuen Frühling einsingen!"

Sie schwieg. Dann, mit bescheidener Senkung des Hauptes, fügte sie hinzu: „Ich kann mir das Glück des Landlebens nur denken! Sie, verehrte Base, und Sie, Cousin Richard, leben es, und ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Ihnen gesagt habe, was Sie besser wissen, als ich!"

Indem sie sich verneigte, trat sie zu ihrer Mutter, um für ihre gelungene Rede den gebührenden Lohn in einem zärtlichen Händedruck zu erhalten.

Richard trat zu der seinen und sagte flüsternd: „Das sollte Affectation sein?"

„Eine sehr geschickte!" erwiderte die Frau mit einem Seufzer.

„Geh!" rief der Cavalier mit edlem Unwillen.

Auf dem Gang ließen sich Tritte hören; die Thür that sich auf,

und es erschienen zwei Damen, die man ebenfalls augenblicklich als Mutter und Tochter zu erkennen vermochte. Sie waren Beide schlank, nicht zu groß und die Gesichtszüge von einer Feinheit, die an Schärfe grenzte. Die Tochter, Juliane, trat mit einer eigenthümlichen Gelassenheit auf und ließ alle Zeichen einer Denkerin an sich bemerken.

Man begrüßte sich. Richard sagte zu Juliane: „Wie haben Sie den Morgen verbracht, beste Cousine?"

Die Mutter, Geheimräthin von Sonnenfels, erwiderte für die Tochter: „Wir haben einen Gang auf's Feld gemacht; dann hat Juliane gelesen!"

„Sie haben sich gewiß höchst nützlich beschäftigt, liebes Bäschen!" sprach Frau von Hainsfeld. „Aber es ist doch schade, daß Sie nicht einige Minuten früher gekommen sind; Bernhardine hat eine Lobrede auf die Landwirthschaft gehalten, daß meinem Sohn und mir vor Vergnügen das Herz klopfte."

Juliane konnte nicht umhin, die feinschmalen Lippen zu verziehen, als ob sie sagen wollte: das ist mir was Rechtes! Aber sie nahm schnell eine edlere Miene an und sagte: „Ich bedauere — es würde mir Freude gemacht haben! Ich habe mich aber," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „auf meinem Zimmer ebenfalls mit Landwirthschaft beschäftigt. Mich begeistern die Fortschritte, die sie gegenwärtig macht, die Aussichten, die ihr gestellt sind! Stimmen Sie mir nicht bei, lieber Vetter, daß durch ihre Verbindung mit der Naturwissenschaft für die Landwirthschaft ein neuer Tag anbricht?"

„Ich hoffe sehr viel davon."

„Es ist erstaunlich," fuhr Juliane fort, „was der menschliche Geist in unsern Tagen leistet! Er beherrscht die Natur, indem er die Bedingungen ihres Lebens ergründet; er klärt und vervollständigt die Erfahrung, indem er ihre Errungenschaften mit den Errungenschaften der Wissenschaft vermehrt!"

Während einer kurzen Pause, die hierauf eintrat, bemerkte die Baronin: „Das ist mir doch ein wenig zu allgemein gesagt! Könnten Sie's uns nicht an einem Beispiel anschaulich machen?"

„Mit großem Vergnügen," erwiderte Juliane. Und indem sie sich angenehm in Positur setzte, fuhr sie fort: „Jeder weiß und von jeher hat man gewußt, daß die sorgfältige Bebauung den Acker fruchtbar macht. Warum? Das war die Frage. Auf diese hat nun die Wissenschaft antworten gelernt. Weil dadurch der Boden aufgeschlossen und die Aufnahme seiner Bestandtheile in den Organismus vorbereitet wird. Nun fragt die Wissenschaft aber, ob es nicht noch andere Mittel giebt, welche dieses bewirken; und sie findet, daß dem Boden denselben Dienst auch der gebrannte Kalk leistet. Sie empfiehlt also diesen den Oekonomen; und wenn man ihn auch früher schon angewendet hat, so kann man es doch jetzt erst rationell, mit wahrer wissenschaftlicher Einsicht thun. Auch den Dünger — ich brauche nur an Knochenmehl und künstlichen Guano zu erinnern — hat die Wissenschaft gemehrt; und sicherlich wird man auch noch jene andern Stoffe, die man bisher ihrem Schicksal überlassen hat, zum Gedeihen und Flor der Felder gewissenhaft nutzen lernen. Der Forschergeist ruht niemals, und vor Nichts schrickt er zurück! Wie herrlich ist nun der Gedanke, alle Ergebnisse der Forschung durch Studien sich anzueignen und sie verwerthen zu können zu immer größerer Vervollkommnung des menschlichen Daseins! Ich für meine Person kenne keinen größern Genuß, als den Weg, den die Wissenschaft nimmt, zu verfolgen und ihn theilnehmend nachzugehen."

Bernhardine konnte die Ungeduld, die sie empfand, nicht mehr zurückhalten. „Das ist aber doch eigentlich kein Geschäft für Frauen!" rief sie. „Die Männer mögen die Natur zergliedern und die Begriffe spalten, das ist ihre Sache, aber für Frauen ist es denn doch zu abstract!"

„Abstract!" entgegnete Juliane mit geringschätzigem Lächeln. „Nimm mir's nicht übel, meine liebe Bernhardine; aber wer heutzutag nichts lernen will, der pflegt Alles, was einige Anstrengung erfordert, abstract zu nennen."

Bernhardine richtete sich zu ihrer ganzen Höhe auf und warf ihr den Blick einer Verletzten zu.

„Was heißt abstrahiren?" fuhr Juliane fort. „Denken! Und sollen wir Frauen nicht denken? Haben wir keinen Verstand? Können wir uns von der gemeinen Erfahrung nicht erheben zu Begriffen? Ich sollt' es doch wohl meinen! Auch unser K. f ist organisirt zur Wissenschaft. Wir können sie verstehen, wir können Theil nehmen an ihr. Es ist nichts nöthig als guter Wille und Ausdauer!"

„Es ist ganz erstaunlich," rief Bernhardine spottend, „wie Dir das auf einmal gekommen ist! Vor einem Jahr noch hat Dir nicht geträumt von solchen Dingen!"

„Alles muß einmal anfangen," entgegnete Juliane nach flüchtigem Erröthen. „Ich habe meine Einsichten zu erweitern gestrebt und gefunden, daß man ohne Kenntniß der Naturwissenschaft keinen Boden unter sich hat, worauf man sicher in seiner Bildung vorwärts gehen könnte. Ich habe getrachtet, mir vor allem diesen Boden zu gewinnen."

„Ja wohl," sagte Bernhardine zu sich selber, „Grund und Boden willst Du gewinnen — und den Eigenthümer dazu!"

„Geist ist Macht," fuhr die Denkerin mit Bedeutung fort. „Die Stoffe sind dazu geschaffen, vom Geist regiert, verschönt und ausgebeutet zu werden; und sollte das weibliche Geschlecht sich selber von der Herrschaft darüber ausschließen? Wenn wir die Männer vorangehen lassen in der Wissenschaft, so ist das genug. Die Herren der Schöpfung erschließen unwegsame Pfade und brechen neue Bahnen, aber wir dürfen dabei nicht in Unthätigkeit verharren und haben uns jedenfalls an den Früchten zu betheiligen. Wenn wir uns das, was die Männer hervorgebracht, erforscht, aufgedeckt haben, nicht wenigstens aneignen, dann sind wir keine Frauen, die ihnen gleichstehen, sondern Dienerinnen, die unter ihnen stehen."

„Es scheint fast," bemerkte die Rivalin, „als hätten Deine naturwissenschaftlichen Studien den Zweck gehabt, Dich zur würdigen Gemahlin eines Physikers oder Chemikers auszubilden!"

„Mich hat der reine Wissenstrieb geleitet," entgegnete Juliane mit Würde. „Die Erkenntniß trägt den Lohn in sich selber; sie bereichert den Geist und erhebt die Seele!"

„Gewiß," versetzte der junge Baron, der den Ausfall der Andern nicht hatte billigen können.

„Und sie lehrt uns," fuhr Juliane dadurch ermuthigt fort, „die Wirklichkeit und das Leben selber lieben und edler genießen. Ich bin immer gern auf dem Lande gewesen und die Oekonomie hat mir stets lebhaftes Interesse abgewonnen. Aber seitdem ich die Werke der großen Forscher gelesen, welche den Scharfsinn ihres Geistes und die Fülle ihrer Kenntnisse der Landwirthschaft zugewendet haben, seh' ich die Thätigkeit des Oekonomen mit unvergleichlich größerer Befriedigung. Es ist schön, über Felder und Wiesen und Wälder und über Viehherden nach bloßer Anschauung poetisch zu schwärmen; aber es ist schöner, zugleich die Ursachen und Bedingungen des Wachsthums zu begreifen und sich an Blüthen und Früchten mit klarer Einsicht in das Wesen der hervorbringenden Kräfte zu erfreuen. Die Landwirthschaft ist gleichsam die Probe für die Richtigkeit der Untersuchung. Die Voraussetzungen, welche der Forscher zergliedert hat, treten in der Cultur zusammen und erzeugen ein Leben, das unser Herz erquickt. Der Gedanke verkörpert sich in ihr; die Wahrheit wird Schönheit, und das Häßlichste sogar muß zur Hervorbringung des Lieblichsten dienen!"

„Bravo!" rief Richard, den diese Wendung wohlthuend berührt hatte.

Juliane, vor Vergnügen erröthend und ordentlich zu weiblicher Anmuth verschönt, bemerkte hierauf: „Ich hoffe, man wird mir vergeben, wenn ich mich einigermaßen auch um die Seite der Landwirthschaft bekümmert habe, welche von Andern trocken und langweilig gefunden wird. Ich glaube, daß sie es nicht ist und daß jene Unrecht haben."

Ruhig und gemessen, mit dem schönen Selbstgefühl eines erreichten Zieles, trat sie zu ihrer Mutter, welche die Siegerin mit einem Blick der Liebe und der Hoffnung beglänzte.

Der Landwirth schien sich zu besinnen. Mit Artigkeit wendete er sich dann zu Juliane und sagte: „Ihre Geständnisse, liebe Cousine, ermuthigen mich, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Sie haben die Maschinen gesehen, die gestern eingetroffen sind?"

„O freilich," rief Juliane. „Aber allerdings —"

„Wenn Sie's interessirt," fuhr jener fort, „werde ich sie morgen Vormittag erklären und arbeiten lassen!"

„Das ist ja herrlich!" rief die Glückliche.

„Ich weiß nicht," sagte Richard mit einem Blick auf Bernhardine und die Generalin, „ob auch die andern Herrschaften —"

„Das versteht sich wohl von selbst!" rief Bernhardine mit großer Lebhaftigkeit. „Ein Vortrag von Ihnen findet bei uns die gespannteste Aufmerksamkeit! Und wenn wir auch nicht so studirt sind, Ihre Auseinandersetzung wird uns Alles klar machen. Es ist eine Nähmaschine?"

„Und ein Räderwerk, das die sprödesten Schollen zermalmt."

„Ich freue mich unendlich, sie über den Acker gehen zu sehen! Die Maschine ersetzt die Kräfte der Menschen und befreit diese zu würdigern Arbeiten. Eine humane Seele kann sie nur mit vollster Genugthuung betrachten!"

Die Geheimräthin und Juliane lächelten über diesen Eifer. Die Baronin schwieg. Sie schien in ihrem Kopf einen Gedanken zu wälzen.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf und zwei neue Gestalten traten in den Saal.

2.

Wie man leicht sehen konnte, waren es gleichfalls Mutter und Tochter, gebildete Frauen, die aber durch ihre Erscheinung und ihr Benehmen mit den schon anwesenden auffallend contrastirten. Während diese in eleganter und immerhin auch kostbarer Kleidung dastanden, war der Anzug der Beiden von einer Einfachheit, die fast ärmlich ließ. Ebenso groß war der Unterschied im Ausdruck der Gesichter. Die Damen aus der Residenz zeigten großes Selbstgefühl und vollkommene Zuversicht. Man sah ihnen an, sie hatten dem Hause durch ihren Besuch eine Ehre erwiesen; die Absichten, die sie hergeführt, waren im Grunde für den Eigenthümer nur schmeichelhaft, aus allen Gründen rechneten sie auf eine achtungsvolle Gastfreundschaft. Die Mienen der neu Eingetretenen dagegen waren resignirt, und selbst aus der Freundlichkeit, womit sie grüßten, sprach ein Hauch von Kummer, eine unüberwindliche Gedrücktheit der Seele. Die Gesichter waren nicht nur wohlgebildet, sie hatten einen edlen Schnitt, aber Kleinmuth und ein gewisser Unmuth darüber, die sich beide in ihnen malten, ließen sie nicht zu ihrer Wirkung kommen.

Es waren arme Verwandte im Hause des Reichen: Frau von Weiden und ihre Tochter Marie. Sie waren nicht nur arm, sie waren reich gewesen und arm geworden. Noch vor wenigen Jahren durften sie glauben, sich in guten, behaglichen Verhältnissen zu befinden. Aber der plötzliche Tod des Vaters enthüllte ihnen, daß das Vermögen durch den Speculanten, dem es nicht genügt hatte, bis auf wenige Trümmer verschuldet war. So lastete die Armuth mit doppeltem Gewicht auf ihnen.

Die Wittwe, durch ihren verstorbenen Mann verwandt mit der Baronin, war von dieser eingeladen worden, in Hainsfeld sich aufzuhalten, bis für sie oder ihre Tochter eine angemessene Beschäftigung oder irgend eine passende Stellung auskäme. Seit vierzehn Tagen befanden sie sich hier, und zwar hatten sie zuerst eine Wohnung im Hauptgebäude, neben der Baronin, inne. Als aber die Damen aus der Residenz kamen, die sich gewissermaßen selbst eingeladen hatten, mußten sie ihre Zimmer abtreten und einen entfernteren Seitenflügel beziehen.

Marie war eine von den Gestalten, die auf den ersten Blick Antheil und Mitleid einflößen. Sie glich einer Blume, welche durch die Ungunst der Witterung in ihrer Entfaltung aufgehalten worden und nun eben da, wo sie am schönsten erblühen sollte, schon zu welken beginnt. Ihr bräunlicher Teint war gebleicht, ihr Gesichtsausdruck leidend. Sie war nicht mehr, was sie gewesen, sondern der Schatten ihrer selbst geworden und sie wußte es! Wenn übrigens die Baronin sie die „kleine Marie" nannte, so durfte man das nicht eigentlich nehmen: sie war größer, als Juliane, und stand etwa zwischen dieser und Bernhardine. Aber durch ein eigenthümlich in sich gekehrtes Wesen, womit sie sich nach außen klein machte, schien der Ausdruck doch gerechtfertigt.

Charakteristisch war von Seiten der schon Anwesenden der Willkomm. Die Damen aus der Residenz dankten dem Gruß mit einer Herablassung, in der sie sich für eben so großmüthig wie höflich zu halten schienen. Die Freundlichkeit der Baronin und Richard's war herzlicher, aber man sah doch, wie sich's Beide mit ihnen recht leicht machten! Dem jungen Mann begegnete es, durch eine Handbewegung zu grüßen, in welcher der Vertraulichkeit so wenig Achtung beigegeben war, daß das Gesicht Marie's in leises Beben gerieth und ihre Lippen auf einen Moment die Farbe verloren.

Juliane, die sich dermalen von Allen am sichersten fühlte, trat einen Schritt gegen sie vor und sagte mit auffallender Güte: „Wo kommen die Damen her? Sie sehen ein wenig angegriffen aus, liebe Marie!"

Die Angeredete zuckte, aber sie erwiderte geduldig: „Wir kommen vom Garten."

„Und vorher," setzte Frau von Weiden hinzu, „sind wir auf dem Felsen gewesen, wo Marie das Schloß gezeichnet hat, um ein Aquarellbild davon zu machen. Droben war es heiß!"

„Sie zeichnen und malen?" fragte die Gelehrte beifällig. „Das Erste, was ich höre."

„Blos zu meinem Vergnügen," erwiderte Marie.

„Sieh, sieh, eine Künstlerin! Und das erfährt man erst jetzt? Nun begreif' ich übrigens Ihre Ausflüge, Ihr einsames, träumerisches Wesen und die geringe Aufmerksamkeit, welche Sie der Oekonomie zu schenken für gut finden!"

Der Zusatz war als eine Art von Scherz mit Leichtigkeit hingeworfen. Marie sah ihr betroffen forschend in's Gesicht.

„Nun," fuhr jene fort, „das können Sie doch nicht leugnen! Sie waren nie dabei, wenn Herr von Hainsfeld uns herumführte und wenn es hier etwas zu sehen und zu lernen gab!"

Die Lippen der Kritisirten verzogen sich zu einem schüchternen Ausdruck von Spott und sie sagte: „Das Interesse für die Landwirthschaft war durch die Herrschaften aus der Residenz so gut vertreten, daß ich nicht den Muth hatte, mit ihnen zu wetteifern!" Mit einer Stimme, in welcher die Ironie sich gänzlich verlor, setzte sie hinzu: „Herr von Hainsfeld wird verzeihen!"

„O," rief dieser fast lachend, „ich mache durchaus keine Ansprüche!"

Das war in einem Tone gesagt, der auf das Mädchen keine gute Wirkung äußern konnte. Sie erröthete und warf einen Seitenblick auf ihn, der eine Klage enthielt.

Bernhardine fand sich nun bewogen, auch ein Wort zu sagen. „Von einem Wetteifer," bemerkte sie, „kann hier keine Rede sein; es handelt sich blos um einen Antheil, von dem ich in der That nicht begreife, wie er fehlen kann. Was sind Gedanken, die man sich macht, und einsame Phantasien gegen die Anschauung der Natur und der Einrichtungen, wodurch sie immer schöner und gedeihlicher wird! Nun, morgen," setzte sie mit Bedeutung hinzu, „werden Sie hoffentlich die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen! Baron Richard wird uns morgen theoretisch und praktisch in zwei Maschinen einweihen, die aus England gekommen sind."

(Fortsetzung folgt.)

Ein untergehendes Volk.

An der Nordküste Anatoliens, wo das Waldgebirg Aghatsch zu den Wogen des schwarzen Meeres hinabsteigt, befindet sich ein meilenweites Lager. Hier haben Dreißigtausend von jenen Tscherkessen einstweilige Unterkunft gefunden, die nicht länger unter dem Joche der „Ungläubigen" leben mochten, sondern vorzogen auszuwandern und in muhammedanischem Lande sich eine neue Heimath zu gewinnen. Die Zeitungen haben uns von dem Elend dieser Auswanderer wiederholt berichtet, das allerdings furchtbarer nicht gedacht werden kann. Unter ärmlichen, unsauberen Filzzelten (Burkas), in düsteren und feuchten Erdgrubenhütten oder luftigen Zweigbaracken liegen hier diese Dreißigtausend. Auf plumpen Lodken (Segelfahrzeugen mit Rudern versehen) sind sie ausgefahren von den Ufern des Rion, aus Gelendschik, Anaklia, Ossurgeti, Poti, Redut-Kaleh, oder wo es ihnen



Tscherkessen beim Ueberfall.

Nach der Natur gezeichnet von Theodor Horschelt.

gelang, die Ufer des „Meeres der Gastfreundschaft“ zu erreichen; sie haben hinter sich gelassen den immergrünen Buschwald von Imeretien und Mingrelien, die düsteren Schluchten, durch welche der Terek rauscht, die schneeigen Gipfel des Kasbek und Elbrus; den Rücken wandten sie der väterlichen Joba (Hütte) und den Auls (Dörfern) der geliebten Heimath. Denn sie ist entweiht: der ketzerische Moskof legt seine schwere Hand darauf und verbietet das Stegreifthum, den lustigen Nachtritt nach feindlichen Heerden, die Blutrache und den Weiberhandel. Da hat denn das arme, freiheitliebende, zwar bewältigte, aber unbezähmbare Volk der Berge beschlossen, dem Vaterland Valet zu geben und Schutz und Hülfe zu suchen beim Herrn der hohen Pforte, dem Beschützer aller Gläubigen. Jene Dreißigtausend, welche in Anadoli lagern, sind nur die letzten Nachzügler; andere, früher ausgewanderte Tscherkessenschaaren liegen in der Dobrudscha, zwischen Varna und Kustendsche, auf der Halbinsel Gallipoli, im Waldgebirg der Tragodina und da und dort in der Provinz Rumili; die Gesammtzahl der Heimathlosen beläuft sich weit über Hunderttausend und sie ist ungeheuer im Verhältniß der dünnen Bevölkerung des Kaukasus. Die Russen legen der Auswanderung kein Hinderniß in den Weg, sie wissen wohl warum. Die Türkei jedoch ist durch sie in große Verlegenheit gekommen. Die Regierung darf die Glaubensgenossen, welche der Herrschaft des griechischen Kreuzes entfliehen, nicht zurückweisen und doch weiß sie durchaus nicht, was sie mit ihnen anfangen soll; von Tag zu Tag häufen sich die Schwierigkeiten.“ Einstweilen begnügt sie sich damit, den Flüchtigen bestimmte Gebiete anzuweisen und ihnen Lebensmittel zuführen zu lassen, aber dies kann nur in höchst unzureichender Weise geschehen, zumal in Gegenden, welche kaum das Nothwendige für die eigene Bevölkerung produciren. Daher ist unter den armen Kaukasiern die höchste Noth ausgebrochen, mehr noch, die Cholera; täglich sterben Hunderte dahin und das Elend unter ihnen wächst in unbeschreiblichem Maße.

Freilich waren ihnen auch Ländereien und Saatgetreide zugetheilt worden, aber sie hatten das letztere verzehrt, ohne die ersteren zu bestellen; denn die freien Söhne der ewigen Berge erachten den Ackerbau für Schande und betreiben ihn nur vermittelst ihrer Sclaven. Als Soldaten wären sie wohl zu gebrauchen und der Regierung als solche willkommen, wenn sie nur lernen wollten sich der Disciplin fügen; das ist ihnen aber ganz unmöglich; selbst der Versuch, sie unter die Baschi-Bozuks (eine Art freiwillige Landwehr) zu bringen, ist gänzlich fehlgeschlagen. Einer ihrer Haufen hatte sich in den Dragodinawald (im Gebirge Tekir, das parallel mit den Dardanellen von Nordosten nach Südwesten läuft) geworfen, daselbst Verhaue errichtet und brandschatzte die Umgegend auf unerhörte Art; namentlich litt die Stadt Enos darunter. Der Gouverneur, Hakki-Pascha, beschloß dem Unwesen ein Ende zu machen und zog mit achtzig regulären Soldaten und ein paar Hundert Baschi-Bozuks vor das Räuberlager. Bei den ersten gewechselten Schüssen flohen die letzteren, aber die Regulären stürmten mannhaft, siegten und zersprengten, tödteten oder fingen die Meisten der ihnen an Zahl weit überlegenen Tscherkessenbande. Und doch war der Anführer der letzteren, welcher mit mehreren Getreuen zu Pferde entkam, ein berühmter Held des kaukasischen Krieges, Mohammed-Bey. Aus dieser und vielen ähnlichen Thatsachen geht sowohl die üble Lage der Pforte, als auch ihre immer größer werdende Gleichgültigkeit gegen die Leiden ihrer Gäste zur genügenden Erklärung hervor. Und furchtbar sind ihre Leiden — und so sterben sie dahin, vergehen hier in der Fremde, wie dort in der Heimath, ein verlorenes, zum Untergange bestimmtes Volk. Umsonst bieten sie ihre Weiber, ihre Töchter, ihre Kinder zum Verkauf — der Sclavenhandel wird selbst in der Türkei nur geduldet, wo die Macht fern ist — umsonst geben sie selbst ihr Kostbarstes, ihre Waffen, hin für Reis und Fleisch; aber lieber verhungern sie, lieber fallen sie der Seuche zum Opfer, als daß sie den Arm heben zur Bebauung des Bodens! Sie sind verloren!

Diese Auswanderer sind so ziemlich die letzten Reste des besten Kerns jener unabhängigen Völkerstämme des Kaukasus, deren Kämpfe gegen die Bezwinger seit mehr als hundert Jahren die Aufmerksamkeit des Abendlandes auf sich gezogen haben, welches gern in ihrem bergigen Vaterland die Heimath seiner Völkerracen erblickt. Schon Peter der Große (1711), schon Potemkin (sprich Patjomkin) 1780 rüttelten an den Felsenthoren der kaukasischen Besten, aber mit geringem Erfolg. Und längst nachdem Transkaukasien bis zum Araxes bezwungen und russischer Oberhoheit unterworfen war, hielten sich noch die kleinen, aber tapferen Stämme des Bergvolks gegen die gewaltigen Heere des Czaren, welche jeden Fußbreit eroberten Landes mit Strömen Blutes düngen, mit gebleichten Knochen übersäen mußten.

Die Nation, welche wir unter dem Namen „Tscherkessen (Cirkassier)“ begreifen, existirt nicht, oder vielmehr, wir fassen darunter eine ganze Reihe von verschiedenen Völkerstämmen zusammen. Im westlichen Kaukasus bilden die eigentlichen Tscherkessen, deren Wohnsitze sich vom Kuban bis zum Flusse Bu unweit Gagra erstrecken, den Kern der Bevölkerung, um welchen in geringer Zahl Stämme der Abchasen, Ubichen, Dshigeten, Kabarden und Tataren vom Elbrus (Karatschai) sich gruppiren. Im östlichen Kaukasus sind die Tschetschenzen das Hauptvolk; sie wohnen in dem Gebiet des Terekflusses; an sie reihen sich südöstlich vom Koisu die Lesghier in Daghestan, welche wiederum in viele kleinere Stämme zerfallen. Alle diese Völkerschaften, namentlich aber die letztgenannten, hatten sich seit Jahrhunderten mannhaft gegen Eroberer zu wehren; Ritter, der große Geograph, sagte von ihnen: „Die Kriege Timur's, Peter's des Großen und Nadir Schah's gegen die Völker des östlichen Kaukasus haben bewiesen, daß die Localitäten von Daghestan und Lesghistan zu den großen isolirten Weltburgen für Völkerstämme gehören, welche ihre Besitzer und Vertheidiger vor jedem Andrange von Völkerwogen zu schützen vermögen, vor welchen selbst die Schaaren von Kriegsknechten der mächtigsten Gewalthaber zurückstieben, wie die wogenden Brandungen an den Küstenklippen oceanischer Eilande.“ — Er hat sich im Irrthum befunden; die force majeure der Kanonen und das diplomatische „Theile und herrsche“ kennen keine unbezwingbaren Besten mehr. Und so ist auch nach dreißigjährigem hartnäckigem Kriege endlich ganz Kaukasien von den Russen erobert worden und wird ihnen schwerlich jemals wieder entrissen werden. Die Tscherkessen kämpften, bald in einzelnen Stämmen, bald verbunden, unverdrossen und mit bewunderswürdiger Tapferkeit unter ihren Feldherren und Propheten, deren größter Schamyl ist, der Imam (Prophet) und Häuptling der Tschetschenzen, mit den „Blitzen in den Augen und Blumen auf den Lippen“, wie der daghestanische Dichter sagt; der Achilles des Kaukasus, der, umringt von der heiligen Schaar seiner Müriden, unversehrbar im Streite schien; der das begeisternde Banner des Religionskrieges entfaltete und darauf schrieb: „Muhamed ist Allah's erster Prophet, Schamyl der zweite!“ Diesen Tscherkessenhelden fochten die ausgezeichnetsten der russischen Generale gegenüber.

Hin und her schwankte die Woge des Kampfs; die Russen führten ihn mit zäher Ausdauer, indem sie einen Streifen Landes nach dem andern eroberten und sofort mit kleinen Festungen bepflanzten; in offener Feldschlacht blieben sie gewöhnlich Sieger. Allein zu dieser kam es selten. Die Bergvölker kämpfen in berittenen Horden, deren Anprall furchtbar, oft unwiderstehlich ist; wird derselbe aber ruhig empfangen, tapfer geworfen, dann ist auch sofort das Loos des Tages entschieden, die Tscherkessen wenden sich zur Flucht, während welcher sie, gleich den Arabern, die Gewehre laden und gegen die Verfolger brauchen. Der Artillerie vermochten sie niemals Stand zu halten, freilich war anfangs deren Gebrauch in ihren Bergschluchten sehr beschränkt. Seitdem aber verbesserte Berggeschütze und Raketenbatterieen bei den Russen eingeführt worden waren, verdoppelten sich ihre Erfolge. Des Sieges im Voraus gewiß, mit furchtbarem Geschrei, stürmten in rasendem Galopp die gepanzerten Murtosigaten (Elitecorps) oder die bunten Stämme der Aule auf die langsam in Schlachtordnung heranrückende russische Infanteriecolonne. Aber ehe die Tscherkessen nahe genug sind, um ihre langen Flinten im Galopp abzudrücken, auf den Rücken zu werfen und den furchtbaren Schaschka (Säbel) schwingend in die Colonne einzubrechen, öffnet sich diese, und eine maskirte Batterie schleudert den tollkühnen Reitern einen schweren Eisenhagel entgegen. Mit gellem Aufschrei der Wuth und der Verzweiflung — denn viele ihrer Brüder sind gestürzt — pariren sie auf dem Fleck ihre hageren, unschönen, doch flüchtigen Rosse und stieben in regelloser Flucht durch den hohen Burian (Unkraut, Ried) der Berghalden, bis sie sich wiederum sammeln, um einen neuen Angriff zu wagen oder günstigere Gelegenheit abzupassen.

Eine derartige Scene veranschaulicht das lebhaft bewegte

Bild — es ist gezeichnet nach der Natur von dem Maler Theodor Horschelt (geboren 1829 in München), welcher, nachdem er schon vorher in Spanien und in Algier seine Mappe gefüllt, im Jahre 1858 in den Kaukasus ging und alle Feldzüge gegen die Lesghier in der Tschetschnia und dem Daghestan bis zur Beendigung des Krieges mitmachte. Ueberhaupt war der Kaukasus eine Schule für Soldaten, Touristen und Künstler; wir nennen die Deutschen Prinz Alexander von Hessen, den tapfern Feldmarschall; Emil von Wittgenstein (der sich auch als Dichter bekannt gemacht hat); von Gersdorf (Commandirender der Freicorps in Schleswig-Holstein 1848); Bodenstedt, Moritz Wagner; die Briten Longworth, Bell, Urqhnart rc. Durch die Sympathieen, welche der hartnäckige Kampf um ihre Freiheit den Bergvölkern von allen Seiten zutrug und Furcht und Haß gegen Rußland nährten, wurden diese Bergvölker mit einem poetischen Nimbus umgeben, den sie in der Wirklichkeit wahrlich nicht verdienen. Man rühmte, beschrieb und besang ihre körperliche Schönheit, ihre adelige Ritterlichkeit, ihre Freiheitsliebe; besonders die englischen Touristen konnten kaum Worte genug des Lobes finden für die „Hüter des indischen Reichs“! Wahrheitstreue deutsche Beobachter haben das Bild jener interessanten Völker auch von der anderen Seite gezeigt. Es ist wahr, sie sind ein schöner, trotziger, tapferer Menschenschlag; wohl dessen fähig, was einst ihr Führer Hamsad Bey erklärte: „Wenn uns die ganze Welt verläßt, wenn all unsere Widerstandskräfte erschöpft sind, dann werden wir unsere Häuser, unser gesammtes Eigenthum verbrennen, unsere Weiber und Kinder erwürgen und auf unsere Felsen uns zurückziehen, um dort fechtend zu sterben bis auf den letzten Mann!“

Allein den wenigen guten Eigenschaften der Kaukasier steht eine weit größere Zahl von schlechten gegenüber. Sie sind Räuber, und zwar unverbesserliche, jeder Arbeit feind, dabei jedoch habgierig, grausam, treulos, roh bis zum Exceß. Ihr Fanatismus kennt keine Grenzen, ist weit eingefleischter, als derjenige der europäischen Mohammedaner. Von Liebe zu den Ihrigen, von Familienglück, von des Hauses wirklicher Ehre wissen sie nichts; fühllos setzen sie die gebrechlichen Kinder aus; der Handel mit ihren Weibern und Töchtern, den sie nach Constantinopel trieben, bildete ihre ganze Verkehrsthätigkeit mit dem Ausland, und als Fürst Woronzoff im Jahre 1846 das Verbot desselben zeitweilig wieder aufhob, erreichte er dadurch die Unterwerfung aller daghestanischen Provinzen, selbst des gebirgigen, für unbezwingbar gehaltenen Tabasseran. Zwar herrscht, wie bei allen gewaltthätigen, wilden Völkern, auch unter den Kaukasiern die Blutrache, allein in der schimpflichsten Weise, ganz anders, als bei den Corsen; denn bei den Ersteren kann jeder Mord, und sei es der des Vaters oder Sohnes, durch ein Blutgeld gesühnt werden, welches niemals zurückgewiesen wird. Die Ritterlichkeit der Tscherkessen beschränkt sich auf ihre imponirende Erscheinung hoch zu Roß, auf ihr Achtung gebietendes Aeußere und auf ihren stolzen Kastengeist. Der Pschi (Fürst) und der Usden (Edelmann) sondern sich streng ab von den Tschokotls (Freigelassenen) und Pschilts (Leibeigenen), die sie mit Verachtung und despotischer Härte betrachten oder knechten; niemals findet eine Vermischung der Kasten statt. Was von der ritterlichen Behandlung ihrer Gefangenen hier und da erzählt worden ist, beruht Alles auf poetischer Licenz; im Gegentheil wurden dieselben ohne Ausnahme geradezu scheußlich gequält, zu den niedrigsten Verrichtungen gezwungen, mußten Hunger und Durst leiden; Tausende sind auf diese Weise elend hingemartert worden. Es ist bekannt, daß den meisten Gefangenen der Tscherkessen kurze Pferdehaare in die Fersen eingebohrt wurden, um sie am Entlaufen zu hindern. Die Sclavenhalterei war im Kaukasus ganz allgemein; die Sclaven wurden geraubt und mußten für die Räuber den Acker bauen. Völker mit dergleichen Institutionen aber, die Geschichte lehrt es, gehen rasch unter, sobald die Civilisation an sie herantritt. Auch die Tscherkessen sind ein im Aussterben begriffenes Volk; was von ihnen nicht in die Türkei, nach Persien und Turkmanien ausgewandert ist, das wird allmählich erlöschen und verschwinden unter dem Hauche der nachrückenden Sittlichung — ein so curioses Kosakengewand dieselbe im Anfang auch tragen mag — wie ein Binsenlicht, dem die Nahrung ausgeht.

Als der Krimkrieg entbrannte, entflammten sich auch die Hoffnungen der Tscherkessen auf die Bewahrung ihrer Unabhängigkeit noch einmal zu voller Höhe. Schon vorher hatte Schamyl von dem Sultan Abdul-Medschid die Zusicherung des Schutzes erhalten; als die Verbündeten auf den Steppen bei Balaklava und Sebastopol lagen, ihre Flotte das Asow'sche Meer befuhr und Kertsch zerstörte, da brachen auch die Bergvölker hervor aus ihren Schlupfwinkeln, fielen in die abchasische Küstenebene und in die Kabardei, nahmen und zerstörten viele russische Besten. Sefer Bey, der berüchtigte tscherkessische Räuberhäuptling, ward nach zwanzigjähriger Gefangenschaft in Adrianopel zu seinem Volke entlassen, um es aufzuwiegeln; Murschid Pascha (Guyon) bemühte sich im Vereine mit Schamyl, eine geordnete Heeresorganisation einzuführen. Aber umsonst, alle berechtigten Neuerungen scheiterten an der unbezwingbaren Ungebundenheit der Tscherkessen, welche, sobald ein glücklicher Schlag geschehen war, dem Feldherrn den Rücken wandten, um die gemachte Beute in ihren Aulen in Sicherheit zu bringen. Als daher nach beendigtem Krimkriege erprobte russische Truppen in den Kaukasus geworfen wurden, da siegten die Künste der Strategie im Verein mit den „Pistolen des Kaisers“ (so, oder auch „tausend Mann“, nennen die Tscherkessen die Kanonen) bald auf allen Punkten und zogen das eiserne Netz um die unglücklichen Völker immer enger und enger zusammen. Unter dem Oberbefehl des Fürsten Bariatinsky, durch die Generale Jeffdokimoff, Miliutin, Tarchanow, Miroski, Wrangel, Keßler, Nicolai rc. wurden die Tscherkessen überall zurückgedrängt, so daß im Juli des Jahres 1859 schon Deputationen sämmtlicher Stämme ohne Ausnahme die Unterwerfung erklärt hatten. Nur Schamyl mit dem Reste der Müriden hielt sich noch in unzugänglichen Verstecken; so lange er aber lebte und wirkte, hatte keine Unterwerfung Werth. Allein auch er ward endlich aufgefunden, umstellt und nach verzweiflungsvollem Kampfe am Gunil-Dagh in Daghestan gefangen genommen. Maler Horschelt hat als Augenzeuge auch den Moment dieser Entscheidung, die Begegnung zwischen dem gefangenen Imam und seinem Besieger, dem Fürsten Bariatinsky, in einem großen, portraitreichen Bilde verewigt. (Verfasser dieses fuhr in der Nacht vom 2. zum 3. September 1859 mit dem russischen Oberst, der die Gefangennahme Schamyl's nach Petersburg meldete und aus Tiflis kam, im Perekladnoi [Bauernwagen ohne Federn] von der Station Malachoff hinter Tula bis nach Serbuchow an der Oka; er hofft, von dieser Fahrt später erzählen zu können.)

Mit der Gefangennahme Schamyl's — welcher im Gouvernement Tula internirt wurde — war die Unterjochung des Kaukasus beendigt und die Mauer zwischen den russischen Besitzungen vom Kuban bis zum Kur thatsächlich gebrochen. Rasch begann die Colonisation — in die Geleise der Kanonen trat der Pflug. Die Russen haben unleugbar Geschick dazu, namentlich weiß die Regierung das fremde Element dabei gehörig zu unterstützen und zu fördern. Bekanntlich sind die deutschen Colonien im südlichen Rußland überaus zahlreich und ihre Bevölkerung wächst in Folge der trefflichen Lage, in der sie sich befinden, dermaßen, daß es ihr in ihren Sitzen schon eng zu werden beginnt. Von Norden und Süden, aus den Thälern der Wolga und des Kur, von Saratow, Sarepta, von Elisabethopel und Tiflis her wandern die „Schwaben“ und Menonniten in den Fußstapfen der Kosaken ein in die fruchtbaren Hochebenen des Kaukasusgebirges. Schon haben seit fünfzig Jahren die „verpflanzten“ Saporoger die Küstenstriche der Abchasen besiedelt, in weitern fünfzig Jahren wird die deutsche Sprache widerklingen an den Felswänden des Kasbek und Elbrus. In die wehmüthige Betrachtung, der sich Niemand erwehren wird, welcher den unvermeidlichen Untergang eines Volkes vor Augen hat, mischt sich dann der tröstende Gedanke von der Nothwendigkeit der Entwickelung der Menschheit, welche gebieterisch im Kampf um das Dasein fordert, daß der schwächere, nicht entwickelungsfähige Stamm dem stärkeren, entwickelten und zur Höhe strebenden weiche. Und so geht auch dort im Kaukasus jener Proceß vor sich, welcher, schon längst begonnen, die Aufgabe der Zeit und Zukunft ist — die Rückwanderung der Cultur von Westen nach Osten. Denn, wie Rückert schon sagt: „Die Geschichte ist nur ein Wandel über des Daseins schwankende Brücke — hin und zurücke!“

Aus dem Tagebuche eines Verbannten.*

I. Witt's Flucht aus Zweibrücken.

Die provisorische Regierung der Rheinpfalz hatte mich 1849 zum Civilcommissar für die drei Cantone Homburg, Landstuhl und Waldmohr ernannt, und meine Thätigkeit in dieser Richtung wie bei andern Vorfällen hatten mich schließlich nach Einrückung der preußischen Armee und nach Besiegung des noch nicht organisirten Aufstandes unter der Anschuldigung des Hochverrathes und der bewaffneten Rebellion in den Kerker geführt.

Aus dem Gefängnisse von Neustadt a. H. nach der Festung Landau gebracht, wurde ich von da nach Zweibrücken in das Criminalverwahrungshaus weiter befördert. Mehrere hundert Männer der Pfalz mit einigen Braven aus andern Gauen Deutschlands barg dieser citadellenartig gebaute Kerker, den man zum Staatsgefängnisse umgewandelt hatte: viele der angesehensten Bürger des Rheinlandes, Mitglieder der Ständeversammlung, Bürgermeister, Redacteure politischer Blätter, Gerichts- und Verwaltungsbeamten, Officiere der Insurrection, Posthalter, Pfarrer und Lehrer, Techniker, Candidaten aller Facultäten und Studenten vermischt mit Gutsbesitzern, Handelsleuten, Industriellen und Handwerkern. An guter Gesellschaft fehlte es wahrlich nicht. Aber es fehlt in einem Gefängnisse — an der frischen, freien Luft. Und Freiheit ist die Vorbedingung körperlichen und geistigen Wohlseins für den denkenden und fühlenden Mann. Hierzu kam der Gram über die Niederlage unsrer heiligen Sache, und die wenigen Hoffnungen, die wir verzweifelnd noch hegten, schwanden allmählich dahin nach der Kunde der Pariser Junikatastrophe, nach Napoleon's Erhebung zum Präsidenten der französischen Republik und der Wiederherstellung des alten Regime in den deutschen Staaten.

Die lange Untersuchungshaft und eine animose Behandlung der Anklage mit Quälereien aller Art, wie leider dies bei politischen Processen fast überall vorzukommen pflegt, erhöhten noch die den politischen Gefangenen eigenthümliche Reizbarkeit, die sich psychologisch durch die Seelentrauer über den Sieg der feindlichen Partei und die Leidenschaften einer niedergeworfenen Revolution erklärt.

Unsere Freunde, die nicht die Schweiz oder den französischen Boden erreicht hatten, schmachteten in den Casematten von Rastatt und Landau. Der Kriegszustand war proclamirt worden und die Standgerichte häuften in raschen Executionen ihre Opfer. Wir armen Wehrlosen ballten ohnmächtig die Fäuste und erbebten vor dem eigenen Loose, vor den Folgen einer leidenschaftlichen Anwendung der drakonischen Gesetze des Code pénal und der Einsetzung eines Specialgerichtshofes.

In Rastatt, in Landau und an andern Orten suchte man auszubrechen, und hier und da gelang ein kühner Plan. Auch uns kam der Gedanke an Flucht. Wir, das heißt ich und eine Anzahl Strudelköpfe, beschlossen nun einen gewaltsamen Ausbruch in Masse und hatten folgenden Plan verabredet, der im Momente der Ausführung den Mitgefangenen eröffnet werden sollte.

Hierzu war die Zeit der täglichen Promenade im äußern Rundhofe und Garten zwischen dem Hauptgebäude und der Ringmauer ersehen. Wenn die Säle und Hallen zu diesem Behufe an dem bestimmten Tage geöffnet würden, sollte von den Eingeweihten den einzelnen Abtheilungen das Vorhaben mitgetheilt werden und den Aengstlichen oder wenig Compromittirten, die sich dem Ausbruche nicht anschließen wollten, überlassen bleiben, ruhig und passiv sich zu verhalten. Die Andern hätten sich sofort wehrbar zu machen. Als improvisirte Waffe waren die Stäbe eines eisernen Treppengeländers bezeichnet, welche mit einigen Axthieben und Hammerschlägen, wozu man die Werkzeuge in der Küche und Holzkammer finden konnte, leicht loszulösen waren. Während dieser Operation sollten alle Angestellte, der Verwalter Klühenspieß und die Beschließer, überwältigt und gebunden in einen innern Saal gebracht werden. Dann sollte das äußere Thor des Haupthauses, das in den Rundhof führt, geöffnet werden und die Theilnehmer hätten langsam, als ob nichts vorgefallen wäre, hinauszutreten und die gewohnten Reihen zum Spaziergange zu bilden. In diesem Momente hatte die Militärabtheilung, welche die untern Räume des Inspectionshauses, das über dem einzigen nach außen führenden Thore erbaut ist, besetzt hielt, den äußern Hof und Garten mit Wachposten rings um das Hauptgebäude garnirt, um die Spaziergänger, die stets nach einer Richtung gehen mußten, näher zu überwachen und etwaige Annäherung an die überdies sehr hohe Ringmauer zu verwehren.

Es handelte sich nur darum, um unnöthiges Blutvergießen zu ersparen, so schnell wie möglich die Wache des Vorderhauses zu überwältigen. Einer unserer Mitverschworenen, Carl von Loreck, ein kräftiger, muthiger Bursche, Adjutant Willich's und Hauptmann einer Freicompagnie, der im Gefechte von Annweiler nach tollkühnem Widerstande in die Hände der Preußen gefallen war, hatte sich dazu erboten, aus den Reihen, in den Mantel gehüllt, wie zufällig herauszutreten, dem Posten vor dem Wachhause sich zu nähern, dem Soldaten schnell den Mantel über und ihn also zu Boden zu werfen. Im selben Augenblicke hatte die Sturmcolonne, geführt von Obristlieutenant Straßer, aus den Reihen der Spaziergänger sich zu bilden, mit den unter den Kleidungsstücken verborgenen Eisenbarren in gymnastischem Laufe nach dem Wachhause zu eilen und die zweifelsohne auf der Schildwache Lärmruf heraustretende Mannschaft anzugreifen.

Bei der großen Körperkraft und Gewandtheit Loreck's, der wahrscheinlich seine Aufgabe glücklich gelöst haben würde, war zu vermuthen, daß die überrumpelte Wache durch die Uebermacht der kräftigen Gegner bald besiegt würde. Jedenfalls waren wir zum Aeußersten entschlossen. Nachdem der Ueberfall gelungen, sollte die Wachmannschaft entwaffnet und eingeschlossen werden. Es bliebe dann nur übrig, das äußere Thor zu öffnen und nach Entwaffnung oder Beseitigung der äußeren Schildwache schnell das freie Feld zu gewinnen und in getrennten Abtheilungen nach den nahen Waldungen zu eilen. Möglichst schleunig sollte dann schließlich die nur zwei Stunden entfernte französische Grenze erreicht werden.

Der Plan war nicht ungeschickt und bei der Isolirtheit des vor der Stadt in ziemlicher Entfernung von den Casernen gelegenen Gefängnisses berechtigt, ein erwünschtes Resultat in Aussicht zu stellen. Dieser Plan, dessen einzelne Theile genau erwogen und geprüft waren und dessen Ausführung wir mit Ungeduld entgegensahen, mußte aus Convenienzrücksichten einigen älteren Männern und Parteiführern zur Genehmigung vorgelegt werden. An der Bedenklichkeit dieser Besonnenen scheiterte die Sache trotz unserer glühenden Einwendungen. Man mahnte dringend vor der Mittheilung an die Masse der Mitgefangenen ab, wo unser Vorschlag jedenfalls die Majorität erhalten haben würde. Man besprach den Gewissenspunkt, das Leben Eines oder des Anderen der Unserigen oder eines armen, der Disciplin gehorsamen Soldaten zu gefährden. Dabei deutete man auf die damals in der Pfalz noch gehoffte Generalamnestie und im schlimmsten Falle auf Freisprechung durch das Geschworenengericht hin.*

Ich grollte, mußte mich aber fügen und beschloß nun auf eigene Faust einen Fluchtversuch. Nur wenige der zuverlässigsten Freunde wurden in's Geheimniß gezogen.

Mir und einigen meiner Schicksalsgenossen war es gestattet, des Nachmittags anstatt des Spazierganges eine Stunde in den Privatzimmern des Gefängnißverwalters Klühenspieß** zuzubringen, um uns musikalisch zu unterhalten. Es befand sich dort ein Fortepiano, welchem bald eine Guitarre und eine Flöte zugesellt wurden. Die beiden humanen Appellationsgerichtsräthe, welche als Untersuchungsrichter functionirten, hatten dies unschuldige Vergnügen erlaubt. Sie konnten solches füglicherweise gestatten trotz der

* Diese Hoffnungen erhielten leider im Gefolge der Zeit nur eine theilweise, beziehungsweise späte und verkümmerte Erfüllung.

** Schade, daß die Orthographie dieses Namens nicht Glühenspieß lautete. Ein anderer ominöser Name war der eines der Beschließer oder Geöliers. Er hieß Peaxmeier.

* „Ich löse einige Blätter aus meinem Tagebuche los," schrieb uns der Verfasser der obenstehenden Skizze, Hans Holmbach, „das ich während eines vierzehnjährigen Exils geschrieben habe, und sende Ihnen heute zunächst die Schilderung von Carl Witt's merkwürdigem Entkommen aus Zweibrücken, die ich nach dessen mir in Nancy übergebenen Notizen zusammengestellt habe. Die Gartenlaube, die immer ein so warmes Interesse an den Schicksalen der um der Freiheit willen leidenden Söhne des deutschen Vaterlandes genommen hat, wird diesen Mittheilungen sicher ihre Spalten nicht verschließen."

Die Redaction.

Einwendungen eines strengen Generaladvocaten, der sogar (provisorisch verhafteten) politischen Gefangenen das Schachspiel verboten hatte, was man im rohen Mittelalter wegen politischer Verbrechen Verurtheilten erlaubte; denn der privilegirte Besuch dieser Räume war nur während der Promenade und als Aequivalent dieser Erholung zugestanden, und überdies war zu dieser Zeit eine erhöhte Aufsicht und verschärfte Bewachung angeordnet. An einen Fluchtversuch von diesen uns geöffneten Privatzimmern, deren Fenster, mit eisernen Barren versehen, in den großen Rundhof gingen, war deshalb nicht zu denken, und immer blieben noch die ganze Wachtmannschaft zu ebener Erde des Inspectionshauses, ein dort gewöhnlich postirter Géolier, das verschlossene Hauptthor und die äußere Schildwache als zureichende Verwahrungsbürgschaft übrig.

Ich hatte mich mit den Localitäten des Hauses, ohne Aufsehen zu erregen, bekannt gemacht und eine auf den Boden führende Treppe entdeckt, wohin vom Hausgange aus eine verschlossene Thür führte. Zu dieser Thür hatte ich mit Hülfe eines in der Stadt wohnenden Freundes mir einen Nachschlüssel verschafft. Während einer Woche hatte ich nun die musicirenden Freunde alltäglich unter dem Vorwande, ein gewisses Bedürfniß zu befriedigen, auf einige Minuten verlassen. In dieser Zeit schlüpfte ich mit Hülfe meines Schlüssels nach dem Speicher, recognoscirte das Terrain und brachte alltäglich unter meinem Schlafrocke verborgen die zur Verkleidung nöthigen Gegenstände hinauf, welche ich unter den Dachbalken in einem dunkeln Winkel versteckte. Ich hatte mich stets so schnell wie möglich wieder in das Musikzimmer zurückbegeben und meine durch einen plausibeln Grund gerechtfertigte Abwesenheit hatte keinen Verdacht bei dem anwesenden Verwalter oder seinem Vertreter erregt. Auf diese Weise gelang es mir, einen Oberrock, den mir ein Mitgefangener lieh und der meine Taille ganz entstellte, sowie eine Wasserflasche mit Seife, Rasirmesser und Scheere, sodann einen Stock (ein dem Gefangenen durchaus verbotenes Instrument) und endlich einen dicken Actenfascikel mit der lithographirten Aufschrift „Untersuchungsacten gegen ꝛc." nach und nach in meinen Versteck zu bringen. Ich fügte noch einen Hut und eine Brille bei. Zu gleicher Zeit hatte ich bemerkt, daß von diesem Bodenraume mehrere Fensteröffnungen (Gaublöcher, wie man am Rheine sagt) nach dem innern Hof gingen. Dies gab mir Gelegenheit, mit einigen in's Vertrauen gezogenen Freunden, deren Zellenfenster gegenüber im Haupthause ausmündeten, eine Mittheilung durch telegraphische Signale mittels Taschentücherschwenkens zu verabreden.

So kam der 18. November 1849 heran. Es war dies ein Sonntag und ich war entschlossen, meinen Plan in Ausführung zu bringen.

Die Promenadestunde hatte uns wieder in die Gemächer der Familie Klühenspieß geführt. Der Augenblick war gekommen. Ich verließ die Freunde entschlossenen Sinnes und doch mit schwerem Herzen. Sie stimmten bedeutungsvoll das Freiheit hauchende Lied „Hinaus in die Ferne" an. Ein verstohlener Händedruck — wir waren nicht allein — und ein Glück auf! und Lebewohl im Blicke des Auges stärkten mich zu dem gewagten Unternehmen.

Ich stieg leise die Bodentreppe hinauf, nachdem ich die Thür innen wieder abgeschlossen hatte, und fand meine erlösenden Kleinodien im dunkeln Winkel. Zehn Minuten später wurde den Spaziergängern das Zeichen zum Einrücken in das Haupthaus ertheilt. Dies enthielt auch die Weisung für die Freunde im Inspectionshause, die Laute zur Seite und die Notenbücher auf dem sich wieder schließenden Piano niederzulegen. Da ich mit Absicht kurz vorher die Gesellschaft verlassen hatte, glaubte man, daß ich schon herunter in den Hof und mit der Masse der Spaziergänger in das Haupthaus eingetreten wäre. Einige Minuten später erblickte ich von meinem Luginsland aus das telegraphische Signal, welches mir andeutete, daß meine Abwesenheit noch nicht entdeckt worden wäre. Ich machte sofort meine Toilette. Es war mir nicht möglich, mich zu rasiren. Ich schnitt aber den Bart so kurz als möglich mit der Scheere ab, umhüllte mich mit dem geliehenen langen Rocke, darunter ein anderes Kleidungsstück, das meine schlanke Taille in ein tüchtiges Embonpoint umwandelte, drückte meinen Hut in die Stirne, zog Handschuhe an, bewaffnete meine Augen, die an solche Zugaben nicht gewöhnt waren, zur weitern Verstellung mit einer Brille, nahm den Stock in die Rechte und ergriff mit der Linken das foliodicke Actenbündel. Ich konnte in diesem Aufzuge nicht leicht im Halbdunkel für den gefangenen Assessor Witt erkannt, wohl aber für einen der Gerichtsbeamten, die damals dort stets aus- und eingingen, gehalten werden.

Nochmals constatirte ein spähender Blick nach den Fenstern der Freunde, daß noch Alles ruhig war. Ich zog nun meine Stiefeln aus, um ohne Geräusch die Treppe hinunter bis in den Corridor zu ebener Erde neben der Wachtstube gelangen zu können. In diesem Augenblicke höre ich die Bodenthür öffnen und den Tritt einer Frauensperson auf der Treppe. Eiligst ziehe ich mich in den dunkelsten Winkel zurück. Das Herz klopfte in lauten, ungestümen Schlägen. Ich hielt meinen Athem an, lauschte den sich nähernden Schritten entgegen und sandte bange Blicke spähend nach dem störenden Ankömmling. Es war die Dienerin des Verwalters, die mich genau kannte und seit fünf Monaten täglich gesehen hatte, eine arme, wegen Kindesmordes verurtheilte Person, die in Betracht ihrer guten Aufführung zu den häuslichen Arbeiten verwendet wurde. Das Mädchen hing Wäsche auf und kam mehrere Male bis auf drei Schritte zu meinem Verstecke. Einige bange, bange Minuten! Glücklicherweise hatte sie mich weder gesehen noch gehört und entfernte sich langsam, nachdem ihre Arbeit beendet war. Als ich sie im Hofe und im nahen Waschhause angekommen glaubte, verließ ich rasch meinen Winkel, betrat, behutsam und geräuschlos auf den Strümpfen schleichend wie ein Dieb, die Treppe, öffnete leise die Thür und kam unbemerkt bis auf den Ausgang zu ebener Erde. Ich zog meine Fußbekleidung eiligst an, trat hinaus und fand hier im Thorgewölbe mehrere Soldaten, die mich natürlich für einen Gerichtsbeamten ansahen. Ich bemerkte, daß ich nach der Stadt gehen wolle, und ein Soldat trat in die Wachtstube, um mein Begehren seinem Officiere zu melden und mir öffnen zu lassen. An diesem Tage hatte eine Abtheilung eines aus Altbaiern recrutirten Jägerbataillons die Wache bezogen, welches erst seit wenigen Wochen in der Rheinprovinz garnisonirte. Die Soldaten kannten unsere pfälzischen Gesichter nicht, und glücklicherweise war zu dieser Stunde, nachdem das innere Thor im Hauptgebäude geschlossen und alle Gefangenen in ihre Säle und Zellen internirt waren, kein dienstthuender Beschließer anwesend, der mich trotz meiner Vermummung hätte erkennen können. Alle Angestellten waren bei der anbrechenden Nacht im Hauptgebäude postirt und die Controle der äußeren Passage der Militärwache übergeben.

Ein bärtiger Oberjäger erschien alsbald mit den Schlüsseln, öffnete mir nach militärischem Gruße das massive äußere Thor und wünschte dem Herrn Landrichter eine „g'ruhsame Nacht".

Man erzählte sich in der Pfalz, daß ich dem Unterofficier bemerkt hätte: „Geben Sie nur recht Acht und halten Sie ein wachsames Auge. Es sind sehr gefährliche Leute hier im Hause." Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich gestehen, daß man mir fälschlich diesen schlechten Witz untergelegt hat. Ich war stets ein jovialer Bursche — allein in einem solchen ernsten Momente denkt man wahrlich nicht an's Scherzen!

Ich war draußen. Das gewaltige, massive Thor schloß sich hinter mir. Mit vollem Athem schöpfte ich frische, freie Luft und ging, um jedes Aufsehen zu vermeiden, langsam an der äußeren Schildwache vorüber der Stadt zu. Hier nun sah ich beim Lichte der Gascandelaber, welche die Ringmauer umleuchten, zehn Schritte vor mir den Sohn des Verwalters gegen mich herankommen, der eben vom Sande, einem Belustigungsorte bei Zweibrücken, nach Hause zurückwandelte. Der junge Klühenspieß war Secretair auf der Kanzlei des Generalstaatsprocurators und kannte mich persönlich ganz genau. Doch er war kurzsichtig und das Dämmerlicht begünstigte mich. Uebrigens hielt ich es doch für rathsam, nach der anderen Seite der Straße auszubiegen und langsam weiter zu gehen. Er schaute mir nach, ging zum Thore und frug, wer eben hinausgegangen wäre. Man sagte ihm, es sei ein Gerichtsbeamter gewesen, was ihm sonderbar vorkam, da die vorbeihuschende Erscheinung ihm eine fremde dünkte und er alle fungirenden Beamten genau kannte. Glücklicherweise glaubte er sich geirrt zu haben und bemerkte erst später den sonderbaren Umstand seinem Vater.

Unterdessen hatte ich Zeit gewonnen. Einmal aus dem Bereiche der Schußwaffe der Schildwache und von der Dunkelheit begünstigt, lenkte ich nun zur linken Hand ein, verließ die Straße und trabte querfeldein über Aecker und Wiesen der Grenze zu. Ich war damals ein kräftiger junger Mann und trotz der Erdschollen, die klumpenweise an den Stiefeln hingen, lief ich unaufhaltsam mehr als eine Stunde Weges. Die moralische Energie verdoppelt stets die physischen Kräfte. Die Gegend war mir

völlig unbekannt. Ein dunkler Novemberabend hemmte oft durch nicht gesehene Steinblöcke oder Gräben in diesem Hügelland den gymnastischen Lauf. Ich kannte jedoch durch einen mit der Topographie des Landes vertrauten Mitgefangenen die Richtung genau, welche ich einzuschlagen hatte, um sobald als möglich mit Umgehung der Landstraße und des militärisch besetzten Städtchens Hornbach das französische Gebiet zu erreichen. Die Nacht war völlig eingebrochen. Ohne Compaß eilte ich rüstig weiter und verlor nicht die bezeichnete Richtung. Bei einem Hofgute, in dessen Nähe ich gelangte, verfolgten instinctmäßig den Laufenden zwei Hunde mit weithin tönendem Gebelle. Durch ruhiges Gehen und Anrufen brachte ich dieselben mit Mühe zur Ruhe. Ich mußte jedes Aufsehen vermeiden, da ich wußte, daß an der Grenze die Gensd'armerieposten und die Zollwächter eine unangenehme Begegnung geworden wären. Endlich erreichte ich ein Grenzdorf.

Im Vertrauen auf das gute Glück, das mich bisher geleitet hatte, und für den Nothfall im Besitze einer Waffe, die ich getrost unter dem verhüllenden Oberrocke mit einem Händedrucke als treuen Freund bei widrigem Geschicke begrüßte, wagte ich mich entschlossen in eine schmutzige Gasse, die durch die spärlichen Strahlen erleuchtet wurde, welche die Oellampen der feiernden oder ihr Abendbrod nehmenden Landleute auf meinen Pfad ergossen. Bald entdeckte ich in einem Eckhäuschen eine Schenke. Man stieg eine kleine Treppe hinauf, um in das erhöhte Erdgeschoß einzutreten. Ich untersuchte durch das erhellte Fenster die Gaststube, und da ich keine Uniformen gewahrte, trat ich ein. Der Wirthin erzählte ich, daß ich ein Handelsmann aus dem benachbarten französischen Städtchen Bitsch wäre, von Zweibrücken komme und mich verirrt habe. Ich bat sie, mir einen jungen Burschen mitzugeben, der mich über die Grenze und auf den rechten Weg nach Hause geleiten könne. Dies geschah, und nachdem ich stehend mit einem Glas Weine mich erfrischt hatte, zogen wir von dannen. Bald hatte ich dem Burschen mitgetheilt, daß ich etwas Contrebande unter den Kleidungsstücken verborgen trage und deshalb unbemerkt über die Grenze zu kommen wünsche. Mein Führer, ermuthigt durch die Zusage eines anständigen Trinkgeldes, führte mich nun wieder querfeldein und legte von Zeit zu Zeit sein Ohr auf die Erde, um etwa in der Nähe streifende Militärpatrouillen oder Zollwächter und Grenzgensd'armen rechtzeitig zu erlauschen. Im Cantone Hornbach bestand damals noch der Kriegszustand in allem für mich und meine Situation drohenden Umfange. Bald gelangten wir in ein Wiesenthal, und zehn Minuten später überschritten wir unangefochten den Grenzbach.

Inzwischen hatte man, wie ich später erfuhr, meine Abwesenheit im Gefängnisse entdeckt. Darob ein großer Lärm im ganzen Hause und Aufregung unter den Angestellten, da es sich um die Entweichung eines der am meisten gravirten politischen Gefangenen handelte. Man machte schleunigst Anzeige auf dem Parquet der königlichen General-Staatsbehörde. Die Bureaus waren bereits geschlossen und eine Soirée hatte die ersten Beamten und Honoratioren der Stadt in den Salons des Generalstaatsprocurators versammelt, darunter mehrere meiner Verwandten und Freunde. Die Geschichte bildete sogleich den Gegenstand der Unterhaltung; man freute sich trotz der Uniform, die man trug, ob des Gelingens und lachte und scherzte über den Vorfall. Nur ein gewisser Herr soll sich sehr ungehalten geäußert haben und sogleich nach dem Gefängnisse in seiner generaladvocatorischen Dienstbeflissenheit geeilt sein. Der alte Klühenspieß, ein braver thätiger Gefängnißverwalter, war außer sich. Er war ein Soldat aus der alten tüchtigen Schule des pfälzischen Generals von Horn, unter dessen Befehlen er den Feldzug in Griechenland mitgemacht hatte. Bis jetzt war eine Entweichung noch nicht vorgekommen und ich füge bei, auch nicht später, da ich der Einzige war, dem es gelang, Klühenspieß's Argusauge zu täuschen. Die alte strenge Soldatenehre war verletzt, der Amtspflicht und dem Befehle seiner Vorgesetzten, gute Hut zu halten, war er, wie es schien, nicht nachgekommen. In einem wahren Paroxysmus lief er mit ein Paar Pistolen in der Hand, alle Donnerwetter fluchend, im weitläufigen Gebäude herum und suchte, suchte — fand aber nichts. Der lose Vogel war seinem festen Bauer unbegreiflicher Weise entflogen. Ihm hatte sich bald der Generaladvocat beigesellt, der, wie man mir aus dem Gefängnisse nach Saargemünd schrieb, höchst eigenhändig in den verborgenen Winkeln und in den Betten umhergriff und höchst eigenäugig unter die Bettstellen lugte, indem er die erhitzten Worte ausstieß: „Er kann nicht fort sein, er ist sicher irgendwo versteckt!“ — Relata refero. Hoffentlich benahm sich Herr Sch. anständiger und in mehr seiner Amtswürde entsprechender Weise. Doch der Mensch — und ein Substitut des Generalstaatsanwaltes ist immer noch ein Mensch — ist oft ein Spielball der Leidenschaft und überlegt im Momente des Affectes nicht, was sich gebührt.

Meine Freunde, die Kenntniß der Entweichung hatten, schwiegen trotz der mit Drohungen und Derbheiten begleiteten Fragen des gestrengen Herrn. Der Commandant der Militärwache erklärte, daß Niemand habe entfliehn können &c. Kurzweg, die Sache war unerklärlich, und doch war der Gefangene verschwunden, aus der unheimlichen Citadelle hinweggezaubert oder escamotirt, wie durch Bosco's Meisterhand.

Man suchte mich vergeblich im Gefangenenhause, sodann in der Stadt und Umgegend. Man beorderte die Grenzwachen und die gesammte Gensd'armerie und alle Polizeibehörden zur eifrigsten Vigilanz. Alles umsonst!

Zwei Tage darauf löste ein Schreiben, das an den Generalstaatsprocurator aus Frankreich adressirt war, das Räthsel und enthüllte das Mysterium. Ich zeigte meine glückliche Ankunft auf freier Erde an und bat um Zusendung eines Briefes, den ich von einem befreundeten Kammermitgliede aus München erwartete, welcher Bitte man auch entsprach. Ich fügte bei, daß die Angestellten sich keiner Nachlässigkeit schuldig gemacht und daß ich blos das Militär getäuscht hätte. Nach der am Rhein gültigen französischen Gesetzgebung bestehen ziemlich harte Strafen gegen die Inspectoren und Beschließer eines Gefängnisses, wenn durch ihr Verschulden eine Entweichung gelingt. Ich mußte die factische Aufklärung im Interesse der Wahrheit und zu Gunsten des alten braven Klühenspieß ertheilen.

Wie ich vernahm, erhielt die ganze Wachmannschaft von Oben bis Unten eine gehörige Strafe. Nun, sie war vielleicht wohl verdient, da die Herren so gütig waren, mich für einen königlichen Untersuchungsbeamten anzusehen. Diese Arreststrafe der guten, leichtgläubigen Jäger nahm ich denn getrost auf mein Gewissen und setze hinzu, daß diese Last mich bis heute noch wenig gedrückt hat.

Leider wurde fortan die Aufsicht im Gefängnisse eine sehr strenge und die armen Freunde hatten einige Wochen die Quälereien, welche der überstrenge Generaladvocat Sch. anbefahl, zu erdulden. Doch bald ging Alles wieder im alten Gleise. —

Die französische Erde, der vom Kaiser und Reich abgetrennte Boden des alten deutschen Lothringens, bot dem Flüchtlinge ein rettendes Asyl. Mit welchen Gefühlen ich nun am Ziele meines glücklich vollführten Fluchtabenteuers das fremde Land begrüßte, will ich hier nicht schildern! Freudige und wehmüthige Saiten erklangen zusammen: das eigne Glück, die Freiheit gewonnen zu haben, der tröstende Gedanke an die sich mitfreuende theure Familie, auf der andern Seite der Schmerz bei der Erinnerung an die Freunde, welche noch der Kerker in seinen finstern Räumen barg, und die Ungewißheit einer neuen Lebensperiode, das Dunkel der Zukunft mit einer in der kalten Fremde fern vom geliebten Vaterlande neu zu schaffenden Existenz! —

Die Luft-Eisenbahnen in London.*

Von Friedrich Althaus.

Vor Kurzem wurde ein neues Glied in der Kette der merkwürdigen Unternehmungen vollendet, welche bestimmt sind, theils die Fluth des entschieden unbequem gewordenen Weltverkehrs in den Straßen von London auf gewisse Grenzen zu reduciren, theils die Nachtheile zu mindern, welche die ungeheuern räumlichen Entfernungen der Hauptstadt der Locomotion und dem geschäftlichen Verkehr auferlegen. Die unterirdische Eisenbahn, welche seit zwei Jahren einen Theil der City mit dem Westende verbindet, kann in

* Vergleiche Gartenlaube 1864, Nr. 13.

dieser Hinsicht als ein höchst erfolgreicher Versuch gelten, und sobald dieselbe bis an die Themse weitergeführt und mit den in der Nähe des Flusses befindlichen Haupteisenbahnhöfen in Verbindung gesetzt sein wird, wird London ein System innerer Communication besitzen, das innerhalb der Stadtgrenzen des von drei Millionen Menschen bewohnten Territoriums eine ebenso große Revolution zu Wege bringen wird, wie die erste Einführung von Eisenbahnen in Landstrichen, deren Verkehr zuvor auf Heerstraßen, Flüsse und Canäle beschränkt war. Doch man begnügt sich nicht damit, den Dampf zur Erreichung der angedeuteten Zwecke dienstbar zu machen, auch die Luft muß mithelfen, und nach den schon errungenen Resultaten zu schließen, scheint es, als ob man diesem am schwersten zu beherrschenden aller Elemente in der That endlich Zügel angelegt oder doch seiner Anwendung Erfolge abgewonnen habe, die alles bisher Erreichte in Schatten werfen. Die Beschiffung der Luft durch Ballons ist im besten Falle noch ein ziemlich riskantes und dabei kostspieliges Phantasiegeschäft. Was ihr fehlt, ist das Steuer, die wissenschaftliche Sicherheit der Lenkung und Richtung. Sämmtliche Versuche, in dem unermeßlichen Ocean über uns Entdeckungsreisen auszuführen, sind daher bis jetzt mehr oder weniger abenteuerlicher Natur gewesen. Voll von Interesse als Beweise des rastlosen menschlichen Unternehmungsgeistes, war ihr praktischer Nutzen doch im Ganzen verhältnißmäßig gering. In London aber hat sich unter dem Namen der Pneumatic Dispatch Company eine Gesellschaft gebildet, welche die Ausbeutung der Luft in den unterirdischen Regionen zum Zwecke hat, und die jüngsten praktischen Resultate der Bemühungen dieser Gesellschaft sind es, wovon wir den Lesern, welche ein früherer Artikel in der Gartenlaube schon von der ersten Wirksamkeit der erwähnten Compagnie unterrichtet hat, ein Bild vorführen wollen.

Der Vorschlag zur Anlegung von Eisenbahnen, bei denen statt des Dampfes die Luft die bewegende Kraft sein solle, wurde bereits vor zehn Jahren in England erörtert. Er war im Grunde nichts weiter, als eine Ausführung des Princips, nach welchem die Luftpumpe arbeitet, und ein im Krystallpalast in Sydenham angestellter Versuch fiel vollkommen befriedigend aus. Dennoch verging längere Zeit, bevor Unternehmer und Capitalien sich zusammenfanden, dem Princip eine umfassendere Anwendung zu geben, und die Ankündigung einer Pneumatic Dispatch Company rief in der an luftigen Speculationen so fruchtbaren Hauptstadt ein ungläubiges Lächeln hervor. Indeß die Compagnie kam zu Stande, mit dem Herzoge von Buckingham als Präsidenten; sie erlangte durch eine Parlamentsacte die Erlaubniß, ihre Pläne auf der Strecke zwischen dem Nordwestbahnhof in Euston-Square und dem dreiviertel englische Meilen entfernten Postbureau in Eversholtstreet durchzuführen, und etwa ein Jahr nachher hörte man, daß diese Strecke vollendet und in Thätigkeit sei. Was zunächst beabsichtigt wurde, war weiter nichts, als die Beförderung von Briefsäcken und kleineren Paketen, und die zu diesem Zwecke getroffenen Vorkehrungen waren so befriedigend und erleichterten so entschieden die Riesenarbeit der Postbeamten in jener Gegend, daß das Generalpostamt der Compagnie mit Vergnügen die Hand bot und die weitere Ausdehnung der pneumatischen Operationen nach Kräften befürwortete.

Die Compagnie erlangte hierauf eine zweite Parlamentsacte, durch welche sie ermächtigt wurde, die zehn Hauptdistrict-Postämter mit dem Generalpostamte und dieses mit den Londoner Bahnhöfen, Güterdepots und Märkten durch pneumatische Eisenbahnen in Verbindung zu setzen, also ein vollkommenes unterirdisches Eisenbahnnetz zwischen jenen wichtigen Centralpunkten des hauptstädtischen Verkehrs herzustellen. Man berechnete die Gesammtlänge dieser verschiedenen Linien auf etwa fünfunddreißig englische Meilen und die Kosten auf 1,200,000 Pfund oder 30 bis 35,000 Pfund auf die Meile. Indeß in einer Stadt, deren unterirdische Zustände durch den Fortschritt der Civilisation schon so labyrinthisch verwickelt geworden sind wie die von London, war die Vollendung der Aufgabe, die man sich gesetzt hatte, mit um so größeren Schwierigkeiten verknüpft, je mehr man sich den Centraldistricten näherte. Die Strecke zwischen Euston-Square und Eversholtstreet hatte verhältnißmäßig geringe Mühe und Kosten verursacht, weil sie der Grenze des Stadtgebiets entlang lief. Die zunächst in Angriff genommene Linie zwischen Euston-Square und Holborn zog sich dagegen durch einen der bevölkertsten Theile von London, und die Ingenieure der Compagnie kamen nach allen Seiten mit den einander durchschneidenden zahllosen großen und kleinen Röhren der Gasleitung, der Wasserleitung, der Cloaken in Collision. Dieser Umstand nebst den auf vorläufige Versuche und die Erlangung der Parlamentsacten verwandten Geldmitteln haben die Ausgaben beträchtlich über die ursprüngliche Veranschlagung hinaus gesteigert, so daß die gegenwärtig in Thätigkeit begriffenen dritthalb englischen Meilen der pneumatischen Eisenbahn ein Capital von nicht weniger als 150,000 Pfund, oder eine Million Thaler, verschlungen haben. Aber so befriedigt ist man trotzdem durch das, was bereits erreicht ist, und so überzeugt von der Ausführbarkeit des Restes der Unternehmung, daß die Compagnie sich schon in nächster Zeit beträchtliche Gewinne verspricht.

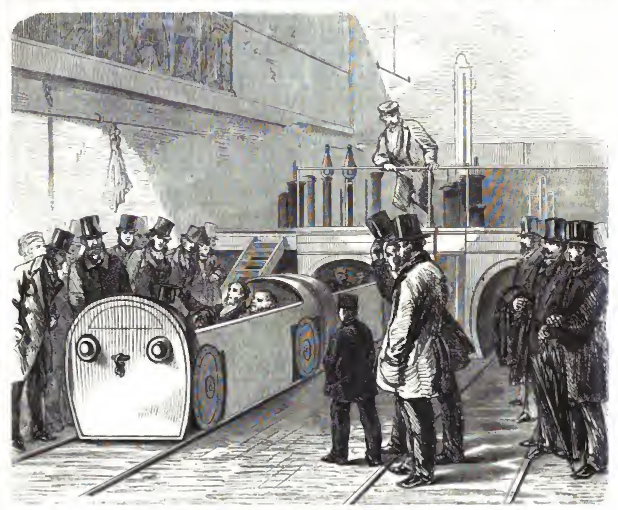
Ein Besuch, den ich in diesen Tagen, unmittelbar nach der Eröffnung der Bahnstrecke zwischen Holborn und Euston Square dem Hauptbahnhofe in Holborn abstattete, rief mir lebhaft den Eindruck meines ersten Besuchs in Herculanum in's Gedächtniß. Nicht als hielte das brausende Gewühl der großen Londoner Verkehrsstraße mit der stillen Straße von Portici am Fuße des Vesuvs einen Vergleich aus, oder als stimmten die unterirdischen Sehenswürdigkeiten der versunkenen Stadt mit denen, welche der menschliche Unternehmungsgeist hier geschaffen — die Erinnerung gründete sich nur auf die Aehnlichkeit des Eintritts von der Oberwelt in die Unterwelt. In Portici geht man durch die Straße und sucht in den Reihen der Häuser, die einander ungefähr so ähnlich sehen, wie die Häuser in Holborn, umsonst nach dem verheißungsvollen Porticus, der den Weg zu den Trümmern da unten öffnen soll. Endlich wird man an eine ganz gewöhnliche Hausthür gewiesen und erfährt, nachdem man noch halb ungläubig die Schelle gezogen, von einem Portier oder einer Magd, hier sei der Weg nach Herculanum. So findet man auch in Holborn, zwischen andere Häuser eingeklemmt, das Haus mit dem Bureau der Pneumatic Despatch Company. Man tritt von dem Niveau der Straße ein, geht durch einen Corridor, öffnet eine Thür und befindet sich auf einer geräumigen Galerie, die der Wand eines großen Gemaches entlang läuft. Auf dem Boden dieses Gemaches, etwa zwölf Fuß tiefer als die Galerie, begegnet das Auge einer Ziegelsteinpflasterung, zwei Schienenreihen und einer Drehmaschine, kurz, einem ganz ähnlichen Anblick, wie auf dem Perron eines Eisenbahnhofes. Die Schienenreihen münden in zwei nahe aneinander liegende bogenförmige Oeffnungen, die ungefähr wie ein paar schwarze, blankpolirte Kamine aussehen. Ueber diesen Oeffnungen sieht man einen erhöhten Perron mit mechanischen Vorkehrungen, große und kleine eiserne Röhren, Schafte, Cylinder und zwischen ihnen den Ingenieur, bereit, die Maschinerie in Thätigkeit zu setzen. Dies Gemach ist der Bahnhof der Pneumatic Dispatch Company. Die kaminartige Oeffnung zur Linken führt nach Euston Square, die zur Rechten ist der Beginn einer noch unvollendeten, in Arbeit begriffenen Bahn nach dem Generalpostamt in St. Martins-le-Grand.

Es mochten ein paar Minuten seit meiner Ankunft verflossen sein und ich war eben im Begriff, von der mir ertheilten Erlaubniß Gebrauch zu machen und zu den Schienen hinabzusteigen, als eine telegraphische Depesche einlief mit der Nachricht, daß in Euston Square ein Zug zur Abfahrt bereit stehe. Gleich darauf fing die Maschine zu arbeiten an und acht bis neun Minuten später wurde ein Zittern der nach Euston Square führenden Schienen und das Rollen herannahender Wagen vernehmlich. Noch eine Minute mehr, und der kleine Zug tauchte aus dem Tunnel auf und stand in dem eben beschriebenen Gemache still. Er war aus drei Wagen zusammengesetzt und enthielt, wie man mir sagte, etwa zweitausend Pfund Gewicht an Briefsäcken und Paketen. Die Entfernung zwischen Holborn und Euston Square beträgt in gerader Linie eine und dreiviertel englische Meilen; zehn Minuten genügten mithin, eine so ansehnliche Fracht über einen Weg von fünfundvierzig Minuten Länge durch die pneumatische Röhre herbeizusaugen. Doch erschöpft weder die Schnelligkeit noch die Last die Kraft der Maschine.

Am Eröffnungstage der Bahn wurde mit einem Zuge von vier Wagen eine Last von fünfzehn Tonnen, d. h. 36,000 Pfund spedirt und die ganze Entfernung in wenig mehr als acht Minuten zurückgelegt. Die Form der Wagen ist die eines umgestülpten lateinischen D; ihr Boden ist auf demselben Niveau mit den Rädern und sie füllen den Tunnel mit so vollkommen mathematischer Genauigkeit aus, wie der zur Vermeidung der Reibung un-

erläßliche Raum gestattet. Die Zahl der Züge hängt, wie sich von selbst versteht, von dem Einlaufen der Fracht ab. Gegenwärtig befördert man ungefähr zwanzig Züge täglich nach beiden Seiten; aber mit der Zunahme des Geschäfts könnte diese Zahl leicht um das Doppelte und Dreifache vermehrt werden.

Ich sagte, der Zug, bei dessen Ankunft ich zugegen war, sei herbeigesogen worden. Dieser Ausdruck ist nicht bildlich, sondern wörtlich zu verstehen, wie der erwähnte frühere Aufsatz schon ausgeführt hat. Eine und dieselbe Maschine nämlich befördert die Züge von Holborn nach Euston Square und von Euston Square nach Holborn zurück, indem im erstern Falle das Einblasen eines mächtigen Luftstromes die Wagen vorwärts treibt, im letztern das Auspumpen der Luft aus dem Tunnel die Wagen



Eine Fahrt auf der pneumatischen Eisenbahn in London.

vom entgegengesetzten Ende herbeisaugt. Der Apparat, dessen Stellung bereits angegeben wurde und der durch eine einfache Vorkehrung die Functionen des Vorwärtstreibens und des Einsaugens wechseln kann, besteht aus einer gewaltigen Hohlscheibe, die sich gegen die Achse zu erweitert und an ihren zwei bis drei Zoll von einander entfernten Rändern offen ist. Das Innere ist strahlenförmig mit Speichen versehen, und wenn die Scheibe oder, wie man auch sagen könnte, das eingeschlossene Rad, sich umdreht, wirft es Luftströme aus, wie eine centrifugale Pumpe Wasser auswirft. Die Verbindung zwischen der luftdichten Kammer, in welcher dieses Rad sich mit großer Schnelligkeit dreht, und dem Tunnel, auf dessen Schienen die Wagen laufen, wird durch große Schornsteine von Ziegelsteinen hergestellt. Der zum Auspumpen der Luft bestimmte Schornstein mündet in den Tunnel ungefähr achtzig Fuß von dessen Oeffnung. Diese Oeffnung wird durch eiserne Flügelthüren gehütet, die sich durch den Druck einer mit den Schienen in Verbindung stehenden Springfeder vor dem herannahenden Zuge aufthun und ebenso, wenn der Zug vorbei ist, wieder schließen. Daß die Stärke des Luftzuges nach Bedürfniß regulirt, vermehrt oder vermindert werden kann, bedarf kaum der Versicherung. Die gegenwärtig angewandte Durchschnittsgeschwindigkeit beträgt, wie man mir sagte, zwölf bis fünfzehn englische Meilen auf die Stunde, könnte aber nöthigenfalls bis auf fünfundzwanzig Meilen gesteigert werden.

Man hatte die Freundlichkeit, mir in dem nächsten von Holborn nach Euston Square gehenden Zuge einen Platz anzubieten. Nach Allem jedoch, was ich über die Eindrücke dieser unterirdischen Lufteisenbahnfahrt gehört, empfand ich kein Verlangen, das Experiment zu versuchen, und lehnte den mir gemachten Vorschlag mit Dank ab. Die Möglichkeit der Personenbeförderung, mittelst der soeben beschriebenen Maschinerie und durch den in Gebrauch begriffenen Tunnel zwischen den genannten Stationen, wurde bei Gelegenheit der Eröffnung der Bahn über allen Zweifel festgestellt. Nachdem der Güterzug mehrere Hin- und Rückfahrten erfolgreich vollendet hatte, sprachen nämlich einige der anwesenden Herren den Wunsch aus, den Tunnel zu befahren, und brachten, trotz der Warnung, daß die Bahn nicht für Passagierbeförderung bestimmt sei und die Reise nicht sehr angenehm sein möge, ihren abenteuerlichen Gedanken zur Ausführung. Ich muß an dieser Stelle nachholen, daß der Tunnel, bei einer Weite von vier Fuß sechs Zoll, eine Höhe von vier Fuß hat, während die Wagen nur etwa zwei Zoll niedriger und ungefähr acht Fuß lang sind, mithin blos eine halb sitzende halb liegende Position mitreisender Passagiere gestatten. Auf dem Boden der Wagen lagen Säcke mit Seegras als Ballast und auf

diese hingestreckt und zu Häupten durch eine wasserdichte Decke geschützt, ließ ein halbes Dutzend abenteuerlustiger Passagiere sich in den schwarzen Schlund hineinblasen. Die Empfindung bei der Abfahrt, so berichteten sie später, war nichts weniger als angenehm. Etwa eine halbe Minute lang fühlte man einen Druck auf das Trommelfell wie beim Niedergehen in einer Taucherglocke, ein Gefühl von Ueberfluthetsein wie in der Brandung des Meeres und einen kalten Luftzug auf den Augen, der beinahe den Eindruck von fallendem Wasser hervorbrachte. Nachher ließen diese unangenehmen Empfindungen nach und man erfuhr weiter keine Unbequemlichkeit als ein ziemlich heftiges Rollen, Stoßen und Schütteln, indem der Zug mit häufigen Biegungen in dem engen Raume durch die unterirdische Dunkelheit dahinbrauste. Die Luft in dem Tunnel war übrigens nicht schlecht; gelegentlich wurde nur ein scharfer Geruch von Rost verspürt, der von der Verwitterung des Eisens herrührte, welches während der Legung der Tunnelröhren nicht absolut von atmosphärischen Einflüssen ausgeschlossen werden konnte. Man meint indeß, der Rost werde allmählich vor der Reibung der hin- und hereilenden Züge verschwinden. Der blanken Waffenrüstung der muthigen Toneisten schadete er nicht. Denn wie sie sich nach Euston Square hatten hinblasen lassen, so ließen sie sich, trotz der fatalen Empfindungen bei der Abfahrt, trotz des Rollens, Stoßens und Schüttelns und trotz des Rostgeruchs, nach Holborn zurücksaugen, und etwas verwirrt, etwas geblendet, etwas unsicher auf den Füßen, aber mit dem Ausgang ihres Unternehmens entschieden befriedigt und mit nicht minder geschärftem Appetit für das ihrer harrende substantielle Frühstück, wurden sie bei ihrer Rückkehr von den lauten Cheers der Versammelten begrüßt und statteten Bericht über ihre unterirdischen Abenteuer ab.

Dieser Bericht klingt phantastisch genug, ist aber nichtsdestoweniger eine einfache Thatsache aus dem Londoner Leben. Die Erfolge der Pneumatic-Dispatch-Company haben auch bereits den Gedanken, den pneumatischen Apparat zur Personenbeförderung zu benutzen, von Neuem angeregt, und im Hinblick auf den angelsächsischen Unternehmungsgeist, auf die Fülle der vorhandenen Geldmittel und auf das immer wachsende Bedürfniß schnellerer und bequemerer Locomotion durch das gewaltige Labyrinth der Hauptstadt, würde es durchaus nicht überraschend sein, wenn London in zehn oder höchstens zwanzig Jahren mit einem Netz pneumatischer Eisenbahnen versorgt sein sollte, welche den gegenwärtig in Bau begriffenen Linien als Ergänzung dienten. Die Kosten dürfen geringer sein als die der Dampfeisenbahnen, und den Unbequemlichkeiten, welche die Pioniere in dem Güterzuge zwischen Holborn und Euston Square zu erdulden hatten, würde die unerschöpfliche Kunst der modernen Mechanik ohne Mühe abhelfen. Inzwischen ist es von Interesse das bereits Erreichte zu constatiren.

Eine Ernte aus dem Meere.

Nordwärts von der norwegischen kleinen Stadt Bodö an, unterm vierundsechszigsten Breitengrade, streckt sich eine scheinbar ununterbrochene Reihe von gigantischen, düstern Felsenwänden wie riesige Festungsmauern mit Thürmen und Bastionen aus dem grenzenlosen Meere hervor. Näher gesehen löst sich dieses zusammenhängende Felsennetz in eine Menge kahler steinerner Inseln von verschiedener Größe und jeder möglichen phantastischen Gestaltung auf, durchschnitten in allen Richtungen von Buchten und engen Pässen. Von keiner Seite kann das Auge in das Innere einer der Inseln dringen, denn sie recken ihre drohenden Gestalten und Häupter überall zwei- bis dreitausend Fuß über die Meeresfläche empor. Nirgends in der Welt macht die Natur wohl ein grausameres Gesicht als hier. Vergebens späht das Auge an den geradeaufsteigenden Klippen empor oder dazwischen oder oben nach einem Zeichen grünen Lebens. Ueberall zurückschreckende Felsen und unten ringsum das endlose, tückische, arktische Meer.

So sehen die „Loffoden" vom Meere her aus, diese mächtige Gruppe felsenverschlossener Inseln, auf denen kein menschliches Wesen den Tausenden von Seevögeln und Fischadlern oben die Herrschaft streitig macht. Aber trostlos und unfruchtbar, wie sie sind, abschreckend und menschenfeindlich, wie sie erscheinen, meilenlang nichts bietend, als kahle trotzige Klippen oder unabsehbare Eisgebirge, ernten doch hier just im härtesten Wintermonat etwa zwanzigtausend Norweger ihre Hauptnahrung und die Werthe, womit sie andere Lebensbedürfnisse bezahlen.

Die anderthalb Millionen Bewohner Norwegens haben auf ihren mehr als sechstausend Geviertmeilen Gebirgs-, Wald- und Felsenboden kaum fünfzig davon mit bestellbarem, ergiebigem Acker, der, zum Theil unter arktischen Breitengraden, nur kärgliche oder gar keine Ernten reift. So haben sie das unerschöpfliche Meer zu pflügen, zu bestellen und abzuernten lernen müssen. Auf mehr als fünf Breitengraden des Meeres (65—70) an der Nordwestküste entlang blüht ihr Weizen. Die Pflüge und Ackerwerkzeuge dazu sind ihre Schiffe, so daß die norwegische Flotte, trotz der geringen Einwohnerzahl des Landes, in Menge der Fahrzeuge gleich nach der englischen und der französischen kommt.

Ihre Haupternte besteht aus Stockfischen, Leberthran und Caviar daraus. Diese fängt immer um Weihnachten und um die Loffodeninseln herum an und dauert acht bis zwölf Wochen. Zwischen den Inseln und dem Festlande, etwa zwölf bis fünfzehn geographische Meilen lang, dacht sich der Meeresboden von vierzig bis zu siebenzig Klaftern Tiefe ab. Das ist der fetteste Boden für die Nordmänner. Gleich nach Weihnachten werfen sie hier ihre Tiefnetze aus, und der Erste, der mit einem Stockfisch kommt, wird als der Bote der Freude an der ganzen Küste entlang mit Jubel und Festlichkeiten begrüßt. Man weiß jetzt, daß diese Zugvögel des Meeres sich einstellen. Sie wandern in verschiedenen Zügen von der Weihnachtszeit an mehrere Wochen lang immer in diesem tiefen Meerescanale entlang, immer regelmäßig seit undenklichen Zeiten, um hier zu laichen. Um die Laichzeit im März ist das Meer oft meilenlang von Stockfischen gefärbt. In der Mitte des April ist Alles vorbei und kein Stockfisch mehr zu entdecken.

Schon im November beginnen die Vorbereitungen mit steigender Geschäftigkeit bis nach Weihnachten. Ungeheure Netze werden gestrickt und ausgebessert, Schiffe und Boote getheert, in- und auswendig gerüstet, mit Vorräthen befrachtet, Seehunds- und Pelzkleidung und mächtige Wasserstiefeln zurecht gemacht, bis es an nichts mehr fehlt, als dem ersten Stockfische und einem günstigen Winde. Endlich finden sich beide ein, und zwanzigtausend tapfere Ritter des Meeres nehmen Abschied von rothwangigen Kindern, silberhaarigen Greisen, weinenden Frauen und Töchtern und reiten kühn über die grimmigen Wogen des eisigen Meeres hinaus.

Ihre langgestreckten, leichten, fichtenen Rosse sprengen, tapfer und geschickt gelenkt, in den Sturm hinein, der von den Felsen herabwüthet und das Wasser zu weißem Schaum aufpeitscht. Mit einem einzigen viereckigen Segel, dessen Tau oder Zaum von der stärksten, kundigsten Hand geführt wird, fliegen sie über weißkämmige wallende Wogengebirge, stürzen sie sich hinab und schießen wieder empor, um in neue Tiefen zu stürzen, immer auf- und ab- und hin- und hergeschleudert, ohne die Herrschaft über sich selbst und die blinde Wuth der Stürme und Wogen zu verlieren. Dennoch freilich fragt am Ende jeder Ernte manche Lenore „den Zug wohl auf und ab", steigt manche Mutter und Gattin an steilen Klippen empor, um weit hinauszuspähen, ob Vater und Ernährer mit dem Sohne nicht endlich doch noch zurückkehren werden. Und es kommt Niemand und sie sieht auf allen Weiten des Meeres niemals das wohlbekannte Segel aufleuchten, so daß sie endlich überzeugt ist: Vater kehrt niemals wieder! —

Die Stockfisch-Ritter wohnen theils in den Spalten und Klüften der Loffoden selbst, theils kommen sie von verschiedenen Gegenden der Küste her. Die Boote der letzteren sind fünfruderig, die der ersteren kleiner, aber alle leicht von Fichtenholz mit einem Mast und einem Segel. Steuermann und Capitän oder absoluter Commandeur sind immer ein und dieselbe Person. Sein Wort ist Gesetz, dem man ohne Ausnahme pünktlich gehorcht, da Jeder von seinen Leuten vorher wegen seiner Tüchtigkeit und allgemeinen Vertrauens gewählt ward. Man findet oft sehr junge Bootkönige über lauter ältere Leute, die selbst sagen, daß sie mit dem Alter Muth und Geistesgegenwart in Gefahren verlieren. Die ganz freie Wahl der Leute, die da wissen, was ihr Oberhaupt verstehen muß und leisten soll, entscheidet sich oft sehr originell, aber selten

falsch. So kommt es vor, daß der „Junge für Alles" zum Capitän gewählt wird, dem der Eigenthümer des Bootes eben so willig gehorcht, wie seine drei Collegen. Die Herrschaft ist aber auf das thätige Boot beschränkt. Auf dem Lande und in Zwischenpausen ist der Junge eben so gehorsamer Dienstbote, wie auf dem Wasser unbeschränkter Herrscher.

Die geschäftigste Erntezeit fällt in der Regel in die letzten Tage des Januar. Dann sind selten weniger als viertausend Boote, jedes mit fünf Mann, versammelt. Diese zwanzigtausend Menschen und viertausend Boote wissen zwischen den ungastlichen, öden Klippen und Klüften der Loffoden alle unterzukommen während der Pausen und Nächte. Jede kleinste Abdachung, jeder erreichbare Winkel ist mit einem Vorrathshause versehen, um welches sich so viele Schlafhütten gruppiren, wie irgend Platz haben. Die Hütten sind alle gleich. Jede besteht aus rohen, fest aufeinander gefügten Baumstämmen und einem Dache von getrockneten Rasen- oder Torfstücken mit einem Loche in der Mitte, dem Schornsteine. Ringsum läuft eine rohe Ueberdachung, von rohen Baumstämmen getragen, also ein Porticus, zur Unterbringung der Netze und Ruder. Eine einzige Thür, ein einziges Fenster (meist nicht größer, als eine Manneshand), Fußboden die bloße Erde oder der nackte Fels, ringsum lange Holzkasten mit Stroh zum Schlafen, in der Mitte, unter dem Dachloche, dann noch ein Ofen zum Heizen und Kochen — das ist die Loffoden-Hütte mit allem Zubehör, die Heimath der Stockfischfänger für zwei bis drei Monate. In jeder schlafen und leben und arbeiten sechs bis zwölf Mann (einige haben doppelte Größe). Mit Tagesanbruch springen Alle zusammen in's Boot und fliegen auf das Meer hinaus.

Ist der Morgen recht winterlich klar, so bieten jetzt die sonst todten und starren Felseninseln einen Anblick, der in der kostspieligsten „Gala-Oper" nicht nachgemacht werden kann. Wie hervorgezaubert scheinen Tausende von Booten unmittelbar aus den starren Felsen hervorzuschießen. Mit ihren einfachen Masten und Segeln bedecken und beleben sie das vorher öde Meer, so weit das Auge reicht, alle in einer Richtung hintereinander in's Weite hinausrudernd auf das Erntefeld, das sich oft kaum eine Meile lang ausdehnt, so sehr halten die Fische stets an bestimmten Lieblingsplätzen fest (wahrscheinlich solchen, wo Berggewässer den Eiern und Jungen die meiste Süßigkeit im Meere bieten). Auf dem Erntefelde zieht jedes Boot sein Segel ein und die Abends vorher gesenkten Netze auf, mit denen und deren Inhalt die meisten sofort umkehren, so daß sie zu dem inzwischen fertig gewordenen, ziemlich substantiellen Mittagsmahle in der Hütte ankommen. Einige bleiben zurück und fischen noch mit sogenannten Tief-Leinen. Sie haben es unter sich zum Gesetz gemacht, daß Niemand während des Tages Netze stellen darf

Nach dem Mittagsessen, das aus zusammengethanen Vorräthen der Einzelnen besteht, getrocknetem Hammel- und Schweinefleisch, Butter, Käse, Plattkuchen und Kartoffeln, werden die gefangenen Fische ausgenommen und zurechtgemacht. Der Kopf wird ab-, das Eingeweide ausgeschnitten und Leber und Rogen in besondern Gefäßen aufbewahrt. Der Fisch wird nun entweder gleich roh und frisch an den Capitän eines von den vielen Aufkaufschiffen abgelassen oder an den Felsenwänden zum Trocknen aufgehängt. Einige werden aber immer zurückbehalten als — kleines Geld. Gegen Abend laufen alle Boote auf's Neue aus, um die Netze für die Nacht zu stellen. Nach der Rückkehr endlich thut man sich etwas zu Gute. Das Abendessen, welches ziemlich regelmäßig frischen Stockfisch mit Leberthransauce und dazwischen gebrocktem Plattkuchen auftischt, macht Appetit auf etwas „Herzhaftes". So gehen sie, Jeder mit einem frischen Stockfisch in der Hand, in das nächste Vorrathshaus (Schenke, Versammlungs-, Gerichts- und Betsaal, Kaufladen für alles Mögliche, Börse und Nationalwechselgeschäft — Alles in Einer Person), werfen ihren Fisch auf den Zahltisch und erhalten ihr Glas Schnaps dafür.

Jeden Morgen wird von dem gewählten Meer- und Wetterkundigsten eine Fahne an der hervorragendsten Stelle aufgehißt, sobald Wind und Wetter nicht zu ungünstig sich darstellen. Nicht selten erscheint aber auch keine Fahne. In diesem Falle vertreiben sich die an die Felsen gefesselten Fischer die Zeit, wie sie eben können. Sie schlafen, bessern an Netzen und Booten und rauchen Abends im „Laden für Alles" unzählige Pfeifen, trinken unzählige Becher Kaffee (selten Bier oder Branntwein) und machen sich ihre mündlichen Zeitungen und Leitartikel dazu, ohne sich Censur aufzulegen oder einen Staatsanwalt zu fürchten.

Aber häufig lockt sie die Fahne und ein heiterer Morgen hinaus und draußen stürzt sich plötzlich einer von jenen fürchterlichen Nordweststürmen, die schon so viele Menschen unter schäumenden Wogengebirgen lebendig begruben, von den Felseninseln her auf die Tausende von gebrechlichen Booten nieder und treibt die Nußschalen wie Spreu umher. Gegen diese Stürme giebt es keine Steuerkraft. Oft bleibt dann der Flotte nichts Anderes übrig, als Fluchtversuch nach dem sechszig englische Meilen entfernten „West Fjord". In einem solchen Sturme am 11. Februar 1848 kamen nicht weniger als fünfhundert Menschen um. Die Ueberlebenden fischen hernach weiter und finden zuweilen ein Bein noch im Stiefel oder einen Arm oder sonst ein Stück, das die Fische unten noch nicht verzehrten, in ihren Netzen.

Die Werkzeuge der Fischer sind Netze und Leinen. Jedes Netz ist sechszehn bis zwanzig Klaftern lang und nur drei Fuß breit. Je nach der Tiefe des Meeres werden Dutzende übereinander gebunden und so ausgestreckt versenkt, bis sie vermuthlich nahe bis zum Meeresboden reichen. Steine und Bleistücke dienen als Senkgewichte und Befestigungsmittel. Leere, gekorkte Glasflaschen, oben angebunden, ziehen sie nach oben und halten sie in Sicht. Die Fangleinen sind mit großen Haken in regelmäßigen Zwischenräumen, drei- bis vierhundert an jeder, versehen, werden aneinander befestigt und dann, wie die Netze, parallel dem Gestade, versenkt und vom Boden bis zur Oberfläche ausgespannt. Einige bedienen sich nach dem großen Zuge und Fange noch der Handleinen und „pilken" damit. Der Pilk ist ein Instrument, das wie ein großer Hohlleisten aussieht und am aufwärts stehenden Ende scharf zugespitzt und mit Widerhaken versehen ist. Dieser riesige Angelhaken wird an einem starken, viele Klafter langen Pferdehaartaue bis auf den Boden des Meeres gesenkt, dann von oben aus dem Boote an der Leine rasch auf- und abgezogen, bis ein „Biß" gefühlt wird. Jetzt wird der zappelnde und zuckende Fang rasch emporgezogen, was manchmal keine leichte Arbeit ist, denn ein ausgewachsener Winter-Stockfisch setzt der Arbeit des Emporziehens aus fünfzig bis sechszig Klaftern Meerestiefe einen Widerstand entgegen, welcher den starken Händen des Fischers volle, schwere Arbeit giebt. In gutem Wetter fängt ein Boot selten weniger als vierhundert Fische täglich, oft über tausend und zuweilen sogar fünfzehnhundert, so daß sich für jedes eine Durchschnittssumme von siebenhundert ergiebt, schlechte Tage mit eingerechnet. Die Zahl der Boote ist durchschnittlich viertausend, was eine Tagesernte von drei Millionen Stockfischen ergiebt. An Ort und Stelle ist der Durchschnittspreis drei Thaler für je hundert rohe, frische Stockfische. Dabei sind Leber, der Leberthran und Rogen, aus denen die Fischer Privatspeculation und Taschengeld machen, nicht mitgerechnet. Rogen wird drei bis fünf Thaler pro Faß, Leberthran mit zehn bis fünfzehn Thaler das Faß verkauft. Und da vier- bis sechshundert Fische — je nach der Größe — ein Faß Rogen und ein Faß Leberthran geben, läßt sich leicht beurtheilen, daß die Fischer noch ein gutes Taschengeld aus dem Meere ziehen.

Die ganze Ernte der Loffoden-Stockfisch-Fischer bringt jedes Jahr eine Durchschnittseinnahme von zwölf Millionen Thalern, manchmal mehr, selten weniger. Da nun ganz Norwegen nicht mehr als anderthalb Millionen Einwohner zählt und etwa zwanzigtausend davon einen jährlichen Werth von zwölf Millionen Thalern fischen, so ist leicht erklärlich, daß diese Ernte gegen die auf dem Lande gewonnene und gegen alle andere productive Arbeit den ersten Rang behauptet.

Die Stockfischernte dauert im Ganzen drei Monate jeden Jahres. Im Anfang des April verdünnt sich die Flotte und vierzehn Tage später ist kein Segel und keine Seele mehr zu sehen. Dafür sind die Plätze dreimonatlicher, dichtgedrängter Thätigkeit nun oft doppelt und dreifach mit Schwärmen von Seevögeln überdeckt, welche die dicken Schichten von Fischeingeweiden und Abfällen trotz des furchtbarsten „haut goût" mit Wonne verspeisen.

Die Luft ist zuweilen stellenweise ganz undurchsichtig und schwarz von Myriaden Meeresvögeln, die hoch oben logiren und unten ihre Speisekammer gefunden haben.

Ein Theil der Fischer wohnt beständig auf den Loffoden. Diese überwachen die zum Trocknen paarweise an den Schwänzen aufgehangenen Fische. Viele Fische hängen auch ganz ohne Schutz vor Dieben,

bloß eingefächert gegen die besittigten Seeräuber, und wenn sich die Flotte am 14. Juni noch einmal einstellt, um Jeder seinen Antheil zu holen, fehlt selten einer von den Stock gewordenen, holzhart getrockneten Fischen, die sich nun als Fleischvorrath in eine Menge weit versperrte, zwischen grimmigen Felsen einsam verlorene Häuser und Hütten vertheilen oder gegen andere Lebensmittel im Handel vertauscht werden. —

Das ist ein interessanter, aber nur ein kleiner Theil der Ernten aus dem Meere. Was dieses jährlich den Menschen allein an Häringen, Fischbein, Fischthran, Zwergen und Riesen von Fischen, Seemuscheln, Seekrebsen, Krabben oder Shrimps rc. liefert, geht in's Fabelhafte. Nur Deutschland nimmt einen sehr trägen und armseligen Antheil an diesen umsonst wachsenden und umsonst zugänglichen Ernten und bezahlt für Producte aus dem Meere allein viele Millionen Thaler an Amerika. Geld für frische Seefische, die wir mit gehöriger Fischereiflotte und entsprechenden Einrichtungen alle Tage wohlfeil bis Leipzig, Dresden rc. haben könnten, bleibt dabei nicht viel übrig, wenigstens kein großer Unternehmungsgeist dazu. Die starke, gesunde Jugend Deutschlands an der Nord- und Ostsee geht auf fremde Schiffe in Arbeit und Brod. Preußen arbeitet an einer Kriegsflotte, aber ohne Grund und Boden, welcher nur in einer tüchtigen Fischereiflotte gewonnen werden würde. Die preußischen Kanonenboote haben allerdings schon meisterhaft geschossen, allein die meisten Kugeln sind doch in's Wasser gefallen. Das Volk hat dafür bezahlt, kann sich aber nun nicht einmal für das übrige Geld Fische kaufen.

Blätter und Blüthen.

Die Schlingkraft der Ringelnatter. Im Mai des Jahres 1863 erhielt ich durch einen Freund in Rudolstadt eine prachtvolle, beinahe drei Fuß lange Ringelnatter zugeschickt. Die Beobachtung dieses Thieres, soweit dieselbe in der Gefangenschaft möglich, hatte mir schon bei einem früher besessenen, weit kleineren Exemplar Vergnügen gewährt, und so hatte ich denn zu gleichem Zwecke meine neue Pflegebefohlene in dem Behälter ihrer Vorgängerin, einer geräumigen, hohen Glasglocke, welche oben mit einer Luftöffnung versehen war und auf einem gedrehten, leicht feucht zu erhaltenden Gypsuntertheile ruhte, bald geborgen.

Wohl ein Jahr lang mußte sich meine Natter mit ihrer gewöhnlichen Hausmannskost, den braunen Grasfröschen, begnügen, ehe es mir möglich wurde, ihr zur Abwechselung einmal einen soliden Leckerbissen bieten zu können.

Der Besitzer eines Fischteiches nämlich, welcher meine Behauptung, sie könne recht gut einen neun Zoll langen Fisch verschlingen, etwas übertrieben fand, opferte, um sich zu überzeugen, eine Forelle von diesem Kaliber, und obgleich ich die Vergeudung dieses auch für menschliche Gaumen so leckeren und so theuren Bissens einigermaßen bedauerte, so warf ich dennoch ungesäumt das arme Opfer seiner entsetzlichen Feindin zum Fraße vor. Ich erwartete bei dem gereizten Zustande, in welchem sich die Schlange zufolge einer längeren Fastenzeit befand, ein sofortiges Erfassen der Beute und erstaunte nicht wenig, als die Natter zischend den heftigen Bewegungen der Forelle auswich, welche letztere, vielleicht nicht allein aus Wassermangel, sondern wohl auch in grausiger Ahnung des ihr bevorstehenden schrecklichen Endes mit einer Vehemenz in dem Raume umherschnellte, die mich in Anbetracht der Zerbrechlichkeit des Behälters für denselben fürchten ließ.

Nicht lange jedoch währten diese Kraftäußerungen; erschöpft am Boden liegend und nach Luft schnappend, mußte der Fisch zu seiner Erholung in sein Element zurückversetzt werden.

Die Schlange, welche unterdessen an den innern Wandungen ihres Behälters ungeduldig auf- und abzüngelte, schien beschlossen zu haben, sich ihr Opfer nicht zum zweiten Male entreißen zu lassen, denn kaum war dasselbe ihr zurückgegeben, als sie es auch schon unversehens und mit der diesen Thieren eigenen Schnelle und Gewandtheit am untern Theile des Körpers, nahe am Schwanze, erfaßt hatte.

Sie versuchte nun von hier aus mit gewöhnter Regelmäßigkeit und Sicherheit den Verschlingungsproceß in Scene zu setzen, fand aber an der entgegenstehenden Schwanzflosse einen so unbesiegbaren Widerstand, daß sie diesen Versuch auf- und ihr Opfer frei gab, welches nun wieder zu unserm Bedauern im Glase umherschnellte. Da plötzlich erfolgte der zweite Angriff. Diesmal am Kopfe erfaßt, war die arme Forelle nun unrettbar ihrem Schicksale verfallen. Was halfen ihr die verzweifelten Kraftanstrengungen, sich den nach innen gekehrten Zahnreihen des Schlangenrachens zu entwinden? Wie ein Gummischlauch dehnte sich derselbe immer weiter und weiter, bis er endlich den Körper des Fisches an seiner umfangreichsten Stelle umschlossen. Trotz der fortdauernden heftigen Bewegungen der Forelle trat nun von hier ab eine Beschleunigung des schauerlichen Processes ein, und nach Verlauf von zehn Minuten etwa war das bedauernswerthe Opfer bis zum Schwanze hinabgewürgt, welcher noch eine geraume Zeit aus beiden Seiten des wieder geschlossenen Rachens symmetrisch hervorsah und so einen äußerst komischen Anblick gewährte.

Ich glaubte nun, daß sich das gefräßige Ungeheuer nach einer solchen Mahlzeit jener andauernden, trägen Siesta überlassen würde, wie solche bei seinen zwischen den Wendekreisen wohnenden größeren Schwestern üblich zu sein pflegt; hierin irrte ich mich jedoch.

Die normale Lebhaftigkeit der Bewegungen war durchaus nicht beeinträchtigt, und wenn auch die Dimensionen des vorderen Körpers, etwas abwärts vom Schlunde bis zur Magengegend, diejenigen einer jungen Klapperschlange waren, so hatte dennoch nach Verlauf von drei bis vier Tagen die inzwischen vollzogene Verdauung auch diese kleine Difformität beseitigt.

Daß die Ringel- oder Schlingnatter, welche, wie man sieht, letzteren Namen mit vollem Rechte trägt, sieben Monate, ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen, hungern kann, ist eine Thatsache, von der ich mich zu überzeugen Gelegenheit hatte, als mir im Winter von 1864 auf 65 zufolge eines unerwartet früh eingetretenen Frostes im October die wenigen Frösche erfroren, welche den Winterproviant meiner Schlange bildeten.

An einen Ersatz desselben war nicht mehr zu denken, und so glaubte ich durch eine rasche Tödtung dieses Thier den Qualen eines langsamen Hungertodes entziehen zu müssen. Da ich aber zugleich die gebotene Gelegenheit, mich von der vielbezweifelten Ausdauer der Ringelnatter einmal überzeugen zu können, nicht entschlüpfen lassen wollte, so siegte nach langem Schwanken zwischen humanen Regungen und grausamer Neugier die letztere und zwar zum Glücke der Schlange. Anfangs October hatte diese ihren letzten Fraß zu sich genommen; im darauf folgenden December rollte sie sich zusammen und verharrte mit geöffneten Augen mehrere Wochen lang in einem bewegungslosen Zustande. Ich hielt sie für todt und berührte sie. Ein kräftig ausgestoßenes Zischen widerlegte jedoch meine Annahme auf's Bestimmteste, und daß sie sich außerdem auch wohl befinden müsse, verbürgte mir der Umstand, daß ihre körperliche Beschaffenheit während der so langen Fastenzeit die gleiche geblieben war.

So verstrichen denn noch Januar, Februar und März. Erst gegen Ende April hatte ich ihr Nahrung schaffen können. Ein Frosch vom größten Kaliber leistete der Schlange schon seit einigen Tagen Gesellschaft, ohne daß zu meinem größten Erstaunen derselbe einem Angriffe ausgesetzt gewesen wäre. Im Gegentheile schien es, als ob sich ein von Tag zu Tag sich immer mehr befestigender gemüthlicher Verkehr zwischen den beiden Insassen des Glaspalastes geltend machen wolle.

Stunden lang lag der kleine Kopf der Schlange auf dem umfangreichen Rücken des nach einer dicken Schmeißfliege an der Decke des Glases vigilirenden Vierfüßlers, und wenn dann im günstigen Augenblicke der gewaltige Sprung erfolgte und infolge dessen die Natter gar unsanft zur Seite geschleudert wurde, so schien diese gänzliche Verleugnung aller Rücksichten ihr durchaus keine Aufregung zu verursachen.

Dieses rührende Verhältniß, welches nun beinahe drei Wochen angedauert hatte, sollte indeß bald auf entschiedene Weise und für immer gestört werden.

Mit der inzwischen beendeten Häutung der Natter mußte auch der alte Appetit zurückgekehrt sein, denn ohne ihre freundesmörderische Absicht durch vorherige verdächtige Bewegungen kundzugeben, packte sie eines schönen Tages ihren dicken Gesellschafter am Hinterbein und verzehrte denselben mit einer Gemüthsruhe, die an Größe nur dem Stoicismus gleich kam, mit welchem der arme Betrogene in dem Rachen seiner falschen Freundin verschwand.

Dies geschah Mitte Mai und folglich hatte die Schlange länger als sieben Monate gefastet, ohne, was zu bemerken ist, während des Winters sich dem Winterschlafe überlassen zu haben!

Schließlich fühle ich mich veranlaßt, der selbst von namhaften Zoologen aufrecht erhaltenen Ansicht entgegenzutreten, als nähre sich die Ringelnatter auch von warmblütigen Thieren, kleinen Vögeln, Mäusen rc. Diese bilden allerdings die Nahrung der Kreuzotter. Die Ringelnatter verschmäht sie und würde mitten unter diesen Thieren verhungern. Ihre einzige Nahrung sind schuppenlose Amphibien, sogenannte Lurche, und kleinere Fische, welche letztere, da sie bekanntlich vortrefflich schwimmen kann, ihr leicht zur Beute werden.

Der geschichtliche Attinghausen. Eine der edelsten Gestalten in Schiller's Tell ist der alte Freiherr Werner von Attinghausen, der, den Bund der Eidgenossen segnend, stirbt. Wie bei anderen Charakteren des großen Schauspiels hat Schiller auch bei diesem einen geschichtlichen Namen, eine wirkliche Person benutzt. Der Werner von Attinghausen seines Tell hat gelebt und ist ein wackerer Mithelfer bei der Grundsteinlegung des stolzen Bundes der Eidgenossenschaft gewesen. Sein Geschlecht aber ist ausgestorben und vom „Edelhof zu Attinghausen“ sind blos noch Trümmer vorhanden. Sie liegen nicht weit vom Ufer der Reuß, etwas oberhalb der Stelle (doch am andern Ufer), wo der Schächen einmündet, auf einer Anhöhe, die von Ahorn, Ulmen, Linden, Buchen und Walnußbäumen beschattet wird. Die Ringmauer ist an der Ostseite noch zwölf Fuß hoch, ein Thurm der Nordseite erhebt sich zu etwa hundert Fuß, im Innern sieht man überall Mauerblöcke, um die man rings Obstbäume gepflanzt hat. Wie der Edelhof zu Grunde gegangen, weiß Niemand; wahrscheinlich ist er in den friedlicheren Zeiten zu Ausgang des Mittelalters von den Eigenthümern verlassen worden. Der Bau der Burg dürfte weit über das zwölfte Jahrhundert hinaufreichen. Eine Sage der Kreuzfahrer erzählt, daß König Balduin von Jerusalem in einer Krankheit einen Traum hatte, der ihm Genesung versprach, wenn er in einer Gegend, welche der Traum ihm mit wunderbarer Genauigkeit zeigt, ein Kloster gründe. Keiner erkannte die Gegend, wenn der König sie beschrieb, aber als ein Ritter aus dem Urner Land von einem wilden Gebirg hörte, dessen Höhe auch im Sommer mit Schnee bedeckt sei, von einem schmalen Pfad am Felsen, von Brücken über Abgründe, aus denen das tobende Wasser wieder in eitel Staub gen Himmel steige,

und von einem Kloster und Schloß an einem hohen See, der auch zwischen hohem Gebirg gelegen sei, da rief er freudig: „Herr, das ist der St. Gotthardsberg, das ist Attinghausen, das ist Seedorf, das ist mein Heimathland!“

Die Attinghausen wohnten ursprünglich im baierischen Hochlande in der Gegend von Tegernsee und waren Freiherren von Schweinsberg. Wie Theodor von Liebenau, der Verfasser einer urkundlichen Geschichte der Freiherren von Attinghausen (Aarau, Sauerländer), vermuthet, ist ein Schweinsberg mit Friedrich dem Rothbart nach Uri gekommen und dort mit einem Besitzthum, dessen Namen Attinghausen seine Nachkommen angenommen haben, belehnt worden.

Der Attinghausen Schiller's war der vierte Eigenthümer des Edelhofes. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts geboren, war er als ältester Sohn der Gutserbe und trat früh in's öffentliche Leben ein. Seine Gattin Margaretha, mit der er sich in jugendlichem Alter verband, wird nur in einer einzigen Urkunde genannt, die einen Verkauf betrifft, zu welchem sie ihre Einwilligung geben mußte, weil er sich auf ihr Leibgedinge bezog. Sie beschenkte ihren Mann mit sieben Kindern, unter denen eine Tochter Anna war, die sich mit Johannes von Rudenz verheirathete. König Albrecht setzte ihn zum Landammann in Uri ein, aber als die Conflicte mit dem Hause Habsburg eintraten, hielt Werner von Attinghausen zum Volke und blieb der einmal ergriffenen Sache unwandelbar treu. Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß er den ersten Bund mit schloß, durch den Uri, Schwyz und Nidwalden sich eidlich und auf ewige Zeiten zu gegenseitigem Schutz und zur Erhaltung ihrer Freiheit verbanden (1. August 1291). Unter der Urkunde des am 16. October desselben Jahres mit Zürich abgeschlossenen Vertrags steht sein Name: Her' Wernher von Attingenhusen. Schiller läßt dem sterbenden Attinghausen die Schlacht von Morgarten prophetisch im Geiste erblicken (Act 4, Scene 2), der geschichtliche Attinghausen hat sie erlebt und wahrscheinlich die mitkämpfenden Urner befehligt. Unter seinen Gehülfen und Gesinnungsgenossen tritt besonders Walther Fürst hervor, auch eine Person des Dramas. Bis an seinen Tod wurde Werner von Attinghausen immer zu den wichtigsten Geschäften berufen und sorgte stets für das Wohl der Waldstätte und insbesondere für sein Uri, dem er das Urseren- und Livinerthal und damit den Besitz des Gotthard-Passes verschafft hat. Ob er den Tag von Ampfing und die Gefangenschaft Friedrich's von Oesterreich noch erlebt hat, ist zweifelhaft. Zum letzten Male wird seiner unter dem 31. October 1321 erwähnt. Zwei seiner Söhne sind die letzten Attinghausen. Johannes folgte dem Vater als Landammann von Uri und wirkte ganz in seinem Sinne; Thüring, Abt von Dissentis, bewährte sich als versöhnlicher und volksfreundlicher Mann. Mit Johannes erlosch das Geschlecht, und der Edelhof gelangte auf einige Zeit an die Rudenz, die vor dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts ausgestorben sind.

Neue Lebensversicherung. Eine der wichtigsten und genialsten Erfindungen ist es, welche uns im Nachfolgenden beschäftigt. Mit welchen bangen, unheimlichen Gefühlen haben die Kohlendunst-Erstickungsfälle, namentlich der letzteren Zeit, alle Welt erfüllt! Hat doch die Erfahrung es bewiesen, daß eine vollständige Sicherheit gegen Kohlenoxydgasvergiftungen bis jetzt noch in keiner Weise zu ermöglichen ist. Mit oder ohne Ofenklappe, mit oder ohne hermetisch schließende Ofenthür, gleichviel, bei welcherlei Heizungsmaterial — ja, sogar im ungeheizten Zimmer, immerfort sind wir der grausigen Gefahr ausgesetzt, denn im letzteren Falle kann das Gift sogar von einer der neben, unter oder über uns liegenden Wohnungen durch unsern Ofen bei uns eindringen.

Jetzt aber kaufen wir uns einen kleinen, eleganten und billigen Apparat, eine Art von Wecker, setzen denselben in der dem Ofen entferntesten Ecke des Schlafzimmers auf die Erde und begeben uns getrost und zuversichtlich zur Ruhe — denn beim Eindringen der geringsten Kleinigkeit von Kohlenoxydgas beginnt die schrille Glocke dieses Weckers in solcher Weise zu lärmen, daß auch der am festesten Schlafende aufgerüttelt werden muß.

Dieser Apparat ist in folgender Weise construirt: Ein offener, der Stubenluft ausgesetzter Cylinder enthält eine Flüssigkeit, welche ein empfindliches Reagens auf Kohlenoxydgas ist. Bei dem geringsten Ausströmen dieses letzteren wirkt es sofort auf die Flüssigkeit ein, diese wird dadurch aber urplötzlich in der Weise umgewandelt, daß sie wiederum auf die Leiter einer galvanisch-elektrischen Vorrichtung einzuwirken und durch diese die schrille, weckende Glocke in Bewegung zu setzen vermag.

Der Erfinder dieses Apparates ist ein Chemiker, Dr. Carstanjen in Berlin, dessen Geheimniß natürlich, mindestens vorläufig, die Zusammensetzung der Reagentien bleiben muß. Nach einer privaten Mittheilung steht er jedoch bereits im Begriff, ein Patent auf den „Wecker“ zu erlangen.

Sollte auch wirklich vorerst die praktische Ausführung dieser Idee noch nicht gelingen, immer bleibt dieselbe sehr genial und Herrn Carstanjen's Verdienst, die Wissenschaft auf einen solchen, für die gesammte Menschheit so wichtigen Gedanken geleitet zu haben, unbestritten ein sehr großes.

Unter den Weihnachtsbaum. Unter den Festgeschenken für die Jugend verdient ohne Zweifel G. A. Gräbner's „Robinson“, der soeben in zweiter Auflage erschienen ist, einen bevorzugten Platz. In seiner überaus lebendigen und frischen Darstellung der Geschichte von Robinson Crusoe giebt uns der Verfasser nicht nur ein gelungenes Charakterbild, sondern auch eine ebenso wohldurchdachte als glücklich durchgeführte Culturgeschichte im Kleinen; denn wenn uns die ersten Einrichtungen Robinson's auf der Insel einen Blick in die Urzustände der Menschheit thun lassen, so sehen wir weiterhin, wie allmählich Nahrung, Wohnung und Kleidung sich verbesserten, wie eine Erfindung, ein Gewerbe nach dem andern entstand, bis endlich die Entwickelung ihren jetzigen Standpunkt erreichte. Gleiche Anerkennung verdient aber auch die Sorgfalt, mit welcher die geographischen und naturgeschichtlichen Partien behandelt worden sind. Betrachten wir außerdem die hübsche Ausstattung und den reichen Bilderschmuck des Buches, so finden wir in diesem alle Eigenschaften vereinigt, die ihm Anspruch auf die weiteste Verbreitung geben. Möge es diese finden!

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 51. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unverhofft.

Erzählung von Melchior Meyr.

(Fortsetzung.)

Frau von Weiden machte eine Bewegung des Bedauerns. „Es thut mir leid,“ sagte sie mit einem Blick auf Richard, „aber wir werden dem Vortrage nicht beiwohnen können!“

„Wie!“ riefen Bernhardine und Juliane wie aus Einem Munde, „so Etwas könnten Sie versäumen?“

„Wir werden morgen früh Hainsfeld verlassen müssen,“ erwiderte jene. Und zu der Baronin gewendet fuhr sie fort: „Der Brief, den ich gestern Abend erhalten habe, war von meinem Onkel Treßbach. Er hat seine Wirthschafterin verloren und ladet mich ein, seinen Haushalt zu führen.“

Frau von Hainsfeld nickte, konnte dann aber nicht umhin, ein gewisses Bedenken zu verrathen. „Was ich von dem Manne gehört habe —“

„Kann mich nicht abhalten!“ versetzte die Wittwe. „Uns Beide hat die Welt in den letzten Jahren nicht verwöhnt; und wenn der alte Herr grillenhaft und jähzornig ist, so finden wir auf seinem einsamen Gütchen doch eine Unterkunft, die wir durch unsere Thätigkeit abverdienen. Wir sind Niemand zur Last und erleichtern Jemand das Leben.“

Die Baronin besann sich einen Augenblick, dann erwiderte sie: „Allerdings! Und vielleicht ist er nicht so schlimm, wie man ihn macht.“

„Er mag sein, wie er will,“ entgegnete Frau von Weiden mit einem resignirten Lächeln, „wir sind auf ihn gefaßt.“

Bernhardine, immer noch von einer dumpfen Empfindung gedrückt, als ob ihr Juliane in der Gunst des Landwirths einen Schritt vorausgekommen sei, rief jetzt: „Müssen Sie denn aber so schnell abreisen? Können Sie, um einem Vortrag und einem Schauspiel beizuwohnen, wie es uns in Aussicht steht, nicht noch einen Tag zugeben?“

„Das hab' ich eben auch sagen wollen!“ bemerkte Juliane.

„Sie haben gehört, was mein Onkel für einen Humor hat. Er wünscht, daß wir sobald als möglich eintreffen, und ich möchte ihm keine Gelegenheit geben, uns gleich mit einer Probe seiner Fähigkeiten zu empfangen.“

Während die Baronin die beiden Eifrigen mit einem spöttischen Lächeln ansah, bemerkte Richard mit Ernst, fast unwillig: „Meine Damen, lassen wir doch jetzt diese Kleinigkeit!“ Er trat zu Frau von Weiden und Marie und sagte theilnehmend: „Ich hätte Ihnen Beiden ein besseres Loos gegönnt, als einen alten Murrkopf zu pflegen. Aber da Sie es annehmen und entschlossen sind, so können wir Sie nicht abhalten wollen. Unter allen Umständen haben Sie eine Aufgabe und können Gutes thun.“

„Entfernt von der Welt,“ fügte die Wittwe hinzu, „in der wir die letzten Jahre eine so wenig angenehme Rolle gespielt haben.“

„Es ist ein Glück,“ rief Marie bewegt, „ein wahres Glück!“

Dieser Ausruf hatte etwas eigen Rührendes. Richard betrachtete das Mädchen und sagte herzlich: „Sie sind sehr bescheiden, liebe Marie. Die Welt muß Ihnen wenig geboten haben, daß Sie in Ihrem Alter sich auf die Einsamkeit freuen. Aber,“ setzte er mit gutmüthigem Lächeln hinzu, „seien Sie getrost, es giebt eine Ausgleichung, und das Glück kommt oft plötzlich und da, wo man's gar nicht vermuthet hat!“

Marie erröthete, fast glücklich. Aus ihren feuchten Augen ging ein Blick des Dankes.

Wer einen Zweck hat und Ausdauer und Muth besitzt, der wird jede Gelegenheit, Etwas dafür zu thun, zu benutzen suchen. Bernhardine war noch nicht fertig. Sie trat vor, so daß sie neben Juliane zu stehen kam, und sagte zu den Scheidenden: „Ich wünsche Ihnen Glück und alles Gute auf die Reise. Aber offen muß ich gestehen, ich wäre nicht im Stande, mich von Hainsfeld so rasch zu trennen, ich würde unter den gegenwärtigen Umständen bleiben, möchte daraus entstehen, was da wolle.“

Eine Röthe heroischer Entschlossenheit ging bei diesen Worten über ihre Wangen.

Die Baronin hatte nachdenklich dagestanden. Mit einem Mal wendete sie sich zu den jungen Damen und sagte: „Da Sie für Hainsdorf und meinen Sohn ein so freundliches Interesse zeigen, so darf ich Ihnen nicht länger eine Nachricht vorenthalten, die für die Welt noch ein Geheimniß ist, die es aber für Sie nicht mehr sein soll. Wir haben Etwas zu melden, was gütige, theilnehmende Seelen mit Freude vernehmen werden.“

Die Gesichter der Jungfrauen erhielten einen feierlichen Glanz der Erwartung.

„Haben Sie die Herrschaft in Böhmen gewonnen?“ rief Bernhardine zu Richard. „Sie besaßen Loose —“

Die Baronin schüttelte den Kopf.

„Haben Sie eine Entdeckung gemacht,“ rief Juliane, „die Ihrem Namen die Unsterblichkeit sichert?“

Erneuertes Kopfschütteln.

„Haben Sie den Kronorden erhalten? Hat man Ihnen das Doctordiplom zugeschickt?“ riefen die Damen durcheinander.

„Nichts von alledem,“ entgegnete die Baronin. „Aber das Ereigniß, das wir Ihnen mitzutheilen haben, ist nicht minder wichtig und freudenreich. Mein Sohn hat sich verlobt — er ist glücklicher Bräutigam!“

Die Wirkung dieser Worte auf die Anwesenden ist schwer zu beschreiben.

Die Damen aus der Residenz, Mütter und Töchter, standen im ersten Moment, als wären sie in Bildsäulen des Schreckens verwandelt worden; starr, unbeweglich, mit einem steinernen Glanz der Gesichter. Aus den Zügen Marie's war der letzte Schein von Farbe gewichen; dann überzog sich das Gesicht mit glühendem Roth und drückte Scham und eine peinliche Selbstanklage aus. Frau von Weiden hatte sogleich auf die Tochter geschaut, war erschrocken und hielt einen Blick des Kummers und der Mahnung auf sie gerichtet. Richard, der nach den ersten Andeutungen der Baronin umhergesehen, wie einer, der nicht begreift, war nach dem klaren Wort aufgefahren wie ein verwundeter Leu und rief nun mit seinem strengsten Gesicht: „Mutter, bist Du bei Troste? Was fällt Dir ein?"

„Lieber Sohn," entgegnete diese, „ich weiß, daß Du von mir verlangt hast, die Sache noch nicht bekannt werden zu lassen. Aber wenn wir es diesen lieben Freundinnen mittheilen, dann kommt's ja nicht in die Oeffentlichkeit! Die Theilnahme, die sie Dir zuwenden, schien mir durchaus zu verlangen, daß wir mit ihnen eine Ausnahme machten."

Die erste Statue, die sich wieder zu beleben anfing, war Bernhardine. „Es ist nicht möglich!" rief sie mit würdevollem, beinahe entrüstetem Unglauben. „Eine Verlobung! Und Niemand soll Etwas davon erfahren, nicht einmal etwas geahnt haben! Sie treiben Ihren Scherz mit uns, Frau Baronin!"

„So sieht's fast aus!" rief Juliane. Und zu Richard gewendet sagte sie: „Herr Cousin, haben Sie die Güte zu reden. Ist's wahr? Müssen wir Ihnen gratuliren?"

Der Baronin war es gelungen, dem Sohn einen mahnenden, bittenden Blick zuzuwerfen. Richard versetzte: „Ich — kann meine Mutter nicht Lügen strafen."

„Bravo!" dachte Frau von Hainsfeld und ihr Gesicht glänzte triumphirend.

Die Generalin erhob den Kopf, und ohne ihren Verdruß in Ton und Miene nur verbergen zu wollen, rief sie: „Aber wer ist sie denn, die Glückliche? Nennen Sie uns doch den Namen, liebe Baronin! Es ist gewiß einer der ersten des Landes und wir werden dann die Glückwünsche nicht länger zurückhalten —"

„Den Namen," versetzte Frau von Hainsfeld, „kann ich Ihnen noch nicht nennen. Ich habe schon sehr gegen die Abrede gehandelt, daß ich Ihnen nur die Thatsache mittheilte. Sehen Sie, wie mein Sohn immer noch zürnt? Genüge es jetzt Ihrer gütigen Theilnahme, daß die Braut nach dem Urtheil der Mutter ein in jeder Beziehung vorzügliches Mädchen ist."

„Das genügt," erwiderte Frau von Weiden mit Ernst und freundlicher Theilnahme. „Wie hätte man's auch anders erwarten können! Baron Richard," fuhr sie zu diesem fort, „ich freue mich herzlich, diese gute Nachricht noch gehört zu haben, und wünsche Ihnen von ganzer Seele Glück dazu. Verzeihen Sie, daß wir Sie jetzt verlassen. Ich muß dem Boten einen Brief mitgeben. Komm', meine Tochter!"

Marie hatte sich zuletzt gefaßt. Während ihre Mutter sprach, hielt sie den Blick auf den jungen Mann gerichtet und es schien, als ob sie Etwas hinzufügen wollte. Nach dem an sie ergangenen Zuruf aber verneigte sie sich stumm und ging mit der Mutter hinweg.

In den Damen aus der Residenz war das Gefühl ihrer Bedeutung wieder herrschend geworden, und eine gerechte Indignation, ein edler Stolz trieb die letzten Schwächen aus ihren Seelen. Die Nebenbuhlerinnen und Gegnerinnen waren jetzt Verbündete, und wie von Einem Geiste gelenkt vollzogen sie nun harmonisch ein gemeinsames Werk.

Die Generalin begann: „Liebe Freundin — bester Baron, empfangen Sie unsre wärmsten Glückwünsche! Die Gefühle, die uns beseelen, brauche ich nicht zu schildern, Ihre Freundschaft wird sie sich denken können. Der Besitzung, die der ausgezeichnete Landwirth so musterhaft einzurichten verstand, hat nichts mehr gefehlt, als eine Herrin, wie sie nach dem Urtheil der Kennerin hier einziehen soll. Der Tag, an dem es geschieht, wird auch für uns ein Festtag sein, wenn wir ihn auch fern von Hainsfeld erleben werden."

Die Geheimräthin betheuerte: „Damit sind meine Gefühle buchstäblich ausgedrückt!"

Auch Bernhardine und Juliane verneigten sich zustimmend.

Die Generalin fuhr fort: „Nun fürchte ich blos, daß ich mit dem, was ich jetzt zu sagen habe, meine Tochter betrüben werde. Mein liebes Kind," bemerkte sie zu Bernhardine, „weißt Du, was in zwei Tagen für ein Tag ist? Der sechzehnte!"

„Wahrhaftig!" rief Bernhardine tief betroffen. „Der Geburtstag des Vaters!"

„In dem schwärmerischen Eifer, in welchen die herrliche Oekonomie Dich versetzte, hast Du's vergessen."

„In der That," erwiderte die Tochter, ihr Haupt in anmuthiger Reue senkend.

„Wir haben diesen Tag," fügte die Generalin mit einem feierlichen Blick auf die Baronin hinzu, „noch jedes Jahr mit ihm begangen. Er zählt darauf. Es würde ihn tief schmerzen, wenn er nicht alle seine Lieben um sich sähe. Wenn wir aber noch rechtzeitig eintreffen sollen, um Alles anzuordnen, dürfen wir unsre Koffer packen."

Mutter und Tochter nickten sich zu.

Die Geheimräthin wendete sich hierauf zu Juliane und sagte: „Die Fassung, womit Berhardine eine Nachricht erträgt, die ihr in einer Hinsicht unendlich leid thun muß, kann Dir zum Muster dienen. Ich habe Dir auch eine Mittheilung zu machen, auf die Du nicht vorbereitet sein wirst."

„Nun?" rief Juliane mit einer Sorge, welche den durchscheinenden Spott der Begreifenden beinahe verschleiert hätte.

„Nichte Bertha, Deine intimste Freundin, heirathet in drei Tagen ihren Regierungsrath. Ich erhielt den Brief, der es anzeigt, heute früh. Aber Du warst so in Deine Studien vertieft, so ganz davon hinweggenommen, daß ich nicht den Muth in mir finden konnte, Dich zu stören. Später ist's mir aus dem Gedächtniß entfallen."

„Aber, Mama," rief das Mädchen, „da müssen wir ja reisen! Nur die dringendste Angelegenheit könnte mich abhalten, bei diesem Feste zu sein. Aber so? Ich hätte wahrlich keine Entschuldigung."

„Du siehst ein," bemerkte die Geheimräthin mit Ernst, „wir müssen scheiden. Und zwar ohne Aufschub!"

„Es geht nicht anders," erwiderte Juliane.

Frau von Hainsfeld hatte die Wirkungen ihrer Erfindung mit allen Wonnen einer Siegerin betrachtet. Die Freude über das gelungene Wagniß, die entzückende Aussicht, die ihr nun für das Glücken ihres Lieblingsplans geöffnet war, machte sie förmlich übermüthig; sie betrachtete die Damen und sagte: „Ich sehe, daß es vergeblich wäre, Sie noch längere Zeit in Hainsfeld halten zu wollen. Aber das glaube ich von Ihnen erbitten zu können, daß Sie uns nicht sogleich verlassen. Sie müssen wenigstens noch einen Tag bleiben! Erinnern Sie sich doch, daß mein Sohn morgen die Maschinen erklären und probiren wird!"

In wahrhaft bewundernswerther Uebereinstimmung verzogen sich hier die Lippen Bernhardine's und Juliane's mit so gleichmäßiger Elasticität, daß Niemand hätte sagen können, welche mehr Ironie und Spott ausdrückten.

„Allerdings," rief Bernhardine, „es würde unendlich interessant sein, im großen Style das Gras fallen und von den zerdrückten Schollen den Staub wirbeln zu sehen! Geist und Herz würden dabei in gleichem Maß ihre Rechnung finden! Ich fühle mit Schmerzen, welche innige Genugthuung und hochwichtige Belehrung mir dadurch entzogen wird; aber es ist nun einmal nicht zu ändern. Wir Frauen können nicht früh genug lernen, dem Theuersten zu entsagen, und so verzichte ich auf die mir gestattete Theilnahme, indem ich voraussetze, daß meine Freundin, der das Schauspiel ja zuerst auch allein zugedacht war, sich durch Nichts die Freude wird nehmen lassen, ihm beizuwohnen."

„Unmöglich!" rief Juliane höchst entschlossen. „Der Genuß wäre außerordentlich, und nur mit dem tiefsten Leidwesen entsag' ich ihm. Aber ich bezwinge mich selbst und opfere meine Freude, um eine geliebte Verwandte zu erfreuen, die mich erwartet."

Die Generalin sagte: „Sie verzeihen, wir müssen uns rüsten," grüßte mit der Hand und verließ mit Bernhardine den Saal.

Die Geheimräthin und Juliane folgten ihnen.

Als die Flügelthüren wieder geschlossen waren, blickte Frau von Hainsfeld mit einem um zwanzig Jahre verjüngten Gesicht auf den Sohn und brach dann in ein lautes, herzliches Gelächter aus. „Nein!" rief sie, „das ist nicht zu bezahlen! Ich habe

viel von ihnen erwartet, aber sie haben's bei Weitem übertroffen! Diese Entschlossenheit und diese Ungenirtheit! Wahrlich, der Muth, womit sie sich demaskirten, steht in gleicher Höhe mit der Schauspielkunst, mit der sie ihren landwirthschaftlichen Enthusiasmus durchführten, und die war doch bewundernswürdig! Mein Sohn, ich will schweigen und Dich nicht an Deinen Glauben erinnern; denn ich sehe, Du bist beschämt, mehr als genug."

Richard stand mit einem hochrothen Gesicht voll des tiefsten Verdrusses. „Ja," rief er zornig, „ich schäme mich, und ich ärgere mich. Kaum zu glauben! Solch' ein Manöver! Solch' ein entwürdigendes Spiel!"

„O," rief die Mutter, „sei nicht zu hart, Richard! Der Zweck heiligt das Mittel, und was war der Zweck der geistreichen Mädchen? Dich zu gewinnen."

Richard, unwillig, drehte sich weg und stieß einen leisen Fluch aus.

Die Thür war aufgegangen; vor der Mutter stand ein Dienstmädchen und sagte mit niedergeschlagenen Augen: „Frau Baronin haben nichts zu befehlen?"

Jene warf einen strengen Blick auf sie und entgegnete: „Nein! — Doch ja, Du kannst das Zimmer reinigen!"

Sie deutete auf die Thür zur Linken des Salons.

Das Mädchen trat einen Schritt näher und sagte, indem sie lauernd emporsah, mit traurig bittendem Tone: „Frau Baronin?"

„Es ist umsonst!" rief diese. „Ich hab' Dir's gesagt und ich geh' nicht davon ab. Eine Zwischenträgerin kann nicht bei mir bleiben!"

Die Abgewiesene öffnete die Seitenthür und schloß sie hinter sich zu.

Richard wendete sich wieder zur Mutter und sagte: „Jetzt haben aber wir ein Wort miteinander zu reden! Bildest Du Dir vielleicht ein, ich werde mich Dir nun fügen? Glaubst Du, weil Du mich für einen Bräutigam ausgegeben und mich gezwungen hast, Dir beizustimmen — ich werde nun auch gleich einer sein? Und zwar mit derjenigen, die Du mir aufnöthigen willst? Du irrst Dich, Frau Mama! Die Cousinen hast Du mit Deinem Märchen entlarvt; aber Deinem Ziel bist Du damit um keinen Schritt näher gekommen!"

Mit einer ernst ergebenen Miene versetzte die Baronin: „Mein Sohn, wenn ich Dich durch meinen Einfall von den beiden Heuchlerinnen befreit habe, so ist das immer schon Etwas! Du glaubst, ich will Dich zwingen, und Du sträubst Dich gegen den Zwang — dies ist in der Ordnung. Aber ich habe nur das Meinige gethan; ich habe Dir den Weg bereitet und überlasse von jetzt an Alles Dir, indem ich hoffe, daß, wo in der That kein Zwang ist, auch die Antipathie dagegen sich verlieren wird. Die Vorzüge, welche Auguste zieren, werden Deiner Seele sich darstellen, Dein Verstand und Dein Herz, ja auch Dein Herz, werden entscheiden! Auguste, von allem Andern abgesehen, ist ein aufrichtiges, wahrhaftiges Mädchen. Ich glaube, wenn sie durch ein einziges Wort, das ihr nicht von Herzen ginge, den Mann ihrer Wahl erringen könnte, sie würde es nicht sprechen. Sie wäre zu stolz dazu! Bezweifelst Du's?"

„Nein," versetzte Richard, „für ehrlich halt' ich sie. Aber keine Heuchlerin zu sein, das ist noch lange nicht Alles!" Er lächelte, halb mit einer gewissen Befangenheit, halb mit Laune, und sagte: „Man will doch auch einigermaßen geliebt sein!"

„Auguste liebt Dich!" versicherte die Baronin.

„Das wird so arg nicht sein! Sie wird mich heirathen — das glaub' ich. Aber daß sie mich liebt, wirklich liebt, mit einer Liebe liebt, daß sie mich jedem Andern vorzöge —"

Die Frau nickte mit einem Blick des Vorwurfs. „So seid ihr Männer! Die ehrliche Neigung eines wackern Mädchens genügt euch nicht, ihr wollt geschmeichelt, gehätschelt, vergöttert sein — und fallt in die Netze der Betrügerinnen!"

Richard stand nachdenklich. „Lüge — und Prosa!" erwiderte er. „Giebt's nichts Anderes? Könnten nicht Ehrlichkeit und Gefühl und wahre, innige Liebe —"

Die Baronin erhob mahnend ihre Rechte. „Mein Sohn," rief sie, „ich warne Dich. Du jagst einem Phantom nach und versäumst darüber Dein Lebensglück! Ein außerdem so verständiger Mensch, der sich mit einem Roman-Ideal herumträgt! Ist's zu glauben? Woher hast Du das nur? Wie ist Dir das gekommen?"

Mit einem Lächeln entgegnete Richard: „Es wird doch wohl ein Erbstück sein. Denn es sitzt ganz tief in meiner Seele und will durchaus nicht Unrecht haben."

„Du behandelst die Angelegenheit selber mit Humor, das tröstet mich! Richard," fuhr sie mit ernster Güte fort, „ich wiederhol' es, ich zwinge Dich nicht. Ich wünsche das, was ich aus allen Gründen für Dein höchstes Glück halten muß, aber ich will Dich nicht dazu drängen, in keiner Weise. Du bist von mir aus ganz frei! Ueberlege und entscheide Dich! Das muß ich Dir aber nochmals sagen: wenn Du Dich für Auguste entscheidest, so ist sie Dein. Adieu!"

Sie sah ihn nochmals an und ging dann in das Zimmer, worein sie das Mädchen gewiesen hatte. Nicht lange, so hörte man eine entferntere Thür gehen.

3.

Richard, im Saal allein, schritt auf und ab. Dann blieb er stehen und versank in Gedanken. Er war in einer sonderbaren Stimmung.

Die lebhafte, enthusiastische Theilnahme, welche die Cousinen der Landwirthschaft — seiner Landwirthschaft und ihm selber zuwandten, hatten ihm in der Seele wohlgethan. Beide waren ihm damit vertrauenerweckend, liebenswürdig erschienen. Sein Herz hatte noch nicht gesprochen, weder für die Eine, noch für die Andere; aber er hatte sich doch gesagt: wenn eine von ihnen meine Neigung auf sich zöge, ich könnte mit Jeder glücklich leben. Die Genugthuung, die er empfand, machte ihn keineswegs blind für die Absicht der Mädchen, auf ihn einen angenehmen Eindruck machen zu wollen. Aber diese Absicht konnte ihn nicht nur nicht verletzen, im Gegentheil, sie mußte sein Vergnügen steigern. Daß ihr Eifer gemacht war, das glaubte er nicht. Giebt es denn in Wahrheit etwas Schöneres, als eine große, wohleingerichtete Oekonomie? Die Freude daran war natürlich. Daß man ihm aber die natürliche Freude zeigte, das war auch natürlich.

Nun hatte er sich gleichwohl getäuscht. Schimpflich getäuscht! Beiden war es nicht um die Landwirthschaft, nicht um den Landwirth, sogar nicht um ihn selber, sondern nur um eine gute Partie zu thun! Um ihn zu berücken und mit ihm seine Revenüen zu gewinnen, spielten sie die Begeisterten. Schmähliche Komödie!

Die Beraubung, welche das Verschwinden einer Illusion mit sich führt, pflegt nicht nur traurig zu machen, sondern auch muthlos. Man hat sich geirrt, man ist beschämt; hat man Ursache, hochgespannte Ansprüche zu erheben und auf ihre Erfüllung zu hoffen? Was Einem nun vorher nicht bedeutend, nicht kostbar genug vorkam, das steigt im Werthe. Es kann wünschenswerth, ja begehrenswerth, liebenswerth erscheinen und Zuneigung erwecken.

Richard, durch das falsche Spiel der Cousinen erzürnt, verwirrt, gedemüthigt, schaute umher nach einem Ersatz. Ungesucht trat das Bild Augustens vor seine Seele.

Es war nicht liebreizend, nicht bestrickend, aber es sprach ihn an. Es ließ ihn jetzt nicht mehr gleichgültig, sondern erweckte ein Gefühl in seinem Herzen. Er dachte: sie ist nicht so, wie ich mein Weib mir gewünscht habe, aber sie ist ein ehrenwerthes Mädchen, unfähig irgend welchen Betrugs, und das ist etwas werth, das ist viel, und das soll ihr gedankt sein. Woher weiß ich, daß ihr Herz nicht empfindet? Ich kann mich wieder irren! Ich habe sie zu streng beurtheilt, weil ich sie kenne und weil eben auf sie meine Augen gerichtet worden sind.

Er erwog den Gedanken, sich mit ihr zu verloben, und sagte zuletzt: es wird nicht anders gehen.

Wenn er dabei das Gefühl einer Auskunft, einer Rettung hatte, so schien ihm doch immer noch Etwas zu fehlen. Unmittelbar nach jenem Worte entschlüpfte ihm ein Seufzer. Aber das machte ihn ärgerlich auf sich selbst. „Thorheit!" rief er. „Ich hab' doch etwas Phantastisches in mir! Wir wollen aber jetzt ein Ende machen!"

Nach diesem Selbstzuruf wollte er den Saal verlassen. Als er in die Mitte gekommen war, klopfte es an die Flügelthür.

In einer gewissen Stimmung glaubt man an die Wunder des Zufalls. „Wenn sie's wäre?" dachte er. „Wenn sie uns besucht hätten?"

Unwillkürlich rief er „Herein!" in einem einladenden, willkommenheißenden Tone.

Die Thür ging auf und — Marie trat ein. Richard lächelte. Marie, nicht ohne Befangenheit, aber mit der Miene eines gefaßten Entschlusses, mit einem gehobenen, edlen Ausdruck, näherte sich und sagte: „Lieber Vetter, meine Mama schickt Ihnen hier die Bücher zurück und läßt herzlich dafür danken."

Sie legte zwei zierliche Bände auf den Tisch an der Seite.

Richard nickte freundlich. Marie sah ihn an. „Dann," fuhr sie fort, „möchte ich Sie um Verzeihung bitten. Ihre Mama hat uns Ihre Verlobung mitgetheilt und ich bin fortgegangen, ohne Ihnen Glück zu wünschen."

Dem jungen Mann entriß das Bewußtsein des wirklichen Sachverhalts einen Laut, der ihn beinahe verrathen hätte. „Deswegen!" rief er.

„Ich verlasse Sie," erwiderte das Mädchen, „und es wäre mir sehr unlieb, wenn in Ihnen eine falsche Meinung von mir zurückbliebe."

„Gutes Bäschen, das hätte ich Ihnen nicht übel ausgelegt."

„Sie hätten's aber dürfen!" entgegnete Marie. Mit einem Bedenken und zugleich mit Selbstgefühl in ihren Zügen fuhr sie fort: „Auch die Andern haben geschwiegen. Und als ich allein war, fiel mir ein, ich könnte Ihnen vorkommen wie sie."

„Und das wollen Sie nicht?"

„Nein!"

Richard nickte beifällig und mit einem Lächeln, das ungefähr hieß: darin leitet Dich ein gutes Gefühl.

„Wenn ich geschwiegen habe," sprach Marie weiter, „so hat das einen anderen Grund. Ich habe nichts gemein mit jenen Damen. Gar nichts!" Sie schaute ihn an, ihre Wangen rötheten sich, ihre Augen schimmerten von Empfindung. „Ich wünsche Ihnen wirklich und aus tiefster Seele alles Gute. Nichts in der Welt kann mir lieber sein, als zu wissen, daß Sie glücklich sind."

„Ah!" rief jener, und eine Ahnung überkam ihn von dem Zustande des Herzens, welches diese Worte eingegeben hatte.

Das Mädchen sah zu Boden. Dann erhob sie den Blick und sagte: „Glauben Sie nicht, daß ich deswegen, weil ich nicht davon sprach, kein Auge gehabt habe für die Schönheit Ihres Gutes, für Ihren Eifer als Landwirth und für Ihre vortreffliche Verwaltung. Ich habe das Alles recht gut gesehen und meine wahre Freude daran gehabt; aber ich habe es für mich behalten. Ich mochte auch nicht den Schein auf mich laden, als ob ich Ihnen damit schmeicheln wollte." Und mit einem Selbstgefühl, das ihre feuchten Augen glänzend machte, setzte sie hinzu: „Wir armen Leute haben unseren eigenen Stolz. Und das ist sehr nöthig!"

Richard schaute sie mit großen Augen an.

Sie, mit herzlicher Güte, fuhr fort: „Mich freut es, wenn es guten Menschen auch gut geht und wenn Alles zusammenpaßt. Ich habe mir gesagt: mein Vetter hat Alles, was ein Mann sich wünschen kann. Ein herrliches Gut, eine außerordentliche Freude daran, einen Trieb, es zu verbessern, zu verschönern, und die Mittel dazu. Seine übrigen Verhältnisse stimmen damit überein, und es fehlt ihm nichts, nichts als eine Frau, die ihn versteht und die mit ihm harmonirt. Wenn er diese findet, dann ist Alles beisammen und er ist ganz glücklich! Und nun habe ich vor meinem Abschiede noch die Freude gehabt, zu hören, daß sie gefunden ist."

Richard war ernst geworden und erröthete. Nicht ohne Verwirrung sagte er: „Sie sind gut! Und — Sie wollen also fort?"

Marie schaute ihn verwundert an. „Ich bin gekommen," erwiderte sie, „den zu meiner Beschämung versäumten Glückwunsch nachzutragen und Abschied zu nehmen. Ich kann Ihnen betheuern, es ist mir nichts angenehmer, als Hainsfeld mit der Gewißheit verlassen zu können, daß hier das Glück zurückbleibt, so reich, so vollkommen, wie man es auf dieser Erde haben kann!"

„Freundlich, freundlich!" rief jener erregt. „Aber gehen Sie denn gern, Marie?"

„Jetzt — ja!"

(Schluß folgt.)

Bei dem Dichter Oskar von Schweden.*

Die schwedische Sprache, von welcher Tegnér mit Stolz singt:

Männlich und edel erklingst Du, Sprache des Ruhms und des Sieges,
  Rein wie Metall Dein Klang, fest wie die Sonne Dein Gang.
Wo die Donner reden, der Sturm, Du wohnst auf den Höhen,
  Nicht geboren für niedriger Thäler Genuß.
Spiegle Dein Antlitz im Meer, befreie die männlichen Züge
  Endlich vom fremden Staub — wenn es vielleicht nicht zu spät!

gehört bekanntlich mit unserer deutschen zu demselben großen germanischen Sprachstamme, und die schwedische Literatur hat mit der deutschen, der sie in ihrem Entwickelungsgange mehrfach ähnelt, das gemein, daß sie einer vorübergegangenen Glanzepoche nachtrauert und in den Erscheinungen der Gegenwart, wie edel sie sich auch darstellen, nur ein Epigonenthum erblickt.

Jedes Volk, das eine Kunst, eine Literatur besitzt, hat eine solche Epoche nachzuweisen; sie ist eine naturgemäße. Der Volksgeist, der Blüthen und Früchte trieb, hat, wie ein Baum, ein Ackerland seine Kraft aufgebraucht und bedarf der Erholung. Aber zu beklagen sind die Talente einer solchen Epoche. Den edelsten Geistern, auf die ein Volk für alle Zeiten stolz ist, oft ebenbürtig, fehlt ihnen nur der originale Stoff, die aus der Reibung religiöser, socialer, politischer Zustände hervorbrechende neue Weltanschauung. Es ergeht ihnen, wie den modernen Baumeistern, welchen die Aufgabe wird, die in bewegten Zeiten unvollendeten Dome auszubauen.

Es ist eine bedeutende Gruppe von Dichtern, die jetzt in Schweden leben, und es war mir eine Freude, einzelne kennen zu lernen, unter ihnen den Prinzen Friedrich Oskar von Schweden, Herzog von Ostgothland, der, 1829 geboren, mit seinen Gesängen auf die schwedische Flotte den goldenen Preis errungen und um sein Vaterland sich das schöne Verdienst erworben hat, Herder's „Cid" und Goethe's „Tasso" in seine Muttersprache zu übertragen und zum kostbaren Besitze Schwedens zu machen. Dieses Land bietet jetzt die eigenthümliche Erscheinung, daß zwei Brüder, der eine, welcher als Carl der Fünfzehnte den Thron innehat, und der andere, der einst König sein wird, um den poetischen Lorbeer ringen, während der erstere noch einer zweiten Kunst, der Landschaftsmalerei huldigt, und die Hallen und Gemächer seiner Paläste mit Gemälden schmückt, welche die Freude eines jeden Gastes wecken.

Der Prinz von Schweden führte eben für den auf seinem Schlosse Bekaskog verweilenden König die Regentschaft, als ich ihm vorgestellt wurde. Im Vorzimmer fand ich Generäle und Minister versammelt, und als ich den Saal betrat, in dem sich der Prinz befand, schritt mir eine sehr hohe schlanke Gestalt in militärischem dunkelblauem Rocke entgegen, an dem uns unter mehreren Sternen ein kleines rothes Kreuzlein entgegenglänzte und auffiel, der Orden Carl's des Dreizehnten, der, nur für Freimaurer höchsten Ranges bestimmt, von dem Prinzen als Großmeister getragen wird. Der schwarze Vollbart und das dunkle Haupthaar contrastirten schön mit dem leuchtenden Eigenthume der meisten nordischen Männer und Frauen, den blauen Augen. Die ganze Erscheinung machte den Eindruck einer edlen Ritterlichkeit, als träte sie uns aus einem goldenen Rahmen in einer Gemälde-Galerie entgegen.

„Ich grüße Sie, meine Herren," begann der Prinz in cor-

* Wie unsere Leser wissen, war der Marschall Bernadotte, einer der Heerführer unter Napoleon, 1810 von dem König Carl dem Dreizehnten zu dessen Thronfolger und zum Kronprinzen von Schweden vorgeschlagen und von den Ständen des Reichs einstimmig als solcher angenommen worden. Infolge dessen bestieg er 1818 als Carl der Vierzehnte Johann den schwedischen Thron. Sein einziger Sohn Oskar folgte ihm im Jahre 1844. Oskar war ein geistreicher und wissenschaftlich hochgebildeter Mann, der sich auch als Schriftsteller, namentlich durch sein in mehrere Sprachen übersetztes Werk „über Strafe und Strafanstalten" ausgezeichnet hat, wie er sich ebenso und nicht ohne Glück in der musikalischen Composition versuchte. Diese Schriftstellerader scheint sich auf seine beiden Söhne, den jetzigen König von Schweden, Carl den Fünfzehnten Johann, und dessen Bruder Oskar, Herzog von Ostgothland, vererbt zu haben. Der Erstere machte sich besonders durch eine Reihe lyrischer Dichtungen bekannt, die von einer wahren poetischen Begabung zeugen, und auch der letztere, Prinz Oskar, ist ein Dichter von Gottes Gnaden, für uns Deutsche aber noch dadurch besonders beachtenswerth, daß er den Schweden mehrere unserer größten deutschen Meisterwerke durch vorzügliche Uebertragungen erschlossen hat. D. Red.

rectem, von fremdem Accent nicht angehauchtem Deutsch, und mir die Rechte reichend: „Seien Sie willkommen in Schweden!" Nach einigen Fragen über meine Reise beklagte der Prinz, daß ich auf der Eisenbahn kommend nur einen wenig fruchtbaren einsamen Theil des Landes gesehen habe, der aber seiner fortgesetzten Ebene wegen gerade für den Bau einer Eisenbahn sich am besten eignete. „Und den prächtigen Anblick Stockholms, wenn man durch die Ostsee anfährt, haben Sie ebenfalls entbehren müssen! Wenn Sie durch eine Ausfahrt in die See oder den Mälar zurückkehrend den Anblick der Stadt gewinnen, so ist es nicht mehr ein erster, wirklich großer Eindruck."

Der Prinz lud mich darauf zum Sitzen ein, und es begann ein bequem geselliges Gespräch, wie es zwei Schriftsteller in lebhaftem Interesse für die schönen Künste sich gegenseitig anregend gerne führen mögen. Nichts mahnte, wenn nicht die blitzenden Sterne an seiner Brust, an den Prinzen. Diese freundliche Weise, die nichts von vornehmer Herablassung hat, wird der ganzen geistvollen Familie der Bernadottes in Schweden nachgerühmt; sie hält die glatte Kürze, das aristokratische Fernhalten für keine Stütze der Majestät, es genügt ihr menschlich schön zu erscheinen, durch nichts Anderes zu imponiren, als durch Geist und Bildung.



Prinz Oskar von Schweden.

Als ich auf die Poesien des Prinzen anspielte, der ein Schüler des berühmten Dichters und Erzbischofs Wallin war, den sie seiner einfach-mächtigen Kirchenlieder wegen die „Davidsharfe des Nordens" nennen, fing er, von sich bescheiden ablenkend, über die moderne schwedische Literatur zu sprechen an. Es freute ihn, zu hören, daß sich die Deutschen Tegnér's „Frithjofsage" durch sechszehn Uebersetzungen angeeignet haben und daß die eben erschienenen neuen Gedichte seines königlichen Bruders von dem kundigen, poetisch nachempfindenden Freiherrn Lüttgendorff bereits verdeutscht worden. Die Literaturbewegung in Deutschland, die Dichter der Gegenwart regten manche seiner Fragen an, die eine theilnahmvolle Beschäftigung mit ihnen deutlich erkennen ließen.

Eine Gesprächswendung veranlaßte meinen Begleiter, den österreichischen Legationsrath Freiherrn Herbert, zu erwähnen, daß Jenny Lind eben in Stockholm anwesend sei. Ich erzählte von der Wirkung schwedischer Volkslieder, die sie uns in Wien gesungen. „Unsere Volkslieder," versetzte der Prinz, „sind sehr einfach und darum so schön." Der Stoff, über Volkspoesie zu reden, war geboten, und ich machte den Prinzen auf die urthümliche Poesie der serbischen Helden- und Liebeslieder aufmerksam. „Ich kenne nur eines," antwortete Oskar, „und zwar durch Goethe, das von der Frau des Assan Aga singt." Ich erlaubte mir, auf meine eigenen Uebersetzungen aus dem Serbischen hinzuweisen, die unter dem Namen „Gusle" erschienen sind. Der Name regte die Neugier des Prinzen an. Ich schilderte ihm die einsaitige kleine Geige der Serben, die Gusle, und die Art und Weise, sie zu spielen und wie das Volkslied in den „schwarzen Bergen" noch heutzutage als wilde, schöne Blume blüht. Wie zuweilen im Bernstein uns die Gattung einer vorweltlichen Fauna erhalten wurde, so in der serbischen Nation die Genesis des Volksliedes, das einzelne Rhapsoden sangen, bis Homer und Ossian ihre Gesänge zu einem Kunstwerke verbanden. Dem serbischen Volke muß dieser große letzte Volksdichter noch auferstehen. Als ich die allgemeine Bemerkung aussprach, wie eigenthümlich es sei, daß die lyrischen Gesänge des Volkes immer von weichen, melancholischen Melodien getragen werden, erwiderte der schwedische Poet: „Es ist der durch die ganze Menschheit gehende Schmerz und die Sehnsucht, die in den Liedern eines jeden Volkes widerhallen. Die Menschheit hat das Paradies, einen seligen Zustand, eingebüßt und hofft und sehnt sich nach der Wiederkehr eines goldenen Zeitalters. Wenn das Volk sich dessen auch nicht bewußt ist, unwillkürlich kommt, wenn es singt, dieser ideale Schmerz und die ahnungsvolle Hoffnung zum Ausdruck. Bei uns im Norden hat das noch einen ganz besonderen Grund: der Hirt auf den Bergen fühlt sich einsam, er weiß, daß stundenweit kein menschliches Wesen weilt. Er möchte reden, sich mittheilen, aber wem? und da beginnt er zu singen. Es ist ein melancholischer Gesang, die Molltöne herrschen vor. Wenn aber eine andere ebenfalls sich einsam fühlende Stimme ihm aus weiter Ferne ein Lebenszeichen giebt, so jubelt er laut empor. Die Sänger können sich aber nicht erreichen, Schneeklüfte, Wasserfälle liegen zwischen ihnen, und wenn es gar Sänger und Sängerin sind, die miteinander in Liedern Zwiesprache halten, so erwacht der Sehnsuchtslaut und wieder tönen Melancholie und Sehnsucht in Mollaccorden aus."

Das Gespräch erhielt bald eine andere Richtung. Der Prinz fragte mich: „Welche Erscheinung hat in Schweden einen besonderen Eindruck auf Sie gemacht?"

Ich sprach von dem seltsamen Lichte, das um eilf Uhr Nachts noch gestattet, ohne Kerzen anzünden zu müssen, den kleinsten Druck zu lesen, und das, fast nur in Dämmerung übergehend, um zwei Uhr des Morgens wieder seine volle Kraft gewinnt. „Der König Carl der Fünfzehnte von Schweden," schloß ich, „kann mit vollem Rechte von sich sagen, was ein anderer Carl der Fünfte usurpirt hat: in meinem Reiche geht die Sonne nicht unter!"

Oskar Bernadotte lachte: „Dafür geht sie in diesem Reiche eine Zeit lang im Winter auch gar nicht auf! Wären Sie um Johanni zu uns gekommen, Sie hätten die ganze Nacht hindurch ohne Kerzenlicht lesen können!"

In diesen Formen wurde noch ein mannigfacher, auf Kunst, Wissenschaft, auf locale Zustände sich beziehender Gesprächsstoff gesellig angenehm verhandelt. Unser Besuch währte lange Zeit und die antichambrirenden Minister und Generäle mögen Wunder gedacht haben, was die beiden Oesterreicher so lange mit ihrem Herzoge von Ostgothland zu verhandeln hatten. Der Prinz verab-

schiedete uns endlich mit einigen freundlichen, von herzlichem Händedruck begleiteten Worten und fragte mich um meine Wohnung in Stockholm, um mir seine Uebersetzungen aus dem Deutschen als Andenken überschicken zu können. Ich war kaum im Hotel angelangt, als ein Kammerherr des Prinzen mir ein illustrirtes Prachtexemplar von Herder's „Cid" und Goethe's „Torquato Tasso" überbrachte mit der Einschrift: „Zur Erinnerung des Uebersetzers. Oskar."

Ludw. Aug. Frankl.

Die Nordfahrt der Deutschen.

Am Schlusse des vergangenen Sommers ging eine Nachricht durch die Zeitungen, die blos von einem gewöhnlichen Schraubenbruche in einem Schiffe sprach, aber wie eine Trauerbotschaft aufgenommen wurde. Ein englisches Dampfschiff, die Queen of the Isles, war vom preußischen Corvetten-Capitain Werner zu einer Erkundungsfahrt nach dem Nordpol gemiethet worden und auf diesem Schiffe, dem Eigenthum einer Nation, die arktische Entdeckungsfahrten so ziemlich als ihr Monopol betrachtet, hatte sich jener Schraubenbruch ereignet. Die Queen of the Isles soll uns die Freude nicht rauben, daß die deutsche Thatkraft auch bei diesem Plane einer deutschen Nordfahrt sich wieder rasch und energisch entfaltet hat. Wie eine Stahlfeder, die man von einem niederhaltenden Drucke befreit, schnellt die deutsche Unternehmungslust empor, wenn man ihr ein würdiges und nationales Ziel zeigt. Am 23. Juli hatte August Petermann einer Frankfurter Versammlung, die ausdrücklich zur Besprechung einer deutschen Nordfahrt eingeladen worden war, seinen Plan entwickelt, und bereits am 10. August hatte der preußische Corvetten-Capitain Werner in Bremen die ersten Schritte gethan, den Gedanken zu verwirklichen. Noch war der 1. September nicht gekommen und schon dampfte die Queen of the Isles, nicht mit dem wackern, unermüdlichen Capitain Werner, dem der Urlaub verweigert worden war, aber mit den Hamburger Capitainen Hagemann und Bernard und mit den Naturforschern Wiebel und Fischer-Bengen an Bord, die Elbe hinunter — um bei Cuxhaven mit gebrochener Schraube von einem Schlepper an's Land bugsirt zu werden.

Es war eine bloße Erkundungsfahrt, die auf diese Weise vereitelt worden ist. Die Pioniere der Nordfahrt sollten über Hammerfest nach Spitzbergen segeln, die dortigen Küsten untersuchen, namentlich sich mit den jüngst aufgefundenen Kohlenlagern beschäftigen, ferner auf dem östlich von Spitzbergen gelegenen, schon mehrmals gesehenen, aber nie besuchten Gilisland zu landen streben, Beobachtungen über Strömungen und Wärmeverhältnisse machen, so weit nördlich steuern, als sich in eisfreiem Wasser gelangen lasse, womöglich östlich bis zu den Mammuthsküsten von Neusibirien gehen und am 15. October wieder in Hammerfest sein. Daß Capitain Werner an der Nordseeküste kein deutsches Dampfschiff fand und ein englisches miethen mußte, hat diese werthvollen Vorstudien unmöglich gemacht. Die eigentliche Nordfahrt wird im nächsten Jahre dennoch stattfinden. Die freudige Theilnahme, die der Petermann'sche Plan aller Orten, namentlich in Hamburg und Bremen, gefunden hat, ist uns Bürgschaft dafür, daß die Deutschen, die „Nation der Geographen", es als eine Ehrenpflicht erkennen werden, in arktischen Entdeckungsfahrten mit den übrigen Völkern zu wetteifern. Auf diesem Felde sind namentlich die Engländer uns weit voran. Sie haben in zwei Jahren (1848 und 1849) auf der amerikanischen Seite ein Gebiet von 15,000 Geviertmeilen erforscht und für die zwanzig Fahrten jener Zeit sieben Millionen Thaler verausgabt. Wir hoffen, daß im nächsten Jahre Corvetten-Capitain Werner, der nächst Petermann für den Plan der Nordfahrt am meisten und unter persönlichen Opfern thätig gewesen ist, nicht verhindert werden wird, die Leitung der Expedition zu übernehmen. Wie wir hören, hat die preußische Regierung zu solchem Behufe ihm bereits ein Kriegsschiff zur Disposition gestellt.

So weit der Plan bis jetzt gediehen ist, sollen zwei hölzerne Schraubendampfer verwendet werden. Hölzerne Schiffe sind wärmer, als eiserne, und leisten auch, wenn man ihren Wänden die bei arktischen Fahrten übliche Verstärkung giebt, dem Eise mehr Widerstand. Zwei Schiffe müssen es sein, damit sie sich gegenseitig unterstützen und zu Zeiten trennen können, um jedes für sich eine Meergegend, eine Küste, im Eise sich öffnende Straßen zu untersuchen. Zur Besatzung würden, die Officiere und Naturforscher mitgerechnet, sechzig Mann ausreichen. Die Dauer der Fahrt würde höchstens zwei Jahre betragen, doch müßte man auf drei Jahre Lebensmittel mitnehmen, um im Stande zu sein, an geeigneten Punkten Magazine anzulegen. Eine nicht zu niedrig gegriffene Berechnung veranschlagt alle Kosten auf 212,000 Thaler. Die größere Hälfte wäre bereits vorhanden, wenn man die müßig liegenden deutschen Flottengelder für das echt nationale Unternehmen verwendete, das dem Ruhm der deutschen Flagge in ganz anderer Weise dienen würde, als der Bau von einem Paar Kanonenbooten. Das Fehlende ist durch Unterzeichnungen zu beschaffen; wenn der Plan Privatsache bleibt.

Für die deutsche Nordfahrt ist nicht die amerikanische, sondern die asiatische Seite der Polarzone gewählt worden. Die Engländer haben, gewissermaßen aus Gewohnheit, die erstere immer bevorzugt und sind ebendarum auf die stärksten Hindernisse gestoßen. Nimmt man eine Landkarte zur Hand, so gewahrt man im Westen der Barrowstraße, dem Hauptgebiet der englischen Thätigkeit, ein Gewirr von Inseln und schmäleren oder breiteren Wasserstraßen. Wie sehr das feste Land die Entstehung von Eis begünstigt, kann man an jedem unserer größeren Flüsse beobachten. An den Ufern setzen sich hüben und drüben Eisränder an und dehnen sich bei fortdauernder Kälte mehr und mehr gegen die Mitte hin aus. Dort ist noch eine Zeit lang freies Wasser, in dem bald Eisschollen zu erscheinen anfangen, die an Zahl und Umfang zunehmen, endlich in's Stocken gerathen und den Fluß ganz schließen. In allen den Canälen westlich der Barrowstraße, welche die Engländer befahren haben, bilden sich auf dieselbe Weise Massen von Eis. Unter dem Einflusse des Landes, das überall in der Nähe ist, thauen sie in der guten Jahreszeit spät auf und entstehen nach dem kurzen Sommer rasch auf's Neue. Das Eistreiben, das in dem freibleibenden Raume in der Mitte stattfindet, wo starke Meerströmungen herrschen, ist fürchterlichster Art. M'Clure, der Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt, gerieth beim Vorgebirge Prinz Alfred in Polareis, das vom Westwinde in jeder Stunde einen Knoten weit gegen Osten fortgetrieben wurde. Sechszehn bis achtzehn Fuß hoch waren die mit Donnergeräusch treibenden Eisblöcke, und welchen Druck sie übten, sah man nicht blos an losgerissenen Kupferbeschlägen des Investigators, die wie Papierrollen zusammengewickelt wurden, sondern auch an einer Art von Bergreihe am Ufer, die aus einer einzigen Holzmasse bestand, lauter Trümmern von Stämmen Treibholz, die das Eis zu Spähnen und Splittern zerrieben hatte. Gnadenbucht nannte M'Clure die Einzahnung der Küste, die ihm vor den Eismassen Schutz gewährte. Noch fürchterlicher ist der Canal westlich von der König Wilhelmsinsel, aus dem Franklin keinen Ausweg gefunden hat. Gleich einem Eisstrom drängt sich dort das Polareis aus der Straße zwischen dem Prinz Waleslande und dem Victorialande heran.

Ehe die Schiffe zu der Barrowstraße gelangen, die ihnen den Zugang zu dem höchsten Norden gewähren soll, haben sie bereits eine Gefahr zu bestehen. In der Baffinsbai treiben große Eismassen, von den Walfischfängern als Mitteleis bezeichnet. Es öffnen sich darin Straßen, in die man sich auf die Gefahr hin wagen muß, daß sie sich wieder schließen und das Schiff nicht mehr fortlassen. M'Clintock war auf seiner Nordpolfahrt zur Aufsuchung Franklin's zweihundert zweiundvierzig Tage der Gefangene des Mitteleises. Rings von ihm eingeschlossen, wurde er mit den Eisfeldern vom Winde hierhin und dorthin getrieben und machte in der erwähnten Zeit eine unfreiwillige Reise von fast dreihundert deutschen Meilen. Die große Erzeugungsstätte dieses Mitteleises der Baffinsbai ist das nördliche Grönland, welches einen einzigen ungeheuren Gletscher darstellt. Unter den doppelten Einwirkungen der Luftniederschläge und des Frostes immerfort sich ausdehnend, schiebt der grönländische Riesengletscher sein Eis durch Thäler und Schluchten dem Meere zu. Sind die Ufer hoch und steil, so wird der Gletscherrand in die Luft hinausgedrängt, bis er unter dem Drucke seines eigenen Gewichts abbricht, krachend in's Meer stürz

und dort einen Wellenschlag erzeugt, der ein Schiff von der Größe des Fox, auf dem M'Clintock seine Fahrt gemacht, gleich einer Nußschale umherwirft. Der Humboldt-Gletscher, dessen Ausdehnung über einen ganzen Breitengrad die staunende Bewunderung Kane's und seiner Gefährten erregte, ist nur ein Theil des grönländischen Binnengletschers. „Eine lange, glänzende Klippe," so beschreibt Kane den Humboldt-Gletscher, „zieht sich in einer Quere fünfzehn geographische Meilen lang wie eine feste Glaswand von dreihundert Fuß Höhe in unabsehbare Ferne. Das innere Eismeer, mit dem der Gletscher in Verbindung steht, ist ein Schnee- und Eisfeld, für das Auge von grenzenloser Ausdehnung. Zum Beweise seiner im Fortrücken begriffenen Bewegung hört man von Zeit zu Zeit tief hallende oder krachende Töne, die dem Donner oder entfernten Kanonenschüssen ähnlich sind. Am Ufer selbst läßt sich die große Artillerie der Eismauer vernehmen, denn diese wirft beständig ihre Abbrüche ab, wodurch die Eisdecke des Meeres meilenweit durchschlagen wird." Ist das Ufer flach, so schiebt der Gletscher sein Eis eine Strecke in's Meer hinaus, bis es im tieferen Wasser gehoben wird und abbricht.

Auf der asiatischen Polarseite sind die Verhältnisse dem Nordpolfahrer weit günstiger. Hier ist kein die Eisbildung begünstigendes Gewirr von Inseln und Wasserstraßen wie im Westen. Vor allen Dingen trifft man auf der asiatischen Seite die warme Meerströmung, die wir den Golfstrom nennen, weil sie vom mexicanischen Meerbusen zu uns kommt. Sie geht in schräger Richtung von Amerika zu uns herüber, hält das Nordcap und die Bai von Kola Jahr aus Jahr ein vom Eise frei, berührt die Westküste von Spitzbergen und von Nowaja Semlja, den Taimyr-Busen, die neusibirischen Inseln und strömt durch die Behringsstraße in das große Weltmeer. Dort trifft der Golfstrom mit einer der beiden kalten Strömungen zusammen, die vom Pol ausgehend an Amerika hinströmen. Der klimatische Unterschied, der durch das Vorherrschen der kalten Strömung an der amerikanischen und der warmen Strömung an der europäischen und asiatischen Küste hervorgerufen wird, ist ein ungeheuerer. Ein Beispiel möge genügen. Auf der amerikanischen Seite liegt die Insel Melville, auf unserer Seite, um keinen ganzen Grad südlicher, die Bären-Insel. Auf der Melville-Insel blieb das Quecksilber fünf Monate lang gefroren und die Lebensmittel mußten mit der Art zerhauen werden. Auf der Bären-Insel bleibt der Schnee selten lange liegen, Regen um Weihnachten ist keine seltene Erscheinung und die norwegischen Fischer brauchen während des kältesten Monats ihre Arbeiten im Freien nicht auszusetzen. Auf Packeis, d. h. von Winden und Strömungen zusammengetriebene Massen eines verhältnißmäßig lockern Eises, werden die deutschen Nordfahrer auch auf der asiatischen Seite stoßen. Solches Eis bildet überall in der arktischen wie in der antarktischen Zone einen Gürtel, der durchbrochen werden muß. Jenseits dieses Gürtels ist unbedingt auf ein eisfreieres Meer zu rechnen als in den amerikanischen Meeren und gegen die höchsten Breiten hin wahrscheinlich auf ein ganz freies Meer.

Um das letztere zu erklären, müssen wir die wissenschaftliche Thatsache vorausschicken, daß die Temperatur-Extreme sich nicht streng nach den Breitegraden richten. Nicht der Erdgleicher ist es, wo die stärkste Hitze herrscht. Das kennt man aus Erfahrungen sehr genau. Der Nordpol ist zwar noch nicht erreicht worden, aber so viel weiß man mit Bestimmtheit, daß die Linie der höchsten Kälte bedeutend südlich von ihm läuft. Man erkennt diese Linie unschwer daran, daß jeder Wind, aus welcher Richtung er auch kommen möge, eine Abnahme der Kälte zur Folge hat. Man hat diese Linie der höchsten Kälte auf der amerikanischen wie auf der asiatischen Seite gefunden. Es ist mithin ein Vorurtheil, daß die Kälte nach dem Nordpol hin beständig zunehmen müßte, so daß, selbst wenn dort oben blos Wasser wäre, der Pol wegen ewiger Eismassen nicht erreicht werden könnte. Das Gegentheil ist der Fall: im amerikanischen Rensselaer-Hafen ist es im Winter wärmer als vier Grad südlicher in M'Clure's Gnadenbucht, und daß es noch höher im Norden abermals wärmer werde, läßt sich daraus schließen, daß Nordwestwinde Schnee oder Regen mitbringen. Ebenso hat das sibirische Ustjansk wärmere Winter als das um sechs Grade südlichere Jakuzk.

Ist der Nordpol nicht von Land, sondern von Wasser umgeben, so läßt er sich zu Schiff erreichen. Daß die Nordfahrer auf Wasser stoßen werden, dafür sprechen die wichtigsten Momente. Was Menschen mit ihren Augen gesehen haben, schicken wir voran. Eine ganze Reihe von Entdeckern und Seefahrern, Wrangell und Anjou in Asien, Belcher, Inglefield, M'Clintock, Kane und Hayes in Amerika, haben im höchsten Norden ein offenes Meer gefunden. Ein sogenannter Wasserhimmel, d. h. ein dunkler, stets ein offenes Wasser bezeichnender Himmel, deutete ihnen an, daß dieses fahrbare Meer sich in weite Ferne erstrecke. Im Frühling von 1851 machte Capitän Penny, der Franklin suchte, am Wellington-Canal aufwärts eine Schlittenreise. Jenseits einiger Inseln hörte das Eis auf und Penny stand vor offenem Wasser, dem er mit den Augen fünf deutsche Meilen weit gegen Norden folgen konnte. Weit hinten am Horizont erhob sich ein Wasserhimmel. Von Westen kam eine nicht unbedeutende Strömung; Walrosse, die ohne offenes Wasser nicht existiren können, Heerden von Rennthieren, Polarhasen, Wölfe und Füchse und große Schwärme von Enten, Gänsen und anderem Geflügel waren Zeichen eines weit reicheren Thierlebens, als es weiter südlich wahrgenommen wird. Eine noch bedeutsamere Wahrnehmung machte Morton, einer der Begleiter Kane's, im Juni 1854. Vom Smith-Sunde, wo das Schiff der Amerikaner rettungslos eingefroren war, gegen Norden vordringend, gelangte er an einen Canal, der immer weiter wurde und zu einem offenen Meere führte. An einem steilen Vorgebirge, wo er Halt machen mußte, hörte Morton zum ersten Male wieder das Getöse der Brandung. Sturmvögel, Möven, Eidergänse, Enten und selbst Vögel südlicherer Küsten flogen in unerhörter Menge gegen Norden. So weit Morton sehen konnte, war offene Fahrt, und der heftige Nordwind, der drei Tage lang wehte, trieb kein Eis heran.

Die übrigen Beweise für ein offenes Polarmeer wollen wir blos erwähnen. Herrscht in den Gewässern von Spitzbergen längere Zeit Nordwind, so wird das Meer frei. Der Wind treibt das vorhandene Eis gegen Süden und bringt aus dem Norden keines mit. Die Eismassen, die sich im Winter auf der asiatischen Polarseite bilden, bestehen aus Salzwasser, entstehen also nicht durch Gletscher, sondern im Meere. An sehr vielen Punkten der höchsten Breiten wandern die Rennthierheerden, wenn der Winter naht, gegen Norden. Sie finden dort eine Weide — Kane zählt die einzelnen Pflanzenarten auf — die ohne ein offenes Meer nicht vorhanden sein könnte. Daß der Walfisch ganz oben im Norden seine Jungen gebäre und aufziehe, ist fast mit Gewißheit anzunehmen, und dazu braucht er ein offenes Meer. Für ein solches sprechen endlich Windverhältnisse, für deren Erklärung uns der Raum fehlt, und Meerströmungen, die nicht so breit und mächtig gegen Norden vordringen könnten, wenn sie dort nicht einen weiten freien Raum hätten.

Die Existenz eines offenen Polarmeers durch eine Beschiffung außer Zweifel zu stellen, ist der Hauptzweck der deutschen Nordfahrt. Handelte es sich dabei blos um die Lösung eines geographischen Problems, so wäre dieser Zweck allein der höchsten Anstrengungen werth. Es tritt jedoch auch ein sehr praktisches Anliegen in Frage. Wir hängen Alle so sehr vom Wetter ab, daß wir die Ungewißheit, die in der Wetterkunde herrscht, hundert Mal schmerzlich beklagen. Eine Wissenschaft der Wetterkunde ist in der Ausbildung begriffen, aber die sicheren Grundlagen, deren sie bedarf, kann sie nicht eher erlangen, als bis die Wind- und Meerströmungs-Verhältnisse am Nordpol gründlich erforscht sind, denn von dort her kommen die schlimmsten unserer Winde. In den Polarmeeren muß ferner der Walfischfang betrieben werden, wenn er noch von Nutzen sein soll. Nur zu lange haben wir uns von diesem Zweige der Schifffahrt, der die beste Schule für Seeleute ist, ausschließen lassen. Die deutsche Nordfahrt wird Walfischgründe nachweisen, auf denen die deutsche Handelsflotte das Versäumte nachholen kann. Endlich harren auf der sibirischen Nordküste ungeheuere Elfenbeinlager der Vorzeit einer planmäßigen Ausbeutung. Die Landfracht erschwert das Fortschaffen, durch Dampfschiffe kann der Handel mit Mammuth-Elfenbein vielleicht so gewinnbringend gemacht werden, wie der mit dem Guano der Inseln an der Küste von Peru. Man sieht also, daß die deutsche Nordfahrt nicht blos den Ruhm unseres Namens erhöhen, sondern auch volkswirthschaftlichen Nutzen bringen wird. F. St . . . r.

Weihnachten hinter Eisengittern.

Ein Erlebniß.

Der Gefängnißbeamte hat nur wenig freie Zeit. Der regelmäßige Dienst beginnt Morgens fünf Uhr und endigt erst Abends acht Uhr. In diesem Zeitraume ist er seiner Familie und seinem Hauswesen gänzlich entzogen und im Dienste selbst mit einer Unmasse von Verdrießlichkeiten und Verantwortungen behelligt. Die Verdrießlichkeiten werden durch die Unfügsamkeit der Gefangenen, die Verantwortungen durch die äußerst strengen Dienst-Instructionen geschaffen. Der Gefängnißbeamte kann auch bei der gewissenhaftesten Pflichterfüllung, bei der allergrößten Strenge im Dienste Ordnungswidrigkeiten seitens der Gefangenen nicht immer verhindern, und dennoch werden diese den Gefangenen nur selten allein zur Last gelegt; in der Regel treffen damit Verweise an den Beamten zusammen.

Der Dienst geht indeß häufig auch noch über die gedachte Zeit hinaus. Ich meine damit nicht die regelmäßig wiederkehrenden Nachtwachen, an welche der Beamte sich schon gewöhnt, ich meine die Einlieferungen von Gefangenen, welche außerhalb der Dienststunden erfolgen. Für gewöhnliche Gefangene werden daher auch alle Tage eine oder mehrere Zellen in Bereitschaft gehalten; werden dagegen — was allerdings seltener ist — Gefangene eingeliefert, welche von vornherein mit den übrigen Gefangenen nicht gleichgestellt werden sollen, so macht dies stets eine Menge Vorbereitungen und die Thätigkeit mehr als eines Beamten nothwendig. Es läßt sich denken, daß einem solchen Gefangenen bei seinem Eintritt in die Anstalt nicht besonders freundliche Gesichter entgegentreten, daß er verdrießlich und mürrisch empfangen und unfreundlich untergebracht wird.

Am Abend vor Weihnachten 185* hatte ich meine Dienstgeschäfte etwas früher als gewöhnlich beendigt. Es war ein halb acht Uhr, ich wollte auf einige Stunden vergessen, daß ich Gefängniß-Inspector war, ich wollte Familienvater sein und heiligen Christ spielen. Die wenigen Gaben, welche ich von meinen Ersparnissen für Weib und Kinder hatte beschaffen können, waren bereits auf den Weihnachtstisch gelegt und die Lichter an dem Christbaume angezündet, ich war eben im Begriff, die Kinder eintreten zu lassen, als die Hausglocke in rascher Folge zwei Mal gezogen wurde. Ohne daß ich nachsah, wußte ich, daß der Untersuchungsrichter vor der Thür war, denn er meldete sich stets in gleicher Weise an; ich wußte aber auch, daß er nicht allein kam, denn er hatte zu dieser ungewöhnlichen Zeit in dem Gefangenenhause nichts zu schaffen. Was sollte ich thun? Sollte ich meine Kinder, oder sollte ich den Untersuchungsrichter warten lassen? Die Kinder waren unruhig, sie hatten ja schon so lange die Weihnachtsfreude ersehnt und mit Ungeduld die Stunden bis zur Christbescheerung gezählt, aber auch der Untersuchungsrichter war unruhig, er zog wiederholt und stärker als das erste Mal an d.r Glocke. M.ine Unentschlossenheit war bald zu Ende, ich durfte nicht Vater, ich mußte Beamter sein, meiner Frau das Einführen der Kinder überlassen und auf die Theilnahme an deren Weihnachtsfreude vielleicht für die Dauer des ganzen Abends verzichten.

Als ich die Thür des Gefangenenhauses unmuthig geöffnet hatte, hörte ich den Untersuchungsrichter draußen sagen: „Treten Sie ein, gnädige Frau.“ Diese Worte machten mich noch mürrischer, denn ich berechnete in aller Geschwindigkeit, daß die Unterbringung einer „gnädigen Frau“ mich mehrere Stunden ausschließlich beschäftigen werde. Ich war zurückgetreten, um den Eingang frei zu lassen. Allein es trat Niemand ein, der Raum innerhalb der geöffneten Thür blieb leer. Um die Ursachen der Zögerung kennen zu lernen, näherte ich mich der Oeffnung und sah durch diese in das Freie hinaus. Ich erkannte den Untersuchungsrichter und bemerkte auch die Gestalt einer Frau, welche an der äußeren Seite der Thür lehnte und den Kopf mit beiden Händen gestützt hatte. Die Frau war ganz still, ich hörte keinen Laut, ich konnte keine Bewegung wahrnehmen.

Der Untersuchungsrichter wartete einige Minuten. Dann erfaßte er die eine Hand der regungslosen Gestalt, zog diese sanft nach sich und sagte dabei: „Ich bitte, gnädige Frau, folgen Sie mir, treten Sie in das Haus, wir dürfen hier nicht länger verweilen.“

Bei der Berührung ihrer Hand zuckte die Frau zusammen, sie richtete auch den Kopf hoch, blieb aber immer noch ruhig. Eine Secunde später wendete sie sich rasch der Thür zu. Ich sah ganz deutlich, daß sie den einen Fuß hochhob, um diesen auf die Schwelle zu setzen, daß der Fuß jedoch einige Augenblicke in der gehobenen Stellung verblieb, ehe er die Schwelle berührte, und daß dann der andere Fuß hastig nachgezogen wurde. Es ist ein schwerer Schritt über die Schwelle eines Gefangenenhauses, der folgenreichste, den ein Mensch im Leben thun kann; warum sollte diese Frau da nicht zögern?

Während ich die Thür schloß, blieb die Frau neben dem Untersuchungsrichter ruhig auf dem nur matterleuchteten Flur stehen. Bei dem Eintreten in das Haus hatte ich von derselben, außer dem Fuße, nur die Kleidung, sonst nichts gesehen, da das Gesicht mit einem schwarzen Schleier bedeckt war. Ich wußte nicht, ob sie jung oder alt, schön oder häßlich, und ob mir dieselbe im Leben schon ein Mal begegnet war. Auch jetzt, als ich an ihr vorbeischritt und die Gestalt mit einem neugierigen Blicke betrachtete, vermochte ich die Einhüllung nicht zu durchdringen.

Ich hatte beinahe mein Arbeitszimmer erreicht, als der Untersuchungsrichter mir zurief: „Herr Inspector, können wir nicht in Ihr Wohnzimmer eintreten?“

„Nein,“ versetzte ich kurz und unfreundlich, „das gehört heute, am Abend vor Weihnachten, meiner Familie.“

Diese hart gesprochenen Worte wurden durch ein lautes und heftiges Schluchzen unterbrochen. Ich blickte zurück. Die Frau war stehen geblieben, sie hielt beide Hände vor das Gesicht und weinte. Das Weinen allein würde ich vielleicht unbeachtet gelassen haben, das kam mir ja alle Tage vor; aber die Haltung der Frau zeigte einen so tief empfundenen Schmerz, ein so unendlich bitteres Leid, daß ich mich unwillkürlich ergriffen fühlte und die harten Worte bereute. Um diese zu mildern, fügte ich hinzu: „Herr Rath, in meiner Wohnstube brennt der Weihnachtsbaum, den Kindern ist soeben bescheert worden; ich möchte dieselben nicht gern in ihrer Freude stören, ich möchte aber auch der Dame nicht gern —“

„Nein, nein,“ fiel diese mir mit Heftigkeit in's Wort, „nicht dahin, wo Kinder sich aufhalten; ich will allein sein, ganz allein.“

Die Stimme war frisch, sie war, obgleich bewegt, ich möchte sagen zitternd, doch glockenrein. Die Gefangene konnte nicht alt sein. Aber weshalb wollte si: nicht mit Kindern zusammentreffen? Und gerade an diesem Abend nicht? War sie Mutter und aus dem Kreise ihrer Familie herausgerissen? Dann allerdings war sie tief zu beklagen, dann mußte der Anblick fremder Kinder ihren Kummer vermehren; die eigenen Kinder, die sie vielleicht hülflos verlassen hatte, mußten ihr ja vor Augen treten. Aber wenn sie auch nicht Mutter sein sollte, sie war dennoch bedauernswerth, weil sie gerade an dem Tage, an welchem entfernt und zerstreut wohnende Familienglieder sich zusammenfinden, um durch ihre Vereinigung die Festfreude zu erhöhen, die Freiheit verloren hatte. Ich nahm mir vor, nicht mehr unfreundlich zu sein, sondern der Gefangenen so viel, als ich durfte, Erleichterung zu bereiten.

In meinem Arbeitszimmer veranlaßte der Untersuchungsrichter die Frau zum Niedersitzen. Diese kam auch der Aufforderung sofort nach, aber mir schien es, als ob sie dies in halber Bewußtlosigkeit thue. Sie setzte sich eigentlich nicht, der Körper fiel mehr auf ein altes, hartgepolstertes Sopha nieder, er hatte offenbar keine Festigkeit, keinen Halt, er fiel, als er den Ruhepunkt erreicht hatte, in sich zusammen. Auch die geistigen Kräfte mußten erlahmt sein. Denn der Untersuchungsrichter erhielt auf die verschiedenartigsten Fragen, die er von Zeit zu Zeit an sie richtete, keine Antwort. Böser Wille war das auf keinen Fall, der Frau fehlte allem Anscheine nach das Verständniß und die Fassungskraft.

Die vergeblichen Versuche versetzten den Untersuchungsrichter in Verlegenheit. Nachdem er das Zimmer mindestens zehn Mal durchschritten hatte, blieb er vor mir stehen.

„Was fangen wir an?“ fragte er leise.

„Gönnen Sie der Frau noch einige Zeit,“ erwiderte ich in derselben Weise bittend, „sie scheint zu sehr angegriffen zu sein.“

„Ja, ja, ich weiß das; es kann ja nicht anders sein. Das Unglück ist zu groß, der Schlag ist ganz unverhofft gekommen,“ versetzte er weich.

„Wir können ja noch einige Zeit warten.“

„Ich möchte aber gern nach Hause, ich wollte schon um sechs Uhr zurück sein, Frau und Kinder warten.“

„Gehen Sie doch, Herr Rath, ich werde mit der Gefangenen schon fertig werden."

„Sie haben Recht," sagte dieser nach einigem Nachdenken, indem er seinen Hut wieder in die Hand nahm; „ich kann heute Abend so nichts weiter vornehmen. Sehen Sie, wie Sie mit der Frau fertig werden; üben Sie nur alle Rücksicht, welche die Instruction zuläßt, und wenn Sie noch weiter gehen wollen, so will ich auch das in diesem Falle genehmigen und vertreten. Hoffentlich wird die Dame sich bald erholt haben."

Die letzten Worte wurden bereits außerhalb des Zimmers gesprochen. Ich wollte den Mann nicht zurückhalten, obwohl ich über die näheren Verhältnisse der Gefangenen, namentlich über den Grund der Verhaftung, gern Auskunft gehabt hätte.

Die Gefangene war während dieser Zeit unverändert liegen geblieben. Als ich nach dem Zimmer zurückkehrte, blieb ich unwillkürlich einige Zeit vor ihr stehen. Ich weiß wirklich nicht, welche Gründe mich hierzu bestimmten, ich weiß nur, daß ich unentschlossen war, in welcher schicklichen Weise ich mich bemühen sollte, das Bewußtsein der Gefangenen zurückzurufen. Daß der Untersuchungsrichter dieselbe „gnädige Frau" angeredet hatte, machte mir wenig Sorge; mir war jeder Gefangene gleich, alle waren unglücklich, und das Unglück hat überall, auch wenn es verschuldet ist, Anspruch auf Theilnahme. Vielleicht veranlaßten mich nur die ganz eigenthümlichen Umstände, unter welchen die Gefangene mir entgegengetreten war, zu einer mehr als gewöhnlichen Theilnahme. Genug, ich stand einige Zeit unschlüssig vor der leblosen Gestalt.

„Gnädige Frau," redete ich dieselbe endlich an, „ich bitte Sie inständigst, machen Sie mir die Erfüllung meines Amtes nicht schwer. Sagen Sie mir vor allen Dingen Ihren Namen."

Ich bekam keine Antwort.

„Fühlen Sie sich unwohl," fuhr ich mit etwas stärkerer Stimme fort, „so haben Sie die Güte mir das zu sagen, ich werde den Arzt herbeirufen lassen."

Ein fast unmerkliches Zucken der einen Hand, die auf der Brust ruhte, war Alles, was ich wahrnahm.

„Sie wünschen, daß ich den Arzt rufe?" fragte ich, da ich das Zucken für eine bejahende Bewegung hielt und mir nur Gewißheit verschaffen wollte.

Die Frau blieb regungslos. Ich hätte mit ihr weinen können, wenn sie ihren Kummer, ihr Elend mir mitgetheilt hätte; ihr beharrliches Schweigen ließ mich die Theilnahme vergessen, welche ich ihr hatte bezeigen wollen. Meine Geduld war zu Ende.

„Sie sind Gefangene," sagte ich hierauf hart, „vergessen Sie das nicht, so lange Sie in diesem Hause sind. Als solche müssen Sie sprechen, wenn Sie gefragt werden."

Auch dies hatte keinen Erfolg, ich bekam keine Antwort.

„Jetzt befehle ich Ihnen, daß Sie aufstehen!" schrie ich in größter Heftigkeit.

Aber auch dies blieb unbeachtet, die Gefangene rührte sich nicht. Das laute, heftige Schreien war in meiner Wohnstube gehört worden. Meine Frau kam zu mir. Sie wußte, daß ich mit der Gefangenen allein war, und hatte geglaubt, daß diese sich renitent zeigen und daß ich Unterstützung nöthig haben möchte. Ich ließ sie eintreten und indem ich nach dem Sopha hinwies, sagte ich ihr, sie möge nachsehen, ob die Gefangene todt sei.

Meine Frau schlug den Schleier, welcher das Gesicht bis zu diesem Augenblicke bedeckt hatte, leise zurück. Kaum war das geschehen, so rief sie laut: „Herr Gott, das ist ja Frau von .ch!" Ich trat näher hinzu und fand dies bestätigt.

Herr von .ch, ein sehr reicher Grundbesitzer, bewohnte ein etwa zwei Stunden entfernt gelegenes weitläufiges Rittergut. Er war in der Umgegend wegen seiner vielen Eigenheiten bekannt, wegen seines großen Geizes und aus anderen Gründen aber nur wenig geachtet. Seit seiner Verheirathung, also seit ungefähr zwei Jahren, wurde er vielfach lächerlich gemacht. Man sagte, daß er seine Frau auf Schritt und Tritt überwache und daß er dies aus grenzenloser Eifersucht thue. Er selbst war bereits einige fünfzig Jahre alt, ziemlich unschön und stets mit einem widerlichen, hektischen Husten behaftet, während seine Frau kaum dreißig Jahre zählen konnte und für eine interessante Erscheinung gehalten wurde. Von dieser wußte man nur, daß sie aus einer verarmten, altadeligen Familie abstamme und daß sie den Herrn von .ch nur seines Reichthums wegen geheirathet haben solle. Ueber ihre Vergangenheit dagegen war nichts bekannt; ich hatte mehrfach davon sprechen hören, daß dieselbe in ein tiefes Dunkel gehüllt sei und daß beide Ehegatten darüber Schweigen beobachteten. Bemerken muß ich noch, daß ich mich erinnerte, vor einiger Zeit, es mochten etwa vier Monate her sein, in der Zeitung gelesen zu haben, wie Herr von .ch mit einer komischen Feierlichkeit anzeigte, daß ihm ein Sohn und Majoratserbe geboren sei.

Das ist Alles, was mir über die Persönlichkeit meiner Gefangenen bekannt geworden war. Ich fragte mich, was der Grund ihrer Verhaftung sein möchte. Alle bekannten Gesetzesübertretungen traten mir geschwind vor Augen. Es wollte keine passen, keine schien schwer genug zu sein, um die hochgestellte Frau aus ihrer Stellung, die Mutter von dem hülfsbedürftigen Kinde loszureißen. Zuletzt war mir nur noch eine übrig geblieben, die schwerste, die das Strafgesetz kennt: der Mord. Ich wollte mich losreißen von diesem Gedanken, und dennoch schien mir gerade dies Verbrechen genau zu den Verhältnissen der Gefangenen zu passen. Ihre Ehe konnte keine glückliche sein; der alte, häßliche Mann, mit seinen widerlichen, Ekel erregenden Leidenschaften, konnte unmöglich geliebt werden; die Ueberwachung der jungen Frau mußte diese tief verletzen, und gewiß manche Scene zwischen den Gatten hervorrufen. Bis dahin war ich gekommen, als mit meiner Gefangenen eine auffällige Veränderung eintrat.

In dem Moment nämlich, in welchem meine Frau den Schleier zurückschlug, zeigte sich das Gesicht der Gefangenen leichenblaß mit geschlossenen Augen und festzusammengedrückten Lippen. Dieser Druck ließ jedoch bald nach, die Lippen öffneten sich, und auch die Augenlider zogen sich auseinander, aber langsam, als ob die Kraft oder der Wille fehle. Der Blick aus den so geöffneten Augen richtete sich unbeweglich und starr auf mich. Ich konnte denselben schon nach wenigen Secunden nicht mehr ertragen. Es war mir genau ebenso, als ob mich eine Leiche mit gebrochenen Augen anstarrte; ich fühlte dieselbe Beängstigung, dasselbe unheimliche Grauen.

Da mit einem Male belebte sich erst das Auge und dann das ganze Gesicht. Der Blick wurde beweglich, er wendete sich von mir fort und nach der Thür zu, er war nicht mehr starr, nicht mehr ausdruckslos, nicht mehr todt; ich las darin eine ängstliche Aufmerksamkeit, ein freudiges Ergriffensein, es war als ob ein Ereigniß sich verwirklichen sollte, dessen Eintreten vorher nicht für möglich gehalten worden war.

Ich gab mir Mühe, irgend etwas Auffälliges im Zimmer zu entdecken, vermochte jedoch nichts Besonderes wahrzunehmen, namentlich nicht an der Thür, die fest zugemacht worden war. Im Zimmer selbst waltete eine feierliche Stille, nur draußen auf dem Flur oder sonstwo ließen sich das schwache, gedämpfte Schreien eines kleinen Kindes und die Bemühungen hören, welche zur Beruhigung desselben gemacht wurden.

Diese Laute näherten sich, sie wurden von Augenblick zu Augenblick vernehmlicher. Aber auch die Aufmerksamkeit und die Spannung der Gefangenen steigerten sich und wurden zusehends lebendiger. Der Kopf derselben ruhte bald nicht mehr auf dem harten Kissen, er hatte sich gehoben; der Oberkörper nahm nicht mehr die liegende Stellung ein, er hatte sich langsam aufgerichtet; die Muskeln zeigten sich nicht mehr schlaff, sie hatten sich gekräftigt; das Gesicht verlor das leichenähnliche Aussehen, ein mattes Roth färbte die Wangen, beide Arme stützten sich fest und kräftig auf das Polster des Sophas und gaben dem Oberkörper, der sich immer mehr vorn überbeugte, eine feste Stütze.

Die Thür wurde von draußen leise geöffnet, das Schreien des Kindes drang klar und hell durch die Oeffnung in das Zimmer, gleichzeitig aber auch der Ruf: „Madame, bitte, kommen Sie einmal heraus!"

Diese Worte waren noch nicht vollständig gesprochen, als die Gefangene aufsprang und in der Richtung nach der Thür hastig fortlief.

In dem ersten Augenblicke dachte ich nur an einen Fluchtversuch; ich erfaßte deshalb auch die Gefangene, noch ehe sie die Thür erreicht hatte, am Arme und hielt sie zurück.

„Mein Gott," sagte diese, als sie sich festgehalten sah, im Tone ängstlicher Besorgniß und indem sie sich loszureißen versuchte, „lassen Sie mich doch gehen, das Kind weint, ich will nachsehen."

„Bleiben Sie nur," erwiderte ich erfreut, daß die Gefangene

sprach, „das Mädchen kann hereinkommen, die Mutter wird den kleinen Schreihals schon beruhigen."

„Wie denn?" rief Frau von . ch, indem sie sich verwundert umsah. „Bin ich nicht in meinem Hause? Wo bin ich denn? Herr Gott!" schrie sie plötzlich laut auf, daß es mir eiskalt über den Rücken lief. „Jetzt weiß ich's — ich bin im Gefängnisse!" setzte sie dumpf hinzu.

„Sie sind noch nicht da, gnädige Frau, ich muß Sie aber dahin bringen," versetzte ich, um sie vorzubereiten.

Frau von . ch entgegnete nichts, sie schien meine Erwiderung gar nicht gehört zu haben, sie sah unverwandt nach meiner Frau, welche dem Mädchen das Kind abgenommen hatte und dies liebkoste. Das Kind weinte nicht mehr, es war still geworden, als es sich von den Armen der Mutter umschlungen und an der Brust der Mutter ruhen fühlte.

Ich beobachtete Frau von . ch mit immer höherem Interesse, ich sah, daß ihre Augen feucht wurden, daß es in ihrer Brust gewaltig arbeitete, daß sich aber die Lippen fest zusammenpreßten, als ob sie die innere Bewegung gewaltsam niederdrücken sollten; ich sah, daß die langen, schwarzen Wimpern die Thränen nicht zurückzuhalten vermochten und daß diese endlich in großen, schweren Tropfen herabfielen.

Die Thränen verschafften Linderung, das Arbeiten der Brust hörte auf, der Ausdruck des Gesichts wurde weich.

„Sie sind glücklich, Madame, weil Sie Mutter sein dürfen," sagte Frau von . ch mit kleinen Unterbrechungen, als ob sie sich erst auf die Worte besinnen müsse, zu meiner Frau.

„Ach, gnädige Frau," entgegnete diese, „Sie werden auch wieder glücklich werden, Sie können ja nichts Böses gethan haben, Sie werden Ihr liebes Kind wiederfinden."

„Mein Kind? sagten Sie nicht so?" fragte die Gefangene; dann setzte sie in größter Betrübniß hinzu: „ich habe kein Kind."

„Aber die Anzeige in der Zeitung?" versetzte ich fragend.

„Ist die Frucht einer Lüge. Haben Sie," fuhr Frau von . ch in ganz verändertem Tone fort, „in sich noch nie eine Leere gefühlt? Sehen Sie, mir war es so, als ob mir das Herz fehle. Ich hatte das Bewußtsein, daß ich ohne Herz nicht leben könne, daß ich sterben müsse, wenn es mir nicht möglich sein sollte, ein Herz zu finden Die Thätigkeit meines Geistes war ausschließlich nach diesem Ziele gerichtet, ich dachte an nichts weiter, als an das Aufsuchen und das Auffinden eines Mittels, durch welches ich das zu meinem Leben nothwendige Bedürfniß erlangen wollte. Und als ich endlich ein solches gefunden zu haben glaubte, da war ich unaussprechlich glücklich, denn ich sah den Tod nicht mehr vor mir, ich hatte die Bürgschaft noch für ein langes Leben erworben. Das war der Trieb der Selbsterhaltung. In solchem Zustande behält der Mensch nur das Ziel im Auge, er fragt nicht darnach, ob der Weg gerade oder krumm, ob er geebnet oder holprig ist, wenn er nur zum Ziele führt. Nicht wahr, Sie verstehen mich nicht?" sagte sie nach einer kleinen Pause, „ich will mich kürzer fassen, ich will deutlicher sprechen. Ich führte in meiner Ehe ein elendes Leben; ich war nichts weiter, als ein Spielzeug in der Hand eines Kindes, das weggeworfen, mitunter auch mit Füßen getreten wird, wenn das Kind des Spielens überdrüssig ist. Als ich mir dessen klar bewußt wurde, da wünschte ich mir eine Seele, in die ich mich hineinleben wollte, die mir Ersatz geben sollte für namenlose Leiden. Mir selbst war jede Aussicht benommen, Mutter einer Seele zu werden, darum kaufte ich eine solche, und der Besitz derselben ließ mich alle Leiden vergessen und alles Elend mit Freudigkeit ertragen. Verstehen Sie das? Es enthält Alles, was ich verschuldet habe; ist denn diese Schuld so gar schwer?"

Frau von . ch machte eine Pause. Ich hatte sie verstanden, wußte, daß es sich um ein Verbrechen handelte, welches das Strafgesetz mit „Unterschiebung eines Kindes" bezeichnet und mit Zuchthausstrafe bis zu zehn Jahren bedroht.

Diese Entdeckung bereitete mir auf der einen Seite Freude, denn ich hatte in meine Listen keinen Mord zu verzeichnen, das Uebelste, was mir in meiner Stellung begegnen konnte, auf der anderen Seite machte mich dieselbe aber traurig, denn ich hatte es mit keiner Unschuldigen zu thun, ich mußte die schöne, zarte Frau auf den Aufenthalt im Zuchthause vorbereiten.

Von da ab gab Frau von . ch kurze, doch bestimmte und befriedigende Antworten, sie schien sich ruhig und ergeben in ihr Schicksal zu fügen, wenigstens kam kein Wort der Klage über ihre Lippen. Es war beinahe eilf Uhr geworden, als ich sie bat, mir nach dem Gefängnisse zu folgen. Ich hätte sie so gern die erste Nacht in meiner Wohnung behalten, allein ich durfte es nicht thun, ich setzte mich der Gefahr aus, Amt und Brod zu verlieren.

Frau von . ch folgte ohne Widerstreben. Auch im Gefängnisse war sie ruhig, nur als ich fortgehen wollte und die Laterne bereits in die Hand genommen hatte, kam sie noch einmal auf mich zu und fragte mich mit zitternder Stimme: „Muß ich denn ohne Licht bleiben?" und als ich darauf erklärte, daß ich das Licht nicht zurücklassen dürfe, schlug sie beide Hände ineinander und murmelte dumpf vor sich hin: „die erste Nacht, das ist schrecklich!" Sie trat sodann langsam zurück und setzte sich auf den Rand des Bettes, das ich für sie hatte besorgen lassen.

Ich blieb, nachdem ich die Thür geschlossen, noch einige Zeit vor derselben stehen, die Gefangene verhielt sich jedoch vollständig ruhig. Die Gemüthserregungen hatten sie jedenfalls ermüdet, sie mochte sich nach Ruhe sehnen und diese auch gefunden haben.

Jeder Verbrecher hat für seine That eine Entschuldigung. In der Regel werden „die Verhältnisse", in welchen derselbe ohne Verschulden sich befunden zu haben vorgiebt, vorgeschoben. Frau von . ch hatte mir gegenüber dasselbe gethan. Sie sagte: mir fehlte das zum Leben eines Menschen nothwendige Herz; der Trieb der Selbsterhaltung mußte das Verbrechen erzeugen. Nun ja, das mochte sein. Sie befand sich aber durchaus in keiner besseren Stellung, als der Dieb, welcher behauptet, nur deshalb gestohlen zu haben, weil er nicht habe verhungern wollen.

Ich wußte es aus unzähligen anderen Fällen, daß diese Art der Entschuldigung vor dem Gericht keine Anerkennung findet und daß deshalb die arme Frau dem Zuchthause nicht entgehen konnte.

Meine Weihnachtsfreude war dahin. Bei der Rückkehr in meine Wohnung kurz vor Mitternacht fand ich Weib und Kinder bereits in tiefem Schlafe.

Ueber das fernere Schicksal der Frau von . ch kann ich nur noch Weniges mittheilen. Sie wurde trotz einer meisterhaften Vertheidigung zu zwei Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt, von mir auch in die Strafanstalt abgeliefert. Ueber ihren Verbleib nach der Entlassung aus dem Zuchthause — auf Verwendung mehrerer hochangesehener Damen wurde ihr ein gut Theil der Strafzeit erlassen — ist mir nur bekannt geworden, daß sie jetzt in einer mitteldeutschen Residenz lebt; zu dem Herrn von . ch ist sie nicht zurückgekehrt.

Im Gefängnisse war ihre Führung musterhaft. Sie versicherte wiederholt, daß der Aufenthalt darin noch lange nicht so schrecklich sei, wie das Zusammenleben mit Herrn von . ch, ohne sich jedoch über Einzelnheiten zu verbreiten.

Alpenbilder.

Von Otto Banck.

2. Berge, Pässe und Menschen des Tiroler Aufstandes.

In der letzten Zeit ist die Route zwischen Salzburg und Gastein zu einer wahren politischen Heerstraße, zu einem Touristenweg der Diplomatie geworden; doch so heilkräftig und anregend das Wasser des Wildbades wirkt, so erwies es sich doch nicht stärkend und gesundmachend für die Pläne und Unterhandlungen, die an seinem Quell gepflogen wurden. Die vierspännige Extrapost mit dem lustig blasenden Postillon hat auf dem romantischen Pfade durch den herrlichen Paß Lueg, welcher den Glanzpunkt der von Salzburg nach Gastein führenden Straße bildet, gar manchen staatsmännischen Kopf, das eine und das andere hohe Haupt ebenso rathlos wieder zurückgefahren, als sie angekommen waren.

Vor fast zwei Menschenaltern bewegten sich auf dem näm-

lichen Terrain, durch denselben Paß der Salzburger Alpen, Männer hin und her, die sich ebenfalls, aber freilich in ganz anderer Weise, mit dem Heil des Vaterlandes beschäftigten. Es waren Gestalten des Volkes, ohne Macht, ohne einflußreiche Stellung. Aber über eine weittragende Macht geboten sie, über jene gewaltige Macht der Begeisterung, welche ihres Sieges gewiß ist, und wenn es auch nur der Sieg des schönen Beispiels wäre. Es waren nicht Männer der langen Rede mit kurzem Sinn, sondern Männer der großen patriotischen That von wenig Worten: die Tiroler Vaterlandsvertheidiger von 1809.

Wie lebhaft trat mir dies denkwürdige Jahr 1809 vor die Seele, als ich auf jener Bergstraße die schöne Wanderung von Golling nach Werfen in Begleitung eines befreundeten Mannes zurücklegte, dessen Dasein um mehr als ein Menschenalter weiter als das meine in die hinter uns liegenden Zeiten der Eltern und Großeltern zurückragte! Ein alter, silberhaariger Tirolergreis in ungebeugter Rüstigkeit, in Geist und Herzen wetterfest, wie der Fels seiner Berge, aber als ein im Auslande fortgebildeter Mann der Wissenschaft vorurtheilsfreier, als viele seiner im Wahne der „Glaubenseinheit" befangenen Brüder. Er war unter den Vaterlandsvertheidigern gewesen, die unter Hofer's Leitung gegen die französisch baierische Macht ihr Blut so opferfreudig vergossen. In seinem Gedächtniß spiegelten sich die Thaten und Begebenheiten jener Epoche mit den Farben der Wahrheit ab.

Die Bilder der Erinnerung schweben für den Eingeweihten, der sie zu sehen vermag, auf allen Fluren des Tiroler und Salzburger Landes, soweit dasselbe von den Kriegsereignissen berührt wurde. Zunächst jedoch war es für uns die schöne, prangende Natur der stolz-frohen, weithin ragenden Gebirgswelt, die unsern Genuß in Anspruch nahm. Der tiefblaue Herbsthimmel hing wie ein lachendes Zelt über die weiten, grünen Thalmatten von Golling, und die Salzach kam, ein lebendiger Wegbegleiter, fröhlich rauschend da herab, wo zu kluftigen Bergschwingungen der Blick des Wanderers hinaufdringt.

Der Salzachbach hat sich tief in das Flötzkalkgebirge eingewühlt; in Urzeiten bildete er einst in Pongau, jenseit Werfen, einen See, bis er die Kluft weiter und weiter im Laufe der Jahrtausende auswusch und, nach Norden strömend, sich sein Bett in der Salzburger Ebene schuf.

Hinter Golling tritt man in den eigentlichen Paß Lueg ein, der das Innere der Gebirgswelt erschließt. Zuvor aber übersieht man ein großartiges Gemälde, gebildet von den schroffen Wänden des 7000 Fuß hohen Tännengebirges, welches sich von dem westlich darangrenzenden Hagengebirge scheinbar mit solcher Gewalt losgerissen hat, daß sich beide Massen, in wildromantische Zacken zerklüftet, schroff und felsengipfelig entgegenstarren. Zu diesem Einschnitt hinein zieht sich der imposante Weg des Paß Luegs, in den Senkungen seiner steil abfallenden Berge wild und prachtvoll decorirt vom Dunkelgrün der spitzen Tannen, von Farrenkraut und Steinmoos, vom hellen, herbstlich gelben Laub der Buchengebüsche, die mit dem braunen Ahorn drastisch abwechseln. Es ist eine immer sich verschiebende Coulissenscenerie. Die Stauden der üppig wuchernden Hagebutte hängen mit ihren glanzrothen Früchten von den steinigen Wänden herab und werden nur überboten von der hellen, schreienden Scharlachfarbe der Berberitzenbeere, deren federbuschartige Trauben das Auge blenden im hellen Sonnenschein. Dahinter der grünblaue Duftshauch der aufsteigenden Berggipfel und tief unterhalb der Straße das bald klare, stillfließende, bald über Steine dahintosende grünweiße Wasser der Salzach! Immer enger wird die eigentliche Paßclause, bis die Felsen, die den Fluß einschließen, sich endlich nur noch in einer Entfernung von fünfundzwanzig Schritten gegenüberstehen. Bald am Eingang und so ziemlich am höchsten Punkt der Straße hat man die alten Befestigungsbauten in etwas verbesserter Art wieder eingerichtet, so daß bei guter Vertheidigung nicht leicht ein feindlicher Durchgang möglich ist. Hier befindet sich auch eine Höhle, das Kroatenloch genannt, weil sie 1742 diesen Kriegerschaaren zur Befestigung diente. Der eigentliche Paß zieht sich in ungleicher Enge zwei Stunden lang dahin und bietet oben bei der einsamen Capelle Brunegg die dankbarste Uebersicht dar, besonders auf die altersgrauen Steinwände des Hagengebirges.

Mein hochwürdiger Begleiter, dessen nicht unbekannte Person von Manchem errathen werden mag, schritt schweigend neben mir her; aber was ihn in sich gekehrt machte, konnte nicht die drückende Gluth der Sonne sein, denn diese war lange schon gebrochen, indem sie weiße Wolkennebel aus den feuchten Bergen hatte hervordampfen lassen, mit ihnen den Himmel mehr und mehr umschleiernd. Es war die Erinnerung, die den alten Mann mit ihrem ebenso schmerzlichen, wie erhebenden Gefühl an das Innenleben fesselte und ihn abzog von den sonst so mächtigen Eindrücken der Außenwelt. Als wir oben auf der Paßhöhe ausruhten, brach er das lange Schweigen.

„Nicht gar weit von hier," sagte er, „liegen im tiefen Flußbette der Salzach merkwürdige, vom Gebirge herabgestoßene Felsblöcke, auf welchen man vermöge künstlich angebrachter Wege und Stege umherklettern und bewundern kann, wie sie umbraust und umzischt werden von der wilden Wasserfluth. Diese von Baum und Moos bewachsenen Trümmer tragen den unerklärbaren Namen ‚die Oefen' und locken wohl manchen Reisenden an. Ich habe mich nicht entschließen können, Sie dorthin zu führen, denn diese Schlucht im Paß Lueg ist in gewissem Sinne mein Kirchhof. Nur einmal saß ich auf jenen Felsblöcken in der Abendstunde, umbraust von den wilden Fluthen. Ein tiefes Grauen erfaßte mich, denn ich hatte ein Recht, mir einzubilden," an diesen Felsen seien dereinst die Gebeine meines unglücklichen Vaters zerschmettert, der im Paß Lueg mit manchem Biedermann den Heldentod für das Vaterland fand."

„Es geschah das an einem für mich unglücklichen, für Tirol glücklichen Kriegstage, am 25. September," fuhr der alte Herr mit erhobener Stimme, mit lebendig aufleuchtenden Augen fort. „Solcher Aufschwung, solche höchste Anspannung von Kraft kann in jedem Jahrhundert nur Einmal über einen Volksstamm kommen, um dann von einer längeren Ruhe abgelöst zu werden. Es ist eine maßlose psychische und physische Reibung der Kräfte, wobei sich aller vorhandene Lebensmuth wie ein electrischer Strahl entladet. Mein Vater war ein Freund des Rothbartes, des merkwürdigen Krieger-Mönches Haspinger, der schon in seinen dreißiger Jahren auf seine Umgebung eine solche Macht der Beredsamkeit ausübte, daß nur Wenige seinem Aufruf zum Kriegszug widerstanden. Und doch war dieser Mann keineswegs ein phrasenhafter, salbungsvoller, bilderreicher Sprecher, wie so viele seines Standes, die Alles durch das Wort hartnäckig durchzusetzen wissen. Nicht wie ich ihn später oft und viel gesehen, als er Pfarrer zu Traunfeld war, als er zu Hietzing oder zu Salzburg in seinem späten Alter lebte, steht er vor mir, diese nachfolgenden Eindrücke gehen alle in dem ersten auf: ich sehe ihn im Geiste immer und immer vor mir, wie er 1809 als Feldprediger in unsere friedliche Behausung trat, meinen Vater begrüßte und, dessen Hand mit der Rechten festhaltend, mit der Linken das Crucifix emporhob und ihn mit dem ernsten, aber ebenso verzückten wie feierlichen Blick in die Augen sah. ‚Wenn Dir Das heilig ist, Toni, und der Herr ruft Dich, so mußt Du kommen und wirst leben, ob Du auch stirbst. Denn die da bleiben, werden sterben und verloren sein, ob sie auch leben in Ruhe und Ueberfluß.'* Jenen Blick vergesse ich nie! Es lag in diesen Augen so viel unumstößliche Ueberzeugung für das, was der Mund sprach, daß diese Ueberzeugung, vom Ton der Rede gehoben, auch auf die Massen berückend und ansteckend wirkte, obschon die Worte vielen verständigen Widerlegungen Raum boten. Das Volk wurde somit durch das überzeugt, wodurch es sich am leichtesten und liebsten überzeugen läßt: durch die sympathische und doch zugleich tyrannische Wirkung der Persönlichkeit.

Auf einen Wink meines Vaters verließen wir Andern, meine Mutter, ich und meine Geschwister, das Zimmer. Haspinger folgte uns bald, und darauf nahm mein Vater seinen Stutzen von der Wand, und nachdem er mit meiner Mutter gesprochen, die viel weinte, und uns Allen ‚Behüt' Euch Gott!' gesagt, verließ er schon gegen Abend unsern Hof. Nur wenige Tage konnte ich es daheim aushalten, denn alles junge, kräftige Volk zog den Compagnien zu. Ich war schon zwanzig Jahre alt und da mich meine Mutter nicht fortgelassen haben würde, so schlich ich heimlich fort und ein älterer Camerad, der bei dem Meraner Hauptmann Peter Thalguter stand und mit diesem nach St. Johann ging, nahm mich dieses Weges mit. Dort versammelten sich damals viel Schützenmannschaften um ihren Oberanführer Joseph Speckbacher.

Der galt mir, da ich ein Jüngling war, als Ideal, und jetzt, da ich ein Greis bin, muß ich mit kalter Ueberlegung, mit

* Im Pusterthaler Dialekt gesprochen.



Die hohe Tänne.

Nach der Natur aufgenommen von Blumauer.



Der Paß Lueg.
Nach der Natur aufgenommen von Blumauer.

ruhiger Bewunderung sagen: er ist ein Mann, er ist ein Heros gewesen, unvergleichlich in seiner Mannestugend für alle Zeiten. Die Griechen, die Römer, die alten Germanen, die Eidgenossen der Schweiz, alle tapferen Kriegsvölker der Geschichte würden seinem Heldenmuth den Lorbeer der Verehrung gereicht und ihm ein Monument der Poesie gesetzt haben. Er ist aber nur ein Tiroler Bauernanführer gewesen, und wenn man auch seine merkwürdigen Thaten nicht geringschätzig übersehen hat, was nur von Wien aus geschah, so begnügte man sich doch am meisten damit, als ein wunderbares Exempel anzustaunen, wieviel riesenmäßige Strapazen sowohl sein Körper wie sein Geist vertrug, ehe er allmählich zusammenbrach. Diesem großen, starren, spröden, aber durch und durch edelmüthigen Charakter war es wie so vielen andern Tirolerhelden heiliger Ernst, die Unantastbarkeit des Vaterlandes zu retten, und wenn sie dabei zugleich für das Haus Oesterreich mit einer unterwürfigen Anhänglichkeit in's Feuer gingen, die weder durch die Geschichte gerechtfertigt, noch mit den Begriffen echter staatlicher Freiheit zu vereinen war, so verkleinert doch dies die Größe ihrer Thatkraft und die Reinheit ihres Strebens nicht.

Damals war nun hier die Salzburger Alpengegend das Hauptkampfterrain. Der französische Marschall Lefebvre führte das Obercommando über unsere Feinde, und trotzdem der Kronprinz Ludwig von Baiern manchen verständigen Gegenrathschlag geltend zu machen suchte, wurde durch den französischen General, der sein bequemes Hauptquartier in Salzburg hielt, den tapfern bairischen Truppen eine sehr unvortheilhafte Stellung in den Bergen angewiesen. Sie lagen besonders vertheilt und eingezwängt in dem Thale, in dem wir uns befinden, in dem der Salzach, und drüben in jenem der Salach, welches von Reichenhall nach Lofer hinführt. Sie konnten umgangen oder durch Paß-Ueberrumpelungen auseinander gesprengt werden.

Hierauf gründete das Talent Speckbacher's, durch die höchste Terrainkenntniß unterstützt, einen ausgedehnten strategischen Kriegsplan. Es sollte auf vier Punkten zu gleicher Zeit operirt werden; sieben Compagnien Tiroler wurden über die Moosalpen in's Unkener Seitenthal geschickt, damit sie bei Unken in's Salachthal einbrechen konnten. Eine andere Abtheilung ward gegen den Steinpaß bei Unken dirigirt, um den Feind in die Seite zu fassen. Den offenen Beginn des Kampfes über den Strub- oder Loferer-Hauptpaß wollten Speckbacher und Thalguter mit den Unterinnthaler und Meraner Mannschaften selbst übernehmen. Das Pinzgau'sche Tauernvolk hatte Wallner zur Erstürmung des Passes Luftenstein zu commandiren, und der Capuzinermönch Haspinger sollte mit seinen Innsbruckern den Paß Lueg zu erobern suchen.

Es war in der Nacht zum 25. September, als auf den Bergspitzen Feuerzeichen loderten, ein Signal für die losbrechenden Tiroler. Ich stand unter Speckbacher am Strub-Passe, und unser Hauptmann Platzl aus Pillersee führte uns zum Angriff gegen die Truppen des Grafen Waldkirch. Das Bataillon zog sich, von mehreren Seiten bedrängt, nach Unken zurück, ein furchtbarer Retiradenkampf in einem sehr schmalen Thale mit herabhangenden Waldrändern, aus denen überall versteckte Schützen ihre Stutzen abfeuerten und andere sogar auf die Straße herabdrangen, um die Truppen in Unordnung zu bringen. Nach zwei Stunden endlich erreichte der Feind Unken, wo er noch mit wahrer Verzweiflung die halbzerstörte und von den Bauern vertheidigte Brücke nehmen mußte.

Ich will den Kampf nicht weiter erzählen; er wurde fast ganz in der Ordnung ausgeführt, wie ihn Speckbacher ersonnen hatte. Unsere Feinde, die Baiern, bewährten sich voll unverwüstlicher Tapferkeit in diesem ganzen unglücklichen Kriege, in dem, ohne jede Spur von materiellem oder idealem Gewinn, Brudervolk gegen Brudervolk sich zerfleischte. An Scenen entfesselter Leidenschaft und blinder Rachewuth fehlte es nicht, aber es zeigte sich dabei, daß die erhitzten Gemüther der Tiroler immer noch leichter zur Großmuth umzustimmen waren, als die der bairischen Soldaten, welche ihre militärische Ehre durch den Muth und das Kriegsglück der Bauern gekränkt wähnten. Auch die gemsenartige Schnelligkeit im Springen, Klettern, Verfolgen, im geschickten Rückzug, sowie die Ausdauer und gewaltige physische Körperkraft waren auf unserer Seite. Ich glaube, daß hiervon keine größeren Beispiele bei Murten und Sempach durch die alten riesigen Schweizer gegeben sind, als sie die Helden Tirols gaben. Hans Roth aus Hall hatte solche Stärke, daß er einst in einem Scharmützel zwei völlig armirte Soldaten in's Genick packte und so stark gegeneinander stieß, daß sie todt zur Erde stürzten. Als es bei einer andern Gelegenheit galt, eine gedrängte militärische Colonne anzugreifen, packte er mit jeder Hand einen auf dem Wahlplatz liegenden todten Soldaten und stürzte sich mit der Last dieser beiden Leichen, sie wie ein Schild vorhaltend, ein zweiter Arnold von Winkelried, mit so heftigem Ansturm gegen die feindliche Linie, daß er der Freiheit eine Gasse gewann.

Aehnliche Beispiele ließen sich noch manche erzählen; Vieles habe ich selbst gesehen und mehr noch von glaubwürdigen Waffengefährten gehört, und was kommen dazu für Entbehrungen, für Züge der Ausdauer, der Enthaltsamkeit, der Langmuth, der kaltblütigen Mannheit, dem Tode mit Verachtung wochenlang auf der Flucht in Schnee und Wintersturm, in ruhelosem Verfolgtsein kaltblütig in's Auge zu sehen!"

„Ja, ja," sagte der alte greise Mann und richtete sich hoch auf mit schönem, freudigem Selbstgefühl, das ihn von innen her warm verjüngte, „glaubt es nur, Ihr da draußen, die Ihr in Mitteldeutschland und fern am Ufer der See wohnt und Euch rühmen dürft, Mark und Seele in Euch zu haben: auch in den Männern Tirols steckt nach- wie vordem noch Seele und Kraft und urdeutsches Gemüth! Wenn wir in unserm Lande Tirol erst haben werden, was Ihr da draußen habt, den Segen geistiger Bildung unter den Massen des Volkes, diesen Gnadenquell, der stark und reich und unabhängig macht von allem Uebermuth der List und Gewalt, wenn wir frei sind vom Zelotismus finsterer und ungebildeter Pfaffen, dann werden wir stark und fest dastehen in der selbstbewußten Lebensfreude der aufgeklärten Intelligenz, wie unsere Berge im Sonnenlicht. Bis dahin aber habt Geduld mit unsern Schwächen und ertragt uns, wie wir, ein armes Land, geduldig so viele Entbehrungen und bittere Täuschungen des Schicksals ertragen haben."

Wir schüttelten uns die Hände, der Süden und der Norden, mit herzlichem altdeutschem Druck. Der edle Greis stand auf zum Weiterwandern; von seinen eigenen Waffenthaten hatte er kein Wort erwähnt, und ich wußte doch, wie glänzend sie von Anderen gepriesen waren — ein echter Tiroler Mann voll einfacher Bescheidenheit. Ich mochte ihn nicht daran erinnern, um sein Gefühl nicht zu kränzen.

„Aber der Tod Ihres unglücklichen Vaters im Passe Lueg?" fragte ich.

„Es war ein so einfaches Ereigniß," erwiderte er, „wie die Erstürmung des Passes selbst. Beide nur Folgen des Opfermuthes, aber mit entgegengesetztem Resultat. Haspinger hatte salzburgisches Landvolk aufgeboten, der Innsbrucker Hauptmann Harrasser mit seiner Compagnie begleitete ihn und der tapfere Wirth von Stegewalden, hier dicht in unserer Nähe, unterstützte ihn mit Heldenmuth und Verschlagenheit. Der Kriegszug ging über das Tännengebirge und über die Abtenau und gerade an demselben Tage, an dem wir unter Speckbacher das Salachthal von Feinden frei machten, gewann der feurige Rothbart nach furchtbarem Kampfe diese Paßenge. Mein Vater wagte sich zu weit in's Vordertreffen und wurde abgeschnitten. Verwundet rang er mit drei Feinden, wobei er endlich zu Boden stürzte und seine Waffe verlor; dennoch raffte er sich wieder unter seinen Gegnern empor und da die äußere militärische Linie von den Tirolern bereits vernichtet war, suchte er zu diesen hin zu entkommen. Doch nach wenigen Sätzen holte den durch einen Stich Gelähmten der eine von seinen Gegnern ein und hing sich an seine Kleidungsstücke fest; schon kamen die Anderen mit geschwungenem Säbel: da packte der Waffenlose seinen Mann und sprang mit ihm in die Salzach hinab. Das Wasser schlug an der tiefen Stille über Beiden zusammen, und wenige Secunden darauf sahen befreundete Waffenbrüder ihn ohne seinen Gegner wieder auftauchen und dem Ufer zuschwimmen — da sank er plötzlich, von einem Schusse getroffen, unter und seinen Leichnam hat man niemals wieder gesehen. Haspinger aber verfolgte den General Stengel bis beinahe nach Salzburg und eroberte auf diesem Zuge Hallein."

Stiller zogen wir unseres Weges weiter, der Himmel war wieder blau und frei. Es ging am Blühenbach vorüber, welcher der Salzach die Gletscherwasser der Uebergossenen Alm bringt, und weiter auf der überraschenden Straße dahin an dem stattlichen Schlößchen Hohenwerfen und endlich hinein in den Flecken Werfen selbst.

Wie war der Tiroler Wein so kühlend und wie prangte drüben der Hohenwerfener Bergkegel am Tännenzug und der Stuhlwandkogel so hoch und leuchtend im Sonnengold des späten Nachmittags, von lilagrauen Schatten duftig modellirt! Harmonisch lag es da, das stolze, glanzumgossene Berggebilde, und wir priesen noch einmal das Licht, mag es ruhen auf dem schönen Antlitz der Natur oder auf dem Antlitz des Menschengeistes und der Nationen.

Blätter und Blüthen.

Aus dem Copirbuch eines Agitators. Möge man die Bedeutung und den Charakter Ferdinand Lassalle's als öffentliche Person auffassen wie immer, jedenfalls besitzt seine letzte agitatorische Thätigkeit noch Interesse genug, um von seinem eigenen privaten Gesichtspunkte aus beleuchtet zu werden. Ein Copirbuch Lassalle's, das ich beim Trödler kaufte, giebt uns die Mittel an die Hand, diese Beleuchtung auszuführen. Wir können ihn von Einer Seite wenigstens zeigen, wie er sich selbst gemalt. Es enthält zumeist nur eine Anzahl Briefe in seiner Eigenschaft als Präsident des Arbeitervereins; aus ihnen geht die Wahrheit über die Bedeutung dieser Stellung und einer Agitation hervor, welche zu einer historischen Thatsache geworden ist und an die man mit allen Mitteln der Kritik herantreten darf. Auch sind es keine Geheimnisse, welche wir zu enthüllen haben; das Interessante der Mittheilungen und Auszüge besteht nur darin, daß wir Lassalle selbst über sein Werk urtheilen hören, wie er sich in ungeschminkter Offenheit darüber gegen seine Vertrauten vernehmen ließ.

Zunächst ist ein Schreiben Lassalle's in dem Copirbuch, sogar noch im Original, enthalten, mit welchem er auf den directen Wunsch einer gemeinschaftlichen Freundin, Frau Emma Herwegh, einem Theologen die vollständige Serie seiner politischen Flugschriften übersandte und bei welcher Gelegenheit er in seiner bekannten sehr selbstgefälligen Art die Bedeutung dieser Schriften skizzirt. Er schildert darin, wie er nach und nach sich von der Fortschrittspartei abwandte, und deshalb dringt er darauf, daß keine dieser Broschüren außerhalb der von ihm angegebenen Reihenfolge gelesen werde. „Schon im Voraus werden Sie, wenn Ihnen meine philosophischen Werke nicht entgangen sind, nicht zweifeln, daß meine Erhebung auf streng philosophischer Grundlage bei mir erwachsen ist. Die Fortschrittler sind politische Rationalisten der seichtesten Sorte und es ist derselbe Kampf, den Sie in theologischer und den ich jetzt in politischer und ökonomischer Richtung führe. Eben deswegen würde es mir ausnehmend leid thun, von Jemand, den ich so verehre wie Sie, diese tiefe innere Identität verkannt zu sehen, die übrigens – verzeihen Sie mir diese Versicherung – selbst trotz einer Verkennung eine historische und philosophische Thatsache bleiben würde. In politischen Kampfschriften kann das philosophische Element nur eben den Hintergrund bilden und darf nicht als solches hervortreten.“

Ueber die Charakterisirung seiner Schriften heißt es unter Anderm folgendermaßen:

„Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker &c. Scheinbar hat diese Schrift mit den folgenden noch keinen Zusammenhang. Aber eben nur scheinbar. In der That ist sie, wie Ihnen nicht entgehen wird, die ganze eine Hälfte der Bewegung. Sie ist die Erhebung gegen den literarischen Mob, auf welche mit innerer Nothwendigkeit die Erhebung gegen den politischen und ökonomischen Mob folgen mußte. Der theologische, politische, ökonomische und literarische Mob – er ist immer ein und derselbe Mob, der seine einheitliche Natur nur nach verschiedenen Seiten hin zur Schau stellt.“

„Vortrag über Verfassungswesen: Obgleich derselbe schon durchaus auf meinem social-philosophischen Gesammtstandpunkte beruht, wurde er dennoch von der Bourgeoisie noch ausnehmend beklatscht, weil diese mit dem geistigen Scharfblick, der sie kennzeichnet, nur die darin ausgesprochenen, nicht die darin enthaltenen Consequenzen erkannte.“

„Mein ‚Was nun?‘ Immer noch die Allianz mit der Bourgeoisie festhaltend, den Fortschrittlern das Einzige angebend, was zu thun war, und sie zugleich mit dem offenen Bruch seitens aller demokratischen Elemente bedrohend, falls sie sich zu Mitschuldigen der Regierung und es dieser möglich machten, den äußerlichen Scheinconstitutionalismus aufrecht zu erhalten, statt durch ein männliches Handeln den Boden zu einer revolutionären Gährung zu legen.“

Die meisten der folgenden Briefe Lassalle's sind aus dem Jahre 1864 und an seinen Hauptagenten für die Angelegenheiten des Arbeitervereins gerichtet. In allen klagt er über den schlechten Stand der Finanzen, über seine eigenen Geldopfer, über die Theilnahmlosigkeit der Arbeiter und die Dürftigkeit seines Vereins, ganz entgegengesetzt den hochklingenden Versicherungen, die darüber seiner Zeit veröffentlicht wurden und die, wie aus dem Copirbuch hervorgeht, Lassalle oft selbst verfaßte, ebenso den lobpreisenden Berichte über seine Reden und Aufnahme in den einzelnen Arbeitervereinen. Hören wir ihn selbst!

Unterm 15. Februar 1864 schreibt er an seinen Generalbevollmächtigten, nachdem er ihm Vorwürfe über den schlechten Stand der Vereinscasse gemacht:

„Neue Gelder kann ich schlechterdings nicht mehr beschaffen und ebensowenig schon jetzt den Verein zu Grunde gehen lassen, so lange Hoffnung am politischen Himmel winkt.“

„Ich bin nicht nur bis an die Grenzen der Geldopfer, die ich bringen kann, gekommen, sondern ich habe eigentlich, was ich vernünftigerweise opfern konnte, weit überschritten. Was ich bis vorigen September für Geldopfer gebracht habe, wissen Sie! Das waren Capitalien! Seitdem hat sich die Sache noch sehr vermehrt, wovon hier einige Proben.“ Die aufgestellte Rechnung Lassalle's erweist nun, daß er abermals fünfundsechzig Thaler Vorschüsse von der Vereinscasse zu erhalten habe, die nicht einmal das Monatsgehalt eines Beamten zahlte. Aus einer andern Briefstelle geht hervor, wieviel Lassalle an Geld für den Arbeiterverein bis dahin geopfert hatte. „Daß ich von den tausend Thalern, die ich ja ganz kündigen könnte, nicht einmal zweihundert Thaler und für die Arbeitercasse und in bedürfsweisen Raten kündigen können soll, ja daß Sie nicht einmal das Gehalt für W... daraus flott machen wollen, das trifft mich zu hart!“ Aber er erklärt, daß er nächstens „ein fulminantes Circular“ an die Bevollmächtigten erlassen werde „und sie zwingen, Geld zu schicken.“ „Ich bin todtmüde,“ heißt es dann weiter, „und so stark meine Organisation ist, so wankt sie bis in ihr Mark hinein. Meine Aufregung ist so groß, daß ich keine Nacht mehr schlafen kann! Ich wälze mich bis fünf Uhr auf dem Lager und stehe mit Kopfschmerz und tief erschöpft auf! Ich bin überarbeitet, überangestrengt, übermüdet im furchtbarsten Grade. Die wahnsinnige Anstrengung, den Julian (seine Schrift gegen Julian Schmidt, den Literarhistoriker, „den literarischen Mob“, wie er sich ausdrückt), außer und neben allem Anderen, in vier Monaten auszuarbeiten, die tiefe und schmerzliche Enttäuschung, der fressende, innere Aerger (ebenfalls unterstrichen), den mir die Gleichgültigkeit und Apathie des Arbeiterstandes in seiner Masse genommen einflößt — Beides zusammen war selbst für mich zuviel! Ich treibe ein métier de dupe und ärgere mich innerlich zu Tode, um so mehr, als ich diesem Aerger nicht Luft machen kann und ihn noch immer würgen, oft noch das Gegentheil behaupten muß! Und gleichwohl werde ich die Fahne nicht fallen lassen, so lange noch irgend ein Hoffnungsflämmchen an dem politischen Horizonte blinkt. Dazu der noch viel größere Aerger, zu wissen, wie glänzend die Dinge stehen würden, wenn der Arbeiterstand seine Pflicht gethan hätte: Er hätte heute das allgemeine und directe Wahlrecht schon!“

Als ihm der Vorschlag gemacht worden war, eine Zeitung zu begründen, welche das Organ des Arbeitervereins sein solle, rechnete er vor, daß an ein Bestehen eines solchen Blattes bei den elenden financiellen Zuständen des Vereins nicht zu denken sei. „Wir können uns nicht verhehlen, daß wir uns Alle mitsammen über das geistige Leben im Arbeiterstande sehr getäuscht haben: der allgemeine deutsche Arbeiterverein zählt erst circa dreitausend Mitglieder — und vielleicht fehlen noch mehrere Hundert zu dieser Zahl — das sagt Alles. Wer hätte diese Mattheit und Theilnahmlosigkeit für möglich halten sollen! Das wird sich erst wirklich ändern, wenn große politische Ereignisse eintreten und die Massen in Bewegung bringen. Und solche Ereignisse können allerdings in einiger Zeit kommen. Es handelt sich darum, sich bis dahin zu halten. Aber selbst das wird nicht möglich sein, wenn die Bevollmächtigten die Beiträge nicht ganz anders pünktlich einsenden, als bisher. In der Zwischenzeit hat sich der Arbeiterstand durch ein eindringendes Studium meines Julian und Schulze das theoretische Verständniß seiner Lage zu erwerben (!), damit hat er viele Monate vollauf zu thun.“

Das dickleibige Copirbuch mit sehr vielen noch leeren Seiten, dem wir obige Citate entnommen, muß übrigens, ehe es auf den Trödel kam, schon in verschiedenen Händen gewesen sein. Auf mehreren Seiten befindet sich darin mit Bleistift geschrieben eine Abhandlung über die beste Art, Pferdeställe zu bauen. Verschiedene Handschriften, die nur Unzusammenhängendes enthalten, stoßen Einem hier und da auf. Die eine davon enthält folgenden wunderlichen Satz: „Ferdinand Lassalle soll nicht denken, daß alle seine Gedanken verrathen sind.“

Schmidt-Weißenfels.

Wie sich französische Schriftsteller bezahlen lassen. Das Neueste in der französischen Literatur sind gegenwärtig Victor Hugo's „Chansons des rues et des bois“, und man erzählt, daß Victor Hugo für den Band dieser Gedichte von seinem Verleger 40,000 Francs oder etwa 10,667 Thaler verlangt und erhalten habe. Viele finden diesen Preis übertrieben, Andere jedoch meinen, daß er nur gerecht sei — lebt doch auch der Priester vom Altare, der General von seinem Degen, es brauche ja nicht jeder Dichter in Hunger und Elend zu sterben. Lord Byron verkaufte dem Buchhändler Murray in London jeden Vers seiner Gedichte zu einer Guinee, und der jetzt aus der Mode gekommene Jacques Delille verlangte gleichfalls einen Louisd'or für jeden seiner Alexandriner.

Victor Hugo ist also immer noch billiger in seinen Ansprüchen, indessen ist er nach unsern deutschen Begriffen schon von jeher etwas weniger bescheiden, als unsere Landsleute gewesen. Zur Zeit seines ersten Auftretens in der Literatur, von 1820 bis 1822, war sein Weg freilich spärlicher mit Gold und Bankbillets besäet. Damals ging der hochaufgeschossene, bleiche Jüngling von einem Buchhändler zum andern, schüchtern seine Werke anbietend, aber keiner wollte Etwas von seinen Romanen und Gedichten wissen, bis ihm doch noch endlich einer den Roman „Han, der Isländer“, um dreihundert Francs — achtzig Thaler — abkaufte. Der junge Mann rieb sich triumphirend die Hände. „Bug Jargal“ brachte ihm dann schon viermal soviel, 1200 Francs; seine Erfolge begannen. Sechs Jahre später bezahlte ihm der Buchhändler Eugen Renduel für „Notre Dame von Paris“ die enorme Summe von 200,000 Francs – über 53,333 Thaler. Von 1830 an war Victor Hugo nach Chateaubriand der bestbezahlte französische Schriftsteller, er stellte seine Preise aber auch stets gehörig hoch, da er eine zahlreiche Familie zu versorgen hatte.

Zu Anfang des Jahres 1833 wurde sein Drama „Lucrezia Borgia" mit außerordentlichem Erfolge zum ersten Male aufgeführt. Bei dieser Gelegenheit berichtete man eine höchst eigenthümliche Scene, die zwischen dem Dichter und Herrn Harel, damaligem Director des Theaters de la Porte Saint-Martin, stattfand. Als derselbe Victor Hugo aufforderte, seine Bedingungen zu stellen, verlangte dieser zuerst, daß er ebenso bezahlt werde, als ob das Stück im Théâtre français gegeben würde.

„Zugestanden," erwiderte Harel.

„Dann wünschte ich, daß das dreiactige Drama mir wie ein Stück von fünf Acten berechnet werde."

„Auch zugestanden."

„Dann möchte ich das Parterre für die drei ersten Vorstellungen zu meiner Verfügung haben."

„Auch darauf will ich eingehen."

„Ich verlange eine Prämie von eintausend Francs für die erste Vorstellung."

Da Harel eben nicht bei Casse war, machte er bei diesem Artikel einige Schwierigkeiten, indessen gab er doch schließlich nach.

„Außerdem möchte ich . . ."

„Was, immer noch mehr?"

„Ja, ich wünschte noch, daß Sie mir fünfzig Vorstellungen mit jedesmal tausend Francs Tantième garantirten."

„Mein lieber Herr Hugo, das ist nicht möglich. Sie haben meinen Rock verlangt und ich habe Ihnen denselben gegeben. Jetzt verlangen Sie aber auch noch mein Hemd und das geht nicht an — der Herr Polizeipräfect würde mir nicht erlauben, daß ich es ausziehe."

Auch Balzac wollte sich gar nichts von seinen Schriftstellerrechten vergeben; bei der ersten Aufführung der „Ressources de Quinola" im Odeontheater saß er selbst an der Casse und nahm das Geld ein.

Alfred de Vigny war streng uneigennützig, er setzte den Ruhm weit über das Geld und verlangte von seinen Verlegern nur, daß sie bedeutende Ausgaben für Anzeigen und dergleichen machten.

Jules Janin hat bedeutende Erfolge, aber wenig Geld für seine Werke geerntet. Noch kürzlich sagte er lachend zu einem Freunde: „Der ‚todte Esel' hat zwölf Auflagen erlebt und mir kaum 1200 Francs eingebracht, und doch ist es mein Lieblingswerk."

Béranger, dessen Werke dem Verleger Perrotin 25,000 Francs jährliche Renten bringen, hatte sich ursprünglich contractlich nur eine Leibrente von 800 Francs jährlich ausbedungen, die sein Verleger noch und nach auf 3000 Francs erhöhte, was Béranger nur ungern annahm.

George Sand sagt selbst, daß ihr ihre siebenundfünfzig Bände jeder im Durchschnitt 50,000 Francs eingebracht haben; außerdem hat sie für ihre dramatischen Werke über 400,000 Francs erhalten.

Alphonse Karr machte mit seinem ersten Roman „Sous les tilleuls" (Unter den Linden) ein merkwürdiges Geschäft; das Manuscript desselben wurde ihm in Wechseln mit 1200 Francs bezahlt. Welcher Triumph! Aber leider wurden diese Wechsel nicht blos nicht eingelöst, sondern er mußte auch noch die damit verbundenen Unkosten tragen, die sich wiederum gerade auf 1200 Francs beliefen.

Jules Sandeau erzählt, daß er eines Tages für einen seiner Romane dreihundert Francs in silbernen Fünffrankenstücken, eine Wanduhr und für hundert Francs Oblaten zum Siegeln bekam und doch noch ganz glücklich war, so gut bezahlt worden zu sein.

Der ältere Alexander Dumas gehört jedenfalls zu denen, die das Geld zu gleicher Zeit am meisten lieben und mißachten. Vor zehn Jahren sagte er, er habe schon drei und eine halbe Million verdient und besäße doch keine drei Louisd'or. Seitdem hat er vielleicht wieder eine Million eingenommen, und doch hat sich seine Casse schwerlich zu ihrem Vortheil verändert.

In Frankreich existirt ein eigenthümliches Buch, dessen Verfasser nicht genannt ist. Es heißt „die bürgerliche Köchin", ist ein ganz einfaches Kochbuch und wurde zum ersten Male im Jahre 1800 gedruckt. Seit dieser Zeit bringt es regelmäßig jedes Jahr 30,000 Francs ein, was jetzt bereits 1,050,000 Francs oder nach unserer Münze 280,000 Thaler beträgt. —

In Deutschland werden indeß jetzt auch hier und da Honorare gezahlt, die sich sehen lassen können. Wahrscheinlich ist es selbst in Frankreich noch nicht vorgekommen, daß ein Autor für einen einzigen Octavband in kurzer Zeit ein Honorar von nahe an 100,000 Francs erhalten hat, wie dies dem Verfasser eines bekannten populären Werkes zu Theil geworden ist.

Mutterliebe. Im Juni dieses Jahres begab sich von dem Städtchen K. eine Deputation des dasigen Gerichtsamtes mit den Gerichtsärzten nach dem nahen Dorfe H., um den Thatbestand eines Selbstmordes zu untersuchen. Es hatte nämlich dort die sechszigjährige Frau S. durch Erhängen den Tod gefunden. Die Frau S. lebte auf dem Gute ihres Stiefsohnes mit diesem und seiner Familie im besten Einvernehmen, sie war im Dorfe allgemein geachtet und hatte sich anscheinend wohlbefunden. Einige Tage vorher war sie erst noch durch einen Brief ihres einzigen leiblichen Sohnes erfreut worden, der in Frankfurt als Gärtner lebte. Er hatte ihr geschrieben, daß er Gelegenheit habe, sich gut zu verheirathen und sich als Gärtner zu etabliren. Und doch hatte die Frau S., ohne jemals über Lebensüberdruß geklagt zu haben, ohne sich mit ihrem Stiefsohne und dessen Familie vorher entzweit zu haben, in deren Abwesenheit sich das Leben genommen. Es war kein Motiv dieser That zu finden, man mußte eine plötzlich eingetretene Geistesstörung annehmen.

Bei sehr vielen Selbstmordfällen ist man eben genöthigt, an eine Geistesstörung zu denken, wenn der Tod unter günstigen Verhältnissen gesucht wird, wenn der Vater aus dem Kreise einer geliebten Familie auf diese Weise scheidet; oft mögen aber hier doch andere Ursachen vorhanden sein, die den Mitmenschen für immer verborgen bleiben. In dem erzählten Falle sollte sich bald ein anderer Grund finden. Zufällig bekam man bald darauf im Wirthshaus näheren Aufschluß über den Inhalt des Briefes aus Frankfurt, welchen die Verstorbene von ihrem Sohne einige Tage vorher erhalten hatte. Es bestätigte sich, daß ihr Sohn jetzt eine sehr gute Gelegenheit habe, sich zu verheirathen und eine eigene Gärtnerei zu gründen, daß er aber hierzu sein Vermögen von fünfhundert Thalern sogleich haben müsse, wolle er diese günstige Gelegenheit nicht versäumen. Weiter erfuhr man, daß jene fünfhundert Thaler auf dem Gute seines Stiefbruders in H., wo seine Mutter lebte, ständen und daß sich der Stiefbruder geweigert, das Geld jetzt auszuzahlen, da er dies nach dem Testamente seines Vaters erst nach dem Tode der Mutter zu thun brauche.

Muß man nun nicht statt eines Verbrechens Großmuth in diesem Selbstmord finden, wodurch die Mutter vielleicht eine Anzahl Jahre opfert, um ihrem Sohne nicht die günstige Gelegenheit zu seinem Unterkommen entgehen zu lassen? V. H.

Theecultur in den Vereinigten Staaten. Ein sehr strebsamer Pflanzer in Georgia Namens Beecher hat seit dem Jahre 1850 versuchsweise Thee angepflanzt und hat die Genugthuung zu bemerken, daß seine Mühe mit Erfolg gekrönt wird. Seine Pflanzen gedeihen vortrefflich, die Qualität des Ertrags ist eine sehr gute und steht in Nichts der des chinesischen Thees nach. Wie in ihrer Heimath verlangen die Pflanzen nach dem dritten Jahre, wenn sie bis dahin mit der nöthigen Sorgfalt behandelt worden sind, keine weitere Pflege mehr und beginnen einen Ertrag von drei- bis vierhundert Pfund pro Acker (160 Quadrat-Ruthen) zu geben. Zwanzig Jahre lang dauert die Ertragsfähigkeit der Theepflanze aus und weder nasses noch trocknes Wetter, weder Stürme noch Insecten afficiren sie im Mindesten. Beecher hat bereits mehrere seiner Nachbarn zu gleichem Streben veranlaßt, und es wäre leicht möglich, daß wir in nicht ferner Zeit amerikanischen Thee auf unserm Markte sehen. W.

In der freien Natur. „Wer von den Anstrengungen und Mühsalen seiner Geschäfte sich erholen, wer von dem Lärm und Streit der Parteien sein Herz erleichtern, wer überhaupt einmal frei und leicht aufathmen, sich idyllisch wohl und glücklich fühlen will, der lese und versenke sich in die Naturschilderungen von Carl Ruß." Mit diesen Worten des alten, als eisenfester Kämpfer für deutsche Interessen, für Wahrheit und Recht bekannten Generalconsuls Sturz empfehlen auch wir das neueste Werk unseres Mitarbeiters: „In der freien Natur" (Berlin bei Max Böttcher) mit seinen lebenswahren und poetischen Schilderungen aus der Thier- und Pflanzenwelt, unsern Lesern auf das Wärmste.

Deutsche Nordfahrt. Nachträglich erfahren wir durch eine Mittheilung aus der Geographischen Gesellschaft zu Berlin, daß Preußen vielleicht eines seiner Kriegsschiffe zu der beabsichtigten deutschen Nordfahrt leihen wird, dagegen für die Kosten der Bemannung und der auf eine Dauer von acht Monaten berechneten Expedition selbst, die auf etwa 220,000 Thaler veranschlagt werden, nicht aufzukommen gesonnen ist. Es würde also diese Summe immerhin vom deutschen Volke aufzubringen sein.

Zur Nachricht!

Mit Nummer 52 schließt das vierte Quartal unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

Leipzig, im December 1865. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 52. 1865.



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

An unsere Leser.

Mit Genugthuung können wir auch auf den Jahrgang unseres Blattes zurückblicken, dessen letzte Nummer wir hiermit vorlegen. Sowohl hinsichtlich der Urtheile der Presse als hinsichtlich des geschäftlichen Aufschwungs haben wir nur Erfreuliches zu berichten. Alle die zahlreichen Nachahmungen und Anfeindungen der Gartenlaube haben nicht vermocht, die Zahl ihrer Abonnenten auch nur um einen einzigen zu vermindern, vielmehr sind ihr seit Anfang dieses Jahres wiederum mehrere Tausend — nahe an [illegible] — aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes und aus der fernsten Fremde, von überall her, wo Deutsche leben, neu zugeflossen. Es ist dies ein Erfolg, der uns wohl mit Befriedigung erfüllen darf — thut er doch dar, daß wir nach wie vor dem Publicum zu bieten bestrebt waren, was es von einer Zeitschrift, wie die unsrige, zu erwarten berechtigt ist — der uns aber auch anspornen wird, dem Ideale eines Volks- und Familienblattes, wie es uns vorschwebt, immer näher und näher zu kommen.

Die Namen der Mitarbeiter unserer Zeitschrift sind unsern Lesern bekannt und werth. Die nächsten Beiträge von **R. Benedix**, **Beta**, **Bock**, **Brehm**, **Brunold**, **Fr. Gerstäcker**, **Guido Hammer**, **Georg Hiltl**, **M. von Humbracht**, **Alfred Meißner**, **E. Polko**, [illegible] **Richter**, **Carl Ruß**, **Johannes Scherr**, **Arnold Schloenbach**, **Levin Schücking**, **Hermann Schmid**, **Schmidt-Weißenfels**, **Schulze-Delitzsch**, **Ludwig Steub**, **J. D. H. Temme**, **Albert Traeger**, **Carl Vogt**, **Ludwig Walesrode**, **Franz Wallner** u. A. [illegible] zur Seite gestanden, in dessen erstem Quartale u. A. und neben einem reichhaltigen Feuilleton die nachverzeichneten interessanten Artikel Aufnahme finden werden:

[illegible] Novelle von E. Marlitt. — Eine Novelle von Levin Schücking. — Der Dommeister von Regensburg. Erzählung von Herman Schmid. — Der Frankfurter Advent. Historische Novelle von Bernd von Guseck. — Die Nachtwandlerin. Novelle von Theodor Mecklenburg. — Ein Hochzeitsgast. Schleswig'sche Geschichte von J. D. H. Temme. — [illegible] Mit Illustrationen von [illegible]. — Die Schwestern der [illegible]. Episode aus der neueren französischen Geschichte, erzählt von Johannes Scherr. — [illegible] Mit Illustrationen. — Ein [illegible]. Mit dem Portrait von David Friedrich Strauß. — [illegible] Von Carl Vogt. Mit Abbildungen. — Ein deutsches Casino in Amerika. Originalmittheilung aus Baltimore. Mit Illustrationen. — [illegible] Mit Illustrationen. — Ein ungarisches [illegible]. Mit drei Illustrationen. — Die Geheimnisse deutscher [illegible] 1. [illegible] 2. Die [illegible]. Von Otto Glagau. — [illegible] Mit Illustrationen. — Der kranke Dichter des Wallfahrer. — Bilder von der deutschen Landstraße. III. Kleine Leute. — Aus dem Tagebuche eines [illegible] Laien. II. — [illegible] Mit Illustrationen: Abbé Liszt vor [illegible] — [illegible] Aus den Mittheilungen eines [illegible]. — Im [illegible]. Skizze aus der Münchner Künstlerwelt. Mit Illustrationen von Th. Pixis. — Aus dem Tagebuche eines Arztes. — Bilder und Scenen von Max Ring. — Deutschlands große Werkstätten. III. Die [illegible] eines [illegible]. Mit Illustrationen. — Ein Novellist der Gartenlaube. Mit Portrait. — Die [illegible]. Mit Illustrationen von [illegible]mann. — Die [illegible]. Mit Abbildung. — Enthüllungen aus den Werkstätten der Tagespresse. Von H. [illegible]. — Aus dem englischen [illegible]. — Der [illegible]. Von F. [illegible]. — Der autographische Telegraph. Von A. Herzberg. Mit Abbildungen. — [illegible] in Potsdam. — Ein Originalbrief der Rachel. — Der [illegible] als [illegible]. — Aus den Mittheilungen eines [illegible]. — Die [illegible]. Mit Illustrationen. — Zwei, die sich wiedersehen. Von E. Schmidt-Weißenfels. — Aus dem Tagebuche eines Verbannten. 2. [illegible] Flucht aus der Citadelle von Landau. — Land und Leute: Auf der [illegible] in Hessen. Mit Illustration von [illegible]. — Der [illegible]. Geschichtliche Skizze von George Hiltl. — Beim [illegible]. Von Fr. Hofmann. — Die ehemaligen [illegible]. Von A. Levin. Mit Illustrationen. — Ein [illegible]. Von Leopold v. Sacher-Masoch. — Der Vater des [illegible]. Von L. A. Frankl. Mit Portrait. — Aus den Landen des verkauften Bruderstammes. Von Otto Glagau. — Bilderschau in meinem Zimmer. Von Franz Wallner. — Kleine Ursachen, große Wirkungen. Von Bock. — Ein javanischer Bruno. Originalmittheilung aus Surabaya. — Die [illegible] Folgen der Arbeitertheilung. Von Schulze-Delitzsch.

Leipzig, im December 1865.

Die Redaction.

Unverhofft.

Erzählung von **Melchior Meyr.**

(Schluß.)

„Werden denn aber Sie glücklich sein, Marie?“ fragte Richard nach einer Pause. „Sie ziehen zu einem alten Menschenfeind. Was können Sie dort finden?“

„Nicht viel,“ entgegnete sie. „Aber was ich brauche, das bringe ich mit.“ Und als er sie fragend anschaute, setzte sie hinzu: „Ein zufriedenes Herz.“

Richard betrachtete sie, wie um ihre Gedanken zu erforschen. „Wer zufrieden ist, hat, was er wünscht. Haben Sie das?“

„Fast möcht' ich sagen, ja! Denn ich bin dahin gekommen, zu wünschen, was ich habe. Allem, was mir versagt ist, habe ich entsagt. und was ich habe, ist mir nun Alles."

Richard schüttelte den Kopf.

„Ich habe wenig," fuhr sie fort, „es ist wahr. Fast gar nichts! Dafür habe ich aber eine Seele, die in sich selber glücklich zu sein vermag. Und diese findet ihre Rechnung gerade in der Einsamkeit."

„Wird sich dort Ihr Glück nicht erschöpfen?" entgegnete der junge Mann, dessen Mienen immer mehr eine Absicht auszudrücken schienen. „Wir können viel für uns allein, glücklich sind wir aber nur, wenn ein Andres mit uns glücklich ist."

Eine Röthe ging über die Wangen des Mädchens, ein wehmüthiges Lächeln über ihre Lippen. Aber sie faßte sich und erwiderte mit Güte: „Das muß Ihre Empfindung sein, lieber Vetter. Aber für jeden Verlust, für jeden Mangel giebt es in diesem Leben einen Ersatz, und darum ist nicht nur das Eine möglich, sondern auch das Andre. Sie haben einen leidenschaftlichen Trieb zur Thätigkeit — und den Boden dazu. Sie lieben — und sind geliebt. Ihnen muß es wohl so vorkommen, als ob man nicht glücklich sein könnte ohne einen schönen eigenen Wirkungskreis und — ohne Gegenliebe. Aber doch kann man's. Was uns die Welt versagt, das ersteht in unserm Innern, das giebt sich unsere Seele. Etwas giebt uns doch auch die Welt — und wir hängen um so treuer an dem Wenigen, wir beuten es um so liebevoller aus. Der Arme findet sein Glück, indem er seine Pflicht erfüllt. Und — wer nicht geliebt wird, der findet sein Glück, indem er liebt."

Richard sah für sich hin. „Kann man lieben ohne Gegenliebe?" sagte er dann.

Marie schaute ihn mit einem Blick des Vorwurfs an.

„Ich will besser fragen," sagte er. „Kann man fortfahren zu lieben — kann man ausdauern in der Liebe ohne Gegenliebe?"

Sie nickte mit einer Miene, die nicht ohne Bitterkeit war.

„Sie reden wie ein Mann. Kennen Sie keine Beispiele? Nicht nur Frauen, auch Männer haben so geliebt!"

„Dann will ich Ihnen auch das zugeben," erwiderte er. „Aber Sie lassen die Liebe glücklich sein ohne Gegenliebe. Glücklich! Ist das möglich?"

„Wenn man wahrhaft liebt," entgegnete Marie mit einem Eifer, der sie erröthen machte, „ja. Was ist die Liebe denn anders, als das tiefste und schönste Gefühl, die seligste Empfindung? Was ist sie anders, als Glück? Wenn sie aber nach Erwiderung trachtet und der Mangel daran ihr Herzeleid schaffen muß, so ist der wahren Liebe dieses Herzeleid süß und theuer, und sie würde es nicht lassen um alle Güter der Erde. Die Liebe, die nicht geliebt wird, giebt das Edelste hin, ohne Etwas dafür zu empfangen, sie ist großmüthig, hochherzig, und das ist ein stolzes, trostreiches Gefühl. Nein," fuhr sie mit wachsender Erregung fort, „die wahre Liebe kann nicht unglücklich werden durch Mangel an Gegenliebe. Sie ist zu reich, zu groß, zu uneigennützig, zu göttlich dazu. Sie wünscht dem Geliebten alle Genugthuung, alle Freuden des Lebens. Sie sorgt für ihn, sie lebt in ihm, und wenn sie alle seine Wünsche erfüllt sieht, dann hat sie selber Alles, was sie begehrt, und sie ist glücklich — ganz glücklich!"

Mit dem Mädchen, indem es so sprach, war eine Verwandlung vor sich gegangen. Die in sich gekehrte, verzehrte, verzagte, schüchterne Marie war verschwunden, eine Andere war an ihre Stelle getreten. Die Entsagung, die sie sich abgerungen, der Sieg über sich selbst, die Aufregung des Moments, der Gang des Gesprächs hatten die ganze Schönheit ihres Gemüths, den ganzen Adel ihres Charakters entbunden. Die innerste Kraft ihrer Seele war einer Flamme gleich in ihr emporgestiegen, hatte die Gestalt aufgerichtet und durchglänzte, durchglühte ihr Angesicht. Die Geister der Jugend, die Geister der Liebe siegten in ihr, die Welkende stand als eine Blühende da.

Richard betrachtete sie mit Staunen. Ernste Bewegung, Hochachtung sprach aus seinem Blick. Sein Herz begann zu klopfen und eine schauer-süße Empfindung bebte darin. Allein er hielt an sich. „Wer so liebt," entgegnete er, „der kann es aber nicht ungeliebt. Es ist unmöglich. Zu solcher Liebe kommt die Gegenliebe und mit ihr doch erst das wahre Glück."

Marie lächelte mit Ueberlegenheit, nachsichtig. „Sie können von Ihrem Gedanken nicht abkommen. Und am Ende haben Sie Recht. Liebe und Gegenliebe zusammen sind doch erst das Beste, das ganze Glück, das Vollkommene. Ihnen, ich muß es annehmen, ist dies geworden. So freuen Sie sich denn und genießen Sie Ihr Glück. Ihre Freunde, glauben Sie das, freuen sich mit Ihnen."

Richard betrachtete sie mit unwiderstehlichem Entzücken. „Sie ist ein Engel!" rief es in ihm. „Und sie liebt mich. Ja, sie liebt mich! Das Unerwartetste — ein Wunder ist für mich geschehen."

Auch er war ein Anderer geworden. Die tiefsten, zartesten Gefühle hatten sich erschlossen in seinem Herzen und wurden herrschend in ihm. Geist, Güte, Glück verschönten, verklärten sein Angesicht.

Marie war einen Schritt näher getreten. Mit einem eigenen Lächeln, bittend, fast schmeichelnd sagte sie: „Mein lieber Freund, ich scheide. Ich ziehe mich von hier aus in ein Asyl zurück, das so gut ist wie ein Kloster. Ich komme mit Niemand in Verkehr — und ich kann schweigen. Sagen Sie mir, zum Abschied, den Namen Ihrer Braut. Vertrauen Sie mir und thun Sie mir auch Etwas zu Liebe. Wer ist sie?"

„Wer sie ist?" wiederholte er, während sein Herz mächtig pochte, zögernd.

„Sagen Sie mir's!" rief sie. „Sie zaudern. Muß es denn ein Geheimniß bleiben?"

„Nein!" rief Richard entschlossen, mit leuchtenden Augen. „Für Sie nicht, für Niemand mehr. Alle Welt soll Diejenige kennen, die ich liebe und ewig lieben werde."

Marie, mit bebender Lippe, rief: „Der Name?"

Richard ging auf sie zu, faßte ihre beiden Hände und rief: „Du bist's, Marie! Du, und keine Andere. Das liebste, edelste, beste Geschöpf. Du, ja Du, wenn Du mich nicht verschmähst!"

Das Mädchen war erschrocken und jäh erbleichend zurückgefahren. Aber der Blick Richard's und der Ton seiner Stimme hatten etwas unwiderstehlich Ueberzeugendes. Die Röthe kehrte wieder. Sie stand wie eine Rose, selig glühend, alle Wonnen der Liebe strahlten aus ihren Augen. Dennoch entgegnete sie: „Richard, um's Himmelswillen, das Wort Ihrer Mutter —!"

„War eine Erfindung, um die Heuchlerinnen zu entlarven, die gekommen waren, ihren Sohn zu betrügen. Eine Täuschung, die ich segne, denn ich danke ihr das höchste Glück meines Lebens." Er schaute sie an, lächelnd, strahlend, und rief: „Liebst Du mich aber auch, Marie? Liebst Du mich wirklich?"

„O," rief die Ueberglückliche, „namenlos!"

Und Richard umfaßte, küßte sie und sagte feierlich: „So bist Du meine Braut."

Im Saal war es stille. Eine Weile dauerte das Schweigen. Plötzlich, vom Gange, ließen sich Tritte hören.

„Die Mutter! Deine Mutter!" flüsterte Marie. „Was wird sie sagen?"

Der Liebende lächelte stolz. „Du bist mein," sagte er, „alles Uebrige ist meine Sache."

„Es sind Mehrere," versetzte das Mädchen horchend.

„Ah!" rief er, „man wird Abschied nehmen. Tritt ein wenig auf die Seite. Es gilt vorerst noch eine kleine Komödie, spielen wir sie."

Marie entfernte sich von ihm. In ihrer Haltung lag bei dem tiefsten innern Glück eine Bescheidenheit, eine Ergebung, die Niemand hätte spielen können.

4.

Die Thüre ging auf. Frau von Hainsfeld, vom Gange hereinsehend, sagte: „Er ist da, haben Sie die Güte."

Und es erschienen und traten herein die Generalin und Bernhardine, die Geheimräthin und Juliane. Die Baronin folgte ihnen und ging auf ihren Sohn zu.

„Richard," begann sie, „wir sind in einer schlimmen Lage. Die Herrschaften kommen zu mir und machen mir die größten Vorwürfe. Ich hätte mir einen frevelhaften Scherz mit ihnen erlaubt; ich hätte sie getäuscht, beleidigt. Keine Rede davon, daß Du verlobt wärest. Das hätten wir nur erfunden, um sie irre zu führen und zu verhöhnen."

Juliane, feierlich, mit dem Ansehen einer erwählten Sprecherin, trat vor und sagte zu Richard: „Ja, Herr von Hainsfeld, das

haben wir gesagt und mit Recht. Die Braut, das ‚in jeder Hinsicht vorzügliche Mädchen', wie sie uns geschildert worden ist, existirt nicht. Sie haben mit uns Komödie gespielt, Sie haben unsere heiligsten Gefühle mißleitet, geäfft. Wie konnten Sie uns das thun? Womit haben wir eine solche Behandlung verdient? Wir sind von Ihnen und Frau von Hainsfeld unverzeihlich gekränkt."

„Es ist neu," versetzte Bernhardine, „daß man von der Residenz auf's Land kommt, um sich hier zum Besten haben zu lassen."

„Es ist ein Affront!" rief die Generalin.

„Es ist ein gänzliches Verkennen der Rücksichten," fügte die Geheimräthin hinzu, „die man uns schuldig gewesen wäre."

Die Baronin stand mit entschlossener Miene. „Meine Damen," versetzte sie. „Sie sind im Irrthum. Ich werde es Ihnen beweisen und Sie überzeugen. Mein Sohn," fuhr sie zu Richard gewendet fort, „Du siehst, das Geheimniß ist nicht länger zu bewahren. Du mußt Dich entschließen, den Namen Deiner Braut zu nennen, damit jeder Zweifel in den Herzen unserer werthen Verwandten getilgt werde. Du mußt. Es geht nicht mehr anders."

Mit einem Blick, welcher die Andern um Erlaubniß bat, nahm sie Richard bei der Hand und führte ihn an's Fenster. Hier, flüsternd, sagte sie: „Mein Freund, mach' kurzen Proceß. Die Susanne, die kleine Kröte, muß etwas erhorcht und uns verrathen haben. Betrachten wir's als eine Schickung und benutzen wir sie. Sag' ihnen: meine Braut ist Auguste von Bolzen. Ich sende dem alten Herrn sofort einen Brief, heute noch machen wir unsern Besuch, und Deine Bräutigamschaft ist eine Wahrheit. Sei ein Mann, handle kühn und rasch.

Richard erwiderte: „Ich werde handeln!"

„Gott Lob!" hauchte die Baronin, indem das Roth der Freude sich über ihre Wangen goß.

Mit edlem Anstand vortretend begann Richard: „Meine verehrten Damen! Sie wissen als Leserinnen der Journale, es giebt ‚verfrühte Nachrichten'. In dem Geiste derjenigen, die sie verkünden, ist eine Ahnung von dem erstanden, was sein soll und kommen wird. Ergriffen von der Schönheit des Gedankens, sehen die Lebhaften ihn schon erfüllt, obwohl die Erfüllung erst vorbereitet oder nur angebahnt ist, und sie melden in ihrem Eifer ein fait accompli! Zu diesen lebhaften, prophetischen Geistern gehört meine liebe Mama. Und so ist es ihr begegnet, Ihnen zu sagen, ich sei Bräutigam. Ich widersprach nicht. Ich stand hart an dem Moment, wo ich Bräutigam sein sollte, mich leitete das überwältigende Gefühl der nächsten Zukunft. Und siehe da, ihr prophetisches Wort — in der Spanne Zeit, in der wir uns nicht mehr gesehen haben — ist schon Thatsache geworden. Ich bin Bräutigam, glücklicher Bräutigam! Die Gratulationen, die Sie mir gegönnt haben, sind mit nichten profanirt, sie ehren ein wirkliches, ein Ihrer freundlichen Sympathie vollkommen würdiges Verhältniß."

„Den Namen, Herr Cousin!" rief Bernhardine mit nicht mehr zu haltender Ungeduld. „Nennen Sie uns den Namen!"

„Es ist ein Name," versetzte Richard, „den Sie kennen. Und die Trägerin ist in Wahrheit ‚ein in jeder Hinsicht vorzügliches Mädchen', an Schönheit und Tugend so reich, wie nur jemals —"

„Das versteht sich von selbst," fiel Juliane ein. „Aber so nennen Sie doch den Namen!" rief sie, indem ihre Gefühle dem Gesicht fast ein böses Gepräge gaben.

Die Baronin weidete sich an dieser leidenschaftlichen Ungeduld. Sie freute sich des Humors, womit der Sohn die selbstsüchtigen Schönen hinzuhalten und zappeln zu lassen schien. Sie war ein Weib, sie schwelgte im Bewußtsein ihrer Erfolge und ließ sich, nachdem die Dinge nun einmal soweit gekommen waren, das auch ohne allen Zwang ansehen.

„Der Name," entgegnete Richard, „soll Ihnen genannt werden." Mit ernstem, beinahe feierlichem Ausdruck setzte er hinzu: „Nicht nur den Namen sollen Sie hören, Sie sollen die Verlobte selber kennen lernen." Und indem er auf sie, die völlig unbeachtet bei Seite gestanden hatte, zuging, sagte er: „Hier ist sie, Marie von Weiden, meine über Alles geliebte Braut, in wenigen Wochen, so Gott will, meine Frau!"

Er faßte die Rechte der demüthig Erröthenden, Wonnebangen und stand neben ihr.

Nun war die Reihe, fassungslos zu erschrecken, an Frau von Hainsfeld. Sie hatte sich auf den Moment, wo der Name „Auguste von Bolzen" ihr einen köstlichen Ohrenschmaus bereiten sollte, man kann beinahe sagen, kindisch gefreut. Und nun hörte sie, unglaublich, undenkbar, „Marie von Weiden"! Sie sah den Mannesernst des Sohnes, die vollkommene Entschlossenheit, womit er neben ihr stand, sie mußte es glauben. Mit einem Gesicht, dessen schönes Roth sich in fahles Blau verwandelt hatte, starrte sie auf das Paar. Jedes Begriffes, jedes Entschlusses beraubt, schwieg sie; das vernehmliche Athmen und das Wogen ihrer Brust verriethen einen kaum zu bändigenden Tumult ihres Herzens.

Die Damen aus der Residenz waren durch diese Wendung zuerst nicht viel weniger betroffen. Aber bald — und auch diesmal in wundersamer Harmonie — erschien ein spöttisches Licht in den vornehmen Gesichtern und aus den Augen gingen überlegene Blicke. Sie sahen die Bestürzung, die Pein derjenigen, in welcher sie doch ihre eigentliche Gegnerin erkennen mußten, und der Honig der Rache labte die Verlangenden. Der Ausgang hatte in seiner unglaublichen Unmotivirtheit, in dem Mangel alles Glanzes hinsichtlich der Erwählten für sie etwas Humoristisches, um nicht zu sagen Komisches. Die Seelen der Hochgestellten erinnerten sich ihres Werthes, sie fühlten sich fähig, das Ereigniß von oben zu betrachten, und nicht nur die uranfängliche Würde, sondern fast Genugthuung kehrte in ihre Mienen zurück. Die Töchter lächelten, die Mütter lächelten, und den wirklichen Hergang ahnend, betrachteten sie ebenfalls ohne allen Zwang die gestrafte „Intrigantin" mit inniger Schadenfreude.

Aber schon streckte sich vor diese der Schild, der sie gegen die zu erwartenden Pfeile decken sollte.

Richard, mit der Geliebten, trat vor die mit sich selbst Ringende und sagte: „Liebe Mama, wir bitten Dich nun um Deine gütige Zustimmung. Die gepriesene Jungfrau, die Du angekündigt — hier ist sie. Du hast mir heute früh noch Marie von Weiden als diejenige genannt, die Du für mich andern, gleichfalls ausgezeichneten jungen Damen vorzögest, ich habe sie gewählt und ich erwarte von Deiner Liebe die freudige Bestätigung, die meiner Wahl erst die Weihe giebt."

„Verehrte, liebe Base," rief Marie bittend mit ihrem süßesten Ton, mit dem holdesten Aufblick ihrer braunen Augen.

Die Baronin erkannte, daß die Zustimmung das Einzige sei, was ihr übrig blieb. Sie war im Grunde eine gute Frau, und blinde Hartnäckigkeit lag weder in ihrem Temperament, noch in ihrem Charakter. Die schöne, rührende Leidenschaft des jungen Paares machte Eindruck auf sie und nebenbei war ihr der Gedanke höchst erfreulich, die Damen, deren boshafte Blicke sie wohl bemerkt und schmerzlich gefühlt hatte, nun ihrerseits recht schmerzlich beschämen zu können. Auguste war unmöglich, Marie unumgänglich, in Gottes Namen!

Würdevoll ergriff sie die Holdselige bei der Hand, zog sie an ihr Herz, umarmte, küßte sie auf die Stirn und rief gerührt: „Du bist meine liebe Tochter."

„Mutter!" rief der Sohn mit leuchtendem Danke.

„Mutter!" wiederholte Marie, indem Thränen in ihre Augen drangen.

Die Damen waren in Folge dieser Scene ernster geworden, hatten sich aber nicht dadurch täuschen lassen. Sie wußten, daß die Frau nur gute Miene machte, und die Genugthuung ihrer Seelen konnte ihnen daher nicht ganz entrissen werden. Die Generalin, mit einem Gesicht, das hinter seiner Artigkeit unvertilglichen Unglauben ausdrückte, näherte sich der Gruppe und sagte: „Nehmen Sie denn unsere Glückwünsche auf's Neue und glauben Sie an unser erhöhtes Mitgefühl. Sie werden glücklich sein, Richard von Hainsfeld. Denn immer sind es diejenigen gewesen, die sich mit ihren Ansprüchen in bescheidenen Grenzen gehalten haben."

Das glückliche Paar, der Verletzten die Genugthuung dieses Wortes gönnend, dankte erheitert.

Jene wandte sich hierauf zur Mutter und sagte: „Erlauben Sie mir noch eine kleine Bitte. Sie kennen die Gründe, die uns zwingen, Hainsfeld heute noch zu verlassen. Ich wünsche nun aber ein Andenken an unsern Aufenthalt zu besitzen und möchte darum von hier Etwas mitnehmen."

„Befehlen Sie," rief die Baronin. „Was ist es?"

„Ihr Stubenmädchen Susanne," versetzte die Generalin. „Die Kleine gefällt mir, und wenn Sie die Freundlichkeit hätten —"

„Gern," erwiderte Frau von Hainsfeld mit beinahe durchbrechender Schelmerei, „obwohl ihre Dienstzeit erst in vierzehn Tagen aus ist, so will ich sie doch, Ihnen zu Liebe, sogleich ziehen

lassen. Das Mädchen hat Fähigkeiten, aber sie passen weniger für das Land, als für die Residenz, und ich bewundere den Scharfblick, womit Sie das augenblicklich erkannt zu haben scheinen."

Man bedankte, beglückwünschte sich noch einmal, und die Damen empfahlen sich.

Die Drei standen zusammen und drückten sich die Hände und lächelten glücklich. Die Bitte der Generalin hatte dem Humor der Mutter nicht geschadet.

Die Thür ging wieder, und es erschien Frau von Weiden. Mit einem Blick auf die Tochter rief sie: „Du bist noch hier, Marie? Ich suchte Dich. Der Brief an den Onkel ist geschrieben, und ich wünsche, daß Du selbst einige Zeilen hinzufügtest."

Man kam ihr entgegen. Die strahlenden Gesichter mußten ihr auffallen.

„Liebste Base," sagte Richard, „zerreißen Sie den Brief wieder. Wir schaffen dem alten Herrn so schnell als möglich eine ausgezeichnete Wirthschafterin. Aber Sie und Marie bleiben hier, wenn Ihre Güte den Bitten der Liebe sich fügen will. Marie als Herrin von Hainsfeld, Sie als meine höchstverehrte Schwiegermutter."

Die Frau starrte ihn an. Das war ein Glück, zu groß, um es gleich fassen zu können.

Die Tochter ging auf sie zu, umarmte sie und rief, an ihrem Halse zugleich jubelnd und weinend: „Ich bin seine Braut. Glaub' es und gieb uns Deinen Segen."

Thränen im Auge umarmte die Gute die Kinder, wünschte alles Heil auf ihre Häupter herab und fiel der gerührten Freundin um den Hals. Dann, sich sammelnd, rief sie: „Aber wie ist das möglich gewesen? Wie ist's gekommen?"

„Unverhofft," entgegnete Marie, „sehr unverhofft."

„Unverhofft," wiederholte Richard, „wie uns eben die höchsten Geschenke des Himmels zu kommen pflegen. Unverhofft, aber nicht unvorbereitet. Wenn Zwei sich verbinden, die auf's Innigste fühlen, daß sie ohne einander nicht zu leben vermöchten, dann ist die Ehe im Himmel geschlossen und hat kommen sollen, kommen müssen. Gott sei Dank, der's uns zu rechter Zeit erkennen ließ!"

Auch ein Verbrecher aus Ehre.

Aus den Erinnerungen eines preußischen Beamten.

Niemals habe ich in meinem Leben den Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung tiefer empfunden, nie die schwere Verantwortung meines Berufes mehr gefühlt, als bei einem traurigen Ereignisse, das in den ersten Jahren meiner Amtsführung stattgefunden. Beim Durchblättern des Gefangenenjournals stoße ich auf die kurze Notiz: „Johann Koch, früher Flurschütz, fünfundfünfzig Jahre alt, wegen Mords zum Tode verurtheilt und von Sr. M. dem König zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt." Wie dürftig, nichtssagend, schablonenhaft erscheinen diese kurzen Bemerkungen, hinter denen sich ein furchtbares Geschick, eine große sociale Tragödie verbirgt! Muß man nicht dabei an einen gemeinen Verbrecher glauben? und doch war dieser Unglückliche nur ein Opfer der Verhältnisse und seiner Zeit.

Vor meinen Augen steht das Bild eines kräftigen gedrungenen Mannes in der kurzen, grauen Sträflingsjacke, mit gebräuntem Gesicht, dessen offene, gutmüthige Physiognomie eher alles Andere, als einen Mörder verrieth. Seine straffe, militärische Haltung zeigte den früheren Soldaten, aber nicht einen unserer heutigen Friedenshelden, sondern den alten, gedienten Krieger, der dem Tode oft genug unerschrocken in das Angesicht geschaut. Eine wilde Energie, ein trotziger Muth und das Gefühl der eigenen Kraft sprachen aus allen seinen Bewegungen, trotzdem war er gehorsam wie ein Kind, freundlich und unverdrossen, so daß ich mich nicht erinnere, je ein hartes Wort oder einen Tadel gegen ihn ausgesprochen zu haben. Er besaß in der That ein peinliches Pflicht- und Ehrgefühl, das leider nur selten in seiner Sphäre angetroffen wird, wo gerade das Gegentheil die Regel bildet.

Wie ich aus den Acten und seinen eigenen Mittheilungen erfuhr, war Johann Koch der Sohn eines nicht unbegüterten Bauern, der jedoch durch die unglücklichen Kriegsjahre, durch rasch sich folgende feindliche Einquartierungen und Requisitionen in seinen Verhältnissen nach und nach zurückgekommen war. Die nur zu sehr begründeten Klagen des Vaters erfüllten den heranwachsenden Knaben mit dem glühendsten Franzosenhaß. Als die Stunde der Befreiung schlug, war er einer der Ersten im Kampfe für das Vaterland. Körperlich kräftig, von Jugend auf an Entbehrungen gewöhnt, von Muth und Begeisterung erfüllt, fand er bald Gelegenheit, sich auszuzeichnen und die Achtung seiner Vorgesetzten zu gewinnen. Koch gehörte anfänglich zu dem bekannten Lützow'schen Freicorps, dessen Schicksale und Ruhm er theilte. Seiner ganzen Natur sagte das kühne Wesen und das frische Leben dieser Truppe weit mehr zu, als der spätere Dienst in dem regelmäßigen Heere. Hier galt noch der einzelne Mann, hier herrschte ein mehr cameradschaftliches Verhältniß und ein fröhliches Lagerleben, hier gab es Abwechselung, kecke Wagstücke, schlaue Ueberfälle, ritterliche Thaten, hier waltete vorzugsweise der Geist des Volkes und der Jugend, aus dem der heilige Freiheitskampf hervorgegangen war.

Unter den Augen des kühnen Lützow hatte Koch fast an allen hervorragenden Gefechten seines Corps Theil genommen und unter den vielen Tapfern sich hervorgethan. Später wurde er jedoch in das regelmäßige Heer eingereiht und einem Jägerbataillon zugetheilt. Bei Belle-Alliance schwer verwundet, mußte er mehrere Monate im Lazareth liegen bleiben. Als er endlich geheilt war, wurde er für den ferneren Dienst unbrauchbar erklärt und in Anerkennung der von ihm bewiesenen Tapferkeit mit dem eisernen Kreuz entlassen.

Nach vierjähriger Abwesenheit kehrte Koch in die Heimath und nach seinem Dorfe zurück. Er fand seinen Vater todt, die hinterlassene Wirthschaft vernachlässigt und mit Schulden belastet, so daß ihm nichts übrig blieb, als das Anwesen um jeden Preis loszuschlagen, da das baare Geld nach dem Kriege äußerst knapp geworden war. Ohnehin fehlte ihm jetzt Lust und Neigung, wieder ein Bauer zu werden. Bei seiner Gewöhnung an das frische Lagerleben mußte ihm das einförmige Dasein auf dem Dorfe, die beschränkte Existenz des Landwirths jetzt doppelt zuwider sein. Eine gewisse Ungebundenheit und Rastlosigkeit war ihm von seinem bisherigen Stande zurückgeblieben, so daß er sich nicht so leicht in die engen Verhältnisse seiner Heimath wieder finden konnte. Da ging Alles seinen alten, ruhigen Gang, als ob nichts in der Welt geschehen wäre, da hatte sich nichts verändert, während draußen das Ungeheuerste sich doch ereignet hatte. Man hatte zwar auch an dem Kampfe, aber nur aus weiter Entfernung, Theil genommen, manches Opfer an Geld und Gut gebracht, doch das war bald wieder vergessen und jetzt hatte jeder Mann völlig zu thun, um durchzukommen, die neuen Steuern aufzubringen, die alten Schulden abzutragen, die vernachlässigten Aecker zu bestellen, zu säen und zu ernten, zu bauen und zu schaffen vom Morgen bis zum Abend, von einem Sonntag bis zum andern.

Nur der heimgekehrte Koch fand keine ihm zusagende Beschäftigung, obgleich er es an Bemühungen darum nicht fehlen ließ. Ein Gesuch um den Posten eines Gerichtsboten oder Steuerbeamten wurde ihm trotz seiner glänzenden Zeugnisse und der Versprechungen, welche die Regierung den tapferen Freiheitskämpfern beim Beginn des Krieges gegeben hatte, unter dem Vorwande zurückgewiesen, daß ihm die nöthigen Kenntnisse mangelten, was allerdings leider der Fall war. Aber auch andere Stellen, die einen geringeren Bildungsgrad voraussetzten, wurden ihm abgeschlagen, weil die Zahl der berechtigten Bewerber zu groß war und ihm jede Protection, um die er sich allerdings auch nicht bemüht hatte, gänzlich fehlte. Während er aber bald hier, bald dort anklopfte und überall zurückgewiesen wurde, zehrte er allmählich die wenigen Groschen auf, welche ihm von der väterlichen Erbschaft übrig geblieben waren. Wollte er nicht als Bettler der Gemeinde zur Last fallen, so mußte er sich als Tagelöhner verdingen, woran ihn jedoch die nach seiner Verwundung zurückgebliebene allgemeine Körperschwäche verhinderte.

Seine Lage wurde noch peinlicher durch den Umstand, daß Koch in der Heimath ein Mädchen kennen gelernt hatte, das er

innig liebte und von dem er ebenso aufrichtig wieder geliebt wurde. Leider besaß seine Braut keine andere Mitgift, als ihre Schönheit, ihre Tugend und ihren Fleiß, so daß die von Beiden sehnlichst gewünschte Verbindung in weiter Ferne lag. Wenn aber die Noth am größten, pflegt auch die Hülfe am nächsten zu sein. Eines Tages, als Koch nach seiner Gewohnheit im Felde mit seinen traurigen Gedanken umherstreifte, hörte er plötzlich seinen Namen rufen. Als er aufblickte, sah er einen kräftigen Mann in grüner Pekesche vor sich stehen, dessen Gesicht ihm bekannt vorkam. Als dieser ihn mit freundlichen Worten anredete, erinnerte er sich sogleich an den Landwehrmajor, den er bei Leipzig durch einen rechtzeitigen Schuß vor dem sicheren Todesstreich eines französischen Kürassiers bewahrt hatte. Dieser reichte jetzt seinem Lebensretter, dessen Züge und Namen er in dankbarer Erinnerung behalten, herzlich die Hand, indem er ihn aufforderte, eine kurze Strecke mitzugehen. Unterwegs erzählte der Major, daß er nach dem Frieden seinen Abschied genommen und sich hier in der Gegend angekauft und zwar das in der Nähe liegende Rittergut erworben habe. Zugleich erkundigte er sich theilnehmend nach den Verhältnissen seines Begleiters, der nach einigem Zögern offen und unumwunden über seine verzweifelte Lage und seine vergeblichen Bemühungen um eine passende Stelle mit ihm sprach. Nachdem der Major ihm aufmerksam zugehört und einige Zeit nachgesonnen, bot er Koch das allerdings nicht glänzende, aber dessen Neigungen vollkommen zusagende Amt eines sogenannten „Flurschützen“ an, der eine Art ländlicher Polizei zu verwalten hat.

Koch schlug natürlich mit tausend Freuden ein und trat schon den nächsten Tag seinen Posten an. Einige Wochen später folgte ihm das geliebte Mädchen als seine Frau nach und bezog mit ihm das kleine Haus, welches der Major ihm eingeräumt hatte. So gering auch seine Einkünfte waren, so glücklich fühlte sich Koch in seinem neuen Wirkungskreis, der ihm gestattete, den ganzen Tag mit der Büchse im freien Felde herumzustreifen, den Wald zu inspiciren, zuweilen einen Hasen oder einen Flug Rebhühner für die Tafel des Gutsherrn zu schießen, einem Wilddieberei auf eigene Rechnung betreibenden Dorfhund das Lebenslicht auszublasen, oder eine im Felde verlaufene Kuh abzupfänden. Mit vielem Eifer betrieb er sein obrigkeitliches Amt, ohne darum in Härte auszuarten. Ein strenges Pflichtgefühl beseelte ihn bei allen seinen Handlungen und seine Gerechtigkeitsliebe entwickelte sich unter diesen Verhältnissen in einem hohen Grade. Der Major war mit ihm zufrieden und behandelte ihn mehr als einen guten Freund, denn als seinen Untergebenen. Von freien Stücken vermehrte er sein Einkommen, indem er ihm ein größeres Deputat bewilligte, als die Familie des Flurschützen sich mit der Zeit vermehrte. Koch hatte einen Sohn, der nach dem Vater schlug, und eine Tochter, welche ganz das Ebenbild der Mutter und sein erklärter Liebling war. Die Jahre vergingen so in ungetrübtem Frieden, der Knabe wuchs heran und wurde zum Soldaten ausgehoben, während das Mädchen für die schönste und fleißigste Dirne in der ganzen Gegend galt.

Auch der Major hatte einen Sohn, der in einer Cadettenanstalt erzogen wurde und mit der Zeit sein Lieutenants-Examen



Die letzte Flucht.
Originalzeichnung von Carl Joseph Litschauer.

machte. Der junge, schmucke Officier kam zum Besuch nach Hause und lernte bei dieser Gelegenheit die schöne Tochter des Flurschützen kennen. Aus Langeweile und da er keinen würdigeren Gegenstand für seine Galanterien fand, verführte er das unschuldige Mädchen, ohne viel an die möglichen Folgen zu denken. Als Koch durch seine Frau den Zustand seiner Tochter erfuhr und diese über die näheren Verhältnisse befragt hatte, zog er seinen Sonntagsrock an und knöpfte das eiserne Kreuz, das Zeichen seines ehrenvollen Verhaltens, in das Knopfloch. Darauf ging er auf das Schloß und verlangte den Major zu sprechen. In schlichten Worten und ohne alle Umschweife klagte er den Verführer seiner Tochter an und forderte von dem Vater die nach seiner Meinung und seinen hochgesteigerten Ehrbegriffen einzig mögliche Satisfaction, nämlich daß der Herr Lieutenant das von ihm gekränkte Mädchen zur Frau nehmen und somit ihre Ehre wieder herstellen sollte.

Der Major, der im Grunde des Herzens ein redlicher Mann war und die Schuld seines Sohnes nicht fortleugnen konnte oder wollte, suchte vergebens dem Flurschützen die Unmöglichkeit seiner Forderung vorzustellen, indem er ihn auf die Ungleichheit der Verhältnisse, des Ranges und Standes verwies. Koch hörte ihn ruhig an, ohne ihn zu unterbrechen, setzte aber allen seinen Gründen am Schlusse seiner Rede nur die einfache Frage entgegen, ob er ihn selbst für einen Ehrenmann und seine Tochter für schuldlos halte? Da der Major Beides zugestehen mußte, so wiederholte er von Neuem seine erste Forderung, mit dem Hinzufügen, daß der Rock des Königs, den sie Beide getragen, sie auch gleich gemacht habe, daß der Unterschied der Stände während des letzten Krieges aufgehört habe, wo der Fürst und der Bauer, der Reiche und der Arme in Einer Reihe für das Vaterland gekämpft und ihr Blut und Gut hingegeben. Er erinnerte ihn, wie er damals, als er ihm das Leben gerettet, auch nicht nach Rang und Stand gefragt, sondern seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, und sprach die Ueberzeugung aus, daß auch jetzt der Major wie ein Ehrenmann gegen den andern handeln werde.

Dieser, dem die Angelegenheit wirklich leid that, bot dem Flurschützen eine bedeutende Summe zur Entschädigung für die ihm zugefügte Beleidigung, und als dieser das Geld entrüstet zurückwies, verdoppelte und verdreifachte er sein Anerbieten. Koch blieb jedoch, trotzdem er ein armer Mann war, unerschütterlich und beharrte nach wie vor auf seiner Forderung mit einer Hartnäckigkeit, welche auch den Major immer mehr reizte, so daß dieser zuletzt die Geduld verlor und ihm eben so fest und bestimmt erklärte, daß, wenn selbst sein Sohn die Dirne heirathen wollte, er nun und nimmermehr seine Zustimmung zu einer so thörichten und unerhörten Verbindung geben würde. Bleich und stumm, ohne eine Drohung oder ein böses Wort gegen den Major auszustoßen, verließ Koch das Schloß und kehrte in sein Haus zurück, wo er seine bekümmerte Frau und die weinende Tochter fand. Ruhig zog er seinen Sonntagsrock aus und hängte ihn an den Nagel, ruhig forderte er das Mädchen auf, noch einmal an den Lieutenant zu schreiben und ihn an seine Schwüre und das ihr gegebene Versprechen zu erinnern. Da der Brief, wie zu erwarten war, ohne Antwort blieb, so ging der Flurschütz in der nächsten Woche nach der benachbarten Kreisstadt, um den Lieutenant, oder vielmehr, da derselbe noch minderjährig war, den Major beim Gericht zu verklagen.

Das war jedoch keineswegs so leicht, als es sich der arme Koch in seinem Gerechtigkeitssinn und bei seiner Unkenntniß der juridischen Formen vorgestellt hatte. Von einem Rechtsanwalt zum andern gewiesen, fand er endlich einen braven Justizcommissar, einen alten Freiheitskrieger vom Jahre dreizehn, der ihn anhörte, ohne im Voraus einen Geldvorschuß von ihm zu verlangen. Auch versprach er ihm, den Proceß zu führen, obgleich er ihm nur geringe Hoffnungen machte und deshalb zu einem gütlichen Vergleiche rieth. Davon wollte aber der Flurschütz nichts wissen, indem er sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache und die im Namen des Königs geübte Justiz verließ, da ja, wie er wußte oder zu wissen glaubte, das Gesetz ohne Ansehen der Person urtheilte und vor demselben nach seiner Meinung alle Bürger gleich waren. Natürlich konnte er unter diesen Umständen auch nicht länger in den Diensten des Majors bleiben; er gab daher seinen Posten als Flurschütz auf und zog wieder in sein Heimathsdorf zurück, wo ihm nichts übrig blieb, als das gerade offenstehende Amt eines Nachtwächters zu übernehmen, um sich mit den Seinigen nothdürftig durchzubringen.

Auch hier zeichnete er sich durch die strengste Pflichterfüllung aus, indem er, wie aus den Acten zu ersehen, wesentlich und mit Gefahr seines eigenen Lebens zur Entdeckung und Verhaftung einer gefährlichen Diebesbande beigetragen hatte. Die bei dieser Gelegenheit ihm ertheilte Prämie und die wenigen Ersparnisse wurden jedoch bald wieder von dem Proceß verschlungen, der unterdeß ruhig seinen Fortgang nahm. Ohne Murren brachte Koch diese Opfer, legte er sich jede Entbehrung auf, indem er von Tag zu Tag auf die Gerechtigkeit für seine unglückliche Tochter wartete. Nie kam eine Klage, noch weniger ein Vorwurf gegen sie über seine Lippen, da er von ihrer Unschuld vollkommen überzeugt war. So vergingen Wochen und Monate, bis endlich eines Tages der Gerichtsbote ihm das Erkenntniß einhändigte und dafür den letzten Groschen aus der Tasche des Armen nahm.

Mit zitternder Hand erbrach jetzt Koch das große Amtssiegel und las mit großgedruckten Worten den Namen des Königs. Dann schwammen und tanzten die Buchstaben vor seinen Augen, ein lauter Schrei entfuhr seiner bedrückten Brust und der starke Mann mußte sich an dem Tisch festhalten, um nicht zu sinken. Seine Klage war zurückgewiesen und er in die Kosten verurtheilt worden, weil nach dem Gesetz die Ehe eines Adligen mit einem Mädchen niederen Standes nicht zuläßig sei.

Nachdem er sich von seiner Schwäche erholt, warf er noch einmal einen Blick auf das unglückselige Papier, um sich zu überzeugen, daß er wirklich richtig gelesen und sich nicht getäuscht. Da stand es nach wie vor groß und breit: „Im Namen des Königs" und darunter „von Rechtswegen".

Koch stieß ein bitteres Gelächter aus, dann riß er das eiserne Kreuz aus seinem Rock und trat seinen höchsten Ehrenschmuck mit Füßen.

Am nächsten Tage wanderte er nach der Stadt, um sich die Bestätigung aus dem Munde seines Rechtsanwaltes zu holen. Dieser rieth ihm wohlwollend von jeder weiteren Appellation abzustehen, da sie ihm doch nichts nützen würde, dagegen eine Klage auf Alimentation und Entschädigung für seine Tochter einzureichen, zu der sein Gegner gesetzlich verpflichtet wäre. Koch schüttelte jedoch mit dem Kopf und dankte dem Justizcommissar für seine Bemühungen, da dieser kein Geld von ihm nehmen wollte. Zugleich erklärte er aber, daß ihm die Ehre seiner Tochter nicht für Geld feil sei.

Anscheinend ruhig kehrte er in seine Wohnung zurück und verrichtete nach wie vor seinen Dienst. Aber in seinem Innern tobte es um so heftiger und, wie er selbst dem Richter gestand, war seit diesem Tage eine vollständige Umwandlung mit ihm vorgegangen. Sein Gerechtigkeitssinn empörte sich gegen ein Urtheil, das allen seinen Anschauungen von Recht und Gesetz, allen seinen Begriffen von Ehre widersprach. Sein beleidigtes Vaterherz verlangte eine entsprechende Genugthuung, die ihm nicht zu Theil geworden. Als das Vaterland in Gefahr war, als der König rief, hatte er nicht gezögert und sein Leben ohne Besinnen eingesetzt, und jetzt hatte derselbe König, dessen Gerechtigkeit er angerufen, ihm die nach seinen Begriffen einzig mögliche Genugthuung versagt und seine Bitte nicht um Gnade, sondern nur um Recht im Namen des Gesetzes zurückgewiesen.

Das war zu viel und mehr als er zu ertragen vermochte. Wenn aber das Gesetz ihm nicht beistand, sein König ihn verließ, so blieb ihm nichts übrig, als sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen; er wollte keine Rache, sondern nur Recht üben. Mit diesem Gedanken beschäftigte er sich von nun an bei Tag und Nacht, während er sich äußerlich bei dem Ausspruche des Gerichts zu beruhigen schien. Mehrere Versuche des Majors, die ganze Angelegenheit gütlich beizulegen, blieben von ihm unberücksichtigt und als seine Frau eines Tages darauf anspielte, gerieth er zum ersten Mal in seiner jetzt mehr als dreißigjährigen Ehe in wilden Zorn und stieß gegen sie und Alle, die sich einmischen würden, die heftigsten Drohungen aus.

So brütete er still für sich, und nur derartige plötzliche Wuthausbrüche, die jedoch eben so schnell wieder verschwanden, verriethen die heimliche Zerrüttung seiner Seele. Seine arme Tochter hatte unterdeß ein todtes Kind geboren und war schwer erkrankt. Mit unveränderter Liebe saß er an ihrem Lager, ja seine Zärtlichkeit für sie schien seit ihrem Unglück eher zu- als abgenommen zu haben. Er trug sie nach ihrer Genesung, da sie zu schwach zum Gehen war, im eigentlichen Sinne auf Händen. Während die Arme sich

allmählich langsam erholte und zum ersten Mal wieder, von ihrem Vater unterstützt, an einem Sonntag die Kirche besuchte, hielt die Equipage des Majors zu derselben Zeit vor der Thür des Gotteshauses. Aus derselben stieg der junge Officier, indem er einer schönen, elegant gekleideten Dame die Hand bot. Bald war es im ganzen Dorfe bekannt, daß der Lieutenant sich mit der Tochter eines reichen Gutsbesitzers verlobt habe und mit seiner Braut sich zum Besuch bei seinem Vater aufhalte. Bei dieser Nachricht sah Koch seine Tochter erbleichen und zusammenbrechen.

„Jetzt oder nie," flüsterte der böse Geist in ihm.

Nachdem er seine Tochter aus der Kirche nach Hause geführt, schlug er den Weg nach dem Schlosse des Majors ein. Hinter einem Gebüsch lauerte er auf die hier vorüberfahrende Equipage, die Hand an dem Hahn der geladenen Flinte, welche er heimlich unter seinem Rock verborgen hielt. Jetzt hörte er die Räder des Wagens näher rollen, er machte sich schußfertig. Ohne Zittern zielte er auf den Lieutenant, der sich in diesem Augenblick zärtlich zu seiner Braut hinüberbeugte. Ein Druck mit dem Finger, ein heller Blitz, ein lauter Knall — und der Officier war eine blutige Leiche.

Ohne an die Flucht zu denken, kehrte Koch in das Dorf zurück, aber statt in sein Haus zu gehn, suchte er den Ortsschulzen auf, indem er ihm offen gestand, daß er den Verführer seiner Tochter erschossen und Gerechtigkeit geübt habe. Anfänglich hielt man ihn für wahnsinnig und wollte ihm das Ungeheuere nicht glauben, bald aber wurde die Wahrheit bekannt. An das nächste Gericht abgeliefert, blieb Koch bei seinem Bekenntniß stehen, ohne daß er seine That zu beschönigen oder zu entschuldigen versuchte. Trotz der beredten Vertheidigung seines wackeren Rechtsanwaltes wurde er einstimmig wegen Mordes zur Hinrichtung durch das Beil verurtheilt, in Anbetracht seiner bewiesenen Tapferkeit und seines Wohlverhaltens indeß begnadigt. Gegen seinen Willen war das Begnadigungsgesuch von seinem Vertheidiger eingereicht worden, da er selbst den Tod hundertfach dem Verlust seiner Freiheit vorzog. Er glaubte sogar, daß ihm ein neues Unrecht hierdurch zugefügt worden sei, und verlangte, natürlich vergebens, die Vollstreckung des gegen ihn gefällten Todesurtheils.

Obgleich er sich anscheinend in sein Schicksal endlich ergab und als Gefangener durch sein musterhaftes Betragen und seine mir bekannte Vergangenheit meine ganze Theilnahme zu erregen wußte und ich ihm in jeder Beziehung sein trauriges Loos zu erleichtern suchte, so dachte der an Freiheit und Ungebundenheit gewöhnte Mann vom Anfang seiner Haft nur auf seine Flucht. Die Sehnsucht nach Freiheit schien ihn in den ersten Wochen förmlich aufzuzehren, so daß er ernstlich krank wurde. Bei seiner kräftigen Natur erholte er sich jedoch bald wieder so weit, um an die Ausführung seiner Pläne zu gehen. Mehrere Versuche wurden entweder rechtzeitig entdeckt oder durch unerwartete Hindernisse vereitelt. Ich selbst glaubte, daß er die Thorheit seiner vergeblichen Bemühungen endlich eingesehen, und ließ mich durch seine Ruhe vollkommen täuschen, so daß ich ihm nach und nach wieder mehr Freiheiten gestattete. Ich brauchte ihn zu verschiedenen Dienstleistungen für die Anstalt, um ihn den entehrenden Beschäftigungen der gewöhnlichen Zuchthaussträflinge zu entziehen; er konnte daher in den Höfen sich frei bewegen und mit seinen Freunden, besonders mit seinem Sohne, der ihn damals wiederholt besuchte, ungehindert verkehren.

Mit diesem hatte er einen neuen Fluchtplan verabredet, den er diesmal auch mit wahrhaft bewunderungswürdiger Kühnheit ausführte, indem er in einer dunklen Nacht sich von dem Dache seines Gefängnisses an einem heimlich ihm zugesteckten Seil mit Gefahr seines Lebens herunterließ, die hohe Mauer überstieg und durch den breiten Graben glücklich an das jenseitige Ufer schwamm, wo sein Sohn ihn bereits erwartete, um mit ihm ein nach Amerika bestimmtes Schiff in Bremen zu besteigen. Beim Erklimmen der Mauer war jedoch die in der Nähe aufgestellte Schildwache durch das von ihm verursachte Geräusch aufmerksam gemacht worden und hatte, da auf ihren Anruf keine Antwort erfolgte, ihr Gewehr abgefeuert, ohne in der Finsterniß den Flüchtling zu treffen. Dieser war indeß mit seinem Sohne, so schnell es seine Kräfte gestatteten, weiter geeilt, bei ihrer beiderseitigen Unkenntniß der Gegend und der herrschenden Dunkelheit aber in einen Sumpf gerathen, aus dem so leicht kein Ausgang zu finden war. Es blieb ihnen daher nichts übrig, wenn sie nicht versinken wollten, als in einem dichten Binsengebüsch den Morgen zu erwarten und dann ihren Weg weiter fortzusetzen.

Unterdeß war die Flucht des Unglücklichen mir gemeldet worden, und getreu meiner Pflicht mußte ich seine Verfolgung mit widerstrebendem Herzen anordnen. Da ich selbst gerade leidend war, gab ich einem erprobten Gefängnißwärter, der sich drei Mann von der Wache zu Hülfe nahm, den Auftrag zur Habhaftmachung des Gefangenen. Die Verfolger wurden bald durch die hinterlassenen Spuren auf den richtigen Weg geleitet und näherten sich in dem mitgenommenen Kahne dem, wie es ihnen schien, unzugänglichen Versteck des Flüchtlings. Die wiederholte Aufforderung, aus den Binsen hervorzutreten und sich zu ergeben, blieb ohne Erfolg. Der sumpfige Boden konnte nicht ohne Gefahr betreten werden und diente den Verfolgten zum Schutz. Unter diesen Umständen hielt sich der Gefangenwärter nicht nur für berechtigt, sondern sogar für verpflichtet, Feuer geben zu lassen. Die Soldaten schossen ihre Gewehre in das Binsendickicht ab und bald darauf stürzte der arme Sohn hervor; in seinen Armen hielt er den zu Tode getroffenen Koch, ein Bild des Jammers und Entsetzens, mit Blut bedeckt, zusammenbrechend und verröchelnd.

So endete der Unglückliche, den sein Ehrgefühl und Gerechtigkeitssinn zum Mörder gemacht. Ich sorgte wenigstens für ein angemessenes Begräbniß. Seine Hinterbliebenen sind, wie ich nachträglich erfahren habe, nach Amerika ausgewandert. Das Geld zur Ueberfahrt und zum Ankauf einer kleinen Farm hat ihnen ein unbekannter Wohlthäter heimlich zukommen lassen. Ich glaube wohl, es wird der Major gewesen sein. **Max Ring.**

Eine Causerie von Alexander Dumas.*

Meine Damen und Herren! Diesmal erlauben Sie wohl, keine weitere Einleitung einer Causerie vorauszuschicken, welche mich selbst zum Gegenstande haben soll. Der Saal ist gefüllt; Sie haben fünf und zwei Gulden für Ihren Platz gezahlt, offenbar also, daß ich Ihnen ein interessanter Gegenstand meiner Plauderei sein muß. Ich danke Ihnen und bemerke nur, daß mir gleich schmeichelhafte Auszeichnungen schon vielfach widerfahren sind, früher an dem kleinen Hofe des alten Herzogs von Orleans, dann an dem des jungen; in Italien, wo mich mein Freund Garibaldi zum Director der Museen von Neapel machte . . . aber ich will nicht mit dem Besten zuerst beginnen, sondern Ihnen zunächst von meiner Geburt erzählen.

Ich weiß eigentlich so wenig davon, wie alle übrigen Menschen. Aber ich besaß einen Vater, den General Dumas, einen der ausgezeichnetsten Officiere des Kaiserreichs, der leider schon vier Jahre nach meiner Geburt in Villers-Cotterets starb, wo ich am 24. Juli 1802 das Licht dieser Welt erblickt hatte. Ich bin also nur zwei Jahre jünger, als mein Jahrhundert. Meine Ahnen sind die Marquis de la Pailleterie; ich bin in Wahrheit ein Marquis und ein Pailleterie, und wenn ich im Allgemeinen auf diesen Namen verzichte, so geschieht es, weil ich es nicht ändern konnte, daß mein Großvater, der Marquis Antoine Davy de la Pailleterie, mittels der Negerin Tinette Dumas das Geschlecht der Dumas auf die Welt setzte, und weil ich, wie Napoleon, der erste Ahn meines Geschlechts bin, ein berühmter Mann, den die Welt unter dem Namen Alexander Dumas kennt.

Wie Alle, war auch ich Kind, ein hübsches Kind mit Locken und von weißem Teint, bis sich plötzlich die Locken verloren und der Teint durch das Blut meiner schwarzen Großmutter bräunte. Das hat nicht verhindert, daß ich seiner Zeit eine der stattlichsten Figuren von Paris bildete, ein interessanter Mann war, wie man sagt. Heute sehen Sie mich als behäbigen Bonhomme, einen hei-

* Unsere Leser wissen, daß unlängst Alexander Dumas Vater Deutschland als Vorleser oder „Causeur" (Plauderer), wie er sich selbst in dieser Eigenschaft nennt, abzugrasen versuchte. Es ist daher wohl von Interesse, eine solche Dumas'sche „Plauderei", wie sie annähernd gehalten worden ist, näher kennen zu lernen. D. Red.

teren Alten, einen Philosophen, der nach einem reichen Leben auf seinen Lorbeeren auszuruhen wünscht.

Es giebt so leicht keine Mutter, welche ihren einzigen Sohn zum Dichter bestimmt. Auch die meinige that es nicht, sie übergab mich vielmehr dem Beruf eines Schreibers bei einem Notar von Villers-Cotterets. Wenn ich diesen Beruf verfehlte und einer der größten Schriftsteller unseres Zeitalters wurde, so bin ich selbst daran schuld. Ich will Ihnen erzählen, wie ich meinen Beruf als Clerc (Schreiber) verfehlte. Schon früh schwärmte ich für Theater, für die Literatur. Theaterstücke zu schreiben, war mein höchstes Ziel. Als ich einmal mit einem Freund nach Paris kam, stellte mich derselbe dem großen Talma vor, und Talma sagte zu mir: „Alexander Dumas, ich weihe Dich zum Dichter im Namen Shakespeare's, Corneille's und Schiller's!“ Dieser große Schauspieler erkannte mein Genie, und ich war es ihm schuldig, seiner Erkenntniß Ehre zu machen.

Zuerst suchte ich mir nun in Paris einen Platz; der General Foy war es, der mich dem Herzog von Orleans empfahl und mir die Stelle eines Secretairs bei demselben verschaffte. Mein Gott, ich erhielt eintausend zweihundert Francs im Jahr und die Geschäfte drückten mich nicht. Dabei war ich erst fünfundzwanzig Jahr alt und fühlte, daß ich noch eine große Zukunft haben werde. Ich setzte mich hin und studirte die großen Dichter, in deren Namen mich der große Talma gesegnet. Ich studirte Shakespeare, Corneille, Schiller, Walter Scott und Goethe und meine Stücke können Ihnen eine Menge Beweise davon liefern, wie fruchtbar dies Studium war. In Wahrheit, meine Gedanken begegneten sich oft mit den ihrigen und ich konnte also mit Recht mich ihrer Worte, ihrer Verse und ihrer Scenen bedienen, die ich dadurch zu neuer Anerkennung und zu neuem Ruhme brachte. Ich war es auch, der damals den Fiesco Ihres großen Schiller in's Französische übersetzte und als einzigen Lohn, außer meiner Genugthuung, nur ein paar Scenen daraus später für mein Drama „Teresa“ annectirte.

Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf. So begann auch ich mit kleinen Theaterstücken, die mir vier und sechs Francs eintrugen, um mit großen Dramen zu endigen, welche mir Hunderttausende brachten. Die große Carrière begann mit dem Drama „Heinrich der Dritte“ im Jahre 1829. Ich machte damit eine Revolution in der französischen Literatur, ich war der Erste, welcher das Vorwort zu Victor Hugo's „Cromwell“ verstand und mit diesem sublimen Dichter, meinem Freunde, die französische Bühne umgestaltete. „Heinrich der Dritte“ hatte ungeheuern Erfolg und brachte mir fünfzigtausend Francs ein, ich war mit einmal einer der ersten Dramatiker Frankreichs, ein reicher Mann, der nicht mehr nöthig hatte, in einer Amtsstellung zu dienen. Nur der erste Schritt ist schwer. Nachdem ich ihn gemacht, ging es von selbst. Mit meinem zweiten großen Stück „Christine“ ward ich der Mann des französischen Repertoirs; alle Theaterdirectoren baten um meine Feder, die jungen Talente drängten sich zu mir heran, meine Protection zu erreichen. Ich war wohl verpflichtet, diesem Ruf zu gehorchen — ich war es der französischen Literatur, ich war es meinem Genie schuldig. Der Name Alexander Dumas hatte Curs auf allen Bühnen; es genügte, daß ich ihn auf die Manuscripte setzte, welche mir die jungen Talente gaben und die ich manchmal gar nicht gelesen hatte. Ein Stück von Dumas, das reichte hin, um sich darum zu reißen.

Wahrhaftig, ich war des Ruhmes satt, der rauschenden Erfolge auf den Bühnen überdrüssig. Mich verlangte nach neuen Ehren, mein Genius suchte sich ein neues Feld. Ich warf mich dem Roman in die Arme, und der Roman beeilte sich, mir in die Arme zu laufen. Ich erfand die Mitarbeiterschaft; ich machte ein großartiges System daraus, Andere erfinden zu lassen und Vorsteher einer Erziehungsanstalt junger, unbekannter Romandichter zu werden. Sie arbeiteten, ich unterzeichnete; mit meinem Namen versehen, war der Erfolg gewiß, und Sie erinnern sich gewiß noch der Zeiten, wo alle Welt die Romane von Alexander Dumas, die drei Musketiere, Monte Christo, die beiden Dianen und hundert andere verschlang. Ich gestehe, daß ich sie alle weder erfunden, noch geschrieben habe; es genügte, daß ich sie corrigirte und mit meinem Namen versah. Einmal macht man mir in einer Gesellschaft schwere Vorwürfe über historische Irrthümer in einem meiner neuen Romane; ich frage nach dem Titel und — vraiment, ich wußte gar nicht, daß ein solcher Roman von mir existirte. Einer meiner Mitarbeiter ging nach Petersburg und fand im Feuilleton einer dortigen Zeitung meinen Roman „Olympe“ abgedruckt. Er hatte ihn geschrieben, das ist wahr; aber ich hatte ihn gestempelt und cursfähig durch meinen Namen gemacht. Der junge Mann erzählt dies dem Besitzer der Zeitung, der es nicht glauben will und ihn als Schurken behandelt. Um sich zu rechtfertigen, zeigt er dem Verleger Briefe von mir, in denen ich ihn um den Schluß des Romans bitte. Eh bien, er hatte seine Satisfaction, aber der Verleger wollte nur einen Roman „Olympe“ von Alexander Dumas drucken. Auf solche Art war es möglich, daß ich 1846 an sechszig Bände Romane auf den Markt warf und daß die Welt über diese gigantische Arbeitskraft und unerschöpfliche Phantasie erstaunte. Hunderttausende flossen in meine Casse, Hunderttausende flossen wieder heraus. Ich war der große Dumas, der Nabob der modernen Literatur, man verehrte mich, man beneidete mich, man suchte meine Person, mein Geld, meinen Credit. Und diejenigen, denen ich als meinen Mitarbeitern zu Renommée verholfen, empörten sich nun und behandelten mich mit Undankbarkeit. Selbst der gute Maquet, der mir meine berühmtesten Romane geliefert, machte mir den Proceß und wollte allein Alexander Dumas spielen. Bah! Ich ließ sie alle laufen und allein ihre Romane herausgeben und schrieb gar nichts mehr. Alexander Dumas wollte nicht mit den kleinen Alexandern concurriren.

Damals war es, wo ich zu Ehren meines erfolgreichsten und von der Lesewelt verschlungenen Romanes Monte Christo jenes groteske Phantasieschloß aufbauen ließ, von dem Sie gewiß Alle gehört haben und zu welchem alle Fremden von Paris aus wallfahrten. Hélas! dieses schöne, feenhafte Schloß von St. Germain, es ist längst fort, längst verkauft, verloren. Und die Literatur, das Theater, welches mir so viel Geld eingetragen, daß diese großen Revenuen in aller Welt Mund waren, sie haben mir auch viel Geld gekostet. Sehen Sie da eine echte Liebe zur Kunst! Aus meinen Mitteln habe ich, als ich ein wenig Nabob war, das Théatre historique erbaut und ich nannte es nicht Théatre Dumas, wie man sagt Théatre Beaumarchais, obgleich nur Stücke von mir daselbst zur Aufführung kamen. Ich gestehe, die Passion war sehr kostspielig, meine Generosität zu groß. Das Publicum will stets mit den Manieren eines Grandseigneur behandelt sein; wenn man ihm schmeichelt und sich freigebig zeigt, wird es undankbar. Die Undankbarkeit des Publicums brachte es dahin, daß mein Théatre historique Bankerott machte und die Gläubiger mein Schloß Monte Christo in St. Germain unter den Hammer brachten. Diese Leute der Prosa — haben sie Achtung vor den Werken der Poesie? Nein — jamais!

Aber Alexander Dumas hatte noch einen Kopf mit Geist, Vertrauen und eine Hand zum Schreiben. Ein berühmter Marschall der französischen Literatur, der ich war, schämte ich mich nicht, wieder die Muskete zu ergreifen und von der Pike auf zu dienen. Ich schuf mein Journal „der Musketier“, und ein paar Jahr lang war dieser Musketier das große Ereigniß der Literatur, der Liebling von Paris. In diesem Journal finden Sie fast Alles, was ich Ihnen hier erzähle, viel ausführlicher; denn in ihm veröffentlichte ich meine Memoiren und die Menge von Anekdoten, deren Held ich war und zu dem ich mich machte. Ich kann Ihnen eine davon erzählen, weil sie mich charakterisirt. Hören Sie.

Es war Soirée beim Herzog von Decazes, welcher auch mein theurer Freund, der selige Lord Palmerston und seine Gemahlin beiwohnten. Ich plaudere mit Victor Hugo auf einem Divan, als plötzlich der junge Decazes zu uns kommt und sagt:

„Hätten Sie nicht die Freundlichkeit, einen Platz zwischen sich frei zu machen, meine Herren?“

Natürlich beeilen wir uns. Darauf führte Lord Palmerston seine Gemahlin zu diesem Platz und diese setzte sich.

„Mylady,“ sagte der Lord nun feierlich zu ihr, „ziehen Sie Ihre Uhr. Wieviel zeigt sie?“

„Zehn Uhr fünfunddreißig Minuten, Mylord,“ antwortete die edle Frau.

„Gut, Mylady, vergessen Sie nicht, daß Sie heut um zehn Uhr fünfunddreißig Minuten Abends die Ehre hatten, zwischen den zwei größten Genies Ihres Jahrhunderts zu sitzen.“

Aber es ist ein Unglück, fünfhundert Bände geschrieben zu haben! Sie fragen warum? Ei, das Publicum hat dann genug zu lesen und interessirt sich nicht mehr für Neues. Ich habe es erfahren! Auch mein „Musketier“ brachte mir zuletzt nur noch

fünfzig Francs den Tag von meinem Verleger und endlich zahlte er mir diese auch nicht mehr, weil er behauptete, er mache Schaden. O die Undankbaren! Aber es giebt auch noch edle, noch dankbare Menschen! Ich kenne mehrere, die mir versprochen haben, mir nach ihrem Tode ihre Millionen zu vererben. Mögen sie noch lange leben!

Ich spreche nicht von meinen Orden, Auszeichnungen von Fürsten, die sie mir gaben, um sich zu ehren; aber ich muß Ihnen davon sprechen, daß ich außer Poet auch ein Politiker bin. Im Allgemeinen, ich war Royalist, Republikaner und Bonapartist; jede Regierungsform, die ist, ist gut — das ist mein Grundsatz, und daher hat mich auch jede Regierung, die war, mit Ehren bedacht. Der Herzog von Orleans war mein Freund, ehe er König war, und deshalb habe ich in den Julitagen von 1830 mit Büchsen und Pistolen für seinen Thron gekämpft. Aber die Könige vergessen leicht, wem sie zu Dank verpflichtet sind. Louis Philipp war nicht mehr der Herzog von Orleans und Alexander Dumas konnte sagen, ein König sei ihm Etwas schuldig. Aber es rächte sich. Als ich meinen Chor der Girondisten auf die Bühne gebracht hatte, sang ihn alle Welt; er wurde das populäre Lied von Paris — et voilà, was die Revolution des Februars gemacht hat! Louis Philipp entfloh, und ich, Schloßherr von Monte Christo, commandirte die Nationalgarde von St. Germain in großer Uniform. Ich war Republikaner, ehe die Republik kam. Man hörte auf mein Journal „Liberté“ wie auf ein Orakel; aber ich stellte das Erscheinen desselben bald ein und gründete „le Mois“, eine politische Revue, ganz allein von mir redigirt, die trotzdem kein Mensch lesen wollte. Das Volk hatte keinen rechten Sinn für eine geistvolle Politik und ich merkte es noch mehr, als ich als Candidat zur Nationalversammlung auftrat. Glauben Sie, daß sie mich gewählt haben? Weder damals, noch unter Louis Philipp. Ich constatire diese Thatsachen, weil ich stolz darauf bin; man macht keine Männer von Geist zu Abgeordneten! Und desgleichen ist es bekannt, daß die Akademie die Männer von Genie nicht auf ihre vierzig Stühle läßt; Grund genug, daß ich zu den Unsterblichen gehöre, ohne Mitglied der Akademie zu sein.

Nach ein paar Monaten der Republik fand ich denn, daß sie nicht reif sei und daß das Genie von ihr nicht hinlänglich ausgezeichnet werde. Wie ganz anders war es noch unter Louis Philipp! Als der Herzog von Montpensier sich mit der Königin von Spanien vermählte, lud man mich ein, diesen Festen in Madrid beizuwohnen. In Cadix hielt ein Staatsschiff zu meiner Disposition, und auf demselben machte ich mit einigen Freunden einen Besuch nach Afrika, sah mir Oran an, Bona, Algier, Tunis, Philippeville, machte eine Löwenjagd mit, befreite ein Dutzend Gefangene aus den Händen Abd-el-Kader's und beschrieb und erzählte dies Alles in Pariser Feuilletons. Aber da das Königthum nicht mehr existirte, die Republik, wie ich einsah, nicht bestehen konnte, was blieb mir übrig, als Bonapartist zu werden und das Kaiserreich anzuerkennen? Doch unter allen Formen liebte ich die Freiheit und ich war daher der Erste, welcher dem großen Garibaldi seine Unterstützung zur Befreiung Italiens anbot. Das ist mein Ruhm, auf den ich stolz bin. Auch Alexander Dumas, wird die Geschichte sagen, gehörte zu denen, welche das neue Italien geschaffen haben!

Ueberraschen wird es Sie nicht, daß auch ich öfter genöthigt war, mit dem Degen in der Hand meine Gegner in Respect zu setzen. Einmal hatte ich eine Affaire mit Jules Janin, dem Dictator der Feuilletonkritik von ehemals. Ich mußte wohl mich mit ihm schlagen, ich hatte ihn gefordert. Ich proponire ihm Degen. Janin will sie nicht, sondern verlangte Pistolen. „O,“ sage ich, „Sie sind toll, lieber Herr Janin, ich schieße einen Franken aus Ihren Fingern, und Sie sind doch größer als ein Franc!“ Janin behauptet nun seinerseits, daß er mir unfehlbar mit dem Degen den Garaus machen würde und also diese Waffe nicht acceptiren könne. Um diesen Streit zu endigen, schlugen wir uns nicht und schossen wir uns nicht. Ein ander Mal spielte die Affaire mit dem Redacteur des „Figaro“; ich war beleidigt, Blut mußte fließen, die Freunde bitten mich, ihn nicht zu tödten. Ich verspreche dies und erscheine am Rendez-vous im Boulogner Gehölz. Mein Gegner ist da, man bringt Degen, wir legen uns aus. Und während ich beim ersten Gange ihm zurufe, sich zu vertheidigen und zu pariren, sticht er mich in die Schulter. Aber es war zum Glück nur unbedeutend.

Sie wissen, um noch eins in dieser Causerie zu erwähnen, daß neben Alexander Dumas Vater noch ein Alexander Dumas Sohn excellirt. Ja, in der That, es ist mein Sohn, und da er unter allen Umständen eine Mutter gehabt hat, können Sie annehmen, daß ich verheirathet war. Ich will Ihnen erzählen, wie das kam. Der Herzog von Orleans ist daran schuld. Einmal besuchte ich seinen Ball mit der jungen Schauspielerin Ida Ferrier. Da kommt der Herzog zu mir heran, klopft mir auf die Schulter und sagt: „Natürlich, mein lieber Dumas, haben Sie mir Ihre Frau vorzustellen?“

Was blieb mir übrig? Ich mußte wohl Fräulein Ferrier heirathen, die ganze literarische Republik von Paris war dazu eingeladen, Herr von Chateaubriand war mein Zeuge. Madame Dumas zog später nach Florenz. Mein Sohn, der Schöpfer der Camellienliteratur, hat meinen Namen und meinen Ruhm von mir; denn, wie ich in meinen Memoiren schon gesagt: „Die Menschen sind die Väter der Thatsachen und die Väter sind für ihre Kinder verantwortlich!“ **Schmidt-Weißenfels.**

Ein Bild aus „Deutschland im Elend“.

Von Friedrich Hofmann.

„Und hier die zwei mächtigen Eisenketten an der Mauer, was bedeuten diese?“ So fragte ein alter Genosse der Burschenschaft mich auf der Veste Coburg, wohin wir nach den Jenaischen Jubeltagen einen gemeinschaftlichen Ausflug gemacht hatten. Wir standen auf der sogenannten „hohen Bastei“, zu welcher die Terrassen zwischen der Kirche und dem neuen Wirthshaus emporführen und die mit der alten starkzerwetterten Luther-Linde geschmückt ist. Auf dieser Bastei entfaltet sich vor unsern Augen ein entzückendes Panorama über das reizende Land und seine Berg- und Wälderkränze, vom Heiligen Kreuzberg der Rhön im Westen, dem ganzen Thüringerwaldkamm im Norden bis zu seinen südöstlichen Ausläufern und bis zu den fernen Kuppen des Fichtelgebirges, den langen schönen Linien der Berge des Frankenwaldes bis zum Mainthal mit seinen klöster- und capellengeschmückten Höhen und endlich bis zu den grünen Waldhügeln des Itzgrundes zu unseren Füßen. Wen dieses Bild voll Schönheit und Anmuth der Natur, dieses Paradies von fünf Eden, wie Jean Paul die Thäler seines lieben Coburg nannte, einmal entzückt hat, den wird es um so tiefer ergreifen,

> Wenn wir auf all der Lande Segen
> Im Geist des Krieges Bilder legen.

Die Frage meines Burschenschaftsgenossen führte uns von selbst mitten in die entsetzlichste Zeit des dreißigjährigen Kriegs. Während einer der damaligen Belagerungen der Veste soll ein feindlicher Spion eingefangen worden sein, den man geviertheilt und so dem Feinde zur Schau an diesen Ketten über die Mauer hinausgehangen habe. So lautet die Sage; die Chronik schweigt über diesen Act barbarischer Kriegsjustiz, er verschwindet aber auch sogar in der Summe der Gräuelthaten, von denen die Geschichte jener Zeit in diesen fränkischen Landen des Hauses Sachsen zu erzählen hat.

Für die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs liegen noch heute Massen von Material verborgen und nicht wenig davon geht unbenützt zu Grunde. Mit Recht sagt Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“: „Viel ist über die Verwüstungen des dreißigjährigen Kriegs geschrieben worden, aber noch fehlt die große Arbeit, welche aus allen Territorien die erhaltenen statistischen Notizen zu einem Bilde zusammenstellte. Wie ungeheuer die Arbeit sei, sie muß doch unternommen werden, denn erst aus unwiderleglichen Zahlen wird die volle Größe des Unheils verständlich werden.“ Er sagt ferner, daß die Verhältnisse namentlich von Thüringen und Franken nicht übel geeignet seien, die Ver-

gangenheit mit der Gegenwart zu vergleichen, weil Beide durch den Krieg nicht ausnahmsweise mehr heimgesucht worden seien, als andere Länder, und die Culturverhältnisse beider Landschaften bis zur Gegenwart ziemlich genau dem mittleren Durchschnitt deutscher Industrie und Landwirthschaft entsprächen. — Möge man die nachfolgenden Schilderungen als einen solchen Beitrag, als ein paar Züge zu dem großen Gesammtbilde von „Deutschland im Elend“ aufnehmen; sie verdienen vielleicht besondere Beachtung deshalb, weil sie zum Theil von mir neu aufgefunden und der Vernichtung entrissen worden sind.

Beim Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs standen die Länder der sächsisch-ernestinischen Linie unter zwei Häusern, dem sogenannten altweimarischen und dem coburgischen Hause. In letzterem regierten Johann Casimir und Johann Ernst, die Söhne des unglücklichen Herzogs Johann Friedrich des Mittlern, der als Beschützer des geächteten Ritters Grumbach in die Reichsacht verfallen, nach der Erstürmung Gothas und des Schlosses Grimmenstein in ewige Gefangenschaft nach Oesterreich geführt und dort gestorben war.

Herzog Johann Casimir, ein Fürst, der fest am Lutherthum hielt und auf sein Schirmrecht über die protestantische Kirche seines Landes stolz war, wußte gleichwohl sich und seinem Lande bis zum Jahr 1629 den Schutz der Neutralität zu erhalten. Konnte er dadurch auch nicht alle Drangsale des Kriegs abwenden, nahmen die fast endlosen Truppendurchzüge die Kräfte der Gemeinden bereits sehr stark in Anspruch, so traf der Verlust bis dahin doch eben nur das Gut, Blut war noch nicht vergossen worden, außer in einzelnen Fällen, wenn die Bauern „mit Spießen, Flegeln und Floßhaken“ gegen einzelne Croatenschwärme und dergleichen sich auf eigne Faust Recht verschafft hatten. Als aber nach dem Fürstentag zu Leipzig (im Februar 1631) und in Folge des Verbrechens an Magdeburg (im blutigen Mai desselben Jahrs) der Herzog sich zum Bündniß mit Schweden genöthigt sah und sogar schwedische Besatzung in seine Beste Coburg aufnahm, brachen alle Schrecken jenes Kriegs mit einem Male auf das Land herein.

Dreierlei half zusammen, um gerade diese Theile von Nordfranken und Südthüringen den ärgsten Verwüstungen auszusetzen: die Heerstraßen, die durch sie von Bamberg und Würzburg nach Sachsen führten, die katholische Nachbarschaft in den angrenzenden bischöflichen Ländern und die drei Festungen Kronach, Coburg und Königshofen. Diese an sich unbedeutenden Waffenplätze zogen jeden Feind an, und je tapferer und länger sie sich wehrten, desto schlimmer war es für das umliegende offene Land, zumal die ersten Heerzüge große Wohlhabenheit dort gefunden hatten, eine Kunde, die damals ein Trupp dem andern zurief und welche die Blutegel aller Farben anlockte, bis die Wüste fertig war. Diese Andeutungen werden genügen, um unsere Leser für die Bilder vorzubereiten, die nun vor ihren Augen aufgerollt werden sollen.

„In diesem Jahre wurde hiesiges Land durch die kaiserlichen und baierischen zusammengestoßenen Armeen durch Mord, Raub, Plünderung, auch Verheer- und Verwüstung aller Häuser und Schlösser und andere unzählige Unthaten nach wilder Barbaren-Art in einen erbärmlichen Zustand versetzt.“ So beginnt die Coburger Chronik das Jahr 1632. Schon 1631 hatte der kleine Grenzkrieg zwischen Katholischen und Lutherischen begonnen; in größerem Style wurde er nur von der Beste Kronach aus geführt, deren Besatzung ihre Streif- und Raubzüge meilenweit über das Herzogthum und selbst bis nach Steinheide auf dem Thüringer Wald hinauf ausdehnte; auch diese durch ihren Bergbau auf Gold einst blühende Bergstadt fraß dieser Krieg, die Bergwerke verfielen ganz und mühvoll erhob sich nach dem Friedensschluß um die alte Kirche ein armer Marktflecken.

Um die Kronacher zu züchtigen, rückte der „coburgische Ausschuß“ mit zwei halben und zwei Viertels-Karthaunen, unter Anführung eines schwedischen Obersten, vor Kronach; aber die Belagerung bekam übel, die Coburger mußten mit Verlust von drei Kanonen, aller Munitions- und Bagagewagen abziehen, und die Feinde wütheten schlimmer, als zuvor. Der schwarze Lieutenant, einer ihrer Führer, war noch lange nach dem Kriege ein Schreckensname geblieben.

Wenige Wochen vor diesem Zuge hatte Tilly mit achttausend Mann Königsberg (in Franken), mit einem festen Bergschlosse, berannt, genommen, die Stadt angezündet und der Plünderung übergeben. Gleich nachher fielen die Croaten von Lichtenfels aus in den Itzgrund ein und brannten und plünderten die reichen Dörfer Buch und Sieman rein aus. Von allen Seiten kamen die fliehenden Landleute nach Coburg, um Schutz und Brod zu suchen. Und doch war dies Alles nur das Vorspiel zum großen Drama!

Dies begann, als Wallenstein, nach dem Kampfe vor Nürnberg (Anfang September 1632), durch Thüringen nach Sachsen zog. Das Land des Herzogs von Coburg war das erste ketzerische eines vom Kaiser abtrünnigen Fürsten, das er auf diesem Zuge betrat, und es sollte seinen ganzen Zorn fühlen. Als die Beste Coburg sich nicht ergab und seine stürmenden Schaaren zurückschlug, loderten am Abend desselben Tages die Flammen im ganzen Lande auf. Von den Basteien der Beste sah man die Feuersäulen der Städte Rodach, Heldburg, Ummerstadt, Eisfeld, Schalkau, Neustadt und vieler Dörfer die ganze Nacht gen Himmel ragen.

Nur wenige Tage, vom 27. September bis zum 5. October, hatte Wallenstein (mit dem Kurfürsten von Baiern) vor der Beste Coburg gelegen, und wieviel Leben, Glück und Gut hatte dies dem armen Volke gekostet!

Und doch schwinden fast all diese Gräuel vor einer That des Wahns, die in denselben Tagen in Coburg geschah. Die Chronik berichtet: „Am 6. Septb. wurde ein Knabe von zwölf Jahren, Georg Grünewald's, Kannengießers Sohn, mit dem Schwert gerichtet und hernach verbrannt, dabei zwei andere Knaben mit hinaus auf die hohe Straße geführt und bei der Meinung gelassen, als ob sie gleiche Strafe ausstehen sollten, indem sie alle gutwillig bekannt hatten, daß sie Hexerei getrieben!“ — So ging, von dem unerhörten Unglück des Krieges unberührt, die Gerechtigkeit des Wahns ihren blutigen Weg!

Sehen wir uns nun in den einzelnen Unglücksstätten um. — Während der kurzen Belagerung der Beste Coburg durch die Kaiserlichen und Bairischen war für die Soldateska Jedermann vogelfrei, und bald begann nach der allgemeinen Plünderung eine allgemeine Flucht. Bötzinger, Pfarrer zu Poppenhausen bei Heldburg, erzählt, wie er, auf Bitten der Seinen, um sein Leben zu retten, aus seinem Dorfe geflohen, wie acht Croaten ihn „errenneten“ und bis auf's Hemd und seine „Harzkappe“ auszogen, wie sie schon davon gesprochen, als sie einen „Pap“ oder „Pfaff“ in ihm erkannt, ihm die Testiculos zu nehmen und wie er nur durch einen derselben, einen geborenen Schweden, der als Gefangener unter die Croaten gekommen war, gerettet worden sei. Er lief, bis er in eine Wasserrunse fiel und da liegen blieb, bis es Nacht war. Dann schlich er nach Seidingstadt, fand dieses Dorf ganz leer, bis er hinter einem Stadel den Rest der Gemeinde traf, eben berathend, wohin man weiter flüchten solle. Hier schenkte man dem ausgehungerten und halberfrorenen Pfarrer einen Topf Milch, ein paar alte Lederhosen voll Wagenschmiere, einen grauen und einen weißen wollenen Strumpf und ein Paar Riemenschuhe ohne Sohlen. In diesem Aufzuge floh er nach Hildburghausen, das durch ungeheure Geldopfer vor der Brandfackel bewahrt worden war, aber wo gleichwohl Alles, was laufen konnte, zur Flucht rüstete, zumal über tausend fremde Flüchtlinge sich dort angesammelt hatten. Als es wieder Nacht war, ging es an ein Scheiden — „und saßen unzehlig viel Leute mit ihren Packen auf der Gaß, auch viel mit Wägen und Kärrn angespannt, die alle, als das Thor aufging, mit fort wanderten. Als wir in's freie Feld kamen, sahen wir, daß die guten Leutlein sich in alle Straßen austheilten. Da wurden viel Tausend Wind-Lichter gesehen, diese hatten Latern, diese Stroh-Schäube, andere Pech-Fackeln. In Summa etliche 1000 Leute zogen mit Traurigkeit fort. Ich und mein Hauff kamen, hor. 12 Mitternacht gen Themar, welche Stadt sich auch mit uns aufmachte, und abermal etliche 1000 mehr wurden. Der Marsch ging auf Schwartzig, Steinbach zu, und wo wir gegen Morgen in ein Dorff kamen, da wurden die Leute erschreckt, daß sie Hauß und Hoff auch zurückließen und mit uns fortzogen.“ — Und als dieser Pfarrer im Jahre 1634 endlich, nach unzähligen Leiden, sich nach Poppenhausen zurückwagte — „da war daselbst so große Mattigkeit und Mangel, daß wir den todten Leuten ähnlicher sahen, als den lebendigen. Viele lagen schon aus Hunger darnieder, und mußten gleichwohl alle Tage etliche Mal Fersengeld geben und uns verstecken. Und obgleich wir unsere Linsen, Wicken und andre Speiß in die Gräber und alten Särge, ja unter die Todtenköpfe versteckten, wurde es uns doch alles genommen.“

Von den Schicksalen der Geistlichen und Schullehrer, von denen in den Kirchenbüchern und Schulbibeln noch Manches bis

auf uns gekommen ist, läßt sich am leichtesten auf die der Volksmasse schließen.

Der Pfarrer von Bürden starb damals Hungers in Hildburghausen; der Schulmeister von Veilsdorf entwich nach Thüringen, „um von gutherzigen Leuten ein Stück Brod zu betteln, weil der größte Hunger im Dorfe herrschte und fast kein Mensch mehr im Orte war"; den Superintendenten von Eisfeld führten die Soldaten auf den Markt, zogen ihn da bis auf das Hemd aus und jagten ihn so aus der Stadt. Das Dorf Stelzen, hoch am Thüringerwald, wurde auf Michaelis 1632 bis auf Kirche, Schule und Hirtenhaus abgebrannt. Der Pfarrer meldete seine Noth nach Eisfeld, indem er klagt, daß ihm nichts übrig geblieben sei, als „seine acht kleine, arme, nackte, hungerige Kindlein", — und er unterschrieb sich: „unterdienstwilliger und gehorsamer armer verbrannter Pfarrer daselbst".

So war das Brennen und Morden durch das ganze Land gegangen, vom Itzgrund an bis zu den letzten Dörfern am Thüringerwald, wo der Feind von Norden her einbrach und alles Erreichbare verwüstete, und von der Nähe Kronachs an, das Herzog Bernhard von Weimar dreimal belagerte, um den Coburger Lande von dieser seiner gefährlichsten Seite Schutz zu bringen, und dreimal vergeblich und nur mit dem Siegerübermuth die Raub- und Mordlust der Besatzung und der gesammten Bevölkerung vermehrend, bis zu dem Verheerungsgebiet von Königshofen, das in diesem Kriege abwechselnd bald in den Händen der Schweden, bald in denen der Kaiserlichen war.

Aber noch höher stieg das Elend des Landes, als die Veste Coburg selbst in die Hände der Kaiserlichen fiel. Nach einer Belagerung vom 20. October 1634 an wurde sie am 28. März 1635 dem kaiserlichen General-Wachtmeister v. Lamboy übergeben.

Noth und Elend, schreibt 1635 die Chronik, waren nun auf das Höchste gestiegen. Das Land war ganz mit fremden Soldaten überschwemmt, im Amte Römhild lagen die thunischen, gallasschen, hatzfeldischen und andere Regimenter, in Heldburg vom adelshofischen und anderem Volk, in Neustadt und Eisfeld lagen Ungarn und des Oberst Forgatsch Croaten und in den Coburger Dorfschaften die Lamboy'sche Reiterei. Dazu kam noch Feldmarschall Piccolomini, der mit vielem Geschütz der Veste nach Königshofen zog, um dieses den Schweden zu entreißen. Wie die Hyäne hinter Löwen und Tiger her, um zu verschlingen, was diese übrig gelassen, brach nun noch Generalfeldzeugmeister Marchese de Grana von der schlimmen Kronacher Gegend her in's Land. Die Bauern machten in all ihrem Jammer damals noch einen guten Unterschied zwischen ihren Drängern, sie nannten den Wallenstein den großen Feind, den Lamboy den kleinen Feind und den Marchese de Grana den Kehraus: er nahm, was er noch fand, und hinterließ die Hungersnoth und die Pest. Wer noch fliehen konnte, suchte in der Fremde, die Meisten in Thüringen, das Leben zu fristen. Fast alle Schulen standen leer, weil die Kinder zu Grunde gegangen waren, viele Pfarrer mußten sich von Tagelöhnerarbeit, von Holzhacken und Dreschen ernähren, wo es überhaupt noch Etwas zu dreschen gab, denn auch vieles Land blieb öde liegen, überwuchert mit Dornen und Disteln, die meisten Häuser wurden verwüstet, die Scheunen selbst rings um die Stadt Coburg abgerissen und vom Feind und Freund als Brennholz benützt. Außerhalb der Stadt Coburg war im ganzen Land kein ganzes Haus mehr zu finden, und — es sind nur wenige Worte, aber sie drücken das Gräßliche jener Zeit ganz aus: „sind damals mehr als fünfhundert Kinder auf den Gassen todt gefunden worden, ohne die alten Leute, die der Hunger gefressen. Es war auch sonderlich erbärmlich, daß eine Frau von Roßfeld eingebracht wurde, welche ihren Nachbarn ermordet hatte, in der Meinung, ihn zu essen."

Als endlich der Abschluß des Prager Friedens zwischen dem Kaiser und Sachsen auch dem Lande Coburg einige Ruhe verhieß, kehrten die Entflohenen zu ihren Heimstätten zurück, und die Regierung, die indeß, nach Johann Casimir's Tode (1633), an seinen Bruder Johann Ernst übergegangen war, wandte alle möglichen Mittel an, um den Anbau der ganz verödeten Fluren wieder zu bewerkstelligen. Sie hatte im Jahre 1636 bedeutende Getreidevorräthe in Thüringen angekauft und forderte nun ihre Aemter und Gerichte auf, den Bedarf jeder Gemeinde und die Transportmittel, die dieselbe zur Herbeiführung jener Vorräthe liefern könne, anzugeben, aber auch zugleich über den damaligen Zustand derselben, namentlich wie viel von Aeckern bestellt, wie viel „Mannschaften" noch vorhanden und was an Feldern und Häusern wüst stehe, zu berichten.

Von diesen Nachforschungen nun liegen aus Heldburger Archivpapieren die Original-Protokolle des Gerichts Heldburg und eine tabellarische Zusammenstellung der Cent Hildburghausen über sämmtliche zu beiden gehörige Dörfer vor mir.*

Trotz mehrfacher Mahnungen der Regierung vergeht doch das ganze Jahr 1636, ohne daß die Gemeinden zur Abholung des Getreides sich entschlossen hätten; im März 1637 schreibt die fürstl. sächs. Geheim- und Kammer-Canzlei zu Coburg an die Gerichte, „daß nun periculum in mora sei wegen der Samenabfuhr in Thüringen", und so werden denn endlich im April die vorhandenen Transportmittel angemeldet. Schon ein Blick auf dieses Verzeichniß genügt, um den entsetzlichen damaligen Zustand des Landes zu ahnen. In fünfzehn Dörfern der Cent Hildburghausen sind nur vier Karrenführer aufzubringen gewesen, außerdem sechsunddreißig Schubkarren und zweiundsiebenzig Träger; in dreizehn Dörfern des Gerichtes Heldburg gar nur eine einzige Karrenfuhre und außerdem sechsunddreißig Schubkarren und siebenzig Träger. Dazu bemerkt der Hildburghäuser Bericht noch: „Die Leut werden so urplötzlich krank, also daß dieselben dahin sterben und mancher das neue Korn nicht geneußt, worauf er sich lang gefreuet. Der liebe Gott wende es zum Besten!"

Das Actenstück über den Zustand der Dörfer des Gerichts Heldburg führt die Aufschrift:

„Was an Winter- und Sommerfrucht ausgebauet, auf's Neue bestellt, an Pferden und Mannschaften vorhanden, auch wüst stehet im Gericht zu Heldburg April 1637."

Da lesen wir u. A.: In Colberg: Ist kein Pferd noch sonst lebendig Vieh allda. Sind noch 4 Männer und 3 Wittweiber am Leben und stehen 23 Wohnhäuser ganz ledig. In Rieth: Ist nicht mehr als ein Pferd in der Gemeinde. Daselbst stehen 60 Häuser ledig, und sind noch 20 Hausgesäß, darunter 11 Männer, am Leben. In Lindenau: Sind noch in Allem 12 Mannschaften und 3 Wittiben vorhanden und stehen hierüber noch 58 Häuser ledig. Und so fort. Am allerschlimmsten sah es in vier anderen Dörfern dieses Heldburger Gerichts, in Poppenhausen, Käßlitz, Schweikershausen und Seidingstadt aus. Das Protokoll sagt: „Liegt Alles öd und wüst, ist auch an keinem Ort nichts an Viehe und ist zu besorgen, diese Dörfer werden künftig ganz wüst." In Seidingstadt, das jetzt 300 Einwohner zählt, lebten 1637 noch ein Mann und 3 Wittweiber, in Poppenhausen, jetzt mit 170 Einwohnern, noch 3 Männer, in Käßlitz, jetzt mit 230 Einwohner, noch 4 Männer, und in Schweikershausen, das jetzt wieder eine blühende Gemeinde von 54 Familien und über 200 Einwohner hat, lebte noch ein einziger Mann, „so sich des Schueb-Karrns und Tragens aus Thüringen nehrt". —

„Summa ganß Vermögens im Gericht Heldburgk ist: 177 Acker Winterbau, 75 Acker Sommerbau, 49 Acker auf's Neu bestellt, 8 Pferde, 116 Mannschaften, 54 Wittweiber, 550 ledige Häuser". Also 170 arme Menschen noch, wo heute gegen 5000 glücklich leben! —

Ein nicht viel weniger erschütterndes Bild zeigt uns das „Verzeichnuß derer in der Cent Hildburghausen Dorfschaften anitzt befindenden Mannschaften, Wittiben, auch wie stark dieselbe hiebevor an Mannschaft gewesen, was an Pferden ꝛc. und was öde liegt".

* Im Jahre 1857 wurde das Archiv auf der Veste Heldburg im Meiningischen an die meistbietenden Kaufleute und Krämer der Umgegend verkauft. Ein mir befreundeter Kaufmann in Eisfeld gestattete mir die Durchsicht des Restes der von ihm erstandenen sechs Centner Archivpapiere; es waren im Ganzen über dreißig Centner verkauft worden. Was ich in dem geringen Vorrath, den mein Freund mir noch vorlegen konnte, fand, mußte mich befürchten lassen, daß mit diesem Archive manche wichtige historische Nachricht namentlich über die Zeit des dreißigjährigen Kriegs unrettbar verloren gegangen sein möge. Außer einem sehr interessanten und von der ersten Anzeige bis zur letzten Scharfrichtersrechnung vollständigen Hexenproceß fand ich Privatbriefe, Protokolle und Berichte aus der Zeit von 1567 (von Zeitgenossen Grumbach's mit Bezug auf diesen) bis 1677 (wo der Hof- und Feldtrompeter von Heldburg um sein Neujahrstrinkgeld mahnt); die wichtigsten Stücke gehören aber der schlimmsten Zeit des dreißigjährigen Kriegs für das Coburger Land an, den Jahren 1635 bis 1637. Von diesen theile ich hier Einiges mit. — Eine Bitte darf ich aber wohl nicht ganz unterdrücken, die Bitte, nunmehr die alten Archive in Deutschland zu schonen; die Barbarei von Seiten kenntnißloser oder gegen Wissenschaft und Volksthum gleichgültiger Beamter gegen sie sollte doch endlich lange genug gedauert haben.

Wir müssen uns jedoch hier auf die Mittheilung beschränken, daß in den schönen und großen Fluren der Dörfer dieses Amtsbezirks im Ganzen nur 713½ Acker nothdürftig angebaut waren, 3228½ Acker werden als „ödes Feld“ angegeben, 345 Häuser standen wüst, und wo jetzt 6004 Menschen leben, fand man damals nur noch 313 zusammen.

Die Hälfte der Schuld dieser furchtbaren Verwüstung liegt auf den Schweden, die, sobald der Friede mit dem Kaiser geschlossen war, in dem lutherischen Lande ärger hausten, wildere Gräuel der Menschenmarter (Schwedentrunk!) begingen, als sogar den Croaten möglich war. Der Krieg ernährte sich längst selbst, er hatte fast zwanzig Jahre gewährt, die ganze Jugend hatte noch kein Bild des Friedens gesehen! — Ein schwedischer Oberst war es, Namens Phuls, der damals vom Lande Coburg berichtete: „Es ist durch die ausgestandene schwere Kriegslast dahin gediehen, daß Hunde, Katzen, Ratten, Mäuse, todtes Aas (um das sich die Menschen geschlagen!) und andere abscheuliche Dinge dem armen Landvolk zur Speise gedient, das sich gerne mit Trebern, Leinkuchen, Kleien und Eichelbrod, gleich den unvernünftigen Thieren, zu sättigen begehret, wenn sie nur dessen genug haben konnten. Weil es aber auch daran mangelte, so wollten die Mütter ihre Kinder angehen, und schlachten ꝛc.“ — Und wirklich hat, so schreibt die Chronik, eine Frau zu Roßfeld, Anna Hessin, zwei Kinder ermordet, Würste davon gemacht und dann gegessen. Man hielt sie für eine Zauberin, brachte sie zur gefänglichen Haft und wollte sie eben mit glühenden Zangen zerfetzen und dann verbrennen, als sie noch zu rechter Zeit im Gefängniß starb. Ihr Körper wurde dennoch auf der Gerichtstätte verbrannt. So wüthete der Hunger bis zum Wahnsinn!

Damit seien diese Mittheilungen geschlossen. Aber eine doppelte Lehre nehmen wir aus diesen Jammerbildern mit: erstens die, daß wir nicht ungerecht urtheilen sollen über die bürgerlichen Nichtswürdigkeiten, die unser Volk nach dem dreißigjährigen Kriege bis zur französischen Revolution, ja bis zu den Befreiungskriegen in den meisten deutschen Ländern zeigt, denn dieses arme deutsche Volk hatte sich vom tiefsten Elend zu erholen; und zweitens, daß die Art, wie dieses Volk aus Schutt und Asche und Blutlachen wieder erstand, uns mit freudiger Bewunderung und mit dem schönsten Vertrauen für sein Vorschreiten in die Zukunft erfüllen muß. Trägt auch das deutsche Volk hie und da noch leise Spuren der politischen Folgen jenes Kriegs, der deutsche Boden hat sie überwunden, aus dem Dorngestrüpp der Einöden und Wüsten sind wieder fruchtbare Felder geworden und wieder gilt von ihm und auch von dem einst so schwer heimgesuchten Fleckchen deutscher Erde, an dessen Anblick unser Auge auf der Veste Coburg sich labt, das Wort des Tell:

Dort blüht das Korn in langen, weiten Auen,
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.

Wild-, Wald- und Waidmannsbilder.

Von Guido Hammer.

Nr. 22. Eine Pürschfahrt auf Hochwild.

Die bevorstehende Hochzeitsfeier einer reichen Patriciertochter in der schlesischen Provinzialstadt **, wobei alle Genüsse der Tafelfreuden ausgekostet werden sollten, ward Veranlassung, daß der dortige Wildpretshändler mit einem Gesuch um ein Stück Rothwild oder dergleichen schwachen Hirsch beim Wildmeister X. zu *** einkam. Der Gebieter desselben bewilligte ausnahmsweise die Bitte und übertrug mir, der ich gerade im Schlosse als Jagdgast anwesend war, den Abschuß. Die gestellte Frist bis zur Einlieferung war eine sehr zugemessene, darum durfte ich nicht säumen, wollte ich den Auftrag rechtzeitig ausführen, besonders da die kurzen Tage — es war im November — dem Unternehmen nicht eben günstig waren. Ich brach also schon frühzeitig mit den mir zur Verfügung gestellten Schecken zur Pürschfahrt auf.

Es war einer jener todtenstillen Wintertage, die dem erst sturmheulenden Wetter und nachherigen wirbelnden Schneefall des sogenannten „schwarzen“ Monats gefolgt waren, und lautlos rollte der leichte Wagen durch die lockere, frische Winterdecke, so daß das Schnaufen und Pusten der Pferde, sowie das Knarren ihrer Geschirre um so auffälliger durch die schlummernde Haide tönte. Sonst vernahm das lauschende Ohr nur noch das leise Zit, Zitziuiß! der niedlichen Goldhähnchen und den gar so lieb und heimlich klingenden Ton der geschäftigen Meisen, die in sorglicher Behendigkeit nach Nahrung die schneebelasteten Kiefernzweige durchflatterten, daß der lose aufliegende Flaum in großen Flecken zu Boden fiel. Mit Wohlgefallen folgte das Auge den kleinen schmucken Vögeln und ergötzte sich an ihrem Getreibe, doch ohne deshalb den Weg, soweit ihn der Blick vom Pürschwagen aus bestreichen konnte, außer Acht zu lassen, um hier die über Nacht getretenen Wildfährten zu mustern. Schon manche derselben hatte den blendenden Pfad gekreuzt, aber immer war es keine solche, die mich veranlaßen konnte, das Dickicht, in das sie führte, zu umkreisen, um dann, wenn dieselbe nicht wieder herausgeführt hätte, entweder der Spur im Schleichen zu folgen oder auf den Wechsel vorzutreten, im letztern Falle aber vom Pürschjäger den Dachshund, welchen ich bei mir hatte, auf die Fährte setzen zu lassen, um mir auf diese Weise das begehrte Wild zum Schuß heranzubringen. Denn bald spürte ich wohl einen Hirsch, der aber mindestens ein Zehnender, wenn nicht stärker sein mochte, bald nur Mutterwild mit Kälbchen; dann wieder Sauen, die, so sehr mich ihre Fährten reizten, heute doch ebenfalls unbeachtet bleiben mußten, da eben ausdrücklich nur die bestimmte Lieferung geschafft werden sollte. So mußte ich mich mithin nothwendig entschließen, meine Fahrt bis nach den entferntesten Revieren im meilenweiten Forste auszudehnen, wo, wie mir der Pürschjäger versicherte, schwache Rothhirsche in Menge ständen.

In dieser zuversichtlichen Erwartung ging's denn, nachdem um die Mittagszeit ein kurzer Aufenthalt in einem am Wege liegenden traulichen Forsthäuschen Menschen und Thiere durch ein frugales Mahl erquickt hatte, munter fort und fort, hier zwischen finsteren Dickungen, dort über weitgedehnte Gehaue und Holzschläge hin. In lichter Bläue, den Waldhintergrund halb verschleiernd, stieg auf letzterm der Rauch der knisternden Feuer auf, welche die Waldarbeiter, die hier schafften, unterhielten, um dabei ihre einfache Kost zu bereiten. Dann nahmen uns wieder hohe Bestände mächtiger Föhren auf, die in ihrer lichtgestellten Ordnung wie Säulenreihen das schneebelastete Wipfeldach trugen. Weiter hin aber führte der Weg plötzlich über ausgedehnte, baumlose Moorflächen, die man trotz ihrer weißen Hülle durch das elastische Sinken des Bodens unter den Rädern, da die schützende Decke das Erstarren desselben verhindert hatte, leicht zu erkennen vermochte. Aber auch durch Strecken düstern Fichtenwaldes, der sich den öden Flächen anschloß, führte der einsame Weg, und die Jahrhunderte alten Baumriesen, die hier in die bleierne Winterluft ragten, überwölbten denselben mit ihrem schneebelasteten dichten Gezweig und senkten es stellenweise tief herab bis zum Boden, so daß es mit dem Unterwuchs in dichte Massen verschmolz, die kein Blick zu durchdringen im Stande war. Stille, tiefe Stille herrschte auch hier; nur das Abstieben eines Auerhahns, der auf dem dürren Aste einer gewaltigen Tanne gestanden, unterbrach durch seinen rauschenden Flügelschlag für Augenblicke das heilige Waldesschweigen und verursachte, daß die Pferde stutzend die Köpfe emporwarfen und dadurch Massen von Schnee der überhängenden Zweige auf uns, die wir im Wagen saßen, herabschütteten. Der urige Hahn aber war das erste Wild, welches das Auge nach langer Fahrt erblickte, und ich nahm es als eine gute Vorbedeutung zur Jagd, den königlichen Vogel über den Weg streichen zu sehen.

Wiederum ward der Forst lichter. Ein Bestand alter Eichen folgte dem schwarzen Nadelholze. Längst schon hätten diese nach forstlichem Ermessen dem Beile verfallen sollen, aber der Gebieter, der aus Liebe zur Natur diese herrliche Waldpartie geschont wissen wollte, hatte dagegen entschiedenen Einspruch gethan. Jetzt starrten die knorrigen Baumrecken mit ihren phantastisch geformten Wipfeln und dürrbelaubten verschlungenen Seitenästen in den eintönigen Himmel, während noch manche ihrer Herbstfrüchte unter

Schnee- und Blätterdecke am Boden verborgen lagen und dem hier gern brechenden Schwarzwild erwünschte Aeßung gaben. Nun wechselte mit dem Laubholze wieder die Fichte, bis dann auch diese, durch eine ärmere Bodenclasse verdrängt, der jetzt auf meilenweiten Umfang vorherrschenden Kiefer Platz machte. Diese Gattung Nadelholz umschloß hier weite, todte Strecken ausgetrockneter Seen, an die sich außerdem eine unübersehbare Brandfläche anschloß, was der vor uns ausgebreiteten Landschaft einen überaus einsamen Charakter aufprägte. Kein erheblicher Hügel, kein Baum unterbrach die ungeheure Blöße, nur hier und da erhob sich ein dürftiger



Der Fall des Edlen.

Nach der Natur gezeichnet von Guido Hammer

Wachholderbusch oder eine dürre Schilfstaude über die verschneite Ebene, und nur der graublaue Streifen Hochwald, der sie umsäumte, trennte für das Auge die monotone Schneeflur vom schneebergenden Himmel. Weder ein Vogel noch ein anderes Wesen belebte die trostlose Gegend, wohl aber kreuzten viele Fährten des ersehnten Rothwildes das weite, weite Feld. Trabend durcheilten die Schecken die öde Flur, um jenseits den bergenden Wald zu erreichen, wo wir zuversichtlich Hirsche anzutreffen hofften, da gerade diese schlechtesten Kieferngegenden, die hier begannen, ihr Lieblingsaufenthalt für den Winter sind, weil hier das als Aeßung geliebte weiße Hirschmoos den dürftigen Boden in Ueberfluß bedeckte, sowie die Flechten an den kümmerlichen Föhren und unabsehbare Haidekrautstrecken ihnen sonst noch Nahrung boten. Und unsere Hoffnung sollte auch nicht zu Schanden werden, denn so wie wir uns dem vorgesetzten Ziele, dem Holzrande, näherten, machte mich der Pürschjäger auf einen tief im Stangenholze stehenden Trupp von lauter geweihten Hirschen aufmerksam. Wie pochte mir das Herz bei solchem Anblick! Näher und näher kamen wir, während der ganze Trupp, der, wie man nun schon unterscheiden konnte, aus meist starken, aber doch auch einigen schwachen Hirschen bestand, aufmerksam nach uns herüberäugte. Aber noch ehe wir den deckenden Wald erreichten und auf Schußweite hinankommen konnten, wurden die Scheuen, leicht dahintrollend, flüchtig. Rasselnd schlugen dabei ihre Geweihe gegen das Stangenholz, das sie verließen, und nun ward die ganze Suite auf dem freien Plan, den sie angenommen, sichtbar. Es bot dies eine wahrhaft herrliche Erscheinung.

Stolz erhobenen Hauptes trollten die prächtigen Geschöpfe eine kurze Strecke im Freien hin, dann plötzlich auf einer sanften Erhebung des Bodens Halt machend, von wo aus darauf alle mit den nach uns gewandten Köpfen herüberschauten. Scharf und dunkel zeichnete sich die ganze Colonne, zehn an der Zahl, gegen die weiße Schneefläche ab, und der Wald ihrer Geweihe überragte hoch die tiefliegende Linie des fernen Forstes und streckte sich in den westlich sich klärenden, schon abendlich gefärbten Himmel. So erwarteten sie die Annäherung des Pürschwagens bis auf ungefähr dreihundert Schritte, dann aber warf sich der Eine der Stattlichen plötzlich

herum und nahm die ganze übrige Schaar mit sich fort. Zu meiner Beruhigung jedoch überschritten sie nicht die vor ihnen liegende weite Fläche, sondern nahmen vielmehr wiederum das schützende Holz an, das sie für den Augenblick der Beobachtung völlig entzog. Allein im Weiterfahren erblickten wir sie bald auf's Neue, da sie sehr bald wieder Halt gemacht hatten. Nun war es vorerst Hauptaufgabe, die Regegewordenen geschickt anzufahren, was durch den bewanderten Pürschjäger vortrefflich gelang.

In weitem Kreise ausholend näherten wir uns unmerklich mehr und mehr, so daß sie, nun arglos geworden, ruhig aushielten. Schon waren wir in solcher Weise fast schußgerecht hinangekommen und beabsichtigten nur noch einen alten Weg zu gewinnen, von wo aus sie dann so sicher zu beschießen waren, daß man einen glücklichen Erfolg hoffen durfte, auf den es heute ja ganz besonders ankam, da der kurze Tag bereits zur Neige ging und kaum zu erwarten stand, gelang es hier nicht, an diesem Tage überhaupt noch Etwas auszurichten. Deshalb mußte ich meiner Ungeduld Zügel anlegen und in fieberhafter Aufregung verharren, bis wir das erwähnte Geleis erreicht hatten. Indeß noch ehe dies geschehen konnte, wendete sich zu meinem Schrecken plötzlich der ganze Trupp wieder und zog langsam abermals der Blöße zu. Schnell, aber leise und unbemerkt glitt ich vom Wagen herab, um, wenn die Gelegenheit sich günstig gestalten sollte, sofort schußfertig zu sein. Denn wirklich blieben die vertraulich gewordenen Hirsche sehr bald noch einmal am Rande des Holzes stehen, gerade als der Pürschwagen, hinter dem ich ohne Aufenthalt hergeschritten war, in gemessenster Schußweite an dem Trupp vorüberfuhr. Diesen Moment benützend, blieb ich hinter einer alten übergehaltenen Kiefer stehen, während der Pürschwagen langsam weiter rollte und die Geweihten demselben neugierig nachäugten. Raschen Blickes und dabei die Büchse bereits am Kopfe haltend, hatte ich inzwischen den Schwächsten unter den Stattlichen ausgespäht, der mir auch glücklicherweise so halbwege, wenn auch etwas spitz, schußgerecht stand. Mit Gewalt meine Aufregung für die nächsten Augenblicke niederkämpfend, zielte ich möglichst ruhig und berührte fast schon den Abzug der gestochenen Büchse, das vernichtende Blei zu entsenden, als in diesem Moment ein starker Hirsch ein paar Schritte vorwärtszog und dadurch den Todescandidaten deckte. Schon lenkte ich dennoch, um keine Zeit zu verlieren, das verderbenbringende Rohr auf einen andern, etwas ferner stehenden Sechsender, als der Störer noch um eine Körperlänge elastischen Ganges weiter schritt und den Ersterwählten wieder frei werden ließ. Im Nu hatte ich denselben von Neuem auf dem Korn und ohne zu säumen gab ich Feuer. Das Zeichnen des Hirsches, sowie der hörbare Kugelschlag bewiesen mir, daß ich nicht gefehlt hatte, und meinem Abkommen nach mußte die Kugel auch gut sitzen. Doch in vollster Flucht folgte der Getroffene dem fortstürmenden Trupp und rasselnd und brechend gingen die Gesprengten durch die Stangen der unabsehbaren Brandfläche zu. Glücklicherweise konnte ich, da mein Stand an der Spitze des Holzes war, die ganze weite Strecke ungehindert übersehen und in Folge dessen die beschossenen Hirsche genau beobachten.

Dahin tosten sie, die Geängsteten, im tollsten, entfesseltsten Lauf, den angeschossenen Genossen unaufhaltsam mit sich fortreißend. Aber kaum hundert Schritte weiter hin packte den Schwergetroffenen plötzlich der Tod, daß er, weit nach vorwärts schießend, jählings zu Boden stürzte, und über ihn hin ging nun der erschreckte Troß, in gewaltigen Sätzen den Erlegenen überfliegend. Dumpf dröhnend hörte man die wie vom Sturmwind Gejagten über den harten verkohlten Boden hinrasen, und der lockere weiße Flaum, der jetzt die gewaltige Feuerstätte eines frühern Waldbrandes deckte, umhüllte, durch das rapide Eingreifen so vieler stahlsehniger Läufte emporgewirbelt, die Dahinbrausenden mit einer dichten Nebelwolke. Kaum konnte das Auge den Angstbeflügelten folgen, und in kaum denkbar kurzer Frist verschwanden die Flüchtigen in dem schützenden Walde, der als duftverschleierter blauer Streifen jenseits der nackten Oede sich erstreckte. Einsam lag der Geschossene auf dem weiten, weiten Schneefelde, das der Verendende in seiner unmittelbaren Nähe mit seinem Schweiße purpurn färbte. Noch einmal hob er das gekrönte Haupt, wie um sich aufzuraffen, doch zur Erde sank es kraftlos wieder, wo es der tiefe Schnee mit weichem, kühlem Flaum umschloß. So hingestreckt, ohne jegliche Regung, lag der verendete Edle da, während hoch über dem auf mächtigem Leichentuch Gebetteten ein langer Zug Krähen in trägem Fluge ihren Ruhestätten zusteuerten und dabei mit lärmendem Geschrei gleichsam den Grabesruf für den königlichen Todten herabkrächzten. Sonst herrschte ernstes, feierliches Schweigen ringsumher, der ganze Wald schien mitleidsstumm über den Gefallenen zu trauern — das Ganze bot ein Bild tiefer Wehmuth dar.

Blätter und Blüthen.

Londons moderne Todtenstätten. „London schläft nicht!“ sagt das Sprüchwort. Wie im Reiche der britischen Krone die Sonne nicht untergeht, so geht in London der Tag niemals zu Ende. Wenn die City und die Fabrikdistricte der Hauptstadt müde sind und in Schlaf sinken, ist das Westend zu vollem Leben erwacht, und der Abend von Westend reicht weit in den Morgen derjenigen Stadttheile hinein, deren Bewohnern die Arbeit anstatt des Vergnügens als Loos zufiel.

Die Schlaflosigkeit Londons verfehlt nicht, auf jeden Fremden, wenn derselbe auch aus einer andern Metropolis käme, einen tiefen Eindruck zu machen. Dies Gewahren eines unablässig dahinbrausenden Stromes menschlicher Thätigkeit, menschlichen Strebens und Genießens erfüllt den Beschauer mit einer innern Ruhelosigkeit, die zu den sieben großen Plagen von London gehört.

Schlaf und Tod sind Brüder! Seltsam, daß man in London erst nach längerer Anwesenheit an den zweiten Bruder denkt, wenn man den ersten nicht finden kann. Wir staunen vor einem der Paläste Westminsters ein eigenthümliches Schauspiel an. Man hat dem Hause Kleider angezogen. Das Portal ist mit Draperien versehen; einem großen Wappenschilde darüber sind wallende Laken umgehängt; dick aufgepuffte Festons ziehen sich unter den Fensterreihen hin und vom Hause herab hängen Fahnen bis fast zur Erde — Alles schwarz, viel schwärzer noch als die Mauern, an denen der Ruß in dicken Thränen herabrinnt. Und die steinernen Pfeiler der Einfahrten erscheinen ebenfalls im Habit habillé, ganz in Crêpe von oben bis unten, mit einer schwarzen Vase auf dem Kopfe, aus welcher dunkelfarbige Agaven ihre schnittigen Blätter emporstrecken. Ein Mitglied der hohen Aristokratie ist gestorben. Gestorben! Das Wort führt uns auf eine Ideenreihe, zu welcher wir in London bis jetzt nicht gelangen konnten. Wir waren bisher ausschließlich unter dem Eindrucke des Gesammtlebens der drei Millionen menschlicher Wesen in London. Wir haben noch nicht daran gedacht, daß man in London, wo ewiges, schlafloses Leben herrscht — stirbt! Jetzt erst fällt es uns auf, daß wir, so lange wir in der Hauptstadt sind, und das können schon drei Wochen sein, noch keinem Leichenzuge begegneten. Welcher frappante Unterschied, wenn London mit deutschen Städten verglichen wird! Wir wohnten in einer norddeutschen Residenz in einer sehr hübschen Straße — ekelhaft genug hieß sie die Todtenstraße — und mußten Morgen für Morgen den öffentlichen Aufmarsch von etwa einem halben Dutzend Leichenprocessionen mit ansehen.

Der Mensch denkt selten an den Tod, wenn sich der Gedanke nicht durch äußerliche Umstände aufdrängt. In London, wo man sehr selten Leichenprocessionen sieht, die in der Regel auf eine bemerkenswerthe Qualität des Hingeschiedenen schließen lassen, vergißt man's, daß wir mitten im Leben vom Tod umfangen sind, daß das Leben der drei Millionen Londoner Tag für Tag etwa zweihundert Menschenleichen kostet. Oft begnügt sich der Tod mit einer geringern Einnahme und creditirt den Rest; dann aber fährt er unvermuthet zu und zieht seine Forderung sammt Zinsen und Zinseszinsen in einer einzigen Woche an sich. Wo bleiben aber diese Massen von Hingeschiedenen, diese vielen Tausende von Leichen, welche London Jahr für Jahr liefert? Ein ganz mäßiger Anschlag ergiebt, daß in London, so lange die gegenwärtige Generation existirt, über eine Million viermalhunderttausend Menschen gestorben sind. Wo wurden und werden diese Leichenarmeen untergebracht? Es ist ersichtlich, daß es, wenn es für die lebenden Londoner ein London giebt, auch für die todten Londoner an einer großartigen Hauptstadt nicht fehlen durfte.

Das riesenhafte Steigen der Bevölkerung Londons datirt vom Jahre 1843, und mit dieser Steigerung ging die Vermehrung der Todesfälle in London parallel. Im Jahre 1843 betrug der Raum sämmtlicher Londoner Friedhöfe nicht mehr als zweihundertunddrei Acker, welche in der meist unmittelbaren Nähe der Wohnungen für die Lebenden lagen. Auf diesen engen Leichenäckern wurde jährlich eine Armee von gegen zweiundzwanzigtausend Erwachsenen und dreißigtausend jüngeren Personen und Kindern Schicht für Schicht übereinander gebettet. Wären die Begräbnißgesetze für London nicht fürsorgend eingetreten, so hätten sich die Leichenschichten hoch über den Boden erheben und dem lebenden London über den Kopf wachsen müssen. Auf dem Kirchhof von Highgate war man schon so weit gediehen, für die Einscharrung Erde anfahren zu müssen. Die Friedhöfe von Highgate und Kensall-Green, beide voll sehenswerther Denkmäler mit einem schauerlichen Chaos von durcheinandergeworfenen Menschengebeinen dicht unter der Oberfläche des Bodens, durften seit den betreffenden Verordnungen (1852 und 1853) nicht mehr erweitert werden. Die Benützung ist an sehr erschwerende Bedingungen gebunden. Eine schwache Idee von der ebenso gesundheitwidrigen wie unwürdigen Art, in welcher früher in London die Begräbnisse in der großen Mehrzahl von Fällen stattfanden, giebt die Praxis der Bestattung auf dem Friedhofe zu Bethnal-Green, im Osten der Stadt. Dieser Begräbnißplatz gehört der Victoria-Park-

Gesellschaft und unterliegt den Begräbnißgesetzen der Hauptstadt nicht. Vom Abney-Park-Friedhofe ist das saubere Aeußere zu rühmen; es ist jedoch bekannt, daß die Todtengräber mehr mit Aexten und Beilen, als mit Grabscheiten arbeiten müssen, um durch Särge und menschliche Reste hindurch den Weg in die Tiefe zu finden.

Ein Schauder durchlief London, als der auch in Hinsicht auf das Hospitalwesen verdiente Dr. Sutherland die Geheimnisse der Londoner Begräbnißplätze enthüllte (1855). Vor allen Dingen mußten geeignete Räume zu Gebote gestellt werden, um die Leichenmassen aus der Nähe Londons zu entfernen. Dann konnte auch auf eine würdige und billige Art der Bestattung, so wie auf den sehr wichtigen Umstand Rücksicht genommen werden, die Möglichkeit zu geben, daß die Leichen in der nächsten Nacht nach dem Hinscheiden, bei Epidemien sofort, aus dem Sterbelocal entfernt wurden.

Was den letztern Punkt anbetrifft, so ward der haarsträubende Fall als sehr oft eintretend constatirt: daß in der Wohnung von armen Familien, welche das enorme Begräbnißgeld nicht erschwingen konnten, eine Leiche oft wochenlang liegen bleiben mußte. Von eintausendvierhundertfünfundsechzig Familien eines Districts von London, wo viele Arbeiter wohnen, besaßen neunhundertneunundzwanzig Familien nur je ein Wohnzimmer, wo auch geschlafen werden mußte, und in sechshundertunddreiundzwanzig Familien war nur je ein einziges Bett zu finden. Und dazu eine nicht wegzuschaffende Leiche!

Rousseau sagte: „Alle Laster des Menschen entspringen aus der Bildung, deren Ursache der menschliche Geselligkeitstrieb ist“. Wir nehmen nur den letzten Theil des Satzes als richtig an. Der Geselligkeitstrieb, welcher Massen von Menschen vereinigt, hat eine reiche Folge von Erscheinungen herbeigeführt, die den Verstand und die Erfindungskraft im höchsten Grade belebten. Das Massenleben Londons zeigt von Zeit zu Zeit ganz eigenthümliche, neue Verhältnisse, denen entweder schleunigst abgeholfen werden muß, oder welche für neue Eroberungen im Gebiete praktischer Lebensweisheit auszunützen sind.

Zuerst staunten die Londoner rathlos, als ihnen genau vorgerechnet wurde, daß die Metropolis einen Begräbnißgrund nothwendig habe, so groß, wie Hyde Park, St. James Park und die Kensington Gärten zusammengenommen. Bald aber war der Anfang gemacht, Abhülfe zu gewähren. Die erste Nekropolis Londons entstand zu Woking Common, am südlichen Ufer der Themse. Die Woking-Begräbniß-Compagnie kaufte zweitausend Acres Grund und Boden und bestimmte vierhundert Acres zu einem Friedhof. Die Anlage war unter Zugrundelegung der Forderungen der besten medicinischen und technischen Autoritäten gemacht worden. Wer London besucht, findet die anderthalb Stunden Zeit, um den Woking-Kirchhof zu besuchen und die Pracht der Parkanlagen, der Blumenbeete, die wohlgepflegten Wege sammt den Einrichtungen für die Bestattung selbst zu bewundern. Man fährt auf der Südwest-Bahn in einer halben Stunde nach Woking.

Mit Woking Cemetery wetteifert der Friedhof von Colney Hatch, von einer großartigen Compagnie seit einigen Jahren erst für die Benutzung eröffnet. Dieser Friedhof liegt an der nördlichen Uferseite der Themse, fünfzehn Minuten Zeit von London entfernt und mit der großen Nordwestbahn zu erreichen.

Um Zeuge zu sein, wie die Colney-Hatch-Gesellschaft ihr höchst rentables Geschäft betreibt, gehen wir zum Empfangsbahnhofe in Kings Croß, welcher dicht an das Areal der Hauptstation der großen Nordbahn stößt. Mit dem Einbruch der Dämmerung gehen die Leichenwagen in die Stadt ab, Fuhrwerke, welche sich durch nichts, als durch ihre flachen, verschließbaren Kästen von anderen leichten Lastwagen unterscheiden. Diese Wagen bringen die Leichen, deren Anmeldung im Laufe des Tages erfolgt ist. Für billigsten Preis wird hier, wenn es gewünscht wurde, ein Sarg sammt der Leichentoilette geliefert; die Compagnie ist jedoch auch im Stande, die luxuriösesten Bestellungen auszuführen. Die Leichen werden mit einem zu regelmäßigen Zeiten vom Bahnhofe abgehenden Dampfzuge nach dem Colney-Hatch-Friedhofe befördert. Hier kommen sie in eine große Halle, wo sie, unter allen gegen das Lebendigbegrabenwerden gerichteten Vorsichtsmaßregeln, bewacht werden. Für die Leidtragenden sind besondere Züge am Tage bestimmt. Bis zur Bestattung steht es den Hinterbliebenen frei, ihre Todten zu sehen. Die Särge stehen auf Platten mit Rollen und können leicht auf der Estrade, wo sie aufgestellt sind, hin- und herbewegt werden.

Die Kosten der Aufnahme einer erwachsenen Leiche und Fortführung derselben nach der Friedhofs-Bahnstation Colney Hatch kostet mindestens sechs Schillinge oder etwa zwei Thaler. Das Begräbniß selbst wird billigst für dreizehn Schillinge sechs Pence ausgeführt. Für das Billet eines Leidtragenden nach dem Friedhofe und zurück wird ein Schilling sechs Pence berechnet. Die Personenwagen sind, für theureren Fahrpreis, sehr elegant eingerichtet. Sonst kostete das jämmerlichste Begräbniß in London vier Pfund Sterling = siebenundzwanzig Thaler, welche vorausbezahlt werden mußten, während die Colney-Hatch-Company sich zunächst nur die Aufnahmekosten entrichten läßt.

Bereits gegenwärtig ist der Colney-Hatch-Kirchhof stark in Anspruch genommen worden und die ursprünglich für die Gräber — auf zehn Jahre — bestimmten einhundert und fünfzig Acres haben bereits ihr Deputat an unterirdischen Bewohnern empfangen. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, die noch nicht in „Geschäftsbetrieb“ genommenen weiten Bodenflächen mit dem Gedanken zu betrachten: daß die ganze Räumlichkeit zu Todtenlagern benützt werden wird.

Noch gewaltiger berührt es, wenn der Dampfzug dahinbraust in die Nacht hinaus; — mögen die Sterne über Blumen blinken, oder mag der Sturm über kahle, winterliche Felder fegen — der Zug mit den dunklen, fensterlosen Wagen, in welchen sich die Todten als Passagiere befinden, bleibt gleich schauerlich.

Unendlich segensreich für die Sanitätsverhältnisse Londons haben jedoch diese Bestattungs-Compagnien gewirkt, welche mit größter Schnelligkeit die Entfernung der Leichen aus dem Bereiche der Lebendigen Londons vermitteln. London, wo man so selten Jemand begraben sieht, ist laut der Tabellen der Lebensversicherungen die gesundeste Stadt in ganz England und wird hinsichtlich der günstigen Ziffer der Sterblichkeit von keiner Stadt Europas übertroffen.

A. G.

Das Jubelfest des schwarz-roth-goldnen-Banners. (Nachtrag.) Es ist uns von vielen Seiten der Wunsch ausgesprochen worden, daß die „Gartenlaube“ den in Nr. 33 angezeigten Schluß dieses Artikels noch im laufenden Jahrgang bringen möge. Dies geschieht hiermit, wobei wir jedoch allerdings zu einer möglichst gedrängten Darstellung uns genöthigt sehen.

Mit dem Jahre 1827, bis zu welchem der zweite Theil dieses Artikels (Nr. 33) uns geführt hatte, nahm die berüchtigte Mainzer Commission ein Ende, in den Festungen schmachteten nur noch Wenige (darunter A. Ruge in Colberg), der Ernst der Verbote wurde geringer, die Farben wurden wieder getragen und nur das Turnen noch mit großer Heimlichkeit getrieben.

Inzwischen bereitete sich von Erlangen aus jene innere Spaltung der Burschenschaft vor, welche bald die förmliche Trennung zur Folge hatte. Während die eine Richtung (die sog. arminische) das alte „Frisch, Frei, Fröhlich, Fromm“ der Burschenschaft und deren patriotische Tendenz festhalten, aber von einem Hinausgreifen über das Studentische nichts wissen mochte, wollte die andere Richtung (die sog. germanische) nicht eine bloße Vorbereitung zur Herbeiführung eines freien Staatslebens, sondern schon von der Universität aus diese Herbeiführung selbst, wollte einen freien Verein deutscher Jünglinge zur Herbeiführung eines in Volkseinheit und Volksfreiheit bestehenden Zustandes im deutschen Vaterlande, verfolgte also eine praktisch politische Tendenz, welche schließlich einen revolutionären Charakter annahm. So trennte sich die Burschenschaft um 1830 fast überall in Arminen und die „forscheren“ Germanen. Hinsichtlich der Eigenthümlichkeiten beider Parteien verweisen wir auf die „Geschichte des Jenaischen Studentenlebens von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart (1548–1858) von Rich. und Rob. Keil (Leipzig, Brockhaus 1858)“. Hier mag nur noch bemerkt sein, daß aus solchen Conflicten hervorgewachsene beißende Spottlieder, wie sie sich theils nur noch im Gedächtniß der damaligen Musensöhne forterhalten haben, theils durch ein jetzt im sechsundsiebenzigsten Semester stehendes bemoostes Haupt von Jena, die sogenannte Alte Latte, unter dem Titel „Jena'sche Luft“ veröffentlicht worden sind, die gegenseitige Stimmung am deutlichsten veranschaulichen.

Trotz alledem und obgleich die verschiedenartigen Zwecke die beiden Burschenschaften auseinander hielten, war das damalige vielbewegte akademische Leben in Jena doch schön. Da kam das große Hambacher Fest (27. Mai 1832) und in und als Folge desselben neue strengste Bundesverbote gegen die Burschenschaft, wie als Antwort darauf ein neuer Burschentag zu Stuttgart und einige Monate später, am 3. April 1833, das Frankfurter Attentat. Eine neue Untersuchungs-Centralbehörde wurde in Frankfurt a. M. niedergesetzt und neue Demagogen-Verfolgungen begannen. Schon der Besitz eines altdeutschen Rockes reichte damals hin, um chicanirt und gemaßregelt zu werden. Die Bibliothek und das Archiv der Burschenschaft, — aus denen später so viel wichtiges Material zu unserer Geschichte des Jenaischen Studentenlebens und neuerdings zur Aufklärung über die Gründung der deutschen Burschenschaft in Jena geschöpft werden konnte — mußten sich wieder in Kisten und Kasten, ja unter das Holz im Holzstalle flüchten. Aber der burschenschaftliche Geist war auch jetzt nicht auszurotten, im Geheimen bildeten sich neue Vereine, im Geheimen trug man die Farben, pflegte vaterländischen Sinn nach wie vor und vergaß darüber auch den Humor nicht. Die Spalten dieser Zeitschrift brachten vor Kurzem (in dem Artikel „Es war doch schön auf Hochschulen“, Nr. 27) die lebendige Schilderung eines humoristischen Festes aus jener Zeit.

Was die Burschenschaft gepflegt und bewahrt hatte: das deutsche Einheitsgefühl, das Nationalbewußtsein, war allmählich durch alle Schichten des Volkes gedrungen; im Jahre 1848 hatte es, wenn auch nur vorübergehend, seinen Sieg gefeiert; die deutschen Turner, Schützen und Sänger waren seitdem mit ihren nationalen Festen zu einer großen deutschen Burschenschaft geworden. Da feierte in den Augusttagen 1858 das alte, aber ewig junge Jena sein dreihundertjähriges Jubiläum. Von Nah und Fern, von Süd und Nord strömten die „alten Häuser“ herbei, ja selbst die ältesten Häuser, welche in den Jahren 1792, 1793 flg. in Jena studirt, sogar den großen Auszug nach Nohra im Jahre 1792 noch mitgemacht hatten, und am 12. Juni 1865 sah das „deutsche Haus“ wiederum eine Schaar alter Bursche vereinigt. Ein Häuflein Burschenschafter aus der alten und ältesten Zeit der Burschenschaft (Klötzner, Hanitsch, Tömlich, Scheidler, Hotzel, Schüler, Frommann, Stark, Gabler, Haberfeld, Wedekind, Klopfleisch, Kluge u. A.) feierten mit festlichem Mahle den fünfzigjährigen Stiftungstag der Burschenschaft. Es war eine Tafelrunde voll feierlicher, gehobener Stimmung. Wie erklang so festlich wieder unter des greisen Componisten Hanitsch Leitung das alte Bundeslied: „Sind wir vereint zur guten Stunde“! Wie fröhliche Rührung verbreitete sich im Kreise, als Superintendent Klötzner sein von ihm heilig bewahrtes Exemplar des Liedes, wie er es damals am 12. Juni 1815 und mit diesem Datum auf dem Titel behändigt erhalten hatte, aus der Tasche zog! Wie erklangen Toaste so innig, so kräftig auf die Gründer der Burschenschaft, auf ein einiges, freies deutsches Vaterland, auf Fichte, auf ein frisches, freies Studentenleben, auf dahingegangene Freunde etc.! Wie begeistert verabredeten die Theilnehmer am Wartburgfeste von 1817, treu dem Geiste, in dem sie dort vereinigt gestanden, eine Erinnerungsfeier für das Jahr 1867!

Nur Eines fehlte: die alte Burschenfahne, und damit hatte es seine ganz eigenthümliche Bewandtniß.

Am 31. März 1816, am zweiten Jahrestage der Einnahme von Paris, wurde, wie schon im ersten Theil dieses Artikels berichtet ist, der Jenenser Burschenschaft von den Frauen und Jungfrauen Jenas eine prachtvolle Fahne zum Geschenk überreicht. Sie besteht, wie die Abbildung auf Seite 509 der Gartenlaube zeigte, aus einem schwarzen und zu beiden Seiten

zwei rothen Streifen, durch welche drei Felder ein goldgestickter Eichenzweig sich quer hinzieht; die Fransen sind ebenfalls golden, die Quasten schwarz-roth-golden, die schwarze Spitze ist goldberandet mit rothem E. F. V. („Ehre, Freiheit, Vaterland“, der Burschenwahlspruch). Diese Fahne wehte seitdem der Burschenschaft bei jedem öffentlichen feierlichen Auszug voran und zog 1817 an der Spitze des Festzugs, vom Grafen Keller getragen, in die Wartburg ein. In der Zeit der Demagogen-Verfolgungen, im Jahre 1822, als auch ein Befehl zur Confiscation dieser Fahne erlassen worden war und ganz besonders auf sie gefahndet wurde, hielt man sie, das Heiligthum der Burschenschaft, in Jena nicht mehr sicher. Ein Vorsteher der Burschenschaft, Stud. theol. W., überbrachte sie im Jahre 1822 seinem Bruder W. W., ebenfalls einem gediegenen, alten Burschenschafter, in das väterliche Haus nach Dornburg. Dort wurde sie mit Wachstuchüberzug in dem Schlote aufbewahrt. Die Mutter wußte darum. Der Schlotfeger wurde nicht eher zugelassen, bis die Fahne unbemerkt anderwärts geborgen war. Sie bewachten dieselbe wie ein Heiligthum. Die Brüder W. kamen von Dornburg fort, der ehemalige Stud. theol. W. gab daher die Fahne zur Aufbewahrung an einen andern ehemaligen Burschenschafter, Pfarrer T., damals in Sch. in der Nähe von Camburg. Sie soll dort mehrjähriges sicheres Versteck unter dem Altar gefunden haben. In der Zeit der Arminen und Germanen wurde einem der Vorsteher der Arminen die Vollmacht zu Theil, die Fahne für die Arminen in Empfang zu nehmen. Eine Deputation der Letzteren holte sie nach Jena ab. Als aber auf eine vertrauliche Anfrage die Eröffnung erfolgte, daß der Confiscationsbefehl noch nicht zurückgezogen sei, und man daher die Fahne in einer Studentenwohnung nicht sicher glaubte, wurde sie einem damals in Jena lebenden Burschenschafter Prof. R. S. anvertraut, mit welchem sie über die Grenze Deutschlands in die freie Schweiz nach Bern wanderte. Im Jahre 1848 bot Prof. S. den Burschenschaften Jenas, falls sie sich vereinigen wollten, die Fahne an, die Einigung kam aber nicht zu Stande. Zum Jubiläum 1858 kam die Fahne nach Jena, aber sie erschien nicht im Festzuge. Man erzählte sich, daß die weimarische Regierung das Wiederenthüllen der Fahne nicht gestattet habe. Da man damals das Fest der Universität, folglich aller Studenten und aller Verbindungen feierte, so hätte das Enthüllen der alten Burschenschaftsfahne wohl ein zu einseitiges Interesse auf sich gezogen und jenen zu einem politischeren Anstrich Gelegenheit geboten, als man wünschte; dies mochte damals für die Beseitigung der alten Burschenschaftsfahne einen Grund bieten, der natürlich bei dem Feste des Burschenschaftsjubiläums wegfiel.

Und es ist auch wahr geworden, was die obige Vermuthung ausspricht, und dadurch ist zugleich auch der Titel dieses Artikels schließlich gerechtfertigt: man konnte in der That „das Jubiläum des schwarz-roth-goldenen Banners“ feiern, denn das erste dieser Farbe beging das Fest seiner Wiedererstehung in großartigster Weise. Die Festfeier selbst ist unseren Lesern durch die Tagesblätter wohl ausführlich genug geschildert worden. Wir haben hier blos hinzuzufügen, daß diese Jubelfeier sich bis nach Amerika erstreckte, wo die alten Burschen in New-York sie begingen und von wo Carl Schramm einen poetischen Gruß und ein Bändchen seiner recht frischen, warmen Gedichte (das wir auch dem großen Publicum zur Berücksichtigung empfehlen) an die Festgenossen in Jena sandte. Es ist eine hohe Genugthuung auf dieses fünfzigjährige Jubiläum der Burschenschaft mit dem Gedanken zurückblicken zu können, daß dasselbe vor allen bisherigen Nationalfesten – denn ein solches war es im besten Sinne des Worts – sich dadurch auszeichnete, daß es nicht nur Gesinnungsgenossen im Streben für Freiheit, Vaterland, National- und Mannesehre zu einem Feste vereinte, bei welchem die Jüngeren sich am Anblick der tapfern Alten stärken und die Alten ihr Mühen und Leiden belohnt sehen sollten an dem frischen Zukunftsmuth der Jugend; sondern, daß es zugleich glänzender als irgend Etwas einen Triumph des Rechts gegen die Gewalt darstellte, indem es zeigte, wie das von der Burschenschaft verfolgte Ziel der Einigung der deutschen Volksstämme und Staaten sammt dem schwarz-roth-goldnen Zeichen dieser Einigung trotz heiliger Allianz und trotz Bundestag, trotz Rußland und Metternich, kurz trotz alle-alle-alledem zum Ziel und Zeichen der deutschen Nation geworden ist, die von Tag zu Tag deutlicher darthut, daß sie diese Errungenschaft nicht so leicht wieder aufgiebt, wie einst andere.

Ein Besuch bei Miß Braddon. Welche unserer freundlichen Leserinnen kennte wohl nicht Miß Braddon, die Verfasserin der Romane „Lady Audley's Geheimniß“, „Aurora Floyd“, „Eleanor's Sieg“ und noch vieler anderer spannend interessanter Werke? Sie zeichnet sich unter der zahlreichen Legion der englischen Schriftstellerinnen bedeutend aus, indem sie den von ihren Vorgängerinnen breitgetretenen Weg der Moralpredigten, der Proselytenmacherei für Mäßigkeitsvereine, Industrieschulen und religiöse Secten, der guten Lehren für Dienstboten, kurz, der sanften Langeweile entschieden gänzlich verließ und mit Wilkie Collins den englischen Sensationsroman schuf, welcher den französischen Werken dieses Genres an Reinheit und Feinheit der Ausführung weit überlegen ist.

Auch für die Bühne wurden die Romane Miß Braddon's bearbeitet, und auch hier feierte die schöne Lady Audley mit den sonniggoldenen Locken und dem kindlich-lieblichen Antlitz, die kaltblütige Verbrecherin, sowie die ebenso reiche wie reizende Aurora Floyd, die als romantisches junges Mädchen mit einem Groom durchgegangen ist und dann einen achtbaren Gatten geheirathet hat, während der todtgeglaubte Jockey ihr unablässiger Quälgeist wird, gleiche Triumphe.

Miß Braddon vermählte sich vor etwa zwei Jahren mit dem Verleger ihrer Werke, dem Buchhändler Maxwell in London, der hierbei durchaus nicht blos aus Speculation handelte, wie manche boshafte Zungen behaupten wollten, sondern wohl meist durch aufrichtige Zuneigung für die liebenswürdige, geistvolle Dame dazu bewogen wurde, ihr seine Hand anzubieten.

Ich war so glücklich, mehrere Empfehlungsbriefe sowohl an Herrn Maxwell, wie auch an dessen Gattin zu besitzen, als mich mein Weg vor Kurzem nach London führte. Bei meinem ersten Besuch traf ich blos Herrn Maxwell an, welcher mich auf den folgenden Tag zum Essen einlud, so daß ich meine Neugierde, die vielgenannte Schriftstellerin zu sehen, noch etwas zügeln mußte.

Endlich war doch die erwünschte Stunde erschienen und ich klingelte abermals an der Hausthür des allerliebsten, eleganten Hauses in Mecklenburg-Square, einem sehr ruhigen und stillen Stadttheil, der ganz besonders für solche Schriftsteller geschaffen zu sein scheint, die wie Frau Maxwell zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Thaler des Jahres verdienen. Ich wurde von der berühmten Dame sehr anmuthig und freundlich empfangen und erhielt bei Tische einen Platz ihr gegenüber, so daß ich alle Gelegenheit hatte, sie zu betrachten und zu beobachten. Sie ist eine kleine, ziemlich volle Blondine mit ansprechenden Zügen, einfach, aber sehr geschmackvoll gekleidet, ohne irgend etwas Auffallendes in ihrem Wesen, ihrer Haltung und Sprache. Nichts an ihr verräth im Mindesten den „Blaustrumpf“ nach der Idee, die man sich von einem solchen macht; Niemand ahnt in der freundlichen, zierlichen Hausfrau die kühne Phantasie, welche sich in allen ihren Schriften zeigt.

Den vorherrschenden Ausdruck ihres Gesichts bilden Güte und Sanftmuth; ihre Urtheile sind stets wohlwollend, und obgleich sie reiche Kenntnisse besitzt, macht sie doch mit ihrer Gelehrsamkeit in keiner Weise Parade, sie läßt ruhig ihr Licht unter dem Scheffel stehen, wie dies so wenigen ihrer Colleginnen möglich ist, aber gerade dadurch wird ihre Unterhaltung so wohlthuend und liebenswürdig. Sie ist eine sehr fleißige Arbeiterin, die Arbeit wird ihr indeß ungemein leicht. Fast immer arbeitet sie zu gleicher Zeit an zwei bis drei Romanen, die in verschiedenen illustrirten Journalen erscheinen. Ihr Gatte, Herr Maxwell, welcher äußerst thätig und speculativ ist, weiß die schriftstellerische Beliebtheit seiner Frau gehörig zu benützen und verfährt bei der Veröffentlichung ihrer Werke mit vieler Klugheit. Miß Braddon, oder vielmehr Frau Maxwell, steht sehr früh auf und arbeitet den ganzen Morgen, so daß sie gegen Mittag ihr Tagewerk beendet hat, worauf sie entweder spazieren fährt oder spazieren reitet, was sie besonders gern thut, da sie eine sehr gewandte Reiterin ist.

Sie spricht Französisch und auch ziemlich gut Deutsch, liest viel, da sie auch für die neuen Literaturerscheinungen des Auslandes großes Interesse hegt, und sieht des Abends gewöhnlich einen gewählten Kreis von Bekannten und Freunden um sich, geht aber selbst wenig in Gesellschaft, weil sie sich zeitig zur Ruhe zu begeben pflegt, um des Morgens mit frischen Kräften an die Arbeit gehen zu können.

Sie hat mir einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen, weit angenehmer, als ich nach der Lectüre einiger ihrer letzten Romane, wie „Henry Dunbar“ und „die Frau Doctorin“ ec., die allerdings mit manchem bizarren Beiwerk ausstaffirt sind, für möglich gehalten hätte.

Kleiner Briefkasten.

H—n, Colonie Blumenau in Brasilien. Die Gartenlaube steht zu keiner Partei in dieser Sache. Senden Sie also Ihre Entgegnung ein; wir werden dann sehen, ob sie sich zum Abdruck eignet. Nur ja keine Abhandlung, sondern Bilder frisch aus dem Leben heraus! An gutem Humor dazu scheint es Ihnen ja nicht zu fehlen.

S. K. in Paris. Heute endlich können wir Ihnen die erfreuliche Mittheilung machen, daß schon in einer der nächsten Nummern unseres Blattes die **„Erinnerungen an meinen Bruder Heinrich Heine“**, von Maximilian von Heine, Staatsrath in St. Petersburg, zu erscheinen beginnen werden.

F. R. in Potsdam. Sie irren sich wohl, wenn Sie von einem Abdrucke des Spielhagen'schen Romanes „In Reihe und Glied“ in der Janke'schen Romanzeitung sprechen. Derselbe erscheint ja bereits seit mehreren Wochen im Feuilleton der „Neuen freien Presse“.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



